(32)

# Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

---

LIBRARY APR 6 1967

Einunddreyßigster Band.

Ph 112

---

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

As
182
M82
Bd. 31-32

8114

# Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1850. -51

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 23.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 5. Januar 1850 theilte Hr. Prof. M. J. Müller kritische Bemerkungen mit, betreffend

a) die Geschichte des Koran, namentlich die zweifelhafte Aechtheit zweyer Suren desselben,

b) das Vorkommen zweyer Namen der Venus bey den semitischen Völkern,

c) die heutige den Spaniern eigenthümliche Aussprache des c vor e und i und des z, welche denselben nicht von den Arabern, deren diesen Laut bezeichnendes ص sich in entsprechenden Namen und Wörtern nirgends für jene spanischen Buchstaben gebraucht finde, mitgetheilt seyn könne, und überhaupt erst in den letztern Jahrhunderten müsse in Uebung gekommen seyn.

In der Sitzung vom 9. Februar hielt Hr. Prof. Dr. Spengel

Vortrag über die Arten des Styles in der griechischen Rede und über das dem Longinus zugeschriebene Buch περὶ ὕψους, worin (cap. 9) die Stelle über den Moses für untergeschoben erklärt wird.

In der Sitzung vom 2. März trug Hr. Prof. Haneberg vor

a) über Koscheiris Einheitslehre, Beytrag zur Geschichte des ältern Kelam (mahommed. Scholastik).

b) Derselbe wies einige eingeschobene Stellen im 8. Buch von Sadi's Rosengarten nach.

Hr. Generalvicar Dr. Windischmann hielt Vortrag über die große Keilinschrift des Königs Darius zu Bisutun.

In der Sitzung vom 4. Mai theilte Hr. Professor Streber die unten folgende Fortsetzung seiner Forschungen über die Architektonik des Salomonischen Tempels mit, in welchen namentlich eine ausgleichende Deutung der Angaben, die, den Büchern der Könige (III. 6) gegenüber, in denen der Chronik (II. 3) enthalten sind, zu gewinnen versucht ist.

Hr. Regierungsrath Chmel aus Wien, als erbetener Gast, machte, hiezu veranlaßt, anziehende Mittheilungen über die unter ihrem Dirigenten RR. Auer großartig wirkende auf alle Bedürfnisse der Wissenschaft wie des Lebens eingerichtete k. k. Staatsbuchdruckerey in Wien.

## Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

Der Salomonische Tempel ward bekanntlich theils übereinstimmend mit dem Grund und Aufrisse seines Vorbildes, der Stiftshütte, theils abweichend von demselben erbaut. Nach dem Vorbilde der

Stiftshütte wurde das eigentliche Tempelhaus, nämlich das Heilige und Allerheiligste errichtet, abweichend hievon wurden ringsum Anbauten hinzugefügt und zwar an der Süd-West- und Nordseite je drey Stockwerke übereinander, am Eingange aber oder an der Ostseite eine Vorhalle.

Was nun die architectonischen Verhältnisse dieser Anbauten, sowohl unter sich als zu dem Tempelhause anbelangt, so ist es sehr schwer, sich hierüber ein sicheres und deutliches Bild zu verschaffen; am meisten jedoch weichen die Ansichten darüber von einander ab, wie man sich das Verhältniß der Vorhalle zu den übrigen Theilen des Gebäudes zu denken habe.

Ueber die Gestalt und die Maaße der Halle haben wir im alten Testament zwey Nachrichten; die eine findet sich in den Büchern der Könige, die andere in den Büchern der Chronik. Der Verfasser der Bücher der Könige schreibt (I. 6, 3): „Und die Halle vor dem Tempel des Hauses, 20 Ellen war ihre Länge nach der Breite des Hauses und 10 Ellen ihre Breite vor dem Hause.“ Der Chronikenschreiber dagegen berichtet (II. 3, 4): „Und die Halle, die der Länge nach vor der Breite des Hauses war, hatte 20 Ellen und 120 Ellen in der Höhe.“

Zwischen diesen beyden Nachrichten ist nun zwar kein Widerspruch, im Gegentheile, was die Breite der Halle oder, wie es die heil. Schreiber nennen, ihre Länge anbelangt, stimmen beyde genau überein, im Uebrigen aber ergänzen sie sich wechselseitig, indem der eine die Tiefe, der andere die Höhe angibt, so daß wir uns die Halle diesen Berichten zufolge 20 Ellen breit, 10 Ellen tief und 120 Ellen hoch zu denken haben; allein dieser bestimmten Nachrichten ohnerachtet glauben die neueren Exegeten sämmtlich in der Angabe des Chronikenschreibers, so weit sie sich auf die Höhe bezieht, irgend ein Mißverständniß oder eine Unrichtigkeit voraussetzen und zu einer Hypothese Zuflucht nehmen zu müssen; nur darüber sind sie uneinig, ob sie der Halle überhaupt ein thurmartiges Ansehen zuschreiben sollen oder nicht, ob demnach die Hallenhöhe, statt auf 120, nicht richtiger auf 60 Ellen oder gar nur auf die gleiche Höhe mit dem Tempelgebäude, d. i. auf etwa 30 Ellen anzusetzen sey.



Wollen wir die Gründe für und wider diese verschiedenen Meinungen der älteren und neueren Exegeten der Reihe nach prüfen.

## I.

### War die Vorhalle 120 Ellen hoch?

Die meisten älteren Erklärer hielten sich wörtlich an den ganz deutlichen Text der Chronik und nahmen für die Halle eine Höhe von 120 Ellen an. Sie konnten hierüber um so weniger Bedenken tragen, als sie das Tempelhaus selbst durch Aufsetzung eines Oberstocks bis auf 60 *) oder gar, wie Lundius gethan **), auf 80 Ellen erhöhten; die Halle war dann nur um die Hälfte oder ein Drittheil höher als das Hauptgebäude. Allein I. Kön. 6, 2 heißt es ausdrücklich: „Und das Haus, welches der König Salomo baute, 60 Ellen war seine Länge und 20 seine Breite und 30 seine Höhe,“ und es liegt durchaus kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln, noch weniger aber über dem eigentlichen Tempelgebäude noch ein zweytes Stockwerk von 30 oder gar 50 Ellen, wovon nirgends die Rede ist, anzunehmen. Da dem zufolge das Verhältniß der Vorhalle zum Tempelgebäude in der That ganz anders sich gestaltet als die älteren Erklärer voraussetzten, da nach den Angaben der Bücher der Könige und der Chronik eine Halle von 120 Ellen Höhe nicht vor einem 60 oder 80, sondern vor einem nur 30 Ellen hohen Tempelhause gestanden haben würde, so ist allerdings Ursache genug vorhanden, an der Angabe, daß die Halle die bezeichnete Höhe wirklich gehabt habe, zu zweifeln.

Die Gründe zwar, die gewöhnlich dagegen angeführt werden, nämlich „das völlige Stillschweigen aller andern biblischen Schriftsteller von einem solchen Thurme,“ dann „daß sich gar kein Zweck, keine Bestimmung einer Vorhalle von solcher Höhe

*) Keil, der Tempel Salomos S. 90.

**) Joh. Lundius, jüd. Heiligthümer cap. XI. S. 331.

abſehen laſſe," endlich daß „beym zweyten Tempel die Halle nicht höher war als das Tempelhaus, es aber nicht wahrſcheinlich ſey, daß man in dieſem Stücke ganz von dem Salomoniſchen Vorbilde abgewichen ſey" [Keil a. a. O. S. 94. Anmerk. *)]: dieſe Gründe ſind nicht hinreichend, um die ſo beſtimmte Angabe des Chroniſten in Zweifel ziehen zu müſſen. Denn was das Stillſchweigen anderer bibliſcher Schriftſteller anbelangt, ſo ſind bekanntlich argumenta e silentio, zumal bey einem Gegenſtande vorliegender Art, von keinem Gewichte. Die Frage nach dem Zwecke einer Vorhalle findet ihre Beantwortung in der Beſtimmung anderer hoher Gebäude z. B. der Pylone, welche gleichfalls thurmartig vor den Tempeln und Paläſten Aegyptens ſich erhoben und deren Beſtimmung ſicherlich nicht einzig darin beſtand, den Prieſtern zur Beobachtung der Geſtirne zu dienen. Was endlich die Behauptung betrifft, beym zweyten Tempel ſey die Halle nicht höher geweſen als das Tempelhaus, ſo hat man hiebey vermuthlich die Stelle Esra 6, 3 im Sinne: „das Haus ſoll man aufbauen auf der Stelle da man opfert und ſeine Grundfeſten ſollen aufgerichtet werden, ſeine Höhe 60 Ellen, ſeine Breite 60 Ellen," welche Angabe man mit der des Joſephus verbindet, der Tempel ſey 100 Ellen hoch und 100 Ellen breit geweſen. Allein dieſe Nachrichten laſſen noch ſehr im Zweifel, wie ſich beym zweyten Tempel die Höhe der Halle zu der des Tempelhauſes verhalten habe. Sind nämlich hier die Maaße der Halle gemeint, ſo fehlt die Angabe der Höhe des Tempelhauſes; ſind die Maaße des Tempelhauſes angegeben, ſo fehlt die Höhenangabe der Halle; in beyden Fällen dienen dieſe Angaben nicht zum Beweiſe dafür, daß die Halle gleiche Höhe mit dem Tempelhauſe gehabt habe. Dieſe Gründe alſo ſind es nicht, welche die Angabe der Hallenhöhe auf 120 Ellen verdächtig machen, wohl aber das Verhältniß einer ſolchen Höhe der Halle zu der Höhe des Tempelhauſes und zu ihrer eigenen Breite und Tiefe. Bey aller Scheu, an dem Texte der heil. Schrift etwas verdächtigen zu wollen, wird doch jeder unbefangene Beurtheiler der Bemerkung Keils beyſtimmen, wenn dieſer ſchreibt (a. a. O. S. 90): „da das im Lichten 30 Ellen hohe Tempelhaus ſelbſt unter Vorausſetzung eines ziemlich hohen Sockels und mit Einrechnung des Dachs und ſeiner Bruſtwehr von Außen ſchwerlich über 35 — 36 Ellen Höhe hatte, ſo würde die Halle, falls jene Zahl der Chronik richtig wäre, faſt viermal ſo hoch als das Hauptgebäude geweſen ſeyn, alſo ein Verhältniß entſtehen, zu dem nicht einmal unſere höchſten Kirchthürme ein Analogon darböten. Es iſt demnach nicht die angegebene Höhe an ſich, was gegen die Richtigkeit der im maſorethiſchen Text der Chronik befindlichen Zahl Verdacht erregt, ſondern das große Mißverhältniß dieſer Höhe der Halle zu der des Tempelhauſes." Ich möchte noch hinzufügen, es iſt überdieß die Proportion der Halle an und für ſich, welche gegründetes Bedenken erregt, denn wie ſollte ein Gebäude, daß nur 20 Ellen in der Breite und 10 in der Tiefe hatte, 120 Ellen in der Höhe erreichen, alſo zwölfmal ſo hoch wie tief geweſen ſeyn? Wir können demnach ohne Bedenken annehmen, daß die Vorhalle nicht 120 Ellen hoch geweſen ſey. Wenn aber nicht 120, welches Maaß mag ſie gehabt haben?

## II.

### War die Vorhalle überhaupt nicht höher als das Hauptgebäude?

Die meiſten neueren Erklärer, wie Hirt, Meyer, Schnaaſe, Keil, Merz, Baehr, glauben, daß der Vorhalle ein thurmartiges Anſehen überhaupt nicht zugekommen ſey, nur darüber ſind ihre Meinungen getheilt, ob ſie derſelben gleiche Höhe mit dem Tempeldache oder mit den Seitenkammern zutheilen, ob ſie ihr demnach eine Höhe von 30 oder von 20 Ellen geben ſollen. Welche Gründe ſprechen für eine ſolche Annahme?

Man beruft ſich theils auf ein beſtimmtes Zeugniß, nämlich auf eine Leſeart, in welcher das Höhenmaaß geradezu auf 20 ſtatt auf 120 Ellen angegeben wird, theils auf Nachrichten, welche wenigſtens mittelbar bezeugen ſollen, daß die Höhe der Halle die des Hauptgebäudes nicht überſtiegen habe.

Was zuerſt das beſtimmte Zeugniß, welches für ein Maaß von 20 Ellen ſprechen ſoll, anbelangt, ſo hat bereits Keil (a. a. O. S. 94 An-

merk.**) die Unstichhaltigkeit dieser Berufung nachgewiesen. Schon Michaelis hatte in einer Handschrift und alten Version statt der Zahl 120 die Zahl 20 gefunden, allein diese Version ist die in der Londoner Polyglotte befindliche arabische, welche erst im 13. oder 14. Jahrhundert nach dem Syrischen gefertigt wurde. In der Peschito, aus der diese Version geflossen, ist nach dem Polyglottentext die Höhe der Halle gar nicht angegeben. Bey so bewandten Umständen kann natürlich dieser Araber keine Autorität haben.

Wenn Meyer, um die Autorität jener Version zu stützen, den Vorschlag macht, statt מאהועשרים (hundert und zwanzig) zu lesen אמותעשרים (Ellen zwanzig), so wird Niemand in Abrede stellen, daß es sehr gewagt sey, bloß um einer vorgefaßten Meinung willen, die man zu begründen wünscht, den Text zu ändern, um so mehr als sich die Zahl 120 schon in der alexandrinischen Uebersetzung findet, die zu einer Zeit entstand, in welcher nach den neueren Untersuchungen das Quadratalphabet noch nicht vollkommen ausgebildet war (vgl. Keil a. a. O.).

Da nun ein positives Zeugniß für das Maaß von 20 Ellen sich nicht findet, so nahm man Zuflucht zu solchen Nachrichten, aus welchen wenigstens mittelbar ein Schluß auf die Höhe der Halle gezogen werden könnte und glaubte theils aus dem Vorhandenseyn von Fenstern im Heiligen, theils aus dem Maaße der beyden Säulen, welche Salomo zugleich mit dem Tempel und dessen Geräthschaften verfertigen ließ, Beweise herholen zu können.

Hirt *) schreibt hierüber: „der Tempel war auf drey Seiten von Gallerien umbaut, er hatte aber dennoch Fenster, welche dem Heiligen Licht gaben. Da nun diese Fenster nicht an den zwey langen und nicht an der hinteren schmalen Seite seyn konnten, weil diese drey Seiten von den Gallerien umschlossen waren, so mußten sie vornen an der Ostseite gewesen seyn. Waren aber die Fenster an der Ostseite, so konnte dort die Vorhalle nicht höher seyn als 20 Ellen."

Diese Schlußfolgerung wäre allerdings richtig, wenn es der Mittelsatz wäre, nämlich daß die Fenster nicht an den zwey langen und nicht an der hinteren schmalen Seite seyn konnten, dieß ist aber nicht der Fall. Das Heilige hatte 30 Ellen in der Höhe, die Gallerien nur 15 im Lichten. Bringen wir nun auch für die Zwischenlagen dieser aus drey Stockwerken bestehenden Anbauten mehrere Ellen in Ansatz, so bleibt doch immer das Heilige höher wie die dasselbe umgebenden Stockwerke und es war über letzteren noch Raum genug für die im erstern anzubringenden Fenster. Aus dem Vorhandenseyn von Fenstern kann also kein Beweis dafür gewonnen werden, daß die Halle nur 20 Ellen hoch gewesen sey.

Andere, namentlich Meyer und Merz, verweisen auf die beyden Säulen Jachin und Boas. Diese beyden Säulen, sagen sie, stützen die Vorhalle; da nun die Säulen mit Einschluß der Kapitäler nur eine Höhe von 23 Ellen hatten, so kann auch die Höhe der Vorhalle nicht mehr als 30 Ellen betragen haben; aber auch diese Beweisführung ist nicht überzeugend.

Abgesehen davon, daß, wenn auch die Halle wirklich von jenen zwey Säulen gestützt gewesen wäre, noch gar nicht nothwendig folgt, daß deßhalb die Halle selbst eine Höhe von 30 Ellen nicht überstieg: so müßte auf jeden Fall erst der Vordersatz, daß die genannten Säulen in der Halle gestanden haben, richtig seyn, was aber nicht nachgewiesen werden kann. Meyer, Grüneisen und neuerdings Merz berufen sich zur Begründung ihrer Behauptung auf die beyden Stellen 1. Kön. 7, 21. „Und er richtete die Säulen auf לאולם des Tempels" und 1. Kön. 7, 19. „Und die Kapitäle auf der Spitze der Säulen waren Lilienarbeit באולם vier Ellen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hirt der Tempel Salomos S. 24.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 24.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juli.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Sie glauben, die Worte לאולם und באולם müßten übersetzt werden: „in der Halle.“ Allein Bähr *) hat ausführlich nachgewiesen, daß die Präposition ל niemals zur Bezeichnung des localen „in“ diene, vielmehr allenthalben die Bedeutung „gegen, bey, zu, vor, neben, nahe an“ habe, daß sonach übersetzt werden müße, wie auch bisher in der That übersetzt worden ist: „Und er richtete die Säulen auf gegen oder zu oder vor der Halle.“ Was aber das באולם betrifft, hat schon Keil (S. 82) darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn hiedurch der Stand der Säulen als Träger der Halle angedeutet werden sollte, die Worte wenigstens lauten müßten: „Und die Kapitäle der Säulen in der Halle waren Lilienarbeit,“ während die gegebene Wortstellung: „Und die Kapitäle der Säulen waren Lilienarbeit in der Halle“ gar keinen Sinn gibt, denn wenn die Säulen überhaupt in der Halle standen, warum wird dann bloß von dem Lilienwerke gesagt, es sey in der Halle gewesen? Deßgleichen hat Bähr gezeigt (S. 38), daß באולם keineswegs übersetzt werden müße: „in der Halle,“ sondern mit eben so viel Recht heißen könne: „an oder bey der Halle.“

Diese beyden Stellen beweisen also nichts für die Behauptung, daß die beyden Säulen der Decke der Halle zur Stütze gedient hätten, dagegen sprechen aber triftige Gründe für eine freye Stellung derselben. Fürs erste werden im Buche der Könige die Säulen nicht bey der Beschreibung des Tempels und seiner Anbauten, weder wo von dem Grund und Aufriße, noch wo von der Ausschmückung im Innern die Rede ist, erwähnt, sondern erst bey der Aufzählung der Erzarbeiten, welche der Künstler Hiram aus Tyrus verfertigte. Wären die Säulen ein wesentlicher Theil der Tempelarchitectur, wären sie die Träger des Daches oder Gebälkes der Vorhalle gewesen, so würden sie gewiß auch bey der Beschreibung des Baues und nicht erst bey der Aufzählung und Schilderung der Geräthschaften erwähnt worden seyn *). Ferner spricht auch das Material für eine freye Stellung der Säulen im Vorhofe. Der Tempel war aus Quadern erbaut und mit Holz getäfelt; wo nun im Tempel selbst Metall vorkömmt, wird immer nur Gold, niemals Erz erwähnt. Außerhalb des Tempels dagegen, im Vorhofe der Priester, waren alle Geräthschaften, das eherne Meer, die 10 Waschbecken, der Brandopferaltar, entweder aus Erz oder mit Erz überzogen. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß auch die beyden Säulen, weil gleichfalls von Erz, nicht in der Vorhalle,

*) Bähr, der Salomonische Tempel. S. 37.

*) Schnaase Geschichte der bildenden Künste I. S. 280. Keil a. a. O. S. 83.

sondern außerhalb des Tempels im Vorhofe gestanden haben. Dann ist unverkennbar, daß dieselben durch Größe und Gestalt, durch den mächtigen Umfang des Schaftes und den reichen Schmuck der Kapitäler imponiren sollten. Sie hatten, wie schon durch die Beylegung besonderer bedeutungsvoller Namen angedeutet ist, den Charakter von Monumenten; sie sind, wie Schnaase sich ausdrückt, Triumphzeichen oder wie Bähr es bestimmter nennt, theocratische Sieges- und Bundesdenkmale, anzeigend, daß nunmehr die Wohnung Jehovas, die bisher keine feste, sondern eine wandelbare, bewegliche war, „befestiget" sey unter Israel und darauf hinweisend, daß diese feste Wohnung auch „Bestand" haben soll, wenn das Volk den Bund mit Jehova hält. Diese Würde aber und Bedeutung hätten die Säulen verloren, wenn sie als Träger des Hallendaches und zur Stütze des Gebälkes wären gebraucht worden; ihre in den Namen angedeutete Bestimmung weist vielmehr auf eine freye Stellung hin. Wenn endlich all dieser Rücksichten ohnerachtet über die oben angeführten Ausdrücke לאולם und באולם noch ein Zweifel übrig bleiben sollte, so wird er vollends gehoben durch die Parallelstellen 2 Chron. 3, 15 und 17, wo statt der Präpositionen ב und ל die Worte לפני und על־פני gebraucht werden, nämlich: „Er machte zwey Säulen לפני הבית d. i. Angesichts des Hauses oder vor dem Hause" und „Er richtete auf die Säulen על־פני ההיכל d. i. an dem Angesichte des Pallastes oder vor dem Pallaste." (Vgl. Bähr a. a. O. S. 39).

Waren aber die Säulen nicht in der Halle als Stützen des Gebälkes oder Träger des Daches aufgestellt, sondern stunden sie frey im Vorhofe der Priester vor der Halle, so fällt auch dieser zweyte Grund für die Behauptung, die Vorhalle sey nicht höher gewesen als das Hauptgebäude, von selbst hinweg und es spricht demnach für eine solche Annahme nichts als bloße Willkühr einerseits, während sie andrerseits mit der bestimmten Nachricht des Chronikenschreibers geradezu in Widerspruch steht, weßhalb auch Schnaase, Keil und Bähr, obgleich sie selbst der Meinung beypflichten, die Halle habe das Tempelhaus nicht überragt, dennoch zu keinem anderen Resultate gelangen, als „die Sache sey immerhin dunkel" (Schnaase S. 278), „auf eine sichere Ermittlung der wirklichen Höhe der Halle müße man Verzicht leisten" (Keil S. 94), „mit Gewißheit lasse sich darüber nichts bestimmen" (Bähr S. 40).

## III.

Die Vorhalle hatte eine Höhe von 60 Ellen.

Wenn nun die Vorhalle weder wie der Text der Chronik angibt, hundert und zwanzig, noch, wie diesem Texte zuwider behauptet werden will, zwanzig oder dreyßig Ellen hoch gewesen, so entsteht nunmehr die Frage, ob nicht eine Erklärung zu finden sey, welche den mehrerwähnten Text unversehrt stehen läßt ohne deßhalb die in ihm liegenden Widersprüche in Schutz zu nehmen?

Bevor wir jedoch auf die Beantwortung dieser Frage selbst eingehen, wird es, um spätere Widerholungen zu vermeiden, zweckmäßig seyn, uns zuerst noch über zwey Punkte zu verständigen.

Fürs erste habe ich allerdings selbst behauptet, daß die Halle nicht, wie im Buche der Chronik gesagt zu seyn scheint, 120 Ellen hoch gewesen sey, aber hiemit trete ich keineswegs der Folgerung bey, daß, wie Schnaase annimmt (S. 275) „eine Entstellung des Textes" oder wie Bähr (S. 35) sich ausdrückt „eine Unrichtigkeit der Angabe" angenommen werden müße; denn es ist eine nicht zu bestreitende Regel, daß wir so lange nicht berechtiget sind, die Angabe eines sonst glaubwürdigen und der Treue befließenen Schriftstellers — und hiefür dürfen wir den Chronikenschreiber halten — für unrichtig zu erklären als uns die Möglichkeit bleibt, seiner Angabe eine vernünftige Auslegung zu geben. Häufig ist es nicht der Schriftsteller, der Falsches berichtet, sondern der Exeget, der das Berichtete falsch auslegt.

Um ferner die vorliegende Frage ins Reine zu bringen, ist durchaus nothwendig, nochmal auf die beyden Säulen Jachin und Boas oder vielmehr auf das, was von ihrer Höhe berichtet wird, zurückzukommen. Wir haben über dieselbe zwey Berichte. Im I. Buche der Könige 7, 15. heißt es:

„Er bildete zwey Säulen von Erz, achtzehn Ellen war die Höhe der einen Säule und ein Faden von zwölf Ellen ging um die zweyte Säule; und machte zwey Säulenhäupter, um sie oben auf die Säulen zu setzen, gegossen aus Erz, fünf Ellen die Höhe des einen Säulenhauptes und fünf Ellen die Höhe des andern Säulenhauptes.“ Der Chronikenschreiber dagegen berichtet II. 3, 15. „Vor dem Hause aber machte er zwey Säulen, die fünf und dreyßig Ellen hoch waren und das Säulenhaupt, das oben darauf gesetzt wurde, war fünf Ellen hoch.“ Wie sind nun diese zwey von einander abweichenden Berichte zu deuten? Sie scheinen sich einander zu widersprechen, sollen wir dieses scheinbaren Widerspruches wegen sogleich hier oder dort eine Entstellung des Textes oder eine Unrichtigkeit der Angabe voraussetzen? Ich glaube, ein solches Verfahren wäre übereilt. Der scheinbare Widerspruch löst sich ganz einfach wenn wir annehmen, der Chronikenschreiber habe bey der Höhenangabe der Säulen die beyden Schafte zusammengezählt *). Allerdings eine sonderbare Art zu berichten, aber, wie mich dünkt, die einzige, wodurch eine solche Abweichung in den Zahlenangaben erklärt werden kann.

Einige suchen zwar den Widerspruch dadurch zu lösen, daß sie annehmen, der Chronikenschreiber habe zu den Säulen die Stufen, welche vom Priestervorhofe in den Tempel führten, hinzugerechnet; allein auch zugegeben, die Säulen hätten wirklich auf Stufen gestanden und ferner zugegeben, diese Stufen hätten die Höhe von 16 Ellen gehabt, (nach Ezechiel 40, 49. führten acht Stufen zur Halle hinauf, würden demnach auf jede Stufe 2 Ellen oder 3 Schuh treffen!): so widerspricht einer solchen Deutung der ganze Zusammenhang. Der Verfasser zählt der Reihe nach auf, wie Salomo den Grund zum Hause des Herrn legte mit Angabe seiner Länge und Breite, und wie er die Halle errichtete mit Angabe ihrer Breite und Höhe, und wie er das Allerheiligste baute mit Angabe der Länge und Breite, und wie er zwey Cherubim bilden ließ mit Angabe ihrer Höhe und Breite und nun folgt die Erwähnung der zwey Säulen mit der Höhenangabe des Schaftes und der Capitäler. Läßt da nicht der ganze Zusammenhang erwarten, daß nur die Rede sey von dem Maaße der Säulen als solcher, nicht aber von dem Maaße der Säulen mit Einschluß der Stufen, auf welchen sie standen? Dann unterscheidet der Chronikenschreiber deutlich zwischen Säule oder vielmehr Säulenschaft und zwischen Capitäl. Dem Säulenschafte gibt er eine Höhe von 35 Ellen. Wollte er nun bey der Höhenangabe der Säulen die Stufen mitzählen, wäre es da nicht viel natürlicher gewesen, diese zur ganzen Säule, nämlich zum Säulenschafte und zum Kapitäl, nicht aber zum Schafte allein hinzuzurechnen? Ferner heißt es ausdrücklich: „Und er machte die zwey Säulen, 35 Ellen hoch.“ Es ist hier derselbe Ausdruck וַיַּעַשׂ gebraucht, wie von dem Baue des Allerheiligsten und der Verfertigung der Cherubim und des Vorhangs. Sollte das in der That den Sinn haben, „er machte zwar den Säulenschaft, 35 Ellen hoch,“ aber der Säulenschaft selbst hatte nicht diese Höhe, sondern nur der Säulenschaft mit sammt den Stufen, worauf die Säulen und die Vorhalle und der Tempel stunden? Endlich fügt der Verfasser V. 17 hinzu: „Und er stellte die Säulen auf vor dem Tempel,“ was gewiß nur von den Säulen verstanden werden kann, von denen eben vorher gesagt worden war: „Er machte sie 35 Ellen hoch.“ Oder soll hiemit gesagt seyn, er stellte vor dem Tempel die Säulen auf mit sammt den Stufen und zwar mit den Stufen, auf welchen die Vorhalle und der Tempel ohnehin schon stunden?

Aehnlich verhält es sich mit der von Jahn (bibl. Archäol. III. S. 261) vorgetragenen und von Keil (S. 91. Anmerk. *)) gebilligten Ansicht: „Wenn man keinen Schreibfehler zugeben wolle, so bleibe nur die Annahme übrig, daß jede Säule von 23 Ellen (nämlich 18 Ellen Schaft und 5 Ellen Kapitäl) auf einem 12 Ellen hohen steinernen Postamente gestanden habe, das in der Chronik mit berechnet sey.“ Diese Deutung ist nicht nur rein willkührlich, sondern auch unwahrscheinlich. Kaum ist

*) Vgl. Stieglitz, Geschichte der Baukunst S. 125. Beyträge I. S. 63.

irgend eines der für den Tempel verfertigten Werke so genau beschrieben wie die Säulen. Von dem Schafte wird Höhe, Umfang und Metalldicke, von den Kapitälern werden alle einzelnen Ornamente angegeben, selbst die Art und Weise wie und der Ort wo sie verfertiget wurden, nämlich daß sie nicht gehämmert, sondern gegoßen sind und zwar die Schäfte für sich und die Kapitäler für sich, gegoßen in dichter Erde, nicht in Jerusalem, wo sich das zum Formen nöthige Material nicht vorfand, sondern im Jordanthale zwischen Succhoth und Zarthan, ferner daß sie vor der Halle aufgestellt wurden, die eine links, die andere rechts, jede mit ihrem besondern, bedeutungsvollen Namen, alles das ist umständlich angegeben und dennoch sollte der Berichterstatter von dem Piedestale zu reden und zwar von einem Piedestale, das zwölf Ellen hoch war, das sich demnach zum Säulenschafte verhielt wie 2:3, dieß sollte der heil. Schreiber, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, für überflüßig gehalten haben? Dazu kömmt, daß die sogenannten Stylobaten oder Säulen auf Postamenten im früheren Alterthume überhaupt gar nicht vorkommen, sondern erst an den Gebäuden der römischen Kaiserzeit erscheinen. Wenn aber auch derartige Basen unter solchen Säulen, die nichts zu tragen hatten, sondern frey stunden, wirklich üblich gewesen wären, so ist doch gerade hier eine solche Annahme unstatthaft, denn mit Recht bemerkt Bähr (S. 196 und 198): „diese Säulen sind theokratische Sieges- und Bundesdenkmale und aus ihrer Bedeutung ist ihre Gestalt hervorgegangen. Es sind keine schlank emporstrebende dünne, sondern sehr dicke, unverhältnißmäßig starke Säulen, die bey nur 18 Ellen Höhe 12 Ellen im Umfange messen, eine Form, die keineswegs schön genannt werden kann, die aber zeigt, wie hier die Kunst völlig im Dienste der Symbolik stand und das Schöne dem Ausdruck der religiösen Idee untergeordnet war.“ Wo bleibt aber die aus ihrer Bedeutung hervorgegangene und den Namen Jachin und Boas entsprechende Gestalt der beyden Säulen, wenn wir sie auf ein hohes Piedestal setzen? Sobald die Säulen bey einem Durchmesser von 4 Ellen eine Höhe von 40 Ellen erreichen, hören sie auf „sehr dick und unverhältnißmäßig stark“ zu seyn, sie werden vielmehr ihrer Bedeutung zuwider „schlank emporstrebend und dünn.“



Meyer glaubt, „die 35 Ellen des Säulenschaftes mit den 5 Ellen des Knaufes, zusammen 40 Ellen gehören an den späteren Tempel, der erst 60, dann unter Herodes 100 und 120 Ellen Höhe hatte,“ allein hiebey ist fürs erste übersehen, daß die beyden Säulen im Serubabel'schen und Herodianischen Tempel gänzlich fehlten; dann, wenn wir auch annehmen wollen, sie hätten nicht gefehlt, sondern etwa, wie Meyer voraussetzt, das Dach der Halle gestützt, so bezieht sich ja der Bericht des Chronikenschreibers gar nicht auf den Serubabel'schen, sondern auf den Salomonischen Tempel; endlich wenn auch selbst vorausgesetzt würde, der Berichterstatter habe die größeren Säulen des zweyten Tempels mit denen des ersten verwechselt, so würde das Maaß der Kapitäler nicht mehr zum Maaße des Säulenschaftes passen; denn wäre, wie Meyer annimmt, im zweyten Tempel die Höhe des Säulenschaftes — entsprechend der von 30 auf 60 Ellen verdoppelten Höhe des Tempels — von 18 auf 35 Ellen verdoppelt worden, so hätte die Höhe der Kapitäler von 5 auf 10 Ellen verdoppelt werden müssen; dieß ist aber nicht der Fall. Der Chronist schreibt ausdrücklich: „das Säulenhaupt, das oben darauf gesetzt wurde, war fünf Ellen hoch.“

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 25.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns demnach nichts anderes übrig als diejenige Erklärung der Angabe des Chronikenschreibers aufrecht zu erhalten, welche allein mit der Parallelstelle im Buche der Könige vereinbar und zugleich mit dem, was an beyden Säulen besonders charakteristisch hervortritt, übereinstimmend ist, nämlich daß der Schaft einer jeden Säule bey einem Umfange von zwölf Ellen die Höhe von achtzehn Ellen hatte, der Chronist aber, welcher bey allen Nachrichten über den Salomonischen Tempel, am meisten bey den im Buche der Könige ausführlicher gegebenen, sich auffallend kurz faßt, eben um dieser Kürze willen das Maaß der beyden Säulenschafte zusammengezählt habe. Er bediente sich hiebey einer ähnlichen Ausdrucksweise wie bey der Maaßbestimmung der beyden Cherubim, welche inwendig im Hause neben der Bundeslade standen. Während nämlich der Verfasser des Buches der Könige (I. 6, 23) von denselben schreibt: „Und er machte für das Orakel zwey Cherubim von Oelbaumholz, zehn Ellen war jeder hoch, und fünf Ellen hatte der eine Flügel des Cherubs und fünf Ellen der andere Flügel des Cherubs, zehn Ellen waren es von dem Ende seines einen Flügels bis an das Ende seines andern Flügels; zehn Ellen hatte auch der andere Cherub; beyde Cherubim hatten einerley Maaß und einerley Gestalt:“ zählt der Chronikenschreiber (II. 3, 10) die Maaße dieser beyden einzelnen Figuren sogleich zusammen und berichtet: „Und im Hause des Allerheiligsten machte er zwey Cherubim von Bildhauerarbeit; und die Flügel der Cherubim waren zwanzig Ellen lang.“ Dann erst, nachdem er diesen summarischen Bericht gegeben, fügt er, in Uebereinstimmung mit dem Buche der Könige erläuternd hinzu: „Der Flügel des Einen fünf Ellen lang, berührte die Wand des Hauses und der andere Flügel, fünf Ellen lang, berührte den Flügel des andern Cherub“ u. s. w.

Kehren wir nunmehr zu der Frage zurück, ob die in dem nämlichen Buche der Chronik befindliche Nachricht über die Höhe der Vorhalle nicht in einer Weise gedeutet werden könne, welche, ohne diesem Baue die nicht zu vertheidigende Höhe von 120 Ellen zu vindiciren, dennoch die Angabe, die nun einmal mit aller Bestimmtheit der Halle eine solche Höhe zuschreibt, unversehrt stehen läßt: so dürften wir hierüber am ehesten ins Klare kommen, wenn wir, was man bisher nicht genugsam beachtet zu haben scheint, mit den Nachrichten über den Salomonischen Tempel den, wenn auch noch so kurzen, Bericht über den Wiederaufbau des Tempels unter Serubabel in Vergleichung ziehen. Dort wird, wenigstens meines Dafürhaltens, die Höhe der Halle auf 60 Ellen angegeben. Im Buche Esra wird nämlich erzählt, daß man, als die Feinde Juda's und Benjamin's den Bau dieses zweyten Tempels hindern wollten, in den Archiven nachgeforscht habe, „ob von Kores, dem Könige, die Erlaubniß gegeben worden sey, dieses Haus Gottes zu

bauen in Jerusalem; und man fand zu Ahmetha im Schloße, das im Lande Madai liegt, eine Buchrolle, worin die Geschichte also geschrieben war: Im ersten Jahre Kores, des Königs, gab der König Kores den Befehl wegen des Hauses Gottes in Jerusalem: das Haus soll man aufbauen auf der Stelle, da man opfert, und seine Grundvesten sollen aufgeführt werden, seine Höhe 60 Ellen, seine Breite 60 Ellen" (Esra 5, 17. 6, 1—3). Hier ist also deutlich die Rede davon, daß der Tempel 60 Ellen hoch und breit gewesen sey, und es entsteht nur, wie wir schon oben angedeutet haben, die Frage, ob diese Maaße sich auf das Tempelhaus oder auf die Vorhalle beziehen. Da Cyrus den Befehl zum Wiederaufbau des Tempels als einen ihm von Jehova selbst gewordenen betrachtete (Esra 1, 2), und auch sogleich die Geräthschaften, welche Nebukadnezar aus dem Salomonischen Tempel geholt hatte, herausgeben ließ, um sie in diesem zweyten Tempel wieder aufzustellen, so ist nicht wohl anzunehmen, daß er es gewagt hätte, an dem Plane und den Maaßen des Tempels etwas zu ändern, und es spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die im Archive zu Ekbatana aufgezeichneten Maaße von dem ersten Tempel hergenommen seyen. Zerubabel und Jesua scheinen gleichfalls nichts anderes gewollt zu haben, als die Wiederherstellung des ersten, Salomonischen Tempels, denn sie antworteten Thathnai, dem Statthalter diesseits des Flußes: „Wir bauen das Haus, das vor diesem viele Jahre erbaut war und welches ein großer König von Israel gebauet und aufgerichtet hat" (Esr. 5, 11). In diesem Falle kann die angegebene Höhe und Breite von 60 Ellen, da das Salomonische Tempelhaus im Lichten nur 30 Ellen hoch und 20 breit war, nur von der Vorhalle gelten. Dasselbe ist aber auch der Fall, wenn wir annehmen, die in der genannten Buchrolle aufgezeichneten Maaße beziehen sich nicht auf den Salomonischen Tempel, denn da wir mit Bestimmtheit voraussetzen dürfen, daß man, wenn auch die Größe, doch sicherlich nicht die Proportion geändert habe, so ist es zwar immerhin denkbar, daß beym Serubabel'schen Baue die Maaße verdoppelt und dem Tempelhause eine Höhe von 60 statt von 30 Ellen gegeben worden sey, allein wenn wir verdoppelte Maaße annehmen und obige Nachricht auf das Tempelhaus beziehen wollten, so würde die Breite nicht 60, sondern nur 40 Ellen betragen. Also auch in dem Falle, daß hier nicht vom Salomonischen, sondern vom Serubabel'schen Tempel die Rede ist, kann sich das Höhenmaaß von 60 Ellen nicht auf das Tempelhaus beziehen. Wenn aber nicht vom Tempelhause, wovon soll dann anders die Rede seyn, als von der Höhe desjenigen Theiles, der überhaupt der höchste des ganzen Baues gewesen, nämlich der Halle? Wird aber die Höhe der Halle im Buche Esra auf 60 Ellen angegeben, so glaube ich, sey auch eine Ausgleichung dieser Nachricht mit der im Buche der Chronik befindlichen und eben hiedurch eine Deutung der scheinbar mit sich selbst in Widerspruch stehenden Angabe des Chronisten ohne große Mühe zu finden oder vielmehr dieselbe sey schon gefunden, wenn wir nämlich mit Stieglitz (Gesch. der Bauk. S. 125 — 138. Beytr. I. S. 63 — 87) annehmen, die Halle vor dem Salomonischen Tempel habe, ähnlich den Pylonen vor den ägyptischen Tempeln und Palläſten, aus zwey thurmähnlichen Aufbauen bestanden, welche, jeder 60 Ellen hoch, zusammen die Höhe von 120 Ellen erreichten.

Ich weiß nun wohl, daß diese Deutung bisher keinen Beyfall gefunden, vielmehr gerade von denjenigen Gelehrten, welche hiebey vor andern eine um so gewichtigere Stimme haben, je mehr sich ihre Untersuchungen über die Architectur des Salomonischen Tempels durch Gründlichkeit auszeichnen, mit aller Entschiedenheit als unhaltbar und irrig zurückgewiesen wird: allein es kömmt hiebey nicht auf die Autorität der Erklärer, sondern darauf an, auf welcher Seite die gewichtigeren Gründe für und gegen stehen. Hören wir die Einwürfe, welche gegen diese Erklärung vorgebracht werden.

„Daß man die Vorhalle," wird gesagt (Bähr S. 247), „nicht den ägyptischen Pylonen d. i. den zum *πρόναος* gehörenden *πτεροῖς* parallelisiren könne, liegt schon deßhalb vor Augen, weil letztere große, ausgedehnte pyramidale Bauten waren mit Priesterwohnungen, zu astronomischen Beobachtungen bestimmt, mit großen Portalen, mit Obelisken und Bildsäulen."

Hier liegt offenbar ein Mißverständniß zu Grunde. Es kann zwar nicht widersprochen werden, daß die Pylone große und ausgedehnte Bauten gewesen, allein nicht in dem Sinne, wie hier angenommen werden will, als könnte von Portalen und Wohnungen und überhaupt von großen Räumlichkeiten im Innern die Rede seyn. Die Größe und Ausdehnung bezieht sich einzig nur auf die Höhe und Breite; die Tiefe dagegen war so gering, daß Strabo (Lib. XVII. p. 805) mit Recht diese πτερὰ nicht so fast Bauten als vielmehr nur Mauern nennt (ἔστι δὲ ταῦτα ἰσοΰψῆ τῷ ναῷ τείχη δύο), weßhalb denn auch zwar die Rede davon ist, daß man in diesen πτεροῖς, vermuthlich um ihrer Höhe willen, astronomische Beobachtungen anstellte, nirgend aber, daß sich in denselben Priesterwohnungen befunden hätten. Hiefür war in den weitläufigen Gebäuden, die den Tempel umgaben, in eben dem Maaße Raum in Ueberfluß, als, wie die noch vorhandenen Ueberreste zeigen, in den Pylonen Mangel. Was aber die zu den Pylonen gerechneten Obelisk und Bildsäulen anbelangt, so gehören sie nur in so ferne dazu, als sie eben, wie die Säulen Jachin und Boas, zu beyden Seiten vor dem Eingange stunden.

Ein zweyter Einwurf wird von der Gestalt hergenommen, welche die Salomonische Vorhalle nach der angenommenen Hypothese gehabt haben würde. „Ein Gebäude von 60 Ellen Höhe," gibt Schnaase (I. S. 275) zu bedenken, „bey der geringen Tiefe von 10 und einer Breite von 20 Ellen müßte sich wunderlich genug ausnehmen. Auch haben die ägyptischen Pylone gewöhnlich nur eine ohngefähr ihrer halben Breite gleichkommende Höhe."

Wir können füglich dahin gestellt seyn lassen, in wie ferne ein Bau von der bezeichneten Proportion wunderlich aussehen mag oder nicht, aber es ist hier, wenn auf die Verhältnisse der Höhe zur Breite und Tiefe ein Gewicht gelegt werden will, ein wesentlicher Umstand nicht zu übersehen, nämlich der, daß alle Maaße, welche in den Büchern der Könige sowohl als der Chronik gelegentlich der Beschreibung des Salomonischen Tempels angegeben werden, wie meines Wissens alle Erklärer einstimmig zugeben, nur vom Lichten zu verstehen sind. Es ist daher durchaus nicht nöthig, das Verhältniß der Hallenhöhe zu ihrer Breite auch im Aeußern wie 3 : 1 anzunehmen; im Gegentheil, wenn schon die Mauern des Tempelhauses — da sie sich bey jedem der drey Stockwerke um eine Elle einzogen — bey einer Höhe von nur 30 Ellen unten eine Dicke von mindestens 4 Ellen hatten, so können wir mit Grund behaupten, daß auch die Vorhalle, wenigstens in ihren unteren Theilen, in verhältnißmäßiger, schon um der Festigkeit willen beträchtlicher Dicke aufgeführt war und, wenn nicht breiter wie das Tempelhaus mitsammt den dasselbe umschließenden Stockwerken, doch gewiß breiter gewesen sey als die Mauern des Heiligen allein. Ja es liegt sogar die Vermuthung nahe, daß die Vorhalle, zwar nicht, wie dieß bey den meisten ägyptischen Pylonen der Fall war, nochmal so breit als hoch, aber doch der breiteste Theil des ganzen Gebäudes gewesen und ihre Breite der Höhe gleich gekommen sey; denn wenn die oben angezogene Stelle im Buche Esra 6, 3 „das Haus soll man bauen . . . und seine Grundvesten sollen aufgerichtet werden, seine Höhe 60 Ellen, seine Breite 60 Ellen," nur auf die Vorhalle bezogen werden kann, wenn demnach die Vorhalle im Serubabelischen Tempel eben so breit wie hoch war, so können wir ohne Bedenken annehmen, daß sie auch schon im Salomonischen Tempel nach derselben Proportion errichtet gewesen sey, um so mehr als das Nämliche auch beym Herodianischen der Fall gewesen, wie Fl. Josephus bezeugt, wenn er (de bello VI.) schreibt: καὶ τὸν κατὰ πρόσωπον ὕψος τε καὶ εὖρος ἶσος ἀνὰ πήχεις ἑκατόν. Nach unserer Hypothese hätten wir demnach anzunehmen, daß die Vorhalle zwar im Innern oder Lichten 20 Ellen gemessen habe oder wie der Chronist und der Verfasser des Buches der Könige sich ausdrücken, der inneren Breite des Tempelhauses gleich gekommen sey, im Aeußern dagegen, oder wie es im Buche Esra heißt: „in ihren Grundvesten" ihre Breite 60 Ellen betragen habe, oder was dasselbe ist, daß der 20 Ellen breite Eingang auf jeder Seite von einem 20 Ellen breiten Mauerflügel eingeschlossen war und hiedurch dem thurmartigen Aufbaue die nöthige Stütze gegeben

worden sey. Diese Annahme steht nicht nur in keinem Widerspruche mit den übrigen Nachrichten über die Proportionen der Vorhalle und des Tempels, sondern wird auch durch Fl. Josephus und die Rabbinen bestättiget, indem ersterer ausdrücklich schreibt, vornen, an der Fronte, also da, wo die Vorhalle stand, sey die Breite der Höhe gleich gekommen, καὶ τὸν κατὰ πρόσωπον ὕψος τε καὶ εὖρος ἴσος, die Rabbinen aber den Tempel mit einem Löwen vergleichen, damit andeutend, „gleichwie ein Löwe von vornen breit, hinten aber schmal ist, also sey auch der Tempel vornen an der Halle breit, hinten aber schmaler gewesen“ (Autor. Middoth. c. 4. sect. 7 bey Lundius jüd. Heiligthümer cap. 12 S. 342).

Ein dritter Einwurf lautet: „Es sey doch einleuchtend, wie gezwungen und unwahrscheinlich eine solche Auslegung ist, da ein Sprachgebrauch, wie der vorausgesetzte, gar keinen vernünftigen Grund haben würde“ (Schnaase I. S. 275), „eine solche Auskunft sey doch gar zu sonderbar, daß man nur, wenn triftige Beweise dafür vorhanden wären, ihr beytreten dürfte“ (Keil S. 91).

Es kann nun allerdings nicht geläugnet werden, daß eine solche Auskunft, als hätte der Chronist, um die Höhe der Halle zu bestimmen, ihre beyden thurmartigen Aufbaue zusammengezählt, in hohem Grade sonderbar sey; allein ist das, was mit Recht sonderbar oder gezwungen genannt wird, darum auch schon unrichtig oder verwerflich? Man verlangt triftige Beweise für eine solche Auskunft. Die werden sich nun allerdings nicht finden lassen, aber Analogieen lassen sich hiefür anführen. Wenn nämlich der Chronikenschreiber, wie wir oben gesehen haben, um das Maaß der beyden Cherubim neben der Bundeslade zu bestimmen, ihre vier ausgebreiteten Flügel zusammenzählt; wenn er in ähnlicher Weise, um das Maaß der beyden Säulen Jachin und Boas zu bezeichnen, die Höhe beyder Säulenschafte zusammenzählt; ist es da in der That so gezwungen und unwahrscheinlich anzunehmen, daß der nämliche Schriftsteller in dem nämlichen Kapitel nur wenige Zeilen vorher das Maaß der Vorhalle in der nämlichen, wenn gleich sonderbaren Weise angegeben und die Höhe der beyden thurmartigen Aufbaue gleichfalls zusammengezählt habe? Hätten wir über die Höhe der beyden Säulen keine andere Nachricht als die im Buche der Chronik befindliche, dann allerdings könnte die Auslegung, es habe jede Säule nicht, wie doch ausdrücklich angegeben ist, 35 Ellen, sondern nur die Hälfte in der Höhe gehabt, „gezwungen und unwahrscheinlich und eines vernünftigen Grundes entbehrend“ genannt werden; da jedoch die Parallelstelle im Buche der Könige beweist, daß der Chronist beyde Längen wirklich addirt habe, so fällt der Vorwurf der Gezwungenheit nicht auf den Ausleger, sondern auf den Berichtstatter.

Es wird viertens entgegnet: „Wenn der Chronist auch wirklich die Länge beyder Säulen zu 35 Ellen angegeben hätte, so würde daraus noch kein Schluß über ein gleiches Verfahren bey der Angabe der Hallenhöhe gezogen werden können, weil nicht außer Acht zu lassen ist, daß weder in der Chronik, noch sonst wo im Alten Testamente von zwey „„thurmartigen Aufbauen““ die Rede ist, sondern stets nur von einer oder der Halle.“ So schreibt Keil S. 91.

Was nun zuerst die Behauptung anbelangt, daß weder in der Chronik noch sonst wo im Alten Testamente von zwey „thurmartigen Aufbauen“ die Rede sey, so wäre dieß allerdings von nicht geringem Belange, wenn in der That an mehreren Stellen die Halle überhaupt erwähnt würde oder doch dort, wo dieß geschehen, der Schriftsteller irgend eine Nöthigung gehabt hätte, gerade von den thurmähnlichen Aufbauen der Halle zu sprechen; allein es ist weder das eine noch das andere der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 26.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Von der Halle ist nur an wenigen Stellen die Rede. Es könnte etwa auf die Worte des Psalmisten (78, 69): „den Einhörnern vergleichbar hat er sein Heiligthum gebaut“ hingewiesen und hierin eine Anspielung auf die beyden Thürme der Vorhalle gefunden werden, denn das Charakteristische, welches das Einhorn von andern Thieren unterscheidet und eben deßhalb einen Vergleichungspunkt darbietet, liegt in dem Horne, das ihm über der Stirne hervorragt, der Sinn des Verses könnte demnach so gedeutet werden als wollte der Dichter sagen: Wie das Horn über der Stirne des Einhorns, also ragt ein hoher Bau an der Stirne des Tempels hervor, und da der Sänger von Einhörnern in der Mehrzahl redet, so liegt der Gedanke nahe als ob hiemit auf die zwey thurmartigen Aufbaue hingedeutet wäre. Wenn wir jedoch von dieser Stelle, da sie mehrere Erklärungen zuläßt, Umgang nehmen: so bleiben uns außer der Angabe im Buche der Chronik II, 3, 4., um deren Auslegung es sich eben handelt, und der Nachricht im Buche Esra, welche ja unsere Annahme, daß die Halle nicht, weder 120 noch 20, sondern 60 Ellen hoch gewesen sey, unterstützt, nur noch zwey Stellen übrig, in welchen die Halle des Salomonischen Tempels genannt wird, nämlich I. Kön. 6, 3 und II. Chron. 29, 7 verglichen mit 28, 24, an beyden aber ist von der äußeren Gestalt derselben überhaupt gar nicht die Rede, konnte also auch nichts von den thurmartigen Aufbauen erwähnt werden. Im 2. Buche der Chronik 28, 24 wird nur erzählt, daß der gottlose König Ahaz „die Thüren am Hause Jehovas“ geschloßen habe und 29, 7 wiederholt: „sie haben die Thüren der Halle geschloßen;“ hier war also gar keine Veranlassung von den architektonischen Formen der Halle zu sprechen. Aber der Verfasser des Buchs der Könige, wird man einwenden, gibt doch eine umständliche Beschreibung des Tempels; soll er, wenn die Halle wirklich thurmähnliche Aufbaue gehabt hätte, hievon geschwiegen haben? Ich antworte hierauf, der Verfasser des Buchs der Könige spricht allerdings ausführlich von der Architectur des Salomonischen Tempels, aber von welchen Theilen? Nur von den inneren, zunächst und am ausführlichsten nur von denjenigen, welche strenge der Stiftshütte nachgebildet waren, nämlich von dem Heiligen und Allerheiligsten. Diese beschreibt er bis ins Kleinste, selbst mit Angabe all der Ornamente in Schnitzwerk und Gold, womit die Wände, Böden und Decken überkleidet waren, von diesen gibt er genau die Maaße an nach der Länge, Breite und Höhe, aber, wie gesagt, nur soweit sie dem Vorbilde der Stiftshütte sich anschloßen, also nur im Lichten. Die Anbauten, die Stockwerke an drey Seiten ringsum und die Halle an der Vorderseite, welche abweichend von dem genannten Vorbilde hinzugefügt wurden, berührt er nur flüchtig, nur soweit es zum Verständniß des Ganzen nöthig war. So erwähnt er auch die Halle nur, insoferne er bey der Beschreibung des Tempels den Eingang oder, wie der Chronist sich ausdrückt, „die Thüren am Hause

Jehovas“ nicht wohl umgehen konnte, beschreibt aber von der Halle selbst weiter nichts wie den Eingang als solchen, nämlich die innere Breite und Tiefe derselben. Das Uebrige anzugeben, wie diese Vorhalle von außen gestaltet war, wie breit und wie hoch sie in der Fronte gewesen, das lag gar nicht in seinem Plane, da er auch von der äußeren Gestalt des Tempelhauses und der dasselbe umgebenden Stockwerke gar keine Erwähnung macht.

Die Bemerkung also, daß von zwey „thurmartigen Aufbauen“ nirgend die Rede sey, kann nicht wohl als ein Beweis für die Unrichtigkeit unserer Hypothese angesehen werden. Hiemit dürfte aber auch der zweyte Satz obiger Einwendung, nämlich daß ja „stets nur von einer oder der Halle“ die Rede sey, seine Beantwortung schon gefunden haben. In der That scheint Keil gerade hierauf einen besondern Nachdruck zu legen, da er nicht nur wörtlich schreibt: es sey nirgend von zwey „thurmartigen Aufbauen,“ sondern stets nur von einer oder der Halle die Rede, sondern auch an einer andern Stelle (S. 93) die Hinweisung auf die ägyptischen Pylone mit der Bemerkung als unstatthaft zurückweist: „Fänden sich auch am Tempel Salomo's unverkennbare Spuren von Nachahmung ägyptischer Architektur, so dürften wir doch diese mächtigen Pylone nicht sofort auf die Salomonische Tempelhalle übertragen, weil diese pyramidalischen Doppelthürme nicht die Vorhalle selbst bilden, sondern nur den Eingang theils in den Vorhof, die Säulengänge, Nebentempel und Priesterwohnungen, theils in die von Mauern eingeschlossene Säulenhalle oder den Pronaos, an den sich erst die Tempelcelle anschließt.“ Keil scheint also von der Ansicht auszugehen, daß der Begriff einer Vorhalle — wenigstens wie man sich die des Salomonischen Tempels zu denken habe — von dem Begriffe eines Eingangs getrennt gehalten werden müße und mit thurmartigen Aufbauen sich nicht wohl vereinigen lasse. Allein ist denn die Vorhalle des Salomonischen Tempels etwas anderes als der „Eingang in das Heilige oder den Pronaos, an den sich erst das Allerheiligste oder die Tempelcelle anschließt?“ Und schließt denn der Begriff eines Eingangs oder einer Vorhalle die Möglichkeit thurmartiger Aufbaue von sich aus? Hört denn eine Vorhalle, welche z. B. den Eingang in eine Cathedrale des romanischen oder germanischen Styles bildet, etwa dann auf eine Vorhalle zu seyn, wenn sich über ihr zwey Thürme erheben, welche sie in der Mitte einschließen? Ich glaube vielmehr, da vor dem Salomonischen Tempel nur Eine Vorhalle gewesen, so konnte auch der heil. Schreiber nur von einer oder der Halle reden, gleichviel ob nun dieselbe bloß aus einem Eingange von 20 Ellen Breite und 10 Ellen Tiefe bestand, oder ob der Architekt diesem Eingange selbst noch durch thurmartige Aufbaue ein staatliches Ansehen gegeben.

Der letzte und wichtigste Einwurf endlich wird von der hohen Bedeutung des Salomonischen Tempels, von seiner Stellung in der Geschichte der Theocratie, von seinem Verhältniße zur Stiftshütte und zur heiligen Architectur überhaupt, insoferne dieselbe der Ausdruck religiöser Anschauungen ist, hergenommen. In dem Salomonischen Tempel, schreibt Bähr (S. 11 u. a.), culminire sich die Idee eines israelitischen Gotteshauses; und so sey er den Tempeln des Heidenthums gegenüber der Ausdruck einer eigenthümlichen, über der heidnischen stehenden religiösen Anschauung, es komme ihm im Verhältniß zu diesen Tempeln Originalität zu. Man solle daher auch das Original weder in der ägyptischen, noch in der phönicischen, noch überhaupt in irgend einer heidnischen Tempelarchitectur suchen. Was speciell die Architectur der ägyptischen Tempel anbelange, so sey sie nachweisbar von der des Salomonischen in der Anlage des Ganzen, in der Durchführung der einzelnen Theile, in der Bauform, in Baumaterial, kurz in Allem wesentlich verschieden, auch sey es undenkbar, daß phönicische Techniker, und solche waren ja beym Bau beschäftiget, nicht entweder israelitisch oder phönicisch, sondern ägyptisch sollten gebaut haben (Bähr a. a. O. S. 240—250), „es sey daher Zeit, daß die Meynung von dem ägyptischen Original ganz aufgegeben werde, weil sie nichts für sich, wohl aber alles gegen sich habe.“

Ich bin nun weit entfernt, diese Bemerkungen gering anschlagen zu wollen, ich nehme im Gegentheil keinen Anstand, ihnen sämmtlich und wortwörtlich beyzustimmen und es gehört unstreitig zu den nicht geringsten Verdiensten Bährs, in seinem vor-

trefflichen Werke über den Salomonischen Tempel eben so gründlich wie tiefsinnig nachgewiesen zu haben, daß diesem Gebäude, wenn auch nicht in seiner Technik und Bauausführung, so doch, was die Hauptsache ist, hinsichtlich der Anlage, des Entwurfes, des Grundrißes und der Einrichtung, kurz des ganzen Planes Originalität zukömmt; allein wenn wir auch vollkommen mit der Behauptung übereinstimmen, daß der Salomonische Tempel, als das vollendetste israelitische Centralheiligthum, nimmer die Copie irgend eines heidnischen Tempels seyn konnte, daß vielmehr, weil die religiösen Anschauungen der Israeliten und der Heiden in ihrem letzten Grunde wesentlich verschieden waren, eben deßhalb auch der Unterschied zwischen dem israelitischen Heiligthume und den Tempeln des Heidenthums ein specifischer, innerer und nothwendiger gewesen sey, so blieben ihnen doch die allgemein menschlichen, mit der Idee Gottes unzertrennlich verbundenen Vorstellungen gemeinsam, die als solche auch in den nämlichen Symbolen ihren gemeinsamen Ausdruck fanden.

Bey fast allen heidnischen Völkern finden wir z. B. den Tempel in zwey Theile getheilt, in einen πρόναος und einen σηκός, wovon der letztere als besonders heilig, als die eigentliche Götterwohnung, betrachtet wurde. Wenn nun das israelitische Heiligthum in ähnlicher Weise aus einem Heiligen und Allerheiligsten besteht und in letzterem gleichfalls der eigentliche Wohnsitz Jehovas gewesen, von wo aus er zwischen den Cherubim redete und Befehle ertheilte: sind wir um dieser Uebereinstimmung willen genöthiget, das eine für die Copie des anderen zu halten?

Der σηκός, welcher für den heiligsten Theil gehalten wurde, hatte allenthalben wenig oder gar kein Licht, in den ägyptischen Tempeln war er ein ganz dunkler, von schmalen Kammern umgebener Raum; wenn nun auch im Salomonischen Tempel das Allerheiligste ganz dunkel und mit schmalen Kammern umgeben war, bringt dieß der Originalität des israelitischen Central-Heiligthums irgend Eintrag?

Im Heiligthum des Bel zu Babel hatte der eigentliche Tempel kein Götterbild, seine Gestalt aber war die eines Würfels. Dürfen wir nun bey der



Beschreibung und symbolischen Deutung des Allerheiligsten bey den Israeliten, das gleichfalls in Gestalt eines Würfels errichtet war, aus Scheu, es möchte die religiöse Bestimmung der Stifshütte oder des Salomonischen Tempels verkannt werden, nicht auf jenen symbolischen Bau in der uralten Königsstadt am Euphrat hinweisen?

Bähr selbst macht darauf aufmerksam, daß die Form und Gestalt des israelitischen Gotteshauses, nämlich das Viereck, welches sowohl dem Ganzen wie den einzelnen Theilen in aller Strenge aufgeprägt und nach den Himmelsgegenden orientirt ist, bey dem heidnischen Tempelbaue im Allgemeinen wiederkehre (Bähr a. a. O. S. 280).

Wie mit der Eintheilung der Tempel, der Gestalt und Beschaffenheit des Allerheiligsten, der Form und Gestalt des ganzen Baues überhaupt, ähnlich verhält es sich mit den Säulen, welche zugleich mit dem Tempel erwähnt werden. Charakteristisch an ihnen ist der Umstand, daß ihrer zwey aufgestellt wurden und dann, daß sie, obgleich Säulen, deren Bestimmung sonst darin besteht, irgend etwas zu tragen und zu stützen, frey stehen ohne etwas zu tragen. Diese Eigenthümlichkeit allein würde darauf hinweisen, daß ihnen eine symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, wenn nicht schon ihre Gestalt sowohl als ihr Name solches anzeigte. Weil wir nun Aehnliches bey heidnischen Völkern finden, weil auch vor den ägyptischen Pylonen und in den Propyläen des Tempels der syrischen Göttin zu Hierapolis und in den Tempeln des phönicischen Heracles zu Gades und zu Tyrus und vor dem Heiligthume des Zeus zu Dodona Säulen aufgerichtet waren, und zwar gleichfalls freystehende, die nichts zu tragen hatten, alle von eigenthümlicher Gestalt, alle von symbolischer Bedeutung: sollten wir nun, damit die Säulen Jachin und Boas nicht als Nachahmung jener ägyptischen, syrischen, phönicischen oder dodonäischen Säulen erscheinen, der Ansicht beypflichten, diese seyen nicht frey vor dem Tempel gestanden, sondern haben das Hallendach gestützt?

Nicht anders ist es mit den Werken der Sculptur. Wenn die Cherubim im Salomonischen Tempel mit großen Flügeln geschildert werden und wir

nun auf ägyptischen, persischen und assyrischen Monumenten gleichfalls höhere Wesen dargestellt finden mit 2 oder 4 Flügeln, entweder ganz in menschlicher Gestalt oder mit dem Kopfe eines Thieres; wenn von den Cherubim über der Bundeslade gesagt wird, sie hätten mit ihren Flügeln den Thron Jehovas bedeckt und wir nun auf ägyptischen Reliefs ähnliche Gestalten erblicken, welche entweder stehend oder knieend das Bild einer Gottheit mit ihren vorwärts gerichteten Flügeln bedecken: sollten wir hier nicht zur Erläuterung des von den Cherubim der Bundeslade und des Salomonischen Tempels Gesagten auf die Bildwerke der heidnischen Aegypter, Perser und Niniviten hinweisen dürfen?

Wenn dieß bey so *wesentlichen* Theilen, wie in der Architectur bey der Form und Eintheilung des Tempels, bey der Gestalt und Beschaffenheit des Allerheiligsten und bey der Stellung und Bedeutung der beyden Säulen; in der Sculptur bey der eigenthümlichen Bildung der Cherubim gestattet seyn muß: so dürfen wir auch sicherlich da, wo es sich um die Gestalt und Beschaffenheit eines *minder wichtigen* Theiles, nämlich der Vorhalle handelt, auf analoge Beyspiele der heidnischen Architektur hinweisen.

Es kann daher die Aufforderung „die Meynung von dem ägyptischen Original ganz aufzugeben, weil sie nichts für sich, wohl aber alles gegen sich habe“ nur denjenigen gelten, welche etwa — wie allerdings die Worte von Stieglitz (Gesch. d. Bauk. S. 136.): „Bey der Grundeinrichtung des Salomonischen Tempels sey die ägyptische Bauart nicht zu verkennen“ gedeutet werden könnten — in dem Salomonischen Tempel nur die *Copie* eines ägyptischen wieder erkennen zu müßen glaubten; unmöglich kann aber hiemit gemeint seyn, daß überall und bey jedem einzelnen Theile, wo eine Aehnlichkeit wirklich sich findet, die Hinweisung oder Berufung auf die Werke der benachbarten heidnischen Völker in keiner Weise statthaft sey. Daß aber ein Vergleich zwischen der Halle des Salomonischen Tempels, wie diese in den Büchern der Könige und der Chronik geschildert wird und zwischen den ägyptischen Pylonen, wie wir sie aus der Beschreibung bey Strabo und aus den noch vorhandenen Ueberresten kennen, nicht nur nicht „alles gegen sich,“ sondern vieles „für sich habe,“ läßt sich mit nicht großer Mühe nachweisen. Führen wir nämlich die Eigenthümlichkeiten beyder, der Salomonischen Halle und der ägyptischen Pylone, so weit es für die vorliegende Frage von Belang ist, auf einzelne bestimmte Punkte zurück, so gewinnen wir folgendes Resultat.



1. Vor den ägyptischen Tempeln und den denselben nachgebildeten Palläſten stehen *thurmartige Aufbauten* und zwar, sowohl vor dem eigentlichen Tempelhause als vor den Vorhöfen.

2. Diese thurmartigen Aufbaue bilden nicht so fast ein für sich selbstständiges Ganze, als vielmehr nur den Eingang zu den Tempeln oder Propyläen, sie umschließen das prachtvolle Eingangsthor und bilden demzufolge die *Vorhalle* zu den Tempeln oder Propyläen.

3. Insoferne sie nichts anderes sind als eine Vorhalle zum Tempel oder vielmehr zum Pronaos, gibt ihnen auch Strabo in seiner Beschreibung der ägyptischen Tempel keinen besonderen Namen. Er betrachtet sie nur als Schmuck des Portals, gleichsam als Façade des Pronaos, er spricht deßhalb auch nur von zwey Theilen des Tempels, nämlich dem *πρόναος* und *σηκός* und führt die Vorhalle selbst unter dem Namen *Pronaos* auf, indem er bloß erläuternd hinzufügt, daß der Pronaos der größere und prachtvollere Theil des Naos sey und an seiner Fronte zwey Mauern vorspringen, welche die Tempelschwelle gleichsam wie Flügel in der Mitte einschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 27.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

4. Charakteristisch an diesen Vorhallen ist die Proportion ihres Grund und Aufrißes. Die Tiefe ist eine sehr geringe, so daß, wie schon oben erwähnt wurde, Strabo nicht so fast von thurmartigen Bauten als vielmehr nur von Mauern redet. Desto beträchtlicher ist die Breite; die Mauern, welche von beyden Seiten das Thor einschließen, dehnen sich so weit aus, daß sie hievon den Namen Flügel erhielten (*τὰ λεγόμενα πτερά*). Die Höhe ist, zumal in Vergleich zur Tiefe, allemal beträchtlich, zuweilen steigt sie bis zu 50 und 60 Ellen.

5. Eben so charakteristisch ist das Verhältniß derselben zu den Maaßen des Gebäudes, vor welchem sie stehen. Die Vorhalle ist allemal höher und breiter als der *πρόναος* oder das *πρόπυλον*, wovon sie die Façade bildet. Was insbesondere den Tempel anbelangt, ist die Vorhalle der höchste Theil desselben, der Vortempel ist etwas niedriger, das Heiligthum am niedrigsten.

6. Sie dienten ohne Zweifel nicht so fast, wie Diodor glaubt, zu astronomischen Beobachtungen, als vielmehr um dem Ganzen ein großartiges Ansehen, um ihm den Charakter eines ungewöhnlichen, wichtigeren, ausgezeichneten Gebäudes zu geben. Daher auch eine solche Vorhalle nur vor den Tempeln und Palläften sich findet.

7. Diese Bestimmung wurde noch dadurch näher bezeichnet, daß vor ihnen zwey Denksäulen oder Obeliske, je einer links und rechts vom Eingange aufgerichtet war.

8. Es ist aber nicht ein einzelnes thurmartiges Gebäude, welches sich über dem Eingange erhebt und so der Façade ein stattliches Ansehen verleiht, sondern es sind zwey thurmartige Aufbaue oder, wie Strabo sich ausdrückt, zwey sogenannte Flügel, welche, das Thor in ihrer Mitte einschließend, die Vorhalle bilden.

9. Bey Gebäuden, bey welchen der Grund und Aufriß und die Verhältniße der einzelnen Theile zu einander ganz besonders durchdacht erscheinen, wie z. B. beym Tempel zu Edfou, beträgt die Höhe eines jeden dieser Flügel gerade das Doppelte des Raumes, zu dem sie den Eingang bilden.

Wenn wir nun diesen Eigenthümlichkeiten der ägyptischen Pylone gegenüber in Vergleichung ziehen, daß

1) dem Buche der Chronik zufolge auch vor dem Salomonischen Tempel ein thurmartiger Aufbau gestanden;
2) daß dieser thurmartige Aufbau nicht so fast ein für sich selbstständiges Ganze als vielmehr nur den Eingang, die Vorhalle zum Tempel gebildet habe und auch ausdrücklich Vorhalle genannt werde;
3) daß aber, insoferne sie nur den Eingang zum Heiligen (*πρόναος*) bildete, die Siebziger und Fl. Josephus das hebräische „Ulam“ mit demselben Worte wiedergeben, welches Strabo von

der Vorhalle der ägyptischen Tempel gebraucht, nämlich Pronaos;

4) daß ferner auch an der Salomonischen Vorhalle, wenn wir die Proportion ihres Grund und Aufrißes ins Auge fassen, dieselben characteristischen Merkmale hervortreten, wie an den Vorhallen der ägyptischen Tempel, nämlich eine sehr geringe Tiefe, aber eine verhältnißmäßig desto beträchtlichere Breite und Höhe;

5) daß das Gleiche der Fall ist in Bezug auf die Proportion der Halle zu den Maaßen des Tempels, vor welchem sie steht, indem die Vorhalle höher ist wie das Heilige und wenn nicht breiter wie der Tempel mit sammt den Anbauten, doch gewiß breiter wie das Tempelhaus allein, und nach den Berichten der heil. Schreiber die Vorhalle überhaupt den höchsten Theil des Gebäudes bildete, das Heilige niedriger, das Allerheiligste aber am niedrigsten war;

6) daß ferner auch die Bestimmung dieser Halle offenbar keine andere war, als dem Tempel ein großartiges Ansehen, den Charakter eines ungewöhnlichen, wichtigeren, ausgezeichneten Gebäudes zu verleihen (Bähr S. 93.);

7) daß endlich diese Bestimmung noch näher durch die zwey Denksäulen Jachin und Boas, welche links und rechts vom Eingange aufgerichtet standen, bezeichnet wurde;

8) spricht da nicht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch diese Halle aus zwey thurmartigen Aufbauen oder, wie Strabo sich ausdrückt, aus zwey sogenannten Flügeln bestand, welche den Eingang zum Heiligen in ihrer Mitte einschloßen, um so mehr als in diesem Falle

9) die Höhe der Halle, da das Heilige 30 Ellen hoch war, gerade das Doppelte von der Höhe des Raumes, zu dem sie den Eingang bildete, betragen würde?

Auf jeden Fall wird durch den Nachweis, daß eine aus zwey thurmartigen Aufbauten bestehende Vorhalle durchaus nicht etwas in der Architektur der Völker des Alterthums Unerhörtes, im Gegentheil bey den den Israeliten benachbarten Aegyptern ganz Gewöhnliches sey, der Selbstständigkeit der israelitischen Architektur nicht im Mindesten Eintrag gethan. Ja, ich glaube im Gegentheile, gerade der Umstand, daß nach unserer Deutung der Unterschied zwischen dem israelitischen Heiligthum und den Tempeln des Heidenthums nicht in dem Maaße ein specifischer, innerer und nothwendiger gewesen, als wäre hiemit von selbst alle und jede Aehnlichkeit zwischen beyden gänzlich ausgeschlossen, gerade diese Hinweisung auf eine theilweise Aehnlichkeit mit der heidnischen Architektur dürfte ein nicht unbedeutendes Gewicht zu Gunsten unserer Auslegung in die Waagschale legen, denn die Kunst ist nicht eine Uebung der Geisteskraft, welche vereinzelt hervortretend plötzlich hier oder dort auftaucht und wieder verschwindet, es läßt sich vielmehr hier wie bey allen Thätigkeiten des menschlichen Geistes ein innerer, nothwendiger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Zeitperioden und Völkerstämmen, welcher allein eine fortlaufende organische Entwicklung möglich macht, nicht bloß historisch nachweisen, sondern auch a priori voraussetzen. Ist aber dieß der Fall, ist jede bedeutsame Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst nicht etwas für sich Abgerissenes, sondern durch Zeit und Oertlichkeit bedingtes, bey welchen Völkern sollen wir eine Verwandschaft mit der israelitischen Architektur in den Zeiten Davids und Salomons suchen, wenn nicht bey denjenigen, welche den Israeliten durch die Geschichte und die geographische Lage zunächst standen, bey den Aegyptern und Phöniciern?

Dazu kömmt noch ein anderer Umstand, den wir, wie ich glaube, nicht ganz unbeachtet lassen dürfen. Es drängt sich nämlich die Frage auf, woher die Erscheinung, daß an dem Bau des israelitischen Heiligthums so viele Nationen, ja die Heiden sogar in größerer Anzahl wie die Juden sich betheiligten? Eine Erscheinung, um so merkwürdiger als sonst die Juden sich so strenge von den heidnischen Völkern absonderten und es hier nichts Geringeres galt als — gerade im Gegensatze gegen die heidnischen Tempel — „dem Namen Jehovas, dem Gotte der größer ist als alle Götter“ ein Haus zu bauen. Wir können nicht wohl im Ernste annehmen, daß das israelitische Volk zur Zeit Salomos aus

Mangel an arbeitenden Kräften nicht sollte im Stande gewesen seyn, den Bau seines ihm so wichtigen Central-Heiligthums für sich allein, ohne fremde Beyhilfe aufzuführen, und dennoch erwählte Salomo aus ganz Israel nur 30,000 Mann zu Werkleuten, von den Fremdlingen aber machte er 70,000 Mann zu Lastträgern (2 Chron. 2, 17). Oder war es der Mangel an solchen Männern, welche die hiezu nöthige Geschicklichkeit besessen hätten, was den König nöthigte, die heidnischen Fremdlinge zu rufen? Wenn jemals, so waren gewiß zur Zeit Salomos einheimische Künstler genug vorhanden, welche geschickt gewesen wären, Werke aller Art selbst zu ersinnen und, wenn auch vielleicht minder vortrefflich wie etwa ein kunstreicher Phönicier, doch gewiß in würdiger Weise zur Ausführung zu bringen, um wie viel mehr, wenn schon alle Zeichnungen vorlagen, das Schwierigste der Aufgabe also schon gelöst war; dieß war aber der Fall, denn „David hatte Salomo seinem Sohne die Zeichnung gegeben von der Halle des Tempels und von seinen Häusern und von seinen Schatzkammern und von seinen Obergemächern und seinen inneren Kammern und von dem Hause der Versöhnung, die Zeichnung von Allem was er im Geist hatte, von den Vorhöfen am Hause Jehovas und von allen Zellen im Umkreise, zu den Schätzen des Hauses Gottes und zu den Schätzen der geheiligten Sachen“ (1 Chron. 28, 11.). Und dennoch schreibt Salomo an den König von Tyrus: Sende mir einen erfahrnen Mann, der zu arbeiten weiß . . . mit den Kunstverständigen, die bey mir sind in Juda und zu Jerusalem, welche David mein Vater angestellt hat (2 Chron. 2, 7.). Woher nun diese Erscheinung? Sollen wir hierin nichts anderes als einen bloßen Zufall wieder erkennen? Ich glaube, es sey überhaupt Weniges rein zufällig in der Geschichte, vermuthe vielmehr, daß wir hier eine jener Thatsachen vor uns haben, deren Erklärung sich zwar scheinbar zunächst nur an zufällige Aeußerlichkeiten knüpft, deren letzter Grund jedoch einzig in Dem wurzelt, was den Ausgang und das Ziel aller Geschichte bildet, nämlich in dem ewigen Plane Gottes mit der Menschheit, sich in ihr eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten. Alle Völker aller Zeiten haben die Bestimmung, nach ihrer Weise, wenn auch unbewußt, an der Verwirklichung dieses Planes mitzuarbeiten und Gott einen Tempel zu erbauen, in welchem ihm ewiges Lob und ewiger Preis dargebracht wird und hierin dürfte meines Bedünkens der Grund liegen, warum es schon in der vorchristlichen Zeit den Heiden gegönnt war, gemeinschaftlich mit dem auserwählten Volke zu dem Vorbilde des künftigen lebendigen Tempels das Material hinzuzutragen und an dem Sinnbilde desjenigen Hauses, in welches dereinst einzutreten sie nicht minder berufen waren wie die Juden, obgleich damals noch Fremdlinge, mitbauen zu helfen. Und in der That, vergleichen wir von diesem Gesichtspunkte aus den Salomonischen Tempelbau in seiner Gesammtheit sowohl wie in seinen einzelnen Theilen mit den Merkmalen, welche an der Architectur der heidnischen Völker des Alterthums, soweit solche bis auf die Zeiten Salomos sich ausgebildet hatte, als besonders charakteristisch hervortreten, so gewinnen wir ein Bauwerk eigenthümlicher Art.

Stellen wir uns, um uns ein Bild von dem Gesammteindrucke dieses Bauwerkes vor Augen zu führen, auf den Standpunkt eines Ankömmlings in Jerusalem, so erblicken wir den Tempel hoch oben auf dem Berge Moriah. Zu unterst die gewaltigen Mauern, den Berg zu befestigen, dann der Vorhof der Laien (in späterer Zeit ein doppelter, zuerst ein Vorhof der Heiden, dann über diesem die Bauwerke, welche den Vorhof der Juden einschloßen), ferner abermals höher die Umfriedung des Vorhofes der Priester und endlich zu oberst, auf dem höchsten Punkte des Berges, der Tempel selbst mit seiner Vorhalle und seinen Nebenbauten. Die ganze Anlage erhob sich also terrassenförmig von Höhe zu Höhe, selbst das Heilige ragte noch über die dasselbe umgebenden Stockwerke hervor, ja sogar die Mauer des Tempelhauses war terrassenförmig aufgeführt, indem sich dieselbe bey jedem der drey Stockwerke um eine Elle zurückzog. Terrassenförmige Anlagen aber sind das Charakteristische der syrisch-medischen Architectur. So erhob sich das Heiligthum des Bel zu Babel in sieben Terrassen, die höhere immer enger wie die niedrigere und zu oberst in der Mitte stand der Tempel; so war die Burg der Semiramis daselbst

von den immer höher steigenden Ringmauern umschloßen; so wurde noch später die Burg zu Ekbatana gebaut, in sieben Terrassen, sieben Mauern übereinander, die folgende immer höher und enger wie die erstere und zu oberst in der Mitte die Burg und das Heiligthum der Anaitis. Nicht minder waren die schwebenden Gärten zu Babylon und die Burg zu Persepolis in aufsteigenden Terrassen gebildet.

Betrachten wir ferner den Tempel für sich allein, in seinem Grund und Aufrisse und in seiner architectonischen Form, so können wir zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, sondern nur wahrscheinlich machen, daß die Fronte desselben der breiteste Theil des ganzen Grundrisses gewesen sey, aber in Bezug des Aufrisses steht durch ausdrückliche Angaben der Maaße fest, daß das Allerheiligste der niedrigste Theil des Hauses gewesen, das Heilige war höher, die Fronte oder die Vorhalle am höchsten. Das Allerheiligste, obgleich der wichtigste Theil des Ganzen und zur Wohnung desjenigen bestimmt, der nach der hebräischen Anschauung nicht in der Tiefe und Niedere, sondern in der Höhe wohnt (Bähr S. 31), hatte nur 20 Ellen in der Höhe, das Heilige 40, der Vorhalle wird das höchste Maaß zugeschrieben. Das ist das Charakteristische an der Architectur der ägyptischen Tempel und Palläste und wurde dort so strenge als Regel festgehalten, daß selbst dann, wenn dem bereits fertigen Gebäude, wie zuweilen vorkam, noch neue Anbauten hinzugefügt wurden, dieses nur an der Fronte geschah und sodann die neuen Anbauten jedesmal die hinter ihnen stehenden an Größe übertrafen. Die Wände waren inwendig, wie schon daraus hervorgeht, das das Allerheiligste nach dem Vorbilde der Stiftshütte die Gestalt eines Würfels hatte, senkrecht. Daß die Mauern, welche außen am Tempel sichtbar waren, nämlich die Mauern der Vorhalle und der das Tempelhaus umschließenden Stockwerke, gleich den ägyptischen sich in Pyramidalform nach oben zu verjüngten, läßt sich nicht beweisen, ist jedoch von der Halle, da sie bey ihrer Höhe nur eine sehr geringe Tiefe hatte, und die Breite von 20 Ellen nur vom Lichten verstanden werden kann, mehr wie wahrscheinlich, denn



ein solcher Bau forderte die nöthige Festigkeit, die ihm nicht besser als durch ein unten sehr hervortretendes Mauerwerk gegeben werden konnte. Wenn wir uns die Mauern der drey Stockwerke von Außen gleichfalls pyramidalförmig denken wollten, so würde dieß nicht nur mit der Form der Façade übereinstimmen, sondern wir fänden hierin nur ein strenges Festhalten an dem Vorbilde des Tempels, nämlich der Stiftshütte; denn da die drey Decken, welche über der Stiftshütte ausgebreitet lagen, zwar an den zwey langen und der hinteren schmalen Seite herabhingen, aber nicht senkrecht, sondern, da sie vermittels Pflöcken am Boden befestigt wurden, etwas schief, nämlich so, daß sie unten von der Bretterwand weiter abstanden wie oben, so erschien die Wand der Stiftshütte an diesen drey Seiten in der That gleich den ägyptischen Wänden pyramidalförmig. Doch dem sey wie immer, da wir die bestimmte Nachricht haben, daß der Tempel aus Quadern von außerordentlicher Größe erbaut war und die Tempelmauer, wenigstens unten, eine ungemeine Dicke hatte, und da wir uns das Innere nur ernst und düster und geheimnißvoll denken können, indem selbst der reiche Schmuck der Wände nur beytragen konnte, diesen Eindruck zu verstärken: so werden wir immer wieder an Aegypten erinnert, wo der Mangel an Holz die Bewohner frühzeitig nöthigte, das reiche Felsenmaterial zu benützen, deren Gebäude aber gleichfalls (wie Schnaase I. S. 394 bemerkt) den Ausdruck des feyerlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses an sich trugen, während z. B. die persisch-medische Architectur das Heitere, Schlanke und Luftige liebte.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 28.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juli.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Schluß.)

In scheinbarem Widerspruche endlich mit diesem starken Mauerwerke ist dennoch das Gebälke und Dachwerk nicht wie in Aegypten gleichfalls von Stein, sondern von Cedernholz; ja die aus kostbarem Steine aufgeführten und aufs sorgfältigste geglätteten Mauern wurden selbst noch mit hölzernen Tafeln und dann mit Goldplatten überzogen. Solcher Schmuck kömmt bey mehreren Völkern des Alterthums vor, aber bey keinem so entschieden und charakteristisch wie bey den Phöniciern. Als der König Hiram von Tyrus die Tempel des Herakles und der Astarte neu erbaute, so ließ er dazu Cedern vom Libanon fällen. Auch bey dem Heiligthum des phönicischen Herakles zu Gades hatte man Holz verwendet. Noch im ersten Jahrhundert nach Christus soll seit der Gründung des Tempels das Holz keiner Ausbesserung bedurft haben. Von einem Tempel des Apollo zu Carthago wird berichtet, seine Wände seyen inwendig mit Goldplatten überzogen gewesen. Wir können kaum zweifeln, daß allenthalben, wo Holzarchitectur angewendet wurde, die Ueberkleidung der Wände mit Gold dazu gekommen, Niemand aber war so erfahren und kunstfertig in Holz und Metallarbeiten wie die Phönicier.

Der Salomonische Bau hatte also das Charakteristische der assyrischen und der ägyptischen und der phönicischen Architectur an sich, ohne selbst im assyrischen oder ägyptischen oder phönicischen Style, geschweige nach einem solchen Vorbilde erbaut zu seyn. Er zeigte in seinem Grund und Aufrisse und wie es scheint selbst in der äußeren Form die Festigkeit und das Geheimnißvolle des ägyptischen Tempels, in seiner innern Ausschmückung den Reichthum und die Pracht der phönicischen, in seinem Gesammtcharakter das Terrassenförmige und Himmelanstrebende der babylonischen und medisch-persischen Architectur. Er war weder das eine noch das andere, sondern Alles zumal. Diese Merkmale treten aber nur noch deutlicher hervor, wenn wir an dem Berichte, welchen uns die heil. Schrift über die Halle gibt, festhalten und denselben so deuten, daß die Halle nicht bloß, gleich den Pylonen vor den ägyptischen Tempeln, wie aufs bestimmteste gesagt wird, den höchsten Theil des Gebäudes ausmachte, sondern ihnen auch dadurch ähnlich war, daß sie zugleich als der breiteste Theil erschien und, zwey sich ausbreitenden Flügeln gleich, das Portal in ihre Mitte nahm. Nach dieser Erklärung würden, wie im Hintergrunde des Allerheiligsten die zwey colossalen Cherubim mit ihren ausgebreiteten Flügeln die Bundeslade, so an der Fronte des ganzen Tempels die zwey colossalen Thürme mit ihren ausgebreiteten Flügeln den Eingang in ihrer Mitte einschließen, zugleich aber würde auch die Proportion der einzelnen Theile zu einander in bedeutsamer Weise hervortreten. Wie nämlich die Grundzahl des Allerheiligsten sich in dem Längenmaaße des Heiligen zweymal wiederholt und so die dreymal zwanzig Ellen die Länge des ganzen Tempelhauses ausmachen, so kehrt dieselbe Grundzahl, die auch der Breite des Eingangs gegeben

wurde, in jedem seiner beyden Seitenflügel wieder und macht in dieser dreymaligen Wiederholung auch die Breite der ganzen Tempelfaçade aus, während dasselbe Maaß zum drittenmal in der Höhe der Vorhalle sich bemerklich macht, so daß, gewiß nicht ohne symbolische Bedeutung, die Höhe der Façade ihrer Breite gleichkam, in beyden aber nur das Maaß, das der Länge des ganzen Tempelhauses zugetheilt worden war, wiederkehrte.

Fassen wir das bisher Gesagte nochmal kurz zusammen, so kann von einem strengen und unwidersprechlichen Beweise, daß die Vorhalle des Salomonischen Tempels aus zwey thurmähnlichen Aufbauen bestanden habe, welche den Eingang zum Heiligen in ihrer Mitte einschloßen, natürlich bey einem Gegenstande, der so schwierig ist wie der vorliegende und bey dem Umstande, daß alle Nachrichten hierüber sich zunächst nur auf die drey Worte beschränken: „die Halle hatte 120 Ellen in der Höhe“ nicht die Rede seyn; wenn aber die Vordersätze richtig sind, daß 1) die Halle nicht eine Höhe von 120 Ellen haben konnte, weil diese Höhe weder mit ihrer eigenen Breite und Tiefe, noch mit der Höhe des Tempelhauses, die nur 30 Ellen betrug, vereinbar ist; daß 2) die Halle auch nicht 20 oder 30 Ellen hoch war, weil diese Annahme einerseits rein auf Willkühr beruht, während sie andrerseits mit der bestimmten Angabe des Chronisten geradezu in Widerspruch steht; wenn ferner 3) unzweifelhaft kein Verfahren unkritischer genannt werden muß, als bey jeder dunklen oder zweifelhaften Stelle sogleich eine Unrichtigkeit oder einen Schreibfehler anzunehmen, vielmehr als Regel feststeht, daß Nichts uns berechtige, die Nachricht eines sonst glaubwürdigen Schriftstellers für falsch zu halten, so lange uns noch der Weg offen bleibt, ihr eine vernünftige Auslegung zu geben; wenn dann 4) eine Möglichkeit, das scheinbar sich selbst Widersprechende in der Angabe des Chronisten auszugleichen, dadurch gegeben ist, daß wir annehmen, die Halle habe aus zwey thurmähnlichen Aufbauen, jeder 60 Ellen hoch, bestanden und der Berichterstatter habe das Maaß beyder zusammengezählt; wenn 5) was die erwähnte Höhe von 60 Ellen anbelangt, der König Cyrus für den zweyten Tempel wirklich das nämliche Maaß von 60 Ellen in der Höhe und den „Grundfesten“ oder der Breite vorgeschrieben hat und dieses Maaß, den Gründen der Wahrscheinlichkeit zufolge und nach der Erklärung des Fl. Josephus und der Rabbinen, sich auf die Façade des Tempels d. i. auf die Vorhalle bezieht; wenn 6) was dagegen die allerdings sonderbare Ausdrucksweise betrifft, sich nachweisen läßt, daß sie derselbe Schriftsteller auch anderwärts, nämlich bey der Maaßbestimmung der Cherubim und wiederholt bey der Höhenangabe der vor der Halle aufgestellten Säulen gebraucht habe; wenn ferner 7) Vorhallen oder prachtvolle Eingänge zwischen zwey thurmähnlichen Aufbauen der Architectur der Völker des Alterthums durchaus nicht fremd sind; 8) wenn solche Façaden im Gegentheile bey den Prachtbauten gerade desjenigen Volkes, mit welchem die Israeliten seit langer Zeit und noch unter David und Salomo in vielseitigem Verkehre gestanden und bey welchem, was hier nicht ohne Belang ist, die Architectur sich schon damals in viel höherem Maaße ausgebildet hatte als bey irgend einem andern den Israeliten benachbarten Volke, wenn solche Façaden der Tempel, sage ich, bey den benachbarten Aegyptern etwas Gewöhnliches gewesen; wenn 9) auch die Proportion, nämlich die Tiefe, Breite und Höhe der Halle an sich sowohl als im Verhältniß zum Tempelhause der Proportion der ägyptischen Pylone im Wesentlichen nicht widerspricht; wenn im Gegentheil 10) der Aufriß der Halle, des Heiligen und des Allerheiligsten, sobald wir der Halle 60 Ellen, also die doppelte Höhe des Heiligen geben, mit dem Höhenverhältnisse der ägyptischen Pylone zu dem *πρόναος* und dieses zu dem *σηκός* genau übereinstimmt; wenn 11) um dieser Hinweisung willen auf die ägyptische Architectur noch keineswegs gesagt werden kann, daß der Salomonische Tempel nunmehr bloß als die Copie eines heidnischen Tempels erscheine, wenn vielmehr 12) der Salomonische zwar einerseits, weil einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Orte angehörig, nur in denjenigen Formen erscheint und erscheinen kann, in welchen damals die Architectur überhaupt sich ausgeprägt hatte; andrerseits aber ihm dennoch Originalität zukommt und eben dadurch seine hohe Bedeutung und „seine Stellung

in der Geschichte der Theokratie“ erst recht deutlich hervortritt, daß er — (als Vorbild jenes lebendigen Tempels, in den dereinst einzutreten alle Völker berufen sind und an welchem eben deßhalb vorbildlich schon den Heiden mitzubauen gegönnt gewesen) — in seiner Gesammtheit sowohl wie in den einzelnen Theilen all die Vorstellungen, welche als allgemein menschliche und mit der Idee Gottes unzertrennlich verbundene in der heidnischen Architectur den entsprechenden symbolischen Ausdruck gefunden hatten, mit der Idee eines israelitischen Centralheiligthums verbunden und zu Einem Ganzen vereinigt vor Augen stellt: wenn wir dieses Alles in Erwägung ziehen, so dürfte die gegebene Erklärung, wenn nicht für die unzweifelhaft richtige, doch so lange für die wahrscheinlichste zu halten seyn als nicht eine andere aufgestellt wird, welche, ohne zu bloßer Willkühr und zur Verdächtigung der von dem Chronisten mit aller Bestimmtheit ausgesprochenen Nachricht Zuflucht zu nehmen, weniger Gründe gegen und mehr für sich hat als die vorliegende.

---

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Juni 1850.

Herr Classen-Sekretär Dr. v. Martius hielt folgende Vorträge:

### I.

### Bericht über das große Mikroskop, welches von dem Merz'schen optischen Institute dahier für das botanische Conservatorium hergestellt worden ist.

Dieses achromatische Mikroskop mit sechs Systemen von Objectiven und vier Ocularen gewährt 20- bis 1200malige Vergrößerung. Von den Ocularen, welche zum Aufstecken eingerichtet sind, dient eines (Nro. 2) mit dem Kreuzfaden als Mikrometer-Ocular. Zur Beleuchtung dient ein nach allen Richtungen zu wendender Spiegel, über welchem der die verschiedensten Beleuchtungsstufen hervorbringende Moderator den



Objecten durch eine Hebelbewegung näher und ferner gebracht werden kann. Der Objectentisch mit schwarzer Glasplatte ist vertical unbeweglich, dagegen kann er horizontal um seine Axe durch eine Schraube mit Federklemme bewegt werden. Er ist mit einem Schraubenmikrometer verbunden, welches vermöge des feinen Schraubengewindes und der verstellbaren Trommeltheilung noch 0,0001 eines Pariser Zolles leicht und sicher messen läßt. Der Tubus hat mittelst Getriebes eine grobe und mittelst mikrometrischer Schraube eine feine Bewegung, und kann an einem verticalen Gelenke zur Seite gedreht werden. Das Instrument hat eine feste Aufstellung mit massiver Grundplatte. Beygegeben sind ein Zeichnungsapparat mit Reflexionsprisma, ein bewegliches Compressorium und eine Anzahl von Object- und Deckgläsern. Das Ganze ist in einem polirten und gefütterten Kasten enthalten.

Eine akademische Commission, welche zur Untersuchung des Instrumentes am 4. Mai zusammengetreten ist, hat sich über dasselbe im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen anerkennend ausgesprochen. „Der mechanische Theil der Arbeit zeigt jene Genauigkeit, Solidität und Schönheit, die von der anerkannten Trefflichkeit des Institutes zu erwarten stand, und die Vorkehrungen für die Messungen wurden noch besonders als höchst genau und vollkommen anerkannt. Bezüglich der optischen Leistungen erwies das Mikroskop, mit den aufgestellten Plößl'schen und Oberhäuser'schen Instrumenten verglichen, nicht nur die gleiche definirende, sondern auch eine bey weitem überwiegende penetrirende Kraft und zeigte die Querstreifen von Hipparchia Janira schon bey einer Vergrößerung von 250 mit vollkommener Schärfe und Präcision. Die Commission kann darum nicht umhin, dem optischen Institute von Hrn. Merz et Söhnen die vollkommene Anerkennung ihrer Leistungen auszusprechen.“

---

## II.

## Die fossile Flora von Sotzka in Süd-Steiermark, nach den Mittheilungen des Hrn. Prof. Unger in einem Briefe an den Cl. Secretär.

Dieser Tage übergebe ich der k. k. Akademie zu Wien eine Arbeit über die fossile Flora von Sotzka, mit 47 Tafeln, auf welchen mehr als 500 Pflanzenreste in Farbendruck gegeben werden sollen. Sie gehören 121 Species an; eine höchst seltsame Flora, welche an die der Südsee-Inseln zumeist erinnert. Von vielen konnte wegen der vorhandenen Früchte und Samen die Gattung mit vieler Sicherheit bestimmt werden. Sie sehen, die Vorwelt bekommt immer mehr eine feste Gestaltung und tritt aus der Nebel-Atmosphäre hervor. Was das Becken von Paris und London, die Schichten des Monte Bolca u. s. w. nur sparsam aus dieser, der eocenischen Periode, aufbewahrt haben, ist in ungemeiner Fülle hier in meinem lieben Vaterlande für die Nachwelt zum Staunen niedergelegt. Ich preise mich glücklich, der Interpret dieser Wunderwelt zu seyn.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1847. III. Jahrg. 1. Abth. Berlin 1849. 8.

Von dem k. k. Reg. Rath, Direktor am polytech. Institut, Hrn. Adam Burg in Wien:

Compendium der populären Mechanik und Maschinenkunde, mit Supplementband und zwey Heften Kupfertafeln. Wien 1849. 50. 8.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Padua:

Annali di Fisica. Fasc. III. Padua 1849. 50. 8.

Von Hrn. Dr. Schaub, Adjunkten der k. k. Sternwarte in Wien:

Compendium der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Wien 1849. 8.



Von der k. sächsischen Gesellschaft in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem. phys. Classe. 1849. II. Leipzig 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. Janvier 1850. Paris 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Eduard Gerhard in Berlin:

Ueber den Gott Eros. Berlin 1850. 4.

Von Hrn. Dompropst Dr. Martin v. Deutinger hier:

Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. 3. Bd. München 1850. 8.

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. I. Bds. 1. u. 2. Heft. München 1850. 8.

Von Hrn. Landrichter Gerstner hier:

Der Todtentanz. Erinnerungen aus vergangenen Tagen. München 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. December 1849. Berlin 1849. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXIX. No. 21 — 27. Novbr. Decbr. 1849. Tom. XXX. 1 — 3. Janvier 1850. Paris. 4.

Von der allgemein geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

Archiv. 1 — 6. Bd. 1843 — 1849. Zürich. 8.

Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1. Bds. 1. u. 2. Heft. Chur 1848. 1849. 4.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Proceedings. Vol. II. Cambridge. 8.

Von Hrn. Asa Gray, Prof. of natural history in Harvard University:

Genera florae Americae boreali-orientalis illustrata. Vol. II. New York 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern hier:

Centralblatt. März 1850. München 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Karl Friedr. Hermann in Göttingen:

Epikritische Betrachtungen über die polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Göttingen 1849. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 29.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### III.

### Die Natur der Pflanze; eine von Hrn. Geh. Rath Dr. Nasse in Bonn eingesendete Abhandlung.

Die Frage nach der Eigenthümlichkeit der Pflanze führt uns sogleich in den Streit, was die beyden, in weiter Ausbreitung einander angränzenden und dennoch nach allgemeiner Anerkennung wesentlich verschiedenen Gebiete des Lebens, das Thier- und Pflanzenreich, in Stoff, Bildung und Thätigkeit zu diesen verschiedenen mache. Nach der Seite, wo die Pflanze an das Mineral gränzt, hilft zu dieser Abgränzung die Feststellung des Begriffs des Lebens, aber schon hundertmal vermeintlich geschlichtet und dennoch nie zufrieden stellend, erhebt sich jener Streit stets wieder in frischer Aufregung, und auch des ausgezeichneten Phytologen Schleiden neuester Versuch (in dessen Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik, dritter Auflage) bringt ihn nicht zur Ruhe. Und wie der Begriff des Unterschieds von Thier und Pflanze nicht klar ist, so schweben denn auch die Deutungen, ob ein sich der Beobachtung darbietendes, einfach gebildetes Geschöpf eine Pflanze oder ein Thier sey, im Unsichern; Ehrenberg's Entscheidungen über die Natur des Closterium, der Pentasterias, des Evastrum u. A. m. einerseits, und Nägeli's und v. Siebold's denselben entgegengesetzte, zeigen dieß in der nächsten Gegenwart; was nach Jenen Infusorien, sind nach Diesen einzellige Algen. Formen des Stoffes und Formen der Thätigkeit drängen sich im Reiche des Lebens so dicht an einander, als stammten alle aus einer und derselben Zeugung. Es gilt nun, zu sehen, wie Stoff und Lebensthätigkeit hier in einander wirken, um da vielleicht die Lösung der Aufgabe zu finden.

Die Chemie suchte vergebens die Scheidung zu Stande zu bringen. Was eine Zeitlang von tertiären und quaternären Stoffverbindungen als diese Scheidung vollbringend gelehrt ward, ist wieder aufgegeben. Der Stickstoffgehalt oder Nichtgehalt will auch nicht mehr ausreichen. Die stickstofffreye Cellulose kommt auch in der Thierwelt vor, wie die von C. Schmidt an Cynthia mammillaris zuerst angestellten und von Kölliker und Liebig an einer Reihe der verschiedensten niederen Thiere fortgesetzten Untersuchungen nachgewiesen haben. Vom früher vermeinten Nichtstickstoffgehalt der Pflanzen ist hier unnöthig ein Wort hinzuzufügen.

Auch das Microscop gibt für die Feststellung eines die Pflanze vom Thier umfassend unterscheidenden Merkmals keine Hülfe. Weder in dem Vorhandenseyn noch in der Gestalt der Zellen ist diese zu finden; vereinzelt kommt zwar manches hier und da vor, nichts aber als allgemein gültiger Unterschied. Erst was aus den Zellen und ihren Verbindungen mittelst der Lebensvorgänge wird, kann hier als Aufschluß versprechend in Erwägung kommen.

Wie nun durch die Lebenseigenschaften Pflanze und Thier sich unterscheiden sollen, wird uns viel-

seitig angegeben; sowohl auf einzelne Verrichtungen, als auf das Zusammenwirken mehrerer ist dabey Gewicht gelegt worden. Aber welcher von diesen Unterscheidungsversuchen bewährt sich? Eine gedrängte Durchsicht derselben wird es darlegen.

Daß bloß im Thiere, nicht auch in der Pflanze von Innen her angeregte Bewegungen stattfinden, läßt sich nur, wenn man eben nicht an **Parnassia palustris**, nicht an **Hedysarum gyrans** denkt, zur Unterscheidung beyder geltend machen; eben so nichtig ist, daß diese Bewegungen bey Pflanzen nur in einer Richtung geschehen, was ja für so viele Bewegungen der Thiere ebenfalls gilt. Wichtiger könnte etwa der Ausspruch erscheinen, daß bey Thieren die Bewegungsfähigkeit in dem Daseyn von Fasern gegründet sey, welche Fasern bey Pflanzen fehlten. Aber schon Eckers Untersuchungen der contractilen Substanz bey Infusorien, sowie bey Hydren und Hydroiden, haben gezeigt, daß diese Substanz von structurloser Beschaffenheit sey, und nur dadurch Veränderungen ihres Umfanges verstattet, daß sie netzförmig in ihr vertheilte Hohlräume enthält, also im Mangel der Fasern dem Pflanzengewebe gleich ist.

Obschon auch den Pflanzen Reizbarkeit zugestehend, hat man sie jedoch dadurch von den Thieren unterschieden geglaubt, daß ihre Reizbarkeit nicht gleich der des Thiers auf electrische Einwirkung Bewegungsäußerungen herbeyführe, wie dieß noch A. v. Humboldt (Versuche 1. S. 249) an den Berberitzenstaubfäden gefunden zu haben erzählt. Es sind indeß jenem Ausspruche schon die von Ritter an Mimosen angestellten Untersuchungen, wider die man mit Unrecht Zweifel erregt hat, entschieden entgegen; ebenso die von mir an Berberitzen sorgfältig wiederholten. Sah ich nun darauf, daß die Electricität ohne Dazwischenkunft einer unvollkommenen Leitung (wie schon ein dünnes Blumenblatt sie bewirkt) zu der reizbaren Stelle des Berberitzenstaubfadens gelangte, so führte schon die in wenigen, anderthalbzölligen Platten der Volta'schen Säule erzeugte das augenblickliche Uebersspringen der Staubfäden an den Griffel herbey. Bis in's Einzelne fand ich die Reizungserscheinungen an Pflanze und Thier gleich (Untersuchungen Heft 1. S. 6.). Ich überzeugte mich, daß die reizbaren Bewegungstheile der Berberitze sich zu den Einflüssen, welche die Reizbarkeit zu stimmen vermögen, gleich den thierischen verhalten; daß auch in den Pflanzentheilen die eine Stelle derselben treffende Reizung auf andere nahe gelegene übergehe, daß ebenfalls der Grad der Empfänglichkeit für die Einwirkung Pflanzen und Thiere, wenn die Einwirkung nur die rechte Stelle trifft, keineswegs unterscheide, sowie, daß die Gesetze der Reizbarkeit, denen zufolge, je größer der Reiz, desto eher die mittelst desselben zu Stande kommenden Bewegungen erfolgen, und starke Einwirkungen die Reizbarkeit verzehren, mäßige sie erhalten, für Pflanzen wie für Thiere gleich gelten.

Die Pflanze ist in den Bewegungen ihrer reizbaren Theile den zusammengesetzt gebildeten Thieren (den sogenannten höheren) ähnlicher, als den einfach gebildeten. Statt, daß es in diesen, wie noch vor Kurzem E. Weber feststellte, erst eine Zeitlang währt, bevor auf den Reiz Bewegung erfolgt, und diese Bewegung noch nach Entfernung des Reizes fortdauert, ja sich dann noch von einer Stelle zur andern fortsetzt, tritt in den reizbaren Theilen der Pflanzen die Bewegung ebenfalls sogleich ein und dauert nicht nach Entfernung des Einflusses, der sie hervorrief.

Der so oft behauptete Unterschied, der zwischen Pflanze und Thier im Athmen stattfinden soll, daß nämlich für die Pflanzen Sauerstoff, für die Thiere Kohlensäure-Ausscheidung das Bezeichnende sey, oder in einem umfassenderen Ausdrucke, im Leben der Pflanze desoxydirende, in dem des Thiers oxydirende Thätigkeit stattfinde, läßt sich bey näherer Prüfung nicht als vollgültig durchführen. Man gedenkt nur der Sauerstoffausathmung der Pflanzen durch die Blätter und im Lichte, nicht der Ausathmung von Kohlensäure in allen andern Theilen auch bey Tage, sowie selbst der Blätter bey Nacht, nicht der Sauerstoffgas-Ausscheidung in der Fischblase (Biot in Gilbert's Annalen 26. S. 254), nicht der von Infusorien nach Morren (Gay-Lussac Annales, Série 3. T. 1. p. 456), namentlich von **Enchelis monadina** (Bory), **Monas bicolor** (Ehrenberg), **Monas pulviusculus hyalina** (Müller). Der That-

sachen, die für eine auch im thierischen Körper stattfindende Desoxydation zeugen, finden sich immer mehr. In den leuchtenden Theilen der Insecten wird Phosphor ausgeschieden, ebenso in dem Samen der Fische; man fand freyen Phosphor im Urin; in Wasserstoff gelöst geht Schwefel durch den Darmkanal ab; Eisenoxyde werden im Blute zu Oxydulen. Wenn in der Biene aus Honig sich Wachs bildet (wie schon Grundbach nachwies), kommt dieß nur mit Hülfe einer Desoxydation zu Stande.

Da der Erfahrung zufolge pflanzenfressende Thiere zur Fetterzeugung am meisten geeignet sind, und die Fetterzeugung im thierischen Körper am wahrscheinlichsten aus Amylum unter Wasserzersetzung geschieht, wo sich dann Margarinsäure, Elainsäure, und Lipyloxyd unter Freywerden von Sauerstoff bildet, so findet für das vom lebenden Körper ausgeschiedene Fett ein durch das Leben geschehender Desoxydationsvorgang statt, der 88 Procent des in dem Amylum und dem Wasser enthaltenen Sauerstoffes, und zieht man den Antheil des Wassergehaltes ab, 78 Procent frey macht. Dem Ausspruch von Dumas, mit welchem auch Liebig und Mulder übereinstimmen, daß die von den Pflanzen ausgeschiedene Kohlensäure nur die von ihnen aufgenommene, unverändert durch sie hindurchgehende sey, steht entgegen, daß aus dem von der Pflanze in dem Humin aufgenommenen Kohlenstofforyd in ihrem Stoffwechsel Kohlensäure werden muß, sowie daß, weil die in ihr enthaltenen Säuren (Oxalsäure, Apfelsäure, Weinsäure) der Kohlensäure im Radikal so nahe verwandt sind, wenig Berechtigung vorhanden ist, diesen Säuren einen wesentlichen Antheil an der Erzeugung und Wiederzeugung der so reichlich von den Pflanzen ausgeschiedenen abzusprechen.

Andrerseits ist es unbegründet, alle vom thierischen Körper ausgeschiedene Kohlensäure für eine in ihm erzeugte zu halten. Der Mensch nimmt in seinem Getränke, Pflanzen fressende Thiere nehmen auch in ihren (rohen) Nahrungsstoffen eine reichliche Menge auf. Daß die Kohlensäure an der reichlichen Fettbildung eines über das Maaß gehenden Biertrinkers nicht ohne wesentlichen Antheil sey, gehört freylich noch in das Reich der Vermuthungen.



Ein Unterschied in der Art der Nahrungsaufnahme läßt sich zwischen Pflanze und Thier nicht durchführen. In Wasser und Luft lebende Pflanzen nähren sich ohne Wurzeln. Es gibt ja auch Thiere, die bloß Flüssiges aufnehmen. Daß die Pflanzen, wie es wiederholt noch von Liebig behauptet worden, nur aus nicht organischen, atmosphärischen Stoffen und Stoffverbindungen sich nähren, ist von Mulder und Moleschot sowohl aus der Ernährung von parasitischen Pflanzen, als aus dem Proteininhalt der Wurzelfasern so vollständig dargethan, daß hier nur noch dessen, was das Thierleben angeht, Erwähnung zu thun nöthig ist. Luft und Wasser nehmen neben andern Nahrungsstoffen, gleich den Pflanzen, auch die Thiere auf; ja es sind Thatsachen dafür vorhanden, daß die minder lebensthätigen unter ihnen, eben wie die Pflanzen eine Zeitlang ohne andere Nahrung bestehen können. Als ein Beleg hierfür möge die von Sorg (früherem Professor der Physiologie in Würzburg gemachte Beobachtung) angeführt werden. Sorg hielt eine Spinne, die er zuvor gewogen, einen Monat lang unter einer gesperrten Glocke. Nachdem sie zu Anfang der Einsperrung ein Gewicht von 1 Gramme und siebenzig Milligrammen gehabt, wog sie zu Ende derselben 1 Gramme und achtundachtzig Milligrammen, hatte also nichts verloren, sondern im Gegentheil 18 Milligrammen ($\frac{3}{10}$ Gran) an Gewicht gewonnen. Nicht bloß der Foetus saugt, außer daß er Wurzeln in der Placenta hat, durch die Haut auf, sondern auch ausgewachsene Thiere thun dieß. Link's Ausspruch, die Thiere unterscheiden sich von den Pflanzen dadurch, daß sie einen Magen hätten, trifft nicht ganz zu. Bey Thieren, welche nur Flüssiges als Nahrung aufnehmen, drängt die Bildungsthätigkeit ebensowenig auf die Erweiterung des Nahrungsschlauches zu einem höhlenförmigen Behälter, wie sie es bey den Pflanzen thut. Wo ist ein Magen zu nennendes Gebilde bey den Bandwürmern, wo bey den Blasenwürmern (Coenurus)? Durch v. Siebold, Nägeli und Ecker ist es jetzt wohl außer Zweifel, daß Ehrenberg bläschenförmige Räume in der Substanz der Hydren, sowie farblose, hohle, mit Wasser gefüllte Räume der einzelligen Algen irrig für Mägen gehalten hat.

Nicht an einzelne Theile oder Verrichtungen sich haltend, hat mit umfassendem Blick Schleiden in dem vorher genannten Werke S. 63 u. f. seine Unterscheidung von Pflanze und Thier auf die Vergleichung des Werdens der Gestaltung beyder und der Beziehung der Theile zum Ganzen der Pflanze gebaut. Es gilt nun, nachzusehen, ob diese Aufstellung nicht alles fernere Suchen nach der Lösung der hier vorliegenden Aufgabe unnöthig mache.

In der Pflanze geht nach Schleiden die Bildung auf äußerliche, räumliche Darstellung und auf Mannichfaltigkeit in dieser; der Bildungstrieb spielt in ihr mit dieser Mannichfaltigkeit. Die Bildung im Thiere geschieht dagegen nach Zweckgesetzen, sie richtet sich hier auf „Differenzirung" im Inneren, auf „abgeschlossene Individualität" gegen die Außenwelt. Die Pflanze zeigt eine dauernd fortschreitende Entwickelung, sie wechselt ihre Gebilde, so daß sie fast zu jeder Zeit ihres Bestehens nur ein Theil ihrer selbst ist. Dabey fehlt ihren Gebilden in dieser fortgehenden Entwickelung räumliche Begränzung. Im Thiere entwickelt sich dagegen die Form bis zu ihrem Stetigwerden rasch, und erst hierauf gelangt in ihm das Leben zu seiner vollen Kraft.

Weil die Pflanze ihre Organe nach Außen entwickelt, so ist sie auch den atmosphärischen Einflüssen mehr preisgegeben, als das Thier. In der Pflanze ist die Individualität des Ganzen zurückgesetzt gegen die des Elementarorgans der Zelle, nur für und durch dieses Elementarorgan scheint ihr Ganzes zu leben. Beym Thiere ist dagegen die Selbstständigkeit der Zelle völlig in der Individualität des Ganzen untergegangen und aufgelöst; jeder Theil gilt daher in ihm nur im Zusammenhange mit den andern; er lebt nur, um dem Ganzen zu dienen.

So weit Schleiden.

Zunächst fordert hier der Ausspruch volle Anerkennung, daß in der Pflanze die Verbindung des Ganzen minder innig sey, als im Thiere. Entscheidende Thatsachen begründen diesen auch schon früher von Anderen ausgesprochenen Erfahrungssatz; sie werden noch weiter unten geltend zu machen seyn. Aus dieser minder innigen Verbindung der Pflanzentheile zum Ganzen folgt dann anderes der Pflanze Angehörende. Es fehlt aber bey Schleiden die Nachweisung, welches innere Verhältniß diesen geringeren Grad von Verbindung bedinge, was denn unserer Untersuchung zu leisten übrig bleibt.



Anderem, im Vorigen Ausgesprochenen läßt sich weniger beystimmen. Um von der Grundbildung zuerst zu reden, so scheint es doch, wenn man der einzelligen Thiere, ferner der Beziehung der Zellen zur Zeugung, zur Absonderung und Ernährung auch im Thiere, so wie zu krankhaften thierischen Bildungen, denen des Lipom's, des Sarcoms, des Krebses, u. s. w. gedenkt, zweifelhaft zu werden, ob denn wirklich im Thiere die Zelle eine geringere Bedeutung habe, als in der Pflanze. Ob die zusammenziehungsfähige Substanz in der Pflanze der in den niederen Thieren der innern Bildung nach gleich sey, ist zwar noch nicht untersucht; daß der Uebereinstimmung der Verrichtung auch die der Formbildung entspreche, ist jedoch in beträchtlichem Grade wahrscheinlich. Der Gedanke, daß der Bildungstrieb in der Pflanze nur noch spiele, ist selbst ein Spiel dichtender Naturbetrachtung; im Gebiete der Nothwendigkeit kann kein Spiel seyn. Wechselnde Gestaltung des nämlichen Individuums findet sich auch bey Thieren; Orontium aquaticum, welches Schleiden als den Formwechsel in demselben Pflanzenindividuum auffallend darstellend anführt, da es blühend keine Blätter, und wenn es Blätter getrieben, keine Blüthen und keine Frucht hat, ist sich in diesen verschiedenen Gestalten nicht unähnlicher, als eine Kaulquappe mit äußeren Kiemen und Schwanz einem Frosche ohne Kiemen und solchem Rückgrathsfortsatz, mit Lungen und zeugungsfähigen Geschlechtstheilen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 30.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juli.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Die Natur der Pflanze.

(Schluß.)

Ob die Mannigfaltigkeit der Formen zwischen einer Palme und einer Alge größer sey, als die zwischen einem Menschen und einer Hydra, müssen wir dahingestellt sein lassen, weil nur das Gutdünken darüber entscheiden kann. Soll einmal der Zweckbegriff zur Unterscheidung des Lebenden vom Lebenden gebraucht werden (was erst zu rechtfertigen wäre), so bliebe doch noch zu beweisen übrig, daß die Beziehung zwischen der Wurzel und dem übrigen Körper der Pflanze, zwischen den aufsteigenden Säften und den Blättern und den Blüthen, zwischen den Staubfäden und dem Griffel, zwischen dem aufgenommenen Samenstaub und dem Fruchtknoten weniger zweckmäßig sey, als die zwischen Gehirn und Darmkanal, zwischen Lungen und Nieren. Wollte man in der Befruchtung der Narbe durch Insecten nur einen Zufall sehen, so erhebt sich nicht ohne Grund die Frage, ob die Zuführung der Samenflüssigkeit zu den sie empfangenden Theilen beym Wassersalamander und in einigen Fischen durch das Wasser etwa weniger vom Zufall abzuhängen scheine? Der Unterschied von Pflanzen und Thieren in der Gestaltveränderung desselben Individuums tritt noch mehr bey der Erwägung zurück, daß manche Pflanzengestalten nur einem Generationswechsel angehören können, wie er zwar zuerst bey den Thieren aufgefunden worden, wahrscheinlich aber auch bey Pflanzen stattfindet. Schon Andere haben eine in Blüthe stehende Pflanze einer Colonie von Hydroiden verglichen, die bloße Ammen von Akalephen sind. Der Unterschied läge dann bloß darin, daß die ausgebildeten Pflanzenindividuen, die Blüthen, sich niemals vollständig von ihren Ammen trennen, falls nicht etwa Entsprechendes auch bey einigen Hydroiden stattfindet. Aeußerlich liegen auch die Athmungswerkzeuge vieler Thiere der niederen Ordnungen bis zu den Fischen hinauf, ebenso die Geschlechtstheile von manchen, ja selbst von einem Theil derer, die wir zu den höheren Ordnungen rechnen. Andrerseits läßt sich der unter Blume und Kelch liegende Fruchtknoten (das germen inferum) vieler Pflanzen nicht treffend eine äußere Bildung nennen. Und während viele Thiere die Theile, durch welche sie Nahrung aufnehmen, nach Außen hinstrecken, verbergen die meisten Pflanzen dieselben in der Erde. Das Protein, das in den Wurzelfasern aufgenommen wird, ist zur Bildung dessen, was in der Blumenkrone zu Stande kommt, das unentbehrlichste Mittel.

Müssen wir nun, wenn Pflanzen und Thiere nicht als wesentlich ununterscheidbar erscheinen sollen, nach dem, was sie unterscheidet, noch weiter nachsuchen, so gelingt dieß vielleicht, wenn wir uns der Betrachtung des stoffumwandelnden Lebensvorganges, wie er Pflanzen und Thieren angehört, näher zuwenden.

Von der schon vorher anerkannten minderen Verbindung der Theile in der Pflanze, im Vergleich dieser mit dem Thiere, können wir ausgehen. Das geringe Leiden eines Pflanzentheils durch den ande-

ren, die langsame, meist in der äußern Erscheinung selbst gar nicht wahrnehmbare Fortpflanzung der eine Stelle treffenden Reizung auf eine etwas entfernte, wie denn Dutrochet die durch Brennen verursachte selbst in den Fiederchen (pinnulis) einer empfindlichen Mimose innerhalb einer Secunde nur um zehn Millimeter, im Stamme sogar nur zwey Millimeter fortrücken sah, sowie die Unfähigkeit der Pflanze, ihre Wunden zu heilen, wozu die der Wunde benachbarten Theile mithelfen müßten, wie ich denn auch nur geringe Stichwunden selbst junger Blätter nicht heilen sah, dagegen die Wunden in Polypen, wie seit Trembley bekannt ist, so äußerst schnell heilen; Alles dieß gibt Zeugniß für den hier aufgestellten Erfahrungssatz.

Das Fehlen von Nerven bey den Pflanzen, das Nichtvorhandenseyn eines Centralorgans für die Nerventhätigkeit oder auch für den Säfteumtrieb, kann die Bedingung dieses verschiedenen Verhaltens von Pflanze und Thier nicht seyn, da es Thiere gibt, die ohne diese Verbindungsmittel innig in sich verknüpft sind.

Die Antwort auf die Frage liegt in der Vergleichung, wie Pflanze und Thier den Stoff, den sie aufgenommen haben, verwandeln; hier scheiden sich beyde.

Alles, auch der härteste Theil, im Thiere ist in ihm mittelst des Lebens dem Wechsel unterworfen; es gibt in ihm keine erstarrte Masse. Knochen, Hörner, Fischbein, auch die Schale eines Weichthieres, die sich verändert, wenn das Thier wächst, sich wiederherstellt, wenn sie verletzt ist, legen dieß dar. Selbst vom Schmelz der Zähne ist nicht erwiesen, daß er sich nicht wiedererzeugen könne.

Nur in der Krankheit ist es anders; doch liegt auch dieses Andere nicht in den noch thierisch lebenden Geweben, sondern neben diesen, zwischen diesen. Da erscheint denn Tuberkel-, da Favus-Masse, da die Krystallisation von Steinen in den Gallen-, in den Harn-Wegen, da der Absatz von phosphorsaurem Kalk in den Gefäßwänden und den serösen Häuten, der Kohle in den Bronchialdrüsen, an der Lungenoberfläche, unter der Schleimhaut des Darms.



Hydroiden, Mollusken, Insekten setzen das Erstarrende an ihre Oberfläche, nicht in sich ab; den lebendigen Stoffwechsel in ihnen beschränkt es nicht.

Anders verhalten sich die Pflanzen. Schon nach außen kommt bey ihnen erstarrende Ablagerung mehr vor, als bey den Thieren. Borke, Gummi, Wachs, Zucker zeigen dieß. Aber die Absätze nach innen sind es, worin sich der Unterschied vollends herausstellt.

Es finden sich im Innern der Pflanze erstarrte Stoffablagerungen, die sie zurückhält, obschon dieselben Stoffe auch auf ihrer Oberfläche abgesetzt vorkommen, wie Wachs, Harze, Zucker. Diese Zurückhaltung des auch von ihr Ausscheidbaren muß dem Verhältniß ihrer Thätigkeit wesentlich angehören.

Sie hält, zweytens, in ihr abgelebtes Erstarrtes in sich zurück; so desoxydirtes Chlorophyll, von dem sie erst mit dem Abfallen ihrer Blätter frey wird, abgestorbenes Mark (Guilleaud's moëlle marcescente, moëlle morte), eine farblose trockene Schicht unter dem eigentlichen Mark an der Basis der Knospen, mit schlaffem, gleichsam zersetztem Zellgewebe.

Drittens: Niederschläge von Kieselerde, von kohlensaurem Kalk finden sich, nicht krystallisirt, in den Pflanzenzellen abgelagert und nicht bloß an der Oberfläche, sondern, wie Payen sah, auch im Parenchym der Blätter zwischen den Nerven dieser, so wie in den Blattstielen und Stämmen.

Viertens endlich enthalten die Pflanzen im normalen Zustande vollständig gebildete Krystalle von Kieselsäure (so in den Zellen der Gramineen, Characeen und Equisetaceen) phosphorsaurem Kalk (in Orchis, Ornithogalum, Narcissus, Hyacinthus u. A.), kohlensaurem Kalk (in vielen Urtaceen und anderen Pflanzen), oxalsaurem Kalk innerhalb der Zellen vieler Pflanzen, sehr reichlich in den Cacteen, ferner in Citrus, in Juglans regia, hier im Parenchym der Blätter und rund um deren Nerven.

Den Grund des sich herausstellenden Unterschieds von Pflanze und Thier in der größeren Gerinnbarkeit oder auch Krystallisationsfähigkeit des von der Pflanze als Nahrung Aufgenommenen nachzuweisen, gelingt nicht. Es fehlt der Pflanze ferner

nicht an dem Vermögen, die Kryſtalliſationsneigung des Aufgenommenen aufzuheben. Das huminſaure Ammonium, welches ihre Würzelchen aus dem Humus aufnehmen, wird ſchon innerhalb dieſer Würzelchen zum Protein umgebildet. Mulder's Meinung, die Menge nnd die raſche Bewegung der Säfte verhindere im Thiere, daß ſich kryſtalliſirbare Stoffe daraus ausſcheiden, paßt nicht auf die Theorie der höheren Ordnungen. Der Grund muß anderswo, er muß tiefer liegen.

Lebendige Verknüpfung fordert organiſchen Zuſammenhang. Schon der geronnene Faſerſtoff eines einzigen Blutstropfens zwiſchen den Zellen eines Nervenſtranges hebt jene Verknüpfung auf. Wenn ich einen der Haut beraubten Froſchſchenkel kurze Zeit im Waſſer untergetaucht hielt, ſo verlor er, an Gewicht dabey etwas zunehmend, Empfänglichkeit und Bewegungsvermögen. Gleichermaßen verhielten ſich die Staubfäden der Berberitze. So haben denn auch weiche Pflanzen, die in ihrer Subſtanz viel wäſſerige Theile enthalten, nur eine ſchwache innere Verknüpfung, wenn ſie auch keine Spur von Aſche hinterlaſſen. Das von Schuppen, das von Schleim umgebene Waſſerthier iſt dagegen vor dem Eindringen des Waſſers in ſeine Subſtanz geſchützt, und bewahrt ſich dadurch ſeine organiſch-lebendige Verknüpfung.

Schon im Samen der Pflanze zeigt ſich die Eigenthümlichkeit dieſer, ſolche von ihr erzeugte Zuſammenſetzungen, die in dem Thiere wenigſtens nicht in ſolcher Menge vorkommen, in ſich zurückzuhalten: ſo beſonders einen reichen Oel-Gehalt, der, im Thiere krankhaft erzeugt oder von Außen eingedrungen, die Kraft desſelben jedesmal herabſetzt. Der Zuckergehalt der Samen kann ebenfalls der lebendigen Verbindung in dieſem nicht förderlich ſeyn, wie er denn auch im Thiere fehlt oder nur ſehr gering iſt.

Die keimende Pflanze kann denn zwar von weichem, keine erdigen Theile enthaltendem Gewebe ſeyn, wie es die Schimmelpflanzen bleibend ſind; es gehört jedoch auch dieſen weichen Theilen mittelſt des in deren Celluloſe abgeſetzten Amylums, Gummis, Zuckers, eine Starrheit an, durch welche ſie ſich auf den erſten Anblick von den thieriſchen unterſcheiden. Dieſe Starrheit zeigen ſchon die Membranen und deren Anhänge von einzelligen Algen, in Vergleich derſelben mit Infuſorien (v. Siebold, Zeitſchrift 1. S. 273). Auch wo nachher mittelſt der Bildung von Gelenkſtellen die Beweglichkeit einzelner Theile zu Stande kommt, zeigen doch auch dieſe auf Reizung eintretenden Bewegungen die dem Pflanzengewebe eigenthümliche Starrheit.

Der aus ſchwächerer Lebensthätigkeit hervorgegangene Abſatz erſtarrender Stoffe muß nothwendig wieder als Urſache von Lebensſchwächung wirken. Dem entſpricht ganz, daß auch im Körper des Thieres, ſo wie des Menſchen, ein krankes Leben Ablagerungen im Innern herbeyführt. Bedeutſam iſt hiebey, daß dieß ſich Ablagernde mehrfach etwas in der Miſchung Pflanzenſtoffliches iſt, Fett, Fettwachs, kohlenſaurer Kalk, oxalſaurer Kalk.

Der minder verknüpfte Körper pflanzt Reizungen in ſich weniger fort. Die Spiralgefäſſe, die auch in dem beweglichen Gewebe der Mimoſen häufig ſind, geben ſelbſt eine noch die Spiralform deutlich zeigende, ſtarre Aſche.

Aus demſelben Lebensverhältniß ſtammt denn auch, daß zumal die nach Außen gelegenen Pflanzentheile der Reizung durch Licht, Wärme, Luft mehr unterworfen ſind, als die nach Außen liegenden Theile des Thieres. Wo aber mehr Reizung, da iſt, wie der thieriſche Körper es darthut, auch größere Entwicklungsneigung, was denn wieder bewirkt, daß die Bildung in der Pflanze, vergleichungsweiſe gegen die des Thiers, überwiegend nach Außen geht.

In der geringern Verknüpfung der Pflanze zu einem Ganzen liegt denn auch der Grund davon, daß dieſe ihre Wunden nicht zu ſchließen im Stande iſt. Sie lagert an der verwundeten Stelle Stoffe ab, die dem Wechſel nicht mehr unterworfen ſind. Aus derſelben Urſache iſt ſie denn auch, einen ihr genommenen Theil wieder zu erſetzen, nicht fähig.

Und ſo iſt denn wohl Grund, die Pflanze ein organiſches Gebilde zu nennen, deſſen Eigenthümliches darin beſteht, daß die in ihm geſchehenden Stoffumſetzungen ſich

zum Theil schon in seinem Innern zu von ihm nicht weiter umbildungsfähigen Erzeugnissen abschließen, worin denn wieder die unvollkommene Verbindung in der Pflanze und Alles, was hiermit zusammenhängt, bedingt ist.

Das Thier schließt dagegen seine Erzeugnisse nicht ab, sondern hält sie fortwährend dem Stoffwechsel unterworfen und begründet dadurch die innige Verbindung seiner Theile.

Von den Körpern, die allgemein und mit Recht als nicht lebend betrachtet werden, unterscheidet sich die Pflanze in ihren inneren Vorgängen dadurch, daß die in jenen angeregten Stoffumsetzungen sofort zum Abschluß gelangen, die in der Pflanze hingegen erst eine weitere Entwickelung durchgehen, bevor sie theils in ihr, theils auf ihrer Oberfläche zum Ruhestand kommen.

In der Pflanze ist schon stellenweise Aufhebung des Lebens, sonach der Tod. Das in ihr Todte beschränkt denn das Bestehen des Lebenden in ihr; dieses muß sich, wenn sie nicht untergehen soll, von Zeit zu Zeit durch Abstoßen des von ihr nicht Umbildungsfähigen verjüngen, mittelst welcher Verjüngung sie dann die Fähigkeit besitzt, das Thier in der individuellen Lebenslänge zu überdauern.

Weil der Pflanze die Verknüpfung ihrer Theile zu einem Ganzen fehlt, so ist sie denn auch nicht fähig, gleich dem Thiere ein Organ psychischer Thätigkeit zu seyn. Dem Theil oder Theilverein des Thieres, der, sey es nun durch Ermattung, worin Kälte, Erschütterung, starke elektrische Reizung ihn versetzt hat, oder durch Aufhebung seines räumlichen Zusammenhangs, ohne diese Verknüpfung ist, mangelt ebenfalls jene Fähigkeit. Sollte die Pflanze ein psychisches Organ werden, so müßte sie ihre eigenthümliche Natur aufgeben, es müßte erst ein neues Wesen aus ihr geschaffen werden.



## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Mai 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Prof. Johann August Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 12. Thl. 4. Heft. 13. Thl. 1 — 4. Heft incl. Greifswald 1849. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik. 1. Thl. 3. Heft. Leipzig 1849. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathem. naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1849. Novbr. und Decbr. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte. Philosophisch historische Classe. Jahrg. 1849. November Heft. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. 1. Bd. I. u. II. Heft. Wien 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Februar 1850. Berlin 1850. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. VIII. January I. 1850. London 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 3. Mars 1850. Paris 1850. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. III. Jahrg. 1848. Prag 1850. 4.

Von Hrn. Dr. Albert Höfer, Prof. in Greifswald:

Sanskrit Lesebuch mit Benutzung handschriftlicher Quellen. Hamburg 1850. 8.

Abhandlungen zur Geschichte und Literatur des Präkrit. 8.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur. 1. Bd. Greifswald 1850. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 31.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### IV.

Hr. Prof. A. Wagner las folgende

Bemerkungen über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten.

Linné hatte unter den Faulthieren überhaupt nur 2 Arten unterschieden: den Bradypus didactylus und B. tridactylus. Auch Schreber folgte in dieser Beziehung ganz seinem Vorgänger, obwohl er bereits auf die großen Verschiedenheiten aufmerksam machte, die hinsichtlich der Färbung des B. tridactylus in den Angaben der Schriftsteller vorlagen. Seitdem man nun aber durch Bereisung der Heimathsländer der Faulthiere mit diesen sonderbaren Geschöpfen näher bekannt wurde und eine größere Menge von Individuen in unsere Sammlungen gelangten, kam man allmählig zur Ueberzeugung, daß allerdings der B. didactylus nur in dieser einzigen Art vorhanden sey, daß aber unter dem B. tridactylus mehrere Arten mit einander confundirt würden.

Die erste Abtrennung von B. tridactylus erfolgte mit dem B. torquatus Ill., und sie erlangte alsbald die allgemeine Zustimmung, da in der Form und Färbung der Haare zu große Differenzen sich ergaben, als daß man nicht darin die Berechtigung zur Aufstellung einer besondern Art hätte finden müssen. Diese Berechtigung würde noch evidenter hervorgetreten seyn, wenn man auch die auffallenden Eigenthümlichkeiten im Bau des Schädels hätte mit in Betracht ziehen können; durch eine fatale Verwechslung des letzteren mit dem anderer dreyzehiger Faulthiere konnte jedoch dieses Merkmal nicht zu seiner Bedeutung gelangen. Die Verwechslung ergab sich aber in folgender Weise.

Prinz Maximilian von Neuwied hat uns zuerst aus Autopsie mit den im östlichen Brasilien lebenden Faulthieren bekannt gemacht, von denen er daselbst 2 Arten auffand, den B. torquatus und eine andere, die er als B. tridactylus Auct. bezeichnete. Seine Beschreibung beschränkte sich jedoch nur auf die äußere Beschaffenheit dieser Arten; die Beschreibung ihrer Schädel überließ er Oken. Dieser lieferte auch eine sehr ausführliche Beschreibung der Schädel von den beyden Arten mit genauen Abbildungen derselben, doch war es ein Uebelstand, daß der eine an der Grundfläche des Schädels stark beschädigt war und daher bey ihm die Beschaffenheit des Flügelfortsatzes des Keilbeins nicht erkannt werden konnte.

Nach diesen Vorlagen von Oken hat nun wohl Wagler*) in seinen „Mittheilungen über die Gattungen der Sippe Bradypus“ einen in unserer Sammlung vorgefundenen Schädel als den des B. torquatus bestimmt und als solchen mit seiner eigenen Handschrift etikettirt. Er bemerkt von eben diesem Schädel, daß er „durch den sehr auffallenden Stirnbuckel und durch eine, bey Pr. M. sehr richtig an-

*) Isis 1831. S. 608.

gedeutete Ausbuchtung auf jeder Seite des Stirnrandes auffallend sich charakterisirt."

Diesen Schädel und ein ausgestopftes Exemplar von B. torquatus fand ich vor, als ich mich vor sieben Jahren in meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere an die Bearbeitung dieser Art zu machen hatte. Bey der Charakteristik ihres Schädels hielt ich mich zunächst an das mir vorliegende, von Wagler etikettirte Exemplar, machte indeß gleich aufmerksam, daß es schon nicht recht mit dem von Oken abgebildeten zusammenstimmen, noch weniger aber auf die Beschreibung von Cuvier und Blainville passen wolle. Die von beyden Letzteren erwähnte blasige Auftreibung des Flügelfortsatzes des Keilbeins fand sich an dem mir vorliegenden Schädel eben so wenig vor, als umgekehrt bey jenen der Orbitalfortsatz des Stirnbeins, der, wie Wagler schon bemerkte, an seinem Exemplar deutlich ausgeprägt war. Ich wußte mir aus diesem Dilemma damals nicht anders zu helfen, als mit der Bemerkung, daß die in den Beschreibungen von Cuvier und Blainville vorkommenden Abweichungen „vielleicht" auf Rechnung des jüngern Zustandes ihrer Exemplare zu schieben seyen. Es konnte mir jedoch selbst nicht verborgen bleiben, daß hiemit der erwähnte Widerspruch keineswegs befriedigend gelöst sey, und um ins Reine hierüber zu kommen acquirirte ich 2 Exemplare von B. torquatus: eines in Weingeist aufbewahrt, das andere ein Fell mit wohl erhaltenem, nur am Hinterhaupte etwas beschädigten Schädel, den ich in meiner Gegenwart aus dem Balge herausnehmen ließ, um jeder Verwechslung vorzubeugen. Beyde Exemplare rührten von vollständig erwachsenen Thieren her. Zu meinem großen Erstaunen ergab sich das Resultat, daß bisher in unserer Schädelsammlung der B. torquatus gar nicht repräsentirt war, daß der von Wagler mit diesem Namen bezeichnete Schädel nicht dieser, sondern einer andern dreyzehigen Art angehörte, daß ferner Oken sowohl in seinen Beschreibungen als Abbildungen den Schädel des B. torquatus mit dem des B. tridactylus Neuw. verwechselt und daß nur Cuvier und Blainville den rechten Schädel des B. torquatus vor sich gehabt hatten. Von den eigenthümlichen Merkmalen desselben werde ich nachher zu sprechen Gelegenheit haben.

Die weitere Abtrennung neuer Arten von B. tridactylus Auct. nahm Wagler in seinen schon erwähnten Mittheilungen über die Gattungen der Sippe Bradypus vor. Er löste nämlich den Collectivbegriff B. tridactylus, aus dem schon früher der B. torquatus ausgeschieden worden war, in 3 Arten auf, die er B. cuculliger, B. Ai und B. infuscatus benannte. Der B. Ai ist ihm der B. tridactylus des Prinzen von Neuwied aus dem östlichen Brasilien; der B. cuculliger ist ihm das in Guiana einheimische und schon von ältern Autoren erwähnte dreyzehige Faulthier; der B. infuscatus aber eine bisher noch gar nicht erwähnte, durch Spix aus dem nordwestlichen Brasilien mitgebrachte Species. Von diesen 3 Arten gab Wagler sehr genaue Beschreibungen, die sich bezüglich der beyden ersteren auch auf den Schädelbau erstreckten.

Von dieser vortrefflichen Arbeit hatte Blainville, obschon sie in einer der bekanntesten deutschen Zeitschriften erschien, gar keine Kenntniß, als er im Jahre 1840 in seiner Ostéographie die Faulthiere behandelte, und er wußte sich daher auch in der Unterscheidung ihrer Arten nicht zurecht zu helfen, sondern blieb in der alten Confusion stecken; nur den B. torquatus rechtfertigte er nach den Merkmalen des Schädels als eigne Art. Anders Rapp in seiner werthvollen Monographie der Edentaten, der Wagler's Arbeit bey seiner Aufzählung der Arten von Bradypus zu Grunde legte und vom B. cuculliger eine schöne Abbildung des Schädels beyfügte. Von einer neuen Art, die Rüppell als B. gularis unterscheiden wollte, wies ich bald darauf in meinem über das Jahr 1842 sich erstreckenden Jahresbericht im Wiegmann'schen Archiv nach, daß er identisch mit Wagler's B. cuculliger sey.

Diese Arbeiten bildeten die Vorlagen, die ich bey meiner Auseinandersetzung der Faulthier-Arten im Schreber'schen Werke vorfand; ich hatte aber vor Wagler den Vortheil voraus, daß ich mit der Autopsie nicht bloß auf das in hiesiger Sammlung befindliche Material beschränkt war, sondern auch noch das von Natterer in Brasilien zusammen

gebrachte dazu benützen konnte. So war es mir denn möglich, daß ich die beyden Arten von Wagler, den B. Ai und B. infuscatus, besser zu begründen und auch einen Irrthum desselben hinsichtlich der Unterscheidung der beyden Geschlechter von B. cuculliger zu berichtigen vermochte.

Seitdem erschien keine weitere monographische Arbeit über die Faulthiere, bis eine solche ganz vor Kurzem J. E. Gray*), Curator des brittischen Museums, vorlegte. Wie von ihm zu erwarten stand, ist ihm fast die ganze hieher einschlägige deutsche Literatur unbekannt geblieben. Was Wagler, Rapp, v. Tschudi und ich hierüber gesagt haben, ist für ihn nicht vorhanden. Gray und so viele andere englische und französische Naturforscher scheinen die entente cordiale, die, wie man sagt, in den politischen Verhältnissen beyder Nationen bestehen soll, nicht bloß auf das naturwissenschaftliche Gebiet hinüber tragen zu wollen, sondern eine Gefährdung derselben schon darin zu finden, wenn sie auch noch einen Blick auf die deutsche Literatur werfen sollten. Sie verschließen daher Augen und Ohren vor derselben und nehmen bey ihren Arbeiten lediglich auf die beyderseitigen Leistungen Rücksicht. Sie haben dabey den Vortheil, der Kenntniß der deutschen Sprache sich entschlagen zu können, was jedenfalls sehr bequem ist. Wir könnten nun freylich die Reciprocität gegen Gray und seine Gesinnungsgenossen eintreten lassen, wenn uns nicht theils die gerühmte deutsche Universalität, theils der Umstand, daß ein Curator des brittischen Museums ein überreiches Material, aus dem er vieles Neue uns vorlegen kann, vor sich hat, davon abhielte. Wir wollen daher zusehen, wie viel unter dem Neuen, das er uns ankündigt, wirklich neu ist, und welcher Gewinn aus seiner Arbeit zur Unterscheidung der dreyzehigen Faulthiere der Therologie zugegangen ist.

Zuvörderst theilt Gray die dreyzehigen Faulthiere in 2 Gattungen: Bradypus (mit B. torquatus) und Arctopithecus (mit B. tridactylus Neuw.), die man allerdings als Unterabtheilungen der Illiger'schen Gattung Bradypus, wenn gleich nicht mit besondern Namen, beybehalten kann.

Die Gattung Bradypus charakterisirt Gray hauptsächlich durch den oberhalb der Stirne abgeplatteten Schädel, keine oder sehr rudimentäre Zwischenkieferbeine, stark aufgetriebene und eine weite Höhlung einschließende Flügelfortsätze des Keilbeins. — Diese Merkmale sind richtig, mit Ausnahme des von dem Zwischenkiefer hergenommenen, indem dieser nur dann fehlt, wenn er durch unvorsichtiges Präpariren weggeschnitten worden ist. An dem Skelet unserer Sammlung von B. torquatus, das von einem sehr alten Thiere herrührt, sind sogar die Zwischenkieferbeine dermassen angeschwollen, daß sie mit den Oberkieferbeinen zusammenstoßen. Noch ist von unsern 2 Schädeln zu bemerken, daß alle Näthe verschwunden sind. Hieher gehört der von Oken unter dem Namen B. tridactylus beschriebene und abgebildete Schädel (Neuw. Beyträge II. tab. 5), an dem zwar die Flügelfortsätze abgebrochen sind, gleichwohl ihre breite ausgehöhlte Basis noch deutlich zu erkennen ist. Hieher gehört ferner der von Blainville in der Ostéograph. Bradypus tab. 3 abgebildete Schädel. Der von Wagler erwähnte Schädel dagegen ist nicht dieser Abtheilung, sondern der folgenden zuständig.

Bisher ist von der osteologischen Beschaffenheit des B. torquatus weiter nichts als die des Schädels und der Zahl der Halswirbel bekannt gewesen *), welche letztere bey 2 Exemplaren nur zu 8 aufgefunden worden sind. Bey unserm Skelete sind aber, wie es bey dieser Gattung die Regel ist, 9 Halswirbel vorhangen, von denen der letzte durch seine starken Anhängsel an den Querfortsätzen sich bemerkbar macht. Als Eigenthümlichkeit, die ich an keinem andern Faulthier-Skelete gesehen oder erwähnt gefunden habe, zeigt sich bey unserem Skelete des B. torquatus der innere Condylus des Oberarmbeines von einem sehr geräumigen Loche durchbohrt; ein

*) Ann. of nat. hist. sec. ser. V. (Mar 1850) p. 225.

*) Ich erlaube mir hier einen Schreibfehler in meiner Fortsetzung von Schreb. Säugth. Suppl. IV. S. 133 letzte Zeile zu berichtigen, wo statt torquatus zu lesen ist cuculliger.

Merkmal, das man demnach zur weiteren Unterscheidung dieser Abtheilung von der folgenden benützen kann.

Gray zertrennt den B. torquatus in 2 Arten, die er B. crinitus und B. affinis nennt; die neuen Namen sind jedoch so wenig stichhaltig als die Arten selbst. Er hat sich nämlich zur Namensänderung bewogen gefunden, weil er in Browne's Bradypus crinitus, palmis tridactylis den B. torquatus erkennen wollte, was mir jedoch sehr zweifelhaft erscheint. Den B. affinis hat Gray bloß auf einen Schädel begründet, der etwas schmäler ist als der von seinem B. crinitus; ein Umstand, der bey allen Wirbelthieren eintritt und daher völlig werthlos für specifische Unterscheidungen ist.

Die Gattung Arctopithecus charakterisirt Gray durch folgende Merkmale: Schädel über der Stirne abgerundet; Flügelfortsätze zusammengedrückt, gerade, dünn, einfach; keine Zwischenkiefer; Unterkiefer am obern Rande zwischen den Zähnen nicht vorgezogen, aber vorn am Kinn schwach gekielt; Gesicht mit schwarzem Strich vom hintern Augenwinkel. — Unter diesen Merkmalen ist das hauptsächlichste das, welches von der Form des Flügelfortsatzes hergenommen ist, nächst dem kommt das von der Wölbung des Vorderschädels; dagegen beruht der Mangel des Zwischenkiefers lediglich auf sorgloser Behandlung des Schädels, indem dieser Knochen bey allen sorgfältig behandelten Schädeln dieser Abtheilung vorhanden ist. Die zwey zuletzt aufgeführten Merkmale sind keineswegs allgemeine, wie dieß gleich nachher erwiesen werden wird.

(Schluß folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Mai 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem zoologisch-mineralogischen Vereine in Regensburg:

Correspondenzblatt. III. Jahrg. 1849. Regensb. 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine hier:

Centralblatt. Mai 1859. München 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Kink, Privatdocenten an der Universität in Insbruck:

Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tyrols bis zur Vereinigung mit Oesterreich. Insbruck 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. Nro. 1 — 4 incl. April 1850. Prag 1850. 4.

Von der Société nationale d'agriculture in Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom. XI. Année 1848. Lyon 1849. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Femte Raekke. Naturvidensk. og mathematisk Afdeling. I. Bd. Kiöbenhavn 1849. 4.

Oversigt over det kgl. Videnskabernes Selskabs Forhandlinger for 1847, 1848. Kiöbenh. 1848. 8.

Collectanea meteorologica. Fasc. I. II. Hafniae 1829. 1839. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. XIX. Heft VI. December. Landau 1849. 8.

Von der Société des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1848. Nancy 1848. 8.

Von Hrn. M. Haldat, Secrétaire perpet. de l'académie de Nancy:

Optique oculaire, suivie d'un essai sur l'achromatisme de l'oeil. Nancy 1849. 8.

Essai historique sur le magnétisme et l'université de son influence dans la nature. Nancy 1850. 8.

Von der Cambridge Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Vol. VIII. Part III. IV. V. C. 1847. 49. 4.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. For the year 1849. Part II. L. 1849. 4.

Fellows of the Society 1849. 4.

Addresse of the right honourable the Earl de Rosse. Lond. 1850. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 32.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juli.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten.

(Schluß.)

Gray bringt die Arten von Arctopithecus in 2 Unterabtheilungen: a) Pelz mäßig rigid, Rücken weiß gefleckt, Rückenstreif lang; hieher gehören: A. gularis Rüpp., A. marmoratus n. sp. und A. Blainvillei n. sp.; b) Pelz lang, sehr schlaff, weißlich, Rückenstreif sehr kurz, undeutlich und nur nach Abnützung der Haare sichtlich; hieher A. flaccidus = B. tridactylus Neuw. und A. problematicus n. sp. Somit wären in dieser Gattung den Faulthieren 3 neue Arten zugewiesen, deren Stichhaltigkeit nunmehr von uns geprüft werden soll.

Seinen A. gularis charakterisirt Gray als dunkel graubraun, Rücken weiß gescheckt mit langen weißen Streifen und breitem Fleck von weichen gelben Haaren jederseits zwischen den Schultern; Schädel mit breiter Stirne und stark gewölbt über dem Hintertheil der Augenhöhlen; Unterkiefer mit dünnem und spitz verlängertem Winkel und flachem, auf der Sutur nicht gekielten Kinntheil. — Gray hält diese Art für identisch mit Rüppell's B. gularis, worin er jedoch fehl gegriffen hat, denn 1) zeichnet sich dieser nicht wie der A. gularis durch dunkle Färbung aus, sondern ist ziemlich licht, 2) fehlt jenem der schwarze Strich hinter den Augen ganz, der bey dem Gray'schen A. gularis vorkommt, 3) giebt schon Rapp's Abbildung des Schädels von B. gularis zu erkennen, daß der Unterkiefer des letzteren am Kinntheil nicht platt, sondern in eine schnabelartige Spitze vorgezogen ist, was ich an meinen beyden Exemplaren bestätigen kann, und 4) ist es nicht wahrscheinlich, daß Gray's A. gularis, als aus Bolivia abstammend, einerley ist mit Rüppell's B. gularis, der in Guiana zu Hause ist. Was ist nun aber wohl jene Art? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darauf zur Antwort gebe, daß sie der von Wagler und mir beschriebene B. infuscatus, und zwar das männliche Geschlecht ist. Auf diesen paßt die ganze Beschreibung der Färbung und die Angabe des Wohnorts, denn da Spix und Natterer den B. infuscatus im nordwestlichen Brasilien gefunden haben, Tschudi aber, dessen Fauna Peruana freylich Gray ebenfalls ignorirt, ihn häufig in Peru gesehen hat, so läßt sich nicht zweifeln, daß er auch im angrenzenden Bolivia sich noch einstellt. Ueber die Beschaffenheit des Schädels von B. infuscatus kann ich nichts sagen, da mir ein solcher fehlt; dagegen kann ich aus Autopsie behaupten, daß Gray's Beschreibung des Schädels von seinem A. gularis nicht auf Rüppell's B. gularis (= B. cuculliger Wagl.) paßt.

Den A. marmoratus bezeichnet Gray ebenfalls als einförmig dunkel graubraun, auf dem Rücken und den Armen weiß gescheckt; der Unterkiefer hat einen langen und zugespitzten Winkel und sein Vordertheil ist am ältern Exemplare sehr vorspringend, am jüngern dagegen abgestutzt wie bey A. gularis. Gray macht selbst bemerklich, daß Bridges diesen

A. marmoratus nur für das Weibchen von A. gularis erklärt und dieß ist auch in der That der Fall, wobey jedoch Gray wahrscheinlich die Weibchen des B. cuculliger (B. gularis) und B. infuscatus miteinander vermengt, wie dieß aus seiner Angabe von der verschiednen Beschaffenheit des Unterkiefers, so wie aus seinem Citat von Blainville's B. tridactylus guianensis (Ostéograph. tab. 3) hervorgeht, denn dieser Schädel gehört nach seiner Heimath und der vorspringenden Spitze des Unterkiefers nicht dem B. infuscatus (Gray's A. gularis), sondern unserm B. cuculliger an. Der jüngere Schädel, dessen Gray gedenkt, dürfte dagegen von B. infuscatus herrühren.

Mit seinem A. Blainvillei geht es Gray ganz eigenthümlich; denn, wie er selbst erklärt, lassen sich die 3 Exemplare, die ihm davon vorliegen, durch äußerliche Merkmale schlechterdings nicht von A. marmoratus unterscheiden; die Differenzen sind nur am Schädel wahrzunehmen, dessen Stirne stärker gewölbt und der Winkel schwächer ausgezogen ist. Zwey von den Unterkiefern haben auch einen deutlichen Kiel auf der Symphyse. Gray ist übrigens selbst bedenklich, ob diese Differenzen zu einer specifischen Trennung ausreichend sind, und ich theile nicht bloß dieses Bedenken, sondern kann mich auch durchaus nicht zu der Annahme verstehen, daß 2 wirkliche Arten in den äußerlichen Merkmalen gar keine Differenz sollten wahrnehmen lassen. Ueberdieß sind die Differenzen, die Gray vom Schädelbau angiebt, gerade solche, die am ersten vom Alter oder auch nur von der Individualität herrühren, wie dieß unsere Sammlung sattsam ausweist. Zu seinem A. Blainvillei citirt Gray Blainville's Abbildung von dessen B. tridactylus brasiliensis; ich möchte diese aber eher auf meinen B. pallidus beziehen.

Gray's A. flaccidus ist, wie er selbst erklärt, identisch mit des Prinzen von Neuwied B. tridactylus, aus dem Wagler seinen B. Ai gemacht hat; ein Name, der, weil er sowohl von dieser Art als von B. cuculliger gebraucht wird, von mir in B. pallidus umgewandelt wurde. Die Var. 1, die Gray hierzu zählt, könnte ihrer Färbung wie ihrer Heimath (Venezuela) wegen auf eine besondere Art schließen lassen. Ich reihe hieran noch folgende Bemerkungen über den Schädelbau von B. pallidus.

Wagler hat schon a. a. O. auf die Eigenthümlichkeiten desselben aufmerksam gemacht, und insbesondere die Wölbung der Stirnbeine und die Höhe des horizontalen Astes des Unterkiefers mit breitem, gerad aufsteigenden Vordertheile ohne zungenförmige Spitze hervorgehoben. Ueber die Form der Nasenbeine hat er nichts gesagt, obgleich hier Differenzen vorkommen, die Gray wahrscheinlich bestimmt haben würden, darnach 2 Arten zu errichten. Bey dem Exemplare nämlich, das Wagler zur Beschreibung auswählte, greifen die breiten, nach hinten erweiterten Nasenbeine mit einer ziemlich weit geöffneten Spitze in die Stirnbeine ein; bey einem andern Schädel von dieser Art, an dem zugleich längs der Symphyse des Unterkiefers ein Kiel aufsteigt, der oben einen schwachen spitzen Vorsprung bildet, sind umgekehrt die Nasenbeine an ihrer hintern Grenze etwas ausgeschnitten und die Stirnbeine greifen mit ihrer Spitze in diesen Einschnitt ein. Den Grund dieser Differenz glaube ich aber nachweisen zu können. Ich habe nämlich ein ganz junges, in Branntwein aufbewahrtes Exemplar von B. pallidus skeletiren und den Balg ausstopfen lassen. Am Schädel desselben findet sich zwischen den Stirn- und Nasenbeinen ein länglich-ovales und an beyden Enden zugespitztes Zwickelbeinchen eingeschoben, von dem man an ältern Individuen keine Spur mehr wahrnimmt. Die Verwachsung desselben mag nun wohl auf zweyerley Art vor sich gehen: verschmilzt es mit den Nasenbeinen, so spitzen sich diese hinten dachig zu und greifen demnach in die Stirnbeine ein; verschmilzt es dagegen mit den Stirnbeinen, so greifen diese in den Ausschnitt der Stirnbeine ein. Die Form des Hinterrandes der Nasenbeine ist demnach eine veränderliche und darf nicht zur specifischen Sonderung verleiten.

Noch will ich Einiges über die Abbildungen sagen, welche den Schädel des B. pallidus darstellen mögen. Zuvörderst gehört hieher die Abbildung in des Prinz von Neuwied's Beyträgen tab. 4, welcher Oken irrig den Namen B. torquatus beygeschrieben hat. Eben so mag die Abbildung, welche Wiedemann in seinem Archiv für Zoolog. I. tab. 1 lieferte, von dieser Art entnommen seyn. Auch

bin ich nicht zweifelhaft, daß Blainville's B. tridactylus brasiliensis auf diese Art, nicht auf B. infuscatus, zu beziehen ist. Endlich scheinen auch noch wohl Cuvier's Abbildungen in den Rech. V. 1. tab. 5 fig. 1 — 3 nach dieser Art gefertigt worden zu seyn.

Die letzte Art, welche Gray aufstellt, hat von ihm den sehr bezeichnenden Namen Arctopithecus problematicus erhalten, ein Name, den er auch noch andern Arten hätte beylegen dürfen. Sie ist bloß auf einen Schädel begründet, den er von Para bekommen. Er unterscheidet diesen Schädel von den 2 Schädeln des A. flaccidus dadurch, daß längs der Symphyse des Unterkiefers ein Kiel aufsteigt, wodurch der obere Rand einen winkeligen Vorsprung bildet, und daß der Winkel hinterwärts viel weiter verlängert und aufwärts gebogen ist. Ich sehe hierin weiter nichts als eine leichte Differenz, die recht wohl noch in den Kreis der Schädelabänderungen des B. pallidus fallen kann, wie ich denn selbst noch andere Abweichungen kenne, die ich hier indeß nicht weiter zur Sprache bringen will.

Soll ich nun ein Urtheil fällen über den Werth der von Gray hier besprochenen Monographie der Faulthiere, so ergiebt sich aus dem Vorstehenden wohl von selbst, daß sie die Kenntniß und Unterscheidung der Arten nicht nur nicht gefördert, sondern daß sie theilweise gut begründete Species verwirrt und 4 nicht haltbare Arten dagegen zugefügt hat. Vor diesen Irrthümern wäre Gray größtentheils bewahrt geblieben, wenn er die deutschen Leistungen gekannt hätte. Er würde dann gesehen haben, daß sein A. gularis nicht Rüppell's B. gularis ist; er würde dann auch nicht die Männchen und Weibchen seiner ersten Abtheilung von Arctopithecus in verschiedene Arten gesondert haben; er wäre überhaupt darauf aufmerksam gemacht worden, ob nicht gerade diese Abtheilung an zwey durch uns wohl unterschiedene Arten (den B. infuscatus und cuculliger) zu vertheilen gewesen wären; er würde endlich den Mangel des Zwischenkiefers nicht unter die generischen Merkmale aufgenommen und uns mit dem neuen Namen B. flaccidus verschont haben, da für diese Art bereits 2 ältere Namen, B. Ai von Wagler und B. pallidus von mir, zur Auswahl vorlagen.

Zum Schluße erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über B. cuculliger und B. infuscatus beyzufügen. Vom Knochengerüste des ersteren hatte ich, als ich meine Monographie der Faulthiere abfaßte, nichts weiter vorgefunden als das von Wagler erwähnte Skelet eines mittelwüchsigen Thieres. Seitdem habe ich von Dr. Krauß in Stuttgart, der von dieser Art aus Surinam eine große Anzahl Exemplare bekommen hat, ein erwachsenes Weibchen im Balg erhalten, den ich ausstopfen und den Schädel herausnehmen ließ. Der Schädel dieses erwachsenen Thieres bietet aber auffallende Differenzen von dem des halbwüchsigen dar, so daß ich, ohne Waglers Angabe vor mir zu haben, nicht gewagt hätte, beyde einer und derselben Art zuzuschreiben. Um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, so hat zwar auch der Unterkiefer am Vorderrande die zungenförmige Verlängerung, aber das Schädeldach ist ganz flach, der Gesichtstheil weit mehr verschmälert und die Nasenbeine greifen mit einer ziemlich ausgezogenen Spitze in die Stirnbeine ein, während sie beym erwachsenen Thiere mit einem breiten, horizontalen, in der Mitte nur wenig vorgezogenen Rande an letztere sich anschließen. Diese Verschiedenheit kann übrigens von derselben Ursache herrühren, wie ich sie beym B. pallidus erklärt habe. Da in dem von Stuttgart erhaltenen Balge noch die Armknochen sich vorfanden, so kann ich die Bemerkung beyfügen, daß wie am Skelete des jüngern Thieres das Oberarmbein am innern Condylus eben so wenig als bey B. pallidus durchbohrt ist.

Die beste Abbildung vom Schädel des B. cuculliger hat Rapp geliefert; Blainville's Abbildung des B. tridactylus guianensis (Ostéograph. tab. 3) ist ebenfalls von jenem entnommen. Dagegen hat sich Wagler geirrt, wenn er meint, daß die in den Beyträgen des Prinzen von Neuwied auf tab. 5 gelieferten und mit dem Namen B. tridactylus bezeichneten Schädelabbildungen auf den B. cuculliger zu beziehen sind. Ich habe schon vorhin nachgewiesen, daß dieser angebliche B. tridactylus der B. torquatus ist, und da dieser am

Vorderrand des Unterkiefers ebenfalls wie der B. cuculliger eine zungenförmige Verlängerung hat, so ist hiedurch Wagler in Irrthum geführt worden.

Vom B. infuscatus habe ich bisher keinen Schädel besichtigen können; wenn aber, wie es höchst wahrscheinlich ist, Gray's A. gularis mit selbigem identisch ist, so würde sich jener von B. cuculliger durch den Mangel der zungenförmigen Verlängerung am Vorderrande des Unterkiefers unterscheiden. — Bey weiterer Untersuchung der von mir unter B. infuscatus zusammengefaßten 3 Varietäten möchte es sich wohl herausstellen, daß nur die erste und dritte diese Art constituiren, während die zweyte Varietät als eigenthümliche Art sich rechtfertigen dürfte, die man mit dem Namen B. brachydactylus bezeichnen könnte.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Macedoine Melloni in Neapel:

La Thermochrôse ou la Coloration calorifique. I. part. Naples 1850. 8.

Von dem historischen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Achtzehnter Jahresbericht 1849. Ansbach 1849. 4.

Von Hrn. August Grunert, Prof. in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. XIV. Th. 1. Heft. Greifsw. 1850. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik und verwandten Wissenschaften. 1. Th. IV. Heft. Leipzig 1850. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. IV. Bd. II. Heft. Leipzig 1850. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 8—12. Février, Mars 1850. Paris 1850. 4.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. XXVI. Bd. 3. u. 4. Heft. Görlitz 1849. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. XII. Vol. V. No. I. Philad. 1850. 8.

Von der Astronomical Society in London:

Monthly notices containing abstracts of pappers and reports of the proceedings. Vol. I — VI. 1828 — 1845. Vol. IX. 1848. 49. London. 8.

Memoirs. Vol. XVIII. London 1850. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 21 February und 22 May 1850. London 1850. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen (mathem. phys. Classe). III. Leipzig 1850. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische Gelehrte Anzeigen 1 — 3. Bd. auf das Jahr 1849. Göttingen. 8.

Nachricht von der Georg Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen vom J. 1849. Nr. 1 — 14. Göttingen. 8.

Von dem historischen Verein von Oberbayern hier:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. XI. Bd. II. Heft. München 1849. 8.

Von Hrn. Manuel J. Johnson, Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory Oxford in the year 1848. Vol. IX. Oxford 1850. 8.

Von der Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal, January — June 1849. Vol. XV. No. 35. Madras 1849. 8.

Von der ostindischen Compagnie:

Rig-Veda-Sanhita the Sacred hyms of the Brahmans; together with the commentary of Sayanacharya. Edited by Dr. Max Müller. Vol. I. London 1849. 4.

Von der Société d'archéologie et de numismatique in St. Petersburg:

Mémoires. IX. (Vol. III. 3.)

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Taciti Germania.** Lateinisch und deutsch von Döderlein. Erlangen 1850 bey Ferd. Enke. 82 S. gr. Okt.

---

Der neueste Herausgeber der Germania des Tacitus hat sich durch seine Bearbeitung der sämmtlichen Werke desselben um den großen Historiker unbestreitbare Verdienste erworben, und sind auch viele seiner Conjekturen zu kühn oder in anderer Weise unhaltbar und seine Erläuterungen nicht selten gekünstelt und zu weit hergeholt, so ist doch dankbar anzuerkennen, daß es seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit gelungen ist, nicht wenig Schadhaftes des Textes, was den frühern Herausgebern noch entgangen war, nachzuweisen und zum Theil glücklich zu verbessern, Anderes auf neue Weise oder genauer und gründlicher zu erläutern, als es früher geschehen war. Wie schon vor einer längern Reihe von Jahren er die vita Agricolae deutsch bearbeitet hat, so liefert er jetzt eine Uebersetzung der Germania nach seiner Constituirung des Textes. Dieser und die Uebersetzung sind einander gegenüber gedruckt, auf einem Beyblatt sind die Aenderungen oder Lesarten von 17 Stellen angegeben, denen er gefolgt ist, darunter mehrere glückliche Umstellungen einzelner Wörter und kleiner Sätze. Beygegeben ist auch eine kleine Karte, welche die von Tacitus aufgeführten Flüße und Völkernamen doch ohne Angabe der Gebirge und der Gränzen enthält. Diese sind wie bekannt, überall unbestimmt, wo sie nicht durch Berge oder Flüße gezogen werden. Die Ausstattung ist von einer Feinheit, wie sie jetzo nicht häufig vorkommt. Papier und Druck erheben die Schrift fast zu einer Prachtausgabe, und es ist immer als ein gutes Zeichen der Zeit zu betrachten, daß eine Schrift, die sich bloß als Wiederdruck des Textes und Uebersetzung ohne bedeutende Zugabe ankündet, in einer solchen Ausstattung erschienen ist, sowie sich daraus auch auf die Fortdauer der großen Theilnahme, welche die Germania unter uns findet, und auf das Zutrauen schließen läßt, welches der gelehrte Herausgeber durch seine Arbeiten über Tacitus sich erworben hat.

Die Constituirung des Textes, mit seiner Ausgabe vom J. 1847 verglichen, liefert nur hier und da etwas Neues, oder läßt auf Aenderung der in den Anmerkungen zu jener dargelegten Ansichten schließen. Die Uebersetzung selbst gibt fast überall den Sinn des Schriftstellers, wie sich dieß von einem genauen Kenner desselben erwarten läßt, sorgfältig wieder. Der Ausdruck ist fast überall klar und nicht selten gewählt. Der Styl im Ganzen fließend und man merkt es der Arbeit überall an, daß sie nach einem Principe gemacht ist, welches von der Uebersetzung nur begehrt, daß sie genau nnd lesbar sey. Eine weitere Forderung, daß die besondere Art des Ausdruckes, der color orationis, ebenso nach Möglichkeit die Wortstellung und der Rhythmus wieder gegeben und dadurch ein möglichst treues Ebenbild des Originals gewonnen werde, wie man es z. B. in der Uebersetzung des Plato von Schleiermacher, in der des Herodot von Fr. Lange findet, hat sich der Uebersetzer, wie es scheint, selber nicht gestellt, sey es weil die nicht selten gesuchte und nach dem Poetischen greifende Redeweise des Tacitus, die einer

alternden Sprache neue Frische zu geben bestimmt war, ihm für den deutschen Gebrauch zu gezwungen erschien, sey es weil er das Volltönige und Würdevolle des Taciteischen Numerus in der deutschen Rede, die in ihren Fügungen locker und in ihren Wortbildungen mit leichten Sylben überladen ist, für unerreichbar hielt. Der Fluß der Uebersetzung ist so, daß bey Abwendung von jener Weise des Tacitus und bey dem Bestreben nach dem Zugänglichen, Deutlichen und Leichtern er ebensogut aus einem Texte des Cicero oder des Livius abgeleitet sein könnte. Wir wollen dieses nicht als Tadel erwähnt haben, sondern nur als bezeichnender Art, und die hier dargelegte hat ebenso ihre Berechtigung, wenn auch eine geringere, wie die andere, welche über den Sinn des Schriftstellers hinaus neben der Deutlichkeit auch den Kern des Ausdruckes und die Redegestaltungen des Originals soweit wiederzugeben sucht, als es der Genius des Deutschen irgend wie gestattet. In dieser Hinsicht hat die Uebersetzung von Gerlach unbestreitbare Vorzüge.

Wir werden im Folgenden zunächst einige Kapitel genauer durchgehen und unsere Bemerkungen über Original und Uebersetzung desselben vortragen.

I. Kapitel. 1. „Das gesammte Germanien wird von Gallien, Rhätien und Pannonien durch den Rhein- und Donaustrom, von Sarmatien und Dacien durch gegenseitige Furcht oder Berge getrennt.“ Im lateinischen Text sind die Völkernamen *a Gallis, Raetisque et Pannoniis a Sarmatis Dacisque* mit Recht beybehalten; es war also kein Grund, sie in der Uebersetzung mit den Ländernamen zu vertauschen, zumal Sarmatia, wenigstens bey Tacitus, als Landesname noch nicht vorkommt; auch war kein Grund *Rheno et Danubio fluminibus* „von den Strömen Rhein und Donau“ in den Rhein- und Donaustrom zu verändern, zumal der Abbruch nach Rhein der genaueren Diktion widerstreitet und genau genommen ein Rhein- und Donaustrom ein und derselbe Fluß mit zwey Namen wäre.

2. „Den Rest umgränzt der Ocean, der breite Landzungen und unübersehbare Inseln umgibt, nach unserer ziemlich neuen Bekanntschaft mit Königen und Ländern, die uns der Krieg entdeckt hat.“ Der Rest entspricht nicht dem *cetera*, denn es ist nicht ein Rest, von dem die Rede ist, sondern die ganze, für die Anschauungsweise des Tacitus unermeßliche Ausdehnung der nördlichen Gränze von den Mündungen des Rheines bis über die Weichsel und bis zu den schwedischen und finnischen Küsten hinauf. Ob *lati sinus* breite Landzungen seyen ist sehr die Frage; schon das Beywort streitet dagegen, da die Landstriche, welche den Namen der Zungen tragen, nicht breit, sondern schmal sind; auch zeigt der Beysatz nach nuper cognitis, daß die breiten Buchten gemeint sind, in welchen sich östlich von Jütland die Küsten der das Meer umgebenden deutschen und scandinavischen Länder einbiegen, und es kommen dadurch die lati sinus und insularum immensa spatia in gehörigen Zusammenhang. Erläutert wird die hier erwähnte Verbindung der sinus und insulae durch die Stellen über des Drusus Seefahrt zum Cimbrorum promontorium bey Suetonius Claud. c. 1., Plin. II, 67. Monument. Ancyr. p. 34 ed. Franc. classis romana ab ostio Rheni ad solis orientis regionem usque ad orbis extrema navigavit, quo neque terra neque mari quisquam Romanorum ante id tempus adiit, was übrigens durch die Worte des Tacitus *„nuper cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit“* nach Gebühr ermäßiget wird. Auch der Begriff unübersehbare Inseln statt unmeßbare oder unermeßliche ist wohl nicht genau; unübersehbar ist jede nicht ganz unbeträchtliche Insel, wenn man nicht auf ihrem Gipfel steht und „unübersehbare Inseln“ ließe sich ebensogut auf ihre Zahl als auf ihre Größe beziehen. Die Worte „nach unserer ziemlich neuen Bekanntschaft mit Königen und Ländern“ entsprechen ebenfalls nicht genau dem Original; nuper ist nicht ziemlich neu, und der bestimmende Begriff quibusdam bey regibus ac gentibus fehlt ganz. Der Zusatz von nuper angefangen ist nur erklärbar, wenn das verbindende Glied „wie bekannt wurde“ oder „wie man erfahren hat,“ beygedacht wird. Es ist bekannt, daß Tacitus dergleichen leichte und aus dem Zusammenhang ohne Müh zu entnehmende Verbindungsglieder wegläßt. Kommt durch Beybehaltung dieser Ellipsen Dunkelheit in den Zusammenhang der deutschen Rede, so thut man besser,

sie einfach zu ergänzen, als den Ausdruck umzubiegen. Wir würden also übersetzen: „den übrigen Theil umgibt der Oceanus, welcher breite Buchten und unermeßliche Ausdehnungen der Inseln umfaßt, (was zu unserer Kunde kam), nachdem neulich mehrere Völker und Könige bekannt wurden, die der Krieg eröffnet hat.

3. „Der Rhein, einem jähen, unzugänglichen Gipfel der rhätischen Alpen entsprungen, mündet nach mäßiger Biegung gen Abend in das Nordmeer; die Donau, die einer grasigen, sanft ansteigenden Anhöhe des Abnobagebirges entströmt, besucht noch mehrere Völker, bis sie in sechs Armen in das schwarze Meer fällt; ein siebenter verliert sich in Sümpfen.“ Das Nordmeer, welches dem *septentrionalis oceanus* untergestellt wird, ist an sich ohne Tadel, doch der Begriff des oceanus bey den Alten ein so prägnanter und typischer, daß es gerathen erscheint, ihn im Gegensatz vom Meere festzuhalten, welches neben ihm sich überall auf untergeordnete Theile bezieht. Ob in *Danubius molli et clementer edito montis Abnobae jugo effusus* die Annahme einer grasigen Anhöhe gestattet sey, ist sehr zu bezweifeln. Tacitus hätte das wohl durch das entsprechende Wort herboso ausgedrückt und offenbar hat Orelli Recht, welcher clementer edito als nähere Bezeichnung von mollis betrachtet. Er vergleicht Virg. Ecl. IX, 7 qua se subducere colles Incipiunt mollique jugum demittere clivo, wo se subducere durch molli clivo näher bezeichnet wird. Deutlicher noch ist Columella II, 211, den er ebenfalls anführt, collem clementem et molliter assurgentem. In den Worten „besucht noch andere Völker“ ist noch ein gut erläuternder Zusatz, da offenbar außer den deutschen noch andere gedacht werden; besuchen aber von einem Fluße im deutschen so ungewöhnlich wie im Latein. Fällt ist zu schwach für *erumpat*, auch haben mehrere Handschriften enim nach septimum: „septimum enim os paludibus hauritur,“ was nicht so ohne Weiteres zu entfernen war, weil es, wie Orelli bemerkt, aus der Schlußsylbe von septimum leicht entstehen konnte. Mit Recht hatte Döderlein es in der Gesammtausgabe beybehalten und mit Bezug auf die kontroverse Zahl der Donaumündungen erklärt. Dem Tacitus konnte bey seinen Untersuchungen über den Lauf der Donau nicht entgehen, daß die Angaben der Geographen und Historiker über die Zahl der Mündungen des Istros oder des Danubius von einander abwichen; die eine nennt den Fluß *πεντάστομος* oder *πεντάπορος*, welche bis auf Ephorus bey Strabo zurückgeht; jede Mündung trug bey den Griechen ihren besondern Namen. Plin. IV c. 12 nach genauerer Kunde nennt ihrer sechs; Strabo VII p. 211 — 13 den Fluß *ἑπτάστομος*. Diese Zahl wird vom Pomponius Mela, vom Ptolemaeus und selbst noch vom Ammianus Marcellinus genannt. Nachdem die fünf Mündungen durch die genaue Kunde der Spätern beseitigt waren, schwankte die Controverse, wie man sieht, zwischen sechs und sieben. Tacitus, offenbar nach näherer Erforschung oder Erkundigung, vermittelt sie dadurch, daß er einen siebenten Arm des Flußes zwar annimmt, diesen aber in Sümpfe sich verlieren, also nicht zu einem ostium werden läßt. Diese Vermittlung ist in dem enim angedeutet, denn auch hier fehlt der verbindende Satz: „bis sie in sechs Armen in das pontische Meer durchbricht, (nicht in mehrern) denn der siebente wird von Sümpfen aufgenommen.“

Cap. 2.

1. „Die Germanen selbst sind, wie ich gern glaube, Ureinwohner, kein Mischvolk in Folge von Einwanderungen und Aufnahme fremder Völker; denn im Alterthum kam, wer einen neuen Wohnsitz suchte, nicht zu Lande, sondern zur See, und den unermeßlichen Ocean da drüben, der für uns so zu sagen auf der Kehrseite liegt, besucht selten ein Schiff aus unserm Welttheil.“

Das Adverbium „gern“ bringt eine falsche Beziehung in den Text, denn nicht von dem handelt es sich, was er der einen oder der andern Meynung gern zugibt, sondern was sich nach genauer Erwägung der Gründe, die er später aufführt, zwar nicht als das Gewisse aber doch als das Wahrscheinlichere dar-

stellt. Er sagt also: „die Germanen selbst möchte ich für Ureinwohner des Landes halten.“ Auch die nächsten Worte: kein Mischvolk in Folge von Einwanderung und Aufnahme fremder Völker entsprechen nicht dem Original, welches nicht den Begriff eines Mischvolkes enthält, sondern dem vorhergehenden *indigenas* eine nähere Bestimmung beyfügt. Ein Urvolk, wie die Autochthonen in Attika, konnte fremde Stämme in sich aufnehmen, ohne darum aufzuhören ein Urvolk zu seyn, wie die Attiker auch nach Aufnahme der jonischen und anderer Einwanderungen sich fortwährend als *αὐτόχθονες* betrachteten. Was also Tacitus von den Germanen sagt, ist zweyerley: 1) daß er geneigt sey, sie für ein Urvolk zu halten 2) daß er ebenso glaube, sie seyen weniger als irgend ein anderes der Urvölker durch Ankunft und Aufnahme anderer Stämme alterirt worden. Die folgende Aetiologie *quia nec* bezieht sich ausschließlich auf den zweyten Punkt. Die Stämme, welche vordem neue Wohnsitze suchten, kamen dahin zur See, der Ocean aber, auf dem man zur See allein nach Germanien gelangen kann, wird selten von Schiffen aus dem Mittelmeere befahren. Man sieht, daß die Kunde und selbst die Vorstellung der von Osten nach Westen zu Lande gehenden Völkerzüge dem Tacitus ganz fremd war, was um so auffallender ist, da er das Vordringen der germanischen Stämme nach Westen und ihre Ausbreitung über die Sitze der von ihnen besiegten oder verdrängten Gallier wohl kennt und genau berichtet. Noch größeres Bedenken erregt, ganz abgesehen von der in *nec — et* enthaltenen Gliederung, welche der Uebersetzer aufhebt, die Art, wie er die allerdings sehr controversen Worte: *et immensus ultra, utque sic dixerim, adversus Oceanus raris ab orbe nostro navibus aditur* gefaßt und übersetzt hat. Um nicht das da drüben zu erwähnen, wo das Original das einfache jenseits, ultra hat, und ohne den den Römern ganz fremden Begriff von Welttheil zu rügen, da die Römer zwar einen orbis terrarum hatten, den sie für den ihrigen hielten, auch wohl nach Norden einen zweyten orbis annahmen, aber nichts von Welttheilen (nur *ἤπειροι* Festlande werden genannt) wissen, so möchten wir fragen, wie *adversus oceanus* ein den Römern auf der Kehrseite liegender seyn könne? Wie bekannt, ist dieses adversus, das an sich ganz unbestimmbar ist, weil neben ihm der Gegenstand fehlt, mit Bezug auf welchen das Wort gebraucht wird, in der verschiedensten Weise ergänzt worden. Am einfachsten war noch die Meynung, adversus navigantibus, aber dieses konnte so wenig fehlen, wie Hist. II, 38 mare quoque etesiarum flatu in orientem navigantibus secundum. Dazu kommt das leidige utque sic dixerim, *ὡς ἔπος εἰπεῖν*, was auf eine im Folgenden beabsichtigte und durch das Vorhergehende immensus ultra schon eingeleitete, ganz ungewöhnliche Ausdrucksweise hindeutet. Um zu dieser zu gelangen, hat man adversus ganz willkührlich als e regione nobis, in altera orbis terrarum dimidia parte situs erklärt und an die Antipoden gedacht. Somnium Scipionis VI. Hos qui incolunt terram — partim obliquos, partim aversos, partim etiam adversos stare nobis konnte wohl auf solche Gedanken führen; aber ein solcher kann unmöglich in dem einfachen Oceanus adversus gefunden werden, zumal die Antipoden und die Erdkugel den Vorstellungen des Tacitus fremd sind, und mußte nothwendig durch die entsprechenden Begriffe der Lage oder der Beziehung des nördlichen Oceanus auf den römischen orbis in irgend einer Weise angedeutet werden. Gleichwohl hat auch Döderlein sich dieser Ansicht angeschloßen, indem er den Begriff der Kehrseite herbeyzieht, was auch bezüglich des terminus selber bedenklich. Die Kehrseite wäre aversa pagina und adversa pagina die der andern gegenüber stehende, gerade wie bey den Münzen, wo überall die Rückseite aversa nirgend adversa pars genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Mit Recht lehnt darum der neueste Herausgeber Ritter die Antipoden und die damit zusammenhängende Kehrseite ganz ab; doch ist zu tadeln, daß er ebenfalls auf die Ergänzung adversus navigantibus zurückkommt; gesetzt aber, man wollte diese ihm zugeben, so wäre dadurch das utque sic dixerim in keiner Weise begründet, denn wer sagt wohl: der Ocean jenseits, welcher so zu sagen den Schiffenden entgegensteht oder widerstrebt? was ist hier auch nur über die gewöhnlichste Weise des Ausdruckes hinausgehend? Es unterliegt also keinem Zweifel, daß man umsonst bemüht gewesen ist, die Stelle in ihrer gegenwärtigen Fassung zu halten. Schon Lipsius, unstreitig der schärfste Geist, der in die Verderbniße des Tacitus eingedrungen ist, und der die meisten mit bewunderungswürdigem Takt gehoben hat, bemerkt zu utque sic dixerim adversus oceanus: „Haud satis capio — an vox aliqua durior et remotior fuit, praesertim quam praefatione ea leniit?“ obwohl er mit Unrecht glaubte, bey adversus Italico oder Tyrrheno verstehen zu können. Den Weg zur Verbesserung hat Acidalius gezeigt, der aversus statt adversus schrieb, zwey Worte, die in jedem Schriftsteller oft unter den Varianten neben einander stehen, ebenso wie amittere und admittere und ähnliche. Wenn man dieser Spur folgend die Worte ab orbe nostro vornimmt, so gibt sich die Verbesserung von selbst; „*et immensus ultra, utque sic dixerim aversus ab orbe nostro oceanus* raris navibus aditur. Der orbis romanus wurde, wie man weiß, von dem Ocean begränzt; was jenseits, wie man annahm, des Oceans lag, begründete darum einen neuen orbis, daher der Ocean bey Britannien nach Epigramm 88 (Anthol. vet. lat. epigr. II. Theil ed. Burm.) geminos interfluit orbes und daselbst 91 nach Eroberung von Britannien durch Claudius gesagt wird *conjunctum, quod adhuc orbis et orbis erat.* In ähnlicher Weise sagt Plinius Hist. nat. IV, 14 s. 27 in Bezug auf Skandinavien, daß es alterum terrarum orbem bilde, und daher ist deutlich, warum Virgilius Ecl. I, 47 die Britannen penitus toto divisos orbe Britannos nennt und der Epigrammatist n. 86 l. l. Britannien bezeichnet als nostro quae procul orbe jacet, übereinstimmend das. epig. 90 nostro semota exclusaque coelo und Claud. de consul. M. Theodos. 55 nostro deducta Britannia mundo. Daher ist auch klar, weßhalb Tacitus den Ocean, der jene Länder umgibt, aversus ab orbe nostro nämlich romano nennt; er ist nach jenem andern orbis gewendet, versus, wie Hist. I, 76 versae in Orientem provinciae und diese durch immensus ultra eingeleitete und allerdings ungewöhnliche, von ihm selbst wohl zuerst gewagte Weise der Bezeichnung wird darum zweckmäßig von ut sic dixerim vorbereitet und entschuldiget. Diese διόρθωσις der Stelle habe ich schon vor 29 Jahren in den Act. Monac. III, 2 p. 459 vorgetragen; sie wird nur von Döderlein in seiner Ausgabe des Tacitus kurz erwähnt, aber nicht weiter beachtet, von allen übrigen ganz übergangen, wohl weil die Acta oder doch ihr Inhalt ihnen unbekannt geblieben sind; es schien darum nöthig, sie wieder in Erinnerung zu bringen und wo möglich den langen und immer wiederkehrenden Nöthen der Erklärer ein Ende

zu machen; von Niebuhr, dem ich sie in Rom mittheilte, wurde sie sogleich unbedingt und so zu sagen mit beyden Händen angenommen.

Die folgende Schilderung von Germanien, „jenem häßlichen Lande," bis „dem es nicht Vaterland ist" wird energischer von Gerlach gegeben „um Germanien aufzusuchen, wo ungestaltet die Länder, rauh der Himmel, traurig der Anbau und Anblick, außer für wen es das Vaterland ist." Von eben demselben wird *memoria* statt Geschichte richtiger durch Ueberlieferung gegeben. Kind der Erde für *terra editum* statt einen erdgebornen Gott bey Gerlach gibt einen ungehörigen Nebenbegriff. — Statt der Worte „dem Mannus geben sie drey Söhne" ist bey Gerlach „legen sie drey Söhne bey," wodurch *tris filios assignant* genauer wieder gegeben wird. Ebenso hat für „einige zählen, wie das graue Alterthum viel erlaubt, mehr Söhne des Gottes" Gerlach dem Original entsprechender „einige nach der Freyheit alter Ueberlieferung, reden von mehreren Götterſöhnen, wiewohl auch hier die letzten Worte *plures deo ortos affirmant* nicht genau wieder gegeben sind, da nur von den Söhnen Eines Gottes, des Mannus, die Rede ist und dem *affirmant* nicht reden sondern behaupten entspricht. — Dann kommt die kontroverse Stelle über den Ursprung des germanischen Namens: *ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen, non gentis, evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur,* welche in dieser *διόρθωσις* der neuesten Herausgeber, der auch die Uebersetzung folgt, sich kaum halten läßt. Nach *Tungri* vocantur zu verstehen, weil darauf Germani vocati sint folgt, ist auch bey Tacitus hart und ungewöhnlich, und die Isophonie in der Nacheinanderfolge von nunc, Tung-ri, tunc ist bey Tacitus, der das *χακόφωνον* sehr sorgfältig vermeidet, so unerträglich, wie sie bey jedem andern guten Schriftsteller seyn würde. Dazu schließen die Worte *ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim* neben dem richtigen Gedanken *ita nationis nomen evaluisse paulatim* einen falschen in *non gentis* ein, welche Worte ebenfalls durch ita non gentis nomen evaluisse paulatim ergänzt werden müßten. Der Name eines Stammes kann allerdings allmählich zu überwiegender Geltung kommen, und dadurch zum Namen des ganzen Volkes werden. Wir haben es in dem Mittelalter an dem Namen „Alemannen gesehen, der bey den Franzosen auf alle Deutschen übergegangen ist, wie bey dem Namen der Franken, mit welchem im Orient noch jetzo alle Abendländer belegt werden; aber unmöglich kann von dem Namen der gens, das ist, in diesem Gegensatz, des ganzen Volkes, *evaluisse paulatim* gesagt werden; denn gibt es einen solchen, so hat er nicht mehr nöthig, allmählich das Uebergewicht zu bekommen; er ist eben da und im Gebrauch, darum aber der Sphäre des evalescere paulatim ganz entrückt. Dazu kommt das Schwanken der Lesart, die Maßmann mit seiner großen und jedes Dankes würdigen Genauigkeit aufführt. Wir verweisen nur auf ut st. ac, tunc — nunc so wie nunc — nunc st. nunc — tunc auf to und di vor Tungri, auf sunt st. sint, coaluisse st. evaluisse, Schwankungen, die allerdings erst nach der offenbaren Corruptel eingetreten seyn können. Diese selbst deutet auf Lücken, welche mit Sicherheit nicht zu ergänzen sind, doch konnte Tacitus schreiben „quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri *appellantur* tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen *in* gentis *universae appellationem* evaluisse paulatim etc.

Die Worte *primum a victore ob metum* übersetzt Döderlein „erst der Sieger, um Furcht einzuflößen," ähnlich Gerlach „alle zuerst von dem Sieger, um zu schrecken;" doch ist nicht klar, wie ein Sieger glauben konnte, er könne dadurch schrecken, daß er seinen Namen auf andere Stämme übertrug; war er Sieger, so bedurfte er nicht dieser Täuschung; der Schrecken seines Namens lag in ihm selber, und die andere Deutung, daß die Besiegten gemeint seyen, welche wegen ihrer Furcht den Namen von dem Sieger auf alle übertrugen, die nach ihm kamen, ist die natürliche. Nachdem einmal der Name gefunden war *invento nomine*, d. h. in der größern Ausdehnung im Gebrauch

war, sey er von den Germanen selbst angenommen worden; das ist wenigstens die Ueberlieferung, der Tacitus folgt und unstreitig fußte sie auf die Gewohnheit jener Völker, in ihrem Verkehre mit den Römern, soweit er durch die lateinische Sprache vermittelt wurde, den Namen zu brauchen, der bey diesen für das ganze Volk gewöhnlich war. Es ist wohl kein Zweifel, daß unter ihnen selbst der vom Thuisko abgeleitete Name, welcher ohnehin sehr früh zum Vorschein kommt, schon zu der Römer Zeit bestand und von ihnen in ihrem eigenen Verkehr gebraucht wurde. Sie waren das Geschlecht des Thuisko und nannten sich nach seinem Namen oder nach dem seines Vaters, wenn unter Thuisko sich in der That die Benennung des höchsten Gottes Thuit oder Diut verbirgt und Thuisko nur den Sohn des Thuit bezeichnet.

Ueber die folgenden Kapitel begnügen wir uns einzelne Bemerkungen beyzufügen.

Kap. 3. ist nec tam *vocis illae* quam virtutis concentus *videtur* richtig statt nec tam *voces illae*, quam virtutis concentus *videntur* gelesen und *quod in ripa situm hodieque incolitur* ebenfalls mit Recht durch den „heute noch bewohnten Ort" übersetzt. Vollständig wäre die Rede quod in ripa Rheni situm *incolebatur hodieque* incolitur.

Kap. 5. *non in alia vilitate quam quae humo finguntur* wird in „gleichem Unwerth wie irdene" übersetzt und dadurch das Ungehörige des Ausdrucks in *alia vilitate* verhüllt. Die vilitas kann hier unmöglich verschiedene Grade haben, so daß anderwärts die vilitas der silbernen Gefäße eine andere wäre, als die der irdenen. Offenbar ist *utilitate* im Text gewesen; sie sind ihnen zu nichts anderem nütze als die irdenen, d. i. in keinem andern Gebrauche als diese.

Kap. 7. *Duces exemplo potius quam imperio; si promti, si conspicui, si ante aciem agant, admiratione praesunt*, der Feldherr, mehr zum Vorbild als zum Befehlen gewählt, herrscht nur durch die Achtung, die er genießt, wenn er Muth zeigt, sich hervorthut, vorn in der Schlacht kämpft. Hier kann exemplo potius quam imperio nicht durch electi ergänzt werden und *admiratione* ist mehr als Achtung. Offenbar faßt dieses Wort die Begriffe oder Bezeichnung, die in den Worten exemplo potius quam imperio praesunt und die Erläuterung derselben si prompti, si conspicui, si ante aciem agant zusammen. Auch bey Gerlach, der übersetzt: „die Führer durch Beyspiel vielmehr als durch Befehl, wenn rüstig, wenn ausgezeichnet, wenn sie vor der Schlachtreihe erscheinen, üben durch Bewunderung den Vorstand, ist die Gliederung oder Verbindung der Begriffe zum Satze dem Original nicht ganz entsprechend und dieses zu übersetzen: die Feldherren führen durch Beyspiel mehr als durch Macht, wenn sie zur That bereit, wenn hervorragend, wenn sie vor der Schlachtreihe handeln, durch Bewunderung den Vorstand. — Daselbst: *exigere plagas* ist nicht nach den Wunden fragen, sondern die Wunden untersuchen, wie Gerlach richtig übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

**Das Hildebrandslied herausgegeben von A. Vollmer und K. Hofmann. Leipzig 1850. 22 S. gr. 8.**

Unter den zur Zeit bekannten ältesten Dichtungen in deutscher Sprache ist keine andere, die wie dieses sogenannte Hildebrandslied den Gedanken erlaubte, daß sie in die Reihe derjenigen gehört habe, die Karl der Große werth hielt in eine eigene Sammlung gebracht zu werden, und die auf nationale Ueberlieferungen mehr als, wie spätere, auf kirchliche Dinge ausgiengen.

Gegenstand dieses Liedes ist die für alle Zeiten und Völker drastische Begegnung eines Vaters und seines Sohnes, die, sich nicht erkennend, einander zum Zweykampf herausfordern. Was in dem Schahnameh des persischen Dichters zwischen Rostem und Suhrab, geht in dem Liede des deutschen zwischen Hildebrand und Hadubrand, zweyen Gestalten der heimischen Heldensage, vor.

Auch dieses Lied wäre verloren, ganz verloren, hätte nicht um das Ende des achten Jahrhunderts einer der Schreiber eines nun in Cassel liegenden Fuldaischen Buches auf überzähligen Blattseiten so als Nebensache wenigstens einen Theil, den ersten desselben niedergelegt. Denn was sich auf solche Weise erhalten hat, geht nur bis zum Anfang der Entscheidung, nicht bis zur Vollendung derselben.

Schon vor hundertdreyßig Jahren (1729) machte J. G. v. Eckhart im ersten Bande seiner Commentarii de rebus Franciae orientalis S. 864 — 902 auf dieses fragmentum fabulae romanticae saxonica dialecto conscriptae, wie er es nennt, aufmerksam, indem er nicht nur einen Theil der Urschrift im Facsimile gab, sondern auch eine lateinische Uebersetzung nebst sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen desselben beyfügte. Daß es alliterirt, also ein Gedicht, ein Lied sey, wurde erst nahezu hundert Jahre später von den Gebrüdern Grimm erkannt und gezeigt in „die beyden ältesten deutschen Gedichte“ Cassel 1812. Im Jahre 1830 gab W. Grimm ein Facsimile des ganzen Fragments. Dann folgten kritische Ausgaben: 1834 von K. Lachmann, 1835 von W. Wackernagel in dessen Lehrbuch II. 63, 1840 von K. Roth in seinen Denkmälern 14 — 21, 1843 von Wilh. Müller in Haupt's Zeitschrift III. 449, 1845 von Feußner, 1846 von Wilbrandt, und nun 1850 die vorliegende.

Diesen Kritikern war es theils um Berichtigung des wörtlichen Textes, in welchem hoch- und niederdeutsche Formen durcheinander gemengt sind, theils um Herstellung des metrischen Baues zu thun, den man, nach den dermal gewonnenen Begriffen von der Verskunst der noch alliterirenden Altvordern, in der ursprünglichen Gestalt des Liedes glaubt voraussetzen zu dürfen. Ueber einige Stellen, die nur, weil ihre Wörter unrichtig verbunden oder getrennt erscheinen, anfangs unverständlich waren, ist man seit 1832 völlig im Reinen. Ueber andere aber, die nur durch Annahme, der Schreiber habe gefehlt, es sey für irgend einen seiner Buchstaben ein anderer, oder wohl gar für ein Wort ein anderes vorauszusetzen, eine niederdeutsche Form als hochdeutsche zu nehmen, dieß und jenes einzufügen, wegzulassen, umzustellen, für heilbar erachtet wurden, über sie ist, wie natürlich, noch keine deutsche Einigkeit zu Stande gekommen.

Zum Glück liegt die eigentliche Gestalt des alterthümlichen Torso, Dank jener Facsimilisirung, aller Welt so fest und gesichert vor, daß die Kunst der kritischen Restauratoren, ohne Gefahr, daß etwas Ungehöriges an ihm selber hafte, nach Belieben daran geübt werden mag. Von jeher hat das Unklare, Räthselhafte die Forschlust mehr herausgefordert als das Selbstverständliche, und ihre Uebung ist eine der schönsten geistigen Unterhaltungen, die nicht selten nebenbey zu einem unerwarteten Gewinne führt.

In diesem Sinne begrüßen wir auch den gegenwärtigen Versuch der beyden Münchner Kritiker. Sie gehören nicht unter die ängstlichern; sind aber auf diesem Gebiet des deutschen Alterthums wohl zu Hause, wie nicht bloß aus den kritischen Bemerkungen zu ihrem verbesserten Texte, sondern auch aus der Uebersetzung desselben nicht etwa nur in die jetzige hochdeutsche, sondern auch in die reinaltsächsische, ja sogar und zwar gleichfalls alliterirend, in die Sprache der alten Gothen ersichtlich ist. Dem Hinblick auf die ältere Sprache sind wohl auch einige Absonderlichkeiten in ihrer Art die jetzige zu schreiben zu gute zu halten.

Die Einzelheiten dieses kritischen Versuches müssen dem Leser des kleinen Ganzen und seinem eigenen Urtheil vorbehalten bleiben. Diese Anzeige will bloß auf die in ihrem Bereich jedenfalls beachtenswerthe Neuigkeit aufmerksam machen.

Schmeller.

---

Dieser Numer liegt das Inhalts-Verzeichniß für den XXX. Band bey.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Kap. 11. *nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Sic constituunt, sic condicunt. Nox ducere diem videtur.* Döderlein: Sie zählen nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten; so wird die Zeit festgesetzt, so verabredet; die Nacht, glauben sie, gehe dem Tage voran.“ Gerlach genauer: und nicht der Tage Zahl, wie wir, sondern die Nächte zählen sie, so setzen sie fest, so beraumen sie an; die Nacht scheint den Tag zu führen; denn constituere und condicere sind termini technici für bestimmte gerichtliche Verhandlungen; übrigens scheinen die Worte *nox ducere diem videtur* unmittelbar nach computant zu gehören. — Das. *ut turbae placuit, considunt armati.* Döderlein: „der Haufen nimmt Platz, wie es ihm gefällt,“ Gerlach: „wie es dem Haufen gefallen, setzen sie sich bewaffnet. Hier hat Fr. Gronov wohl richtig *turba* gelesen, denn nicht davon handelt es sich, was dem Haufen gefällt und es versteht sich wohl von selbst, daß in einer solchen Versammlung jeder Platz nimmt, wo er ihn findet, wohl aber davon, daß bey dem Zögern in der Zusammenkunft sie erst dann anfangen, wenn sie finden, daß für die Berathung die Menge zahlreich genug beysammen sey.

Kap. 12. *ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude, injecta insuper crate immergunt.* Döderlein: Memmen, Kriegsscheue und Weichlinge (werden) mit Flechtwerk bedeckt und in Schlamm und Sumpf versenkt. Gerlach: Feige und Unkriegerische und am Leibe Geschändete versenken sie in Koth und Sumpf. Bey Döderlein ist Memmen für gewählten Ausdruck zu gemein und Weichlinge nicht hinreichend, um das flagitium, das in *corpore infames* liegt, oder die παθικούς zu bezeichnen. Mit Recht bemerkt Orelli: facile fieri poterat, ut, qui Romae inter principum custodes meruerant, eo vitio semel imbuti, eidem etiam in patriam reversi indulgere pergerent. Vergl. auch Hist. IV, 14.

Kap. 13. *insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentulis assignant; ceteris robustioribus ac jam pridem probatis aggregantur.* Döderlein: Vorzüglich Hochgeburt oder Verdienst des Vaters schafft auch dem unreifen Jüngling die Anerkennung des Fürsten; er wird den übrigen schon ältern, schon längst bewährten beygesellt. Die Anerkennung des Fürsten entspricht nicht dem *dignationem principis*, was offenbar die Würde bezeichnet, deren der Fürst genießt und die schon auf den adolescentulus übergetragen wird, wenn er von hohem, das ist wohl königlichem Geschlecht ist, oder einen vorzüglich berühmten Vater hat. Jene Uebertragung scheint sich vorzüglich auf den Fall zu beziehen, wo er den Vater in frühen Jahren verliert; obwohl noch adolescentulus, wird er dann doch als Erbe seiner Würde angesehen und geehrt. Damit stimmt aber das folgende: *ceteris robustioribus — adgregantur* nicht zusammen, denn mit der Würde oder dem Ansehen

seines Vaters bekleidet und darum selbst als Fürst geachtet, ist er über das Verhältniß der comites zu ihrem Fürsten erhaben, denen ihn das folgende gesellt: *ceteris robustioribus ac jam pridem probatis adgregantur: nec rubor inter comites aspici*, dazu wird durch *ceteris* offenbar der Gegensatz verwischt, der zwischen jenen Erlesenen und zwischen der übrigen Schaar edler und tapferer Jünglinge durch diese Anordnung der Rede eingeleitet wird und es bliebe die Bildung des comitatus aus diesen ganz ohne Erwähnung oder würde doch nur so nebenher vorausgesetzt. Das aber ist unstatthaft, weil gerade der comitatus eine den Germanen so eigenthümliche und höchst wichtige Erscheinung in ihren socialen und politischen Verhältnissen ist. Lipsius hat darum ganz recht gesehen, der *ceteri* statt *ceteris* vorschlug, und Gerlach hat wohlgethan, ihm hier zu folgen. Er übersetzt: die übrigen reihen sich Kräftigern und schon längst Erprobten an. Hier sind die robustiores die an Alter Vorgerückten und an Kraft Erstarkten im Gegensatz der eben erwähnten adolescentuli; diese stehen außer dem Comitat, sie sind im Gegentheil, obwohl noch jung, geeignet selbst ein Comitat zu bilden; die übrigen Jünglinge, die ihnen an Adel des Geschlechtes und Ruhm der Väter nicht gleich stehen, schaaren sich um die *robustiores ac jam pridem probatos* zu ihrem Gefolge, und obgleich selbst von edler Geburt, scheuen sie sich nicht als comites, als Begleiter bewährter Fürsten aufzutreten. — Das. *expetuntur enim legationibus* Döderlein: Er wird durch Abgesandte eingeladen, wo eingeladen werden dem *expeti* nicht entspricht, denn nicht von einer einfachen Einladung, sondern von einer förmlichen Bewerbung um ihre Hilfe ist die Rede, so wie vom Preise, der ihnen für den Fall der Hülfeleistung in Aussicht steht, wie das folgende *et muneribus ornantur* zeigt. Sind sie geworben, und kommt die Meldung, daß ihr Zuzug in Aussicht steht oder schon eingetreten sey, zu den Feinden, so reicht das häufig hin, diese vom Krieg abzuhalten, daher die Schlußworte *et ipsa plerumque fama bella propulsant.*

Kap. 14. ist *exigunt enim principis sui liberalitate illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam* durch die Uebersetzung: „Sie verlangen von ihres Fürsten Großmuth bald das Roß, auf dem erkämpft, bald den blutigen Speer, mit dem er gesiegt hat, nicht nach dem wahren Sinne wiedergegeben. Liberalitas ist nicht Großmuth, und von der Scheidung, die durch das doppelte bald eingeführt wird, ist im Original keine Spur; ebenso wenig davon, daß das bezeichnende Pronomen vor bellator equus und cruenta victrixque framea auf das Roß gehe, auf dem der Fürst gekämpft, und auf den blutigen Speer, mit dem er gesiegt hat; auch wäre nicht denkbar, daß bey der großen Zahl der comites und der erprobten Tapferkeit von Allen das Begehren von Vielen nach einem einzelnen Gegenstande im persönlichen Besitze des Feldherrn gegangen wäre. Liberalitas in diesem Zusammenhange deutet auf Geschenke, die sie im Allgemeinen von ihrem Fürsten neben dem begehrten, was ihnen als stipendium zukam und was im Folgenden als Gegensatz der Geschenke durch *nam* eingeleitet wird. Richtig übersetzt darum Gerlach: „Sie fordern von ihres Fürsten Freygebigkeit jenes Streitroß, jene blutige Frame, denn Gastmähler und Trinkgelage mit (von) reichlicher wenn auch ungekünstelter Zubereitung gehen für Sold.“ In den Worten *illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam* jenes Streitroß, jene blutige und sieghafte Framea beziehen sich darum auf den Schrecken, den die zu Roß oder mit der Framea kämpfenden comites um sich verbreiteten, auf die Bewunderung der Tapferkeit, die sie beym Gebrauche derselben zeigten.

Kap. 15. Am Anfange ist in den Worten *quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt*, das zweyte *non* mit Recht weggelassen, es ist aus dem vorhergehenden *non ineunt* ungebührlich wiederholt; ob aber *mos est civitatibus ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum* mit ein Stück Vieh oder etwas Korn richtig übersetzt ist, steht sehr zu bezweifeln. Warum nur ein Stück und warum wenig Korn? Der genitivus partitivus, mit Bezug auf das Vermögen eines Jeden an Vieh und Feldfrüchten, sagt offenbar, daß die Einzelnen von beyden dem Fürsten einen Theil nach eigenem Er-

messen, einen größern oder geringern darboten, ohne daß gerade der Belang des Geschenkes bestimmt festgesetzt war. Es waren freye Gaben, die sich nach dem Vermögen, dem guten Willen oder der Absicht des Geschenkgebers richteten.

Kap. 16. *quia rigorem frigorum ejusmodi loci molliunt* ist von Döderlein in der Ausgabe des Tacitus mit Recht bezweifelt und in dem vorliegenden Druck die Aenderung des Acidalius von *locis* in *loci* dem Zusammenhange gemäß aufgenommen worden.

Kap. 18. *accipere se quae liberis inviolata ac digna reddat, quae nurus accipiant rursus, quae ad nepotes referantur* mit der Uebersetzung: „sie empfange ein Pfand, das sie einst unentweiht auf die Kinder vererben solle, das würdig sey, von einer Schwiegertochter wieder empfangen und auf die Enkel gebracht zu werden. Diese Eperegese geht natürlich nicht auf das Joch Rinder oder das gerüstete Roß, die im vorhergehenden unter den Geschenken erwähnt werden, welche der Bräutigam seiner Braut gibt, denn diese gehen natürlich nicht auf Kinder und Enkel über, sondern allein auf die *data arma*, von denen die Reihe der Geschenke geschlossen wird; aber unstatthaft ist in der *διόρθωσις*, der Döderlein folgt, das dreyfache quae. In den Hdschr. schwankt die Lesart zwischen que und quae beym ersten wie beym zweyten, ebenso zwischen reddat und reddant. Zunächst ist wohl ac digna nach reddat zu stellen, damit es mit den folgenden Worten, quae nurus accipiant, die zu ihm gehören, zusammenkommt; *rursus* aber zu *nurus accipiant* gezogen, ist offenbar überflüßig, während die folgenden Worte, die eine Wiederkehr der Gaben bezeichnen, dieses Wort begehren. Ebenso weicht *referantur* aus der Fügung und Rhenanus hat mit Recht *referant* begehrt. Nichts ist häufiger, als die Verwechselung der beyden genera verbi in der Form dieser Person; ist referant in den Hdschr. mit etwas langem Querstrich des t, so kann der Buchstab leicht für das gewöhnliche Compendium der Sylbe tur genommen werden. Es scheint darum, sowohl die Gliederung als der Zusammenhang des Satzes zu fordern, daß man lese: accipere se quae liberis inviolata *reddat ac digna*, quae nurus accipiant *rursusque* ad nepotes *referant*, sie empfange, was sie unverletzt ihren Kindern überliefern solle, was würdig sey, daß es die Schwiegertöchter empfangen und weiter auf die Enkel übertragen. Die Waffen kommen aus den Händen des Bräutigams in die der Braut, gehen von ihr auf den Sohn über, mit dem ihre Ehe gesegnet wird; von diesem auf die Braut, die er der Mutter als Schwiegertocher zuführt, und gelangen von dieser an ihre Söhne, die Enkel der Schwiegermutter, mit derselben Bestimmung, in gleicher Art auf das folgende Geschlecht überzugehen.

Kap. 19. *Ergo saepta pudicitia agunt* „darum steht dort die Frauentugend in gutem Schutz.“ Was soll hier *saepta pudicitia* und wovon ist sie umgeben? Sie ist offenbar in den Sitten und darum selbst Schutz, die keines zufälligen äußeren bedarf, wie Göthe im Tasso sagt: die Sittlichkeit umgibt wie eine Mauer der Frauen leicht verletzliches Geschlecht, und die Lesart *saeptae* ist die allein richtige. — Das. *sic unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam* „wo sie einen Gatten empfängt, wie einen Leib und ein Leben;“ die in *sic* liegende *ἔνδειξις* und ihre Kraft wird hier durch wo aufgelöst. Besser Gerlach: So erhalten sie einen Ehemann, wie einen Leib und ein Leben.

K. 20. *In omni domo nudi ac sordidi in hos artus — excrescunt.* „Halbnackt und ärmlich gekleidet, so wachsen sie in jeglichem Hause.“ Während oben die *ἔνδειξις* verwischt wurde, wird sie hier, wo Tacitus sie nicht gewollt, eingeführt; auch ist kein Grund, *nudi* halbnakt noch weniger *sordidi* ärmlich gekleidet zu übersetzen. Warum nicht nach Gerlach: In jeglichem Hause erwachsen sie nackt und schmutzig u. s. w? Das. *pares validaeque miscentur ac robora parentum liberi referunt* „was sich paart, hat gleiches Alter, gleiche Rüstigkeit und das Kind wird ein Abbild seiner kräftigen Aeltern.“ Hier liefert, was sich paart, kein eigentliches Analogon zu pares miscentur; es ist kein Grund

von den Worten abzuweichen, gleich an Alter und Kraft werden sie vermählt, und die Stärke der Aeltern kehrt in den Kindern zurück.

Das. *Sororum filiis idem apud avunculum qui ad patrem honor. Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur* „der Schwesterſohn ſteht beym Oheim in gleicher Ehre wie beym Vater; ja mancher ſieht darin ein noch heiligeres und engeres Verwandtſchaftsband.“ Die Worte des Originals zeigen deutliche Spuren des Verderbnißes. Wie kann *apud* avunculum und *ad* patrem im Gegenſatze ſtehen und was ſoll hier *ad* heißen? Auch iſt der zu Grunde liegende Begriff filiorum ad patrem honor unſtatthaft; die Söhne werden vom Vater geliebt oder gepflegt, geehrt aber in weitern blutsverwandtlichen Verhältnißen von den Angehörigen. Dazu ſieht man nicht, warum während ihr Verhältniß zum avunculus angegeben wird, das zum patruus ohne Erwähnung bleibt. Offenbar ſchrieb Tacitus sororum filiis idem apud avunculum qui *apud patruum* honor, und ap. patrem, die Lesart des cod. Pontani läßt über die Richtigkeit der Aenderung keinen Zweifel. Deutlich iſt nun das folgende *quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur* ſowie die hier angedeutete germaniſche Sitte. Der nexus sanguinis zwiſchen Neffen und mütterlichem Oheim wird für enger und heiliger geachtet, als derſelbe nexus zwiſchen ihm und dem patruus; eine Vorſtellung, nach welcher der nexus sanguinis zwiſchen Sohn und Vater weniger heilig und eng erſchiene, als der zwiſchen Neffen und avunculus, iſt geradezu widerſinnig und zumal gegen den geſunden und naturwüchſigen Sinn der Germanen. Gleichwohl hat man bis jetzo den Tacitus unbehelliget ein ſolches abnorme melden laſſen. Offenbar bezeichnet er auch hier einen Gegenſatz zwiſchen germaniſcher und römiſcher Sitte. Bey den Römern ſchied nicht nur die Frau aus der Familie, ſie ging auch in die sacra mariti über; der nexus zwiſchen ihren Söhnen und Brüdern wurde dadurch ein lockerer und weiterer. Dagegen blieb der nexus der Söhne von Brüdern zwiſchen dieſen und jenen ein engerer, auch durch sacra vermittelter. Der patruus war der natürliche tutor des Neffen, und, wurde bey ſeinen Lebzeiten vom Vater im Teſtament ein anderer als tutor genannt, ſo konnte dieſer aus jenem Grund die Vormundſchaft ablehnen; habenti patruum legitimum tutorem se vitiose datum. Fr. 37 pr. D. 27, 1. Vergl. fr. 8 D. 26, 4. Darauf alſo weiſt Tacitus hin; im Gegenſatz von der römiſchen Sitte wird der nexus sanguinis zwiſchen Neffen und avunculus bey den Deutſchen wenn auch nicht allgemein für heiliger und enger geachtet, als der zwiſchen ihnen und dem patruus. Daß übrigens hier nur eine in den Sitten begründete Anſchauungsweiſe gemeint iſt, die auf der Würde der Frauen und nach Umſtänden auch auf der Hilfsbedürftigkeit ihrer Kinder, wenn jene Wittwen waren, beruhte, im Uebrigen aber im bürgerlichen Verhältniße der patruus näher ſtand als der avunculus, zeigt die folgende Meldung über die Erbſchaftsgrade: proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi.



Kap. 21. *Notum ignotumque, quantum ad jus hospitis, nemo discernit. Abeunti si quid poposcerit, concedere moris — nec acceptis obligantur. Victus inter hospites comis.* Schon Erneſti erklärte die Stellung der Worte victus inter hospites comis, da wo ſie gewöhnlich geleſen werden, für unhaltbar und brachte ſie vor Abeunti si herauf. Gerlach hat ſie in Klammern geſchloßen und in der Ueberſetzung weggelaſſen; aber wie konnte jemanden beykommen, einen Zuſatz dieſer Art in den Tacitus hineinzubringen? Beſſer verfuhr Döderlein, der der Anordnung von Erneſti folgend überſetzt: „zwiſchen Bekannt und Unbekannt macht ihr Gaſtrecht keinen Unterſchied. Im Zuſammenleben herrſcht zwiſchen Wirth und Gaſt Herzlichkeit. Beym Abſchied iſts Brauch, dem Gaſt zu geben, was er etwa begehrt“ u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juli.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Kap. 23. *Potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam vini similitudinem corruptus.* „Als Getränk dient ein Korn oder Gerstensaft, dem man durch allerley Mittel einige Aehnlichkeit mit dem Weine gibt.“ Die Verkuppelung von Korn- oder Gerstensaft ist gegen den gewählten Ausdruck. Aehnlichkeit mit dem Weine geben entspricht nicht dem corrumpere in similitudinem vini, und die Worte durch allerley Mittel bilden nicht nur einen müßigen Zusatz, sondern widerstreben dem Sinne des Tacitus. Der aus Korn oder Gerste gezogene Saft hat wie bekannt einen süßlichen Geschmack; durch Gährung, die in dem corrumpere angedeutet ist, geht er in einen säuerlichen, dem Weine ähnlichen Trank über, und das allein hat Tacitus ausdrücken wollen.

Kap. 26. *Fenus agitare et in usuras extendere ignotum ideoque magis servatur quam si vetitum esset.* „Zinsen zu nehmen und sie auf Zinsen selbst auszulehnen ist eine unbekannte Sache, darum weniger Uebertretung als wenn ein Verbot bestünde.“ Der erste Theil der Stelle ist nach der von mir gegebenen Erklärung übersetzt; von Gerlach ungenau: Geld auszuleihen und durch Zinsen zu vermehren; denn offenbar sind die Zinseszinsen die *τόκοι τόκων* gemeint. Bey den Römern war das verboten und wurde nach dem Edikt des Lucullus über die Wucherer von Asien mit dem Verlust des Kapitals bestraft. Plut. vit. Luculli pag. 504 *E ὁ δὲ τόκον τῷ κεφαλαίῳ προσάψας ἐστήρετο τοῦ παντός.* War nun dieser Wucher in Deutschland unbekannt, wie konnte er gleichwohl, wenn auch selten, vorkommen? Was offenbar in den Worten liegt eoque *magis* servatur quam si vetitum esset; auch wäre der Ausdruck ganz ungehörig; denn ist eine Sache irgendwo unbekannt, so wird sie weder mehr noch weniger beobachtet; sie kommt überhaupt nicht vor, eben weil sie unbekannt ist, und käme sie vor, so wäre sie nicht unbekannt. Es scheint demnach, Döderlein hätte zu der eben erwähnten Erklärung der Stelle auch die mit ihr verbundene Verbesserung des ignotum in *ignominiosum* aufnehmen sollen. Die Sache war nicht gerade unerhört, aber sie wurde für schimpflich gehalten und kam darum seltner vor als in Rom, wo sie verboten war. Es galt also dasselbe, was Kap. 19 in Bezug auf die Beschränkung der Kinderzahl gesagt wird, wo es mit Bezug auf die römische Sitte heißt plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Auch Kap. 31 wird ein ignominiosum id genti zu Bezeichnung einer Sitte bemerklich gemacht.

Kap. 28. Die Worte *Germanorum natione* hat Döderlein von *ab Osis*, hinter denen sie stehen, getrennt und zwischen mutatis cultoribus eingeschoben: *manet adhuc Bojohemi nomen — quamvis mutatis Germanorum natione cultoribus*, wo sie offenbar einen unnöthigen Zusatz bilden und wollte Tacitus anführen, daß die gallischen Einwohner von Bojohemum durch germanisches Volk vertrieben wurden, so lag ganz nah, den Namen dieses Volks als in einer bekannten Sache Marcomannorum

natione zu nennen. Es kommt dazu, daß die folgenden Worte *sed utrum Aravisci in Pannoniam ab Osis, an Osi ab Araviscis in Germaniam commigraverint — incertum est* im Ausdrucke *ab Osis, ab Araviscis commigrare* etwas ungenügendes haben, da hier offenbar von Gewaltthätigkeit und Vertreibung die Rede ist, die in den Worten commigrare ab aliquo loco oder ab aliqua gente nicht angedeutet wird. Der Begriff pulsi oder ejecti scheint darum ausgefallen und sofort die Stelle lückenhaft, so daß ihr nicht durch eine Versetzung einiger Worte geholfen werden kann.

Uebrigens ist die Ordnung, in welcher die Völker aufgeführt werden, in Verwirrung gerathen. Tacitus handelt erst von den fremden Stämmen, die in Germanien wohnen oder gewohnt haben, von den Helvetiern, den Bojern, den Osern und geht dann zu den ächten Germanen über, indem er von denjenigen beginnt, die auf dem linken Rheinufer saßen. Wie aber kommt es, daß sofort die Treviri und Nervii zuerst im Innern jener Lande genannt werden, hierauf die Vangiones, Triboci, Nemetes kommen, die am Oberrhein saßen und diesen nach den Ubiern im folgenden Kapitel die Batavi angeschlossen werden? Unmöglich können die Treviri ihren Platz zwischen den Osern und Vangionen haben. Tacitus gieng, nachdem er die fremden Stämme beschrieben hatte und zu den germanischen gelangt war, nothwendig von den Anwohnern des Oberrheins aus, und zählte sofort, dem Fluße folgend die Stämme auf, welche von den Vangionen bis zu den Batavern hinab wohnten, um dann auf das rechte Rheinufer überzugehen und dort mit den Chatten, als dem ersten germanischen Volke dieser Richtung, zu beginnen, diesen die tiefer sitzenden anzuschließen, hierauf aber zu den Völkern an dem Ufer der Nordsee zu gelangen. Ist dieses die natürliche und nothwendige Ordnung, so muß die Schilderung der ächten Germanen mit den Worten: *ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt, Vangiones, Triboci, Nemetes* beginnen, wo sich ipsam Rheni ripam dem Anfange des Kapitels, besonders dem quantulum enim amnis obstabat quominus etc. nach Gebühr anschließen. Rückwärts der Nemetes werden dann die Treviri und Nervii genannt, wo die Worte *circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt* ebenfalls zu haud dubie Germanorum populi in Beziehung stehen und eine Steigerung dieser Meldung enthalten; sie sind nicht nur Germanen, sondern aus den Grenzen der übrigen vorgeschoben, stellen sie diesen ihren Ursprung sogar mit Stolz heraus *tanquam per hanc gloriam sanguinis assimilitudine et inertia Gallorum separentur*; hierauf nach dem Rhein sich zurückwendend kommt er zu den Ubiern und was von diesen bemerkt wird: *ne Ubii quidem — origine erubescunt*, hat wieder nähere Beziehung auf den Nationalstolz der Treviri. Es kann also kein Zweifel bestehen, daß die Stelle *Treviri et Nervii — separentur* allein vor *ne Ubii quidem* ihren rechten Platz hat.

Kap. 29. *Omnium harum gentium virtute praecipui Batavi non multum ex ripa, sed insulam Rheni amnis colunt.* „Das Tapferste von allen diesen Völkern, die Bataver, hat wenig Land am Rheinstrom inne, aber eine Insel im Rheinstrom.“ Gerlach: Unter allen diesen Völkern sind an Tapferkeit ausgezeichnet die Bataver, nicht weit vom Ufer, sondern sie bewohnen eine Insel des Rheinstroms. Man sieht, daß Döderlein das Ungefüge in der Verbindung *non multum — sed* dadurch zu vermeiden sucht, daß er non multum (ex ripa) colunt verbindet, aber das Ungehörige bleibt auch so und multum oder non multum ex aliquo loco statt loci alicujus colere ist ein ganz ungehöriger Ausdruck. Die Diktion *ex ripa sed* ist wohl lückenhaft und *ex ripa remota sede* zu ergänzen. Bald darauf hat Döderlein in der Stelle: *Manet honos et societatis insigne: nam nec tributis contemnuntur nec publicanus atterit* die Glieder der Disjunktion umgestellt und liest *nec publicanus atterit nec tributis contemnuntur*. Offenbar ohne Grund; die öffentlichen den Besiegten aufgelegten Lasten gehen nach Gebühr in den Worten tributis contemnuntur voran und die willkührlichen Bedrückungen des Zöllners werden diesen in publicanus atterit als eine noch zufällige, wiewohl arge Last angereiht. Diese Ordnung kehrt in den folgenden *exempti oneribus et collationibus* wieder; denn in den collationibus gerade, in den Gemeindeumlagen für Heer, Verwal-

tung und zufällige Ausgaben und in den damit verbundenen vexationibus war die attritio publicanorum enthalten.

Kap. 30. *Durant siquidem colles* paulatim rarescunt kann nicht ohne das von Rhenanus vorschlagene *paulatimque* verbunden werden. Döderlein hat das selbst gefühlt, indem er übersetzt: denn die Hügel dauern fort und machen sich nur allmählich selten. Im Innern des Kapitels zeigt *nec nisi ratione disciplinae concessum* eine unnatürliche Verkuppelung zweyer verschiedener Dinge ratio und disciplina in einen Begriff und Tacitus hat offenbar nec nisi *rationi et* disciplinae geschrieben, was durch das folgende: *plus reponere in duce quam in exercitu* vollkommen gerechtfertiget wird. Einsicht in die Natur des Krieges und Kriegsübung sind gleich nothwendig, um die Ueberzeugung zu begründen, daß es bezüglich des Erfolges im Kriege mehr noch auf den Feldherrn, als auf das Heer ankommt.

Kap. 31. *Et aliis Germanorum populis usurpatum — apud Chattos in consensum vertit.* Et im Anfange der Periode bey Einführung einer ganz neuen Sache zeigt eine Härte der Verbindung, die selbst bey Tacitus ohne Beyspiel seyn dürfte. Wahrscheinlich ist *quod* vor et ausgefallen — das. *Plurimis Chattorum hic placet habitus; jam qui canent, insignis et hostibus simul suisque monstrati; omnium penes hos initia pugnarum; haec prima semper acies, visu nova. Ne in pace quidem cultu mitiore mansuescunt; nam nulli domus aut ager aut aliqua cura;* „den meisten Chatten gefällt diese Tracht; und wer vollends so ergraut ist, steht hoch in Ehren, wird dem Feind und dem Landsmann mit Stolz gezeigt; diese beginnen jede Schlacht, bilden stets das Vordertreffen, ein überraschender Anblick. Auch der Friede gibt ihnen kein milderes menschlicheres Wesen; denn keiner besitzt ein Haus oder Feld oder irgend ein Geschäft; hier hat Döderlein *jam qui* für *jamque* in den Text genommen und *nam*, welches nach visu nova stand, nach mansuescunt herabgesetzt. In der Ausgabe des Tacitus hatte er zu jamque canent bemerkt: obscura haec et quae explicare nequeam und ebenso zu nam: obscura est copulationis causalis ratio, quamquam frequens in Tacito. Indeß bildet nun jam qui canent eine im Zusammenhang nicht begründete Hervorhebung des Begriffes und die Worte: *jamque canent* stehen in offenbarer Verbindung mit insignis, was wieder auf habitus zurückweist. Ist also etwas zu ändern, so wäre wohl zu lesen: jamque canent, *insignes eo* et hostibus simul suisque monstrati. Auch die Worte *haec prima semper acies, visu nova. Ne in pace quidem* sind nach visu nova lückenhaft, da visu nova nach haec prima semper acies etwas ganz unbedeutendes und gleichgültiges enthält; denn daß für die Feinde die Erscheinung von greisen Kriegern in der ersten Schlachtreihe etwas Neues sey, ist für die Sache selbst ohne Belang. Es fehlt also wohl die Angabe ihrer durch das Alter ungebrochenen Tapferkeit, worauf nam ne in pace quidem etc. den Grund dieser in den spätern Jahren ungeschwächten Kraft angibt, der in der fortdauernden Strenge ihrer Lebensweise gesucht wird. Welche Worte ausgefallen, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Tacitus konnte schreiben: acies, visu nova, manu prompta, wenn nicht noch ein stärkeres Wort tremenda oder formidolosa gestanden. In ähnlicher Weise wird Kap. 43 das novum durch ein anderes Prädikat bestärkt nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum. Ob übrigens im Vorhergehenden *fortissimus quisque ferreum insuper annulum — ignominiosum id genti — velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvat* — die Worte donec se caede hostis absolvat in Richtigkeit sind, steht noch gar sehr dahin. Einen eisernen Ring am Körper zu haben, sey es am Halse, oder am Arme, oder am Fuße, war wohl als Zeichen der Knechtschaft überall schimpflich geachtet und es brauchte darum nicht der Bemerkung, solches gereiche bey diesem Volke zum Schimpfe, ja wäre dieses in besonderer Weise der Fall gewesen, wie kamen gerade die Tapfersten dazu, sich dieser Schmach zu unterwerfen? Sie konnten dieses nur in dem Falle, wenn der Gebrauch, wenigstens soweit sie ihn übten, nicht für schimpflich, sondern der Ring nur für ein vinculum galt, welches symbolisch anzeigte,

daß sie sich durch die Erlegung eines Feindes von ihm zu lösen hatten. Es scheint demnach nec ignominiosum id genti zu lesen.

Kap. 33. *Quando inurgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam.* „Denn jetzt, wo Roms Weltherrschaft ihrem Ende naht, kann das Schicksal uns kein größeres Glück mehr verleihen, als die Zwietracht unserer Feinde.“ Gerlach: Weil bey den drängenden Verhältnißen des Reichs schon nichts Größeres das Schicksal gewähren kann, als der Feinde Zwietracht. Weltherrschaft ist so wenig der passende Ausdruck für *imperium* wie Welttheil für orbis romanus und es lag wohl außer der Meinung, wie außer der Gesinnung des Tacitus, das Ende der römischen Herrschaft geradezu als nah zu verkündigen. Auch die inurgentia fata statt urgentia sind ohne Beyspiel und das Lukrezianische vitulus inurget cornibus (V, 1034) deutet auf eine ganz andere Vorstellung; auch ist urgentibus imperii fatis vollkommen gleich der Livianischen Stelle (V, 36) jam urgentibus Romanam urbem fatis.

Kap. 34. *Nec defuit audentia Druso, Germanico* sind beyde Namen mit Recht durch Komma getrennt. Vater und Sohn waren gleich kühn in ihren Unternehmungen, doch scheint die disjunctiva *aut* zwischen beyden zu fehlen.

Kap. 35. *Prompta tamen omnibus arma ac si res poscat exercitus; plurimorum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama.* Döderlein hat *plurimorum virorum equorumque* nach *arma* gestellt und übersetzt: „doch hat jeder die Waffen zur Hand, Leute und Rosse gibts im Ueberfluß und wenn es gilt, steht ein Kriegsheer da; und gleichviel gelten sie, ohne zu handeln. Die Umstellung ist unnöthig und plurimum virorum equorumque bildet eine gute Exegesis zu prompta omnibus arma ac si res poscat exercitus. Bereitschaft der Waffen, und wenn es gilt, Bereitschaft des Heeres bilden den Hauptbegriff. Daß dieses Heer an Männern und Rossen stark, die nähere Bezeichnung der Sache.

Kap. 37. *Cimbri — parva nunc civitas, sed gloria ingens* „die Cimbern — jetzt ein kleines, aber ein weltberühmtes Volk.“ Auch hier kommt der Begriff der Welt ohne Berechtigung in das Koncept und verwischt den poetischen Ausdruck gloria ingens.

Kap. 38. *In aliis gentibus, seu cognatione aliqua Suevorum, seu, quod saepe accidit, imitatione, rarum et intra juventae spatium apud Suevos usque ad canitiem: horrentem capillum sequuntur, ac retro, saepe in ipso vertice religant; principes et ornatiorem habent. Ea cura formae, sed innoxia; neque enim compti ut ament, amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella ut hostium oculis ornantur.* „Was bey andern Völkern einzelne in Folge einer Verwandtschaft mit den Sueven oder, was oft der Fall ist, aus Nachahmung thun, und auf die Jugendzeit beschränken, das übt der Sueve bis er grau wird. Er müht sich um ein struppiges Haar und bindet es zurück, oft auch unmittelbar auf dem Scheitel. Die Fürsten tragen es noch schöner geschmückt. Dieß ist ihre Eitelkeit, aber eine unschuldige; denn sie putzen sich nicht, um Liebe zu pflegen oder zu erobern; ein riesenhaftes furchtbares Aussehen bezweckt ihr Schmuck, auf dem Weg zur Schlacht, wie für das Auge des Feindes.“ Hier ist in *imitatione, rarum et intra juventae spatium* das Komma nach imitatione getilgt; bey apud Suevos usque ad canitiem wird fieri solet verstanden, während die Vulgata apud Suevos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur verbindet und statt retro sequuntur ac saepe in ipso solo vertice religant wird horrentem capillum sequuntur ac retro, saepe in ipso vertice, religant gelesen; eine Anordnung, die mehreren Ausstellungen unterliegt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India. By H. M. Elliot Esq. Foreign Secretary to the Government of India. Calcutta 1849.**

---

„Jetzt fragt man," sagt Spittler, „in jeder Geschichte eines Staats gleich danach, wann und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? Wie haben sich die Verhältnisse der Stände unter einander und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? Wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? Wie gings mit Steuern und Finanzen des Reichs?" Alle diese und andere Fragen, welche den europäischen Geschichtschreiber beschäftigen, können entweder in der Geschichte der orientalischen Menschheit gar nicht aufgeworfen werden, oder, wo dieß der Fall ist, nur eine unbefriedigende mangelhafte Lösung finden. Das Morgenland kennt keinen Unterschied der Stände in unserm Sinne; dort gibt es bloß Herrn und Knechte; das Morgenlaad kennt keine Rechte der Unterthanen den Fürsten gegenüber; der Machthaber schaltek unbedingt, wie der augenblickliche Vortheil, wie die wechselnde Laune es ihm eingibt. Die Unabhängigkeit des Richteramts von der ausübenden Gewalt ist wohl niemals in den Kopf eines Orientalen gekommen; die Finanzen waren und sind gewöhnlich zerrüttet; die Erhebung der Steuern ist bloß ein regelmäßig wiederkehrendes Räuberwesen. Der gebietende Hauptmann schickt nämlich seine bewaffneten Genossen über die unglücklichen Unterthanen, deren sie sich nur durch Zahlen und Wiederzahlen entledigen können. Alle die andern Ideen und Ansichten, wodurch der westliche Geschichtschreiber in das mannigfach verschlungene dunkle Gewebe der Menschheit Ordnung und Licht verbreitet, sind aber im Oriente niemals heimisch gewesen. Hier weiß man nichts von einer fortschreitenden Erziehung des menschlichen Geschlechts auf dem Wege der Einsicht und Tugend. Hier hat man keine Ahnung von dem letzten Endzwecke des staatlichen Gemeinwesens, von dem physischen und sittlichen Wohlbefinden aller Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Die nothwendige Folge hievon ist, daß wir Europäer an dem ganzen halbbarbarischen, halbüberfeinerten orientalischen Getriebe nur geringen Antheil nehmen; es bewegt sich in einer immer gleichen tödtlich ermüdenden Richtung, der wir nicht zu folgen vermögen, der wir nicht folgen wollen. Wir können uns, um ein Wort unsers Meisters Göthe zu gebrauchen, das orientalische Wesen nicht recht aneignen.

Man könnte demnach mit gutem Rechte fragen und es ist diese Frage Herrn Elliot in der gedankenreichen Vorrede zu seinem Verzeichniß der Geschichtschreiber des muselmanischen Indiens nicht entgangen, wozu denn nun die Beschäftigung mit dieser östlichen Wüste? Orme, der Historiograph der ersten englisch-indischen Kriege, glaubt, es sey schon hinreichend, wenn wir bey der östlichen Geschichte von dem Gefühle des Zuschauers bey einer Tragödie ergriffen werden, wenn wir uns nämlich glücklich schätzen, keinem solchen Elende zu erliegen. „Ihr Söhne des Westens," ruft er aus, „sehet hier die furchtbaren Uebel, welchen die Sklaven der östlichen Zwingherrschaft unterworfen sind! Es wird der Geist durch Furcht und Unwissenheit, durch Aber-

glauben und Wahnwitz verdunkelt; das sittliche Gefühl geht in schlechten Tyrannenkünsten, in Heucheley und Sinnenlust zu Grunde, und selbst der Körper dieser Unglücklichen unterliegt den recht- und maßlosen Peinigungen. Solch' ein Gegensatz zu den Segnungen unserer staatlichen, religiösen und bürgerlichen Freyheit, die blutige Errungenschaft der Altvordern, erhöht das Gefühl unseres Glückes und beseelt uns mit neuem Eifer, diesen Segen zu bewahren und zu vermehren." Herr Elliot deutet selbst in Betreff der heutigen Orientalen auf einen ähnlichen Nutzen. Eine genaue Kenntniß ihrer einheimischen Geschichte, sagt der Schriftführer der indischen Regierung, wird unsere Unterthanen auf die unermeßlichen Vortheile aufmerksam machen, deren sie sich bey der Milde und Gerechtigkeit unserer Verwaltung erfreuen. Hier fließt ihnen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung, die sie von vielen gedankenlosen Aeußerungen zu heilen vermag, welche wir so häufig von sonst gar nicht unwissenden Leuten über die Zustände des muselmanischen Indiens hören müssen. Fürsten, die jetzt noch im Glanze ihrer Thaten und Eroberungen erscheinen, werden, ist einst der Schleyer der Schmeicheley gefallen und das Gewebe hofdienerischer Rednerey zerrissen, in ihrem wahren Lichte erscheinen und dem Fluche der Menschheit preisgegeben. Bombastische Babus, Muselman und Hindu aller Sekten und Klassen, welche sich unter unserer Regierung einer vollständigen persönlichen Freyheit und größerer politischen Rechte erfreuen wie jemals eine andere mit dem Schwerte in der Hand unterworfene Nation, werden dann keine patriotischen Klagen mehr führen über den Druck und die Herabwürdigung ihrer jetzigen Lage. Schlagen sie diese Bände muselmanischer Geschichte auf, so werden auch die jungen Brutus und Phocion erfahren, daß ihnen in jenen gepriesenen Zeiten, welche sie jetzt herbeywünschen, die leiseste ähnliche Aeußerung, wie sie deren täglich in Menge in Wort und Schrift vernehmen lassen, zum größten Verderben gereicht hätte.

(Fortsetzung folgt.)



## Taciti Germania.

(Schluß.)

Es stehen seu cognatione aliqua Suevorum seu imitatione für sich in vollem und gutem Gegensatz; nur daß wohl *Suevorum* als der auf beyde Glieder sich beziehende Begriff nach *imitatione* gehört, wodurch auch das Abgebrochene des zweyten Gliedes vermieden wird: *seu cognatione aliqua seu, quod saepe accidit, imitatione Suevorum;* — imitatione rarum aber überschreitet die Grenzen desselben; ferner liegt nichts vor, was Anlaß gäbe fieri solet bey apud Suevos usque ad canitiem zu verstehen, da der vorhergehende Satz *insigne gentis obliquaré crinem* jedem aufmerksamen Leser noch im Gedächtniß seyn wird; ganz unstatthaft ist die Trennung von sequuntur und retro durch ac, denn offenbar hat Tacitus den gemeinen Begriff des Zurückkämmens der Haare durch den gewählten Ausdruck capillum retro sequi, wie er in solchen Fällen gewöhnlich thut, zu veredlen gesucht. Uebrigens ist bey Döderlein in der Aufzählung der Lesarten imitatione rarum zwar verbunden, im Text aber durch das Komma getrennt geblieben, und nach spatium das Komma ganz weggelassen. Parenthetisch sind nach in aliis gentibus die Worte seu cognatione aliqua Suevorum seu, quod saepe accidit, imitatione; zusammenhängend also in aliis gentibus rarum et intra juventae spatium apud Suevos usque ad canitiem, so daß, wie Döderlein durch zwey Punkte nach canitiem andeutet, mit horrentem capillum sequuntur der eigentliche Satz beginnt, der im Vorhergehenden eingeleitet wird. Mit Bezug auf das erwähnte *insigne gentis obliquare crinem* ist der Satz: *in aliis gentibus, seu cognatione aliqua seu, quod saepe accidit, imitatione Suevorum rarum et intra juventae spatium* vollständig und in sich abgeschlossen. Es fehlt nur est oder allenfalls id est; dann kommt der Gegensatz ebenfalls vollständig und in sich gerundet *apud Suevos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur.* Im folgenden *in ipso solo vertice* ist mit Grimm *solo*

weggelassen; aber wie wäre das Wort in den Text gekommen? Das Auffallende der Verbindung wird gehoben, wenn in ipso soloque vertice geschrieben wird, auf dem Scheitel und auf diesem allein, so daß das Haar von allen Seiten nach dem Scheitel hinauf gekämmt und dort zu einem aufstehenden Schweif gleich dem des Helmes bey andern Völkern verbunden wird. Im Folgenden ist *innoxiae* nach Muretus und Acidalius mit richtigem Sinn in *innoxia* verwandelt, denn nicht die forma, sondern die cura erscheint als sine noxa. Die Vulg. des Folgenden *neque enim, ut ament amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella, compti ut hostium oculis, ornantur* hat mit Recht Anstoß gegeben, da zwey einander entgegenstehende Vorstellungen in einen Satz und in eine Folge vermischt werden. Der Uebelstand wird allerdings gehoben, wenn compti mit Döderlein vorgenommen wird neque enim *compti* ut ament amenturve, doch ist dann das Folgende durch größere Interpunction vom Vorhergehenden zu trennen und zu einem selbstständigen Satze zu machen: In altitudinem quandam et terrorem, adituri bella, ut hostium oculis ornantur. Tacitus läßt nach seiner Gewohnheit die Partikel aus, durch welche ein anderer den Gegensatz eingeleitet hätte.

Kap. 42. Hier hat Döderlein die Worte: *Eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio peragitur* hinter nec Narisci Quadive degenerant weggenommen und an den Schluß des Kapitels nach nec minus valent gestellt ohne hinreichenden Grund; denn nach Nennung der Markomannen, Narisker und Quaden war die in diesen Worten enthaltene Grenzbestimmung ganz an ihrem Orte und die Angabe über die königliche Macht bey den Markomannen und Quaden wurde als eine Erweiterung der Beschreibung der Angabe der geographischen Lage nachgestellt.

Kap. 43. *Nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt.* „Mit schwarzem Schild, mit dunkel gefärbtem Leib wählen sie dunkele Nächte zu ihren Schlachten.“ Zu dieser Uebersetzung kommt Döderlein, indem er nach tincta corpora das Komma tilgt und tincta corpora durch habentes ergänzt. Doch ist diese Ergänzung unnöthig, schwächt die Stärke, die in den kurz abgebrochenen Sätzen liegt und liefert in *tincta corpora habere* kaum einen adäquaten Ausdruck. Besser die Vulgata als Erläuterung des *insitae feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt.*

Kap. 44. *Nec velis ministrantur* ändert Döderlein in nec velis ministratur; besser führte Lipsius auch hier das Passivum auf *ministrant* zurück, da die Nachahmung des Virgilianischen (Aen. VI, 302) ipse ratem conto subigit velisque ministrat ganz offenbar ist, und *nec remos in ordinem lateribus adjungunt* folgt. Das. *Est apud illos et opibus honos, eoque unus imperitat, nullis jam exceptionibus, non precario jure parendi.* Hier werden vom Uebersetzer die Worte nullis jam exceptionibus zwischen jure und parendi eingeschoben, wodurch allerdings die unvereinbaren Begriffe jure parendi getrennt sind und diese Anordnung gehört zu den glücklichen des scharfsinnigen Verfassers, welche die Scheidung des Unverbindbaren aufheben und dem Tacitus die richtige Verbindung wiedergeben.

Kap. 45. *Trans Suionas aliud mare, pigrum ac prope immotum, quod cingi cludique terrarum orbem hinc fides, quod extremus cadentis jam solis fulgor in ortus edurat, adeo clarus ut sidera hebetet; et sonum insuper se mergentis audiri formasque deorum et radios capitis aspici persuasio adjicit. Illuc usque tantum natura et fama vera.* „Jenseits der Suionen ist noch ein anderes Meer, ruhig und fast ohne alle Bewegung. Daß dieses die Welt umgürtet und einschließt, beweist der Umstand, daß der letzte Glanz der schon untergegangenen Sonne fortdauert bis zu ihrem Aufgang, hell genug, um die Sterne zu bleichen; daß überdieß bey ihrem Untertauchen sich ein Ton hören, sich Göttergestalten und ein Strahlenhaupt sehen lasse, ist eine Zuthat des Glaubens. Hier endet die Schöpfung und die wahre Geschichte.“ Nach hebetet ist hier

et wiederholt, offenbar ganz mit Unrecht, so daß die Lesart hebetet et insuper etc. wird; insuper nach sonum schließt die Partikel et vor sonum nothwendig aus und bringt natürliche Steigerung in die Glieder des Satzes, welche von der Copula verwischt würde. Dagegen hat *se mergentis* als nothwendige Ergänzung des sonus und Angabe seiner Veranlassung mit Recht einen Platz nach insuper gefunden, nachdem die Lesart *emergentis*, die selbst in dem Codex Pontani steht, von Lipsius in se mergentis berichtigt worden war. In der Uebersetzung werden „Göttergestalten und ein Strahlenhaupt" ebenfalls auf das Untertauchen der Sonne bezogen. Wie ist das denkbar, da die formae deorum und radii capitis dann auf den Sonnengott gehen müßten und ebenfalls verschwänden, wenn er untertauchte. Die Vorstellung der radii capitis wurde wohl durch die Nordlichter veranlaßt, diesen durch die Einbildung die formae deorum beygefügt und die ganze Vorstellung an den Untergang der Sonne angereiht, weil nach dem Verschwinden des Tageslichtes das Nordlicht, wenn es bis dahin von der Sonne überstrahlt war, in der Abenddämmerung und bald dann in der Dunkelheit mit steigender Klarheit zum Vorschein kommt; von einem Strahlenhaupte kann also nicht die Rede seyn. Man sah die Strahlen und glaubte, daß sie dem Haupte des Gottes gehörten. *Formasque deorum* kann als bloßer pluralis amplificativus gelten, da das folgende *capitis* auf den Sonnengott allein zurückweist. Auffallend wird die Verbindung des Untertauchens des Gottes, seiner Gestalt und der Strahlen seines Hauptes nur, wenn sie auf denselben Moment gerichtet ist, nicht aber ist sie es in ihrer Beziehung auf die anderwärts ausführlicher dargelegte Vorstellung der Alten von dem eingebildeten Ereigniß. Der Sonnengott senkt sich in den Ocean und kühlt sich in seinem Bade; er besteigt dann den Kahn und fährt im Ocean um den Norden nach dem Osten, wo er sich, erquickt und im neuen Glanze mit seinem Gespanne wieder erhebt. — In den letzten Worten, wo die Vulgata *illuc usque — et fama vera — tantum natura* liefert, ist tantum natura zu usque vorgenommen *illuc usque tantum natura* und auch diese Umstellung gehört zu den glücklichen dieser neuen Ausgabe der Germania. — Kein Buch ist in unsern Zeiten öfter herausgegeben, erläutert, berichtiget, übersetzt worden als eben die Germania, und man darf sagen, daß auf diesem Gebiet keine Sorgfalt zu viel, selbst keine Wiederholung des Bekannten unzuläßig ist. Je öfter man auf diese kostbare Schrift, die Zierde unserer Vorfahren und die würdigste Einleitung unsrer Geschichte durch den größten Historiker des Alterthums zurückkommt, desto besser; es bleibt immer noch Einzelnes zu erwägen, genauer zu bestimmen oder zu bessern und das Buch ist nicht nur eine Quelle der Belehrung — es kann mit jenem Born verglichen werden, der nach altnordischer Sage die verjüngte, die in ihm badeten. Möge es vorzüglich in unsern Tagen, die der Verjüngung und Stärkung unserer Nation so sehr bedürfen, dazu gebraucht werden! Was könnte sie mehr reinigen und stärken, als die Betrachtung der Sitten jener einfachen und naturwüchsigen Stämme ihrer Vorfahren, und die Wahrnehmung der überwältigenden Macht, die sie schon in jener Zeit auf die Gemüther ihrer größten und edelsten Feinde ausübten. Was könnte zugleich mehr trösten und erheben in der leidenreichen und hoffnungsarmen Gegenwart, als die Wahrnehmung, daß, ungeachtet alles Mißgeschickes und aller Entartung im Einzelnen, im Wesentlichen die Nation den Charakter bewahrt hat, den sie in den Schilderungen des Tacitus trägt, und der in Sitten, in Gestaltung des bürgerlichen Lebens, in freyen Staatsformen, in geistigen Erzeugnissen ausgeprägt und in verschiedenen Ausstrahlungen über den Norden, über England, über Amerika, über den Indus und Ganges ausgebreitet, das germanische Element zu dem vorwiegenden in der Weltgeschichte auch jetzo wieder erhoben hat, nachdem es dieser Würde schon in den mittlern Jahrhunderten theilhaftig geworden war, als sich erfüllte, was Tacitus in prophetischem Geiste voraussah und das römische Reich unter den Schlägen der germanischen Völker in Trümmer ging.

Fr. Thiersch.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juli.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Fortsetzung.)

Wir glauben, daß zu diesen negativen Vortheilen der östlichen Studien noch andere positive hinzugefügt werden können. Der Mensch bleibt unter allen Zonen, unter allen Verhältnissen ein höheres Wesen; er wird immer einzelne Thaten verrichten, wird Gedanken und Gefühle haben und aussprechen, aus welchen wir Belehrung schöpfen, an welchen wir uns erfrischen und ergötzen können. Solches wird aber im Morgenlande vielfältig gefunden: es bedarf nur eines fähigen nachfühlenden Sinnes, um den Waizen von der Spreu zu sondern. Göthe, Herder, Rückert dienen uns als glänzende Beweise unseres Satzes. Zu gleicher Zeit zeigen sie uns den Weg zu dem letzten Zielpunkte eines höhern Strebens in den orientalischen Studien. Ist doch das Schöngute das Ende aller sich bewußten, wahren Wissenschaft.

Das beschreibende Verzeichniß der muselmanischen Geschichtschreiber Indiens ist auf vier Bände berechnet. Sie werden aber, wenn das Werk in der Weise des ersten Bandes fortfährt, wenn ferner so viele Auszüge und Abhandlungen gegeben werden, kaum ausreichen. Das Verzeichniß soll über 67 Universalhistorien berichten, die mehr oder weniger von Indien handeln. Der vorliegende Band enthält deren bloß 31 und eine Anzahl Auszüge im Texte und der Uebersetzung. Es werden uns nur Theile des ersten und vierten Bandes nach der ursprünglichen Anlage des Werkes dargeboten. Die Particularhistorien, deren nicht weniger als 164 angeführt sind, zerfallen in Geschichtserzählungen einzelner Dynastien, einzelner Begebenheiten, und Biographien. Mit der Eroberung von Sindh durch die Araber in 10 verschiedenen Werken sollte nach dem ursprünglichen Plane der zweyte Band beginnen und dann noch die Geschichte des Herrscherhauses der Ghasnaviden in 21, die der Ghoriden in 6, die der Gildschi in 11, und endlich den Einfall Timurs und die Geschichte der Sayid oder Chise Chanidynastie in 8 Werken enthalten. Der dritte Band würde demnach vom Hause Timur anfangen und die Ereignisse bis auf Schah Alem in 96 verschiedenen Zeitbüchern darstellen. Der vierte Band enthielte die Texte der in Uebersetzung mitgetheilten Auszüge; sie sollen zu gleicher Zeit Stylproben seyn der umfangreichen Büchersammlung muselmanisch-indischer Geschichte. Die letzte Abtheilung ist sicherlich die anziehendste und lehrreichste. Von Baber an kömmt die Geschichte Hindostans in immer größere Berührung mit der europäischen; auch sind die Schriftsteller dieses Zeitraums ohne Zweifel die besten und einsichtsvollsten des ganzen Morgenlandes. Die Türken Mittelasiens und ihre Nachkommen in Hindostan haben allein von allen Völkern des Ostens einen gesunden, ich möchte sagen europäischen Sinn bewahrt. Des Padischah Baber Denkwürdigkeiten, so wie die statistischen und historischen Arbeiten des Abul Fasel, Minister und Freund des trefflichen Akber, reihen sich würdig an die vorzüglichsten Geisteserzeugnisse dieser Art in den westlichen Literaturen. Der herumwandernde Türke jenseits des Amu erfreute sich auch

der Selbstständigkeit und Freyheit, als alle andern Völker des Morgenlandes schon längst der Knechtschaft preisgegeben waren. Selbst heutigen Tages noch besitzt er zum Theil diese großen Güter des denkenden Menschen; sie spiegeln sich ab in den herrlichen Volksgesängen, welche von Chodzko, einem wackern, der freudelosen Heimath entronnenen Polen während seines eilfjährigen Aufenthaltes in Asien gesammelt und bekannt gemacht wurden. Wir haben diese Proben turkmanischer Volkspoesie in einem frühern Bande der Gelehrten Anzeigen ausführlich besprochen.

Lügenhaftigkeit ist wohl das verbreitetste Laster unter den orientalischen Völkerschaften. Dieß ist die nothwendige verderbliche Frucht des Despotismus. Diese Lügenhaftigkeit des gewöhnlichen Lebens findet sich natürlich auch in reichlichem Maaße in den Zeitbüchern. Herr Elliot erzählt uns hievon einige ergötzliche Geschichten. Die Legendensammler über die alte indische Geschichte nahmen keinen Anstand, neue Herrschergeschlechter, Namen von Fürsten und ganzen Fürstenreihen zu erfinden. Der bekannte Colonel Wilford, welcher das Opfer solcher Betrügereyen geworden ist, erzählt in seiner Abhandlung über Vicramaditya und Salivahana (As. Res. IX, 133), ein sogenannter Hindu-Annalist zu Benares habe ihm offenherzig gestanden, er ergänze den leeren Raum zwischen zwey berühmten Königen mit willkührlich ersonnenen Namen, er verlängere und verkürze ihre Regierungsperiode nach Belieben; auch zweifle er keinen Augenblick, daß sich seine Vorgänger ähnliche Freyheiten herausgenommen haben. Die Annalisten der muselmanisch-indischen Geschichte prahlen mit Anführung von Büchern, die sie niemals gesehen haben; sie erfinden Titel von Werken, die niemals geschrieben wurden und Schriftsteller, die niemals gelebt haben. Vor wenigen Jahren erschienen zu Agra Zeittafeln des großmongolischen (richtiger des großtürkischen) Herrscherhauses, die angeblich aus einer Anzahl trefflicher Quellenwerke entnommen wurden. Die Nachforschung lehrte, daß dem Verfasser diese Werke nicht zu Gebote standen und viele kein Wort von dem enthielten, wobey sie als Quellen angeführt waren. Ein anderer eingeborner Gentleman lieferte ein Verzeichniß der geschichtlichen Werke in der Bibliothek des Nisam. Man fragte nach und fand, daß der Nisam nicht ein einziges dieser Werke besitze. Die Titel waren aus den Vorreden bekannter Bücher abgeschrieben.

Die Regierung Akbers ist der Glanzpunkt des Reiches der Timuriden; bey weitem die meisten und gehaltvollsten Auszüge, welche Herr Elliot mittheilt, beziehen sich auf diesen Zeitraum. Man hat sich deßhalb der Mühe unterzogen, aus diesen theils hier zum ersten Mal, theils schon an andern Orten eröffneten östlichen und westlichen Quellen ein Bild dieses berühmten Zeitgenossen Heinrich IV. und der Elisabeth zu entwerfen, welches wir hier im Auszuge mittheilen. Dieses Bruchstück muselmanisch-indischer Geschichte möge zu gleicher Zeit als Ankündigung und Empfehlung dienen zu der uns in Aussicht gestellten Herausgabe von Quellenwerken der muselmanisch-indischen Geschichte, in der Weise der Byzantiner und anderer Annalensammlungen. Man müßte aber von vorn herein darauf verzichten die Bücher vollständig zu drucken; nur die Ergebnisse des Schriftstellers, nur der Zeitraum, worüber er als Quelle dient, dürfte in der Sammlung eine Aufnahme finden. Die Chronisten des Orients sind eben so große Abschreiber ihrer Vorgänger wie die unsers Mittelalters. Manchmal gehören dem Verfasser bändereicher Werke nur wenige Abschnitte. Wenn uns der Minister und Polyhistor Raschideddin (1247 — 1318), ein Zeitgenosse des westlichen Polyhistors Vincentius von Beauvais, erzählt, er habe innerhalb elf Monate unter der Besorgung einer Masse von Staatsgeschäften drey seiner umfassendsten Werke geschrieben und nebenbey eine große Anzahl kleiner Abhandlungen und Aufsätze über die schwierigsten Gegenstände, so grenzt dieß freylich ans Wunderbare, ans Unglaubliche. Dieses Wunder findet aber, sobald man genau nachforscht, in der grenzenlosen unverschämten Abschreiberey eine schnelle natürliche Erklärung. So ist die Beschreibung Indiens wörtlich dem Werke des Abu Rihan al Biruni entnommen; der gedankenlose Compilator des dreyzehnten copirt selbst die Irrthümer seines Vorgängers im zehnten Jahrhundert. Nur hie und da finden sich einige unbedeutende Zusätze. Es scheint dem Orientalen gar nicht einzufallen, daß solch ein

Verfahren nicht recht ist und daß die Beschreibung eines Landes vor dreyhundert Jahren nicht mehr auf die Gegenwart paßt. Es ist diesen unglücklichen Menschen im Morgenlande während der vielen Jahrhunderte der Willkühr und des leidenschaftlichen Gebahrens der gesunde ehrliche Sinn und der praktische Verstand abhanden gekommen.

Das Haus Timurs war unter allen fremden muhammedanischen Herrscherfamilien Indiens das schwächste; es hatte nirgendwo einen Halt im Lande, weder bey seinen Glaubensgenossen noch bey den Hindu. Zu den ehemaligen türkischen und afghanischen Beherrschern Hindostans strömten immerdar neue Stammgenossen, welche die durch das Klima und einen ruhigen Besitz geschwächte Kraft der Eroberer wieder emporrichteten. Dieß war aber bey den Nachkommen Babers nicht der Fall. Die usbegischen Herrscher jenseits des Orus waren ihnen feindlich gesinnt und gestatteten keinen türkischen Zuzug. So auch die Puschtu. Die geringen Haufen, die Baber und Humaiun folgten, verweichlichten und verschwanden unter der einheimischen oder vor Jahrhunderten eingewanderten muselmanischen Bevölkerung, welche beynahe durchgängig afghanischer Abstammung und dem neuen Herrscherhause abgeneigt war.

Der jugendliche einsichtsvolle Padischah Akber (reg. von 1556 — 1605) mußte sich nun nach einer andern Stütze seines Hauses umsehen: er suchte sie bey der alten Hindubevölkerung des Landes. Die Strenge des Muhammedanismus ward nach und nach gemildert; die besondern Abgaben der Ungläubigen wurden aufgehoben und Hindu, was nur ausnahmsweise in früherer Zeit stattgefunden hatte, gewöhnlich zu den wichtigsten Staatsämtern erhoben. Es wollte Akber, gleichwie Alexander der Macedonier, durch Maßregeln der Milde und Menschlichkeit alle seine Unterthanen verschiedenen Glaubens und verschiedener Sitte zu einem großen Volke verschmelzen, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten. Wohl wissend, daß auch die besten Absichten, die weisesten menschlichen Anordnungen an dem Unverstande und den Vorurtheilen der Massen, an dem eingebildeten, selbstsüchtigen und gehässigen Wesen der Priester und Gelehrtenzünfte scheitern und daß nur Eine Religion alle die widerstrebenden eigensinnigen Individuen zu Einem Volke umzubilden vermag, versuchte der Padischah, mit leisen Versuchen nach und nach beginnend, vereinigende Glaubenslehren aufzustellen und ihnen bey Hindu wie bey Muselman Eingang zu verschaffen.

Vor den Zeiten Akbers kann kaum von einer regelmäßigen Verwaltung des indisch-muhammedanischen Staates die Rede seyn. Es bestanden zwar allgemeine Verordnungen und Gesetze in Menge, sie wurden jedoch nur ausnahmsweise ausgeführt; gewöhnlich, wie in despotischen Staaten Sitte ist, nur dann, wenn sie zum Nachtheil des Gehorchenden, des Unterworfenen dienten. Die herrschende Lehensaristokratie und die Beamtenzunft handelte nach Belieben. Die Schranken der Macht sind die einzigen Schranken des Rechts. Die unglücklichen Bauern wurden so hart gedrückt, daß sie nicht selten Land und Hof verließen und selbst ihre Kinder verkauften. War es zu diesem Aeußersten gekommen, so ließen sich die gebietenden Herrn in Hindostan gleichwie im europäisch-christlichen Mittelalter herbey, die ehemaligen Freyen in ihren eigenen Gütern als Pächter, Hörige oder Leibeigene aufzunehmen und gegen allerley Leistungen zu dulden. Die Lehensbesitzer waren theils Muselman, theils Hindu und die Lehen selbst bald lebenslänglich, bald erblich. Nur die Inhaber der letzten Gattung wurden ursprünglich Semindar oder Grundeigenthümer genannt; sie erfreuten sich gewöhnlich gewisser Hoheitsrechte und der Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen. Diese großen Lehensbesitzer leisteten dem Fürsten entweder bloß militärische oder auch andere Dienste, zu denen sie, vermöge ihres Lehenbriefes, ausdrücklich verpflichtet waren. Dieß galt jedoch bloß von den Muselman, welche sich fast durchgängig zur Sunna bekannten; die Lehre der Schiiten hat erst später, namentlich im Dekkan, eine Anzahl Anhänger gefunden. Zwischen diesen beyden Abtheilungen des Islam herrschte damals solche Feindschaft, daß sie nicht selten zu Meuchelmord führte und zwar unter den angesehensten, gelehrtesten Leuten. Mullah Ahmed, ein Schiite,

der Verfasser der tausendjährigen Geschichte der Muselman, hat auf diese Weise seinen Tod gefunden. Nun ist Abdel Kader, der sunitische Annalist einer andern sehr geschätzten allgemeinen Geschichte hierüber so erfreut, daß er die Jahrzahl dieser That (1588 u. Z.) in dem Satze: „Brav Stilleto Folads“ und in den Worten: „höllisches Schwein“ der Nachwelt überlieferte *). — Die Hindu mußten neben den gewöhnlichen Steuern noch das Ungläubigen auferlegte Kopfgeld entrichten. An andern Lasten, an von Zeit zu Zeit eintretenden Verfolgungen fehlte es nicht — Umstände, welche, wie man glauben sollte, der Bekehrung zum Islam nur förderlich seyn könnten. Dessenungeachtet machte der Muhammedanismus in Hindostan weniger Glück als in irgend einem andern mit dem Schwerte eroberten Lande. Die Brahmanen hatten es nämlich verstanden, ihre Herrschaft auf Institutionen und Meinungen zu gründen, die mit solch einem teuflischen Verstand ersonnen und mit solch schamloser Härte durchgeführt waren, daß sie dem blutigen Andrange des Islam einen erfolgreichen Widerstand entgegen setzen konnten. Nur ein Achtel der ganzen Bevölkerung Indiens bekennt sich heutigen Tages zum Muhammedanismus. In Hindostan allein, Dekkan nicht mitgerechnet, bildeten die Moslim in den Zeiten Dschechangirs ein Sechstel der Einwohner.

Durch Akber wurde das ganze Reich in fünfzehn, später in achtzehn Kreise eingetheilt, welche wieder in 105 Distrikte und 2737 Bezirke zerfielen. Ueber jeden Kreis ist ein Statthalter gesetzt, dem zu gleicher Zeit die bürgerliche und Militärverwaltung gebührt. Die Subahdar stehen unmittelbar unter dem Fürsten und erhalten von ihm ihre Befehle. Der Statthalter habe bloß, so lauten die Verwaltungsnormen, das Wohl des Volkes im Auge; er sey immer freundlich und erweise jedem die gebührende Ehre. Seine Mußestunden möge er zum Lesen philosophischer Schriften verwenden und sich auch nach ihren Lehren richten; die Erzählungen des Buches Kalila und Dimna können ihm ebenfalls als Muster eines vernünftigen Lebens dienen. Unter den Statthaltern standen eigene Beamte, denen der Oberbefehl über die Söldner und Lehenstruppen, dann die Leitung des Gerichts- und Steuerwesens anvertraut waren. Einem Jeden ist der Geschäftskreis genau vorgezeichnet, um, so weit menschliche Vorsicht reicht, Willkühr und Uebergriffe zu beseitigen. Aus diesem Grunde wurde selbst, was sonst unerhört ist im Morgenlande, das Geschäft des Untersuchungsrichters und des Urtheilsprechenden getrennt; das eine stand dem Kadi zu, und das andere dem Mir Adel, das heißt dem Herrn Richter. Nur bey Gelegenheit eines gefährlichen Aufstandes kann der Statthalter, ohne an den Hof zu berichten, die Todesstrafe verhängen. Den Katwals, welchen das Geschäft unserer Polizeydirektoren und Hauptleute der Gendarmerie an einzelnen Orten und Distrikten zusteht, ist anempfohlen, den Herrn Richter von zwey Spionen bewachen zu lassen und dem Fürsten alsbald zu berichten, wenn irgend Jemanden sein Recht nicht widerfahre. Unter den zahlreichen Vorschriften für diese Beamten sind vortreffliche, dann aber auch manche abentheuerliche und barbarische enthalten. Der Padischah wollte den Müssiggang abgeschafft wissen. Der Katwal soll nun darüber wachen, daß Jeder ein Handwerk erlerne: Niemand soll als Sklave verkauft werden; die frühere Sitte, Kriegsgefangene als Sklaven zu behandeln, war bereits 1561 aufgehoben. Der Katwal soll zu erfahren trachten, wovon und wie die Leute leben und namentlich auch darauf achten, daß keine Frau nach dem Tode ihres Mannes gegen ihren Willen verbrannt werde. Eines Tages hörte Akber, der Radschah von Dschodpur wolle die Wittwe seines Sohnes zwingen, den Scheiterhaufen zu besteigen. Der Fürst schwang sich aufs Pferd und ritt eilends dahin, um durch seine Gegenwart das Verbrechen zu hindern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Elliot Bibliographical Index to the Historians of Muhamedan India. Calcutta 1849. I. 144, 148.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Kitab i dûai omûme we idjrai asrari mokkaddes. Uebersetzung des hochkirchlichen common prayer book in das Türkische. Lips. 1842.

H. M. Elliot, Biographical index to the historians of Muhammedan India. Vol. I, general histories. Calcutta 1849.

X. Heuschling, Manuel de Statistique ethnographique universelle. Bruxelles 1847.

W. J. Woodcock, Scripture Lands, being a visit to the scenes of the bible. Lond. 1849.

Lord John Manners, Notes of an Irish Tour. Lond. 1849.

J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden. Th. 1. Leipzig 1849.

Voyages dans l'intérieur du Brésil. P. 3. Aug. de Saint-Hilaire, Voyage aux sources du Rio de S. Francisco et dans la province de Goyaz. T. 1. 2. Paris 1847.

F. H. von Kittlitz, Vier und zwanzig Vegetations-Ansichten von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans. Siegen 1845.

René de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise. T. II. III. Par. 1849.

J. Ph. C. van den Bergh, Grondtrekken der Nederlandsche Wapenkunde. Leiden 1847.

Dider Jan. van Stégeren, De Graecorum diebus festis. Trajecti ad Rh. 1849.

K. v. Paucker, Das attische Palladion. Mitau 1849.

E. Gerhard, Ueber Agathodämon und bona dea. Berlin 1849.

K. F. Hermann, Ueber Gesetz, Gesetzgebung und gesetzgebende Gewalt im griech. Alterthume. Götting. 1849.

C. Ginoulhiac, De la philosophie des jurisconsultes romains. Batignolles 1849.

H. Ewald, Ueber die neu entdeckte phönikische Inschrift zu Marseille. Göttingen 1849.

H. Brugsch, Die Inschrift von Rosette nach ihrem ägyptisch-demotischen Texte sprachlich und sachlich erklärt. Th. 1. Sammlung demotischer Urkunden. Berlin 1850.

J. Leitzmann, Verzeichniß sämmtlicher seit 1800 bis jetzt erschienenen numismatischen Werke, als Fortsetzung der Bibliotheca numaria von J. G. Lipsius. Weißensee 1841.

J. Friedländer, Die Münzen der Vandalen. Nachträge zu den Münzen der Ostgothen. Leipzig 1849.

St. Bohusz, Recherches historiques sur l'origine des Sarmates des Esclavons et des Slaves. T. 1 — 3. Pétersb. 1812.

W. Rey, Autriche, Hongrie et Turquie 1839—1848. Par. 1849.

R. Ford, Gatherings from Spain. Par. 1849.

R. P. A. Dozy, Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge. Vol. I. Leyde 1849.

R. Turnbull, The Genius of Italy; being sketches of Italian life, literature and religion. London 1849.

G. Pecchio, Storia della economia pubblica in Italia. Lugano 1849.

Ch. Macfarlane, A glance at revolutionized Italy. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Carl. Cattaneo, Dell' insurrezione di Milano nel 1848 e della successiva guerra. Lugano 1849.

C. Arduini, Il presente e l'avvenire di Roma.

Documenti della guerra santa d'Italia. Vol. I. II. Fasc. 1. Capolago 1849.

M. Amari, La Sicile et les Bourbons. Par. 1849.

Les Français peints par eux-mêmes. T. I — V. Paris. T. I—III Provinces. Paris 1840—1842.

E de Mont-Rond, Du Rhone et de ses affluents des Alpes. Par. 1847.

Ed. Le Héricher, Avranchin monumental et historique. T. 1. 2. Avranches 1847.

G. Mancel, Journal d'un bourgeois de Caen — 1652 — 1733. Par. 1848.

M. L. Dessalles, Perigueux et les deux derniers comtes de Périgord. Par. 1847.

Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18. siècle avec avant-propos et notices par M. F. Barrière. T. 1 — 12. Par. 1846 — 1848.

P. J. Proudhon, Les confessions d'un révolutionnaire pour servir à l'histoire de la révolution de Février. Par. 1849.

Dr. G. G. Oelsner-Monmerqué, Drey Missionen. Bremen 1849.

P. Mérat, Verdun en 1792, épisode historique et militaire des guerres de la révolution française. Par. 1849.

Signatura temporis. Berl. 1849.

H. C. F. von Gagern, Der Wechsel der Zeiten für Deutschland. Darmstadt 1849.

K. Gaillard, Die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Berlin 1849.

A. Duckwitz, Ueber die Gründung der deutschen Kriegs-Marine. Bremen 1849.

Dr. C. W. Hering, Geschichte der Stadt und Ephorie Großenhain. Großenhain 1849.

H. von Feder, Die Revolution und die Partey des gesetzlichen Fortschrittes in Baden. Karlsruhe 1850.

F. W. Mogk, Die Aegidien-Kirche zu Oschatz. Oschatz 1849.

Wirtembergisches Urkundenbuch. Herausg. von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart. Bd. 1. Stuttg. 1849.

Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst. Wien 1849.

Dr. B. Bolzano, Ueber das Verhältniß der beyden Volksstämme in Böhmen. Wien 1849.

Gli ultimi avvenimenti in Austria. Italia 1849.

V. Hanka, Dalimilova chronika česká u nejdáunějši čtenì navrácena. WPraze 1849.

L. Graf v. Thun, Betrachtungen über die Zeitverhältnisse insbesondere in Hinblick auf Böhmen. Prag 1849.

Dr. J. D. W. Richter, Geschichte des böhmischen Krieges aus Urkunden und andern Quellenschriften. Bd. 1. Erfurt 1850.

Ungarns gutes Recht. Eine historische Denkschrift. Heft 1. London 1849.

A. Peternader, Tyrols Landesvertheidigung. Th. 1. Innsbruck 1849.

Dr. A. F. Riedel, Die Domainen und Forsten, Gruben, Hütten und Salinen des preuß. Staates. Berlin 1849.

L. E. Mathis, Preußens deutsche Politik und ihre Gegner. Berlin 1849.

Dr. M. Kalisch, Materialien zur neuen Medizinal-Verfassung Preußens. Heft 1. 2. Berlin 1849.

J. W. Löbell, Das preußische Königthum der Revolution gegenüber. Bonn 1849.

Fr. Kunze, Der Treubund für König und Vaterland. Berlin 1849.

Dr. M. Heffter, Wegweiser durch Brandenburg und seine Alterthümer. Brandenburg 1849.

J. von Minutoli, Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470 — 1486. Berlin 1849.

Dr. J. Messow, Topographisch statistisches Handbuch des preuß. Staates. Bd. 1. 2. Berlin 1846 — 1848.

P. Th. Marck, Der gräflich fürstlich königliche Stamm der Hohenzollern. Hechingen 1849.

Dr. Fr. Förster, Neuere und neueste Geschichte seit dem Tode Friedrichs II. bis auf unsere Tage. Lief. 1. Berlin 1849.

— — Friedrich der Große. Geschildert als Mensch, Regent und Feldherr. Lief. 1. Berlin 1849.

N. C. G. Rintel, Die katholischen Interessen und die deutsche Frage in Preußen. Breslau 1849.

M. v. Deutinger, Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. Bd. I. Lief. 1. München 1850.

Dr. F. Deycks, Friedrich Heinrich Jakobi, im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen besonders zu Göthe. Frankf. 1848.

Dr. K. Monnard, Geschichte der helvetischen Revolution. Bd. I. Die Jahre 1798 — 1800. Zürich 1849.

Gutachten der Gewerbs-Section des Zürcherischen Rathes des Innern über die Frage der Handwerksinnungen. Zürich 1849.

Denkschrift der Industrie-Commission der St. Gallisch-Appenzellischen Gesellschaft über die schweizerischen Industrie-, Hanels- und Zollverhältnisse. St. Gallen 1849.

J. Debrunner, Die Erlebnisse der Schweizercompagnie in Venedig. Zürich 1849.

Ein Beytrag zur Lösung der materiellen Fragen in der Schweiz. Zürich 1849.

F. Vinchant, Annales de la province et comté du Hainaut. Bruxelles 1848.

Fr. Lemaire, Notice historique sur la ville de Nivelles et sur les abbesses. Nivelles 1848.

J. Honig, Geschiedenis der Zaanlanden. Deel. I. II. Zaandijk 1849.

X. Heuschling, Essai sur la statistique générale de la Belgique. Publié par Ph. Vandermaelen. 2. édition, avec supplément. Bruxelles 1844.

C. de Laborde, Essai d'un catalogue des artistes originaires des Pays-Bas. Paris 1849.

J. Abbott, History of King Charles I. of England. Lond. 1849.

J. Britton, The authorship of the letters of Junius elucidatet, with a biographical sketch of Colonel Isaac Barré. Lond. 1848.

Ch. J. Napier, A letter to the right Hon. Sir J. Hobhouse on the baggage on the Indian army. Lond. 1849.

Dr. L. Wienbarg, Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen. Bd. 1. Kiel 1850.

Diplomatarium Norvegicum. Oldbreve til kundskab am Norges indre og ydre Forholde, Sprog ... Sumlede af Chr. A. Lange og C. R. Unger. Förste Samling. Hefte 1. 2. Christiania 1847 — 49.

Dr. F. v. Aspern, Beyträge zur älteren Geschichte Holsteins. Heft 1. Hamburg 1849.

Klenze, Versuch eines Plans der neuen Distrikts-Eintheilung Schleswig-Holsteins. Schleswig 1849.

J. Golovine, Mémoires d'un prêtre russe ou la Russie religieuse. Par. 1849.

H. Melville, Typee or a parrative of a four months residence among the natives of the Marquesas Islands. Lond. 1847.

F. B. Günther, Berichte über Ost-Tenessee und die deutsche Ansiedelung. Stuttg. 1849.

C. A. Geyer, Virginien. Meißen 1849.

C. von Grone, Briefe über Nordamerika, Mexiko und den zwischen beyden geführten Krieg. Braunschweig 1849.

Cl. Gay, Historia fisica y politica de Chile. Historia. Entrega 1 — 18. Botanica. Entrega 1 — 16. Documentos. Entrega 1 — 4. Zoologia. Entrega 1 — 12. Atlas Livr. 1 — 21. Paris 1845 — 1849.

J. P. D. Dieseldorf, Wegweiser nach Südaustralien. Hamb. 1849.

R. R. Madden, The island of Cuba. Lond. 1849.

M. Chevalier, La liberté aux états-unis. Par. 1849.

J. F. Cast, Valdivia und Chiloë für deutsche Auswanderer. Stuttg. 1849.

M. Reinaud, Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde. Par. 1849.

W. R. Wilde, The closing years of Dean Swift's Life. Lond. 1849.

Dr. A. Wißhaupt, Skizzen aus dem Leben Dr. B. Bolzano's. Leipzig 1850.

C. Waddington-Kastus, De Petri Rami vita, scriptis, philosophia. Par. 1848.

A. Vinet, Etudes sur Blaise Pascal. Par. 1848.

The life and correspondence of the late Robert Southey. Ed. by his son, the Rev. Ch. Cuthbert Southey. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

K. Chr. G. Schmidt, Des Johannes Wesley Leben und Wirken. Halle 1849.

J. C. Prichard, The life and times of Hincmar, Archbishop of Rheims. Lond. 1849.

Nekrolog des Fürst Erzbischofs von Prag, A. Jos. Frhr. v. Schrenk auf Notzing. Prag 1849.

Marq. de Labrador, Mélanges sur la vie privée et publique, écrits par lui-même. Par. 1849.

Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen von Latour. Leipz. 1849.

Ch. Düberg, Aus und über Swedenborg. Schwerin 1849.

L. Driesen, Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, General-Gouverneurs von Niederländisch-Brasilien. Berlin 1849.

W. J. Birch, An inquiry into the philosophy and religion of Shakspeare. Lond. 1848.

W. Aßmann, Göthe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Leipzig 1849.

K. F. Ledderhose, Das Leben des M. Joh. Mathesius des alten Bergpredigers in St. Joachimsthal. Heidelb. 1849.

Aus Göthe's Leben. Wahrheit, keine Dichtung, von einem Zeitgenossen des Dichters. Leipzig 1849.

Ed. M. Oettinger, Bibliographie biographique. Leipzig 1850.

Ch. Didier, Une visite à Mr. le Duc de Bordeaux. 6. édition. Par. 1849.

Benjamin Franklin: his autobiography with a narrative of his public life and services. By H. Hastings Weld. New York 1849.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Frhrn. von Stein. Bd. 1. 1757 — 1807. Berlin 1849.

Lord Mahon, Historical essays. Lond. 1849.

Dr. O. Schlömilch, Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie des Maaßes. Th. 1. Geometrie der Ebene. Eisenach 1849.

Dr. J. Salomon, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. 4. verm. Aufl. Wien 1849.

C. F. Gauß, Beyträge zur Theorie der algebraischen Gleichungen. Göttingen 1849.

Dr. H. Burhenne, Grundriß der höhern Analysis. Cassel 1849.

C. H. W. Breithaupt, Das Duodecimal-System, vorgeschlagen für Münze, Maaß und Gewicht ꝛc. in Deutschland. Cassel 1849.

P. H. Fuß, Nachricht über eine Sammlung unedirter Handschriften Leonh. Eulers. Leipzig 1849.

Dr. J. Francke, Lehrbuch der descriptiven Geographie. Leipzig 1849.

L. Euler, Commentationes arithmeticae collectae ed. Fuss. Petropoli 1849.

J. Weisbach, Die ersten Grundlehren der höheren Analysis der Differenzial- und Integral-Rechnung. Braunschw. 1849.

C. Kellner, Das orthoskopische Ocular. Braunschweig 1849.

J. J. Littrow, Dioptrik. Wien 1830.

C. Holtzmann, Tafeln zur Erleichterung und Ersparung der auf Maschinenbau bezügl. Rechnungen. Pforzheim 1849.

Frz. Mertens, Die Baukunst des Mittelalters. Berl. 1849.

J. Kendall, An elucidation of the principles of English architecture. Lond. 1842.

A. Ferber, Leitfaden für die gesammte Eisenbahn-Betriebs-Organisation. Arnsberg 1849.

F. M. G. Pambour, Theorie der Dampfmaschinen. Nach der 2. Aufl. übers. und mit Anhang begleitet von Crelle. Berlin 1849.

E. Apelt, Joh. Keplers astronom. Weltansicht. Leipzig 1849.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford. Vol. 7. 8. Oxford 1848 — 49.



A. Quetelet, Annales de l'observatoire royale de Bruxelles. Vol. VI. Bruxelles 1848.

Dr. J. Müller, Grundriß der Physik und Meteorologie. 2. verm. Aufl. Braunschweig 1850.

Dr. J. Müller, Bericht über die neuesten Fortschritte der Physik. Lief. 1 — 4. Braunschweig 1849.

W. Eisenlohr, Lehrbuch der Physik. 5. verb. Aufl. Mannheim 1849.

Dr. J. F. Heßler, Handbuch der Physik. Heft 1—3. Bautzen 1849.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1845. No. 1. 2. Pétersb. 1848.

H. Zeise, Die Entwickelungsgeschichte unserer Erde. Altona 1849.

L. Ph. Wüppermann, Abhandlung über das Wesen der Imponderabilien. Th. I. Abth. 1. Materie. Stoff. Utrecht 1849.

Dr. Th. Waitz, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig 1849.

K. Fr. v. Reichenbach, Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität ꝛc. in ihren Beziehungen zur Lebenskraft. 2. verb. Aufl. Bd. 1. 2. Braunschweig 1849.

Dr. J. Frick, Physikalische Technik. Braunschweig 1850.

Fr. Harzer, Die Magnet-Elektricität als motorische Kraft. Weimar 1849.

Arsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31 Mars 1847, af J. Berzelius. Stockh. 1848.

Dr. R. Wagner, Die Chemie faßlich dargestellt nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft. Th. 1. Unorganische Chemie. Leipzig 1850.

Dr. H. Schwarz, Ueber die Maaßanalysen. Braunschweig 1849.

Dr. C. G. Lehmann, Lehrbuch der physiologischen Chemie. 2. umgearb. Aufl. Th. 1. Leipzig 1849.

Th. Graham, Lehrbuch der Chemie. Bearb. von Dr. Fr. J. Otto. Bd. 1 — 3. Braunschweig 1849.

Dr. C. R. Fresenius, Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Mit einem Vorwort von Dr. J. Liebig. 6. verb. Aufl. Braunschweig 1850.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juli.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

Archives des missions scientifiques et littéraires; choix de Rapports et Instructions, publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et des cultes. Par. 1850. Cah. 1. — Journ. des Savants. 1850 Mai.

Guigniaut, Rapport fait à l'Académie des inscriptions et belles-lettres sur les travaux de l'École française d'Athènes. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Ampère (J. J.), Littérature, voyages et poésies. Paris 1850. — Le Correspondant. T. XXVI. Livr. 2.

Theonis Smyrnaei Platonici liber de astronomia etc. traduit du grec en latin par Th. H. Martin. — Journ. des Savants 1850 Avril.

Poetae bucolici et didactici. Thocritus, Bion, Moschus, recognovit C. Fr. Ameis etc. Par. 1846. — Ebendaſ.

Lovering (J.), On the american Prime Meridian. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Richardson (J.), Routes of the Sahara. Itinéraires dans l'intérieur du grand désert d'Afrique. — Bulletin de la Société de Géographie. 1850 Févr. etc. Mars.

— —, Expéditions arctiques. Rapport au secrétaire de l'amirauté sur l'expédition envoyée à la recherche de Sir John Franklin. — Ebendaſ.

Montague (Edw. P.), Narration de l'expédition américaine à la mer morte. — Ebendaſ.

Bouet-Willaumez, Note sur les rivières voisines des établissements français de la Côte-d'Or. — — Ebendaſ.

Livingston, Découverte du lac Ngami, dans l'Afrique australe. — Ebendaſ.

Nouvelle expédition dans les mers polaires à la recherche du capitaine Franklin. — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Sur le sceau de Béranger de Fredol. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Deyome (Th.), Considérations sur les développements historiques de la preuve littérale. — Revue de législation et de jurisprud. 1850 Avril.

Champollion-Figeac, Lettre relative au papyrus royal de Turin. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Musée des Thermes et de l'Hôtel de Cluny. — Ebendaſelbſt.

Leclère, Lettre à M. de La Marre, sur les ruines de Lambesa. — Ebendaſ.

Langlois (Victor), Ordonnance de 1315 sur les monnaies baronales. — Ebendaſ.

Merimée (P.), De l'histoire ancienne de la Grèce. (History of Greece, by G. Grote. T. 7. et 8.) — Revue des deus Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Mazade (Charl. de), Les moeurs et la politique en Espagne. — Ebendaſ. Livr. 2.

Thierry (Aug.), Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état. — Louis XIV. et Colbert. — Ebendaſ. Livr. 3.

Durand (Hip.), Études sur la redaction et la réformation des coutumes. — Revue de droit français et étranger. T. VII. Livr. 4.

Fresquet, Quelques recherches sur l'organisation judiciaire et la procédure chez les Francs pendant la période mérovingienne et carlovingienne. — Ebendaſ.

Mas-Latrie, Critique de deux diplômes commerciaux des villes de Marseille et de Trani sur l'Adriati-

que. — Bibl. de l'École des Chartes 1850 Mars —Avril.

Troche, Mémoire historique sur l'hôtel du chevalier du Guet, à Paris. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Paulin Paris, Explication du drapeau dit de Jeanne Hachette, conservé à l'Hôtel de Ville de Beauvais. — Ebendaſ.

Pinard (T.), Le chateau de Corbeil. (Seine-et-Oise.) — Ebendaſ.

Carné (Louis de), La bourgeoisie et la révolution française. — Revue de Brux. T. IX. Livr. 5. 6. Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Jager, Histoire religieuse de la Révolution française. — Univ. cathol. 1850 Avril.

German popular prophecies. (Vaticination of Brother Herrmann, a monk of the monastery of Lehnin etc.) — Blackwoods Mag. 1850 May.

Desprez (H.), La Russie et le slavisme. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 3.

D'Ault-Dumesnil, Question des Lieux saints. 1. Partie. — Correspondant. T. XXVI. Livr. 3.

Windsor Earl (G.), On the leading characteristics of the Papuan, Australian and Malayu-Polynesian nations. (Cont.) — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Jan. Febr. Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Low (James), An account of the origin and progress of the british colonies in the straits of Malacca, — Journ. of the Ind. Archipel 1850 Jan.

Thomson (J. T.), General report on the residency of Singapore etc. — Ebendaſ.

The piracy and slave trade of the Indian Archipelago. — Ebendaſ. March.

Rigg (Jonathán), Tiger fight at Solo (Java.) — Ebendaſelbſt. Febr.

Low (James), An account of the origin and progress of the british colonies in the Straits of Malacca. — Ebendaſelbſt. March.

Tchihatchef (P. de), L'Asie mineure et l'empire ottoman. I. État actuel et richesses de l'Asie mineure. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

— —, II. Situation politique, militaire et financière de la Turquie. — Ebendaſelbſt. Livr. 5.

Fresnel (Fulg.), Mémoire sur le Waday (Soudan oriental). — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Févr. et Mars.

Déscription sommaire de la haute Californie, tant sous le rapport physique que sous le rapport agricole, commercial et minéralogique. — Ebendaſ.

Chasles (Ph.), Les Américains du Nord, leur vie publique et privée. L'avenir de l'Amérique. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Botmiliau (A. de), Les républiques de l'Amérique du Sud. II. La société Péruvienne depuis l'indépendance. — Ebendaſ. Livr. 5.

Vallet de Viriville, Recherches historiques sur Agnès Sorel. (I. art.) — Biblioth. de l'École des Chartes 1850 Mars—Avril.

Petigny, Testament de François de Vendôme, vidame de Chartres (1560). — Ebendaſ.

Rathery (E. J. B.), Nicolas Denisot. (Notices biographiques et littéraires.) — Bulletin du Bibliophile. No. 13. Neuvième Série.

Lettres et discours de M. Donoso Cortès, marquis de Valdegamas. — Le Correspondant. T. XXVI. Livr. 2.

Chalambert (V. de), Joseph de Maistre. I. Partie. — Ebendaſ. Livr. 3.

A biographical sketch of the late astronomer Caldecott. — Edinb new philos. Journ. 1850 April.

Alison (Archib.), Essays: political, historical and miscellaneous. 3 vols. — Blackwoods Magaz. 1850 May.

Rowan Hamilton (Will.), On quaternions; or on a new system of imaginaries in algebra. (Contin.) — Philos. Magaz. 1850 April.

Spottiswoode (Will.), On the quaternion expressions of coplanarity and homoconicism. — Ebendaſelbſt.

Sénarmont (H. de), Notice sur quelques instruments imaginés par M. Porro, pour abréger et simplifier les opérations de la géodésie, de la topographie, du nivellement et de l'arpentage. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Locke (J.), On the phantascope. — American Journal of science and arts 1850 March.

Hodgson (W.), Description of the chronoscope, an instrument proposed for finding the time by observation, and thence deducing the latitude and longitude of the place of the observer. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Challis (J.), On a new equation in hydrodynamics, in reply to professor P. Tardy. — Philos. Magaz. 1850 April.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. V. — Ebendaſ. May.

Doublet de Boisthibault, Le jubé de Notre-Dame de Chartres. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Quicherat (J.), De l'ogive et de l'architecture dite ogivale. — Ebendaſ.

Biot (Edouard), Notice sur des manuscrits inédits du père Gaubil et du père Amiot. — Journ. des Savants 1850 Mai.

Piazzi Smyth, a Centauri and the absolute size of the fixed stars. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Glaisher (Jam.), Additional observations on the meteor of February 11, 1850, and deduction of the results from all the observations. — Philos. Magaz. 1850 April.

Table of atomic weights. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Lovering (J.), Remarks on the aneroid barometer. — Ebendaſ.

Hildreth (S. P.), Abstract of a meteorological journal, kept at Marietta, Ohio, for the year 1849. — Ebendaſ.

Galbraith (Will.), On the tides. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Thornton J. Herapath and William Herapath, On the waters of the Dead Sea. — Ebendaſ.

Babinet, Formule barométrique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Mitchel (O. M.), On the velocity of the electrical wave or current through a metallic circuit. — Philos. Magaz. 1850 April.

Cockle (Jam.), On the true amplitude of a Tessarine; on the derivation of the word Theodolite, and on light under the action of magnetism. — Ebendaſ.

Reuben Phillipps, On the electricity of condensation. — Ebendaſ.

Le Conte (John), Observations on a remarkable exudation of ice from the stems of vegetables and on a singular protrusion of icy columus from certain kinds of earth during frosty weather. — Ebendaſ. May.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. (Contin.) — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the Quarter ending March 31, 1850. — Ebendaſelbſt.

— —, On the meteor of November 5, 1849. — Ebendaſ.

Horsford (E. N.), Connection between the atomic weights and the physical and chemical properties of Barium, Strontium, Calcium and Magnesium. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Hunt (T. S.), Chemical examinations of the waters of some of the mineral spring of Canada. — Ebendaſ.

Forchammer, On the proportion of fluoride of Calcium, present in the Baltic. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Kemp (Alexand.), Chemical notices. — Ebendaſ.

Dessaignes, Formation d'acide aspartique avec le bimalate d'ammoniaque. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Soubeiran, Analyse chimique de l'humus et rôle des engrais dans l'alimentation des plantes. — Ebendaſelbſt.

Cap, Histoire de la pharmacie. Pharmacie des Grecs et des Romains. — Ebendaſ.

Marchand, Note sur la constitution chimique des eaux potables qui alimentent la ville de Fécamp. — Ebendaſ.

Buignet, Sur l'acide nitroprussique et les nitroprussiates, nouvelle classe de sels découverts par M. Playfair. — Ebendaſ.

Hoefer, Histoire de la Chimie. T. II. — Journ. des Savants 1850 Mai.

Lyon Playfair, On the nitroprussides, a new class of salts. — Philos. Magaz. 1850 April. May.

Dujardin (Fel.), Mémoire sur l'étude microscopique de la cire appliquée à la recherche de cette substance chez les animaux et les végétaux. (Suite). — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Nov.

— —, Additions au mémoire sur les Hypopus. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Note sur la Scolicia prisca (A. de Q.), Annélide fossile de la craie. — Ebendaſ.

— —, Études sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés; Mémoire sur la famille des Chlorémiens. — Ebendaſ.

Joly (N.), Mémoire sur l'existence supposée d'une circulation péritrachéenne chez les Insectes. — Ebendaſ.

Blanchard (Ém.), Second mémoire sur l'organisation des Mlacobdelles (groupe du sous-embranchement des Vers). — Ebendaſ.

— —, De l'appareil circulatoire et des organes de la respiration dans les Arachnides. — Ebendaſelbſt.

Jeffries Wyman, A description of two additional crania of the Engéona (Troglodytes gorilla), a second and gigantic African species of a man-like ape, from Gaboon. — Edinb. new philos. Journal 1850 April.

Verreaux (J. P.), Remarques faites sur plusieurs espèces d'animaux et de végétaux qu'il serait utile d'introduire en France. — Revue et Mag. de Zoologie 1850 Avril.

Pucheran, Études sur les types peu connus du Musée de Paris. 3. art. Rapaces diurnes. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Avril.

Lafresnaye (F. de), Déscription et figure d'une nouvelle espèce de Barbacou. — Ebendaſ.

Récluz (C. A.), De la Charnière etc. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise etc. — Ebendaſ.

Hardouin Michelin, Déscription d'une nouvelle espèce de Caryophyllie. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Musaeo parisiensi continentur monographicae descriptionis et secundum affinitates distributionis tentamen. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Nov.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires neuvelles, tant indigènes qu' exotiques. — Ebendaſ.

Remy (Jules), Excursion botanique à travers les Ardennes françaises. — Ebendaſ.

O'Riley (Edw.), The vegetable products of the Tenasserim provinces. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Febr.

Berkeley (M. T.), Contributions to the mycology of North America. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Brongniart, On the chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have succeeded each other on the Earth's surface. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Gobley, Sur le principe odorant des feuilles de faham. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Voelcker (Aug.) On the watery secretion of the leaves and stems of the Ice-plant (Mesembryanthemum crystallinum, L.). — Philos. Mag. 1850 May.

Delesse (A.), Sur le porphyre amygdaloïde d'Oberstein. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Hubbard (Oliver P.), The conditions of trap dikes in New Hampshire an evidence and measure of Erosion. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Silliman (B.), On the new American mineral, Lancasterite. — Ebendaſ.



Dana (James D.), On the isomorphism and atomic volume of some minerals. — Ebendaſelbſt.

Zadock Thompson, An account of some fossil bones found in Vermont, in making excavations for the Rutland and Burlington railroad. — Ebendaſ.

Hogg (John), On the geography and geology of the Peninsula of Mount Sinai and the adjacent countries. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Geological Survey of Great Britain. — Ebendaſ.

Cunningham (J. D.), On the limits of perpetual snow in the Himalayas. — Ebendaſ.

Impey Murchison (Rod.), On the distribution of the superficial detritus of the Alps, as compared with that of Northern Europe. — Ebendaſ.

Voelcker (A.), Analysis of the Anthracite of the Calton Hill, Edinburgh. — Ebendaſ.

Wilson (G.), On the possible derivation of the diamond from Anthracite and Graphite. — Ebendaſ.

On the geology of the Baltic. — Ebendaſ.

Jacquot (Eug.), Mémoire sur les mines et minières de fer de la partie occidentale du département de la Moselle. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Gueymard (Ém.), Mémoire historique sur la découverte du platine dans les Alpes. — Ebendaſ.

Ebelmen, Rapport sur l'existence du platine dans certains minérais du département de l'Isère. — Ebendaſ.

Note sur la production des mines d'or et de platine de l'Oural et de la Sibérie. — Ebendaſ.

Thomson (J. T.), The agriculture of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel 1850 March.

Agriculture and chemistry. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Lavergne (L. de), La session du conseil général de l'agriculture, du commerce et des manufactures pour l'année 1850. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Pickering (Charl), Enumeration of the races of Man. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Rigg (Jon.), Gunung Dangka or a paradise on earth, a tale of superstition. — Journ. of the Ind. Archipel 1850 March.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Fortsetzung.)

Kalender und anderes scheinheilige Bettlergesindel, das sich vom Schweiße der Fleißigen nährt, soll von den Polizeybeamten angehalten werden, ein nützliches Geschäft zu treiben. Das Schlachten der Thiere war an vielen Tagen und selbst während eines ganzen Monats im Jahre verboten. Metzger, Todtenwäscher und andere Leute, die unreine Geschäfte treiben, mögen fern von andern Leuten an einem eigenen Orte beysammen wohnen. Wer mit einem Scharfrichter aus einem Becher trinkt, dem wird die Hand abgehauen; wer mit ihm aus einem Kessel ißt, verliert einen Finger.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ward auf das Steuerwesen verwendet; denn hieran hängt, wie Abul Fasel, der Minister Akbers, treffend bemerkt, sowohl die Kraft der Regierung wie das Wohl der großen Masse der Regierten. Alle gehässigen oder beschwerlichen Abgaben, die Kopfsteuer der Ungläubigen, die Taxen auf Wallfahrten wurden aufgehoben und bloß eine Grundsteuer angeordnet, welche freylich hoch genug angesetzt wurde, — ein Drittheil des rohen Ertrages. Unter der einheimischen Regierung der Radschah, heißt es in der betreffenden Verordnung, wurde zwar bloß ein Sechstel erhoben; es waren aber überdieß vielerley Abgaben von der beweglichen Habe zu entrichten. Um diese große Reform durchzuführen, ließ der Fürst das Land vermessen und seine Ertragfähigkeit nach drey Klassen eintheilen; das Mittel derselben ward als Erträgniß eines jeden Tagwerks angenommen. Diese Naturalabgaben sind dann nach dem Durchschnittspreis der letzten neunzehn Jahre in Geld verwandelt, und später, damit die häufig wiederkehrende, Geld und Zeit kostende Schätzung wegfalle, die Steuern ein für alle Mal auf zehn Jahre festgesetzt worden. Es blieb jedoch einem Jeden frey gestellt, anstatt des Geldes seine Abgabe in den rohen Stoffen selbst einzuliefern. Auch ist es jedem Bauersmann, der da glaubt er zahle zu viel, dessen Aecker eine schlechte Lage hatten, häufig brach liegen mußten oder andern Nachtheilen ausgesetzt waren, gestattet, bey der Behörde eine Vorstellung einzureichen. Sie war angewiesen, jede Beschwerde genau zu untersuchen und den Landmann mit Geldvorschüssen zu unterstützen. Der Rentmeister sollte im Ganzen sein Amt zur Zufriedenheit der Steuerpflichtigen verwalten; dieß sey die Grundnorm, nach der er sich zu richten habe. Ueber die Einnahmen und ihr Verhältniß zu den Ausgaben kann man aus Unkunde des Werthes der Lebensmittel zu keinem sichern Ergebniß gelangen. Bedenkt man aber die außerordentliche Pracht des Hofes, die Freygebigkeit des Fürsten, der zwey bis drey tausend Geistliche und Gelehrte aller Völker und Sekten unterhielt, so müssen die Erträgnisse der Steuern höchst bedeutend gewesen seyn.

Der in England mit so großer Leidenschaftlichkeit geführte Streit über die ursprünglichen Herrn des Grund und Bodens in Hindostan, ob er näm-

lich den einzelnen Besitzern oder den Fürsten des Landes gehöre, ist in gewisser Beziehung bloß ein Wortstreit. Der Staat wird allenthalben in der Theorie als der alleinige Herr des Bodens betrachtet. Der Boden gehört nur dann den Unterthanen, wenn sie die darauf gelegten, zu dem allgemeinen Bedürfnisse nothwendigen Abgaben entrichten. Das Wesentliche bleibt demnach bloß, wie hoch dieser Grundbesitz belastet wird. Ist das Eigenthum einzig und allein durch eine Grundsteuer bedingt, ist der Besitzer nicht durch andere hemmende Anordnungen in seinem Rechte beschränkt, kann er nicht willkürlich von Haus und Hof gejagt werden, so ist sein Gut ohne Zweifel als freyes Eigenthum zu betrachten. Radschah Todar Mal hat das Verdienst, Anordnungen in diesem Sinne getroffen und zur Erleichterung des früher so hart gedrückten Landmannes mit unerbittlicher Strenge durchgeführt zu haben. Der Radschah sah so sehr auf Ordnung und Redlichkeit, daß Rentmeister, welche sich Unterschleife zu Schulden kommen ließen, hingerichtet oder zu einem ewigen Gefängniß verurtheilt wurden. Heutigen Tages ist noch dieses, den alten indischen Einrichtungen entlehnte Abgabensystem unter dem Namen dieses Brahmanen in Hindostan bekannt und gepriesen. Todar Mal war auch für sich selbst ein durchaus ehrlicher, von aller Habsucht entfernter Mann; dabey jedoch dem Aberglauben der Hindu in der Weise ergeben, daß selbst der milde Akber ihm hierüber Vorwürfe machen mußte.

Akber sah mit bekümmertem Herzen die reiche Saat des Hasses und der Zwietracht, die auf dem Boden der verschiedenen Religionen herauswächst und die Menschheit in feindliche Lager sondert; er erkannte die furchtbaren Gräuel des Brahmanenwesens, wie den sinnlosen Aberglauben der Muhammedaner und Parsen. Da entstand in der Seele des Padischah der erhabene Gedanke, auf dem lichten Grunde der göttlichen Einheit, auf der aus ihr hervorgehenden Tugend, Gerechtigkeit und Thätigkeit einen neuen Glauben zu errichten, welcher alle Völker vereinigen und einer bessern Zukunft entgegen führen sollte. Er wußte wohl, wie wenig die Menge fähig ist eine reine Idee zu erfassen. Deßhalb sollte dem trägen Stoffe durch einige Aeußerlichkeiten nachgeholfen, dabey aber der Reinheit der Lehre so wenig als möglich vergeben werden. Die meisten seiner Ceremonien entlehnte der Padischah der reinen Lehre des Zoroaster. Licht und Feuer, sprach er zu seinen Anhängern, die ihn Ilahi oder den Göttlichen nannten, sind die Quellen des Daseyns, die Fundamente des irdischen Lebens, sie verdienen unsere vorzügliche Verehrung. Der Sonne und den Planeten sollen große Festlichkeiten werden, Feuer und Licht mögen eine besondere Achtung genießen. Auch andere Gebräuche des verhältnißmäßig reinen Kultus der Magier wurden eingeführt; selbst die Krone des Fürsten war nach persischem Vorbilde gearbeitet.

Die Statthalter der Kreise, alle andern Hof- und Staatsdiener erhielten den Auftrag, die Verbreitung des neuen Glaubens, aber in friedlicher Weise zu befördern. Wer in die Lehre des Padischah, dem der schlaue, schmeichelnde Hofmann Abul Fasel unzählige Wunder andichtet, sich aufnehmen lassen wollte, der hielt seinen Turban in der Hand, legte das Haupt auf die Füsse seiner Majestät und sprach: Selbstsucht und Anmaßung, die Ursachen mannigfachen Unheils, habe ich abgethan und erscheine nun mit dem Gesuche, mein künftiges Leben der Unsterblichkeit zu widmen. Hierauf reicht der Fürst dem Neugebornen die Hand, hebt ihn empor, setzt ihm den Turban wieder aufs Haupt und spricht: Ich werde für dich zu Gott beten, daß er dich in deinem Vorsatze stärke und von dem scheinbaren zu einem wirklichen Daseyn erhebe. Dann wird dem Eingeweihten ein Stückchen Elfenbein gegeben, worauf einer der vielen Namen Gottes und die Worte Allah Akber, Gott ist groß eingegraben waren. Bey Akber wurde aber auch, wie wir aus vielen Stellen der Einrichtungen bey Abul Fasel ersehen, an den Fürsten und neuen Propheten selbst gedacht. Die Gläubigen sind verpflichtet, sich der Fleischspeisen ganz zu enthalten; ist ihnen dieß unmöglich, doch wenigstens zu bestimmten Zeiten und während des ganzen Monats, in welchem sie geboren wurden. In keinem Falle dürfen sie aber von dem Fleische eines Thieres essen, das sie selbst schlachteten.

Akber verschmähte es, diesen reinen Glauben auf irgend eine gewaltsame oder hinterlistige Weise seinen Völkern aufzudringen; nur Ueberzeugung wollte er als Mittel der Verbreitung gelten lassen. Dabey ward allen anderen Religionen und Sekten vollkommene Freyheit, selbst Proselyten aufzunehmen, gestattet. Der Fürst spöttelte niemals über irgend einen Glauben, über irgend einen Mißbrauch oder selbst über eine Unsitte, wenn sie einen wahrhaft religiösen Hintergrund hatte. Ich schaffe die Taxen auf Wallfahrten ab, sagte er einstens, obgleich sie bloß den eitlen Aberglauben treffen; da aber jede Anbetung dem höchsten Wesen gezollt wird, so halte ich es für Unrecht, Jemand zu hindern oder es ihm bloß zu erschweren, sich in seiner Weise dem Schöpfer aller Wesen zu nähern. Es wurden jedoch die Gebräuche der verschiedenen Religionen, welche mehr bürgerlicher Natur waren, aufgehoben; man hoffte dadurch die widerstrebenden Glaubensgenossen nach und nach mit einander zu befreunden. Die arabische Zeitrechnung, nach dem Jahre und dem Tage der Flucht, ward abgeschafft; dann ein Sonnenjahr, das um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche begann, angeordnet und die Monate mit den alten persischen Namen bezeichnet. Akber ging selbst darauf aus, das Studium der arabischen Sprache, so wie die herrschenden arabischen Namen und Sitten zu entfernen. Anstatt des Grußes der Wüste: Salam aleikum, Friede mit euch, sollte man Allahu Akber, Gott ist groß sagen, worauf der Andere Dschilli Dschelalihu, möge sein Glanz leuchten, antwortet. Das Erlernen des Korans und seiner Ausleger ersetzte der Fürst durch ein Studium physikalischer Wissenschaften. „Die Anhänger der neuen Religion mögen keinem Dinge Aufmerksamkeit schenken, das der Vernunft widerstreitet.“ Diese und andere Anordnungen wurden natürlich von den Moslim sehr mißfällig aufgenommen. Sie überhäuften ihn und alle seine Freunde mit einer Menge übler Nachreden, so namentlich der sunnitische Chronist Abd-el-Kader, dessen Denkwürdigkeiten von dem Herrscherhause der Ghasnaviden bis zum vierzigsten Regierungsjahre Akbers reichen. Am meisten verdroß sie aber die Abneigung des Fürsten gegen lange Bärte. Akber hatte nämlich in den letzten Jahren seiner Regierung die Schwachheit, kaum Jemand vorzulassen, bey dem dieser Männerschmuck des Ostens eine auffallende Länge hatte. Ebenso suchte er mehrere bürgerliche Gebräuche und Mißbräuche der Hindu aufzuheben. Das Schlachten der Thiere zu Opfermahlen ward ganz verboten, sowie das Versprechen und die Verheirathung der Kinder unter den Jahren der Reife. Die Zustimmung des Bräutigams und der Braut, sagte der Fürst, sey ebenso nothwendig, wie die der Aeltern; es solle der Mann bloß eine Frau heirathen, und ihr keine große Morgengabe verschreiben, damit die Scheidung nicht erschwert würde. Auch gestattete er den Wittwen gegen das ausdrückliche Verbot des brahmanischen Gesetzes, zum zweyten Male zu heirathen.

Das Turki war die Muttersprache der Timuriden und des größten Theils ihres ursprünglichen Gefolges. Die Padischah Hindostans verstanden und sprachen auch selbst bis ins achtzehnte Jahrhundert herab dieses Idiom ihrer Heimath. Die neuen Ankömmlinge verloren sich aber bald unter der Masse der Hindu, Afghanen und Perser, deren Sprachen, zum Theil von einer zahlreichen Literatur getragen und empfohlen, für den Umgang der Gebildeten unter einander, so wie als Mittel zur Regierung und Verwaltung des Landes passender gefunden wurden. Für den täglichen Verkehr des großen Haufens bildete sich im Laufe der Zeit, wie dieß allenthalben eintritt, wo verschiedene Völker in einem Lande zusammenwohnen, eine Mischlingssprache, das sogenannte Hindostani, dessen indische Bestandtheile natürlich überwiegend sind, wie es die indische Bevölkerung ist im Verhältniß zu den fremden Eindringlingen. Diese aus dem Grunde der Mundart von Kanodsch und der Umgegend hervorgegangene Sprechweise ward aber erst in verhältnißmäßig später Zeit zur Schriftsprache erhoben. Seinen politisch-religiösen Zwecken gemäß suchte Akber die persische Sprache und Literatur im Gegensatze zu der arabischen zu heben und zu fördern. In den Schulen wurden die Knaben im Persischen unterrichtet, dessen schwieriges Alphabet sie nach einer neuen, von Akber angeordneten Methode, woran man aber billig zweifeln darf, in zwey Tagen lernten. Wozu

man früher Jahre brauchte, sagt ein höfischer Geschichtschreiber, das lernt man jetzt zu aller Erstaunen in wenigen Monaten. Die Gegenstände, worin die öffentlichen Schulen Unterricht ertheilen, sind Moral und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, Philosophie und Theologie nach allen ihren Zweigen und Unterabtheilungen. Ueberdieß waren für die besondern Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens eigene Schulen angeordnet; den Hindu blieben ihre besondern Schulen, worin sie in ihren heiligen Schriften unterrichtet wurden. Bey dem Allen konnte Akber selbst, wie behauptet wird, es scheint dieß aber ganz unglaublich, weder lesen noch schreiben. Und doch soll er alle Zeit, die Regierungs- und häusliche Geschäfte ihm ließen, den Wissenschaften, namentlich der Dichtkunst und der Geschichte, gewidmet haben! Er hätte sich nämlich die vorzüglichsten Werke von eigens hiezu bestellten Gelehrten vorlesen lassen, welche nach der Anzahl der Seiten, die sie lasen, bezahlt wurden. Hiemit steht die Nachricht, Akber habe ein Buch zur Belehrung des Schahinschah Abbas geschrieben, nur in scheinbarem Widerspruche; denn es wird hinzugefügt, Abul Fasel hätte auch diesen Fürsten- und Lebensspiegel auf Befehl seines Gebieters verfertigt.

Akber war auch den schönen Künsten nicht abgeneigt. Er hatte eine Art Malerschule einrichten lassen, „damit die Künstler gegenseitig wetteifern und dadurch in ihrer Kunst sich immer mehr ausbilden und vervollkommnen möchten.“ Der Padischah ließ sich wöchentlich die Arbeiten zeigen und belohnte jeden nach Verdienst. Sie verzierten eine Anzahl persischer Handschriften mit prächtigen Miniaturen, worunter ein einziges Werk in zwölf Bänden deren vierzehn hundert hatte. Von den angesehensten Personen des Hofes und des Staates wurden Porträte verfertigt und zur Erinnerung für die Nachwelt in einem Bande zusammen gebunden. Der feinere gebildetere Geschmack in den Kunstwerken dieser Zeit zeigt sich in den noch vorhandenen und bewunderten Baumonumenten. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß wir bereits am Ende des zwölften Jahrhunderts in den muselmanischen Gebäuden Indiens den Spitzbogen vorfinden, so in der unvollendeten Mosche bey Delhi, Katb Minar geheißen. Diese indischen Moscheen bestehen gewöhnlich aus einer Anzahl Kuppeln, die auf vier Säulen ruhen, innerhalb welcher sich schmale Gänge durchziehen; sie sind in einem massenhaften strengen Charakter erbaut. Die Patanen, sagt ein Kenner, bauten wie Riesen und vollendeten ihre Werke wie Geschmeidemacher; doch sind die Verzierungen, so glänzend und zahlreich, niemals umsonst vorhanden, noch stören sie den Eindruck des strengen charaktervollen Ganzen. Zu einer historischen Entwicklung der muhammedanischen Baukunst in Indien bedürfte es bloß einer künstlerischen Beschreibung der zahlreichen Monumente des alten und neuen Delhi.

In den wissenschaftlichen Bestrebungen bey den Regierungsgeschäften und religiösen Planen standen dem Padischah Akber zwey Brüder hülfreich zur Seite, deren Namen und Leistungen nicht übergangen werden dürfen. Es sind dieß Feisi und sein Bruder Abul Fasel, den wir schon so häufig erwähnten und dessen Schriften beynahe Alles entnommen ist, was wir von Akber und seinen Einrichtungen berichtet haben. Die mannigfachen Kenntnisse und die Einsicht dieses Mannes in alle Verhältnisse des Staates und des Lebens, welche er in den der Regierung Akbers gewidmeten Werken darlegt, sind wahrhaft zum Erstaunen. Sein klarer Sinn, sein durchdringender Verstand umfaßt Alles, von den höchsten Aufgaben der Weltweisheit bis herab zu den kleinlichsten Dingen der Hofhaltung, des Militärwesens und der Küche. Ich nehme selbst keinen Anstand, seinen Abriß der Geschichte, der Kenntnisse und Wissenschaften der Hindu, mit denen er zu diesem Endzwecke, wie er selbst sagt, genauen Umgang gepflogen hatte, auch heutigen Tags noch bey der ausgebreiteten Bekanntschaft mit dem Sanskrit und der indischen Literatur für ein treffliches, höchst lehrreiches Werk zu erklären.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Q. Curtii Rufi de Gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Ad fidem codicum manuscriptorum et olim adhibitorum et recens collatorum Florentinorum et Bernensium recensuit et commentario instruxit Car. Timoth. Zumptius. Accedit tabula geographica expeditionum regis Alexandri. Brunsvigae, apud Fr. Vieweg et Filium. 1849. S. XXII. und 621. gr. 8.**

Dasselbe Werk. Ausgabe zum Schulgebrauch. Mit einem deutschen erklärenden Commentar von C. G. Zumpt. Nebst einer Karte von den Zügen Alexanders des Großen. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. 1849. S. VIII. und 327. kl. 8.

Arrians Anabasis. Erklärt von C. Sintenis. Zwey Bändchen mit einer Karte v. H. Kiepert. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1849. (Sammlung gr. u. lat. Schriftsteller von Haupt und Sauppe).

---

Erster Artikel.

Diese neue kritische Ausgabe des Curtius, hat der um das Studium der lateinischen Literatur hochverdiente Herausgeber als sein letztes Vermächtniß hinterlassen. Als solches aufgenommen zu werden, verdient diese Arbeit um so mehr, als sie die Frucht eines vieljährigen Fleißes und treu gehegter Liebe ist — einer Liebe, die manchen vielleicht als eine unbegründete Vorliebe erscheinen wird für den Schriftsteller, über dessen Werth bekanntlich sehr verschiedene und fast entgegengesetzte Urtheile laut geworden sind. Zumpt hat sich schon in der ersten Ausgabe von 1826 ganz entschieden für die dem Schriftsteller günstigste Ansicht ausgesprochen; und daß er dieser auch bis in die letzte Zeit zugethan blieb, dafür zeugen sowohl einzelne Aeußerungen in der Vorrede und in dem Commentare, als auch besonders die ausdrückliche Erklärung hierüber in der kleineren Ausgabe zum Schulgebrauch. Diese ist um so merkwürdiger und beachtenswerther, als sie in der höchst schwierigen Frage über die Zeit, in der Curtius gelebt und geschrieben, worüber bey dem Mangel unzweydeutiger historischer Daten die Ansichten und Vermuthungen der Gelehrten nicht weniger weit auseinandergehen — sie schwanken zwischen Augustus und Theodosius dem Großen — nicht nur das Zeitalter überhaupt, sondern sogar ein bestimmtes Jahr für die Abfassung des Werkes anzugeben wagt — nämlich das Jahr 1 vor Chr. G. Die Beweisführung, mit der Z. seine Behauptung rechtfertigt, steht freylich auf so schwachen Füßen, daß man kaum etwas anderes als einen kritischen Machtspruch darin erkennen kann, besonders nach der mit ebenso gründlicher Forschung als unbefangenem Urtheile geführten Untersuchung von Mützell. Dieser stimmt zwar mit Z. in Bezug auf die Person des Schriftstellers überein, insofern beyde den Geschichtschreiber des Alexander in dem von Suetonius aufgeführten Rhetor Cl. Curtius Rufus wieder erkennen wollen. Allein die Ab-

fassung des Werkes glaubt M. um circa ein halbes Jahrhundert später setzen zu müssen, nämlich in die Regierungszeit des Claudius. Die gemeinsame Grundlage für beyde Ansichten bietet die bekannte Stelle im X. Buche unseres Geschichtswerkes. Wir gestehen gerne zu, daß es uns von unserem Standpunkte aus am natürlichsten ist, zunächst an Augustus zu denken, dessen Principat uns von den am meisten gelesenen Schriftstellern und Zeitgenossen so oft in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Schicksalen des römischen Reiches dargestellt und mit ähnlichen Bildern verherrlicht wird; wir geben zu, daß sich die meisten Ausdrücke bequem dieser Ansicht fügen, welche Z. mit mehreren anderen Gelehrten, neuerdings auch Klotz, in dem ersten Theil seiner lat. Litteraturgeschichte zu der ihrigen machen. Beyde verstehen die Nacht, von der C. spricht, in metaphorischem Sinne von den Jahren „der Zwietracht und Trennung nach Cäsars Ermordung bis zu Augusts legitimem Regierungsantritt," — womit sich also Z. gänzlich lossagt von der Auffassung Hirts, der in diesen Worten eine Anspielung sieht auf die Naturereignisse, welche das ganze Jahr nach der Ermordung des Cäsar merkwürdig gemacht haben sollen. Nimmt man nun auch keinen Anstoß an dem Beysatz: „quam paene supremam habuimus," und läßt man sich die Deutung gefallen, welche Klotz den Worten subita serenitate gibt, die selbst Z. in der ersten Ausgabe p. XXIV sq. für unangemessen hält und nur von dem Standpunkte der Schmeicheley zu erklären weiß, während Klotz ihnen ihre wörtliche Bedeutung sichern zu können meint, wenn man sie von der Besiegung des Antonius in der Schlacht bey Actium versteht, „weil jetzt der Janustempel geschlossen und auf einmal Friede und Ruhe wieder hergestellt ward," — läßt man sich also auch soweit diese Erklärung gefallen, so bleibt doch immer noch ein Ausdruck übrig, der einer solchen Auffassung widerstrebt und weder von Z. noch von K. gebührend berücksichtigt wird. Denn ganz begründet ist die Bemerkung Mützells (p. LIV der Vorrede), daß die Worte: „Huius, hercule, non solis ortus, lucem caliganti reddidit mundo" jede allegorische Deutung der vorausgehenden Nacht ausschließen. Auch der positive Theil der Beweisführung des eben genannten Gelehrten ist so glücklich und beynahe schlagend durch historische Nachweisungen aus Dio Cassius, der in ganz entsprechender Weise den Zustand in der Stadt nach der Ermordung des Caligula und bis zur Erhebung des Claudius schildert, und ähnliche Aeußerungen anderer Schriftsteller über die Regierung des Claudius, daß man seiner Erklärung wohl beypflichten muß; und sollte unser unmittelbares Gefühl durch eine solche Beziehung auch etwas überrascht werden, so kann dasselbe doch darum nicht maaßgebend seyn, weil die historische Perspective, in welcher wir die Ereignisse anzuschauen pflegen, möglicher Weise dieser eine von der Betrachtung der Zeitgenossen ganz verschiedene Beleuchtung gibt: wenn man auch die besondere Absicht des Schriftstellers gar nicht in Anschlag bringen und namentlich schmeichlerische Motive gänzlich fern halten wollte. Uebrigens völlig alle Berechtigung darf man selbst dem freylich überaus skeptischen Urtheile Bernhardys, welcher der fraglichen Stelle gar keinen chronologischen Werth zuerkennt, schon um deßwillen nicht absprechen, weil es doch gewissermaßen nichts anderes ist als das thatsächliche Resultat aller der verschiedenen Beweisführungen für die ganze Reihe der römischen Imperatoren, deren jede fast einen berühmten Namen unter ihren Vertretern zählt.

In nahem Zusammenhange mit der chronologischen Frage steht das Urtheil über den stilistischen Charakter und Werth des Schriftstellers.

Man könnte sich versucht fühlen, zu einem gemeinen Sprüchworte seine Zuflucht zu nehmen, um die auch in dieser Beziehung herrschende Meinungsverschiedenheit zu erklären, die um so merkwürdiger ist, als die Grundlage der Beurtheilung, die in dem Werke selbst gegeben ist, doch verhältnißmäßig zuverläßig und ausreichend erscheint. Was Klotz in gemeinsamem Interesse mit Zumpt über die Sprache des Curtius bemerkt, um diesem die Würde eines Schriftstellers aus dem augusteischen Zeitalter zu sichern, dient genau genommen nur zur Abwehr solcher Ansichten, welche, wie Niebuhr, Johannes v. Müller, Gibbon, Bernhardy, für die Abfassung des Werkes eine noch viel spätere Periode annehmen als

die Regierungszeit des Claudius, beweist aber nichts gegen diese selbst, die gewiß noch nicht durch einen scharf ausgeprägten Unterschied in der Sprachbildung und Darstellungsweise von der Zeit des Augustus getrennt war, und nur in immer deutlicher hervortretenden Merkmalen den Uebergang zu dem Charakter derjenigen Literaturperiode, welche man die silberne zu nennen beliebt hat, zu erkennen gibt. Und daß damit gerade die Eigenthümlichkeit unseres Schriftstellers selbst bezeichnet wird, dafür sprechen sogar mehrfache Aeußerungen und Zugeständnisse, zu welchen sich Z. in dem Commentare und theils auch schon in der Vorrede zur früheren Ausgabe veranlaßt sieht; wie denn die Bemerkung zu IV, 8, 1 (33 Z) ganz begründet ist, daß in dem Stil des Curtius manche nicht unwesentliche Annäherungen an den Sprachgebrauch des Tacitus hervortreten. Um so weniger läßt sich die Behauptung, daß C. seiner Schreibart nach etwas älter sey als Vellejus, anders als aus vorgefasster Meinung erklären. Dagegen darf wohl so viel als sicheres Ergebniß der beobachteten syntaktischen und stilistischen Eigenthümlichkeit des Schriftstellers anerkannt werden, daß das Geschichtswerk des Curtius jünger ist als das des Livius, eine Annahme, der auch Z. beypflichtet, indem er an mehreren Stellen Nachahmung des Livius wahrnimmt, aber eben damit selbst seiner chronologischen Hypothese eine Schwierigkeit bereitet, da die Veröffentlichung auch nur einzelner Theile des Werkes schwerlich früher fällt als die angenommene Zeit, und die Nachahmung doch wohl nicht leichtlich so frisch getretenen Spuren folgt. Vielleicht wird man auch nicht zu weit gehen, wenn man in der Darstellung des Curtius eine gewisse geistige und sittliche Verwandtschaft mit dem Philosophen Seneca wahrzunehmen glaubt. Diese zeigt sich namentlich auch in solchen Eigenthümlichkeiten, welche als glänzende Vorzüge unseres Geschichtswerkes sich zu erkennen geben und auch von Z. ausdrücklich anerkannt werden, z. B. in der Bemerkung, daß C. bey der lebhaftesten Bewunderung der Größe seines Helden doch der richtigen sittlichen Würdigung niemals vergißt. Eher könnte man sagen, daß der Schriftsteller in diesem Punkte leicht des Guten zu viel thut, und auch am unrechten Orte nach der Gelegenheit hascht zu moralischen Deklamationen, z. B. III, 12 (32), 18—20. Ja bisweilen liegt die Vermuthung nahe, daß die Erzählung der Thatsachen selbst nach solchen moralischen Tendenzen gemodelt werden, was z. B. nicht unwahrscheinlicher Weise der Fall ist bey der Erzählung von der Einsetzung eines neuen Herrschers in Sidon durch Alexander. Besonders ist hier die Zartheit zu erwähnen, mit der C., man möchte sagen als ebenbürtiger Rivale moderner Delikatesse, sentimentale Verhältnisse, für deren Schilderung er eine sichtliche Vorliebe hat, zu behandeln weiß. Um statt vieler Beyspiele eines anzuführen, sey nur auf die Scene hingewiesen, welche C. in Verbindung bringt mit dem Tode der gefangenen Gattin des Darius, in deren Ausmahlung der Schriftsteller seiner Neigung und Geschicklichkeit in der That fast einen übermäßigen Spielraum gönnt. Ja man möchte beynahe glauben, derselbe habe trotz aller gegentheiligen Versicherungen und Betheuerungen des Eunuchen fast eine Ahnung durchschimmern lassen wollen von einer Möglichkeit, der Z. in der Note zu IV, 41. näher nachspürt durch Vergleichung mit den Nachrichten anderer Schriftsteller im Zusammenhalt mit der Zeit, die von der Schlacht bey Issos bis zu diesem Ereignisse verflossen seyn müßte, indem er seine Bemerkung mit folgenden Worten schließt: „Quid rei fuerit inutilis suspicio est: sed anxiae Darei quaestiones de Alexandro singulare aliquid accidisse verisimile faciunt.“

Ueberhaupt ist es unverkennbar, daß für den Schriftsteller das rhetorische Interesse das wesentlich vorherrschende ist, von welchem das eigentlich historische wenn nicht verschlungen so doch durchaus überboten wird. Natürlich ist dieser rhetorische Charakter nicht zu identificiren mit der Art und Weise, wie politische Redner, z. B. auch Cicero, die geschichtlichen Thatsachen nach ihren casuellen Zwecken umgestalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Schluß.)

Feisi, der den Werth dieses außerordentlichen Mannes ganz erkannte, singt in Wahrheit am Anfange seines Diwans:

Er, Abul Fasel, dessen Kenntnißhauch
Das Hirn der Zeit mit tiefem Sinn durchduftet,
Wenn ich gleich um drey Jahre älter bin,
Läuft hundert er mir an Verdienst zuvor.

Auf Befehl seines Gebieters und Freundes verfaßte der Minister unter Anderm die Geschichte des Padischah, Akbernameh oder Akberbuch genannt; es ist aber dieses Werk in einem überaus schwülstigen Style und, wie man leicht denken kann, in einer bloß auf den Ruhm des Herrn berechneten Weise geschrieben. Die erste Abtheilung enthält einen kurzen Abriß der Geschichte der Timuriden, die zwey andern führen die Begebenheiten Hindostans bis zum siebenundvierzigsten Regierungsjahre des Padischah herab, wo der Historiograph auf Anstiften Selims, später Dschehangir genannt, ermordet wurde. Auch dieser Schandthat mußte die Ehre der vom Fanatismus so oft herabgewürdigten Gottheit zum Vorwand dienen. Es sollte nämlich Abul Fasel gesagt haben, Muhammed sey kein Prophet, sondern ein gewöhnlicher mit großer Redekraft begabter Mann gewesen; der Koran sey kein offenbartes Buch, sondern von diesem Araber geschrieben worden. „Dieß machte er meinem Vater glauben und deßhalb habe ich," so spricht Dschehangir selbst in seinen Denkwürdigkeiten, „deßhalb habe ich einen Mörder gedungen und ihn ermorden lassen." Vergebens sucht Dschehangir den Mord mit heuchlerischer Frömmigkeit zu entschuldigen. Wir wissen dieß besser. Nicht aus Frömmigkeit oder Aberglauben ließ er den Freund seines Vaters ermorden. Abul Fasel ist bloß der Rachsucht und Furcht des aufrührerischen Prinzen geopfert worden. Selim hatte Angst, es möchten seine Unthaten durch den trefflichen treuen Staatsmann dem Vater mitgetheilt werden. Akber war anfangs ganz untröstlich über den Verlust; doch fügte er sich später in das Unabänderliche.

Feisi, welcher sich als Dichter und geschmackvoller Uebersetzer einen Namen gemacht hatte, war schon früher gestorben. An den Geisteserzeugnissen dieses vertrauten Freundes des Padischah erkennt man am sichersten die Gesinung und die Bestrebungen des Fürsten. Feisis ernste Gesänge athmen durchgängig einen über Eitelkeit und Vorurtheile erhabenen Sinn, und seine lyrischen Gedichte sind von dem süssen Dufte indischer Poesie durchweht. Sie halten sich ferne von dem sinnlosen Wortgeklingel der spätern persischen Reimschmiede und gehen den Weg der gesunden frischen Natur. Mit Feisi kann man, was so selten ist bey den östlichen Schriftstellern, fühlen und denken. So namentlich in dem mystisch-philosophischen Gedichte von tausend und einem Vers, das Sonnenstäubchen genannt, worin die Sonne, das Sinnbild Gottes und der Menschheit nach den Glaubensnormen des Padischah auf verschiedene Weise gepriesen wird.

Sein Uebersetzertalent bewährte Feisi durch Uebertragung der herrlichen Episode des Mahabharata, Nala und Damijanta, nach der Weise von Leila und Medschnun, in persische Verse. Die Bibliothek dieses ausgezeichneten Mannes bestand aus viertausend sechshundert Bänden aus allen Zweigen der Literatur, die er sämmtlich durchgelesen, wo es nothwendig war, verbessert und mit Erläuterungen versehen hatte.

Neumann.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni.
Dasselbe Werk.
Arrians Anabasis.

---

(Fortsetzung.)

Solcher Behandlung ist begreiflicher Weise hauptsächlich nur die nationale Zeitgeschichte unterworfen, und auch für diese mochte unter den damaligen Verhältnissen des Staates nur ein sehr beschränkter und unerfreulicher Spielraum geboten seyn. Um so blühender war die sophistische Rhetorik, deren ganzes Bestreben auf die Form gerichtet war, und der es, wie Nissen in der Einleitung zu Tacitus Agricola sagt, auf die Wahrheit des Gegenstandes so wenig ankam, daß „man gewiß gar keinen gewählt haben würde, wenn man sprechen könnte, ohne einen Gegenstand zu haben, über den man spräche.“ Mag nun auch nicht gerade dieser extremste Ausdruck auf unsern Schriftsteller Anwendung finden, so muß man doch dem Urtheile beypflichten, welches Klotz ausspricht, daß der Verfasser „seinen Gegenstand mehr um der Darstellung willen, als die Darstellung wegen des Gegenstandes aufgenommen zu haben scheint.“ Diesen Charakter erkennt auch Hr. Z. (Vorr. der Berl. Ausg. p. XXVIII) der Schrift ausdrücklich zu mit dem weiteren Vermuthen, daß Curtius den Griechen Clitarchus zu seinem Vorbild genommen und dessen Darstellung ungefähr in der Weise eines Uebersetzers gefolgt sey. Einem so unbedingten Anschließen an das griechische Original scheint jedoch die Stelle IX, 5 (21), 21 zu widersprechen, in welcher Curtius gegen Clitarchus und Timagenes, deren sorglose Leichtgläubigkeit er tadelt, die gewichtige Autorität des Ptolemäus geltend macht. Man könnte aus dieser Aeußerung schließen, daß C. auch das Geschäft des Geschichtsforschers und der historischen Kritik nicht vernachläßigt habe, widersprüche dem nicht zu sehr der Charakter des ganzen Werkes, und lehrte nicht die Vergleichung mit Arrian zu unzweifelhaft, daß Curtius selbst entweder zu sorglos oder zu ungeschickt gewesen sey, aus dem Berichte eines Zeitgenossen und Sachverständigen wie Ptolemäus für die Richtigkeit und Deutlichkeit seiner eigenen Darstellung Vortheil zu ziehen. Man wird also in jenem Falle nur die Ausnahme von der Regel zu erkennen haben und daher nicht umhin können, dem Verfasser den Charakter eines Geschichtsforschers abzusprechen. Wie aber die Geschichtsforschung noch nicht hinreicht, einem Schriftsteller die Würde eines Geschichtschreibers zu sichern, welche auch eine kunstgemäße Darstellung erfordert, so kann doch anderseits auch die wahre historische Kunst nicht bestehen ohne gründliche Kenntniß des Stoffes und Einsicht in die Beschaffenheit des Gegenstandes, sey diese nun durch unmittelbare Anschauung und Erfahrung oder durch sorgfältige Forschung erworben. Dieser wissenschaftlichen Forderung genügt Curtius nur in höchst unvollkommener Weise, und aus diesem Grunde leidet auch seine Darstellung an wesentlichen Gebrechen. Besonders verstößt sie gegen die Pflicht der Deutlichkeit, welche die Rhetorik als die erste Regel eines guten Styles erkennt. Bey tiefsinnigen Schriftstellern, deren origi-

neller Gedankenreichthum sich nicht ohne Schwierigkeit die entsprechende Form schafft, ist eine gewisse Dunkelheit des Ausdrucks eher verzeihlich, da sie die Mühe des Nachdenkens auch belohnt. Das ist bey Curtius nicht der Fall, dessen Gedanken sich in ziemlich oberflächlicher Betrachtung halten und im Ganzen in den geübten Formen einer ausgebildeten Rhetorik bewegen, wo der Ausdruck nicht geradezu sich in der Nachahmung fremder Vorbilder ergeht. Man kann annehmen, ohne dem Schriftsteller Unrecht zu thun, daß in den meisten Fällen, wo es nicht gelingt, aus den Worten einen befriedigenden Sinn zu gewinnen, wenn nicht etwa diplomatische Verderbnisse im Spiele sind, der Schriftsteller selbst mit unklaren Vorstellungen zu Werke gegangen und leeren Wortkram zum Vorschein gebracht. Dieß gilt namentlich von den Beschreibungen der Schlachten, die nicht nur den Mangel taktischer Kenntnisse verrathen, sondern zum Theil selbst den Forderungen der gemeinen Logik und Rhetorik nicht entsprechen; z. B. in der Schilderung der Schlacht bey Issos, wo nicht nur solche Ereignisse, die auf den Gang und die Entscheidung des Kampfes den wichtigsten Einfluß übten, gar nicht berührt werden, sondern der Ausdruck im Ganzen so vag ist, daß man bisweilen nicht weiß, ob von der Reiterey oder dem Fußvolk die Rede ist. Auch Z., obwohl nicht ohne Vorliebe und Geschick für solche Sacherklärungen, hat in diese Unklarheit kein Licht zu bringen vermocht. Das Gleiche gilt von der Schlacht bey Gaugamela, wo auch Z. sich nicht entbricht, dem Verfasser Unverstand vorzuwerfen, und sogar gewisse Irrthümer der Darstellung aus Mißverständniß des griechischen Originals wegen mangelhafter Sprachkenntniß herleitet. Gewiß richtig und für die ganze Schreibart des Curtius bezeichnend ist die Bemerkung zu IV, 13 (50), 28: „dum variare studet orationem fallitur et fallit.“ Sichtlich sind alle solche Schilderungen nach einem allgemeinen rhetorischen Schema gearbeitet, dem einige individuelle Züge der befolgten Ueberlieferung nur leichtfertig angepaßt sind.

Auch solche Partieen, die dem Gebiet der psychologischen Motivirung angehören, fallen leicht in diesen Charakter zusammenhangsloser Oberflächlichkeit. Ein anschauliches Beyspiel hievon bietet die Erörterung über den Gemüthszustand des Darius vor dem ersten Zusammentreffen mit Alexander und nach der prunkenden Heerschau bey Babylon. Darius ist voll stolzer Freude über die imposante Macht, die sich vor seinen Augen entfaltet. Der kecke Fremdling, der diese Zuversicht des Großherrn mit einem Zweifel zu stören wagt, büßt mit dem Leben. Gleich darauf und ohne alle Vermittelung erscheint Darius voll Bekümmerniß und trüber Ahnung; dazu Beunruhigung durch Traumerscheinungen, deren Auslegung zweifelhaft. Einige deuten sie zu Gunsten des Darius; andere erkennen den wahren Sinn und bringen damit noch frühere Ereignisse in Verbindung, deren Erklärung von Seiten der Chaldäer schon damals den Uebergang der Herrschaft von den Persern auf die Griechen vorhergesagt. Ceterum, fährt der Schriftsteller fort, ipse et vatum responso, quod edebatur in vulgus, et specie, quae per somnum oblata erat, admodum laetus, castra ad Euphraten moveri jubet. Wer fühlt sich nicht überrascht durch diesen Schluß, den Curtius ohne Beschwerde mit seiner Lieblingsverbindung durch ceterum einleitet? War schon die Bekümmerniß am Anfang der Schilderung unmotivirt, so ist es noch mehr die Freude am Ende, die Alles Vorgesagte wie mit einem Hauche wegbläst. Zwar gibt der Schriftsteller scheinbar zwey Gründe an; aber eben diese enthüllen den inneren Widerspruch. Erstens ist die Verbindung durch das doppelte et, wo doch offenbar beyde Gründe dem Wesen nach in eins zusammenfallen, durchaus nichtssagend. Dann, wenn man den doppelten Ausdruck wenigstens formell zu sondern versucht, ist der zweyte noch besonders unhaltbar und anstößig, weil der Schriftsteller die Traumerscheinung selbst entweder aus der ängstlichen Stimmung des D. oder aus einer wirklichen Ahnung herleitet. Weder in dem einen noch in dem andern Falle aber ist sie geeignet, an sich schon eine freudige Stimmung hervorzurufen. Man muß sich also ausschließlich an den ersten Grund halten, an die öffentlich verbreitete Deutung der Wahrsager. Dieß wäre nun insofern ganz angemessen, als es recht wohl denkbar ist, daß

man dem Großherrn so gut wie dem Volke nur die günstige Auslegung zu Ohren brachte. Nur fügen sich dieser Annahme nicht die Worte: „Ad haec vates varia interpretatione curam distrinxerant.“ Freylich sind diese selbst zweifelhaften Sinnes; und wenn die Bedeutung von distrinxerant zuläßig wäre, die Mützell als die eine Möglichkeit aufstellt, nämlich daß es dem Ausdrucke dissolvere curam, die Sorge zertheilen und zerstreuen, gleich käme, so könnten sie im besten Einklang mit den erwähnten Schlußworten zu stehen scheinen. Allein dagegen spricht zunächst schon die varia interpretatio, die dem natürlichen Zusammenhange mit dem Folgenden gemäß nur von der doppelten Auslegung selbst, der günstigen und ungünstigen, verstanden werden kann. Demnach bleibt für den Ausdruck curam distringere nur die andere Bedeutung: die Sorge spannen, wach erhalten, d. h. das Gemüth durch Sorge und Zweifel beunruhigen. Mützell bezieht curam nicht auf die Sorge des Königs, sondern des Volkes. Wenn sich aber auch der Widerspruch, in dem diese Auffassung mit den Worten vatum responso, quod in vulgus edebatur zu stehen scheint, beseitigen läßt, so kann man doch nicht ohne künstliche Bemühung den König selbst wegdenken. Auch verlangt die natürliche Auffassung, das ad haec vielmehr in dem Sinn von: dazu, außerdem, zu nehmen, als es mit Mützell zu verstehen: in Folge dessen, d. h. „als diese Traumbilder bekannt wurden.“ Im Uebrigen begründet die Art, wie die varia interpretatio des Näheren ausgeführt wird, allerdings die Vorstellung, daß, wenn auch officiell nur die Glück verheißende Deutung verbreitet wurde, doch im Volke selbst auch die schlimmen Vorhersagungen alter und neuer Zeit herumgingen und die Gemüther beängstigten. Das Ereigniß, worauf sich die alten Prophezeyungen beziehen, wird durch einen sonderbaren Ausdruck bezeichnet: recensebant enim Dareum in principio imperii vaginam acinacis Persicam jussisse mutari in eam formam qua Graeci uterentur, wozu Z. bemerkt: „Vaginam appellat cum ipsum acinacem debuisset dicere.“ Solche gekünstelte und bisweilen widersinnige Ausdrücke verschmäht übrigens Curtius nicht; vergl. die Bem. Mützells zu III, 1 (2), 13. S. 16 b. — Höchst unklar ist auch der Ausdruck: Alexander adduci (sc. visus est) ad ipsum in eo vestis habitu, quo ipse fuisset, wozu M. bemerkt, daß „C. die in seinem Original stehenden ähnlichen Worte entweder nicht recht verstanden oder das Ganze nur oberflächlich erzählt habe.“ Hier möchte ich jedoch mit Rücksicht auf die Worte vulgari habitu und quum appellatus est rex im Folgenden, welche allerdings zu beweisen scheinen, daß C. den relevantesten Punkt des Traumgesichtes nicht übersehen habe, trotz Mützells vorgehender Abweichung vermuthen, daß dieser Fehler den Abschreibern und nicht dem Schriftsteller zukomme, daß also nach fuisset eine Lücke anzunehmen, welche die älteren Ausgaben im Allgemeinen dem Sinne nach richtig ergänzen, wenn sie auch durch die bloße Herübernahme aus §. 5. wahrscheinlich nicht die authentischen Worte treffen. Vielleicht schloßen sich diese noch näher an den bey Plutarch erhaltenen Ausdruck an, möglicher Weise mit einem ὁμοιοτέλευτον zu fuisset. Jedenfalls entbehrt die ganze Ausführung trotz mancher Schönheiten im Einzelnen, des inneren Haltes und der inneren Wahrheit, befriedigt also in keiner Weise die Ansprüche, die man an eine psychologische Schilderung und Motivirung zu machen hat.

Den glänzendsten Theil des Werkes bilden unstreitig die ziemlich zahlreichen Reden, die in die Erzählung eingeflochten sind. Hier bewegt sich der Schriftsteller offenbar auf seinem eigentlichen Gebiet, in dem ihm eine gewisse Meisterschaft oder wenigstens Virtuosität nich abzusprechen ist. Nichts desto weniger geht Z. zu weit in der Bewunderung, wenn er die Trefflichkeit dieser Reden so hoch anschlägt, „vix ut in hoc genere quicquam praestantius inveniri posse videatur.“ (Praef. edt. Berol. p. XXV.) Wahrscheinlich hatte Z. bey dieser Aeußerung mehr die Diction als die Erfindung im Auge: denn obgleich auch diese eher üppig als dürftig zu nennen ist und eine Fülle schön gedachter und schön ausgedrückter Sentenzen enthält, so fehlt doch häufig die Angemessenheit der Gedanken, also gerade dasjenige, worauf die Wirksamkeit der Rede — die vis et efficacia, vorzugsweise beruht. Wir

können uns zum Beweise auf diejenigen Reden berufen, die Z. besonders hoch zu stellen scheint, nämlich die Anreden der beyden Könige an die Soldaten vor der Schlacht bey Gaugamela. Und gewiß verdienen beyde großes Lob und enthalten nicht geringe Schönheiten, denen jedoch auch manches Tadelnswerthe beygemischt ist, was weniger die indirect ausgeführte Rede des Al. trifft, als die mit besonderer Vorliebe ausgearbeitete des Darius. Diese beginnt mit folgenden Worten: Terrarum, quas Oceanus hinc alluit, illinc claudit Hellespontus, paulo ante domini, jam non de gloria, sed de salute, et, quod saluti praeponitis, libertate pugnandum est. Wir wollen nur fragen, ob der zum Gemeinplatz gewordene Gedanke am Schluße des Satzes im Munde des Perserkönigs angemessen ist? Die gleiche Frage ist zu erheben gegenüber den Worten, mit welchen D. die beyderseitige Stärke der Heere vergleicht: Videtis ordines raros, cornua extenta, mediam aciem vanam exhaustam: nam ultimi, quos locavit aversos, terga jam praebent. Wie konnte Darius eine so genaue Kenntniß von der Aufstellung des macedonischen Heeres haben, daß er namentlich auch wußte, wie A. das Hintertreffen aufgestellt hatte; und dann, selbst dieß zugegeben, war es nicht lächerlich, sogar persischen Soldaten gegenüber, einer derartigen strategischen Maaßregel eine solche Deutung zu geben? Weniger Gewicht legen wir auf den gleich folgenden lapsus memoriae: „hinc Euphrates, illinc Tigris prohibet inclusos, wozu Hr. Z. bemerkt: „quasi inter duos amnes pugnae locus delectus esset, qui erat trans Tigrim.“ Ein solcher Irrthum stößt auch geistreichen Schriftstellern zu, und hier im Feuer der Rede ist er viel verzeihlicher als ein ähnlicher im dritten Buche, der in der That ein Beyspiel auffallender Gedankenlosigkeit ist. C. gibt an, daß in dem zu Issos gehaltenen Kriegsrathe auf die verständige Darlegung des Parmenio A. beschlossen habe, den Feind hier zu erwarten, und gleich darauf treffen wir ohne alle Vermittelung das macedonische Heer auf dem Wege nach den syrischen Pässen, offenbar in der Absicht, den Feind außerhalb Ciliciens aufzusuchen. Sonderbar lautet auch im Munde des Darius die Bemerkung: Nostrum mobile et expeditum agmen



est, [illegible] praeda grave, besonders nachdem er kurz vorher gesagt: Conjuges quoque et liberi sequuntur hanc aciem, parata hostibus praeda, nisi pro carissimis pignoribus corpora opponimus. Aber jene Worte bilden die Brücke zu einer allerdings schön ausgesponnenen rhetorischen Pointe, um die es dem Schriftsteller vor Allem zu thun ist. Auch in der rührenden commiseratio, in der D. auf seine gefangene Familie hinweist, scheint es doch eine gar zu nutzlose Phrase, wenn D. sagt: An creditis aequo animo his servire, quorum reges esse fastidiunt? Allein alle diese Ungereimtheiten der rhetorischen Ausschmückung sind gering gegen solche, welche die Eitelkeit und Verkehrtheit des Gedankens förmlich zur Schau tragen, wie III, 10 (25), 5: Illo terrarum orbis liberatores, emensosque olim Herculis et Liberi patris terminos, non Persis modo, sed etiam omnibus gentibus imposituros jugum. Treffend ist die Anmerkung Mützells: „Man möchte fast glauben, daß C. durch den Bombast und den an Unsinn grenzenden Widerspruch in den ersten Worten die ganze Manier des Alex. habe persifliren wollen. Doch wahrscheinlicher ist es, daß ihm diese Absicht fremd geblieben sey, und daß er nur nach rhetorischem Schmuck der Darstellung gestrebt habe.“

Unter solchen Voraussetzungen kann man den Anspruch auf das Prädikat eines „elegantissimus scriptor,“ welches Z. dem C. ertheilt, wenigstens nicht in der vollgültigsten Bedeutung des Wortes anerkennen: ja es entstehen sogar nicht unerhebliche Bedenken gegen die vorzügliche Brauchbarkeit des Schriftstellers für die Lektüre auf Schulen, welcher Z. [illegible] entschieden das Wort redet.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.


Homerisches Glossarium von Ludwig Döderlein. I. Band. Erlangen 1850 bey F. Enke.

---

Nachdem der Hr. Verfasser in einem ausführlichen Werke über die Synonymik der lateinischen Sprache Ursprung und Herleitung ihrer Wörter nach zum Theil eigenthümlichen und vielfach controversen Gesetzen behandelt, hat er es unternommen, in dem Werke, von welchem der erste Theil vorliegt, dem homerischen Sprachgesetze, vor Allem den dunkeln und zum Theil unerforschten Formen desselben denselben Dienst zu leisten; doch ist sein Hauptzweck Interpretation; die etymologischen und grammatischen Untersuchungen sind nur Mittel zu demselben.

Die Wörter will er nicht bis zu ihre letzte Wurzel verfolgen und überläßt dieses den Sprachforschern, welche die sämmtlichen indogermanischen Idiome beherrschen; auch die Aufgabe hat er sich nicht gestellt, sämmtliche aus einerley Wurzel hervorgegangenen Wörter um diesen ihren Ursprung zu versammeln, weil sie folgerecht gelöst seinem nächsten Zwecke und der Uebersichtlichkeit geschadet hätte. Nicht einmal die Wörter eines und desselben Stammes habe er vollständig zusammengruppirt, sondern nur so viele zu einer Gesellschaft, d. h. zu einem Artikel vereint, „als sich voraussichtlich ertragen und sich, wenn auch nur allmählich, nach wechselseitig gemachter Bekanntschaft als Blut- und Geistesverwandte anerkennen würden.“ Daß wird also auf jeden Fall gehören, daß sie aus einem Stamme stammen, wenn sie auch durch Aenderungen und Umbiegungen sich von derselben weit entfernt haben.

Wie er bey diesem Verfahren zu Werke geht, ist aus der lateinischen Synonymik bekannt, und er deutet in der Vorrede auf einzelne Punkte jenes Verfahrens zurück. Ist das Wort durch „Alteration“ von seiner Grundform entfernt, so erscheint als erste Aufgabe der Wortforschung, es auf dieselbe zurückzuführen und die dabey eintretenden Lautveränderungen sollen, wie er begehrt, Evidenz oder wenigstens Wahrscheinlichkeit haben. Evidenz tritt nach ihm ein, wenn die Lautveränderung nach fremden Sprachgesetzen mit Nothwendigkeit vor sich gegangen ist; die Wahrscheinlichkeit aber, wenn sie aus einer nachweisbaren Neigung der Sprache gefolgt ist. Hier erheben sich freylich die Fragen, welche Sprachgesetze fest, welches die Nothwendigkeit derselben ist und wie die Neigung erkannt wird, der die Sprache bey jener Alteration folgt, zumal die Mannigfaltigkeit solcher Lautveränderungen der Mannigfaltigkeit von Annahmen oder Hypothesen der Willkühr Thor und Thür öffnet, ein Uebel, das nach dem Verf. erst bey einer ganz unmotivirten Lautveränderung oder Lautvertauschung eintritt. Sicherer möchte seyn, den Grundbegriff, die ursprüngliche Anschauung vor Allem zu bestimmen, welche in der ältesten Form Ausdruck gesucht hat, um alle auch die scheinbar ähnlichsten Wortgebilde entfernt zu halten, in welche jene Grundanschauung sich nicht erstreckt, oder die nicht als aus [illegible]isen läßt. Erst in später [illegible]ng und Verschiebung [illegible]immten

doch so geschehen, daß überall sich leichter erweisen läßt, was ihnen gemäß als was ihnen fremd ist. Einem so scharfsinnigen und gelehrten Mann, wie der Verfasser, ist das wohl nicht entgangen, indeß er sucht häufig, wo er die Anschauung des Grundwortes in dem abgeleiteten nachweisen möchte, jene Anschauung selbst in einer ihr widerstrebenden Weise auszudehnen, um sie dadurch für die Aufnahme von Begriffen weit genug zu machen, die ihr zwar nahe liegen, aber mit ihr nicht authentisch sind. Wir werden davon im Verlauf mehr als ein Beyspiel finden.

Demnächst bemerkt der Verfasser, das Streben der Sprache in ihrer Fortentwicklung gehe auf Abkürzung der Wörter, auf Ersparung von Sylben; die Folge davon seyen die Aphärese, die Synkope, die Apokope, die Contraction, durch welche jedesmal die Sylbe erspart wird; indeß dieses Bestreben ist ein secundäres und den Zufälligkeiten preisgegebenes, und noch sehr die Frage, ob in ihm eine Fortentwickelung oder nicht vielmehr eine Abwickelung des in der Fortentwickelung ursprünglich Gestalteten anzunehmen ist, entsprungen aus einem Bestreben, mit den Lauten und Lautverbindungen als den Trägern der Begriffe rascher zum Ziele zu kommen und dadurch die Folge der Begriffe selbst rascher zu entfalten, wie es in allen Sprachen und zum Nachtheile ihrer Formbildung da eintritt, wo bey größerer und schnellerer Gewandtheit und Fülle des Denkens die breiten und vollen Formen als ein Hinderniß erscheinen, später als etwas, was gewissermaßen verbraucht ist, und darum bis auf die Nothdurft abgestreift werden kann. Wo von wahrer Entwickelung der Sprache die Rede ist, kann diese nur eine Entfaltung der Wortgebilde aus der Wurzel seyn durch Aufnahme der Sylben, welche die Natur und die Verhältnisse des Wortes zu andern auszudrücken bestimmt sind. Der Verfasser selbst scheint in diese Ansicht einzulenken, wenn er jene Operationen als im Interesse der Kürze geschehen bezeichnet und bemerkt übrigens mit Recht, daß dann noch andere Aenderungen im Interesse des Wohllauts eintreten und nicht die Griechen allein den einzelnen Lauten organisch gebildeter Wörter ein Recht der Existenz zuerkennen, welches freylich durch jene Erscheinungen häufig verletzt wird; er fügt bey, daß nach solcher Verletzung nicht selten Schadenersatz durch Assimilation oder Metathese geleistet werde; ob aber, was Verähnlichung und Umsetzung Neues in das Wort bringen, ein Schadenersatz für den Verlust sey, ist die Frage. Er fährt fort: „die Erkenntniß dieser (nämlich der Assimilation und Metathese) führt zur Erkenntniß der Grundform, die häufig noch neben der alterirten Form existirt, noch öfter aber aus dem Organismus der Sprache und den Gesetzen der Wortbildung erschlossen werden muß als fingirte oder Heischeform; und auf diesem einfachen Wege habe ich die Räthsel gelöst, die zu lösen mir gelungen ist.“ — Dieser Weg mag ein einfacher seyn, aber er führt zu einer Menge von Wortgebilden, von denen die Frage, ob sie je an ein griechisches Ohr geschlagen haben, denn war einmal durch bestimmte Laut- und Sylben-Ansätze der Typus für abgeleitete Nomina, Verba und Adverbia gegeben, so konnte der Wortstamm durch Aufnahme derselben in jede der dadurch gebotenen Bildungen unmittelbar übergehen, ohne darum die Mittelformen alle zu durchlaufen.

(Fortsetzung folgt.)

## Q. Curtii Rufi de Gestis Alexandri Magni.

Dasselbe Werk.

Arrians Anabasis.

(Schluß.)

Allerdings ist der Gegenstand in hohem Grade dem Interesse eines Knaben angemessen, und auch die Darstellung entbehrt nicht des Reizes „frischer und glänzender Farben.“ Allein dessenungeachtet befriedigt sie selbst die Ansprüche der Jugend nicht, und zwar gerade von einer Seite nicht, auf die sich vorzugsweise das Interesse der Jugend stützt. Dieses ist naturgemäß weit weniger der psychologischen Motivirung und der gesammten rhetorischen

Behandlung und Ausschmückung als der Beschreibung von Schlachten, Belagerungen und der übrigen merkwürdigen Ereignisse und Gegenstände zugewendet. Was oben im Einzelnen von der Beschreibung der Schlachten bemerkt worden, das gilt mehr oder weniger von allen übrigen Beschreibungen und Schilderungen, woran das Werk reich ist. Sie sind lebendig und in einzelnen Zügen höchst treffend, aber im Detail und Zusammenhang meist unklar und mit leerem Redeschmuck überladen, so daß selbst die jugendliche Wißbegierde nicht ihre Rechnung findet und in Verlegenheit geräth, wenn sie sich ein anschauliches Bild des Hergangs oder Gegenstandes construiren will. Und dieß ist denn auch der Punkt, an welchen nicht unwichtige pädagogische Bedenken sich knüpfen. Denn ist es nicht dem Wesen und Zweck der klassischen Bildung zuwider, vielfach von den Mängeln reden zu müssen in der Darstellung eines Autors, den man für die Lectüre gewählt hat? Wir haben dabey keineswegs solche Irrthümer im Auge, zu deren Wahrnehmung es gelehrter Kenntnisse bedarf; wollen daher auch keine solche durchgängige Censur, wie sie z. B. Nipperdey in seiner Ausgabe des Cornelius an diesem Schriftsteller übt. Die Altersstufe, für welche Curtius wie Cornelius vorzugsweise benützt wird, ist noch nicht angethan zu einer wirklichen Beurtheilung des gelesenen Schriftstellers. Allein da, wo das einfache Bemühen des Verständnisses Anstoß findet und nicht gefördert werden kann, ohne die Angabe des Schriftstellers zu berichtigen und zu ergänzen, da stellt sich die Censur ungewünscht und unabweislich ein; sie wird ein Bedürfniß für den unmittelbaren und einzigen Zweck der Lectüre, und fände es keine Berücksichtigung, da entstünde die Gefahr, statt der Uebung des Verstandes und der Bildung des Geschmacks und der Befähigung zu richtiger und klarer Darstellung des Gedachten Gewöhnung an inhaltsleere, selbstgefällige, gedankenlose Declamation zu befördern.

Eine eigentliche Ausschließung des Curtius von der Schule möchte dessenungeachtet nicht zu empfehlen seyn, da für die betreffende Altersstufe ohnedieß der Mangel passender Schriftsteller sehr fühlbar ist, und Curtius durch den Gegenstand seiner Darstellung immerhin bevorzugt erscheint. Die Schreibart und rhetorische Behandlung des Stoffes weist ihm seinen Platz nach Cäsar an, ja man könnte in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Verständnisses und den Charakter der Diction zweifeln, ob ihm die Priorität vor Livius gebührt, wenn nicht dieser um anderer Eigenschaften willen die reifere Stufe mit Recht für sich in Anspruch nähme.

Es ist dem Schicksale zu danken, daß es von den zahlreichen Werken, welche die Thaten des Alexander zum Gegenstande hatten, neben der Erzählung des Curtius die *Ἀνάβασις Ἀλεξάνδρου* von Arrian erhalten hat, eine Schrift, die jener an Charakter und Werth durchaus unähnlich, wenn nicht entgegengesetzt ist. Denn während das Bestreben des lateinischen Schriftstellers ausschließlich oder doch vorzugsweise auf die rednerische Seite der Darstellung gerichtet ist, der die Sache selbst nur zum Substrate dient, so ist es dem Verfasser des griechischen Werkes gerade nur um die Sache, um die wahrheitsgetreue Vorführung des Factischen zu thun; er zeigt sich uns, wie der Herausgeber vorliegender Ausgabe mit Recht bemerkt, vor Allem und hauptsächlich als Geschichtsforscher. Für den ausgezeichneten Werth der Schrift in diesem Betrachte spricht schon allein die Thatsache, daß zwey Historiker der neuesten Zeit, welche die Thaten des macedonischen Eroberers mit einem ganz entgegengesetzten Maaßstabe der Beurtheilung beschrieben haben, Droysen und Niebuhr, beyde in gleicher Weise die unparteiische Wahrheitsliebe und das sachverständige Urtheil des Schriftstellers anerkennen und auf seine Darstellung fast ausschließlich ihre eigene gründen. Das Urtheil Niebuhrs, der gewiß nichts weniger als ein Gönner des Alexander und der macedonischen Herrschaft überhaupt ist, erscheint um so beachtenswerther, als Arrian sich mit ausdrücklichen Worten als Bewunderer des Alexander zu erkennen gibt, freylich ohne Beschönigung solcher Thaten, für deren moralische Würdigung außer dem natürlichen Sinn dem Verfasser auch noch die besondere Richtung seiner philosophischen Bildung den Maaßstab bieten mußte.

Zweifelhafter ist das Lob, welches Niebuhr (Vorträge über alte Geschichte II. Band S. 422.) in

Uebereinstimmung mit dem aus alter Zeit überlieferten Urtheile auch der Form der Darstellung ertheilt. Wir halten in dieser Beziehung das Urtheil des Herausgebers für unbefangener und besser begründet. Derselbe glaubt, daß der Beyname Xenophon, welchen Arrian führte, „auf Gleichheit der Neigungen und Beschäftigungen und Uebereinstimmung in den Gegenständen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu beziehen sey, zu denen als drittes Moment die Aehnlichkeit des Verhältnisses kommt, in denen Beyde zu ihren Lehrern, X. zu Sokrates, A. zu Epictet, standen.“ Diese Deutung würde, selbst wenn sie die ursprüngliche Absicht der Benennung verfehlte, was jedoch nach der von S. aus einer Schrift des A. selbst angeführten Stelle kaum zu vermuthen ist, dennoch den Vorzug der inneren Wahrheit haben vor derjenigen Erklärung, welche sich auf die Aehnlichkeit des Stils beruft. Nach dem Urtheile unseres Herausgebers ist „die Haltung des Ausdrucks bey Arrian ungleich, der Satzbau mühsamer (als bey X.), durch unverhältnißmäßige Länge der Perioden zuweilen schleppend und ohne gefällige Abrundung, die Verknüpfung der Rede unbeholfener. Dabey eine stereotype Breite, besonders in erklärenden Zusätzen, die an die bequeme und naive Redseligkeit Herodots erinnert.“ Dieses Urtheil ist durchaus wohlbegründet, schließt aber dennoch nicht die Richtigkeit der Wahrnehmung aus, daß die Lectüre des Arrian ungemein angenehm ist. Der Reiz einer gefälligen Darstellung wird eben reichlich ersetzt durch die verständige und gewissenhafte Behandlung, die Zutrauen und Behagen bey dem Leser erweckt, und um so höher angeschlagen werden muß, je mehr sie auf individueller Tüchtigkeit zu beruhen scheint.

Die ethische Tendenz, die sich bey Arrian zu erkennen gibt, rechtfertigt der Herausgeber mit dem Beyspiele der besten alten Historiker; sie ist aber schon durch sich selbst gerechtfertigt, da die Geschichte ihren Begriff und Zweck in der ethischen Betrachtung erfüllt. Die Forderung der Objectivität schließt dieselbe nicht aus, da diese nur verlangt, daß die Thatsachen und der Gang der Ereignisse wahrheitsgemäß und in ihrem inneren Zusammenhange dargestellt und nicht nach irgend welchem äußeren Maaßstabe oder Zwecke gemodelt oder gar verfälscht werden. Freylich liegt das ethische Moment in der richtigen Darstellung der Thatsachen selbst, auch unausgesprochen, die menschliche Theilnahme aber, deren sich der Geschichtschreiber nicht zu entschlagen hat, ruft auch das Wort hervor des Beyfalls oder Tadels. Uebertreibende Aeußerungen mögen allerdings mißbilligt werden; doch möchte ich eine solche gar nicht finden in den Worten, welche S. (S. IX der Einl.) als Beyspiel anführt aus dem letzten Capitel: *οὔκουν οὐδ' ἐμοὶ ἔξω τοῦ θείου φῦναι [ἂν] δοκεῖ ἀνὴρ οὐδενὶ ἄλλῳ ἀνθρώπων ἐοικώς.* Wahrscheinlich liegt auch gar nicht der Sinn darin, „daß er, ein Geschenk der Götter, keinem Andern vergleichbar sey,“ wie der Herausg. a. d. a. O. sie interpretirt, sondern nur, daß ein so außerordentlicher Mann nicht ohne besonderen göttlichen Beruf in die Welt getreten sey. Richtiger ist daher die Erklärung in der Anmerkung zur betreffenden Stelle: „verständige Wendung des Vorwurfes *ὅτι εἰς θεὸν τὴν γένεσιν ἀνέφερεν.*“ Zugleich tritt in dieser Auffassung die rechte Beziehung zu den Schlußworten des ganzen Werkes hervor, auf die S. als eine charakteristische Aeußerung hinweist: *ἐπεὶ καὶ αὐτὸς ἐμεμψάμην ἔστιν ἃ ἐν τῇ ξυγγραφῇ τῶν Ἀλεξάνδρου ἔργων, ἀλλ' αὐτόν γε Ἀλέξανδρον οὐκ αἰσχύνομαι θαυμάζων· τὰ δὲ ἔργα ἐκεῖνα ἐκάτερα ἀληθείας τε ἕνεκα τῆς ἐμῆς καὶ ἅμα ὠφελείας τῆς ἐς ἀνθρώπους· ἐφ' ὅτῳ ὡρμήθην οὐδὲ αὐτὸς ἄνευ θεοῦ ἐς τήνδε τὴν ξυγγραφήν.*

Soviel über die Werke der beyden Geschichtschreiber im Allgemeinen, insofern die vorliegenden neuen Bearbeitungen Veranlassung zu diesen Bemerkungen boten. In dem zweyten Artikel werden wir die Leistungen der Herausgeber im Einzelnen für Herstellung und Erklärung des Textes in Betrachtung ziehen.

C.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Homerisches Glossarium von Ludwig Döderlein.

(Fortsetzung.)

Es war der alte Schaden der schon von den Stoikern gegründeten Etymologie, zur Erklärung einzelner nah oder fern liegenden Formen solche imaginäre Gebilde in die Grammatik einzuführen, und ich habe anderwärts nachgewiesen, wie auf diesem Wege, um die aus einer Wurzel z. B. auf *βάλλω* bezogenen Wortformen zu erklären, man zu den unerhörten Gebilden von *βαλήσω*, *βεβάληκα*, *βάλημι*, *βλῆμι*, *βαλήτην*, *βαλεῖο*, *βολέω*, *βολήσω*, *ἐβόλησα*, *βεβόληκα* und *βέβολα* geführt wurde. Diese „heilige Schaar“ wird auf dem Gebiet anderer Worte durch das vorliegende Werk noch bedeutend vermehrt, das in mehreren Artikeln von unerhörten und abentheuerlichen Wortbildungen wimmelt. Den Verfasser selbst scheint vor ihnen eine Art von Scheu und Schrecken anzuwandeln, indem er, um sie als Eindringlinge zu bezeichnen, sie in gesperrter Schrift drucken läßt und den heilsamen Rath gibt, mit den hier angewendeten Künsten nicht gerade die Jugend zu behelligen, die man im Griechischen unterrichten und zur Kenntniß des Homer führen solle. Er bemerkt bezüglich darauf S. VII, „es stünde wahrlich nicht gut um das Gedeihen des klassischen Unterrichts auf Schulen, wenn alle Gymnasiallehrer eine Vorliebe für die Art Sprachforschung hätten, wie sie in diesem Buche erscheint und noch schlimmer, wenn es diesen gelänge, die Mehrzahl ihrer Schüler in gleichem Maaße dafür zu interessiren.“ Ist dieses der Fall, warum lenkte man überhaupt wieder in einen Weg ein, der schon nach großen Vorgängern von Joh. Dan. von Lennep und Everardus Scheidius betreten und ausgetreten war, und zu einem Gestrüpp von griechischen Wortbildungen geführt hatte, das den eigentlichen Schaden Josephs der griechischen Grammatik bildete, und das auszurotten, nicht aber zu vermehren war? Nach einem solchen Ziele hat der Verfasser dieser Anzeige schon früher dadurch gestrebt, daß er auf die in den Wortstämmen hervortretenden Aenderungen des Grundlautes allein hinwies, z. B. auf die in *βέλος*, *βεβολήατο*, *ἔβαλον* und *βλῆντο* gegebenen Umbildungen des Wortstammes *βελ* in *βλε* und *βολε*, *βαλ* in *βλα*, daß er die Analogie dieser Umbildungen zeigte und den erweiterten oder umgestellten Wortstämmen die Bildungssylben anfügte, ohne sich um andere als die gegebenen Formen zu bekümmern, und er ist noch jetzt überzeugt, daß es kein anderes Gestirn gibt, das aus diesem grammatischen Meere herausleitet *ὅθεν τέ περ οὐδ' οἰωνοὶ αὐτοετὲς οἰχνεῦσιν ἐπεί μέγα τε δεινόν τε.*

Der Verfasser des Glossariums im Gefühle des Mißlichen solcher Annahmen oder Heischeformen wünscht, daß der geistreiche Pott die Berechtigung dazu durch bestimmte Gesetze modificiren und auf bestimmte Grenzen zurückführen möge, wie dieser selbst als nothwendig oder wünschenswerth erkannt habe, denn der Etymolog habe je größere Freyheit um so größere Gewissensangst, die übrigens ihn wenigstens nicht abgehalten hat, auch das Kühnste zu versuchen. Täuschen wir uns nicht, so wird es weder dem ausgezeichneten Sprachgelehrten, den er

anruft, noch einem andern gelingen, bestimmte Gesetze und feste Grenzen auf diesem Gebiete oder vielmehr in dem geistigen Processe der Sprachumbildung in jenen Theilen nachzuweisen, die außer dem Berechenbaren gelegen sind und wo mit Unmittelbarkeit und schöpferischer Freyheit nach dem Bedürfniß oder dem Drange der Anschauung durch Wortgebilde zu individualisiren, verfahren wird; die Gesetze der Sprachbildung liegen tiefer, und das, wovon es sich hier handelt, sind die freyen, unsteten und oft sprunghaften Bewegungen, in denen der schöpferische Geist nach ihnen und zwischen ihnen sich offenbart; eben darum ist es nöthig, sich hier gerade an die zwischen jenen Gesetzen concret gewordenen Bildungen zu halten, ohne Mittelglieder zwischen ihnen, da wo sie fehlen, zu suchen, oder auch nur überall vorauszusetzen.

Es verhält sich nicht anders mit der Zurückführung bestimmt ausgeprägter Wortformen auf den Urstamm, und nirgends ist das quadam prodire tenus mehr zu achten, aber auch häufiger überschritten worden als hier. Der Verfasser bemerkt, er habe viele an sich wichtige Controversen der Sprachforschung über Gestalt der Wurzelwörter dürfen auf sich beruhen lassen, sey aber doch nicht in dem Grade Epheliker, wie der treffliche Lobeck. Ihm stimme er zwar in der Bestreitung des allzu gemeinen Satzes bey, daß von zwey Formen, einer längern und einer kürzern, immer und nothwendig die kürzere auch die jüngere sey, halte jedoch an dem von Natur und Geschichte unterstützten Glauben, daß in der Grundform eines Wortes regelmäßig Consonant und Vocal abwechselte und jeder Zusammenstoß von zwey Consonanten auf eine nachherige Alteration durch Synkope schließen lasse. Das mag richtig seyn im Innern des Wortes wie bey valde und valide, die er anführt, aber Consonantverbindung, zumal der liquida cum muta und dieser mit dem σ sind zu Anfang und am Schluß der Sylbe oder des Wortes so naturgemäß und berechtigt, wie der Wechsel von Consonant und Vocal; die Sprache preßt in jenen Fällen durch den naturgemäßen Instinkt getrieben vor und nach dem Laute so viel jener Consonanten zusammen, als zur Zeichnung der dem Geist vorschwebenden Anschauung nöthig sind.

Bey diesen Ansichten und Grundsätzen, denen der Verfasser auch im Glossarium Homericum gefolgt ist, konnte nicht fehlen, daß er auf viel Neues geführt wurde. Es macht seiner Aufrichtigkeit Ehre, daß er's nicht als Zuverlässiges, sondern nur als Neues bezeichnet. Es möge möglichst Vieles davon auch wahr seyn, — er sey zufrieden gestellt, wenn auch nur ein Dritttheil der Ergebniße die Zustimmung der Sachkundigen erhalte. Ob gerade ein Dritttheil, möchten wir nicht verbürgen, doch aber ein gutes Theil. Gelehrsamkeit, Scharfsinn und neben kühnen auch glückliche Verbindungen sind überall in dem Buche zu finden und nicht wenig Artikel oder doch Theile von Artikeln enthalten wahre Bereicherungen der griechischen und zumal homerischen Sprachforschung und Exegese. Statt uns in einzelnen Bemerkungen zu zerstreuen, wollen wir ohne weitere Auswahl gleich die 47 Worte behandeln, die er unter der Urform *ἀῆναι* im ersten Artikel vereiniget hat, und welche sich nach seiner in der Einleitung dargelegten Ueberzeugung nach wechselseitig gemachter Bekanntschaft als Bluts- und Geistesverwandte anerkennen sollen. Es sind folgende: *Ἀῆναι. αἰετός. ζαής. ἀκραής. ἄνεω. αἰόλος. — ἀήρ. εὐρώεις. ἠεροειδής. αὔριον. — αὔρη. εὖρος. οὖρος. ἄελλα. — αὐλός. ἔναυλος. — ἀείρειν. αἴρειν. ἠερέθεσθαι. ἠερόφωνοι. ἄορ. ἀορτήρ. παρήορος. Ἄρης. — αἴρειν. ἀρᾶσθαι. ἀρή. ἀρειή. ἀπαυρᾶν. ἀπούρας. ἐπαυρεῖν. εὑρεῖν. — ἄρνυσθαι. αἴνυσθαι. ἔξαιτος. αἰτεῖν. — ἀίσσειν. αἰχμή. αἰχμάξειν. τριχάικες. ἐπαιγίζειν. αἰγανέη. — αἴξ. ἴξαλος. — Ἥρη. Ἡρακλῆς. ἥρως.*

Daß *Ἀῆναι* auf Wehen zurückgeführt und auch ventus daher geleitet wird, unterliegt keinem Zweifel. Es ist die Wurzel *E* mit dem A. intensivum voran und dem sogenannten Digamma zwischen beyden Lauten, das im Griechischen ausgefallen ist, im Deutschen sich in W, im Lateinischen sich in V erweicht hat. Die Formen *ἄη ζέφυρος μέγας* Od. 14, 458 *ἀνέμων διάη μένος ὑγρὸν ἀέντων* Od. 5, 478, wie mit J. Bekker statt *διαεῖ* gelesen wird, sind ganz in der Ordnung wie im Sinne des Wortes. Ebenso *νόμενος καὶ ἀήμενος* Od. 6, 130, was „durchweht" übersetzt wird. Sofort aber sucht der Verfasser den Begriff zu erweitern, und aus Wehen

in Schweben und Fliegen überzuleiten. Beydes aber widerstrebt der Natur des Begriffes, welchem in Schweben eine andere Anschauung zu Grunde liegt und wieder eine andere in Fliegen, wenn auch Schweben und Wehen auf etwas Gemeinsames hinweisen, welchem Weben als ein drittes in der Mitte liegt. Ebenso widerstreitet der Gebrauch der für Schweben angeführten Stellen. *Περὶ ἀμφί τε κάλλος ἄητο* H. in Cer. 276 was für Schweben und *τῆς καὶ ἀπὸ κρῆθεν τοῖον ἄηθ' οἷόν τε πολυχρύσου Ἀφροδίτης* Hes. Scut. 8, was für Fliegen angeführt wird. In beyden Stellen bleibt die Vorstellung des Wehen spirare ungeschwächt und ungeändert. Ebenso in *δίχα δέ σφιν ἐνὶ φρεσὶ θυμὸς ἄητο* Il. 21, 386 wenn gleich mit Recht die Erklärung von Scholion B *ἠωρεῖτο ἢ ὥρμα* verworfen wird. Selbst in *περὶ παίδων θυμὸς ἄηται* Apoll. Rh. III, 686 bleibt die ursprüngliche Bedeutung, wenn gleich das Wehen hier als ein Bewegen oder Bewegt werden hervortritt. Dagegen kann athmen, obgleich andern Stammes, in den Begriff von Wehen aufgenommen werden, weil beyde den konkreten Begriff der Luft und ihrer Bewegung gemeinsam haben. Nachdem der Verfasser die Begriffe des Schwebens und Fliegens in *ἀῆναι* untergebracht hat, wird er durch *ἀητόν* Arat. Phaen. 315 und *αἰητός* Pind. Pyth. 10, 4 auf *αἰητός* der Adler geführt, das er als *ἀfετός* nimmt und mit avis zusammenbringt; avis sey generell, (also der Schweber), *αἰετός* speciell (also der *κατ' ἐξοχήν* Schwebende), nicht ohne zu vergessen, daß Benfey auch *οἰωνός* hiehergezogen, was er aber ablehnt, da auf seinem Wege sich die Genesis dieser Form nicht genügend darthun lasse. Man sieht, diese Herleitung wird durch die Mittelform *αἰητός* bey Pindar gestützt, der dann *ἀητός* bey Aratus untergeschoben oder beygesellt wird. Indeß *αἰητός* bey Pindar beruht allein auf der sehr schwankenden Autorität der Aldina, sämmtliche Handschriften haben die gewöhnliche Form *Διὸς αἰετῶν* gegen das Metrum, dessen Aenderung in *Διὸς ὀρνίθων* Boeckh ohne hinreichenden Grund ablehnt. Hätten die alten Grammatiker *αἰητός* im Pindar gefunden, so würden sie es unstreitig unter den Glossen bemerkt haben. Noch weniger ist Verlaß auf den *ἀητός* des Aratus; das Wort gehört zu den willkührlichen Gebilden, welche die Alexandrinischen Poeten auf eigne Faust nach trügerischen Analogien gewagt haben. Wird aber *αἰετός*, aquila, Adler, Aar verglichen, so deutet das offenbar auf eine andere und konkretere Wurzel hin, deren Stammlaut *A* seyn müßte, welcher grade in *ἀῆναι* nur als Hilfslaut dem Stamme vorschlägt. Dagegen unterliegt die Herleitung von *ἁλιαής*, *ξαής*, *ἀκραής*, *δυσαής*, *ὑπεραής*, *ἀήρ*, *ἠέριος*, und *αὔρη* aus *ἀῆναι* keinem Zweifel und auch *ἄνεμος* kann hieher gezogen werden. In allen waltet die ursprüngliche und einzige Idee des Grundwortes vor, aber in diesem Cyklus und den analogen Compositis schließt sich auch ab, was mit Recht von *ἀῆναι* hergeleitet wird.

Problematisch bleibt das dunkle *ἄνεῳ*, was Buttmann, dem Döderlein folgt, hieher zieht. Dieser auf Od. 23, 93 *ἡ δ'ἄνεῳ δὴν ἧστο*, — sie saß lange ohne zu athmen, — gestützt, erklärt sofort *ἄνεῳ* als ein Adverbium und schreibt das Wort mit Spitzner und Im. Bekker ohne Jota. Um aber dahin zu gelangen, muß erstlich das Proparoxytonon, da wo die Regel ein Paroxytonon begehrt, der Tradition zugeschoben und sodann das Adjectiv *ἄναος* fingirt werden, das in diesem Falle aus *οὐκ ἀείς* hervorgegangen seyn solle „so still, daß man kaum zu athmen wagt.“ Hier also würde der Grundlaut *E* ohne Weiteres in *A* umsetzen, was durch *ἀνώς* — *ἐωσφόρος* Il. 23, 226 nicht gerechtfertiget wird. Allerdings ist *ἔως* aus *αὐώς* (d. i. *ἀfώς*, *ἠώς*) entstanden, aber hier ist *A* Grundlaut und das aspirirte *E* in *ἔως* nur als Vorschlag nach der Kontraction, ebenso wie in *Ἀτρείδεω*, *λεώς* und unzähligen Anderen entstanden, während das fingirte Adjectivum nicht das Alpha als Grundlaut haben konnte, sondern *ἀνέως* seyn mußte, aus dem ein *ἄνεω* ohne oder mit Jota durch keinen etymologischen Kunstgriff abgeleitet werden kann. Der Verfasser zieht das platonische *ἐνεός* und *ἐννεός*, stumm, zur Vergleichung und erklärt „die Trübung“ des Alpha privativum in *E* durch Hinweisung auf *ἔλλὸς ἰχθύς*, welches *ἄλαλος* sey und *ἀργός* das aus *ἄεργος* entstanden. Am letztern besteht kein Zweifel; aber die Umbildung von *ἄ λα λος* in *ἐλλός* zeigt „einen kühnen Griff“ der durch nichts gerechtfertiget wird. Damit aber hat

sich der Verfasser den Uebergang zu *αἰόλος* gebahnt, das er vom Stamm *ἀΐηναι* nicht trennen will. Er verläßt damit die besonnene Art von Lobeck, der ihm *εἰλεῖν* zu Grunde legt, von dem es ebenso gut wie *ἑλλός* mit dem Grundbegriff von volvo volubilis entsprungen ist. Zur Erläuterung wird *πόδας αἰόλος ἵππος* beygezogen, das nach Porphyrius windschnell bedeuten soll, aber offenbar ebenfalls auf den rasch beweglichen Wurf der Füße beym Lauf des Pferdes hindeutet, verschieden von *ἀέλλοπος* Il. 8, 409, dem *ποδήνεμος* 2, 786 entspricht. Hier liegt *ἄελλα* zu Grunde, dem allerdings *ἄνεμος* zur Seite steht. Wer aber *ἄελλα* mit procella vergleicht, und zur Erläuterung von procella percello perculsi beyzieht, wird für *ἄελλα* auf ein ganz anderes Etymon geleitet werden, auf eine Wurzel, die sich in *κέλσαι, κέλσησι* rein erhalten hat und den Begriff des Windstoßes liefert.

Von dem Begriff der Schnelligkeit, den der Verfasser in *αἰόλος* legt, wird er auf die von bunt und schillernd geführt, um *τείχεα αἰόλα παμφανόωντα* Il 7, 222 und 13, 552 und Aehnliches zu erklären. Doch bietet sich die Vorstellung des Schillernden aus volubilis abgeleitet von selbst, ohne durch den des Schnellen erst gehen zu müßen; *αἰόλος ὄφις, οἶστρος, σφήξ, εὐλή*, wo er den Begriff des Glänzend selbst zweifelhaft findet, ob nämlich er die Farbe oder die Schnelligkeit dieser Thiere bezeichnen soll, haben den des Leichtbeweglichen ohne Alterirung, während er kein Bedenken trägt, die *αἰόλοι* als die Kinder der *μῆται* auf volucres, *αἰηταί* zurückzuführen. Er wird dadurch auf Erklärung von Il 12, 167 *οἱ δ'ὥστε σφῆκες μέσον αἰόλαι ἠὲ μέλισσαι οἰκία ποιήσωσιν ὁδῷ ἐπὶ παιπαλοέσσῃ* gebracht, und bemerkt „in der Mitte sind doch die Wespen weder *ποικίλαι* wie Schol. A. D. noch *εὐκίνητοι, διὰ τὴν ἐντομήν*, wie Sch. V. meint; denn daß sie den Unterkörper leichter hin und her bewegen können als andere Insekten, ist doch kein Characteristicum für ein dichterisches Beywort." Zwar läßt sich dagegen erinnern, daß nicht von dem Können und einer physiologischen Möglichkeit hier die Rede wäre, sondern von dem was eine einfache Beobachtung zeigt, daß das kleine Thier bey ruhiger Thätigkeit irgendwo z. B. in einer Blume mit dem vordern Theil festsitzend den hintern, wie es die *ἐντομή* gestattet, leicht und fortwährend bewegt. Indeß verdient doch Beachtung, was der Verfasser weiter bemerkt: „Offenbar gehört *μέσον* gar nicht zu *αἰόλαι*, sondern zum Zeitwort, mitten auf dem Weg wie Od. 14, 300. *ἡ νηῦς θέεν . . . μέσσον ὑπὲρ Κρήτης*," durch welche Beziehung allerdings die Rede der gewöhnlichen Form näher gebracht wird. Der ursprüngliche Begriff von volvere tritt in Od. 20, 27 *ὡς δ'ὅτε γαστέρ' ἀνὴρ . . . ἔνθα καὶ ἔνθα αἰόλλῃ* deutlich hervor und der *κορυθαίολος Ἕκτωρ* wird wohl auch in Zukunft der Helmbuschschüttler bleiben. Dieser Busch besteht, wie bekannt, aus einem Pferdeschweif, der nicht schillert, wohl aber bey stürmischem Gange sich rasch bewegt, und *κορυθαίολος* ist keineswegs synonym mit *κορυθάϊξ*, das auf ein ganz anderes Etymon, auf *ἀίσσω* zurückweiset, das Döderlein ebenfalls in den Zauberkreis von *ἀΐηναι* gezogen hat. Er bemerkt „den Commentar zu diesem Beywort gibt Il. 6, 49;" indeß dort ist nichts zur Erklärung zu finden und wahrscheinlich sind die Verse 469, 470 gemeint *ταρβήσας χαλκόν τε, ἰδὲ λόφον ἱππιοχαίτην, δεινὸν ἀπ' ἀκροτάτης κόρυθος νεύοντα νοήσας*, wo aber nicht der Begriff des Schillerns gegeben ist, sondern im *δεινὸν ἀπὸ κόρυθος νεύειν* der von *ἀίσσειν* abgeleitete erläutert wird. Ist auch nicht mit Monje zu übersetzen: der gewaltige Stürmer im Helmbusch, so ist doch in dem furchterregenden Schwanken des Helmbusches der Begriff des Heranstürmenden ausgedrückt, der mit dem des Schimmerns und Schillerns nichts gemein hat.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Wirtembergisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem königlichen Staatsarchiv[e] in Stuttgart. Erster Band. Stuttgart in Commission bei F. H. Köhler. 1849. 4. (XX und 458 S.). Auf der Kehrseite des Titelblattes steht: „Druck von Blum & [l. und] Vogel in Stuttgart"; unter der Vorrede nur: „Kausler, Archivrath."

---

Es gewährt uns großes Vergnügen, ein Werk anzeigen zu können, welches schon durch sein prachtvolles Aeußere, nämlich das starke und weiße Papier und den herrlichen Druck, das Auge des Kenners fesselt, mehr aber noch durch sein reiches und wohlgeordnetes Innere den betheiligten Forscher befriedigt, und nicht nur dem Lande seiner Geburt, sondern auch dessen Veranlassern und Förderern, zumeist aber dessen bescheidenem Herausgeber, große Ehre macht.

Unsere Zeit ist so arm an Schöpfungen der Art, daß wir Dies nicht stark genug hervorheben können; und wir müssen hier den Wunsch beifügen, daß die in dortigem Lande herrschenden Streitigkeiten zwischen Regierung und Volke nicht störend auf die Vollendung obigen Urkundenwerkes einwirken möchten.

Nun zum Inhalte vorliegender Schrift! Das Ganze soll alle wirtembergischen Urkunden [1]) von der ältesten Zeit bis zum J. 1313 enthalten; der 1. Bd. geht aber nur bis zum J. 1137, worauf ein Anhang und ein Nachtrag folgen. Doch wir müssen unsern geehrten Lesern den Inhalt des gehaltvollen Buches genauer darlegen!

a) Vorrede V. — XII. S.;
b) Statistische Uebersicht über das Urkundenbuch XIII. — XX. S.;
c) Abdruck der Urkunden vom J. 680 — 1137, I. — CCCV. Nr., oder 1. — 387. S.;
d) Anhang. Das comburger Schenkungsbuch aus dem Anfang[e] des zwölften Jahrhundert[e]s, 1. — 22. Nr., oder 391. — 405. S.;

---

1) Es sind hierunter nur Urkunden im engern Sinne verstanden, und alle sonstigen geschichtlichen Aufzeichnungen ausgeschlossen. Wir wünschen aber, daß es der wirtembergischen Regierung gefallen möge, nach Vollendung dieses Urkundenbuches auch letztere Geschichtsquellen herauszugeben, nämlich

a) alle Chroniken, Legenden, Schenkungen ꝛc., welche sich auf die Urgeschichte Wirtemberg's beziehen, besonders aber
b) die deutschen Geschichtsquellen des Landes, sowohl in gebundener, als ungebundener Rede, ohne ängstlich darnach zu fragen, ob ihr Inhalt geschichtliche Wahrheiten enthalte.

Mit den Aufzeichnungen der letzteren Art, sowohl a) als b), begann bekanntlich Mone seine Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Ueberdies hat Hr. Kausler durch Herausgabe seiner „Denkmähler altniederländischer Sprache und Literatur (2 Bde., Tübingen 1840. u. 1841. 8.)" schon gezeigt, daß er mit solchen Schriften umzugehen weiß.

e) Nachtrag, A. — F., vergessene Urkunden aus d. J. 760 — 1106 enthaltend, 407. — 412. S.;

f) Verbesserungen und Zusätze 413. und 414. S.; endlich

g) Orts- und Personenregister 415. — 458. S.

Hieraus läßt sich der Inhalt des Urkundenbuches beiläufig erkennen; schärfere Kenntniß gewährt natürlich die eigne Ansicht des Buches, welche wir allen Forschern bestens empfehlen wollen.

Nun zum **Aeußern** unseres Werkes! Daß dieses prachtvoll sei, sagten wir schon oben; es ist nämlich Großquart mit breiten Rändern, und der Druck ist so gefällig, daß der Schreiber dieser Zeilen (welcher alle Ursache hat, seine Augen zu schonen) die aus Petitschrift gesetzten Anmerkungen ohne die geringste Anstrengung bei Lichte lesen konnte. Dennoch gibt es Einiges, was näher angezeigt, vielleicht auch gerügt werden muß.

1) Das ganze Buch trägt römisches Gewand, und auch das Neudeutsche ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

2) Am Anfange der Silben und Wörter stehen überall **Schlußesse** (s), und die urkundlichen **Anfangsesse** (ſ), welche früher auch am Ende der Wörter gesetzt wurden, sind ausgerottet.

3) Die eignen Namen der Urkunden wurden nicht durchschossen, sondern erhielten durchaus große Anfangsbuchstaben; Letzteres geschah auch gleichmäßig bei allen Satzanfängen.

4) Die störenden Punkte der Urkunden wurden beseitigt und dafür neuere Unterscheidungszeichen gesetzt.

5) Jeder Urkunde ist eine römische Nummer [wir wünschten deutsche], sodann der kurze Inhalt [in Kursivschrift], endlich Ort und Zeit der Ausstellung vorgesetzt.

6) Die Personennamen der Ueberschriften entsprechen nicht überall denen der Urkunden, sondern sind manchmal ohne Ursache erneut, z. B. Hiltger st. Hiltigär (43. Nr.); das falsche -hard (z. B. in Bernhard, obgleich von -hardus) sollte auch vermieden sein.

7) Das Datum lautet z. B. immer so: „Frankfurt 846. Juli 18.“, d. h. es ward zuerst der Ort, dann das Jahr, dann der Monat, endlich der **Tag** der Ausstellung angegeben. Aber „Juli 18.“ ist nicht deutsch; ja „18. Juli“ ist nicht einmal richtig, weil das Jahr nur einen Juli hat, nicht 18. Davon sprachen wir schon anderwärts. Urkunden von Obermoschel 82. S.

8) Jeder Urkunde ist mit kleinerer Schrift nachgesetzt: a) der Fundort, b) der seitherige Abdruck, c) die Nachweisung der Ortschaften, d) die Berechnung des Datums, endlich e) die Beschaffenheit des Siegels, Alles mit gewohnter Genauigkeit. — Daß dem Werke keine Siegel-Abbildungen mitgegeben wurden, können wir nicht billigen; eine auch noch so genaue Beschreibung gewährt uns nur eine mangelhafte Vorstellung des Siegelbildes. Aber die Umschrift musste hier stehen.

9) Daß die Abkürzungen der Urkunden fast sämmtlich aufgelöst wurden, wird Jedermann billigen; es gibt nichts Störenderes für den gewöhnlichen Leser, als die Beibehaltung solcher Abkürzungen. Daß ihre Auflösung aber nicht nach allgemeinen Grundsätzen (wie man sie Anfängern zu geben pflegt) geschehen sei, dürfen wir hoffen. Diese Auflösungen müssen nämlich geschehen nach dem Geiste a) des Jahrhundertes, b) des Landes oder der Kanzlei, und c) des Schreibers jeder Urkunde; daher sind allgemeine Regeln unzureichend, und nur langjährige Uebung an einem größeren Briefhause (wie z. B. unser Reichsarchiv) verschafft dem Urkundenforscher allmählich die Fertigkeit, jede Abkürzung möglichst fehlerfrei aufzulösen.

(Fortsetzung folgt).

## Homerisches Glossarium von Ludwig Döderlein.

(Fortsetzung.)

Demnächst wird in Nro. 6. dieses Abschnittes an ἀήρ, ἤερα, ἠέριος, ἠέρι nicht nur ἠερόεις sondern auch die konkretere Form εὐρώεις angefügt, mit der Bemerkung: „Es ist eine uralte, vielleicht dorische Form, aus ἀϝερόεις entstanden, welches sich zu ἠερόεις ebenso verhält, wie ἀϝάλιος zu ἠέλιος.“ Die Analogie hat viel Verführerisches, ob man gleich, von ihr so zu sagen, durch dick und dünn aus ἀῆναι in εὐρώς, aus dem Wehen in den Moder geführt wird; aber eben darin liegt das Bedenkliche des Verfahrens und wer mit εὐρώς robigo, aerugo Rost vergleicht und dazu aes, aeris, was in aerugo liegt, zieht, wird geneigt seyn, für die Form mit ο oder ω nach ρ: ἠερόεις und εὐρώεις eine ganz andere Wurzel mit dem Begriff des Dunkeln, Rostigen und Vermodernden anzunehmen, die zu den aus ἀήρ in demselben Verhältniße des Gleichklanges steht wie aes, aeris zu aer, aeris.

Ebensowenig wie ἄελλα sind εὖρος Südostwind und οὖρος, was Seewind übersetzt wird, auf ἀήναι zurückzuführen. Οὖρος hat nicht den Begriff des Seewindes, sondern des vorwärtsbewegenden und darum günstigen; er ist der ἴκμενος, πλησίστιος κάλλιμος und weis't darum auf die Wurzel ορ in ὄρνυμι und den Begriff der Bewegung des Vorwärtsbringens deutlich genug hin. In noch größere Verwunderung wird man durch Beziehung von αὐλός auf ἀῆναι versetzt, wo der Mittelbegriff von flare und „Flöte“ zu Hilfe genommen wird, während doch αὐλός und κοῖλος, hohl, zur Vergleichung nahe lag, und ὁδοὶ ἔναυλοι Il. 16, 71 nichts anders sind als κοῖλαι ὁδοὶ Il. 23, 419. Der Verfasser kommt dann auf ἀείρειν, αἴρειν, ἀερίζειν, ἠερέθεσθαι, ἄορ, ἀορτήρ, παρήορος, deren Beziehung auf ἀῆναι wohl mit großer Bestimmtheit abzulehnen ist; die Grundform ἀείρω d. i. ἀϝέρω führt auf φέρω lat. fero mit dem intensivum, das nebst dem Digamma in der erweiterten Form von ἐρύω in ἀϝερύσας noch deutlich zu Tage liegt und mehr witzig als ernsthaft ist es wohl, wenn, um aus ἀῆναι auf ἀείρειν zu kommen, aus dem Begriff von Wehen in den des Aufhebens, der Verfasser das Verhältniß von Lüften zu Lupfen beyzieht, wo lüften doch nichts Anderes heißen kann als Luft machen; lupfen aber, was in Parenthese nach lüften gesetzt wird, gar nicht hieher gehört. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß ἄορ, das Aufgehängte, ἀορτήρ, παρήορος ebenso natürlich mit dem Begriff von Aufheben zusammenhängen, wie ihnen der von ἀῆναι widerstrebt.

Nro. 17 wird dann in Form einer Frage beygefügt, ob auch Ἄρης als Mörder durch ἀήρης, ἀείρω zu erklären sey, wo die sogenannte Heischeform ἀέρης sich noch obendrein in ein kurzes α verdünnen würde, um Ἄρης zu liefern, das nur im Vocativ Ἄρες, Ἄρες seine Kürze durch die Gewalt des Ictus einmal verlängert. Der Verfasser vergleicht mit Recht Mars mit Ἄρης, dessen offene Form Mavors nicht auf μετα-ἄορτος, wie er will, hinweis't, wohl aber in der vordern Sylbe auf μα in μαίομαι, μεμαώς, während ors in oc, ὄρνυμι deutlich zum Vorschein kommt.

Ganz willkührlich ist sodann die Annahme, daß aus ἀείρειν als drey Verba contracta αἴρεῖν, ἀρᾶσθαι und ἀπαυρᾶν hervorgehen, (wo übrigens αἴρεῖν wohl αἰρεῖν sein soll), denn Göttling hatte Recht, in Hes. Er. 474 βιοτοῦ αἰρεύμενον festzuhalten, welches Döderlein ohne Grund für eine Akyrologie hält; die Vergleichung von αἴρέω mit haereo deutet für dieses Wort auf eine andere Wurzel hin. — Ἀρᾶσθαι soll aus ἀείρασθαι entstanden seyn, und um es mit ἀείρω zusammenzubringen wird an χεῖρας ἀεῖραι Il. 7, 130 erinnert. Wie aber, wenn dieses zusammenhängt, konnte dann Il. 3, 318 λαοὶ τ' ἠρήσαντο θεοῖσι δὲ χεῖρας ἀνέσχον nebeneinanderstehen? Der Begriff von ἀρή, Verwünschung, Fluch, kommt dazu mit seiner Verlängerung in ἀρειή, um hier auf eine andere Wurzel schließen zu lassen, wenn sie auch in der uns erhaltenen Gräcität nicht sollte gefunden werden.

Noch schlimmer steht es mit Beziehung von ἀπαυρᾶν, wegnehmen, ἀπούρας disterminans und ἐπαυρεῖσθαι, genießen, und gar mit εὑρεῖν, finden,

wenn das Alles in der großen Arche von *ἀῆναι* untergebracht werden soll. *Ἀπαυρᾶν* hat offenbar sein Analogon in fraudari, wie *ἀπούρας* in *ὅρος* terminus, und so wird auch der Nexus zwischen *ἐπαυρεῖσθαι* und frui nicht zu verkennen seyn, obgleich im Aktiv *ἐπαυρεῖν* sich der Begriff in ein bloßes Berühren abgeschwächt hat; wohin übrigens *εὑρεῖν*, finden, zu beziehen, ist auch nach Buttmann's Auseinandersetzung nicht gewiß; sicher nur, daß es ebenso wenig wie *εὖρος* mit aura zusammenhängt.

Nr. 22 werden dann *ἄρνυμαι*, *αἴνυσθαι*, *ἔξαιτος*, *αἰτεῖν* mit gleicher Willkührlichkeit hieher gezogen und Nr. 23 *ἀίσσειν* auf *ἀῆσθαι* bezogen, dem sich *ἀιχμή* *αἰχμάζειν* *τριχάικες*, *αἴξ*, der Sturm, mit *αἰγίζειν* aus *αἰγανέη*, deßgleichen *αἴξ*, die Ziege, und *ἴξαλος* anschließen. Hier liegt Vieles durcheinander, was der Verfasser mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit künstlich zusammengefügt aber nicht natürlich verbunden hat; sicher nur ist der Zusammenhang von *ἀίσσω* mit vis, und dem Begriffe des Gewaltsamen in Bewegung und in Sturm.

Den Reigen schließen *Ἥρη*, die als Göttin der Luft mit *ἀήρ* und *αἰθήρ* zusammengebracht wird, welches seinerseits so bestimmt auf *αἴθειν* zurückweis't, wie *ἀήρ* auf *ἀῆναι*, *Ἡρακλῆς* folgt ihr und den Schluß macht *ἥρως*. Der Verfasser bemerkt: „dieß ist offenbar die dichotomische Form von *ἥρωτος*, wie *ἀπτώς*, *εὐάλως* zu *ἄπτωτος*, *εὐάλωτος*. Die *ἥρωες* wären demnach *ἠερωτοί*, zu Luft gewordene Menschen, in der Luft schwebende Geister. So erscheinen nun freylich die homerischen Heroen keineswegs, aber wie viel älter mag auch das Wort und der Begriff *ἥρως* seyn als die homerischen Gedichte!“ Das wird denn im Folgenden des Weitern ausgeführt mit Bezug auf *μάκαρες*, die im vorhomerischen Urgriechenthum nur als *μακροί* gedacht worden wären, und beym Homer sich in die Glücklichen vergeistigt hätten; auch der Ossianischen Luftgeister als der unsterblichen Todten wird gedacht, welche der Erde entrückt sind. Gegen diesen Schwung der Verbindung machen wir nur die Kraft des unscheinbaren Spiritus asper geltend, der die Hera, den Herakles und Heros unsern Terminis hehr (erhaben), Heer (exercitus) und Herr (dominus) näher rückt und sie vor der Gefahr schützt, in Luftgeister und Lufterscheinungen verwandelt zu werden, wenn gleich der Verfasser die Identifizirung mit Herr und herus als eine oberflächliche von sich weis't. Es ist schlimm, wenn man das auf der Oberfläche und gleichsam auf offener Hand liegende ablehnen muß, um sich zu so unbestimmbaren und haltlosen Vorstellungen zu erheben, wie sie diesen Hypothesen hier zu Grunde liegen.

Faßen wir das Einzelne der Erinnerungen übersichtlich zusammen, so hat der Verfasser Formen von wenigstens 18 Stämmen auf Eine Wurzel ohne sichere Begründung zurückgeführt, und auseinander treten 1. *ἀῆναι ζαής*, *ἀκραής*, *ἀήρ*, *ἠέριος*, *αὔρη*, u. a. — 2. *αἰετός* aquila, Aar — 3. *αἰόλος* (volvo) *αἰόλλειν*, *ἕλλὸς* u. a. — 4. *εὐρώς* (aerugo Rost) *εὐρώεις* — 5. *οὖρος* (*ὄρνυμι*) — 6. *ἄελλα* (procella *κέλσαι*) — 7. *αὐλός*, *ἔναυλος* (*κοῖλος* hohl) — 8 *ἀείρω* (fero), — *ἄορ*, *ἀορτήρ*, *παρήορος* u. a. — 9. *Ἄρης* (Mavors) — 10. *ἀρή*, *ἀρᾶσθαι* — 11. *ἀπαυρᾶν* (fraudari) — 12. *ἐπαυρεῖν* (frui) — 13. *εὑρεῖν* — 14. *αἴνυσθαι*. — 15. *αἰτεῖν*, *ἔξαιτος*. — 16. *ἀίσσειν*, *τριχάικες* u. a. — 17. *αἰχμή*, *αἰχμάζειν*. — 18. *Ἥρη*, *Ἡρακλῆς*, *ἥρως*, wozu gelegentlich noch *αἰθήρ*, *αἴθειν* sich als 19 Nummer gesellt. Wir glauben damit die Methode des Verfassers hinlänglich bezeichnet zu haben; sie bleibt sich im Folgenden treu, obgleich nicht wenige Artikel, besonders die kürzern von ihrem Uebermaße frey sind. — Das Buch ist auf jeden Fall ein bedeutendes, wird aber erst dann seinen rechten Nutzen haben, wenn es Anlaß gibt, die hier angeregten Forschungen von andern Seiten aufzunehmen und weiter zu führen; dadurch aber das Haltbare als den eigentlichen Gewinn und den Waizen von dem Willkührlichen, Gewagten und Unstatthaften auszuscheiden, was sich einer jeden kritischen Tritura zumal bey einem so zähen Stoffe und bey einem Gelehrten gesellt, dem zu Scharfsinn auch große Beweglichkeit des Geistes und ein so bedeutender Vorrath von gründlichen und umfassenden Kenntnißen zu seinen kühnen Combinationen zur Verfügung steht.

Fr. Thiersch.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Wirtembergisches Urkundenbuch.

(Fortsetzung).

10) Was wir schon oben (nach 2) hätten bemerken sollen, sei hier zum Schlusse gesagt, daß nämlich in diesem Urkundenbuche die u und v geordnet, d. h. nach heutiger Weise gesetzt sind, ein Punkt, welchen wir zu guter Letzt mißbilligen müssen. Der Herausgeber einer alten Urkunde (zumal eines Originales) soll **gar Nichts** ändern, also die großen und kleinen Buchstaben, die Anfangs- und Schlußesse, auch die u und v wiedergeben, wie er sie findet. Denn daß ein Alter so und nicht anders schrieb, geschah in der Ueberzeugung, daß es das Rechte sei; diese Ueberzeugung muß man ehren. Unsere Gedanken können wir schriftlich einkleiden, wie es uns recht dünkt. — Nur die Auflösung der Abkürzungen, und die Anwendung neuer Unterscheidungszeichen ist dem Herausgeber alter Urkunden zu gestatten, weil Beides keine Verfälschung, sondern eine Verdeutlichung derselben ist, wodurch wir dem gewöhnlichen Leser ihren Gebrauch erleichtern. Nicht minder zweckmäßig erscheint es, die eignen Namen (sowohl Haupt-, als Beiwörter) im Drucke durchschießen zu lassen, weil sie dadurch besser in's Auge fallen; diese Hervorhebung wird nothwendig, wenn sie (wie öfters) mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben sind.

Dies hatten wir ungefähr über das **Aeußere** des wirt. Urkundenbuches zu bemerken, wozu etwa noch kömmt, daß der Herausgeber unbedeutende Fehler der Urkunden berichtigte, doch diese Berichtigung in Klammern beifügte, oder unter dem Texte anzeigte, oder endlich fehlerhafte Buchstaben durch Kursivschrift auszeichnete.

Was nun das **Innere** der vorliegenden Urkunden betrifft, also die ganze Abfassung, die Echtheit oder Unechtheit, die geschichtliche Verwendung, die Oertlichkeiten und Persönlichkeiten u. s. w.; so hat der Hr. Herausgeber, in Verbindung mit seinem Nachbarn Dr. Stälin, dem neuesten Geschichtschreiber Wirtemberg's, so brav gearbeitet, daß wir Wenig hinzuzufügen finden, was auch schon darum unsere Absicht nicht ist, weil wir auf wirtembergischem Grund' und Boden eigne Studien zu machen amtlich nicht veranlasst wurden. Wir wollen also hier nur einige Bemerkungen und Berichtigungen mittheilen, wie sie uns gerade zur Hand kommen.

I. Sehr gefreut hat es uns, einmal die alten Irrthümer über den Namen **Wirtemberg** (falsch: Württemberg) abschütteln zu können. Hier tritt nämlich die älteste Form des genannten Bergschlosses auf; sie lautet: „Cuonradus de *Wirtinisberk.*“ 241. Nr., Urk. vom 2. Mai 1092, ausgefertigt zu Ulm. — *Wirtinis*-berk heißt Berg des **Wirtin**, dieses aber: der junge **Wirt**, was ein eigner Name ist, aber auch unser Wirt (falsch: Wirth) sein könnte, dessen frühere Bedeutungen Schmeller IV. 163. und Graff I. 932. verzeichnen. Ableitungen von wirt (auf -in und -un, -inc und -unc, mit vorausgehendem t und d) kamen mir vor, ich habe sie aber leider nicht aufgeschrieben. — Die zweitälteste Form obigen Na-

mens gewährt schon dem Sprachforscher keinen Anhalt mehr; sie lautet: „Cuonradus de *Wirdeneberch.*“ 280. Nr., Urk. vom 28. Dez. 1123, ausgefertigt zu Speier.

Somit wäre dieser Streitpunkt auch abgethan; es bleibt nur noch übrig, **Wirt** als eignen Namen nachzuweisen. Ob aber der Name eines alten Bergschlosses geeignet sei, ein **Land** damit zu benennen, dessen Bewohner **Schwaben** sind, mögen die Betheiligten untersuchen. Gewiß ist auch, daß es eine Grafschaft Wirtemberg ursprünglich nicht gab. Sieh: Genealogisches Staatshandbuch, 66. Jahrg. (Frankf. a. M. 1835. 8.), 314. S.

II. In der oben angeführten Urkunde vom J. 1092 erscheint als Zeuge: Hugo de *Crauinegga*, wozu die Bemerkung gesetzt ist: „Grafeneck, O. A. Münsingen, das räthselhafte Creginecka in der Urk. v. 1033 S. 262. erklärend.“ — Dieses Citat ist unrichtig, und dafür zu lesen: „Urk. v. J. 1037, 264. S.“ — Hier steht allerdings: Hugo, comes de *Creginecka*, und letzteres ist nur ein Hörfehler st. Crevinecka, d. h. Grafeneck (niederdeutsch). Uebrigens muß auch der Mannsname Crago (d. h. Hals) in jener Gegend üblich gewesen sein; denn davon kömmt Cregilo, und davon wieder Cregilingen, jetzt Kreglingen. Sieh: Creglingen und seine Umgebungen, herausg. von Otmar F. H. Schönhuth (Mergentheim 1846. 12.), 3. S.

In der Aufschrift obiger Urkunde v. J. 1037 schlich sich überdies ein böser Fehler ein; st. „Bischof Gebhard von **Würzburg**“ lies: Bischof Gebehart von **Regensburg**. In Wirzburg regierte damals, d. h. 1034 — 1045, Bischof Bruno, ein Herzog von Kärnthen.

III. Ein merkwürdiges Versehen zeigte mir Hr. v. Kausler selbst an. Der Tausch zwischen dem fuldaischen Abte Hatto I. und dem Grafen Sigihart steht richtig unter dem J. 848 (115. Nr.), und noch einmal unter dem von Schannat angesetzten, unrichtigen J. 856 im Nachtrage (D.), weil die falsche Jahrzahl den Wahn veranlaßte, die Urkunde sei vergessen worden. — Das hier vorkommende Dorf Hengesfelt (d. h. Hengistfelt, Hengstfeld) ist übrigens kein ausgegangener Ort, sondern heißt jetzt Pferdsfeld, und liegt im A. Lichtenfels; der Hengst war den Bewohnern anstößig. Sieh: Aelteste Geschichte Bayerns von Dr. Georg Thomas Rudhart (Hamburg 1841. 8.) 566. S.

IV. In der Urkunde vom J. 1100 (256. Nr., Stiftung des Klosters Ochsenhausen) erscheint unter den Zeugen ein Adelgoz de *Luzelunburg* (vgl. 288. Nr.), mit der Anmerkung: „Lützelburg, unermittelt.“ — Ein Amtsgenosse versicherte aber, bei Durach ($1\frac{1}{2}$ St. südlich von Kempten) sei ein altes Schloß d. N. nebst einem Bauernhofe gestanden, und letzterer noch vorhanden.

Wohl fanden wir selbst in einer Urkunde des k. Reichsarchives v. J. 1209 ein „Predium in Lucelunburc“; letzteres wird aber das Pfarrdorf Lützelburg (Ldg. Göggingen) sein, und als zu entfernt nicht hieher gehören. Der Name Luzilunburg, d. h. luzilun burg (3. End.), bedeutet übrigens: „[zu der] kleinen Burg oder Stadt.“

Hier seien auch die Geschichtschreiber erinnert, daß die Form **Luxemburg** allemal falsch, und deßhalb zu meiden ist, indem die Denkmähler des Mittelalters nur Luzilunburc bieten. Schon früher warnten wir davor. Urkunden v. Obermoschel 6. S.

V. Die im Nachtrage (B.) mitgetheilte Urkunde vom J. 815, Zehentstreitigkeiten zwischen dem wirzburger Bischofe Wolfger und dem fuldaer Abte Ratgar betr., hat mich lang und viel beschäftigt; vergl. Gelehrte Anzeigen vom J. 1849, 139. Nr. Es wird aber kaum möglich sein, Alles in's Reine zu bringen, wenn nicht das Original, welches Mönch Eberhart noch im 12. Jh. kannte und abschrieb (Cod. dipl. fuld. 323. Nr., Anm.) wieder zum Vorscheine kömmt. Wir wollen deßhalb an die Anmerkungen des letzten Herausgebers hier nur einige Berichtigungen anknüpfen.

1) Statt Eckhardt oder Eckart (wie anderwärts steht) ist überall Eckhart zu schreiben; ebenso Dronke st. Droncke (XII. S. d. Vorr.).

2) Das verschriebene Mechitamunil (jetzt Möckmühl) sollen wir in Mechitamuhil berichtigen, was falsch ist; es muß vielmehr Mechitamulin heißen. Vergl. die Trad. et ant. fuld. 4. 25. u. 34., sowie unser Urkundenbuch selbst (190. Nr., Urk. v. J. 976).

3) Huniohaм kann nicht in der Urkunde gestanden haben, sondern entweder Huniohain (zgzg. aus Huniohagin), oder Huniohan; letzteres steht bei Pistorius Trad. fuld. II. 207. Mönch Eberhart hat Hunehan 13. 1., aber auch Huneham 43. 6., was auffällt; denn nur Ersteres war im 12. Jh. richtig.

Das Kirchdorf Hünhan liegt zwischen den Städtchen Burghaun und Hünfeld, am linken Ufer der Haun, im A. Burghaun, nicht Burgham, wie Kausler a. a. O. schreibt [2]).

---

2) Wir müssen hier unsere werthen Leser auf einen Mißstand aufmerksam machen, welcher die beiden Länder Kurhessen und Nassau betrifft; beide besitzen nämlich weder ein Urkundenbuch, noch eine verlässige und vollständige Ortsbeschreibung, eben weil das Urkundenbuch fehlt, und man sich mit veralteten und fehlerhaften Urkunden-Abdrücken behelfen muß. Hier sollten doch einmal die einschlägigen Regierungen helfen; denn wer bürgt ihnen für die Sicherheit ihres Urkundenschatzes? — Von Kurhessen liegt zwar folgendes Verzeichniß vor:

„Versuch eines chronologischen Verzeichnisses hessischer Urkunden; 1. Theil, welcher die Urkunden vom 8. Jahrh. bis auf die Regierung Landgrafen Heinrich's des Eisernen († 1377) enthält. Rinteln 1796. 8. Verfasser: Bernhart Christian Duysing."

Dieses Werk genügt aber nicht mehr, und statt dasselbe fortzusetzen, beschloß vielmehr der geschichtliche Verein zu Kassel, „daß lieber ein selbstständiges, und zwar etwas ausführlicheres Verzeichniß verfaßt und herausgegeben werde." — Ob Dies geschah, wissen wir nicht; wenigstens kam uns bis jetzt Nichts davon zu Gesichte. Dagegen erschien folgendes brauchbare Werk:

„Beschreibung des Kurfürstenthumes Hessen von G. Landau. Kassel 1842. 8."

Dieser Schrift wünschten wir eine neue berichtigte Ausgabe für's — Volk, dann aber auch eine vollständige Ausgabe für — Gelehrte; denn vollständig ist obiges Werk gar nicht, es fehlt z. B. unser Hünhan und vieles Andre. Es muß aber zur Entschuldigung des Verfassers angeführt werden, daß ihm nicht Zeit genug gelassen ward, um mit der nöthigen Gemüthlichkeit arbeiten zu können. Er ward vielmehr dergestalt gehetzt, daß er nach Vollendung des Buches erkrankte. Hinc illae lacrymae!

Uebrigens besitzt Kurhessen einen Vorzug, dessen sich wenig kleine Länder werden rühmen können, nämlich ein Kartenwerk von seltener Vollständigkeit, wenn auch nicht durchgängiger Richtigkeit; sein Titel ist folgender:

„Straßen-, Orts- und Flußkarte von Kurhessen, entworfen bei kurf. Oberbaudirekzion nach den von den Baumeistern aufgenommenen Plänen, und mit Benutzung handschriftlicher Materialien, unter Mitwirkung des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde bearbeitet von H. Reuße. 1839 (13 große Blätter)."

Einer der Hauptveranlasser dieses großartigen Kartenwerkes (welches auch einen großen Theil der Nachbarländer enthält) war Archivar Landau, dessen gütiger Vermittelung ich seinen Besitz verdanke, und dasselbe hiemit allen Geschichts- und Ortsforschern bestens empfehlen will.

Was nun das Herzogthum Nassau betrifft, so ist aus verschiedenen, zur Oeffentlichkeit gelangten Klagen des Hrn. Dr. Friedemann, Oberschulrathes und Archivsdirektors zu Idstein, bekannt, welche Hindernisse dessen Regierung (zumal die Landstände) der Herausgabe eines nassauischen Urkundenbuches entgegenstellten; und doch verlangte Dr. Friedemann vorläufig nur 150 Gld.! Endlich hat sich die geistliche Oberbehörde bereit erklärt, den Druck der Klosterurkunden zu bestreiten; und so wird doch nach vielem Hin- und Herschreiben vielleicht Etwas geschehen!

Zur Zeit liegen für die Landeskunde Nassau's folgende Werke vor:

a) Historische Topographie des Herzogthumes Nassau von C. D. Vogel; mit einer illuminierten Gaukarte von Nassau. Herborn 1836. 8. Ferner:

b) Beschreibung des Herzogthumes Nassau von C. D. Vogel. Wiesbaden 1843. 8. (Dabei die schöne Karte von August Ravenstein. Frankfurt a. M. 1843. gr. Fol.).



Hunio-hagin heißt übrigens „Dornbusch der Hune" also derselben Grundbesitzer, von wel-

chen auch Hünfeld (urk. Huniofelt) und die Haun (urk. Hunaha) ihren Namen empfingen.

4) Ueber das Dorf Hemmingeshuus konnten wir so Wenig ausmitteln, als Hr. Kausler, oder Archivar Landau in Kassel, an welchen wir uns wandten; es lag nach Pistorius I. 106. am Ufer des Flusses Sinn. Wenn es also nicht **Wernerz** ist (zwischen Brückenau und Eckarts); so bleibt Nichts übrig, als mit Dahl den Ort **Mernes** (im Ldg. Orb) dafür zu nehmen, obgleich dieses Kirchdorf nicht an der Sinn liegt, sondern an einem Nebenbache derselben, genannt Jossa. Sieh: „Der Sinngau von Dahl," abgedruckt in: Archiv von Pertz, 6. Bd. (Hannover 1831. 8.), 520. S. [3]).

Mingershausen, was Schannat Buchon. 434. als heutigen Namen von Hemmingeshuus angibt, kam uns nirgends vor; es wird eben Mernes sein, wofür die Karten Mernerts bieten.

5) Den Ort Kinzihhia vermochten wir gleichfalls nicht aufzufinden; er lag offenbar an der Kinzig, im A. Schlüchtern. Hoffentlich werden uns Landau's Wüstungen (4. Hft.) bald Aufschluß hierüber geben.

(Schluß folgt).

---

Man kann nicht läugnen, daß Hr. Dekan Vogel eine tüchtige Geschichts- und Ortskenntniß besitze, auch fleißig gearbeitet habe, besonders beim letztern, umfangreichen Werke (es zählt VI u. 890 S.); aber es fehlt der Geschichte Nassau's überhaupt (wie gemeldet) die diplomatische Grundlage, welche nur durch ein verlässiges Urkundenbuch gewonnen werden kann. Ueberdies besitzt Hr. Vogel keine gründliche Sprachkenntniß; so z. B. wird (um nur Eines zu erwähnen) der Name der Burg Arnstein für eine Verkürzung von Arnoldstein erklärt (199. S.). Arnstein (urk. Arin-stein) heißt Adlerstein (von aro, Adler). — Ueberhaupt will die Sprachforschung im Nassauischen keine rechten Wurzeln schlagen; es müßte denn sein, daß man heidnisches Wissen darunter verstände. Dies im Vorbeigehen!

3) Da immer mehr und verlässigere Urkundenwerke an's Licht treten; so zeigt sich immer deutlicher, wie schlecht wir mit den seitherigen Gaubeschreibungen berathen waren. Besonders fand Dies Unterzeichneter in denjenigen Gauen, in welchen er seine Knaben- und Jünglingszeit verlebte. Er entschloß sich daher, sämmtliche Gaue des Fürstenthumes Buchen neu zu bearbeiten, und mit dem westlichen Grabfelde zu beginnen. Wie er diese Arbeit nach mehrmonatlichen Anstrengungen vollendete, und wie schlechte Ehre er damit bei einer hohen Körperschaft aufhob, ist zur Genüge bekannt. Sieh: „Kleine Beiträge ꝛc., 1. Heft (München 1850. 8.), 9. S. ff," wo auch Proben abgedruckt sind; andere werden noch folgen.

Zu den dort (10. u. 11. S.) angeführten baierischen Gaubeschreibungen, und zu der hier oben erwähnten, übrigens dürftigen Beschreibung des Sinngaues will ich noch einige andre fügen, da ihre Kunde befreundeten Mitforschern willkommen sein dürfte.

a) „Versuch einer geographischen Beschreibung des östlichen Grabfeldes," abgedruckt in: Neue diplomatische Beiträge zu der fränkischen und sächsischen Geschichte, herausg. von Johann Adolf Schultes, 1. Th. (Baireuth 1792. 8.), 287. — 350. S.

b) Darauf gebaut ist der 2. Bd. folgenden Werkes:

„Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld von Johann Andreas Genßler. Schleusingen 1802. 4."

c) Ferner erschien: „Beschreibung des alten Sale- oder Salzgaues, von dem Oberbibl. Hofr. Dr. Lebret in Stuttgart," abgedruckt in: Archiv ꝛc., 4. Bd. (Frankf. a. M. 1822. 8.), 570. — 582. S.

d) Endlich erhielten wir noch: „Der alte Maingau, beschrieben von dem Kirchenrathe Dahl zu Darmstadt," abgedruckt in: Archiv von Pertz, 6. Bd. (Hannover 1831. 8.), 504. — 519. S.

Alle diese Gaubeschreibungen sind unverlässig, und die Forscher sind gemahnt, sich ihrer Führung nur mit Vorsicht anzuvertrauen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann. Leipz. 1850. 483. S. 8.

Glücklicher Weise giebt es heut zu Tage nur noch wenige Anhänger einer physiologischen Schule, welche im Selbstgefühl ihrer kühn aufgeführten Hypothesen von der Dynamis in den Organismen auch den handgreiflichsten physikalischen Momenten zu spotten für ihre Pflicht halten, welche hinter der selbst angelegten Augenbinde träumen: von dem Leben der Blutkörperchen, die aus innerer freygewählter Selbstbestimmung durch die Adern rollen, ja die lange nach dem Tod des Organismus auf dem Objektglas des Mikroskopes wunderbare Tänze aufführen, und im flimmenden Sonnenstrahl zitternd sich wiegen; träumen von der vitalen Kraft der Gefäße, die dem unermüdlichen Herzen einen großen Theil seiner Aufgabe abnehmen und die Blutmasse weiter pressen, von der Polarität des Blutes und der Gewebe, aus welcher so einfach Circulation, Stase, Entzündung und alle möglichen Zustände der Capillargefäße und ihres Inhaltes sich erklären lassen. Es giebt deren so wenige, daß es nicht nöthig scheint, dem Verfasser unserer Schrift gegen sie ankämpfen zu helfen, oder noch besonders dem physikalischen Standpunkt, welchen er eingenommen, das Wort zu reden. Es genüge nur im Allgemeinen anzudeuten, daß mit Zinnröhren, Därmen oder sonstigen „todten Abfällen“ zu operiren, um die Gesetze des Kreislaufes in dem lebendigen Organismus zu studiren, uns nicht gefährlich scheint, so wie sich durch hinlänglich viele Thatsachen herausstellt, daß die so gewonnenen Erfahrungen in den wesentlichsten Punkten übereinstimmen mit dem, was man an dem unversehrten lebendigen Körper beobachtet hat.

Ich berichte um so lieber die Resultate der in oben genanntem Werke niedergelegten Untersuchungen, welche das Gepräge exacter Forschungen an allen Stellen tragen, als ich durch die Güte des Verfassers bereits schon vor längerer Zeit den größten Theil des von ihm in Gebrauch gezogenen Instrumentariums genau kennen gelernt, bey ihm selbst Untersuchungen damit anstellen gesehen, und mich derselben zu eigenen Forschungen und in meinen Vorlesungen bedient habe, die ganze Methode der Untersuchung somit aus eigener Erfahrung kenne. Hier kann es sich jedoch weniger um weitläufige Mittheilung der einzelnen Experimente und Explication der Apparate handeln, deren Benützung doch nur bey hier viel zu weit führender genauer Anweisung klar werden könnte, sondern bloß um den Bericht der mittelst derselben gewonnenen Resultate.

Das I. Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch starre, gerade und gleichmäßig dicke Röhren.

Zwey Kräfte sind es, welche die durch eine Röhre strömende Flüssigkeit ausübt: die Stromkraft in der Richtung der Längsaxe der Röhre, und der Seitendruck, welcher gegen die Röhrenwandungen wirkt.

Die Stromkraft resultirt aus der Stromgeschwindigkeit, welche dadurch ermittelt wird, daß man das Volum des Wassers, welches in t Zeit-

theilen aus der Röhre abgeflossen ist, mit der Durchschnittsfläche der Röhre dividirt. Es giebt dieß nämlich die Länge eines Wassercylinders, welcher gleich ist der Länge des Raumes, den das fließende Wasser in t Zeittheilen zurücklegte. Das Zeichen für die Geschwindigkeit, ausgedrückt durch den Raum, den ein bewegter Körper in einer Sekunde zurücklegt, sey v.

(Fortsetzung folgt.)

## Wirtembergisches Urkundenbuch.

(Schluß).

Hier steht mit Recht Schlüchtern; das Schluchtern (259. S.) scheint ein Druckfehler zu sein.

VI. Die im Nachtrage (C.) mitgetheilte Urkunde vom J. 816, abermalige Zehentstreitigkeiten des Bischofes Wolfger und Abtes Ratgar betreffend, hätte durchaus nicht aufgenommen werden sollen, da sie offenbar ein Mönchsfabrikat aus dem 11. Jahrhunderte ist, wie wir Dies schon anderwärts nachwiesen. Sieh: Gelehrte Anzeigen vom J. 1849, 139. Nr.

Die beiden Aufzeichnungen dieses erdichteten Kaiserdiplomes hat Dronke in seinem Cod. dipl. fuld. (323. Nr., Anm.) bestimmt angegeben; diese sind nämlich:

a) die besondere Ausfertigung aus dem 11. Jahrh., mit falschem Siegel;
b) die Abschrift des Mönches Eberhart II. 120. b.

Den ersten Abdruck des betrüglichen Machwerkes lieferte bekanntlich Schannat in seiner Historia fuldensis (Francofurti ad M. 1729. Fol.) II. 86. 11., „ex veteri membrana," wie er sagt.

Wie kömmt nun Hr. Kausler zu der Angabe, diese Urkunde stehe auch in der bekannten fuldaischen Handschrift, welche das Todtenbuch enthält (bezeichnet 34. 3. E. 2.)? Der sonst nicht



sehr verlässige Dronke ist wenigstens an diesem Irrthume nicht schuld [4]).

4) Was Pertz über die Handschriften zu Fulda mittheilte (Archiv VII. 105. u. 106.) genügt dem Forscher so wenig, als was Knust späterhin von Paris aus darüber berichtete (das. VIII. 109. u. 110., auch 161.); selbst das Handschriften-Verzeichniß (das. VIII. 624. — 627.) kann nicht erschöpfend genannt werden. Ist doch das dortige Kaiserrecht (Pghs. v. J. 1372 in Fol.) als ein fuldaisches Stadtrecht aufgeführt! Archiv VII. 806.

Damit der Fehler Kausler's nicht von Andern nachgeschrieben werde, und damit auch die oben bezeichnete Handschrift den Forschern genauer bekannt werde, will ich hier deren wichtigen Inhalt mittheilen, soweit ich ihn abwesend erfahren konnte.

Die betreffende Handschrift (Pghs. d. 9. — 11. Jh. in 4., 32 Bl. enthaltend, und von 8 verschiedenen Händen geschrieben) ist offenbar aus einzelnen Lagen und Blättern mehrerer Handschriften zusammengesetzt, und enthält meines Wissens folgende Stücke:

1. Bl. a. Liber mortuorum fratrum monasteriorum (Ueberschrift). Dronke, Trad. et antiq. fuld. XV. S. d. Vorr.
2. „ „ Seelenbund vom 31. März 863. Leibnitz, Script. brunsvic. III. 759.; Dronke 1. Kap.
„ „ b. ist leer.
3. „ a. u. b. Verzeichniß der Mönche unter dem Abte Haicho. 917—923. Schannat, Hist. fuld. II. 142.; Dronke 2.
4. „ „ — 5. Bl. a. Leben der ersten 10 fuld. 744—916. Leibnitz 760.; Schannat 1.; Dronke 3.
5. „ b. Todesanzeige der ersten 18 fuld. Aebte. 744—1021. Schannat 463.; Dronke 3. (Schluß).
6. „ a. — 17. Bl. b. } Todtenbuch von älterer
22. „ „ — 24. „ a. } Hand. 779 — 1065.
20. „ „ — 21. „ „ } Leibnitz 762.; Schannat 461.; Dronke 4. u. 7.
18. „ „ Todtenbuch von jüngerer Hand. 967—976. Dronke 7. b.
„ „ b. — 19. Bl. a. Verzeichniß der Mönche unter dem Erzbischofe Hildibert von

VII. Der Schluß unserer Ausstellungen gelte dem Register! Dieses ist mit der größten Sorg-

Mainz (927—937), und unter dem Abte Hadamar. 927—956. Dronke 6.

21. Bl. b. Zwei Schenkungen an das Kloster Solenhofen. Dronke 8.

26. „ a. Verzeichniß der Mönche unter dem Abte Hraban. 822—842. Dronke 5.

„ „ b. Vier unbekannte Namen von späterer Hand. Dronke das.

28. „ a. —30. Bl. a. Verzeichniß der Mönche und Schüler in den Klöstern Hameln, Großborschla, Zell, Rasdorf, Hünfeld und Holzkirchen, angeblich unter dem Abte Hraban. Leibnitz 761.; Schannat Dioec. fuld. 171. u. 246.; Dronke 9.—14.

31. „ b. Bruchstück eines Handschriften-Verzeichnisses aus dem 10. Jahrh. Schannat Hist. fuld. 63.; Dronke 15.

Soweit konnten wir den Inhalt dieser merkwürdigen Handschrift nach Leibnitz, Schannat und Dronke zugleich verzeichnen. Die folgenden Stücke fehlen bei Dronke; ob er sie nicht mehr in der Handschrift fand, oder übersah, oder absichtlich wegließ, bleibt unentschieden.

a) Seelenbund, beginnend: „Haec constituerunt patres nostri et fideles viri, qui hanc communionem susceperunt." Leibnitz 761.; Schannat Hist. fuld. 22.

b) Namen verstorbener Könige. Leibnitz 761.; Schannat Vindem. lit. coll. I. 16.

c) Namen verstorbener Bischöfe. Leibnitz 762.; Schannat das.

d) Namen verstorbener Grafen. Leibnitz 762.; Schannat das.

Am Schlusse der Bischöfe steht ein Abt Baldrih, und an dem der Grafen ein Abt Einhart; beide tilgte Schannat mit gewohnter Eigenmächtigkeit.

Leibnitz benutzte die genannte Handschrift mit Erlaubniß Adalbert's I. (von Schleifras), damaligen Fürstabtes zu Fulda, also zwischen den J. 1700—1711; und Schannat gebrauchte dieselbe im J. 1723, und wiederholt im J. 1729. Damals hatte die Handschrift, außer dem fehlenden Anfange des Todtenbuches (etwa die J.



falt ausgearbeitet, und füllt, obgleich aus Petitschrift und dreispaltig gesetzt, die letzten 22 Blätter des Urkundenbuches. Neuere Ortsnamen sind überdies mit liegenden, alles Uebrige mit stehenden Buchstaben gedruckt, was wir nur loben können. Aber es hat doch einen Fehler, worüber wir schon mit dem Hrn. Verfasser rechteten, und welchen wir hier näher darlegen wollen; nämlich: die **Oertlichkeiten** und **Persönlichkeiten** sind zusammenge-

750—778 enthaltend), noch keine Verstümmelung erlitten; ja ungleich mehr Jahre, als uns Dronke bietet, waren doppelt vorhanden. Es fragt sich also hier vor Allem: „Wer hat dieses kostbare Todtenbuch verstümmelt, und wann?" — Es fragt sich ferner: „Was steht auf den übrigen Blättern oder Seiten der Handschrift, von welchen Dronke auffallender Weise schweigt? z. B. 1. a. u. b., 19. b., 24. b., 25. a. u. b., 27. a. u. b., 30. b., 31. a., endlich 32. a. u. b. — Diese Blätter und Seiten werden doch nicht leer sein?!"

Endlich: Leibnitz starb am 14. Nov. 1716 plötzlich zu Hanover; kamen alle demselben geliehenen Handschriften wieder nach Fulda zurück? — Welche Bewandtniß hat es mit den Traditiones fuldenses (2 Bde. Abschriften d. 18. Jh.), und dem Chartularium fuldense (gleichfalls 2 Bde. d. 18. Jh.) zu Hanover? — Was taugt das Chronicon Martini fuldensis daselbst, dessen Anfang noch ungedruckt ist? Vergleich: Pertz's Archiv VIII. 646.; ferner: Eccard's Corpus hist. medii aevi I. 1641. ff.

Den Schluß unserer Mittheilungen mache die manchem Leser gewiß willkommene Nachricht, daß es außer obiger Handschrift des fuldaischen Todtenbuches noch 2 unverstümmelte Handschriften gibt, nämlich

a) zu Rom (Ottobuon. Nr. 2531. in 4., 10. u. 11. Jh.);

b) zu Leiden (Scaliger 49., 11. Jh.).

Sieh: Spicilegium vaticanum von Karl Greith (Frauenfeld 1838. 8.) 17. S.; ferner Pertz's Archiv VII. 991. u. 992.

Bekanntlich bereitet Pertz eine Ausgabe vor; möge sie nicht in 20 Jahren [wie uns ein Geschichtsforscher unlieb vertröstete], sondern in ebensoviel Monaten erscheinen!

worfen! Zwar stört Dies den Gebrauch nur theilweise, und man findet wenigstens alle Ortsnamen auf den ersten Griff; wir fragen aber hier überhaupt: „Welcher Grundsatz muß bei solchem Register walten?“

Bekanntlich datiert sich das seitherige Verfahren bei Abfassung der Register zu Urkundenwerken von des Gudenus Zeiten her, welcher seinem Codex diplomaticus (1. Bd., Göttingen 1743. 4.; — 5. Bd., herausg. von Buri, Frankf. u. Leipz. 1768. 4.) folgende Register anhängte:

1. selbstständige **Oertlichkeiten** (Gaue, Städte, Dörfer, Schlösser, Klöster, Wälder, Flüsse, Bäche ꝛc.);
2. Fremde **Wörter**;
3. **Persönlichkeiten**, und zwar
   A. **geistliche** Würdeträger (Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Fürstäbte, sonstige Aebte, Pröpste, sonstige Prälaten ꝛc.);
   B. **weltliche** Würdeträger (Kaiser, Könige, Herzöge, Reichskanzler, Fürsten, Grafen, Ritter, Edle);
4. merkwürdige **Sachen**.

Daß diese Register Nichts taugen, erfährt Jeder, welcher schnell Etwas aufsuchen muß, und nicht weiß wo? da man durch die vielen Abtheilungen nothwendig verwirrt wird; namentlich sind die unselbstständigen, d. h. mit Personennamen verbundenen Oertlichkeiten (z. B. Ludwig v. d. Tann) an hundert und mehr Plätze vertheilt. Diesem Uebelstande wollte unser Verfasser ausweichen, und warf alle Namen auf einen Haufen zusammen. Was ihn besonders dazu vermochte, war der Umstand, daß 2 Dritttheile der Ortsnamen unselbstständige sind, also doppelt hätten verzeichnet werden müssen, was ungemein viel Raum verschlungen hätte.

Während also unser Registermacher die Charübde glücklich umsegelte, gerieth er in die Skülla, d. h. er ließ alle Personennamen aus, wenn ihnen Ortsnamen beigefügt waren, sich damit begnügend, erstere hinter den letztern zu verzeichnen. Nun liegen folgende 2 Fälle vor:

a) Vollmer sammelt altdeutsche Namen, um einen deutschen Kalender herzustellen; ich verrieth ihm hiefür dieses Urkundenbuch, dessen in Reih' und Glied stehende Mannsnamen er auch treulich auszog. Die zufällig mit **Ortsnamen** verbundenen (also unverzeichneten) Personennamen entgingen ihm alle.

b) Mir selbst fielen einige schöne Namen auf, welche ich späterhin im Register suchte, und nicht finden konnte, was mir lange unerklärlich war, bis mir ein Brief Kausler's das Räthsel löste. Wer also von einem alten Ritter nur den **Vornamen** weiß, der findet Nichts. Ist Das nicht ein **Mißstand**?

**Oertlichkeiten** und **Persönlichkeiten** sind durchaus verschiedene Dinge; sie müssen also auch bei Abfassung eines Registers getrennt werden. Trifft es sich aber (wie öfters), daß beide beisammenstehen, daß z. B. ein Abt von seinem Kloster, ein Ritter von seiner Burg benannt wird; so versteht es sich von selbst, daß die Ortsnamen **doppelt** verzeichnet werden müssen. Dies hat auch dann zu geschehen, wenn der Ortsname durch ein Beiwort ausgedrückt ist, z. B. **Ruothardus, abbas fuldensis**. Der Mehrbedarf des Raumes wird reichlich ersetzt durch die allgemeine Brauchbarkeit, welche ein Werk durch solche Register gewinnt.

Hiemit scheiden wir von dem wackern Archivsrathe und dessen Urkundenbuche, und wünschen, daß es ihm vergönnt sei, den 2. Band mit besserer Gesundheit und mehr äußerer Ruhe zu vollenden, als ihm seither beschieden war. Ein tüchtiges Urkundenwerk war für jene Gegenden längst Bedürfniß; denn Neugart's **Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae transjuranae** erweist sich jetzt als verfälscht und verstümmelt, und Mone's Quellensammlung der badischen Landesgeschichte (1. Bd., Karlsruhe 1848. 4.) scheint dem Drucke der Zeit erliegen zu wollen, um andrer gänzlich veralteter Werke nicht zu gedenken.

Karl Roth.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung.)

Der Seitendruck ist empirisch bestimmbar durch die Höhe, zu welcher die Flüssigkeitssäule in einer senkrecht auf die angebohrte Röhre, durch welche der Strom geht, aufgesetzten zweyten Röhre sich erhebt. Eine solche Vorrichtung nennt man Druckmesser. Der Seitendruck ist proportional den Widerständen, die sich dem Strome entgegensetzen, mögen dieselben in Rauhigkeit der Wandungen, Enge der Ausflußöffnung, Adhäsion der Flüssigkeit an der Röhrensubstanz bestehen. Bey einem durch bestimmte Höhe der Wassersäule, von welcher aus die Strömung in die Röhre geht, gegebenen Druckkraft bleibt diese Druckkraft natürlich stets dieselbe, mögen sich viele oder wenige Widerstände dem Strom in dem Ansatzrohr entgegen setzen. Dieser Druckkraft entspricht eine gewisse Leistung, welche sich ohne alle Widerstände geltend macht in der ihr entsprechenden Stromkraft, die sich natürlich bey gegebenen Widerständen, weil sie nicht verschwinden kann, geltend machen muß in der Richtung gegen die Röhrenwandungen. Bey diesem Abhängigkeitsverhältniß von Seitendruck und Widerstand kann jener auch Widerstandskraft genannt werden. Dieser Seitendruck nimmt gegen die Ausflußöffnung offenbar immer mehr ab; denn je näher dieser, um so weniger Flüssigkeitstheilchen, von denen jedes weiter nach vorn gelegene natürlich denselben Widerständen ausgesetzt ist wie das weiter nach hinten gelegne, sind zu verschieben, um so geringer ist also die Summe der Widerstände: um so geringer also auch der Seitendruck.

Aus diesen theoretischen Vorbemerkungen und großen Versuchsreihen zieht der Verfasser folgende Schlußresultate.

Die Bezeichnungen der einzelnen Factoren in den Formeln sind aber:

H die Druckkraft, welche ein Fluidum durch eine Röhre treibt.

f die Kraft, welche nöthig ist zur Erzeugung einer gewissen Stromgeschwindigkeit.

w die zur Bewältigung der Widerstände erforderliche Kraft.

v die Geschwindigkeit der Bewegung in einer Sekunde.

l die Länge der Röhre, d der Durchmesser der Röhre.

S der Seitendruck, welchen die strömende Flüssigkeit auf die Röhrenwandung ausübt. —

1) Der Seitendruck ist eine Folge der zwischen der Flüssigkeit und den Röhrenwandungen vorkommenden Adhäsion und Reibung.

2) Der Werth des Seitendruckes an einem bestimmten Punkt der Röhre ist proportional dem Widerstand, welchen die Bewegung des Wassers an eben diesem Punkt zu überwinden hat.

3) Die Werthe des Seitendruckes an verschiedenen Punkten einer gleichmäßig weiten Röhre verhalten sich umgekehrt wie deren Entfernung von der Ausflußmündung.

4) das Verhältniß $\frac{l}{S}$ scheint constant zu seyn.

5) Der Seitendruck verhält sich nahezu umgekehrt wie der Durchmesser der Röhren, doch wächst S d mit abnehmender Weite derselben.

6) $f = \frac{v^2}{4\,g}$

7) $w = a\,v^2 + b\,v = \frac{4\,l}{d}\left(\alpha\,\frac{v^2}{4\,g} + \beta\,\frac{v}{\sqrt{d}}\right)$.

8) $H = f + w = \frac{v^2}{4\,g} + a\,v^2 + b\,v$

$= \frac{v^2}{4\,g} + \frac{4\,l}{d}\left(\alpha\,\frac{v^2}{4\,g} + \beta\,\frac{v}{\sqrt{d}}\right)$

9) $v = -\frac{b}{2\,a} \sqrt{\frac{\left(\frac{b^2}{a}\right)^2}{4} + \frac{w}{a}}$

$= -\frac{2\,\beta\,g}{\alpha\,\sqrt{d}} + \sqrt{\frac{g\,(4\,\beta^2\,g\,l + a\,w\,d^2)}{\alpha^2\,d\,l}}$

10) v fällt und steigt mit H; verändert sich H um $\pm x$, und setzt man $\frac{1}{4\,g} + a = c$, so findet man die veränderte Geschwindigkeit $v'$ nach der Formel:

$$v' = -\frac{b}{2\,c} + \sqrt{v^2 + \frac{b\,v \pm x}{c} + \frac{b^2}{4\,c^2}}$$

11) $S'\,d' + \left(\frac{n}{\sqrt{d}} - \frac{n}{\sqrt{d'}}\right) = S\,d$ (wo $n = 4\,\beta\,l\,v$)

12) Da $\frac{H}{w} = 1 + \frac{1}{m + \frac{n}{v}}$, so sollte $\frac{H}{w}$ mit H stets abnehmen, weil v mit H stets abnimmt.

Die Beobachtung lehrt, daß auch das Gegentheil vorkomme, was auf eine Mangelhaftigkeit der sub 8 aufgeführten hydrostatischen Formeln hinweist.

13) $\frac{H}{w}$ verändert sich beym Fallen und Steigen von H so wenig, daß es fast als Constante gelten kann.

Hierauf beruht es, daß $\frac{H}{w}\,w' = H^o$ nahezu $= H$ (wo $H'$ die zu $w'$ gehörige Fallhöhe bedeutet), und $H^o - w' = f^o$ nahezu $= f'$, in welchem Falle mit $f'$ die Geschwindigkeitshöhe gemeint ist, aus welcher $v'$ berechnet werden kann.

14) $S = w - \varsigma$, wo S den Seitendruck am Anfang der Röhre bedeutet, und $\varsigma$ die Differenz zwischen w und S.

15) Der Werth $\varsigma$ ist um so unbedeutender, je mehr sich der unächte Bruch $\frac{H}{w}$ der Einheit nähert,

oder je kleiner $\frac{f}{w}$.

Nur für Röhren von mindestens einigen Millimetern Breite gelten diese Sätze, nicht für Capillaren.

Schon Poiseuille fand übereinstimmend mit Girard, daß bey Capillarröhren $\frac{H\,d}{l\,v}$ ein constanter Werth sey; hieraus folgt denn ferner:

1) Bey unveränderlichem (durch die Fallhöhe H zu bezeichnendem) Drucke und constanter Länge der Röhren verhält sich die Stromschnelle wie der Durchmesser.

2) Bey gleichen Durchmessern und Längen verhalten sich die Geschwindigkeiten wie die Drucke oder Fallhöhen.

3) Bey gleichem Drucke und gleichem Durchmesser verhält sich die Stromschnelle umgekehrt wie die Länge der Röhre.

Für Röhren von sehr verschiedener Weite läßt sich durchaus ein und dieselbe hydrodynamische Formel aufstellen, denn mit allmählicher Verengerung der Röhren wird der Werth von d immer mehr, endlich in Capillaren bis zu $d^2$ potenzirt. Abhängig ist dieses Verhältniß von der Macht der Adhäsion, welcher zuletzt die Flüssigkeit in toto unterworfen wird. Deßwegen ist der Widerstand in den Capillaren nur der Geschwindigkeit und nicht derem Quadrat proportional.

In der Natur nun haben wir sicher Widerstände, welche zu überwinden sind, und zwar durch eine Kraft, die diesen Widerständen entspricht. Diese Kraft heiße wie vorhin w. Die Widerstände selbst sind jedenfalls mechanischer Natur; also gilt auch für die überwindende Kraft die Formel:

$$w = a\,v^2 + b\,v.$$

Die Geschwindigkeit der Blutbewegung hängt ebenfalls von einer der mechanischen Kraft vergleichbaren ab. Sie heiße f, und werde zurückgeführt auf eine solche Fallhöhe, durch welche eben die Blutgeschwindigkeit ermöglicht wird, demnach ist auch hier

$$f = \frac{v^2}{4\,g}.$$

Endlich muß eine Kraft H bey der Blutbewegung vorausgesetzt werden, welche neben der Ueberwindung der Widerstände noch eine bestimmte Stromgeschwindigkeit erzielen kann. Die Kraft muß, welcher Natur sie auch seyn mag, ihrer Wirkung nach eine mechanische Schätzung zulassen, zumal f + w, die Summe ihrer Leistungen, eine solche gestattet. Auch hier gilt also die Formel:

$$H = \frac{v^2}{4\,g} + a\,v^2 + b\,v.$$

Gilt einmal diese Formel für die Blutbewegung, so besteht auch ein gewisses Verhältniß zwischen H, w, f und v.

Das II. Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch starre Röhren von ungleicher Weite, oder winkliger Richtung. Die wichtigsten hiebey sich geltend machenden Gesetze sind folgende:

1) Für Röhren von ungleichmäßiger Weite: die Stromschnelle in ihren verschiedenen Abschnitten verhält sich (natürlich wenn die Flüssigkeit die Röhren vollkommen ausfüllt) umgekehrt wie ihre Weite.

Der Seitendruck, welcher in Röhren von ungleichem Kaliber im Allgemeinen von der Einfluß- zur Ausfluß-Mündung abnimmt, erleidet eine Steigerung vor den Punkten, an welchen eine weite Röhre plötzlich in eine enge übergeht; und zwar in Folge der hier eintretenden Stauung. Die Widerstandshöhen liegen überhaupt in ungleich weiten Röhren nicht in gerader, gegen die Ausflußöffnung hin sich senkender Linie, sondern es bilden die Widerstandshöhen eine Curve, welche sich gegen die Ausflußmündung hin in den engeren Abschnitten rascher, in den weiteren langsamer senkt.

In Röhren von ungleichem Kaliber ist nahe an der Stelle, wo der Durchmesser sich ändert, die Abnahme des Seitendruckes nicht der Länge des Röhrenabschnittes proportional, gleichgültig ob diese Stelle dießseits oder jenseits einer plötzlichen Erweiterung gelegen ist. Ist es die Uebergangsstelle von der engen in die weite, so kann die Ursache dieses abweichenden Seitendruckes mit dem Namen der negativen Stauung bezeichnet werden.

2) Für winkelig gebogne Röhren: der Winkel hat auf die Steigung des Widerstandes, den er jederzeit hervorruft, einen um so geringeren Einfluß, je mehr Widerstandsursachen noch neben der Röhrenbeugung vorhanden sind.

Die Anwendung dieser Resultate auf die Physik des Blutkreislaufes verbreitet ein Licht über die Nothwendigkeit verlangsamter Circulation in dem erweiterten Flußbett der Capillaren gegenüber den viel engeren Stämmen, und erschüttert die Lehre Poiseuilles von dem gleichen Werth des Blutdrucks in allen Arterien. Endlich ergiebt sich daraus, daß der Abgang eines Gefäßes vom Stamme unter einem Winkel von 90° die Blutbewegung unmöglich bemerkbar herabdrücken könne, da die Summe aller Widerstandsursachen im Gefäßsystem viel zu groß ist, als daß der Einfluß eines rechten Winkels mehr oder weniger nicht verschwinden sollte.

Das III. Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch ein System verzweigter Röhren.

Der Verfasser experimentirte an Zinnröhren von 7,03 Millim. Durchmesser, welche entsprechend den in der Natur gegebenen Verhältnissen einer in Zweige sich spaltenden Arterie und Vereinigung der Aeste in eine Vene, in folgender Weise angeordnet waren. Die eine Röhre spaltete sich wie eine zweyzinkige Gabel; jede Zinke derselben wieder, von der ein unmittelbarer Uebergang in ein zweytes eben so construirtes System gegeben war, das also mit Sammlung der sämmtlichen Verzweigungen in einen Stamm endigte. Auf jeder Röhre befanden sich zwey, und auf jeder gabelförmigen Verbindungsstelle ein Druckmesser, während das Wasser aus einem Behälter, der stets gleichmäßig erfüllt gehalten wurde, in das System einströmte.



Die Resultate der Versuche waren folgende:

1) Der Seitendruck nimmt von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung stetig ab, ausgenommen an den Uebergangspunkten verschiedener Röhrenabschnitte in Folge der hier eintretenden Stauungen.

2) Punkte, welche gleichweit von der Einflußmündung entfernt sind, geben gleiche Druckwerthe.

3) Der Seitendruck nimmt von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung nicht gleichmäßig, sondern ungleichmäßig ab, und zwar in jedem Abschnitte um so rascher, je geringer dessen Weite ist, und in Abschnitten von gleicher Weite annäherungsweise in gleichem Maaße.

4) Diejenigen Punkte, welche genau in der Mitte des Röhrensystems liegen, zeigten einen Seitendruck, welcher den mittleren Werth desselben ziemlich merklich überstieg. In Folge der Stauung an allen den Stellen, wo sich der Strom zweyer Röhren in eine zusammen zwängt.

Aus diesen und weiteren Versuchsreihen ergeben sich für die Kreislaufsverhältnisse folgende Gesetze:

1) Der Blutdruck nimmt vom Anfang des arteriellen Systems bis zum Ende des venösen im Allgemeinen ab, und Ausnahmen von diesem Gesetze können nur an den Punkten vorkommen, wo die Stauungsverhältnisse sich geltend machen.

2) Gefäßpunkte, welche in gleicher Entfernung vom Anfang des Systems, also im großen Kreislauf von der Arterienmündung liegen, werden nicht selten einem verschiedenen Druck ausgesetzt seyn, und zwar diejenigen, welche in den für das Blut schwierig zu passirenden Bahnen liegen, einem größeren.

3) Das Capillarnetz, in wie fern es zwischen Arterien und Venen in der Mitte liegt, ist einem Druck ausgesetzt, welcher mehr als die Hälfte des unmittelbar am Herzen vorkommenden Maximums beträgt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung).

Im Folgenden wird der Einfluß untersucht, welchen die Röhrenverzweigungen auf Widerstand und Stromschnelle im Ganzen haben. Die Beobachtungen geschahen an Apparaten, an welchen durch Hähne bald mehr, bald weniger Collateraläste der Flüssigkeit zum Durchströmen geöffnet werden konnten. Die Resultate aus diesen Versuchen lassen sich folgendermaßen ausdrücken:

1) Eine Verminderung der Adhäsionsfläche in verzweigten Röhrensystemen, welche durch Verstopfung von Collateralarmen erzielt wird, vermehrt den Widerstand, statt ihn zu verringern.

2) Verminderung der Zahl der Collateralröhren, welche einem und demselben Abschnitte angehören, hat zwar eine Steigerung der Widerstände, aber keine jener Verminderung proportionale Steigerung zur Folge.

3) Der Werth von $\varepsilon$ (cf. oben sub No. 14) ist hier, wo viele Widerstandsursachen ins Spiel kommen, eine kleine Größe, und wird mit Zunahme der Widerstände immer unbedeutender. Auch hier wird S, je mehr sich der unächte Bruch $\frac{H}{S}$ der Einheit nähert, immer kleiner.

Experimente mit einem kleineren Apparate, dessen Adhäsionsfläche sich zu der des größeren verhielt wie 4 : 10, dessen Länge sich zu dem anderen verhielt wie 3 : 5, bey welchem endlich statt der 6 Winkel, an denen der Strom sich brechen mußte, nur 2 vorhanden waren, ergaben, daß der große Apparat der Strömung nicht mehr Hindernisse entgegensetzte als der kleine. Die überwiegende Anzahl von Hemmungsmomenten wird durch die günstige Anlage der Collateralröhren unwirksam. Auch hier also kehrt die schon von Anderen gemachte Beobachtung an Thieren verschiedener Größe wieder, daß nämlich dieselbe Herzkraft hinreichen kann, das Blut durch den Körper eines großen wie eines kleinen Thieres hindurchzutreiben, wenn die Anlage der Collateralgefäße den Abfluß des Blutes erleichtert.

Das IV. Capitel beschäftigt sich mit der Wellenbewegung des Wassers in elastischen Röhren.

Wird eine Flüssigkeit durch elastische Röhren statt stetig stoßweise getrieben, so entsteht eine Wellenbewegung. Befestigt man an einem elastischen mit Wasser gefüllten Schlauch eine Spritze, und schiebt deren Stempel stoßweise fort, so lehren die dabey zu beobachtenden Erscheinungen, daß der durch stoßweises Eindringen der Flüssigkeit hervorgerufenen Erweiterung eine von der Elasticität des Schlauches abhängige Contraction folge; daß ferner Ausdehnung und Zusammenziehung nicht gleichzeitig im ganzen Schlauch auftritt, sondern innerhalb einer gewissen Zeit wellenförmig von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung fortschreitet; daß endlich diese durch die ganze Länge des Schlauches sich fortpflanzende Ausdehnung und Zusammenziehung eine von dem Fließen vollkommen untrennbare Bewegung ist,

indem jene Ausdehnung und Zusammenziehung und dieses Fließen sich wie Ursache und Wirkung verhalten.

Mittelst vollkommnerer Apparate, durch welche die Fallhöhe constant erhalten, regelmäßige Stöße auf die Flüssigkeit im elastischen Schlauche durch eine, einen Hahn abwechselnd schließende und öffnende Pendelvorrichtung ausgeübt, und mittelst eingefügten Druckmessers der Seitendruck an verschiedenen Punkten des Schlauches genau gemessen werden konnte, ermittelte der Verf. folgende Verhältnisse.

In Beziehung auf die Veränderungen, welche die Wellen in ihrem Verlauf erleiden, zeigte sich, daß die Höhenstände abwärts von der Einflußmündung allmählich abnehmen, die Tiefenstände am Anfang des elastischen Rohres an Werth zunehmen, einen Culminationspunkt erreichen, und dann gegen das Ende des Schlauches zu sinken; daß weiter der Mitteldruck (die halbe Summe des Höhen- und Tiefen-Standes) vom Anfange des Schlauches gegen das Ende ohne Ausnahme abnimmt, und die Wellen in ihrem Verlauf immer kleiner werden.

In Beziehung auf den Einfluß der bewegenden Kraft H auf die Wellenbewegung ergab sich: die Höhenstände wachsen mit Zunahme von H, ebenso die Tiefenstände und der Mitteldruck; mit H wächst auch endlich die Wellengröße.

In Beziehung auf den Einfluß der Pulsfrequenz auf die Wellenbewegung zeigte sich, daß die Höhenstände mit zunehmender Frequenz des Pulses ebensowohl steigen als fallen können; daß der Werth der Tiefenstände mit der Häufigkeit des Pulses in keiner festen Beziehung steht, meist jedoch bey Zunahme der Pulsfrequenz steigt; daß von dem Mitteldruck dasselbe gilt; daß die Wellengröße mit Beschleunigung des Pulses abnimmt, jedoch durchaus nicht ohne Ausnahme, welche sich nicht von bloßen Beobachtungsfehlern ableiten läßt.

In Beziehung endlich auf den Einfluß der Widerstände auf die Wellenbewegung fand sich: ein Wachsen der Höhen- sowohl als Tiefenstände und des Mitteldruckes mit Zunahme des Widerstandes, und eine Verminderung der Wellengröße unter denselben Verhältnissen.

Bey der Unklarheit und dem theilweisen Widerspruch dieser Erfahrungen unter sich steht in Frage, ob nicht noch weitere als bisher berücksichtigte Momente die verborgenen Ursachen abgeben, so z. B. eine Art Brandung, welche an der engen Ausflußmündung entsteht, und Veranlassung zu der unverhältnißmäßigen Erhebung der Flüssigkeit in den letzten Wellenmessern giebt. Theorie und Beobachtung stellen fest, daß die Curven der Höhen- und Tiefenstände als krumme Linien zu betrachten sind, die in einer dem Strom entgegengesetzten Richtung sich allmählich immer weiter von einander entfernen, so daß also die Wellen in ihrem Verlaufe in beschleunigtem Maaße abnehmen. Demnach ist die Welle zu betrachten als eine im Verlaufe durch die elastische Röhre allmählich niedriger und entsprechend länger werdende, die sich, je weiter sie fortgeschritten ist, um so weniger bemerklich machen wird. Der Seitendruck nimmt von der Einfluß- zur Ausflußmündung stetig ab. Woher rührt nun aber die Unbeständigkeit in dem Erfolge bey Vermehrung der Kraft H, welche wohl meist, aber nicht immer mit einer Steigerung der Wellengröße verbunden ist? Die Antwort hierauf lautet: mit wachsendem Werthe von H werden die Stöße heftiger, was die Wellen größer macht; zugleich aber wird die Spannung des Schlauches beträchtlicher, was die Wellen kleiner macht, so daß bey allmählich steigendem Werth von H bis zu einem gewissen Punkt eine Vergrößerung, darüber hinaus aber eine Erniedrigung der Wellen möglich wird. Weiter ergab sich aus den Beobachtungen und Berechnungen, daß trotz der Verschiedenheit in der Erscheinung zwischen ruhigem Fließen bey gleichbleibender Fallhöhe in starren Röhren und der Wellenbewegung in elastischen Schläuchen dennoch Geschwindigkeit der Strömung und Druck in dem durch die Formel

$$w = a v^2 + b v$$

ausdrückbaren gesetzlichen Verhältnisse steht.

Da nun der Mitteldruck des in Wellen strömenden Fluidums eine Funktion der Geschwindigkeit ist, so muß von den Extremen des Druckes, wie solche bey den positiven und negativen Wellen eintreten, dasselbe gelten, so daß also während der positiven Welle vermehrter Druck und vermehrte Ge-

schwindigkeit, während der negativen Welle verminderter Druck und verminderte Geschwindigkeit coincidiren. Sind daher in der Formel:

$$v = -\frac{b}{2a} + \sqrt{\frac{\left(\frac{b}{a}\right)^2}{4} + \frac{w}{a}}$$

die Coefficienten bekannt, so lassen sich die Geschwindigkeitsdifferenzen während einer undulirenden Strömung aus den Druckwerthen der Höhen- und Tiefenstände berechnen.

Wenn eine Welle sich vor dem Ende des elastischen Schlauches auch nie ganz verlieren kann, so kann sie doch weit vor demselben unmerklich werden, und zwar um so früher, in je rascherer Progression die Curven der Höhen und Tiefenstände sich nähern. Eine solche Annäherung wird beschleunigt durch Zunahme der in elastischen Röhren gegebenen Hemnisse (Pulsfrequenz und Druckhöhe haben hierauf weniger bestimmt nachweisbaren Einfluß), erlangsamt dagegen durch stärkere Spannung der Schläuche, doch sind eben in diesem Falle die Wellen von vorneherein viel kleiner.

Am Ende des Capitels weist der Verf. aus den von dem Kymographion Ludwig's unmittelbar aufgezeichneten Curven ein und derselben Welle an zwey von einander beträchtlich entfernten Stellen des elastischen Schlauches nach, daß von jedem Stoß mehr als ein System von Wellen in der ein elastisches Rohr durchströmenden Flüssigkeit erregt wird.

Das V. Capitel handelt von dem Blutdrucke. — Eröffnet wird diese Untersuchung mit Betrachtungen über das von Poiseuille erfundene Instrument, dessen Benützung wir als Haemotodynamometer als bekannt voraussetzen müssen, und von welchem zuerst nachgewiesen wird, daß damit die Totalität der Kraft gemessen wird, welche in dem respektiven Gefäße sowohl die Widerstände besiegt, als die Bewegung zu Stande bringt. Das Instrument mißt den Werth H, der mit ihm verbundenen Arterie nicht genau, sondern erhöht ihn über die Wirklichkeit. Brauchbarer ist es zur Bestimmung des Seitendruckes am Ursprunge einer Arterie, doch auch hier nicht vollkommen genaue Resultate gebend, weil durch den Widerstand der Quecksilbersäule eine Hemmung im Blutsystem und damit eine Steigerung des Druckes am Ursprunge der bezüglichen Arterie hervorgerufen wird. Da aber auch nur bey rechtwinkligem Abgang der Arterie annährungsweise das Instrument Resultate liefern kann, so wird der Druckwerth, den das Instrument in jedem anderen Falle angiebt, bedingt durch den Winkel, welchen die Axe der Arterie mit der Richtung des Blutstromes an der Theilungsstelle macht. Eine Anwendung des Instruments zur Erforschung der Verhältnisse im venösen Theil des Circulationsapparates ist durchaus unzulässig. Auch das von Ludwig erfundene, von Mogk beschriebene, auf dem Prinzip der Pitotschen Röhre beruhende Instrument, mit welchem $H = W + f$ gemessen werden sollte, wird als nicht vollkommen hiezu ausreichend erkannt.

Nun folgt die Beschreibung des von dem Verf. erfundenen Manometers, welcher aus einem horizontalen, an beyden Enden offenen, durch Canulen in die durchschnittne Arterie einführbaren Hülse, und einer senkrecht daraufstehenden, oben hermetisch verschließbaren Glasröhre besteht, wobey die Größe des Blutdrucks aus der Größe der Compression der in der Glasröhre enthaltenen Luft berechnet werden kann; dann die Beschreibung des Kymographion von Ludwig, dessen wesentlichster Theil in einem Schwimmer auf der Quecksilbersäule des Haematodynamometers besteht, welcher einen außerhalb der Glasröhre horizontalstehenden Arm trägt; in dieser kann eine Feder befestigt werden, welche auf einer durch ein geregeltes Uhrwerk sich um ihre Axe drehende Papierrolle unmittelbar die Undulationen der Quecksilbersäule aufzeichnet.

Die ersten aus Versuchen mit einem und zwey derartigen Instrumenten, welche gleichzeitig an verschiednen Theilen des arteriellen Systemes spielten, und bey verschiedenen Thieren in Anwendung gebracht wurden, gezogenen Resultate sind folgende: Der Blutdruck in der arteria carotis verschiedener Säugethiere kann um mehr als das Dreyfache seines Werthes schwanken; ferner scheinen die warmblütigen Thiere einen weit höheren Blutdruck zu haben als die kaltblütigen. Es scheint weiter der Blutdruck in sehr jungen und sehr alten Thieren geringer zu seyn, als bey Individuen von mittlerem Lebensalter. Endlich ist die Größe der Thiere für die Stärke des Druckes durchaus nicht maaßgebend.

Das auf den ersten Blick sehr paradoxe Verhältniß der annähernd gleichen großen Herzkraft zu der doch so verschieden großen Muskelmasse dieses Organes bey kleinen und großen Wirbelthieren wird erklärlich durch die bey den letzteren überwiegend größere Blutmasse, welche das Herz bey jeder Systole dem arteriellen System zu überliefern hat. Weil der Widerstand eine Function der Geschwindigkeit ist, so ergiebt sich, daß derselbe wohl zur statischen Kraft II, nicht aber zur Muskelkraft des Herzens in einem gesetzlichen Verhältniß stehe. Die statische Kraft des Herzens nun ist bey den verschiedenen Warmblütigen geringen Verschiedenheiten unterworfen, die mechanische Kraft dagegen (entsprechend dem Produkt aus der Stromschnelle in die mittelst einer Systole entleerte Blutmasse) enorm größer.

Das VI. Capitel handelt von der Geschwindigkeit der Blutbewegung, wobey es sich um den Werth von v, d. h. um die Ermittlung der Größe des Raumes handelt, welchen ein Blutmolekül in einer Sekunde zurücklegt. Bey der ungleichen Weite des Gefäßsystems muß dieses v in jedem Abschnitt desselben einen anderen Werth haben. Für die Capillaren wird die Geschwindigkeit an durchsichtigen Theilen, Kiemen, Schwimmhaut, Gekröse ꝛc. geprüft, und der Verf. fand dieselbe in Salamanderkiemen 0,245 Millim., im Froschlarven-Schwanz 0,4, in der Schwanzflosse eines kleinen Fisches 0,12 Mill. in der Sekunde. Für undurchsichtige Gefäße erfand der Verfasser das von ihm Haemodromometer genannte Instrument, dessen Prinzip ist: das Blut in einer mit Wasser gefüllten schleifenartig gelegenen Glasröhre aus dem einen Schnittende eines Gefäßes in das andere fließen zu lassen, und die Schnelligkeit des Fortschreitens der Blut- und Wassergrenze mittelst einer Secundenuhr zu messen. Hahn-Vorrichtungen müssen gestatten den Blutstrom bald auf direktem Wege, bald auf dem schleifenförmigen Umwege fortschreiten zu lassen. Die Resultate, welche mit diesem Instrument gewonnen wurden, sind folgende:

1) Die Geschwindigkeit der Blutbewegung in den großen Arterien und Venen ist bedeutend viel größer als die in den Haargefäßen beobachtete.
2) Die Stromschnelle ist in den Arterien, welche dem Herzen näher liegen, größer als in den entfernteren.
3) Die Geschwindigkeit des Blutes in analogen Gefäßen z. B. den Carotiden verschiedner Säuger ist zwar nicht gleich, aber auch nicht auffallend verschieden d. h. die Differenzen bey verschiedenen Thierarten sind kaum größer als die bey verschiedenen Individuen gleicher Art.
4) Als ungefähre Mittelzahl für die Geschwindigkeit des Blutes in der Carotis der untersuchten Säugethiere dürften 300 Millim. anzunehmen seyn.
5) Die Schnelligkeit wächst bis zu einem gewissen Punkt mit Vermehrung der Blutmasse, und sinkt in der Regel bey deren Verminderung, selbst dann, wenn in dem letzteren Falle die Pulsfrequenz steigt. Wird der Pulsfrequenz entsprechend die Füllung des Herzens verändert, so kann bey der verschiedensten Pulsfrequenz die Stromschnelle unverändert bleiben. Daß fieberhafte Beschleunigung des Pulses die Stromschnelle nicht vergrößere, wird durch die nothwendig geringere Herzkraft in solchen Zuständen wahrscheinlich. — Wo vermehrte Geschwindigkeit des Stroms und Frequenz der Pulsschläge gleichzeitig beobachtet wird, drängt die Theorie zur Annahme, daß Vermehrung der Herzkraft mit einer Zusammenziehung der Gefäßwandung, und umgekehrt Verminderung der Herzkraft mit Erschlaffung verbunden sey.
6) Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Schnelligkeit der Blutbewegung in den Organen sich im Allgemeinen in einem umgekehrten Verhältniß zu deren Entfernung vom Herzen befinde. Wenn in den Arterien die Blutgeschwindigkeit allmählich abnimmt, so nimmt sie in den Venen allmählich zu; nur in Anbetracht des größeren Calibers der Venen im Verhältniß zu den entsprechenden Arterien kann man dort von einem langsameren Fließen sprechen.
7) Die Schnelligkeit der Strömung wird momentan vergrößert durch den stoßweisen Ruck bey jeder Systole.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung.)

Die Kraft des Herzens ist Gegenstand des VII. Capitels. Historische Notizen und Polemik gegen Poisseuille bilden den größeren Theil dieses Abschnittes, an dessen Ende aus bereits angeführten Daten gefolgert wird, daß

$$w = 200 \times 13{,}5 = 2700$$

$H = 8{,}2 + 2700$ Millim. ist: folglich nur $\frac{1}{300}$ der ganzen Herzkraft ausreicht, die Bewegung der Blutmasse zu bewerkstelligen, alles Uebrige bloß zur Ueberwindung der Widerstände verwendet wird.

Das VIII. Capitel bespricht das gesetzliche Verhältniß des Blutdruckes zu der Geschwindigkeit der Blutbewegung.

Eine durch Erfahrungen berechtigte Voraussetzung ist, daß eine rasche Circulation mit großem Blutdruck, eine langsame mit geringem Druck verbunden seyn müsse, und Beobachtung so wie der Calcul vereinigen sich die Behauptung zu rechtfertigen, daß Druck und Stromschnelle auch in den Blutgefäßen eines lebenden Thieres den Gesetzen unterliegen, welche sich bey Bewegung von Flüssigkeit durch starre Röhren geltend gemacht haben, jedoch hat die Formel $w = av^2 + bv$ schon wegen der Capillaren in dem Körper nur approximative Geltung.

In dem IX. Capitel wird eine für haemodynamische Untersuchungen wichtige Methode mitgetheilt, welche darin besteht: daß in dem Haemodromometer an zwey Punkten, nämlich nahe der einen und anderen Schnittfläche des Gefäßes, ein Kymographion eingesetzt war, welches also isochrone Curven beschrieb. Die Versuche lehrten, daß die Kraft, mit welcher das Blut gegen die Röhrenwandung drückt, und die Schnelligkeit, mit der es ausfließt, untereinander in berechenbarem Verhältniß stehen, entgegengesetzt der Ansicht derer, die dem Blut eine Selbstbewegung vindiciren wollen; zugleich ist durch sie gezeigt, daß jetzt bey bekannten Widerstandscoefficienten aus der Druckdifferenz zwischen zwey Punkten einer Arterie die Stromschnelle berechnet werden kann; endlich läßt sich mit einem solchen Instrument eine Einsicht in die Adhäsionscoefficienten des Blutes in verschiednen Thieren (immer nur natürlich gegen die Glaswandung Ref.) gewinnen.

Die Ueberschrift des X. Capitels lautet: von der Dauer des Kreislaufes. Handelt es sich um Abschätzung der mittleren Dauer der Circulation, so wird derselbe gefunden nach der Formel

$$t = z. \frac{x}{y},$$

wo t die gesuchte mittlere Zeit, x die Blutmenge des Thieres, y die bey jeder Systole aus dem Ventrikel entleerte Blutmenge und z die Dauer eines Pulses bedeutet. Bey dem Menschen also $t = 0{,}85 \frac{15000}{188} = 67{,}5$ Sekunden.

Bey den Säugern ist nach Valentin $x = \frac{1}{5}$ des Körpergewichtes, und nach Volkmann $y = \frac{1}{400}$ des Körpergewichtes. Das letztere mit p bezeichnet, so ist

$$x = \frac{1}{5} p \text{ u. } y = \frac{1}{400} p, \text{ t also } = z \frac{80p}{p} = 80\, z.$$

Die Umlaufszeit würde bey den Saügern demnach der Dauer der Pulsschläge direkt, der Pulsfrequenz also umgekehrt proportional seyn, nicht aber in Beziehung stehen zu den Körper-, respektive Blutbahn-Längen. Herings bekannte Versuche stimmen ziemlich genau mit denen unsres Verfassers auf ganz anderem Weg gewonnen Resultaten. Weiter wird erwiesen, daß die Dauer des Kreislaufes sich nicht umgekehrt wie die Länge der Blutbahnen verhalte, sondern in kürzeren Bahnen verhältnißmäßig mehr Zeit beanspruche als in langen.

Capitel XI: Erörterung einiger anatomisch-physiologischer Verhältnisse im Gefäßsystem.

Folgende Behauptungen werden aufgestellt: 1) die Klappen verhindern die Regurgitation des Blutes nur theilweise; es geht nämlich so lange Blut zurück hinter die Klappe, bis diese geschlossen ist, was mehrere Zeitmomente erfordert.

2) Die Venenklappen funktioniren nicht für immer, sondern nur in besonderen Fällen, arbeiten dem zufälligen Drucke, nicht etwa der Schwere der Flüssigkeitssäule entgegen.

3) Anastomosen können drey Zwecke erfüllen: Verhinderung der Circulation, Stockung in großen Strecken bey zufälliger Verschließung einzelner Stämme; bey Anastomosen der Arterien: Garantieleistung für die normal fortgehende Ernährung des betreffenden Organes, Begünstigung lokaler Schwankungen in der Blutmenge. Die Zwecke gewisser constant vorkommender Anastomosen an speziellen Organen bleiben dagegen noch im Dunkel.

4) Für die Wundernetze wird bemerkt, daß in ihnen die Blutbewegung in dem Grad der Erweiterung des Strombettes erlangsamt wird, daß in der von dem Wundernetz abführenden Arterie und deren Capillaren die Blutbewegung schneller ist, der Blutdruck durch sie sich vermindert, wenn durch Vervielfältigung der Collateralästе die Widerstände reducirt werden, endlich daß sie durch Multiplication der natürlich stets vollen Gefäße lokal und allgemein die Blutmenge des zanzen Thieres erhöhen. Bey einer Irritabilität derselben stellen sie regulatorische Apparate dar mit der Bestimmung: Geschwindigkeit und Druck des Blutes in den von ihnen mit Blut versorgten Theilen zu modificiren.

5) Die Beobachtung der geringeren Capacität des linken Ventrikels im Gegensatz zu der größeren des rechten läßt vermuthen, daß sich der letztere weniger vollständig zusammenziehe als der erstere.

6) Die Anlage des ganzen Gefäßsystems in Beziehung auf die Vergrößerung des Strombettes gegen die Capillaren hin läßt annehmen, daß die Geschwindigkeit des Stromes von den Arterien gegen die Capillaren anfangs wenig, je näher den Capillaren um so rascher abnehme. Bey der Unmöglichkeit überall die Größe des Strombettes direkt zu messen, kann man diese aus der verschiednen Geschwindigkeit in einzelnen Abschnitten berechnen, und es zeigt sich dabey, daß die ganze Gefäßhöhle erst in den Capillaren eine fast plötzliche und außerordentliche Erweiterung erfährt; wobey die Berechnung jedoch nur ungefähr seyn kann.

7) Die Wandungen aller Gefäße sind so gebaut, daß sie einem viel stärkeren Druck als dem je im normalen Zustand vorkommenden widerstehen können.

8) Weil der Druck gegen die Wandungen in den Arterien von den Stämmen gegen die Aeste 1) wegen Verminderung des Seitendruckes abwärts vom Ventrikel 2) wegen Verkleinerung der Gefäßdurchmesser immer mehr abnimmt, in den Venen dagegen der Seitendruck die Wandungen der großen Stämme nicht mehr gefährdet, so konnten die Venen eine mehr gleichmäßige Dicke als die Arterien bekommen.

9) Das Uebergewicht der venösen Gefäßhöhle über die arterielle schützt erstere vor dem Anwachsen des Blutdruckes, weil die Stromgeschwindigkeit verringert und die Druckdifferenz an zwey Punkten, berechenbar nach der Formel $w = a v^2 + b v$, Function der Geschwindigkeit ist.

Capitel XII. Von den Kräften, welche das Blut bewegen.

Die erste Kraft als vis a tergo wirkend ist die des Herzens. Sie wirkt stoßweise. Länge der Röhren und Begünstigung der Reibung ist der Fortpflanzung der durch den Stoß erregten Welle ein

Hinderniß; daher das Verschwinden des Pulses gegen die Capillaren hin und in den Venen. Das leer Finden der Arterien nach dem Tode kann nicht für Zeichen vitaler Selbstbewegung des Blutes gelten, sondern ist Folge der Zusammenziehung der Arterie, Wirkung der Schwere und Exsudation, endlich Ausgleichung der Spannungsdifferenz zwischen Arterien und Venen. Der Einwurf gegen die Annahme, daß das Herz im Stande sey alle Widerstände zu überwinden, wird durch den Beweis entkräftet, daß der dem Herzen gewiß zuzumuthende Druck einer halben Atmosphäre zur Ueberwindung sämmtlicher Hindernisse ausreiche, wozu noch kommt, daß die Wirkung des Herzens eine stoßweise ist, der stetige Druck aber den elastischen Röhren überlassen wird, innerhalb welcher Welle und Flüssigkeit der Peripherie zurollt, und dabey Schritt für Schritt die Widerstände überwindet durch die bloße Elasticität der Wandungen. Wirkt so das Herz als Druckpumpe, so hat es nicht die Aufgabe zugleich eines Saugwerkes, sondern das Einströmen des Blutes in die Vorhöfe ist stets Folge der vis a tergo.

Weder Contraction der Capillaren (die immer eine sehr langsam eintretende und dann anhaltende wäre), noch Attraction der Gefäßwandungen kann eine Unterstützung, sondern, wenn sie eintritt, nur eine Hemmung der Blutbewegung veranlassen. Unverkennbar dagegen ist der Einfluß der Körper- und Athembewegungen auf die Circulation, doch ist die letztere nicht absolut unentbehrlich für den Kreislauf, vielleicht ihr Einfluß = o, wenn man erwägt, daß die Exspiration die Bewegung in den Körperarterien fördert, in den Venen hemmt, die Inspiration den Blutlauf hier befördern, dort hemmen muß, wodurch sich also Vortheil und Nachtheil in jedem Moment die Wage halten könnten. Für den kleinen Kreislauf ist die Respirationsbewegung absolut einflußlos, weil die für das Zustandekommen einer Aspiration nothwendige Differenz des Luftdruckes auf unter einander zusammenhängenden Gefäßen fehlt, da ja diese alle innerhalb der Brusthöhle liegen; bey der Exspiration Lungen-Arterien und -Venen gleichzeitig mit dem linken Ventrikel comprimirt werden, zu welchem das Blut aus der Lunge abfließen sollte.



Die Momente der Transsudation auf die Circulation sind bey den Thieren ganz wirkungslos, weil Ausschwitzung und Resorption in der Regel sich das Gleichgewicht halten.

Die Bewegungen des Blutes bey unthätigem Herzen sind einerseits nur Folgebewegungen, inwiefern die durch den Herzdruck veranlaßten Spannungsdifferenzen der Gefäßhöhle sich ins Gleichgewicht setzen, andererseits aber die Wirkungen einer langsamen Contractilität der Arterien oder regelwidriger und zufälliger Bedingungen, auf welche beym normalen Kreislauf nicht zu rechnen ist.

Ist im Allgemeinen das Herz das primum movens für die Blutbewegung, so können locale Veränderungen derselben durch Veränderung der Gefäßweite an dem respectiven Punkt entstehen; Erscheinungen also auch, welche man mit dem Namen der Hyperhaemie und Anaemie bezeichnet. Hyperhaemie könnte entstehen: 1) durch plötzliche primär (etwa von den Nerven) erzeugte Verminderung des Elasticitätsmodulus an der Stelle, wo die Hyperhaemie entsteht. 2) Durch antagonistische secundäre Ausdehnung der Gefäße, bey primärer Contraction von Gefäßen anderer Körperstellen. Anaemie 1) durch directe Contraction der Gefäßfasern, 2) secundär durch Congestionen an entfernteren Orten. Es wird weiter vermuthet, daß eine reichliche Ausscheidung die arterielle Strömung des Organes auf Kosten der venösen begünstige.

Die Respirationsbewegungen veranlassen Modificationen des Blutstromes in der Zeit, was hauptsächlich aus den von Ludwig angestellten Versuchen abgeleitet wird.

Capitel XIII. Von der Herzthätigkeit. Zuerst werden Herzschlag und Geräusche besprochen, wobey sich Verf. den fast allgemein angenommenen Lehren anschließt. Betreffs der Dauer der Systole und Diastole zieht er, auf eigene Untersuchungen fußend, aus diesen folgende Schlüsse. 1) Beyde Momente haben bey den Saügern annäherungsweise gleiche Werthe; 2) bey Kaltblütigen wird das Verhältniß der Diastole zur Systole weit größer, besonders bey Fischen; bey Fröschen schwankt es zwischen 2 : 1, und 11 : 1, bey dem Hecht ist es = 20 : 1. 3) Bey ge-

schwächten kaltblütigen Thieren nimmt mit Seltenwerden des Pulses das Verhältniß der Diastole zur Systole auffallend zu. 4) Bey Fröschen zeigte sich die Dauer der Systole annäherungsweise constant, die der Diastole dagegen sehr variabel.

Die Diastole wird als rein passiver Act betrachtet, allein abhängig von dem Volum der eingetriebenen Blutmenge.

Die Ursache des regulirten Ganges der Herzbewegung findet der Verf. in den mikroskopischen Ganglien als Centralorganen für diese Thätigkeit, und er stimmt zugleich der Theorie Webers von der Hemmung derselben bey, welche die Wirkung der medulla oblongata durch die vagi auch im normalen Zustand verursacht.

Das XIV. Capitel handelt vom Pulse, und weist die Uebereinstimmung der an ihm beobachteten Erscheinungen mit den schon früher entwickelten Gesetzen der Wellenbewegung von Flüssigkeiten in elastischen Röhren nach, wobey also immer die Herzthätigkeit als das ursächliche Moment angenommen, und die Nichtübereinstimmung zwischen Herzkraft und Frequenz der Herzstöße mit der Stärke und Frequenz des Pulses aus den physikalischen Eigenschaften der Gefäße erklärt wird.

In dem letzten oder XV. Capitel über die mechanischen Störungen im Gefäßsystem und deren Folgen, beschränkt sich der Verfasser, ganz abgesehen von allen Einflüssen der Nerven und Nutritionsverhältnissen, auf die Veränderungen, welche von rein physikalischem Standpunkt aus betrachtet werden können, und handelt zuerst von dem Einfluß einer Ligatur auf den Blutlauf. Beobachtungen an einem System communicirender, durch Hähne (statt der Ligaturen der Gefäße) an verschiedenen Stellen verschließbarer starrer Röhren führten zu folgenden Resultaten. 1) Die Folgen des Verschlußes beliebiger Röhren eines solchen Systemes vermehrt die Totalsumme der Widerstände. 2) Der Seitendruck wächst in allen Röhren, welche dem Punkte, wo der Hahn angebracht ist, Wasser zuführen, und fällt umgekehrt in allen denen, welche das Wasser von eben diesem Punkte abführen. 3) In jeder Röhre, welche sich zu der verschlossenen als Collateralast verhält, kommt ein Punkt vor, wo der Druck constant bleibt, während er zu beyden Seiten desselben eine Veränderung erleidet, in den zuführenden Gefäßen durch Zunahme, in den rückführenden durch Abnahme. 4) Die Druckveränderung nimmt in sämmtlichen Gefäßen gegen die Ligatur hin zu, d. h. in den zuführenden Gefäßen tritt von der Einflußmündung gegen die Ligatur hin eine Druckvermehrung (Steigerung) der normalen Druckwerthe ein, in den rückführenden macht sich von der Ausflußmündung des Apparates gegen die Ligatur hin eine zunehmende Druckverminderung geltend, in dem System der Collateralen erfährt der normale Druck von der Linie der Druckconstanten an gerechnet, stromaufwärts eine progressive Vermehrung, stromabwärts eine progressive Verminderung bis zu den Punkten, wo das Collateralsystem einerseits mit den zuführenden, andererseits mit den rückführenden Gefäßen anastomotisch zusammenhängt. 5) Je näher die Ligatur der Einflußmündung des Apparates liegt, um so unbedeutender sind die positiven Störungsgrößen stromaufwärts, und um so bedeutender die negativen Störungsgrößen stromabwärts von der Stelle des Verschlusses. Je näher dagegen die Ligatur der Ausflußmündung, um so ansehnlicher wird die Druckvermehrung nach oben, und um so geringfügiger die Druckverminderung nach unten. 6) Die Größe der Störung im Allgemeinen wächst mit der Wichtigkeit des verschlossenen Stromarmes, d. h. sie ist um so beträchtlicher, je größer die Massen Flüssigkeit sind, welche durch den verschlossenen Arm abfließen sollten. 7) Die Größe der Störung ist in den Collateralgefäßen erster Ordnung beträchtlicher als in denen zweyter Ordnung, und also wahrscheinlich in den Collateralen jeder niedereren Ordnung ansehnlicher als in denen jeder höheren. 8) Alle zuführenden Gefäße, in welchen die Strömung durch die Ligatur verhindert wird, stehen unter gleichem Druck, und zwar approximativ unter dem Seitendruck der nächst liegenden Strömung nach oben hin. 9) Alle rückführenden Gefäße, in welchen die Strömung unterbrochen ist, stehen ebenfalls unter gleichem Drucke: nämlich unter dem Seitendrucke der nächst gelegenen Strömung nach unten hin.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

*ΙΩΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β.* **Ioannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Accedit Hieroclis commentarius in aurea carmina Pythagoreorum. Ad MSS. Codd. recensuit Thomas Gaisford, S. T. P. aedis Christi decanus nec non linguae graecae prof. reg. Oxonii e typographeo academico MDCCCL. Tom. I. XVI, 511. Tom. II, 512 — 915. Pythagoreorum aurea carmina cum commentario Hieroclis ad codicem Vindobonensem exacta. Accedunt annotationes variorum. 198.**

---

Während die bedeutendsten Schriften des Alterthums, wozu ihr innerer Werth aufforderte, in neuerer Zeit wiederholt mit Liebe bearbeitet wurden, haben spätere nur allmählich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und manches wird auch jetzt noch nicht ohne Nachtheil vermißt; so besitzen wir keinen Jornandes auf der sichern Gewähr der ältesten Handschriften, der die Forschenden von den Irrwegen abhalte, in welche schon manche gerathen sind. Johann Stobaeus (wahrscheinlich am Anfange des VI. Jahrhunderts) hat zum Unterrichte seines Sohnes eine Blumenlese aus dichterischen und prosaischen Schriften, so wie die verschiedenen philosophischen Ansichten der Alten aus dem Gebiete der Physik und Ethik zusammengeschrieben. Da viele Excerpte aus uns nicht erhaltenen Büchern stammen, bekannte oft in anderer Gestalt auftreten, so kann man aus diesem Stobaeus vieles lernen. Das Werk ist nicht vollständig und manchmal begegnet man einem λείπει, Photius kannte und las es vollständig, und aus ihm wissen wir die Namen der fehlenden Titel. Solche Auszüge nach bestimmten Rubriken geordnet muß man schon früher gemacht haben, das älteste, das wir besitzen, ist Valerius Maximus unter Tiberius, das bekannteste und letzte die Eclogae des Constantinus Porphyrogenetus im zehnten Jahrhundert, eine große Encyklopädie, wodurch die Historiker verstümmelt, und zuletzt, weil man aus ihnen die Quintessenz zu bewahren glaubte, gänzlich vernachläßigt worden sind. Daß übrigens schon Stobaeus lückenhafte Handschriften benutzte, hat Heeren I, 201 an einem einleuchtenden Beyspiele nachgewiesen.

Gaisfords Verdienst ist, nicht bloß den eigentlichen klassischen Schriften, sondern besonders diesen späteren Autoren, die eine bessere Bearbeitung verdienen und bedürfen, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Ihm verdankt man die poetae graeci minores, die genaue Kenntniß der ältesten Handschrift Platos, Aristotelis Rhetorica erschien 1820 zwar ohne den Namen des Herausgebers, enthält aber theilweise auch eigene ganz gediegene Bemerkungen; dann das enchiridion des Hephästion, Stobaeus Florilegium, Suidas, das Etymologicum magnum, Choeroboscus, die Paroemiographi, Metrici latini, auch kirchliches wie Theodoretus, Eusebius praeparatio evangelica u. a. Alle diese Ausgaben sind dadurch ausgezeichnet, daß die ältesten handschriftlichen Hilfsmittel in genauer Vergleichung dargeboten sind und der Text darnach im allgemeinen geändert ist, wir sagen im

allgemeinen, weil der Herausgeber diese seine neue Recension nicht immer durchführt, und Andern noch genug übrig läßt, die Sache weiter zu fördern. Gaisford ist anerkannt in England der umfassendste Kenner der alten Litteratur; ohne die Kenntniß der Sprache und den Scharfsinn eines Porson oder Dobree zu besitzen, ist gleichwohl, was er gibt, — er gibt gewöhnlich nicht viel — beachtenswerth. Porson hielt das unter dem Namen Solons erhaltene Gedicht über das Menschenalter nach der Siebenzahl für ein christliches Product, Gaisford erinnerte, daß schon Aristoteles in seiner Politik jene Verse und Gedanken vor Augen habe, und hat damit jeden Zweifel verdrängt.

Als er 1822 das Florilegium des Stobaeus in ganz neuer Gestalt bekannt machte, hatte er sechs Handschriften dazu benutzt, und die wichtigste davon, eine Pariser des XIII. Jahrhunderts zu Grunde gelegt; damals wußte er noch nicht, daß der älteste Codex dieser Anthologie des Stobäus, welchem Nessel in seiner Beschreibung ein Alter von mehr als neunhundert Jahren zutheilt, in Wien erhalten ist; er hat ihn 1847 verglichen und gibt jetzt Nachträge mit dem Bemerken, daß ein künftiger Herausgeber des Florilegium (si quis erit) diesen Codex nothwendig selbst zur Hand haben müsse. Gaisford hat das Verdienst, die zahllosen Interpolationen und Zusätze ganzer Sentenzen, die seit der Gesnerschen Ausgabe im Umlaufe waren, entfernt und einen nach den Handschriften berichtigten Text geliefert zu haben.

Gleich wichtig war der zweyte Theil dieser Stobäischen Auszüge, die eclogae physicae und ethicae, und G. hatte schon am Schluße seiner Vorrede 1822 auch diese in Aussicht gesetzt. Diese hatte aus einer ganz fehlerhaften und verstümmelten Abschrift zuerst 1575 Wilh. Canter bekannt gemacht, und so viel möglich, durch Vermuthungen am Rande, zumeist aber durch seine lateinische Uebersetzung nachzuhelfen gesucht. Canter besaß Kenntniß und Scharfsinn, wie sein Aristides zeigt, und konnte mit vollem Rechte in seiner Vorrede die viel sagenden Worte niederschreiben: nam quod locorum haud leviter corruptorum ultra CCXXX emendationes in margines retulimus, id a nobis magni non fit, quibus iampridem longae lectionis usu quodammodo est insitum vel prave scripta recte citra industriam legere, vel quae aliis nonnunquam ad restituendum videntur difficillima, primo intuitu emendare. Aber er war durch den Verleger, Plantinus, zur Eile gedrängt und hatte das Ganze, wie er sagt, in 146 Stunden vollendet. Erst am Schluße des vorigen Jahrhunderts faßte Heeren den Gedanken, eine vollständigere auf Vergleichung besserer Handschriften, ohne welche nicht durchzukommen war, gegründete Ausgabe zu liefern, und vollendete sie 1792 — 1801 in vier Theilen. Er benutzte einen Augustanus (jetzt in München), Vaticanus, Parisiensis, und durch Tychsen einen vom Escurial, wodurch wir viele Lücken ergänzt, anderes Falsche richtig hergestellt sehen. Heeren, dessen Stärke im historischen und politischen Gebiet bestand, fehlten nicht die philosophischen Kenntnisse, um einen solchen Autor zu verstehen, man staunt, wie er die Sache, auf welche es ankommt, nicht selten erkannt hat, aber er war der griechischen Sprache viel zu wenig mächtig, um als Herausgeber auftreten zu können, und die vielen verderbten Stellen in richtiger, oder auch nur erträglicher Gestalt erscheinen zu lassen, hatte er doch von den langen Auszügen aus den platonischen Schriften nur die ersten und letzten Worte gesetzt, um den Umfang der Größe zu bezeichnen, ohne zu bedenken, wie wichtig es sey, zu wissen, in welcher Form solche Auszüge bey einem Autor des V. oder VI. Jahrhunderts erscheinen. Da er willkürlich, oft gegen alle Gesetze der Sprache den Text gestaltete, so muß man, wenn man etwas sicher gehen will, stets die Varianten im vierten Theile nachsehen.

Von Gaisford erwarteten wir, nachdem fast 30 Jahre zwischen dem Erscheinen des Florilegium und der Eclogae liegen, eine Bearbeitung, welche, eine wirkliche Recension des Textes, die bezeichneten Mängel seines Vorgängers nicht bloß meiden, sondern auch Vorzügliches leisten und jedenfalls höchst anregend wirken würde.

Diesem Wunsche ist durch die neue Ausgabe keineswegs entsprochen; G. hat zwar keine neuen Hülfsmittel, nur die Einsicht des Augustanus aus unserer Münchner Bibliothek war ihm gegönnt; darüber so wie über den Zweck seines Unternehmens

erklärt er sich in folgenden Worten: eum codicem cum editione Heereniana sedulo contuli, hoc praesertim consilio, ut de fide viri eruditissimi in isto codice excutiendo iudicium ferre possem. Vidi statim eum haud raro secus ac debuerat lectionem istius codicis exhibuisse, nonnulla subinde praetermisisse, haud semel aliis codicibus lectiones tribuisse quae in Augustano comparent. Igitur diligentiore collatione instituta ad novam editionem parandam me accinxi, in qua animus est non ex incertis coniecturis, sed quoad eius fieri potest Excerptorum verba ad MSS. exemplarium fidem exacta emendare, nec non haud pauca ab Heerenio inconsulto omissa in suum quaeque locum reponere. Quodsi aliquoties ex editione Heereniana huc irrepserint, id quod factum esse nunc serius vereor, quae et ipse minus probo et quae peritioribus displicitura sunt, ea omnia corriget ut poterit aequus et eruditior lector. Die Varianten der übrigen Codices, so weit sie gegeben waren, sind aus Heeren übergetragen, die Scholien aber des Farnes. bey H. pag. 442 — 465 stillschweigend übergangen, nicht mit Unrecht, sie sind aus Psellus διδασκαλία παντοδαπή, welche Fabricius im V. Bd. seiner Bibl. bekannt gemacht hatte; auch Heerens Commentatio de fontibus Eclogarum Ioannis Stobaei IV, 133 — 220 ist ausgelassen, dessen Indices aber sind beybehalten und vermehrt. Es ist ein Vorzug der neuen Ausgabe, daß was der Vorgänger durch Flüchtigkeit versehen hat, verbessert ist. I, 50 hat Heeren: κατὰ ταῦτα ἠδὲ Πλάτων ἀμφοτέρων ἐπεμνήσθη, mit der Bemerkung recepi Cant. emendationem ἠδὲ coniicientis pro οὐδὲ quod sensu caret. Er wußte nicht, daß ἠδέ ein poetisches Wort ist, und wäre es auch in Prosa so gebräuchlich wie im Homer, gleichwohl hier sensu caret; aber Canter hat nicht ἠδὲ, sondern ὅ δὲ, was Gaisford in den Text genommen hat mit einem Komma nach ταῦτα, da ὅ δὲ nicht in der Mitte stehen kann. Es müßte jedoch καὶ τὰ τοιαῦτα heißen und zu dem Vorhergehenden gezogen werden, da die daselbst angeführten Worte des Onatas abgebrochen werden und unten I, 96 vollständig erscheinen; aber dieses ist nicht die Schreibart des Stobaeus. Er sagt: eben so erwähnt Plato in den Briefen, also κατὰ ταὐτὰ δὲ Πλάτων oder ταὐτὸν δὲ. II, 46 sind nach πλάτεσιν bey Heeren die Worte ἢ διὰ χρόνου στενοχωρίας, welche Canter richtig hat, ausgefallen. Solche Fehler haben wir bey G. oft stillschweigend verbessert gefunden.

Erst nach Vollendung seiner Ausgabe erfuhr G. aus dem Cataloge der Escurialbibliothek von Em. Miller, Par. 1849, daß daselbst ein Codex der Eclogae des Stobaeus aus dem XI. Jahrhundert aufbewahrt ist; offenbar hat Miller dessen Wichtigkeit nicht gekannt, da er keinen nähern Aufschluß oder eine Probe davon gibt; die bekannten sind alle, um sie mit den Worten G.'s zu bezeichnen, recentes admodum, mutili et mendosi; gewiß ist diese Quelle, die Richtigkeit des Alterthums vorausgesetzt, die ergiebigste und darum die unentbehrlichste. Wer wird aber eher im Stande seyn, eine sichere Ausbeute jener spanischen Handschrift zu erlangen, als das Collegium in Oxford? Wir wünschen — denn an gutem Willen fehlt es dort wohl nicht — daß diese recht bald folgen möge; sollte aber wider Erwarten dieser Wunsch vergeblich seyn, dann hoffen wir, daß Dr. Dübner dahin wirken werde, der Didot'schen Ausgabe des Stobaeus diese wichtige Zugabe zu gewinnen, gleichwie Arrianus und Maximus Tyrius in jener Sammlung einen vorzüglichen Werth haben.

Wenn aber die neue Ausgabe in dieser Beziehung keinen merklichen Fortschritt gewährt, und weder den anderen Arbeiten des Herausgebers, noch insbesondere dem Florilegium an die Seite gestellt werden kann, hat er vielleicht um so mehr durch eigene Kenntniß geleistet und den Fehlern abgeholfen? Wir müssen gestehen, daß er uns hierin am wenigsten befriedigt hat, er ist an verdorbenen Stellen fast immer nur in die Fußstapfen seines Vorgängers getreten, dessen kritische Noten er auch großentheils beybehalten hat, und wir können das Ganze kaum für mehr als einen verbesserten Abdruck der Ausgabe Heerens halten. Fast scheint es, G. habe zuletzt selbst eine Ahnung davon gehabt und durch obige Worte seiner Vorrede dem Urtheile je-

ner, welchen diese Eclogae nicht unbekannt sind, entschuldigend entgegen treten wollen; aber nicht aliquoties, sondern toties mußte er schreiben, wenn er der Wahrheit nahe kommen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Schluß.)

Gesetzlich ist weiter der Einfluß des Verschlusses eines oder des anderen Collateralastes auf die Geschwindigkeit der Strömung und zwar in folgender Weise. 1) Durch Verschluß eines Stromarmes in einem verzweigten Röhrensystem wird die Geschwindigkeit der Strömung in den zuführenden und rückführenden Gefäßen vermindert. 2) Durch Anbringung von Ligaturen wird die Stromschnelle in den Collateralgefäßen gesteigert, und zwar in denen erster Ordnung mehr als in denen zweyter Ordnung u. s. w. 3) Durch Anbringung von Ligaturen wird die Strömung im Ganzen beeinträchtigt, die Dauer der Circulation also verlangsamt.

Diese aufgefundenen Gesetze sind auch in der Natur bindend, wie durch Versuche an lebenden Thieren und pathologischen Erscheinungen nachgewiesen worden.

An demselben Apparat wurden durch Anbohren der Röhren folgende Resultate gewonnen, welche auf die Verhältnisse des Blutstroms während einer Aderlässe ihre Anwendung finden:

1) Der Seitendruck hat durch das ganze verzweigte Röhrensystem eine Verminderung erfahren. 2) Die allgemeine Verminderung des Seitendruckes ist um so auffälliger, je mehr Wasser durch die der Gefäßwunde analoge Oeffnung abfließt. 3) Die stets negative Störungsgröße nimmt in den zuführenden Gefäßen bis zur Stelle der Oeffnung zu, in den rückführenden Gefäßen von der Stelle der Oeffnung an ab. 4) Die Störungsgröße ist in den Collateralgefäßen erster Ordnung größer als in denen zweyter Ordnung ꝛc. 5) Eine gesetzliche Progression der Störungsgröße im Verlaufe der Collateralgefäße ist nicht bemerklich. In Beziehung auf die Stromschnelle ergeben die Beobachtungen Folgendes. 1) Die Stromschnelle erfährt während der Dauer des Aderlasses in allen zuleitenden Gefäßen eine Vermehrung, und in allen ableitenden eine Verminderung. 2) Die Stromschnelle in den Collateralparthien kann je nach den Umständen vermindert oder vermehrt seyn.

Mit diesen Ergebnissen werden schließlich die Wirkungen der Aderlässe an einem lebenden Thiere verglichen und erklärt. —

Dieß ist die Uebersicht über ein Werk, welches durch seine lichtvolle Darstellung und besonders dadurch so hohen Werth hat, daß es ohne mit mathematischen Formeln und Zahlen zu prunken, trotz der Exactheit in der Durchführung der Methode, mit dieser nirgend mehr erklären will als zu erklären ist. Ein Hemmschuh für jeden dynamistischen Theoretiker, ein Sporn für den exacten Methodiker, welcher Maaß und Zahl in jeder Erscheinung der Natur aufzufinden strebt.

Dr. E. Harleß.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

*ΙΩΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β.* **Ioannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.**

(Fortsetzung.)

Dieses Urtheil mag auffallen, es wird aber den, welcher G.'s Verfahren aus seinen frühern Arbeiten kennt und bedenkt, daß er hier aus Handschriften nichts Neues bieten konnte, keineswegs befremden, und wir wollen dieses, um nicht ungerecht oder auch nur unbillig zu erscheinen, durch Beyspiele näher darlegen. Leicht wäre es hiebey einzelne Stellen auszuheben, an welchen incertae coniecturae gesetzt sind, wo das Richtige zu finden, wie wir glauben, nicht ferne lag, z. B. I, 102 *Ἀριστοτέλης ἐκ πέμπτου σώματος. λέγει γοῦν ἐν τοῖς περὶ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως* [*καὶ*] *αὐτοῦ λόγοις οὕτως.* Dazu macht Heeren die Bemerkung: *καὶ* quod sensum turbat, uncinis inclusi, procul dubio enim delendum est. Mehr gibt auch G. nicht, der ihm folgt, und doch mußte er wissen, daß dann *αὐτοῦ* nicht stehen könnte. Die Sache selbst lehrt, da in diesem Capitel vom *οὐρανὸς* gesprochen wird und das folgende in den gleichnamigen Büchern des Aristoteles enthalten ist, daß *καὶ οὐρανοῦ λόγοις* zu schreiben war. Wenn Heeren glaubte, in den Büchern der *φυσικὴ ἀκρόασις* sey nichts von demselben enthalten und daß daher ein Irrthum des Stobaeus oder wer sonst den Auszug gemacht hat, anzunehmen, so hat er nicht bedacht, wie das letzte Buch jener *φυσ. ἀκρ.*, an welches sich unmittelbar die Schrift *περὶ οὐρανοῦ* anschließt, allerdings schon die hinreichende Andeutung enthalte, daß das *ἀεικίνητον* der *οὐρανὸς* und dieser unvergänglich sey. Wir wählen jedoch, da theilweise differirende Ansichten der Natur der Sache gemäß in solchen Werken nie fehlen werden, einen zusammenhängenden Abschnitt, und theilen zu demselben, da wir uns schon vor langer Zeit mit diesen eclogae physicae und ethicae zu beschäftigen veranlaßt fühlten, unsere Ansichten mit, wie wir uns das Unverständliche zurecht zu machen suchten. Es ist der Artikel *Ἀριστοτέλους καὶ τῶν λοιπῶν περιπατητικῶν περὶ τῶν ἠθικῶν δόγματα.* II, 242 — 334 bey Heeren, p. 609 — 646 Gaisf., von welchem Madvig in seinen Anmerkungen und Excursus zu Cicero de finibus pag. 417. 456. 675. 862 glaubt, er sey aus Antiochus, Ciceros Lehrer, genommen, da Stoisches sich beygemischt finde; stoischen Anhang sehe ich außer den von M. beygebrachten Stellen besonders p. 278, doch ist es gewagt, aus solchen Angaben sogleich mit Sicherheit den Verfasser erkennen zu wollen.

Pag. 246 *τοῦ δὲ λογικοῦ τὸ μὲν περὶ τὰ ἴδια καὶ τὰ θεῖα θεωρητικὸν ἐπιστημονικὸν καλεῖσθαι, τὸ δὲ περὶ τὰ ἀνθρώπινα καὶ τὰ πρακτικὰ βουλευτικόν.* Hiezu hat weder Heeren noch G. etwas erinnert, doch was sollen die *ἴδια* zu den göttlichen Dingen? die Verbesserung *τὰ ἄϊδια* ist unumgänglich, wie in derselben Sache Magn. Mor. I, 35 p. 1197, 6, 8 *ἡ γὰρ σοφία περὶ τὸ ἄϊδιον καὶ τὸ θεῖον, ὡς φαμέν, ἡ δὲ φρόνησις περὶ τὸ συμφέρον αἰθρώπῳ.* Nicom. VI, 8. Dann erwartet man *τὰ πρακτά*, aber da Gegensatz von *θεῖα* und *ἀν-*

ϑρώπινα ist, so war sicher ein entsprechender zu ἄϊδια, der des vergänglichen, veränderlichen, welches ausgefallen ist, wodurch nun ϑεωρητικὸν auch unten das erforderliche Wort findet, und man wird schreiben müssen καὶ τὰ * πρακτικόν. Auch die vorhergehende Stelle ist unserer Ueberzeugung nach nicht richtig gegeben, dort fehlen bey Canter durch Gleichklang einige Zeilen, welche Heeren aus den Handschriften ergänzt hat, diese aber geben folgendes: τὰ μὲν γὰρ λοιπὰ ἐϑισϑέντα οὐ λόγῳ ἀλλὰ τῇ ἀνάγκῃ γίγνεσϑαι ποιὰ ἄττα, τὸν δ' ἄνϑρωπον τῷ λόγῳ πλαττόμενον ἐκ τοῦ ἐϑισμοῦ μέρους τῆς ψυχῆς διακειμένου κατὰ τὸν λόγον· λόγον δὲ λέγεσϑαι ψυχῆς μέρος οὐ τὸ καϑάπαξ ἄλογον, ἀλλὰ τὸ οἷόν τε πείϑεσϑαι λόγῳ ὁποῖόν ἐστι τὸ παϑητικὸν, τοῦτο καὶ τῆς ἀρετῆς δεκτικόν. Heeren hat den Gedanken zwar richtig erkannt, nach ψυχῆς aus eigener Vermuthung ἀλόγου hinzugesetzt, ferner λόγον δὲ in ἄλογον δὲ verändert, und zuletzt τοῦτο δὲ καὶ geschrieben. Alles dieses hat G. beybehalten, nicht einmal ἄττα in ἄτα verwandelt. Aristoteles theilt das ἄλογον der ψυχὴ in das was an dem λόγος gar keinen Antheil hat, das φυτικὸν oder das ἁπλῶς ἄλογον, und das was an den λόγος noch einiger massen Antheil hat, weil es ihm folgen kann. Eth. Nic. I, 13 φαίνεται δὴ καὶ τὸ ἄλογον διττόν. τὸ μὲν γὰρ φυτικὸν οὐδαμῶς κοινωνεῖ λόγου, τὸ δ' ἐπιϑυμητικὸν καὶ ὅλως ὀρεκτικὸν μετέχει πως ᾗ κατήκοόν ἐστιν αὐτοῦ καὶ πειϑαρικόν. Dieses scheint Heeren zu dem Zusatze von ἀλόγου veranlaßt zu haben, und wir können sachlich nichts dagegen einwenden, da es strenge der Angabe des Aristot. folgt, brauchen aber diese Aenderungen nicht, wenn wir erwägen, daß hier der ἐϑισμὸς bezeichnet wird als ein μέρος τῆς ψυχῆς διακείμενον κατὰ τὸν λόγον, welchem sofort die Erklärung folgt, daß damit nicht τὸ καϑάπαξ ἄλογον verstanden werde, sondern was Arist. nennt τὸ μετέχον πῃ λόγου. wir schreiben daher ohne eigentliche Aenderung: ἐκ τοῦ ἐϑισμοῦ, μέρους τῆς ψυχῆς διακειμένου κατὰ τὸν λόγον. κατὰ τὸν λόγον δὲ λέγεσϑαι ψυχῆς μέρος οὐ τὸ καϑάπαξ ἄλογον. Ob zuletzt τοῦτο δὲ oder γὰρ zu schreiben, läßt sich nicht bestimmen, es könnte τοῦτο selbst fehlen oder mit παϑητικὸν verbunden werden, da dieses ja der Inhalt der ganzen Ethik ist, dann würde zusammengehören τὸ οἷόν τε πείϑεσϑαι λόγῳ und καὶ τῆς ἀρετῆς δεκτικόν. doch dieses, wie gesagt, läßt sich nicht sicher entscheiden.

II, 246 ὥστε διττὸν εἶναι καὶ τῶν ἀρετῶν τὸ εἶδος τὸ μὲν λογικὸν, τὸ δὲ ἄλογον, ἐπειδὴ καὶ ταῦτα πέφυκε μὲν κατὰ ϑεωρίαν καὶ πρᾶξιν. Hier fällt jedem Leser das unhaltbare μὲν auf, glücklicher Weise ist dieses nur eine Vermuthung Heerens, welche G. gebilligt hat, die Handschriften geben πεφύκαμεν ϑεωρίαν, und dieses ist richtig, wenn man κατὰ ταῦτα schreibt, da die Unterscheidung nach diesen beyden Thätigkeiten schon oben angegeben ist. Gleich nachher heißt es von dem Menschen μεταξὺ τῶν ἀϑανάτων ὄντα καὶ τῶν ϑνητῶν, was, da er ja selbst ϑνητὸς ist, nicht recht seyn kann, es muß τῶν ἀλόγων ϑνητῶν oder ähnliches gesagt werden; daselbst fehlt die Verbindung und man erwartet καὶ κατὰ λόγον, oder κατὰ λόγον οὖν.

P. 248, der Mensch strebt nach Gesundheit, Vergnügen und Leben, weil es der Natur gemäß und dieses an sich wünschenswerthe Güter sind, κατὰ δὲ τἀναντία τὴν νόσον καὶ τὴν ἀλγηδόνα καὶ τὴν φϑορὰν διακρούεσϑαι καὶ περικλίνειν τῷ παρὰ φύσιν ὑπάρχειν καὶ διὰ ταῦτα φευκτὰ καὶ κακά. Es sind die entgegengesetzten Eigenschaften, man sagt wohl κατὰ δὲ τοὐναντίον, aber nicht leicht den Plural, und so wird auch hier gewesen seyn τὰ δὲ ἐναντία, nothwendig aber fordert die Sprache παρακλίνειν, und da oben αὐϑαίρετα ist, d. h. δι' αὑτὰ αἱρετὰ, und nicht καὶ διὰ ταῦτα αἱρετὰ, so wird auch hier gestanden haben καὶ δι' αὑτὰ φευκτὰ καὶ κακά. vergl. 258.

P. 250. Das sichere Criterium und Mittel, die wahren Güter aufzufinden, nennen wir Tugend, ἀρετὴν προσηγορεύσαμεν καὶ μόνοι ὡς ϑαυμάσαντες ἐπετιμήσαμεν πρὸ τῶν ἄλλων ἁπάντων. Da ἐπιτιμᾶν in der gewöhnlichen Sprache nur tadeln heißt, so wird ἐτιμήσαμεν das richtige seyn, μόνοι aber ist sicher falsch, mit μόνην wenig gewonnen, vielleicht νόμοις. — ἐπιδείξω, dieses Verbum statt ἀποδεικνύναι ist hier gewöhnlich wie 256. einmal steht 260 ὑπεδείξαμεν. — ἐπανάγειν ist verdorben.

P. 252. εἰ δὲ πρὸς τοὺς πολίτας φιλίαν δι' αὐτὴν αἱρετήν, ἀναγκαῖον εἶναι καὶ τὴν πρὸς ὁμοέθνεις καὶ ὁμοφύλους. wäre dieses richtig, wie G. mit Canter und Heeren gegeben hat, so müßte φιλία . . αἱρετή stehen, es ist jedoch nichts zu ändern als das Comma zu streichen, denn die Worte ἀναγκαῖον εἶναι gehören noch hinauf, und der Nachsatz beginnt mit καὶ τὴν. — Im folgenden ὥστε μὴ κατὰ χρήσεις, ἀλλὰ κατὰ τὸ διανθαίρετον τὰ πλεῖστα δρᾶν. hier ist κατὰ χρήσεις eine kühne Aenderung Heerens, welcher G. folgt, die Handschriften geben τὰς πράξεις was damit keine entfernte Aehnlichkeit hat, und recht gut stehen kann; der erforderliche Begriff χρείας ἕνεκα vergl. 258, oder ähnliches ist ausgefallen. Im Folgenden beachte man die Abwechslung der Sprachen τίνα γὰρ οὐκ ἂν ἐξελέσθαι (schon Canter hat das bey H. fehlende ἄν) . . τίνα δ' οὐκ ἂν ἐπαρκέσειν . . τίνα δ' οὐκ ἂν . . διαδηλώσειν. möglich daß auch oben das bey spätern nicht ungewöhnliche Futurum ἐξελεῖσθαι geschrieben stand.

P. 256 ὥστε ταύτῃ μὲν τὰ λεγόμενα τῶν ἀγαθῶν ἔξω ὅτι διανθαίρετα πίφυκεν ἐπιδεδεῖχθαι σαφῶς. hier hat G. einmal Heeren gründlich verbessert, nur daß wir wie überall δι' αὐτὰ αἱρετὰ ausschreiben; noch bleibt ein Fehler in ταύτῃ, der Gegensatz und μὲν lehrt daß ταῦτα geschrieben stand; nicht von der Form des Beweises ist hier die Rede. P. 256 τὸ δ' ἡμέτερον οὐκ ἔστιν; statt ἔτι. P. 258 τῶν δι' αὐτὸ αἱρετῶν . . τῶν δι' αὐτὸ φευκτῶν. daß δι' αὐτὰ zu schreiben fordert die Sprache. In der Aufzählung fehlt die εὐεξία die sonst immer genannt ist, p. 60. 86. 144. 146. 256. so daß auch hier καὶ εὐεξίας καὶ καχεξίας gestanden haben mag; αἴσθησις vertritt die Stelle des sonstigen εὐαισθησία. Der Zusatz τι nach προσκλητικὸν, den Heeren gegeben und G. aufgenommen hat, ist sehr entbehrlich.

P. 260 in der schwierigen Stelle erwähnt G. zwar Madvig's Anmerkung zu Cic. de fin. V, 12 gegen Heeren, macht aber von dem dort gegebenen keinen Gebrauch. Richtig hat Madvig gesehen, daß φκειώθη das Verbum finitum ist, und die Worte διότι . . . ἀρετῶν einen Satz für sich bilden, eben so richtig hat er αὐτὴ geschrieben statt αὕτη, wenn ἀρετὴ zu verstehen, wie p. 266 lehrt; wäre jene Stelle nicht einleuchtend auf die unsrige bezogen, so würde man ψυχὴ verstehen, und das übrige darnach richten, daß sie, die Tugend, sich weit mehr an die Vorzüge des Geistes als des Körpers anschloß.

P. 261. Die Worte πρὸς τὸν λόγον sind schwerlich ächt. ὅπερ μὲν οὖν ἐν σώματί φαμεν ὑγείαν, τοῦτ' ἐν τῇ ψυχῇ καλεῖσθαι σωφροσύνην, ἐν δὲ τοῖς ἐκτὸς πλοῦτον, περιστέλλει γὰρ τὰ πολλὰ τῶν ἁμαρτημάτων. Κατὰ τοῦτο δὲ ὅπερ ἐν τῷ σώματι ἰσχύν, τοῦτ' ἐν τῇ ψυχῇ τὴν ἀνδρείαν, ἐν δὲ τοῖς ἐκτὸς τὴν ἀρχήν. Diese Nebeneinanderstellung der geistigen, leiblichen und äußeren Güter ist erkünstelt und geht nicht von Aristoteles, sondern von seinen spätern Anhängern aus. οὖν geht von Heeren aus und kann recht wohl fehlen, den Infinitiv περιστέλλειν haben Handschriften, und die indirecte Darstellung ist die gewöhnliche, so daß selbst 266 steht δῆλον ὡς . . φκειῶσθαι φυσικῶς αὐτήν, wenn es anders kein Fehler ist; auch sonst ist der Infinitiv herzustellen z. B. 308. 326 δεῖν und ἔχειν für ἔχει. 324 συνέρχεσθαι . . συμφέρειν. — κατὰ τοῦτο aber ist nicht griechisch, aber auch nur von Heeren für καὶ τοῦτο. das richtige ist vielmehr folgendes: περιστέλλειν γὰρ τὰ πολλὰ τῶν ἁμαρτημάτων καὶ τοῦτον. ὅπερ δὲ ἐν τῷ σώματι.

P. 266 ἐπεὶ δή, vielmehr ἐπειδὴ δὲ. Richtig hat G. in ἀεὶ αὐθαίρετον das διανθαίρετον erkannt, ebenso 258 in καὶ αὐθαίρετα, nur daß wir δι' αὐτὸ αἱρετὸν und δι' αὐτὰ αἱρετὰ schreiben, da die foemininen Formen überall ausgeschrieben sind. In κατὰ τὸν λόγον kann der Artikel auffallen.

P. 270 παρὰ μὲν οὖν τὴν αἵρεσιν ἁμαρτάνειν ὅταν τὸ μηδ' ὅλως ὂν ἀγαθὸν αἱρῶνται, ἢ τὸ ἧττον σφοδρότερον ἢ δεῖ. Diese Stelle hat G. hergestellt aus *A* in welchem ἤδει steht, gewöhnlich wurde ohne Sinn ἤδη gelesen. Falsch aber ist παρὰ hier, und in folgenden παρὰ δὲ τὴν κτῆσιν . . παρὰ δὲ τὴν χρῆσιν, es muß überall, wie auch im

vorhergehenden steht, περὶ heißen; so gleich nachher: εἰ δὲ περὶ αὐτὰ ἁμαρτάνουσιν οἱ φαῦλοι, περὶ τὰ ἐναντία πάντως κατορθοῦσιν οἱ σπουδαῖοι, wo wir ταῦτα schreiben.

P. 272 ὅτι μὲν [οὖν] τὰ ἄριστα διατιθέναι ἐστιν ἀρετή, ὁμολογούμενόν ἐστι. Das Wörtchen οὖν ist auch hier ein sehr entbehrlicher Zusatz Heerens; an dieser Stelle aber hat G. wenigstens durch Klammern aufmerksam gemacht, was an vielen andern Orten unterlassen ist. Außerdem hatte Heeren διατεθῆναι geschrieben, was G. klug unterlassen hat; gleichwohl ist die Stelle nicht griechisch, auch hat A ἀρετήν, es muß heißen: ὅτι μὲν τὸ ἄριστα διατιθέναι ἐστὶν ἀρετῆς Vergl. Ethic. Eudem. II, 1.

P. 274 καὶ τὰς αὐτῶν καλὰς χρήσεις. Das Adjectivum ist von Heeren, in den Handschriften καὶ τὰς, dieses aber ist Wiederholung des vorausgehenden, wo andere καὶ τὰ. Es wird nicht καλὰς χρήσεις so gebraucht, 276 ist nach εἰρημένων wohl τεχνῶν ausgefallen.

P. 278 εἰ δὲ τὸ μὲν εὐδαιμονεῖν τέλος, ἡ δ' εὐδαιμονία λέγεται σκοπὸς, καὶ ὁ μὲν πλοῦτος ἀγαθὸν, τὸ δὲ πλουτεῖν ὧν χρὴ, τοῖς μὲν οὕτω διορίζουσι τῆς ἀκριβείας τῶν ὀνομάτων χάριν. Heeren meint, daß mit ὁ μὲν πλοῦτος der Nachsatz beginne, vielmehr aber gehört dieses noch zum vorhergehenden und die Stelle ist lückenhaft, wie schon die Erklärung das Verbum πλουτεῖν ὡς χρὴ nicht vollständig ist, sey es daß der Dativ τοῖς μὲν von einem ausgefallenen Zeitwort regiert ist, oder daß zu lesen ist, οὗτοι μὲν οὕτω διορίζουσι. Uebrigens ist dieser Unterschied von τέλος und σκοπὸς nicht den Peripatetikern eigen, sondern stoisch, wie diese Auszüge p. 136 sq. 196 lehren; stoisch ist noch vieles andere, wie die Ausdrücke ἀδιάφορα, προκοπὴ, προηγούμενον, und da das fünfte Buch von Cicero de finibus der peripatetischen Lehre gleichsfalls viel fremdartiges und stoisches einmischt, und dieses ohne Zweifel nach dem Vorgange des Antiochus, so glaubt Madvig auch in unserm Abrisse diesen Autor zu erkennen. — Τὰ μὲν γὰρ συμβαλλόμενα πρὸς αὐτὸ τῶν ἀγαθῶν ὁμολογουμένως χρὴ λέγειν, τὰ δὲ ἐναντιούμενα τῶν οὔτ' ἀγαθῶν οὔτι κακῶν, ἀλλὰ τῶν ἀδιαφόρων. In dieser Stelle sind die Worte οὔτε κακῶν von Heeren aus den Handschriften zugesetzt worden, aber das ganze hat keinen Sinn, läßt sich jedoch leicht herstellen, τὰ δὲ ἐναντιούμενα [αὐτῷ τῶν κακῶν, τὰ δὲ μήτε συμβαλλόμενα μήτε ἐναντιούμενα] τῶν οὔτ' ἀγαθῶν οὔτε κακῶν, ἀλλὰ τῶν ἀδιαφόρων. Die Wiederholung desselben Wortes bewirkte wie unzähligemale, so auch hier, daß das dazwischenliegende alles ausgefallen ist.

P. 280 ὡς οὖν οὐχ ἕνα στίχον συστήσειν ὑπόκρισιν, μηδὲ μίαν χειρὸς ἔκτασιν ὄρχησιν, μηδὲ μίαν χελιδόνα ποιήσειν ἔαρ, οὕτω μηδὲ βραχὺν χρόνον εὐδαιμονίαν. Daß diese Abwechslung der Negationen nicht griechisch ist, ist heut zu Tage bekannt. Canter gibt ὡς οὐχ ἕνα, der Augustanus ὡς οὖν ἕνα στίχον μίαν συστήσειν, woraus G. durch richtige Emendation μὴ ἄν hergestellt hat.

P. 282 καὶ ἐν κακοῖς ἀρετῇ χρήσαιτ' ἂν καλῶς ὁ σπουδαῖος, οὐ μὴν γε μακάριος ἔσται, καὶ ἐν αἰκίαις ἀποδείξαιτ' ἂν τὸ γενναῖον, οὐ μὴν εὐδαίμων ἔσται. Dieses ist eine Hauptlehre der aristotelischen Schule gegen die Stoiker, daß die ἀρετὴ οὐκ αὐτάρκης πρὸς εὐδαιμονίαν wäre. Aehnlich drückt sich Arist. Polit. VIII, 13 aus χρήσαιτο δ' ἂν ὁ σπουδαῖος ἀνὴρ καὶ πενίᾳ καὶ νόσῳ καὶ ταῖς ἄλλαις τύχαις ταῖς φαύλαις καλῶς· ἀλλὰ τὸ μακάριον ἐν τοῖς ἐναντίοις ἐστίν. Ethic. Nicom. VII, 14. Auffallend ist das Medium ἀποδείξαιτ' ἄν statt des Activum, und wohl nicht richtig. — οὕτω δ' ἐπιτείνεσθαι, der Gedanke fordert was V. A. P. geben οὔτε. Im folgenden hat G. richtig βίον in Schutz genommen gegen Heerens Conjectur Βίαντα.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München, herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## ΙΟΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β. Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.

(Fortsetzung.)

P. 284 τὸν δ' ἀφαιρεθέντα τὴν εὐδαιμονίαν οὐκ εἶναι κακοδαίμονα, καθάπερ μηδὲ τὸν ὅλως ἔχοντα ταύτην, ἀλλ' ἔσθ' ὅτι μέσον. Hier vermuthet G. es sey εὐδαίμονα nach ταύτην ausgefallen; dieses halten wir nicht für richtig, da der Gedanke ist, wer die εὐδαιμονία verloren, so wie der welcher sie gar nicht hatte, ist deßwegen noch nicht κακοδαίμων, er kann ein μέσος seyn. μηδὲ τὸν ὅλως ist soviel als τὸν μηδ' ὅλως nach einer bey spätern geläufigen Umstellung, aber ἔσθ' ὅτι ist nichts und es muß mit den Handschriften ἔσθ' ὅτε geschrieben werden. Gleich nachher ist falsch δεῖ von H. u. G. eingesetzt. — οὐκ ἀεὶ δὲ οὐδὲ τούτοις, ἀλλὰ τοῦτο εἰ προηγούμενον ἔχοιεν τὸ ζῆν. Die Partikel εἰ hat Heeren gegeben und sie ist unentbehrlich, aber τοῦτο ist unpassend, in diesem liegt τότ' εἰ.

P. 286 über die verschiedene Benennung, was ἀγαθὸν genannt wird, womit man Moral. magn. I, 2 vergleichen kann, wie denn diese offenbar späteste Schrift aristotelischer Ethik am meisten mit unserm Auszuge übereinstimmt, nur daß dieser der Zeit nach noch weit tiefer steht. ὧν τὸ μὲν δεῖν θεὸν εἶναι τὸ πρῶτον, hier ist δεῖν falsch und dieser Begriff unstatthaft, wahrscheinlich aus dem folgenden θεὸν entstanden. Da hier nur verschiedene Eintheilungen des ἀγαθὸν, so kann es p. 288 nicht heißen ἔτι τῶν αἱρετῶν καὶ ἀγαθῶν τὰ μὲν καθ' ἑαυτὰ εἶναι αἱρετά, τὰ δὲ δι' ἕτερων. und die Worte αἱρετῶν καὶ sind zu tilgen, eben so ist nothwendig hier und im folgenden δι' ἕτερον zu schreiben, oder δι' ἕτερα wie VA nach Heeren haben; bey G. ist nichts angegeben — καὶ γὰρ τὰς δυνάμεις ὑπάρχειν τῶν καθ' αὑτὰ ἀγαθῶν, οἷον πλοῦτον καὶ ἀρχὰς οἷς ἂν χρήσαιτο καὶ ἃς ζητήσειεν ὁ ἀγαθὸς ἀνήρ, καὶ οἷς δύναται εὖ χρῆσθαι, ἀγαθὰ καὶ καθ' ἑαυτὰ ἀγαθὰ πεφυκέναι. Hier und Magn. Mor. ist richtige Erklärung von dem was die Griechen δυνάμεις nannten, alles was zum Guten wie zum Schlechten gewendet werden kann, daher nennt Aristot. die Rhetorik eine δύναμις, ein Sprachgebrauch, der schon bey Isocrates und frühern gangbar ist. Ungerne vermißt man das εὖ bey χρήσαιτο, wie Mag. Mor. τούτοις γὰρ ὁ σπουδαῖος εὖ ἂν δύνηται (scr. δύναιτο) χρήσασθαι, nicht minder auffallend ist das Femininum ἃς auf ἀρχὰς oder auch δυνάμεις bezogen, da οἷς vorausgeht, also ἃ ζητήσειεν ἄν, nothwendig wird aber die Aenderung χρῆσθαι ἀγαθὸς καθ' ἑαυτά. Ferner über die ἀγαθὰ welche Zweck sind wie ἀρετὴ, ὑγίεια, καὶ ἁπλῶς ὅσα ἐκ τῶν καθ' ἕκαστα γενομένων καὶ κεφαλαιούμενα ὑπάρχει, ὥσπερ τὴν ὑγείαν, οὐ μὴν τό τε ὑγιαῖνον οὐδὲ τὴν θεραπείαν τοῦ κάμνοντος. Die Handschriften κεφαλαιώμενα ὑπάρχειν, der Infinitiv ist hier in der Regel im relativen Satze, wie sogleich οἷς ἂν εὖ τὸν μουσικόν, so daß Heeren keinen Grund zu ändern, und G. ihm zu folgen hatte, dann ist zu schreiben γινομένων κεκεφαλαιωμένα . . οὔτε τὴν, und vielleicht auch ὑγιεινόν. dieselbe Lehre in Magn. Mor. τῶν γὰρ ἀγαθῶν τὰ μὲν τέλη, τὰ δ' οὐ τέλη, οἷον ἡ μὲν ὑγίεια τέλος, τὰ δὲ τῆς ὑγιείας ἕνεκεν οὐ τέλη.

P. 290. Falsch steht τῶν τελέων, was nicht τελείων, sondern τελῶν ist, τὴν μὲν ἀρετὴν καὶ φρόνησιν παντὶ ἀγαθὰ, ὅτῳ γὰρ ἂν παραγένηται ὠφελεῖν, πλοῦτον δὲ καὶ ἀρχὰς καὶ δυνάμεις οὐ παντί. Πῶς οὖν ἀγαθά; καθ' ὅσον ἀφώρισται τὸ εἶναι ἀγαθὰ τῇ τοῦ ἀγαθοῦ ἀνδρὸς χρήσει. Φαίνεσθαι δὲ ταῦτα καὶ ζητεῖν καὶ χρωμένοις ὠφελεῖν. In den Magn. Mor. I, 2 steht dreymal πάντῃ καὶ πάντως für παντί. Die Frage aber ist hier ganz unstatthaft und die Sprechweise verkannt, es muß geschrieben werden, παντί, πῶς οὖν ἀγαθά, καθ' ὅσον, d. h. nicht absolut, sondern relativ, in so ferne. Der Sinn der letzten Worte ist, man betrachte aber solche Güter als würden sie allen nutzen und darum streben alle darnach; die Herstellung ist unsicher, gewiß aber ist was die Sprache fordert χρωμένους ὠφελεῖν.

P. 292. τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἀγαθῶν τὰ μὲν ἀεὶ φύσει παρεῖναι, καθάπερ γὰρ ὀξύτητα καὶ μνήμην, τό τε ὅλον εὐφυΐαν, τὰ δ' ἐξῆς ἐπιμελείας περιγίγνεσθαι. Die letzten Worte sind zu ändern τὰ δ' ἐξ ἐπιμελείας παραγίγνεσθαι. Die Partikel γὰρ, wofür H. γε gesetzt hat, ist zu streichen. Ebendaselbst wird unter den Gütern, die man erwerben, aber nicht verlieren könne, die εὐτυχία neben der ἀθανασία genannt, sie die jeden Augenblick uns entrissen werden kann, wahrscheinlich stand εὐψυχία, die auch sonst genannt wird II, 106. 320, aus welcher Stelle man sieht, daß 318 nach αὐταρκείας die Worte εὐψυχίας, φιλοπονίας ausgefallen sind. Möglich aber daß dort εὐτυχίαν falscher Zusatz ist, dann ist nur ein Beyspiel angeführt, wie ὡς πλοῦτον, und am Schluße ὡς εὐγένειαν, denn das dritte ὡς αἰσθησιν ὡς τὸ ζῆν kann so nicht stehen, es müßte ἢ ὡς oder καὶ heißen. Am Ende hat G. nicht einmal den argen Fehler τὸν δὲ κατὰ τ' ὄνομα λόγον geändert, die Formel übrigens ὁ κατὰ τοὔνομα λόγος, im Aristoteles so geläufig, hat Heeren nicht verstanden.

P. 294 βουλόμενος τῶν ἀφανῶν τὴν ἐκ τῶν φανερῶν παρέχεσθαι πίστιν. Kann nach griechischem Sprachgebrauche der Genitiv ohne Präposition oder statt des Dativs τοῖς ἀφανέσι stehen? Gewiß nicht, es hieß ὑπὲρ τῶν ἀφανῶν, wie Arist. Nic. II, 2 δεῖ γὰρ ὑπὲρ τῶν ἀφανῶν τοῖς φανεροῖς μαρτυρίοις χρῆσθαι, und eben so Magn. Mor. I, 5, wo aus unserer Stelle ἐκ τῶν αἰσθήσεων zu schreiben statt des falschen ἐκ τῶν ἠθικῶν. πλειόνων τε γενομένων ἢ ἐλαττόνων soll heißen πλειόνων γινομένων.

P. 298 μήτε unrichtig für μηδὲ, wie sehr oft, z. B. 304 viermal τε statt δὲ steht. ἡ ἀρετὴ τῶν πρακτικῶν ist falsch für πρακτῶν. Das folgende hat G. durch gehörige Interpunction gegen Heeren gesichert.

P. 300. Mit Recht hat G. ἐν ταῖς ἐντυχίαις wieder hergestellt, es heißt, im gewöhnlichen Leben, im Umgange und Verkehr, während H. ἓν τοῖς περὶ εὐτυχίας änderte, doch ist auch so noch die Stelle unverständlich οἷόν φησιν ὁ Θεόφραστος ἐν ταῖς ἐντυχίαις, ὁδὶ μὲν πολλὰ διελθὼν καὶ μακρῶς ἀδολεσχήσας, ὁδὶ δὲ ὀλίγα μὲν οὐδὲ τἀναγκαῖα, οὗτος δὲ αὐτὰ ἃ ἔδει, μὴ τὸν καιρὸν ἔλαβεν. Statt des letzten οὗτος hatte H. aus P οὗτοι gegeben, was G. entfernt hat, aber er mußte eben so μὲν nach ὀλίγα, was gleichfalls nur aus P genommen ist, mit den übrigen Handschriften in καὶ verwandeln; noch bleibt μὴ, was unerklärlich und ganz gegen die Sprache ist, es ist die Abkürzung von μόνον. Nur dieser letztere hat die rechte Mitte, von den andern, der eine zu viel, der andere zu wenig.

P. 302 εἶτα παραθέμενος τινὰς συζυγίας ἀκολούθως τῷ ὑφηγητῇ, σκοπεῖν ἔπειτα καθ' ἕκαστα ἐπάγων, ἐπειράθη τὸν τρόπον τοῦτον. Zu ändern in σκοπῶν ἐπὶ τὰ καθ' ἕκαστα ἐπάγειν ἐπειράθη.

P. 304 τούτων ᾧ δεῖ, vielmehr ὡς. in den nächst folgenden Worten πρᾷόν τε οὔτε τὸν ἐπὶ παντὶ ὀργιζόμενον, κἂν μικρότατον ᾖ, ἀλλὰ τὸν τὴν μέσην ἔχοντα τάξιν. ist eine nicht bemerkte Lücke, es fehlt der Gegensatz des ersten Gliedes, jenes der durch gar nichts zum Zorne zu bringen ist, die man aus Magn. Mor. I, 22 etwa so ergänzen kann πρᾷον δὲ [οὔτε τὸν ἀνάλγητον καὶ μηδενὶ μηδέποτε ὀργιζόμενον] οὔτε τὸν. Den Gedanken hat Heeren richtig in den Worten erkannt [ἐλευθέριόν] τε οὔτε τὸν προετικὸν ὅπως ἔτυχεν οὔτε τὸν . . . . ἀπροαίρετον. Die Ergänzung ist von H. und auch die Lücke, da man nicht ἀπροέτικον oder ἀπρόετος sagt, sicher, es war wahrschein-

lich οὔτε τὸν μηδέποτε μηδενὸς προετικόν. Am Schluße dieses Artikels p. 306 ist zu lesen ὁ μὲν γὰρ δίκαιος . . οὐ μὴν ὁ φρόνιμος.

P. 310. Hier hat G. nicht nur die argen Interpolationen Heerens entfernt, sondern auch durch die richtige Verbesserung von διὰ τοῦτο δὲ statt διὰ τοῦδε die Stelle geheilt, nur mußte er zugleich aus den Handschriften das transitive κατενφήμισε aufnehmen, und im folgenden aus denselben γὰρ statt δὲ aufnehmen; denn dieses wird als Erklärung des vorhergehenden μόνας gefordert. Eben so richtig hat er das Handschriftliche εἴτ' ἐπὶ βασιλεῖ δέοι συμβιοῦν statt Heerens Verschlechterung ἐπεὶ eingesetzt; es könnte jedoch ἐπὶ aus εἴτ' entstanden scheinen, da bey Diogenes V, 31, wo dieselben Lehren gegeben sind, γαμήσειν γε μὴν καὶ βασιλεῖ συμβιῶναι (das Futurum συμβιώσειν ist hier so nothwendig, wie bey Stobäus gleichnachher 312 μενεῖν statt μένειν) steht, und mehr mit den Königen, und in ihrem Umgange, als unter ihnen oder in einem monarchischen Staate zu leben bezeichnet werden soll.

P. 314 τούτους μὲν οὖν αἱρετοὺς, φευκτέον δὲ τὸν κατὰ κακίαν; die Concinnität fordert entweder αἱρετέον, oder was näher liegt φευκτόν. Die weiter unten folgende Stelle ist ganz verwirrt und den Worten nach nicht sicher herzustellen; der Gedanke scheint folgender, die ἠθικὴ ἀρετὴ ist auf das edle Handeln gerichtet πρακτικὴ τῶν ἐν ταῖς πράξεσιν καλῶν, die geistigen Tugenden, bey Aristoteles διανοητικαί, hier δοξαστικὴ genannt, gehen auf das Theoretische, τὴν δὲ ἐκ τοῦ ἐπιστημονικοῦ ἀκρότητα λογικῆς κατασκευῆς εἶναι θεωρητικήν, beyde also auf beydes, τὴν δὲ δοξαστικὴν καὶ ἠθικὴν ἕξιν θεωρητικὴν καὶ πρακτικήν. Von der nächst folgenden Aufzählung der zwölf Tugenden 316 ist zu beachten, daß dieselbe Ordnung sich bey dem Autor der Magn. Mor. findet I, 20 — 34. σοφίαν δὲ καὶ ἐπιστήμην τῶν πρώτων αἰτιῶν. Die Partikel καὶ hat G. aus dem Aug. eingesetzt, falsch, da es eine Definition ist, ferner sagt man πρῶτα αἴτια, also αἰτίων. II, 52 steht ebenfalls falsch ὁ δὲ (λόγος) τῶν αἰτιῶν ἀποδοτικὸς τῶν ἐπιτελούντων τινὰς σχέσεις ἢ κινήσεις, dergleichen bezeugen jedenfalls die Flüchtigkeit, mit der diese Recension gemacht ward. — φρόνησιν δὲ ἕξιν βουλευτικὴν καὶ πρακτικὴν ἀγαθῶν καὶ καλῶν ἢ καλά. doch wohl ἢ ἀγαθὰ καὶ καλά. — ἕξιν ἐν θαρρήσει καὶ φόβοις hat G. aus V. A. statt θάρσει gegeben, beydes dem Richtigen nahe liegend, welches θάρσεσι ist.

Während der Auszug der Ethik aus einer uns unbekannten Quelle ist, welche nicht mit den Nicomachien noch mit den Eudemien stimmt, in einigen aber, wie wir nachgewiesen haben, mit den Magn. Moral. zusammentrifft, ist der Schluß p. 332 — 334 ganz aus der uns erhaltenen Politik, welche der Verfasser, wie wir schon anderswo angedeutet haben, in demselben Zustande gefunden hat, in welchem sie uns überliefert ist; hier sind auch wenige Fehler zu berichtigen, z. B. 322 γεννήσει, 326 διὰ πορισμῶν ἐλευθέρων, 328 παρέχβασιν, 330 οἵαν οἱ ἴσοι ὄντες ἴσα ἔχειν ἀναγκάζωνται, wahrscheinlich ἴσοι ὄντες (ἄνισα, οἱ δὲ ἄνισοι) ἴσα, welcher Fehler der häufigste in diesen Büchern ist, nicht ὄντες ἄνισα, wie H. und G. geschrieben haben.

Aus diesem Verzeichnisse, das nur wenige Blätter der Gaisf. Ausgabe p. 609 — 646 umfaßt — und wir haben nicht alles, sondern nur was uns wichtig schien, hervorgehoben — mag man beurtheilen, wie viel noch in diesem im Ganzen unbedeutenden Stobaeus zu leisten bleibt, ohne ihn mit incertae coniecturae, wie Heeren gethan hat, anzufüllen, wenn man ihn näher betrachtet und eindringender behandelt; denn alles bedarf nicht minder der Berichtigung, als die wenigen von uns gegebenen Proben. Auch von Seite der Anordnung ist noch manches zu bemerken, obschon Heeren aus den Handschriften die Transpositionen der Editio princeps verbessert hat. In dem Abriß der stoischen Lehre II, 90 — 242 wird nach Zeno alles eingetheilt in ἀγαθὰ, κακὰ und ἀδιάφορα, dagegen heißt es 142, nachdem wir von den ἀγαθὰ καὶ κακὰ, den αἱρετὰ καὶ φευκτὰ, dem τέλος und εὐδαιμονία hinreichend gesprochen haben, ist es Zeit von der ἀδιάφορα zu reden. Wir haben bloß die Auseinandersetzung von den ἀγαθὰ καὶ κακὰ, und von τέλος 132. Nur 140 wird noch der Unterschied von αἱρετὸν und αἱρετέον nachgewiesen; und oben

132 διαφέρειν δὲ λέγουσιν αἱρετὸν καὶ ληπτόν, es war aber von den αἱρετὸν noch gar keine Rede, so daß kurz vorher nach den Worten ἡ εὐζωΐα eine nicht unbedeutende Lücke anzunehmen ist, in welcher von den αἱρετὰ καὶ φευκτὰ gesprochen wurde. Die Güter werden nach den besondern Eigenschaften unterschieden und betrachtet, die wir, da weder Heeren noch G. darauf aufmerksam gemacht und darnach abgetheilt haben, hier bezeichnen wollen:

1. τῶν δ' ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἀρετὰς τὰ δ' οὔ. 92 — 98.
2. τῶν δ' ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι περὶ ψυχήν, τὰ δ' ἐκτὸς, τὰ δ' οὔτε περὶ ψυχὴν οὔτ' ἐκτός. 98 — 100.
3. τῶν τε ἀγαθῶν (vielmehr δ' oder ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν) τὰ μὲν τελεκὰ, τὰ δὲ ποιητικὰ, τὰ δὲ ἀμφοτέρως ἔχοντα. 110 — 124.
4. ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι δι' αὑτὰ αἱρετὰ τὰ δὲ ποιητικά. 124 — 126.
5. ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἐν κινήσει, τὰ δὲ ἐν σχέσει. 126 — 128.
6. ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι καθ' ἑαυτὰ, τὰ δὲ πρός τί πως ἔχειν. 128 — 130.
7. ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἄμικτα, τὰ δὲ μεμιγμένα. 130 — 132.

Hier tritt die oben bemerkte Lücke ein, so daß vielleicht noch mehrere solcher Abtheilungen folgten, vgl. Diog. VII, 98. Wer aber sollte glauben — und dieß ist der Grund, warum wir obiges Schema mitgetheilt haben, — daß die Tugenden, ἀρεταὶ, ihre Ausführung nicht da haben, wo sie der Vorschrift nach seyn müssen, nämlich unter dem ersten Paragraphe, wo die ἀγαθὰ in ἀρεταὶ und κακίαι zerfallen, sondern unter dem dritten, mit welchem sie gar nichts gemein haben; der ganze Artikel der Tugenden steht nämlich p. 102 — 124, mit allen gewöhnlichen Fehlern, dergleichen wir oben schon nachgewiesen haben *). Hier ist also offenbar wieder eine Umstellung von Blättern. Eine genaue Vergleichung des Stobaeus mit Diogenes in Zenon's Leben, ist, da sich beyde ergänzen, unerläßlich, aber von den Herausgebern gar nicht versucht worden; Nro. 2. 3. 7 stehen auch bey Diogenes, Stobaeus dagegen ist theilweise reichhaltiger. Auch für die Sprache ist manches zu bemerken, wenn wir p. 190 lesen προστακτικὸν μὲν τῶν ποιητέων, ἀπαγορευτικὸν δὲ τῶν οὐ ποιητέων und anderswo, bey Diogenes, Stobaeus und in vielen alten philosophischen Schriften, dagegen aber p. 204 λόγος ὀρθός ἐστιν μὲν προστακτικὸς ὧν ποιητέον, ἀπαγορευτικὸς δὲ ὧν οὐ ποιητέον, ferner 102 φρόνησιν δ' εἶναι ἐπιστήμην ὧν ποιητέον καὶ οὐ ποιητέον καὶ οὐδετέρων oder 104 u. a., so wird man nicht lange in Zweifel seyn, was der technische Ausdruck gewesen, und einmal erinnert, daß die Casus obliqui der Adjectiva verbalia auf τέος bey den Attikern nicht im Gebrauche gewesen, leicht einsehen, warum man nicht τῶν ποιητέων sagte, sondern ὧν ποιητέον. Aber auch die Stelle des Demosthenes Phil. II, 28 περὶ μὲν δὴ τῶν ὑμῖν πρακτέων καθ' ὑμᾶς αὐτοὺς ὕστερον βουλεύσεσθε, welchen die Zürcher Herausgeber des Isocrat. zur Antidosis § 59 als widersprechend anführen, darf einen nicht erschrecken, wenn man Isocrat. Phil. 83 und ähnliches vergleicht περὶ μὲν οὖν τῶν ἐμῶν καὶ ὧν σοι πρακτέον ἐστὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας, σχεδὸν ἀκήκοας. Daß spätere Commentatoren keinen Unterschied machen, ist natürlich, aber Chrysippus u. a. haben nur ὧν πρακτέον, nicht τῶν πρακτέων geschrieben.

(Schluß folgt.)

*) z. B. 104 τὴν δὲ ἀνδρίαν περὶ τὰς ἀπονεμήσεις, aber das ist der Gegenstand der δικαιοσύνη, die eine richtige Vertheilung des ἴσον und ἄνισον ist, also eine Lücke τὴν δὲ ἀνδρίαν περὶ † † τὴν δὲ δικαιοσύνην περὶ τὰς ἀπονεμήσεις. Es war hier nicht der gewöhnliche Ausdruck περὶ τὰ δεινὰ καὶ θαρραλέα, oder περὶ θάρρη καὶ φόβους, sondern nur ein Wort, vielleicht περὶ τὰς ὑπομονάς. vergl. Diog. VII, 126. Ebenso fehlt 90 σωφροσύνην.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres, ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Carl Ritter 1850. 38 S. 8.
2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea, by W. F. Lynch. London 1849. 508 S. gr. 8.

---

Der eben erwähnte Vortrag unsres verehrten Landsmannes, des geistigen Herrschers im Gebiet der Länderkunde, C. Ritter, faßt allerdings in einem meisterhaften Ueberblick das Hauptergebniß der Forschungen der amerikanischen Expedition an den Jordan und an das todte Meer zusammen. Ja dieser Vorrrag giebt uns sogar noch etwas mehr als in dem großen Werk des Lynch'schen Reiseberichtes enthalten ist, indem er in einem Anhange die Observationen und Berechnungen mittheilt, welche in dem Report dargelegt sind, der vom Capitän Lynch nach dem Erscheinen seiner „Narrative“ an das Navy Departement in Washington eingereicht wurde. Dennoch enthält das große Reisewerk der amerikanischen Expedition so viel Schätzenswerthes und Interessantes, daß wir eine ausführlichere Anzeige desselben in diesen Blättern für wünschenswerth halten.

Es ist ein tiefer greifendes, wesentlicheres Verhältniß, fast wie das zwischen Leib und Seele, in welchem nach einem vorher bestimmten Plane der Vorsehung die Naturbeschaffenheit eines Landes und die Entwicklungsgeschichte, so wie der äußere Charakter des Volkes mit einander stehen, welches in jenem seine Heimath und lang besessene Wohnstätte hatte. Auf dieses Verhältniß der umgebenden Natur und des Volkes, das in ihrer Mitte lebte, macht Ritter in wenigen treffenden Zügen bey Palästina, der Heimath Israels aufmerksam. Kein andres Land der Erde konnte so geeignet seyn, um im geraden, polarischen Gegensatz mit der höchsten Blüthe der heidnischen Cultur, die sich in den Nachbarstaaten der Babylonier, Meder, Phönicier und Aegypter entwickelt hatte, die Entfaltung und Bekräftigung des Monotheismus zu begünstigen, dessen Gabe in ausschließender Weise dem Volke Israel verliehen war. Abgeschieden von dem Verkehr mit andern Völkern im Westen durch einen hafenlosen Gestadesaum des Mittelmeeres, im Osten durch die sandige Wüste lag Palästina schon von Natur außer dem Bereich der Hauptstraßen der Völkerbewegungen, welche in Westen neben seinen Gränzen, über das Meer, in Osten jenseits der östlichen Jordanswüsten sich ungehemmter vorüberzogen. Eben so war auch in geistiger Hinsicht Israel durch die Theokratie Jehovahs von den Verfassungen der andern Völker scharf abgegränzt. Dennoch konnte hierbey zu gleicher Zeit das Palästinische Syrien in seiner langen Erstreckung von Süd gegen Nord ein natürliches Verbindungsglied werden zwischen dem Hochlande Armeniens im Taurus und dem Tieflande Aegyptens am Nilstrom. Ein Naturverhältniß, dem auch nach vorherbestimmter Harmonie der Entwicklungsgang seiner Bevölkerung entsprechen mußte, welche von Hochasien eingewandert nach dem Culturland Aegyptens und von da ihren Weg wieder zurückbog in das

Bergland Palästinas, das wie eine hohe, kühlere Landbrücke zwischen Meer und Wüste zusammengefaßt ist.

In ganz besonderer Weise ist der südlichere Theil des Landes, das eigentliche Judäa zu einem abgeschiedenen Wohnsitz geeignet, der durch seine natürliche Umgränzung dem Gedränge der Völker entrückt ist. Einzig in ihrer Art auf der ganzen bekannten Erdfläche findet sich gegen Osten von Judäa jener merkwürdige Erdriß, jene weit unter dem Niveau des benachbarten Meeres gelegene Eintiefung, durch welche der untere Lauf des Jordans vom Tiberiassee aus seine Richtung in den von wilden Schluchten umgebenen Kessel des todten Meeres nimmt. Die steil abfallenden Wände dieser merkwürdigen Eintiefung, mit den eigenthümlichen Schrecknissen des Schwefel- und Asphaltsees, welche die Sage der Völker in übertreibendem Maaße zu schildern pflegte, sind es gewesen, welche die Horden des dahinter liegenden wüsten Morgenlandes und den Strom der verheerenden Völkerschaaren öfters zur Seite ablenkten. Dieser begünstigende Einfluß namentlich der Jordansspalte auf die Sicherstellung Judäas gegen manche barbarische Verheerung von Osten her, so wie gegen den Durchzug von Kriegsheeren von Westen gegen Osten hin wird uns durch einen Vergleich der Geschichte des südlichen Palästinas mit der des nördlichen, damascenischen und antiochischen Soristan noch deutlicher. Das letztere, auf der großen babylonisch-euphratensischen Völkerstraße gelegen, war dem Andrange aller Völkerbewegungen von Ost gegen West, so wie später vom Abend- zum Morgenlande so ungleich stärker ausgesetzt, daß sich seine eigenthümliche Bevölkerung unter der Masse der verschiedenartigsten fremden Eindringlinge bis zur Unkenntlichkeit verlor. Ja sogar die nördlicheren Landstriche von Palästina selber, Galiläa und Samaria traf in gewissem Maaße in Folge ihrer minder geschützten Lage dieser Nachtheil.

Wie für die Geschichte der Bewohner von Judäa, so erschien für die Geschichte der Natur unserer Planetenfläche die Durchforschung jenes tiefesten Spaltes von höchstem Interesse, der sich vom Libanon an bis zum todten Meer hinabzieht und hier, an seinem Endpunkte, in einen Einsturz ehemaliger Deckengebirge einer unterirdischen Weitung sich verliert, der bis zu der verborgenen Werkstätte vulkanischer Kräfte hinabreicht.

Seit der Zerstörung und Verödung nicht nur Jerusalems, sondern ganz Judäas zuerst durch die Römer, dann durch turkomanisch-mohamedanische Horden, war bis zu den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts nur zweymal, so weit die historische Kunde reicht, das ganze Jordansthal von Norden nach Süden von abendländischen Reisenden durchzogen und durchforscht worden. Einmal im siebenten Jahrhundert von St. Wilibald, dem ersten Bischof von Eichstedt, welcher als wehrloser Pilgrim dieses Weges gieng, dann im Jahre 1100 von König Balduin I., der mit einer kleinen bewaffneten Reiterschaar von See zu See den Lauf des Jordans verfolgte.

Noch unbetretener von abendländischen Reisenden als das Jordansthal waren die Ufer des todten Meeres, dessen Nachbarschaft durch Räuberhorden unsicher, durch seine gähen Schluchten überaus schwer zugänglich war. Ein Deutscher wagte es, zum Theil ganz allein, ohne Führer und Wegweiser in diese unbekannte Wildniß einzudringen: Ulrich Jasper Seetzen, geb. 1767 zu Sophiengraden in der Oldenburgischen Herrschaft Jever. Ausgerüstet schon in Göttingen mit mannichfachen für die Ausführung seiner großen Reisepläne nöthigen Vorkenntnissen, vor allem aber durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Orient mit einer seltnen Fertigkeit im Sprechen der arabischen Sprache, trat er in den ersten Monaten des Jahres 1806 von Damascus aus die kühne Wanderung mitten durch die Beduinenhorden des Jordansthales nach dem Asphaltsee an. In der landesüblichen Kleidung eines arabischen Schech vom Mittelstande, unter dem Namen Musa, fand er als unterhaltender, weltkundiger Erzähler allenthalben gastfreye Aufnahme in den Zeltenhütten der Söhne der Wüste. Auf seiner ersten Reise von Nord nach Süden, an der Ostseite des todten Meeres hinab, hatte er den Weg in einiger Entfernung von dem Spiegel des Sees, von Hesbon nach Kerak eingeschlagen, und bey diesem ersten Auslauf hatte es ihm nicht ganz an zurecht weisenden Führern und schützenden Begleitern gefehlt. Die

Beduinenhäuptlinge, zu denen er im weiteren Verlauf der mühseligen Wanderung in zerlumpter Kleidung, mit dem Bettelstab in der Hand, ohne alles Geld oder Sache von Werth in der Tasche, nur etwa mit einem Sack voll erbettelten Mehles oder mit dem Wasserschlauch auf der Schulter kam, ehrten den Gast, der so Vieles aus der Welt und von nie gehörten Dingen ihnen zu erzählen wußte, so sehr, daß sie nicht nur ihr Fleisch und Brod mit ihm theilten, sondern, so weit ihre Abtrennung von andern Nachbarstämmen durch die Feindseligkeiten der Blutrache dieß erlaubte, ihm das Geleite von Berghöhe zu Berghöhe gaben.

So mühselig auch dieser erste Versuch zur Erforschung der Ostseite des Asphaltsees gewesen war, und so reich an mannichfachen Entdeckungen, ließ dennoch Seetzen nicht ab von seinem Entschluß, die Ufer jenes in seiner Art merkwürdigsten Sees der Erde in ihren Lineamenten aufs genaueste kennen zu lernen. Er machte sich im Januar 1807 von neuem auf den Weg, den er jetzt 2 Monate lang dicht am Ostgestade des Sees, zuerst hinabwärts von Nord nach Süd, dann wieder zurück von Süd nach Norden einschlug. Hier, in der Richtung dieser ganzen kühnen Fußreise fand sich nirgends eine gastliche Hütte, nirgends eine Ansiedlung von Menschen. Diese zum Theil schroff nach dem Wasserspiegel abstürzenden Felsen, an deren Rande hin und durch deren Spalten und Klüfte, bald abwärts bald aufwärts klimmend, der Wandrer seinen Weg verfolgte, sind nur von den Heerden der Steinböcke so wie des kleinen Klippdachs (Hyrax syriacus) und Stachelschweinen bewohnt. Bloß für schnellfüßige Steinböcke schien es auch möglich, über die weit von einander klaffenden Felsenrisse, über die Basalttrümmer und gähen Sandsteinwände in kräftigem Sprunge hinüber zu setzen, durch welche der einsame Fußgänger wie durch ein Labyrinth sich hindurcharbeiten mußte. Wochenlang ohne das Angesicht eines Menschen zu sehen, nur selten, wie etwa unten am riesenhaften Felsenthor, durch welches der rauschende Arnonbach seinen Auslauf ins todte Meer nimmt, durch einen Trunk des frischen Wassers, durch den Genuß von Süßwasserfischen gesättigt, durch ein Bad in dem klaren Strom erquickt, in den Januarnächten nur durch die Decke eines Schaffelles gegen die Kälte geschützt. Dennoch blieb dem einsamen Wandrer ein treuer Begleiter: das war der ihm inwohnende freudige Muth und der Hochgenuß, den ihm das glückliche Gelingen seiner Forschungen, so wie dazwischen das Ausruhen in den einzelnen grünenden Schluchten, deren Boden ein Bach oder Bergquell tränkt, gewährte. Hier fanden sich als Reste eines vormaligen Anbaues von Menschenhand Bäume und Gebüsche von verwilderten Granaten, Feigen und Mandeln, kleine Waldungen der Dattelpalme, in deren hohen Wipfeln freylich keine Frucht sich zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

## *ΙΟΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β.* Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.

(Schluß.)

Am Schluße, der unvollständig ist, hat Canter seiner Ausgabe beygesetzt: non multa deesse videntur; er kannte den Photius noch nicht, aus welchem wir lernen, daß es nicht neun Kapitel gewesen sind, die wir noch dazu verstümmelt haben, sondern sechs und vierzig, und demnach nicht weniger als sieben und dreyßig Abschnitte verloren sind.

Wenn aus dem, was wir bemerkt haben, zur Genüge erhellt, daß diese neue Ausgabe weit entfernt ist, auf den Namen einer gründlichen mit Kenntniß der Sprache wie der Sache durchgeführten Bearbeitung Anspruch zu machen, so verkennen wir jedoch keineswegs, was Gaisford geleistet hat. Durch die genaue Vergleichung des Augustanus ist wenigstens in dieser Beziehung eine sichere Grundlage gewonnen, und wo G. eine eigene Bemerkung gibt, ist sie gewiß schätzbar, z. B. II, 262, daß die Worte *τὸ γὰρ μηθὲν ἀδικεῖν καὶ καλοὺς ἡμᾶς ποιεῖ* einen Vers des Menander enthalten. Auch ist manchmal eine Stelle aus einem erhaltenen Autor, die Heeren nicht finden konnte, stillschweigend nachgewiesen, wie II, 20 die Worte aus Platons Sophisten. Da die gröbsten Versehen, die Heeren aus Unkenntniß der Sprache in den Text gebracht hat, aus diesem ent-

fernt sind, so ist die Lectüre bedeutend erleichtert, wir müssen jedoch wiederholen, daß wir mehr eine Recension der deutschen Ausgabe als eine eigentliche Revision vor uns haben, und können nicht glauben, daß ihre Vollendung dem Herausgeber viel Schweiß gekostet habe, der aus dem Schatze seiner eigenen Kenntnisse sicher weit gediegeneres leisten konnte.

Johannes Damascenus hatte eine ähnliche Sammlung gemacht und die Stellen der Profanschriftsteller aus Stobaeus, den er vollständig vor sich hatte, herübergenommen; diese findet sich in Florenz und ist von Bandini im Cataloge I, 367 — 370 näher beschrieben. Dadurch wurde Ruhnken, der solchen inedita fleißig nachging, aufmerksam gemacht, und verschaffte sich durch den Canonicus Sarti in Florenz einen Auszug, der in der Bibliothek zu Leyden aufbewahrt ist. Durch Wyttenbach erhielt Gaisford davon eine Abschrift, und gab diese als Anhang zu dem Florilegium des Stobaeus IV, 373 — 433 Lips.: Appendix ex cod. Ms. Florentino parallelorum sacrorum Ioannis Damasceni. Später bekam G. Sarti's Auszug selbst und sah, daß vieles ausgelassen oder unrichtig geschrieben sey, und so erscheinen diese Excerpta hier wieder in verbesserter Gestalt p. 685 — 776. Dieses wird man nur billigen, zumal sie zumeist aus den verloren gegangenen Theilen der Eclogae ethicae des Stobaeus genommen sind, also gerade hieher gehören, aber wundern müssen wir uns nicht wenig, daß G., nachdem er die Wichtigkeit dieser Excerpte des Damascenus erkannt hatte, da Sarti selbst nur einen Auszug gemacht und vieles falsch gelesen hat (wie die Vergleichung eines Fragments durch Elmslei p. 741 — 743 beweist), es versäumte, sich in Florenz eine sichere und vollständige Copie der Handschrift verfertigen zu lassen. Jetzt ist er genöthigt, Bemerkungen zu machen, wie pag. 702. Quid in ms. re vera exstet, tum demum sciemus, si quando aliquis palaeographiae Sartio peritior vel oculatior codicem denuo inspexerit. Wir glauben, es würde für ihn nicht schwer gewesen seyn dieses zu erreichen und er hätte dadurch den Werth seiner Ausgabe bedeutend erhöht; er hat dieses wie vieles andere einem späteren Nachfolger (si quis erit) überlassen, der allerdings gar vieles zu ergänzen und zu berichtigen hat. Wenn wir pag. 728 nur die Worte lesen: *φύσιν ἔχειν ἄριστόν ἐστιν, δεύτερον δέ . . .* so ist es wahrscheinlich hier wie an vielen andern Stellen Schuld Sarti's, der sich das andere abzuschreiben nicht die Mühe genommen hat, und zufrieden war die ersten Worte des Satzes aufzuzeichnen. G. hat auch in diesen nur selten eine nothwendige Aenderung gemacht, nicht einmal Meinekes Fragm. com. benutzt z. B. zu p. 727, 17. tom. IV, 35. und doch wird man kaum anderswo als hier so leicht versucht, eigene Beyträge zu geben, da sowohl die Sache selbst als der Erfolg durch die Sicherheit der Verbesserung dazu auffordert. Wer wird z. B. 730. 41 in den Worten *ὅτῳ τις ἂν τὸ πλεῖστον τῆς ἡμέρας συνῇ, τοιοῦτον ἀνάγκη γενέσθαι καὶ αὐτὸν τοὺς τρόπους* Verse des berühmten Dichters verkennen und diese nicht sogleich zurecht machen?

*οἵῳ τις ἂν τὸ πλεῖστον ἡμέρας συνῇ,*
*τοιόνδ' ἀνάγκη καὐτὸν εἶναι τοὺς τρόπους.*

44 mit der Aufschrift *Σωκράτους* ist wahrscheinlich aus Isokrat. Panegyr. § 43 sq. Hier bleibt noch eine sehr ergiebige Ausbeute, auch außer den Beyträgen Halms, welche G. fleißig erwähnt. P. 838 — 915 enthält Addenda ad Stobaei florilegium ed. Oxon. 1822, worin theils Varianten aus dem oben bezeichneten ältesten Wiener Codex, theils die Emendationsversuche von Bevng, Halm, Hirsching u. a. mitgetheilt werden.

Eine Zugabe eigener Art, auch besonders paginirt, bildet: Pythagoreorum aurea carmina cum commentario Hieroclis ad codicem Vindobonensem exacta. Accedunt annotationes variorum, weil, was wir außer diesem Commentare von Hierocles haben, nur bey Stobaeus erwähnt ist, und der Herausgeber dazu einen nicht unbedeutenden Apparat hatte. Die goldenen Sprüche, welche die Pythagoreer morgens und abends zu beten verpflichtet waren, sind ausgezeichnet, der Commentar des Hierocles aber ohne alle Bedeutung, und wir wünschten, Gaisford hätte vielmehr dem Stobäus größere Aufmerksamkeit gewidmet.

L. Spengel.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.

---

(Fortsetzung.)

Nur im Nordostwinkel des todten Meeres fand Seetzen die unverkennbaren Spuren einer vormaligen und noch fortwährenden vulkanischen Naturthätigkeit. Ein zerrissenes Uferland, Felsen aus geschmolzenem Gestein, vulkanische Auswürflinge, auf einer Strecke, die sich über eine halbe Tagreise ausdehnte, eine Menge heißer Quellen so wie mehrere heiße Bäche, überall Spalten, aus denen Dämpfe emporsteigen, die eine fast unerträgliche Schwüle verbreiten. Vermuthlich war dort, am Wildbach des Wadi Serka Maein, mit dessen frischem Strom die heißen Zuflüße sich mischen, jene Kallirhoë, in deren Bädern Herodes vergeblich seine Heilung suchte.

Schon auf seiner ersten Wanderung an der Ostseite des Jordanthales und des todten Meeres hatte Seetzen die Palastruinen von Ar Moab, mit den beyden großen Marmorbassins, sowie die Reste von vielen jener 60 festen Städte im Reiche des Königes Og zu Basten wieder entdeckt; vom todten Meere ostwärts landein, in Tage weiter Ferne bezeugen die Trümmer von jenen Hunderten vormaliger Ortschaften, wie reich bewohnt einst dieses Land war; bey so manchen von ihnen lassen die riesenhaften Architecturen, Festungswerke, Brückenbogen, ausgemauerte Cisternen, die Spuren der Weinterrassen, Ackerstücke, noch jetzt zum Theil von den wanderlustigen Beduinen benutzt, auf einen hohen Stand der Cultur wie der Macht der alten Erbauer schließen.

Seetzen war auf seiner Forschungsreise nur bis zum Salzthal von Zoar, zur Gränze des Weidenbaches, am Südende des todten Meeres vorgedrungen; sechs Jahre später (1812) erweiterte Burckhard den Kreis der Erkenntnisse über dieses undurchforschte Gebiet bis weit jenseits jener Gränze; seine Reisen dehnten sich über das ganze Sinaitische und Edomitische Gebirgsland aus.

Um die Kenntniß der westlichen Ufergegenden des todten Meeres hatten sich vorzugsweise amerikanische Gelehrte, Wollcott, so wie Eli Smith und Robinson verdient gemacht. Jener erstieg im Jahre 1842 den 1000 Fuß hohen Sebbeh, der sich in schwindelerregender Schroffheit am Südwestrand des Wasserspiegels erhebt. Diese, im J. 1838, durchforschten die Felsengehänge von Engaddin.

Während jedoch durch die genannten Reisenden die Umgegenden des todten Meeres mit so rühmlichem Fleiß und in so folgenreicher Weise durchforscht waren, blieb der Wasserweg selber, hinabwärts den Jordan und über das todte Meer noch unbetreten. Der abentheuerlich kühne Versuch des Irländers Costigan, auf kleinem Boot die Fahrt zu wagen, war verunglückt und ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft geblieben; erst im J. 1847 traf die brittische Regierung die Anordnung zu einer Beschiffung des Jordans vom Tiberiassee bis zum todten Meere. Lieutenant Molineux war von der Admiralität zur Leitung und Ausführung des Unter-

nehmens beauftragt worden. Man hatte leider gerade die ungünstigste Zeit des Jahres, den August zur Beschiffung des Flußes gewählt, der die Fülle seines Wassers aus dem Zustrom der Regenfluthen und des thauenden Gebirgsschnees empfängt. Die ganze Strecke vom Tiberias- bis zum Asphaltsee beträgt nur gegen 30 Wegstunden; 8 Tage lang hatte Molineux mit den Schwierigkeiten gekämpft, welche die Klippen und Sandbänke so wie die Wasserstürze des Stromes seiner Fahrt entgegensetzten, war dabey öfters durch die räuberischen Beduinen, welche die Uferseiten bewohnen, in Lebensgefahr gerathen. Eine feindselige Horde von diesen hatte das Boot, das nur wie durch ein Wunder dem Zerschellen an den Klippen entgangen war, in der Nähe von Jericho in Beschlag genommen, Molineux war bey Nacht dorthin geeilt, um bey dem Commandanten von Richi Hülfe zu suchen, indeß hatten die Räuber das Lager und die Barke geplündert, den größten Theil der Mannschaft als nackte Flüchtlinge in die Wüste verscheucht. Dennoch verlor Molineux den Muth nicht, er gab das ihm anvertraute Unternehmen noch immer nicht auf. Die Barke wurde aus den Händen der Räuber gerettet, wurde durch die Beyhülfe, die er aus Jericho und Jerusalem erhielt, von neuem ausgerüstet, und auf ihr segelte er am 3. Sept. 1847 in wenig Stunden ohne besondere Schwierigkeit vollends stromabwärts in den Asphaltsee.

Aber von der ganzen früheren Mannschaft hatten sich bis dahin nur wieder zwey, in der Nautik völlig unerfahrne Leute bey ihm eingefunden; mit diesen mußte er die Fahrt auf den See wagen. Ein starker Wind führte zwar, fast in Sturmeseile, das Fahrzeug nach dem Südende des todten Meeres, nur mit übermäßiger Anstrengung aber gelang die Rückkehr zum Nordende; der tapfre Seemann war durch die Mühseligkeiten dieser Fahrt so ganz erschöpft und geschwächt, daß er kurze Zeit nachher an den Folgen der Anstrengung starb.

So hatte zwar diese Expedition den letzten Theil ihrer Aufgabe, die Erforschung des Asphaltsees und seiner Ufer nicht in vollkommen befriedigender Weise lösen können, sie war aber dennoch für die spätere Unternehmung derselben Art eine nicht unwichtige Grundlage geworden. Man hatte bis dahin im Allgemeinen die Wassermenge des Jordans und ihre Tragkraft überschätzt, hatte keine Ahnung gehabt von den zahllosen Windungen, welche dieser Fluß macht, von der Menge und Größe seiner Katarakten und Stromschnellen. Man hatte deßhalb, namentlich jetzt in der Jahreszeit, wo der Stand des Wassers ein niedriger ist, die Barke sehr oft über Katarakten, Sandbänke und Klippen hinwegheben und hinwegtragen müssen, so daß man sagen konnte, sie war im Ganzen auf dem Wege vom Tiberiassee zum Asphaltsee eben so weit und eben so viel von Menschen getragen als von diesen befahren worden. Der Jordan, dieß gieng schon aus den Ergebnissen dieser seiner ersten Beschiffung hervor, hat nicht in der Weise wie andere Ströme der Erde, eine zur bedeutenden Ansiedlung geeignete Thalfläche zu seinen Seiten, sondern sein Bette erscheint als ein Erdspalt, welcher theilweise und an Stärke wechselnd mit einem bald reißend schnellen, bald an andern Stellen nur langsam schleichenden Wasser erfüllt ist. Im obern Theile seines Verlaufes ist die im Allgemeinen Nord-Süd-Richtung des Stromes am öftersten durch Windungen unterbrochen, welche durch den Anstoß des Wassers an abgerissene Felsenbänke und Klippen erzeugt werden, im untern Theile sind es Schutt- und Sandbänke, welche diese Hemmungen bewirken. Auch die Macht des Wellenschlages eines durch die Masse des aufgelösten Salzes überschweren Wässers im todten Meere, die Macht der Stürme in dieser dichteren Luftsäule und an den im Verhältniß zur Schwere des Wassers leichter vom Wind erfaßbaren Fahrzeugen hatte man durch Molineux Erfahrungen der Wahrheit gemäßer erkennen und ermessen gelernt.

Es hatte sich, namentlich in Beziehung auf das Durchforschen von Palästina, schon seit längerer Zeit ein edler Wetteifer zwischen Britten und Anglo-Amerikanern kund gegeben. Auch bey der Aufgabe der Beschiffung des Jordans und des todten Meeres wollte die amerikanische Regierung der englischen nicht müßig zuschauen und nachstehen; der Vorschlag des Capitän Lynch zur Ausrüstung einer zu solchem Zweck eigenthümlich bestimmten Expedition fand deßhalb bey dem Departement des See-

wesens der vereinigten Staaten alsbald günstigen Eingang, und schon am 26. November 1847 konnte ein ansehnliches, mit allen zweckdienlichen Hülfsmitteln versehenes Schiff den Hafen von New-York verlassen, um nach Palästina zu segeln.

Die Wahl der Führer der Expedition, der beyden Oberoffiziere Lynch und Dale so wie der ihnen untergeordneten Mannschaft, war aufs glücklichste getroffen. Die Seemänner der freyen amerikanischen Staaten so wie ihre obersten Behörden waren es sich bewußt, daß das Unternehmen, zu welchem sie sich gerüstet hatten, aller Begünstigung von Seiten des Staates, aller Anstrengung der Kräfte wenigstens eben so werth sey als die kostspieligen, langwierigen Nordpolar-Expeditionen Englands.

Wir wollen uns nicht lange bey der Beschreibung der Seereise von Amerika nach den asiatischen Küsten des Mittelmeeres verweilen. Nach einer günstigen Fahrt von 3 Wochen war die Wasserstraße durch das atlantische Meer zurückgelegt, die Südwestspitze von Europa, das Cap. St. Vincent lag am 17. Dec. vor den Augen der Amerikaner — vielen von ihnen ein neuer Anblick; zwey Tage nachher gieng das Schiff bey Gibraltar vor Anker. Die Erkrankung eines der jüngern Offiziere an den Kinderblattern führte eine Verzögerung der Weiterreise herbey, man sah sich genöthigt, zu Port Mahon auf Minorca bis zum 4. Februar (1848) vor Anker zu bleiben. Das nächste Anliegen für die Führer der Expedition war es, sich für ihr Unternehmen die Erlaubniß und einen Firman von der hohen Pforte zu verschaffen; sie nahmen deßhalb ihren Weg zuerst von Smyrna nach Constantinopel, erhielten hier durch Mitwirkung der Gesandtschaften ohne große Schwierigkeit die Bewilligung zu ihrem wissenschaftlichen Unternehmen und sahen sich endlich am 25. März schon ganz nahe bey dem Anfangspunkt ihres Tagwerkes: in Beirut. Hier war die Erinnerung an das nur unvollkommen gelungene Unternehmen des Lieutenants Molineux und an das unglückliche Ende dieses wackeren Offizieres noch in voller Kraft des ersten Eindruckes. Ein reicher syrischer Kaufmann, mit welchem Hr. Lynch Geldgeschäfte hatte, konnte sich nicht enthalten, als er von dem Vorhaben derselben hörte, es laut auszusprechen: das ist Tollkühnheit, fügte aber gleich nachher die Worte hinzu: o wie beneide ich Sie um diesen Siegespreis!

Unsre amerikanischen Seehelden ließen sich durch Alles, was sie über die Gefahren und Schwierigkeiten einer Beschiffung des Jordans und des Asphaltsees hörten, nicht entmuthigen; der Commandant versorgte sich zu dem vielen wissenschaftlichen Apparat, den er bereits besaß, in Beirut noch mit einigen guten englischen Instrumenten, nahm einen geschickten Arzt Dr. Anderson (einen gebornen Amerikaner), der zugleich Geolog war, so wie einen talentvollen jungen Syrier (Ameuny) als Dragoman und einen Araber, Mustapha als Koch in seine Dienste und segelte dann sogleich am 27. März weiter nach Akka (Acre). Nicht ohne eine leise Anwandlung von unheimlichem Gefühl sahen die Seeleute hier ihr gutes Schiff: den Supply, auf dem sie so bequem zu Hause gewesen waren, absegeln. Mitten unter den wildfremden Gesichtern der arabischen Fellahs, auf unbekanntem Boden, fanden sie sich jetzt allein — doch sie standen unter Gottes Schutze.

Man hatte sich schon in Amerika mit zwey guten metallenen Booten, einem aus Kupferblech und einem aus galvanoplastisch überzogenen Eisenblech und mit sehr zweckmäßig eingerichteten Apparaten zum Transport derselben über die Landstrecke von Acre nach Tiberias versehen. Außer diesem führte die Expedition luftdichte, aus elastischem Gummi gefertigte Schläuche mit sich, welche sich mit Luft füllen ließen und welche im Fall eines Unglücks auf dem Wasser zur Rettung selbst denen dienen konnten, die des Schwimmens am wenigsten mächtig waren. Die Kameele zur Fortschaffung aller dieser nützlichen Hülfsmittel für die Ausführung des Unternehmens, aller Waffen, Provisionen und wissenschaftlichen Apparate waren gemiethet; am 4. April setzte sich die ganze Expedition in Bewegung, den Booten folgend, die schon voraus geführt worden waren. Zwey Tage nachher sahe Lynch, der mit Mustapha voraus geritten war, den herrlichen Alpensee von Tiberias tief unten zu seinen Füssen liegen. In dem Hause eines der vornehmsten, in Tiberias woh-

nenden Israeliten, des Herrn Wisemann (Weißmann) war bereits durch den Ober-Rabbiner der Stadt die nöthige Vorbereitung zum Unterbringen der Mannschaft und ihrer Offiziere getroffen.

Der Wasserstand des Jordans, so wie selbst der des Tiberiassees (denn auch in diesem ist er veränderlich) war bereits im Sinken; man durfte keine Zeit verlieren, um noch über die schwierigsten Stellen des Flußes, so begünstigt als möglich hinab zu kommen. Außer dem Kampfe mit den Klippen und Wasserwirbeln des Jordans waren noch andre Kämpfe mit den raub- und mordlustigen Anwohnern seiner Ufer vorauszusehen. Ueberdieß mußte man auch, im möglichen Falle eines Verunglückens, der Wassererpedition einen sicheren Rückhalt und hülfreiche Arme zu Lande haben. Hr. Lynch traf deßhalb die Anordnung, daß eine Parthie der Seinen, wohl bewaffnet und mit allen zu ihrem Forkommen nöthigen Provisionen versehen, so nahe als möglich am Flußufer hin den Weg zu Lande nehme. Dieses zur Seite gehende Hülfscorps stand unter der Führung des zweyten Commandanten Dale, in seiner Begleitung war der Geolog Dr. Anderson und noch mehrere Offiziere, zu ihrer Bedeckung hatte man der kleinen Schaar der Fremden noch den Scheriff Akil und zehn berittene, wohl bewaffnete Beduinen gegeben. Das eine der beyden Hauptboote, die „Fanny Mason“ befehligte der Commandant der Expedition selber, das andre, die „Fanny Skinner,“ der Oberlieutenant Aulick, das hölzerne Fahrzeug: den „Oncl Sam“ steuerte ein arabischer Bootsmann.

Die größte Tiefe des Tiberiassees ergab sich zu nur 165 Fuß; gegen seinen Ausfluß hin verschmälert er sich allmählig. Die Boote waren am 10. April nach wenig Stunden an diese untere Mündung gekommen, während die Land-Carawane mit ihren 11 Kameelen, mit ihren Reitern und Fußgängern mit Mühe sich in gleicher Linie halten konnte; bald aber brachten die Windungen und andre schon hier beginnende Schwierigkeiten der Stromfahrt das Vorrücken beyder Abtheilungen wieder ins Gleichgewicht.



Nicht ferne unterhalb der Ausmündung des Sees kamen die Boote zu den pittoresken Ruinen alter Bauwerke, an der Brücke Semakh (Jisr Semakh). Hier in der Nähe hatte schon die Landparthie der Expedition längst ihre Zelte aufgeschlagen; es war daselbst ein günstiger Anhaltspunkt für die Boote, man brachte die erste Nacht in fröhlicher Stimmung hier auf dem blumenreichen Boden, am Anfangspunkte des Ghor, in den Gränzen des alten Sebulon zu. Der Scheikh von Semakh ist von dem Pascha in den Besitz eines Stück Landes gesetzt, unter der Bedingung, daß er alle vorbeykommenden Reisenden mit einer Mahlzeit bewirthen, ihre Pferde mit Futter versorgen müsse. Die Beduinenreiter machten von dieser gebotenen Gastfreundschaft Gebrauch; sie kehrten spät bey Nacht zum Lager zurück.

Schon am 2. Tage (am 11. April) nahm die Wasserfahrt einen andern drohenderen Charakter an. Der Strom rollte an einer Stelle, zu der man schon nach einigen Stunden kam, auf einer Strecke von mehr denn 300 Yards Länge, mit laut tosenden, in Schaum aufgelösten Wogen über Felsenklippen und über die uralten Trümmer einer vormaligen Brücke so wie von Wasserwehren hinab. Die Boote mußten entladen werden, ein Theil der Mannschaft schwamm an ihren Seiten, um sie zu regieren und zu stützen, erst durch eine vierstündige Arbeit, nachdem man durch Hinwegräumen der losen Felsenstücke einen Ausweg gebahnt hatte, gelang es diese gefährliche Stelle, an der man 6 größere und kleinere Wasserstürze zählte, unversehrt zu passiren und in einen ruhigeren Stromlauf zu kommen. Mit Hülfe einiger in der Nähe wohnenden Araber wurde jetzt die Ladung der Boote, die man ans Land gebracht hatte, wieder nachgeschleppt, an Bord gebracht und die Fahrt fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. F. Döbereiner, Chemie in Beziehung auf Leben, Kunst und Gewerbe. Stuttg. 1850.

Dr. C. G. Lehmann, Vollständiges Taschenbuch der theoretischen Chemie. 4. umgearbeitete Aufl. Leipzig 1850.

Dr. Fr. E. v. Bibra, Chemische Fragmente über die Leber und die Galle. Braunschweig 1849.

A. Schmelzer, Vollständiges Handbuch der Schwefelsäure-Fabrication. Quedlinb. 1849.

Dr. J. T. C. Ratzeburg, Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts. Berlin 1849.

Dr. Ph. Phöbus, Ueber die Naturwissenschaften, als Gegenstand des Studiums, des Unterrichts und der Prüfung für angehende Aerzte. Nordhausen 1849.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1845 och 1846. till kongl. Vetenskaps-Akademien afgifven af zoologiae intendenterna vid Rikets naturhistoriska Musaeum. Andra Delen (Insecta Linn.) af C. H. Bohemann. Stockh. 1847.

A. Ecker, Zur Lehre vom Bau und Leben der contraktilen Substanz der niedersten Thiere. Basel 1848.

Dr. Brandt, Versuch einer kurzen Naturgeschichte des Dodo. Petersb. 1849.

J. Carus, Zur näheren Kenntniß des Generationswechsels. Leipzig 1849.

S. C. Snellen van Vollenhoven, Bijdrage tot de Fauna van Nederland. Haarlem 1848.

F. Parlatore, Flora italiana. Fasc. I. Firenze 1848.

G. W. F. Meyer, Flora Hannoverana excursoria. Götting. 1849.

The Niger Flora or an enumeration of the plants of Western tropical Africa. Ed. by S. W. Hooker. Lond. 1849.

G. v. Holle, Zur Entwickelungsgeschichte von Borrera ciliaris. Göttingen 1849.

J. Ch. Döll, Rheinische Flora. Frankf. 1845.

J. D. W. Bayrhoffer, Uebersicht der Moose, Lebermoose und Flechten des Taunus. Wiesbaden 1849.

C. A. Fechner, Flora der Oberlausitz. Görlitz 1849.

Erster Bericht über die zur Dampfschifffahrt geeigneten Steinkohlen Englands. Wien 1849.

Dufrenoy, Handbuch zum Bestimmen der Mineralien auf dichotomischem Wege. Clausthal 1848.

H. Michelin, Iconographie zoophytologique: description par localités et terrains des polypiers fossiles de France et pays environnants. Avec un Atlas. Paris 1840 — 1847.

Dr. G. A. Kenngott, Mineralogische Untersuchungen. Breslau 1849.

Dr. Ch. Daubeny, Die Vulkane, Erdbeben und heißen Quellen. Bearb. von Dr. G. Leonhard. Lief. 1. Stuttg. 1850.

B. Cotta, Leitfaden und Vademecum der Geographie als dritte Auflage des Grundrisses der Geognosie und Geologie. Leipzig 1849.

Dr. H. Burmeister, Die Labyrinthodonten aus dem bunten Sandstein von Bernburg. Abth. 1. Trematosaurus. Berlin 1849.

L. v. Buch, Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen. Bonn 1849.

Dr. J. Müller, Ueber die fossilen Reste der Zeuglodonten von Nordamerika mit Rücksicht auf die europäischen Reste aus dieser Familie Berlin 1849.

Verhandlungen und Mittheilungen der k. sächsischen Weinbaugesellschaft. Leipzig 1849.

Stuart, Over bevordering van Landbouw in Nederland en verschaffing van arbeid aan Nederlanders. Haarlem 1848.

L. A. J. W. Sloet, Het jagtbedrijf onzer voorouders, eene schets. Arnhem 1848.

A. Marchand, Ueber die Entwaldung der Gebirge. Bern 1849.

E. Lindau, Ueber die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen und folgerechten Ausbildung junger Landwirthe. Oschatz 1849.

Dr. A. v. Lengerke, Die ländliche Arbeiterfrage. Berlin 1849.

J. Heyß, Der nach dem Lebengewicht des Rindes und selbst nach dessen Quadrat-Maße normalmäßig zu bestimmende Milchertrag. Innsbruck 1849.

Dr. W. Hamm, Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands. Braunschweig 1849.

Entwurf einer Forstorganisation in Württemberg. Stuttg. 1849.

Stecher, Die Landwirthschaft im Anhalt-Bernburgischen Harze und deren Beziehungen zur Forstwirthschaft. Bernburg 1849.

Dr. F. Riecke, Ueber die Berechnung des körperlichen Inhalts unbeschlagener Baumstämme. Stuttgart 1849.

Paquet, Die Cultur der Champignons. Quedlinburg 1849.

L. Damböck und J. Manner, Bericht über die Gewerbeausstellung des russischen Reichs zu St. Petersburg im Jahre 1849. Wien 1849.

Dr. Fr. W. Barfuß, Geschichte der Uhrmacherkunst von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Weimar 1850.

W. Oechelhauser, Bericht über die auf den dießjährigen Gewerbe-Ausstellungen zu Paris und Gent ausgestellten Maschinen, Metalle, Metallwaaren und Papiere. Frankfurt 1849.

E. Hartmann, Von den Unfällen in den Bergwerken und von den Mitteln zu ihrer Abhülfe. Quedlinb. 1849.

Entwurf zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen. Dresden 1849.

Beurtheilung des Entwurfs zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen. Freiberg 1849.



Allgemeine deutsche Wechselordnung nebst dem Einführungsgesetz für den preußischen Staat. Glogau 1849.

E. Schick, Handbuch des deutschen Staatspapier- und Actienhandels. Leipzig 1849.

G. Kurzbauer, Lehrbuch der kaufmännischen Buchhaltung. Wien 1849.

Ad. Hansemann, Die Lehre von den Wechselbriefen für Kaufleute und wechselfähige Nichtkaufleute des Königreiches Sachsen. Grimma 1849.

C. Rumler, Uebersicht der Maaße, Gewichte und Währung der vorzüglichsten Staaten von Europa. Wien 1849.

Dr. G. Moore, Die Macht der Seele über den Körper. Nach der 4. Aufl. des Originals aus dem Englischen übers. von Dr. E. Susemihl. Leipzig 1850.

Dr. O. Domrich, Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849.

Dr. J. F. Angelhuber, Die prophetische Kraft des magnetischen Schlafes. Weimar 1849.

Dr. J. J. Wilbraud, Stamt het menschengeschlacht van cén Paar af? Amensfort 1844.

R. Keyser, Nordmaendenes Religions for fatning i Hedendommen. Christiania 1847.

G. L. Craik, The pursuit of knowledge under difficulties. Vol. 1. 2. 3. London 1845.

L. Dittmar, Das Wesen der Ehe. Leipzig 1849.

Dr. C. Chr. Heffter, Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. Buch 1. Das goldene Weltalter. Jüterbogk 1849.

K. F. Schnell, Die Centralisation des allgemeinen Schul-Unterrichts. Berlin 1850.

— —, Die Einrichtung einklassiger Schulen in Bezug auf Ziel, Abstufung und Plan des Unterrichts. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

Dr. J. G. Jörg, Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung. Leipzig 1850.

Dr. Hehl, Die Reorganisation der höheren Gewerbschule in Cassel. Cassel 1849.

V. Walser, Ueber die Einführung der Schulbrüder und Schulschwestern in Württemberg. Tübingen 1849.

K. F. Ranke, Ansichten über die Reform der Schule. Wittenberg 1849.

H. F. Maßmann, Altes und Neues vom Turnen. Heft 1. 2. Berlin 1849.

J. Sutor, Künstliches Fechtbuch zum Nutzen der Soldaten, Studenten und Turner. Neu herausg. von Scheible. Stuttgart 1849.

R. Zimmermann, Leibnitz und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologien. Gekrönte Preisschrift. Wien 1849.

A. E. Biedermann, Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neueste Pantheismus. Zürich 1849.

G. Nagel, Ueber die Gesetzgebung des Geistes und über die National-Erziehung. Hannover 1849.

W. A. Cormenin, Das Buch der Redner. Leipzig 1848.

Ar. Oihenart, Proverbes Basques. 2. édition. Paris 1847.

Dr. J. de Coloma, Ensayos literarios. Par. 1848.

Le Duc Léouzon, Une saison de bains au Caucase. Par. 1845.

P. J. de Béranger, Oeuvres complètes, illustrées par Grandville. Par. 1840.

The Pearl of days or the advantages of the Sabbath to the working classes. Lond. 1848.

Publications of the Shakespeare Society.

J. O. Halliwell, Shakespeare's play of king Henry the fourth. Lond. 1845.

Eight novels employed by english dramatic poets of the reign of queen Elizabeth. Lond. 1846.

Th. Legge, The true tragedy of Richard the third. Lond. 1844.

J. O. Halliwell, Tarlton's jests and news out of purgatory. Lond. 1844.

The Heywood, The fair maid of the exchange. Ed. by B. Field. Lond. 1846.

J. Payne Collier, Memoirs of the principal actors in the plays of Shakespeare. Lond. 1846.

Th. Amyot, The old Taming of a shrew, upon which Shakespeare founded his comedy, reprinted from the edition of 1594. Lond. 1844.

Al. Dyce, Timon, a play. Lond. 1842.

J. O. Halliwell, The first sketch of Shakespeare's merry wives of Windsor. Lond. 1842.

— —, The marriage of wit and wisdom. Lond. 1846.

— —, Illustrations of the fairy mythology of a midsummer night's dream. Lond. 1845.

J. Forde, Honour triumphant and a line of life. Lond. 1843.

J. Payne Collier, The ghost of Richard the third. Lond. 1844.

Ph. Henslowe, The Diary from 1591 to 1609. Ed. by J. Payne Collier. Lond. 1845.

C. Schall's nachgelassene Reime und Räthsel, nebst des Dichters Lebenslauf. Herausg. von A. Kahlert. Breslau 1849.

Müller von der Werra, Des Minne- und Volkssängers Lieder und Reime. Zürich 1849.

Fr. A. Krummacher, Parabeln. 8. Ausgabe. Essen 1850.

Dr. A. Henneberger, Altdeutsches Lesebuch. Halle 1849.

O. F. Gruppe, Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1849.

F. Gregorovius, Göthes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt. Königsberg 1849.

J. Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Bd. 1. 2. Berlin 1849.

A. Böttger, Ein Frühlingsmährchen. Leipzig 1849.

U. v. Hutten, Jugenddichtungen didaktisch-biographischen und satyrisch-epigrammatischen Inhalts. Herausg. von E. Münch. Schwäb. Hall 1850.

K. Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart. Leipzig 1849.

F. Freiligrath, Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttg. 1849.

A. Böttger, Zu Göthe's 100jähriger Geburtsfeier am 28. August 1849. Leipzig 1849.

E. M. Arndt, Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipz. 1849.

L. Schücking, Der Sohn des Volkes. Th. 1. 2. Leipzig 1849.

Wilkina Saga, sive historia Wilkinensium, Theodorici Veronensis ac Niflungorum; continens regum atque heroum quorundam gothicorum res gestas, ex mss. codicibus linguae veteris Scandinaviae in hodiernam succicam atque lat. translata, opera J. Peringskiold. Stockholm 1715.

Niederländische Bibliothek. Bd. 1—6. Leipzig 1849.

P. O. Backström, Svenska Folkböcker. I. II. Stockh. 1848.

P. C. Hoofts, Warenar, met eene inleiding en aanteekeningen door de Vries. Leiden 1843.

Tegner, Axel. Med oversättelse af A. E. Boye. Kiobenh. 1846.

Göthe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von O. Jahn. Leipzig 1849.

J. Heller, Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. 2. verm. Aufl. Abth. 2. 3. Schluß. Leipzig 1849.

J. Coindet, Histoire de la peinture en Italie. Par. 1849.

L. Lanzi, Storia pittorica dell' Italia dal risorgimento delle bellè arti fin presso al fine del XVIII secolo. Vol. 1 — 4. Venezia 1837 — 39.

Chr. Schuchardt, Göthe's Kunstlammlungen. Th. 1 — 3. Leipzig 1849.

H. Weber, Von dem Hervortreten der in den Körpern schlummernden Töne. Hanau 1849.

M. Fürstenau, Beyträge zur Geschichte der k. sächs. musikal. Kapelle. Dresden 1849.

D. G. C. v. Raven, Die sociale Frage und der Ackerbau der Zukuft durch die freye Concurrenz. Berlin 1850.

E. Baumstark, Zur Einkommenssteuer-Frage. Greifswald 1850.

Fr. Bastiat, Harmonies économiques. Par. 1850.

K. F. Schnell, Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, namentlich auf dem Lande. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

C. F. Kreyssig, Denkschrift über die Noth der Arbeiter. Berlin 1849.

An inquiry into the alleged tendency of the separation of convicts one from the other, to produce disease and derangement. Philadelphia 1849.

Die Schlacht bey Fridericia. Von einem dänischen Offizier. Kopenhagen 1849.

v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht bey Belle-Alliance. Koblenz 1849.

M. de Brettes, Mémoire sur un projet de chronographe électro-magnétique. Par. 1849.

R. Virchow, Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin. Berlin 1849.

Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. Abth. 4. Geschichte der Medizin von Dr. E. Morwitz. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

Dr. H. Spöndli, Die Revolution in der Medizin. Zürich 1849.

Dr. F. Grävell, Die medizinischen Zustände der Gegenwart und das Mittel ihrer Hülfe. Berlin 1849.

Dr. C. A. L. Bauer, Das Institut der Wundärzte I. Classe und seine Gegner. Berlin 1846.

Dr. M. J. S. Schultze, De arteriarum notione structura, constitutione chemica et vita disquisitio. Gryphiae 1850.

Dr. E. O. Schmidt, Handbuch der vergleichenden Anatomie. Jena 1849.

J. Hutchinson, Von der Capacität der Lungen und von den Athmungs-Funktionen. Aus dem Engl. von Dr. Samosch. Braunschweig 1849.

S. Gutherz, Die Respiration und Ernährung im Fötalleben. Jena 1849.

R. Froriep, Atlas anatomicus partium corporis humani per strata dispositarum imagines in tabulis XXX exhibens. Fasc. I. Weimar 1849.

J. Budge, Memoranda der speciellen Physiologie des Menschen. 2. verm. Aufl. Weimar 1850.

Dr. H. Beck, Ueber die Verbindungen des Sehnerven mit den Augen- und Nasenknoten. Heidelb. 1848.

Dr. E. d'Alton, De monstrorum duplicum origine atque evolutione commentatio. Halis 1849.

Dr. W. Gruber, Neue Anomalien. Berlin 1849.

Dr. C. E. Bock, Handbuch der Anatomie des Menschen. 4. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

A. A. Berthold, Am 28. August des Jahres 100 nach der Geburt Göthe's in einem Kreise Göttingischer Verehrer dieses großen Genius über seine Anatome comparata. Göttingen 1849.

Dr. E. H. Weber, Zusätze zur Lehre vom Baue und den Verrichtungen der Geschlechtsorgane. Leipzig 1846.

E. A. Platner, Die Galle im gesunden und krankhaften Zustande mit besonderer Berücksichtigung der Gallensteine. Wien 1849.

Dr. Phöbus, Ueber den Leichenbefund bey der orientalischen Cholera. Berlin 1830.

Dr. C. A. Steifensand, Die asiatische Cholera auf der Grundlage des Malaria-Siechthums dargestellt. Crefeld 1848.

— —, Das Malaria-Siechthum in den niederrheinischen Landen. Crefeld 1848.

C. F. Schärtler, Enträthselung der Cholera. Olmütz 1849.

Fr. Prollius, Miasmen, Sumpffieber und Cholera. Venedig 1849.

Dr. K. Pfeufer, Zum Schutze wider die Cholera. Heidelb. 1849.

Dr. M. Mandl, Rückenmark und Darmschleimhaut und ihr Verhältniß zur Cholera. Leipzig 1849.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Auguſt.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1850.

## Ueberſicht

der ausländiſchen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

(Fortſetzung.)

Classical education. — Westminst. and foreign quart. Review. 1850 July.

Douët-d'Arcq, Notice sur la bibliothèque de Jean, Duc de Berri, en 1416. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

D'Héricourt (Achmet), Recherches sur l'imprimerie dans quelques villes de France. (Arras.) — Bullet. du Bihliophile. 1850. No. 14 et 15.

Oeuvres de Condorcet completées sur les Mss. originaux par F. Arago 12 ts. Paris 1847 — 49. — Quart. Rev. 1850 June.

Saulcy (Fr. de), Recherches analytiques sur les inscriptions cunéiformes du système médique. 2. article. — Journ. asiat. 1850 Mai — Juin.

Crawfurd (John), On the words introduced into the English from the Malay, Polynesian and Chinese languages. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 April.

Brahminism and the Ramayun. (The Ramayana of Valmiki, transl. from the Sanscrit by Kritibas, Pandit, 7 vols. Serampore. — Calcutta Rev. 1850 March.

Early Bengali literature and newspapers. — Ebendaſ.

Sur la prolongation d'un méridien jusqu'au cap nord. — Bull. de la Soc. de Géographie. 1850 Mai.

Favre, Voyage dans le Johore (Djohore); traduit de l'anglais par de La Roquette. — Ebendaſ.

Bodichon, Programme de faits à étudier par les voyageurs qui ont l'intention de se rendre à Tombouctou ou dans les autres localités de l'Afrique centrale. — Ebendaſelbſt.

Smith (Albr.), A month at Constantinople. Lond. 1850. — Blackwood's Magaz. 1850 June.

Steam to Australia. — Calc. Rev. 1850 March.

Chesney, The expedition for the Survey of the rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British Government in the years 1835 — 1837. Lond. 1850. Vol. 1. 2. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1850 July.

Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. 2 vols. Paris 1850. — Revue des deux Mondes 1850 T. II. Livr. 6.

Squier et Davis, Mémoires de la Société ethnologique américaine, anciens monuments de la vallée du Mississipi, publiés par l'Institution Smithson. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Juin.

Squier, Antiquités de l'Amérique centrale. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

— —, Découverte d'anciens monuments sur les îles du lac Nicaragua. — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Notice sur une inscription antique (gallo-romaine) découverte à Eauze (Gers), l'ancienne Elusa. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

Renier (Léon), Observations sur l'inscription découverte à Eauze. — Ebendaſ.

— —, Notice sur le tombeau de T. Flavius Maximus, préfet de la légion III. Auguste. — Ebendaſelbſt.

Flandin (Eug.), Voyage archéologique en Perse. I. Les ruines de Persépolis. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 1.

Ninive et ses ruines; extrait du Journal de Constantinople. — Univ. cath. 1850 Mai.

Galvani (Giov.), Delle genti e delle favelle loro in Italia dai primi tempi storici fino ad Augusto. — Archivio stor. ital. T. XIV.

Chastel (E.), Histoire de la destruction du paganisme dans l'empire d'Orient. — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1850 Juin.

Moeurs et usages d'Espagne. — Ebendaſ. Mai.

Cobelli (Leone), Fatto d'armi tra Guido da Montefeltro il Vecchio, capitano del popolo Forlivese, Giovanni d'Appia ed il conte di Monforte, generali di papa Martino IV; corrodato di note da Giov. Casali. — Archiv. stor. ital. Append. No. 23.

Ughi (Giuliano), Cronica di Firenze (1501 — 1546). — Ebendaſ.

Vettori (Franc.), Sommario della storia d'Italia dal 1511 al 1527, con notizia della vita di Franc. e di Paolo Vettori, per cura di Alfr. Reumont. — Ebendaſ. No. 22.

Capitoli della resa di Foiano (1452) e quattro lettere della Signoria fiorentina. Documenti inediti del secolo XV, con note di P. Bigazzi (Cesare Guasti). — Ebendaſ. No. 23.

Canestrini (Gius.), Documenti risguardanti le relazioni politiche dei Papi d'Avignone coi Comuni d'Italia, avanti e dopo il Tribunato di Cola di Rienzo e la calata di Carlo IV. — Ebendaſ. No. 24.

Bonaini (Franc.), Tre lettere di Sigismondo imperatore ai Perugini. — — Ebendaſ.

Reumont (Alfr.), Supplemento secondo alle notizie bibliografiche dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia. — Ebendaſ. No. 23. 24.

Tommaseo (Nic.), Intorno ad un passo disputato di Paolo Diacono. — Ebendaſ. No. 24.

Manifesto di Alessandro Tassoni intorno le relazioni passate tra esso e i principi di Savoia. — Ebendaſelbſt.

Cicogna (E. A.), Saggio di bibliografia veneziana. — Ebendaſ.

Orioli (Franc.), Viterbo e il suo territorio, archeologiche ricerche. — Ebendaſ.

Bonaini (Franc.), Proposta sulla compilazione di un volume di cose storiche perugine. — Ebendaſelbſt.

Monaco. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Gerbet (Ph.), Esquisses de Rome chrétienne. T. II. — Correspond. T. XXVI. Livr. 5.

Saint-Priest (Alex. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. Paris (1848.) 4 vol. — Journ. des Savants 1850 Juin.

Escape of Louis-Philippe. Lamartine's refutation of the Quarterly Review. — Quart. Rev. 1850 June.

Thomas (Emile), Histoire des Ateliers nationaux. Par. 1848. — Ebendaſ.

The austrian Revolution. — Ebendaſ.

Lafargue, Nouveaux renseignements sur les affluents du fleuve Blanc, recueillis par Arnaud d'Abbadie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Mai.

O'Riley (Edward), Notes on the tract of country lying between the head of the Zimmi river and the source of the Kaundran, adjacent to the Siamese border province of Ryout Raung. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 April.

Stronach (A.), A visit to the city of Chiang Chau. — Ebendaſ.

Biot (Éd.), Mémoire sur les colonies militaires et agricoles des Chinois. (Suite.) — Journ. asiat. 1850 Mai — Juin.

The establishment of the Indian Episcopate. Bishop Middleton. — Calcutta Review 1850 March.

Annals of the Bengal Presidency for 1849. — Ebendaſelbſt.

Dernière défaite de Santa-Anna par les Texiens. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Jomard, Ruines découvertes près de Tunja, dans l'Amérique centrale. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Mai.

Pulo Aur (Malayan island). — Journ. of the Ind. Archip. 1850 April.

Windsor Earl (G.), On the leading characteristics of the Papuan, Australian and Malayu-Polynesian nations. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Discours prononcé aux funérailles de M. de Blainville. — Annal. des Scienc. natur. (Zool.) 1849 Déc.

Sforza Pallavicino, Della vita di Alessandro VII. libri cinque. Prato 1839. 2 volumi. — Arch. stor. ital. Append. No. 22.

Relazione della morte del Cardinale Pallavicino. — Ebendaſ.

Benedetto da Firenze, Cedrus Libani, ossia vita di Fra Gerolamo Savonarola, scritta in terzetti l'anno 1510. — Ebendaſ. No. 23.

Necrologia di Lorenzo Ilari. — Ebendaſ.

Necrologia del conte Camillo Sizzo de' Noris. — Ebendaſ. No. 24.

Aristote. Coup [d'oeil sur sa vie et ses travaux.

(Fin.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Grégoire Girard. — Ebendaſ. Juin.

Dr. Johnson; his religious life and his death. By the author of „Doctor Hookwell." 1850. — Quart. Review 1850 June.

Biot (J. B.), Anecdote relative à M. de Laplace. Par. 1850. — Ebendaſ.

Phipps (Edm.), Memoirs of the political and literary life of Robert Plumer Ward, Esq. 2 vols. 1850. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. Étude morale et politique par Alb. de Broglie. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 1.

Mazade (Charl. de), Un penseur catholique espagnol. M. Donozo Cortés, ses écrits et ses discours. — Ebendaſ.

Donkin, On the geometrical laws of the motion of a rigid system about a fixed point. — Philos. Mag. 1850 June.

Plateau (J.), On a new and curious application of the permanence of impressions on the Retina. — — Ebendaſ.

Locke (J.), On the Phantascope. — Ebendaſ.

Pinard, L'église de Saint-Julien-le-Pauvre, à Paris. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

Oriental astronomy. — Calcutta Rev. 1850 March.

Sur la parallaxe de l'étoile no. 1830 du catalogue de Groombridge, qui résulte des recherches de MM. Otto Struve et Faye. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Juin.

Plücker, Sur le magnétisme et le diamagnétisme. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juin.

Wiedemann (G.), Mémoire sur les propriétés électriques des corps cristallisés. — Ebendaſ.

Avogadro, Sur les volumes atomiques des corps. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Avril 1850. — Ebendaſ.

Loomis (El.), Expériences sur l'électricité que dégage une plaque de zinc ensevelie dans la terre. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Avril.

Beetz (W.), De l'effet produit sur la force du courant par l'échauffement et l'ébranlement des électrodes. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Resumé météorologique de l'année 1849 pour Genève et le Grand Saint-Bernard. — Ebendaſ. Mai.

Soret (L.), Lettre sur de nouvelles expériences de M. Regnault, relatives aux tensions des vapeurs. — Ebendaſ.

Du Bois-Reymond (Em.), Recherches sur l'électricité animale. — Ebendaſ. Juin.

Regnault, On the measurement of temperatures by thermo-electric currents. — Philos. Magaz. 1850 June.

Birt (W. R.), On the hail storm of May 5, 1850, as observed at the Kew Observatory. — Ebendaſelbſt.

Wartmann (E.), Eighth memoir on induction. — Ebendaſ.

Lefroy, Preliminary report on the Observations of the Aurora borealis, made . . at the various guard-rooms in Canada. — Ebendaſ.

Sobrero et Selmi, De l'action du chlore sur les chlorures métalliques en présence des chlorures alcalins. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juin.

Wöhler (F.), Sur le titane. — Ebendaſ.

— —, Sur les amido-azotures de tungstène. — Ebendaſ.

— —, Note sur l'azoture de bore BN. — Ebendaſelbſt.

Graham (Th.), Recherches sur la diffusion des liquides. — Ebendaſ.

Millon (E.), Sur une combinaison nouvelle de soufre, de chlore et d'oxygène. — Ebendaſ.

Frankland (E.), Recherches sur une nouvelle série de corps organiques enfermant des métaux et du phosphore. — Ebendaſ.

Löwig et Schweitzer, Sur le stibio-éthyle, radical organique à base d'antimoine. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Avril.

Gobley, Recherches chimiques sur les oeufs de carpe. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juin.

Chatin, Existence de l'iode dans toutes les plantes d'eau douce. Conséquences de ce fait pour la géognosie, la physiologie végétale etc. — Ebendaſelbſt.

Bussy, Note sur l'extraction des produits de la distillation de la huille. — Ebendaſ.

Vrij, Sur l'analyse de l'opium. — Ebendaſ.

Blanchard (Ém.), De l'appareil circulatoire et des organes de la respiration dans les Arachnides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Déc.

Lacaze Duthiers, Recherches sur l'armure génitale des Insectes. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Characters of nine new or imperfectly described species of Planorbis inhabiting India and China. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Clark (W.), Observations on the Littorinidae. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), On the species of Cercolabes confounded under the name of C. prehensilis. — Ebendaſelbſt.

Walker (Franc.), Descriptions of britsh. Aphides. — Ebendaſ.

Davidson (Thom.), Notes on an examination of Lamarcks species of fossil Terebratulae. — Ebendaſ. June.

— —, On the internal structure of Terebratula pectunculoides, Schl. etc. Ebendaſelbſt.

— —, On the genus Waltonia. — Ebendaſ.

Vogt (C.), On some inhabitants of the freshwater muscles. — Ebendaſ.

Miers (John), On Hyoscyamus and Physochlaena. — — Ebendaſ.

Gray (J. E.), On the operculum of gasteropodous Mollusca, and an attempt to prove that it is homologous or identical with the second Valve of Conchifera. — Ebendaſ.

Christison (Al.), On cannabis indica, Indian Hemp. — Ebendaſelbſt.

Blainville (H. M. Ducrotay de), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles. — Journ. des Savants 1850 Juin.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisé. (De la Méthode naturelle appliquée a la classe des Mammifères.) — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Mai.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon) Dendrocolaptes (Hermann, Illiger) devenu aujourd'hui la sous-famille Dendrocolaptinae (Gray) de la famille Certhiadae de Swainson (Suite.) — Ebendaſ.

Signoret (V.), Description d'un genre nouveau et de quelques espèces du groupe des Tettigonides — Ebendaſ.

— —, Description d'un genre nouveau de l'ordre des Hémiptères hétéroptères, et de la section des Hydrocoryses. — Ebendaſ.

Remy (E. Jul.), Excursion botanique à travers les Ardennes françaises. (Suite.) — Annal. des scienc. nat. (Botan.) 1849 Déc.

Thurmann (Jules), Essai de phytostatique, appliqué au Jura et aux contrées voisines, ou étude de la dispersion des plantes vasculaires envisagée principalement quant à l'influence des roches sous-jacentes. — Ebendaſ.

Indices seminum hort. bot. Hamburg., Friburg., Hauniensis, Heidelberg., Halensis, Dorpatensis, Amstelodam., Mutinensis, Monspeliensis, anno 1849. — Ebendaſ.

Ralfs (John), On the Nostochineae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Berkeley (M. J.) and C. E. Broome, Notices of british Fungi. (Cont.) — Ebendaſ. June.

Guibourt, Note sur l'hebradendron cambogioides, pour faire suite au mémoire de M. Christison sur la gomme-gutte. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juin.

Lycett (John), On Trichites, a fossil genus of bivalve Mollusks. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Galitzin (Em.), Quelques observations concernant les montagnes situées à l'ouest du lac Baïkal. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

O'Riley (Edw.), The origin of Laterite. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850. April.

Trémaux, Notes sur la localité ou sont situées les principales mines d'or du Soudan oriental, et observations critiques sur le récit du colonel Kovalevski relatif à cette même contrée. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

Chandos Wren Hoskyns, The history of agriculture in ancient, mediaeval and modern times 1849. Quart. Rev. 1850 June.

Des methodes d'éducation. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

La Fons, Cérémonies dramatiques et anciens usages. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Magnin (Charles), Histoire générale des marionnettes. I. Les marionnettes d'antiquité. — Revue des deux Mond. 1850 T. II. Livr. 6.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.

---

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Ufers breitet sich hier ein fruchtbarer, für den Anbau höchst günstig erscheinender Boden aus; man sah hin und wieder verfallene Mühlengebäude — ohne Räder — und die Anlage von Gräben und Schleußen. Nachdem die Boote an diesem Tage in allem über 11 Wasserfälle nicht ohne Gefahr hinabgekommen waren, zog man sie oberhalb des Absturzes und der Wirbel von Bukah ans Land. Es war in gerader Richtung eine geringe Strecke, die man heute auf dem Wege von Nord nach Süden zurückgelegt hatte; ein gewöhnlicher Fußgänger würde den Weg in weniger als 2 Stunden beendigt haben. Zu den Haupthindernissen des Fortganges der Fahrt durch die Klippen und Wasserfälle waren auch noch die ungeheuren Krümmungen gekommen, denen der Stromlauf unterworfen ist, welcher sich schon hier an einer Stelle, von Süden wieder weithin nach Norden zurückbeugt. Welche Expedition zu Lande, wenn auch die Lastwägen auf schlechtestem Wege vielerley Hemmungen begegneten, kommt an Mühseligkeit einer solchen gleich. Die Mannschaft in den Booten hatte den ganzen Tag im Wasser sich abgearbeitet, war seit dem Frühstück ungegessen geblieben und nun so ermüdet, daß man für die Fahrzeuge andre Wächter vom Lande her bestellen mußte, denn die Landparthie hatte schon längst, nicht fern vom Ufer auf einem Hügel ihr Lager geschlagen.

Zu den bisher erwähnten Hemmungen und Gefahren, welche die Natur dem Fortgang des Unternehmens in den Weg legte, kamen von hier an andre, aus der Hand der Menschen; das Ufer des Flußes ist auf eine weite Strecke hin von einem Raubgesindel der Beduinen bewohnt, gegen die man sich beständig auf der Hut so wie unter Waffen halten muß.

Die Araberhorden, durch deren Gebiet man seither vom Tiberiassee an gekommen war, gehören zu den Beschata-, zu den Obeidiyeh- und zu den Es Sukr-Stämmen. Der erstgenannte Stamm, dessen Gebiet nahe ober und unter der Brücke Semakh liegt, zählt 250, der zweyte 500, der dritte 300 waffenfähige Männer und alle diese Stämme gehören zu den friedlicheren Unterthanen des Paschaliks; nicht so jedoch jene, welche weiter gegen Süden und gegen Osten bis in die Wüste ihre Wanderzelte aufgeschlagen haben.

Vor allem ließ es der unermüdete Führer der Expedition, Hr. Lynch, am nächsten Morgen sich angelegen seyn den gefährlichen Wasserfall und Wirbel von Bukah näher in Augenschein zu nehmen und die Mittel, seinen Gefahren zu entgehen, in Bereitschaft zu setzen. Das hölzerne Fahrzeug, der „Oncle Sam," war bereits den Kämpfen des gestrigen Tages mit Klippen und Wasserwogen unterlegen, es war so leck geworden, daß es sich nicht mehr über dem Wasser halten ließ. Mit ihm zugleich sank auch die Hoffnung, die man auf seine Benutzung zum Fortschaffen der Zelte gebaut hatte, welche der Mannschaft an den

Ufern des todten Meeres ein Obdach gewähren sollten. Eine verdoppelte Sorgfalt war jetzt nöthig zur Erhaltung der Fahrzeuge aus Metallblech, welche schon bey dieser Gelegenheit ihren großen Vorzug vor den aus Holz gezimmerten bewährt hatten. Es war keine Möglichkeit die Fahrzeuge zu Lande, mit Umgehung der gefährlichen Stelle zu transportieren, denn zu beyden Seiten erhob sich das hüglige Ufer steil empor. Wie bey mehrern andern Gelegenheiten, war es auch hier der Einfluß des Scheriff Akil, der einst ihre Schaaren in manchen siegreichen Kampfe geführt hatte, welcher die nachbarlich anwohnenden Araber zu den Hülfleistungen anregte, durch welche die Boote glücklich über den 11 Fuß hohen Wassersturz, dann über noch zwey andre, minder gefährliche hinabgebracht wurden. Man kam am Nachmittag an der Mündung des Yermackbaches (des Hieromax) vorüber, der sich von Osten her in den Jordan ergießt, und bey seinem Zusammenfluß mit diesem eine kleine Insel bildet. Abermals zeigten sich in den Abendstunden die Ruinen einer alten Brücke, Jisr Mejamia (Brücke des Begegnens), welche unser Reisender für die Stätte des alten Mahanaim hielt. Der Wasserweg wand sich hier durch ein Labyrinth von Felsenklippen hindurch; man war in der Nähe der Ruinen von Bethsean, dem Skythopolis der griechischen Autoren, bereits in den Gränzen des Stammes Isaschar auf der einen, des Stammes Gad auf der entgegengesetzten Seite des Flußes.

Dieselben Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen in den vorhergehenden Tagen die Wasserfahrt zu kämpfen hatte, wiederholten sich auch in mehreren der nächstfolgenden, so daß wir die nähere Beschreibung derselben, als eine Wiederholung der schon gegebenen hier übergehen. Nicht ohne Vortheil für die Expedition war die Nähe des türkischen Militär-Gouverneurs Muhamed Pascha, der im Gefilde von Esdrälon mit einem Truppencorps lagerte. Dennoch hielt es der kluge, ortskundige Scheriff Akil für rathsam, daß die Karawane, die Landexpedition, am 14. April von dem westlichen ans östliche Ufer des Flußes hinübergeführt werden möchte, während er mit den arabischen Begleitern an dem minder vor Ueberfällen gesicherten westlichen blieb und beyde Züge die Boote so in ihre Mitte nahmen. Es war hier die Gegend, in welcher Lieutenant Molineux zum ersten Mal von den Beduinen angegriffen wurde. Wenige Meilen von da, gegen Westen, sind die vermuthlichen Ruinen von Succoth.

Abermals war es die Klugheit des Scheriff Akil und das Ansehen, das er unter allen, auch den nicht mit seinem Stamme in Eintracht lebenden Beduinenhorden genoß, was die sonst wohl nahe liegende Gefahr räuberischer Angriffe von der Expedition abwendete. Man war auf dem letzten Theile der im Ganzen zehn Tage dauernden Jordansfahrt in eine Gegend des Stromlaufes gekommen, in welcher neben den hin und wieder verstreuten Felsenblöcken auch Schutt- und Sandbänke die Fahrt erschwerten. Statt der nackten Ufer der Kalk- und Sandsteingebirge, statt der Binsen und niedern Gestrüppe, fand sich hier eine Umsäumung der Ufer mit dichten Waldungen ein, in deren weit herüberragenden Zweigen das Takelwerk der Boote, wenn diese den Schatten des Ufers nachgezogen waren, nicht selten in gefahrbringender Weise sich verstrickte. In diesem Waldesdickicht hausen Hyänen und Leoparden, deren Steige, die zur Tränke im Fluß führen, den Vorbeyfahrenden öfters ins Auge fielen.

Endlich, am 18. April, war wenigstens der erste Theil der schweren Aufgabe: die Beschiffung des Jordans gelöst, man befand sich am Pilgerbad des Flußes unweit Jericho und von hier aus ließ der Commandeur Lynch den Bericht an die Admiralität in Washington abgehen, den wir hier abgekürzt mittheilen:

In 8 Tagen haben wir die 30 Stunden lange Linie des Stromlaufes bis hieher, in der Wirklichkeit aber wegen der vielen Krümmungen eine mehr denn 3mal größere Strecke durchschifft. Der Jordan steht im letzten Stadium seines Hochwassers; etliche Wochen später wäre seine Beschiffung unmöglich gewesen. Mit unsern beyden Metallbooten sind wir glücklich über 27 große, gefahrdrohende und über eine dreymal größere Zahl kleinerer Katarakten und Stromabfälle hinabgeglitten, ein hölzernes in Tiberias erkauftes Fahrzeug wurde schon am 3. Tage der Stromfahrt unbrauchbar. Der Jordan macht noch viel mehr Windungen und Krümmungen als der Missisippi. — Wir Alle sind gesund und wohlauf. Von

den Arabern haben wir keine feindliche Begegnung erfahren, obgleich man uns zweymal aus Vorsicht unter Waffen gerufen hatte. Unsre Beduinen, die sich als Bundesgenossen und schützende Begleiter zu uns gesellten, haben sich treu und sehr wacker gehalten.

Der Vormittag des 18. Aprils war zum Ausruhen der Schiffsmannschaft bestimmt, welche zugleich, gerade an diesem Morgen, Gelegenheit fand die österlichen Waschungen der Pilgrime im Jordan zu beobachten und auf Befehl des Commandanten sich an einer etwas stromabwärts gelegnen Stelle in ihren Booten bereit hielt im Fall eines Verunglückens — wie dergleichen fast jedes Jahr sich zuträgt, die Hülfsbedürftigen zu retten. Denn der Jordan hat sich in dieser Gegend seines unteren Laufes das Bette sehr tief gegraben, sein Lauf ist reißend und der Boden schlammig.

Die Landcarawane setzte sich in Bewegung; sie zog in gerader Linie an die Nordwestseite des todten Meeres, nach Ain El Feschkah, dem Punkte, den man zum gemeinsamen Nachtlager vorausbestimmt hatte. Kurz vor zwey Uhr des Nachmittags fuhren auch die Boote ab. Unterhalb einer kleinen, dicht mit Bäumen bewachsnen Insel füllte man die Rettungsschläuche mit Luft. Das Fahrwasser hatte eine Tiefe von nahe 12 Fuß, die Ufer waren abwechslend bald flach, bald steil abschüßig, aus Hügelmassen von röthlichem Thon gebildet. Ein widerwärtiger Geruch nach Schwefelleber, der aus den Schluchten und Abzugsbetten der Sümpfe von beyden Seiten des Flußes herkam, verrieth die Nähe der schwefligen Ablagerungen des Seeufers. Noch war das Wasser süß, die Breite des Flußes betrug 50 Yards. In der Nähe der Ausmündung findet sich eine ziemlich große und eine kleinere Insel, unterhalb derselben gewinnt der Strom eine Breite von 180 Yards, seine Tiefe beträgt hier nur 3 Fuß, das Wasser nimmt einen bittersalzigen Geschmack an. Etwas vor halb vier Uhr verließen die Boote auch das letzte Ende des Stromlaufes und traten in das Gewässer des Asphaltsees ein.

Der Wind, der anfangs in gemäßigter Stärke aus N. W. wehete, hatte plötzlich an Gewalt so zugenommen, daß die Boote ihre Richtung von Nord gegen West nicht halten konnten. Der Spiegel des Sees erhob sich in mächtigen, abgerissenen Wogen, welche mit der ganzen Last ihres schweren Wassers so heftig wie (nach dem Ausdruck des Berichterstatters) „Hämmer der Titanen“ an die Seiten der metallnen Boote schlugen und diese, wo nicht zu zerschmettern, doch zu überfluthen drohten. Der Schaum, der wie ein feiner Regen die Kleider so wie die Hände und das Angesicht der Schiffenden benetzte, überzog alles, was er berührte, mit einer salzigen Kruste, welche auf der Haut ein ätzendes, an Lippen und in der Nase, am meisten aber in den Augen ein schmerzhaft brennendes Gefühl erregte. Selbst am Ufer hatte der Wind den Staub der Wüste aufgeregt und die Luft verdunkelt.

Der Abend nahte sich und es schien ungewiß, ob man das Ufer noch heute erreichen werde oder die Nacht unter den Gefahren des wogenden Sees zubringen müsse. Da legte sich kurz vor 6 Uhr der Wind, und der Wasserspiegel wurde jetzt eben so schnell wieder glatt und ruhig, als er vorher in wilde Wogen aufgeregt worden war. Man fand sich jetzt nach einem fast dreystündigen Kampf mit Wind und Wogen wieder ganz nahe am nördlichen Ufer, nur etwa $\frac{1}{4}$ Stunde weit westwärts vom Einfluß des Jordans, dessen Nähe die Massen des Treibholzes so wie die Anhäufungen des Schlammes zu niedrigen Inseln verriethen.

Der Scheikh der Huteims, den man mit ins Boot genommen hatte, damit er, welcher an den Ufergegenden des Sees sehr gut Bescheid wußte, die Richtung der Fahrt nach dem gemeinsamen Lagerplatz angeben und leiten sollte, war durch den Schrecken, den er so eben auf dem von allen Arabern in abergläubiger Weise gefürchteten See ausgestanden hatte, so von Besinnung gekommen, daß er nicht mehr wußte, wie und wohin man steuern sollte; nur ans Land, zunächst ans sichre Land trachtete er zu kommen. Die Seeleute jedoch verfolgten ungehemmt und furchtlos auch noch beim einbrechenden Dunkel der Nacht ihre Wasserstraße längs dem Ufer hin und landeten endlich kurz vor 8 Uhr in der Nähe des

gemeinsamen Lagerplatzes, den die Land-Carawane an der Quelle des Sprunges (Ain el Feschkah) aufgeschlagen hatte.

Das leibliche Gefühl der äußeren Sicherheit und Ruhe empfieng noch eine andre Verstärkung und höhere Weihe, als in einer späteren Stunde der Nacht der Mond über die Gebirge des östlichen Seeufers heraufstieg und zugleich von Westen her das Läuten einer Glocke sich vernehmen ließ.

Der, in solcher Einöde unerwartete und überraschende Ton kam von dem merkwürdigen Kloster Mar Saba her, welches im nachbarlich einmündenden Kidronthale aufwärts, wie ein Schwalbennest, festungsmäßig von hohen Mauern und Thürmen geschützt, über dem 800 Fuß tiefen, steilen Felsenspalt liegt. Seit fast 14 Jahrhunderten steht dieses Gebäude, dem freylich erst die spätere Zeit allmälig seinen jetzigen Umfang und seine Vollendung gab, als ein Denkmal da der unerschütterlich festen Ausdauer des Christenglaubens mitten unter beständig wiederkehrenden Gefahren des Todes und dem wilden Andrang der Feinde. Das Kloster trägt seinen Namen von seinem ersten Stifter, dem Mar (Sanctus) Saba, diesem, wie Ritter ihn nennt, „großen Heros der Kirche im Eremitengewande, der sich dem Scepter der Kaiser und Könige, so wie dem gezogenen Schwert der Feldherrn mit dem Kreuz und den Geboten der Kirche, zum Schutze von dieser entgegenstellte.“

Nicht die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters allein, sondern die steilen Felsenwände im Engthale auf und abwärts erinnern durch die unzähligen Grotten und Höhlen, die sich überall in ihnen zeigen, an jene frühesten christlichen Jahrhunderte, in denen sich ganze Schaaren von 10,000 bis 20,000 Eremiten in diese Einöden der judäischen Gebirge zurückzogen. Sie pflegten sich gewöhnlich um einen Meister und belehrenden Führer zu versammlen und so, unter diesem Oberhaupt einzelne Gemeinden oder Lauren zu bilden. Es war der Ruf der Thaten und belehrenden Kraft, der die zuströmenden Schaaren zu diesem oder jenem Meister hinführte. Wohin konnte aber dieser Zug mächtiger seyn als zu Mar Saba, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte vom byzantinischen Kaiserhofe an bis zum Nilstrom, vom Mittelmeer bis zum Euphrat. Dreymal dem Volksgedränge der Lauren entflohen, die er vergeblich immer in neue Einöden verlegt hatte, baute er zuletzt hier das Kloster, in welchem er sein Greisenalter in ungestörterer Stille verlebte. —



Am 19. April hätte der wohlwollende Führer der Expedition, Capitän Lynch, so gern seiner Mannschaft nach ihrer gestrigen unmäßigen Anstrengung ein Ausruhen und längeren Schlaf vergönnt, da schreckte sie alle die Nachricht vom Lager auf, daß die Boote sich fast ganz mit Wasser gefüllt hätten. Es hatte sich in den Frühstunden ein starker Wind aus Süden erhoben, der die hohen Wogen in die Fahrzeuge warf. Man zog diese jetzt ans Land und schöpfte sie aus. Der Sturm legte sich wieder nach wenig Stunden und der glatte Spiegel des Sees erschien von neuem — nach einem öfter auf ihn angewendeten Vergleich, stark glänzend wie geschmolznes Bley.

Lynch entließ hier seine arabischen Begleiter mit ihren Kamelen und Pferden, weil, wie die Leute sagten, ihre Thiere das Futter der salzigen Gewächse dieser Ufergegend nicht vertragen konnten; nur der Scheriff mit seinem Knechte wollte treulich bey der Expedition aushalten. So wie man gestern schon Schwalben und Möven über dem See gesehen hatte, bemerkte man auch heute im Dickicht des Schilfes, das den Ausfluß der kleinern Quelle umkleidet, Vögel, deren einer, dessen Gesang man vernahm, hier zu nisten schien. Abermals eine Beobachtung, durch welche das alte Vorurtheil widerlegt wurde, als könne kein lebendiges Wesen in der Nähe des Asphaltsees ausdauern.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. **Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.**

---

(Fortsetzung).

Um Mitternacht erinnerte abermals das Geläute der Glocke von Mar Saba unsre Reisenden daran, daß sie hier, auch in der wilden Einöde, Christen bey Christen seyen; einer der Araber, die am frühen Morgen das Lager verlassen wollten, ein Mann, der sich für einen Mueddin (Gebetsänger) ausgab, wollte auch durch lauttönenden Gesang seine Landsleute zum Gebet rufen, aber nur etliche wenige von ihnen erhoben sich vom Lager und beachteten seinen Ruf. Ueberhaupt bemerkte auch unser Reisender, daß diese Söhne der Wüste, hierin sehr verschieden von den Türken, nicht sonderlich zum Gebet geneigt, daß sie überhaupt mehr Heiden als ächte Mohamedaner seyen. Dennoch läßt sich in Ismaëls Hütten noch ein Ueberrest nicht nur der alten, gastfreundschaftlichen Sitte der Urväter, sondern auch einer gewissen Zuverläßigkeit der gegebenen Versprechungen erkennen. Man hatte dem Häuptling Akil eine bedeutende Summe Geldes ohne Verschreibung oder Siegel zu Ankäufen anvertraut und durfte, als er jetzt von der Gesellschaft schied, unbesorgt um die redliche Erstattung seyn, denn er bewährte durch die That sein Sprüchwort: ein Stab von Eisen kann gebrochen werden, nicht aber das gegebene Wort eines redlichen Mannes.

Während am 20. April die Boote unter Leitung einiger Officiere zur Sondirung des Seegrundes in der Richtung von West nach Ost ausgegangen und bis in die Gegend der Schwefelquellen der oben erwähnten Kallirhoë gekommen waren, stellten sich nach Sonnenuntergang einige Araber vom Stamme Rashayideh bey dem Lager ein, die sich zu Führern der Landcarawane am Ufer hin und zur Bewachung der Fahrzeuge so wie des Geräthes anboten. Es waren abgemergelte Gestalten in eckelhafte Lumpen gehüllt, die sich indeß dennoch beym Ein- und Ausladen der Schiffsfrachten am andern Tage, so wie als Führer brauchbar und kräftig genug erwiesen.

Am 21. begann Lynch die genauere Untersuchung zunächst des westlichen Ufers. Ein mäßiger Wind aus S. W. konnte zwar die Fahrt nicht hemmen, wohl aber verspäten, so daß man erst nach fast 2 Stunden von Ras el Feschkah, dem felsigen Vorgebirge in der Nähe des Nachtlagers zum Wadi en Nar (Thalschlucht des Feuers) kam, wo das Kidronthal einmündet in den Asphaltsee. Das Bette des Baches, in welchem nur während der Regenzeit Wasser gefunden wird, nimmt seinen Verlauf durch eine Bergspalte, die nach unten verengt ist, nach oben sich erweitert. Die Felsen zu ihrer Seite ragen bis zu einer Höhe von 1200 Fuß hinan; sie bestehen aus deutlich geschichtetem Kalkstein, welcher durch die Beymischung von Bitumen an seinen Außenseiten eine aschgraue und bräunliche Farbe hat.

In einer späteren Nachmittagsstunde gewährte der Anblick und das Verweilen bey der Quelle von Ain Turabeh einen besondern Genuß für die Augen,

welche durch den Anblick des beständigen Einerleis der kahlen, öden Felsabhänge ermüdet waren. Hier grünten die Gebüsche der Tamarisken; ein ächter Pistazienbaum (Pistacia Terebinthus) stand in voller Blüthe. Die dienstfertigen Araber, welche die Boote auf dem Landweg begleitet hatten, brachten allerhand frische und getrocknete Früchte: Erzeugnisse der benachbarten Gegend. Auch die Landreisenden fanden nach einiger Zeit sich hier ein, Dr. Anderson hatte, wie sich später zeigte, an diesem Tage, wenn auch weder an Pflanzen noch an Thieren so doch an Gebirgsarten des Ufers, eine reiche Ausbeute gemacht.

Der Sonnabend (22. April), es war zugleich (1848) der Vorabend vor Ostern, erhielt unter jenen Erinnerungen, welche unsre Reisenden von dem Besuch des todten Meeres mit sich nahmen, einen ganz vorzüglichen Werth durch die Ansicht und das, wenn auch anfangs nur kurze Verweilen bey Ain Dschidy, dem Engaddi der h. Schrift.

Der Herausgeber des Reiseberichtes, Herr Lynch, hat dadurch sich ein besonders Verdienst um seine Leser erworben, daß er seinem Werke mehrere sehr wohlgelungene Abbildungen von Naturscenen und Gebirgsgegenden, namentlich aus der Umgebung des todten Meeres beygefügt hat. Auch von den Felsenhäuptern von Engaddi und ihren terrassenartig geformten Abhängen theilt er uns eine, wie es scheint naturgetreue bildliche Darstellung mit.

Es ist die Stätte der vielgepriesenen Palmenhaine und Weinberge, in deren Umgebung Salomo, der Herrscher in Glück und Frieden, eine erquickliche Ruhe und Lust der Augen fand, während in der ganz nachbarlich an den vormaligen Lustort angränzenden Wüste Engaddi der in Kampf und Mühen groß gewordene Vater jenes Friedenskönigs, David, von Saul und seinen 3000 Bewaffneten hart bedrängt war, dort nur in Höhlen und Felsenklüften einen Bergungsort fand. Hier in der Nähe erhebt sich auch die Bergveste Siph, ein erhabener Denkstein der Natur an das Bündniß einer Freundschaft, dergleichen nur wenig andre Freundschaften zwischen Menschen gewesen: an Jonathans Bund mit David.

Der obere Theil des Felsens mit seinem tafelartig platten Gipfel ist nun fast ganz ein kahles, nur hin und wieder mit niederem Tamariskengesträuch bewachsnes Kalkgebirge. Noch jetzt aber sieht man von unten herauf an den hohen Eingängen der Felsengrotten, zu denen keine Treppe mehr hinan führt, die Schwellen, Thürpfosten, Fenstersäulen aus Marmor schön gebildet. Und am untern Drittel des Bergabhanges strömt noch immer, im Schatten der Zizyphus- (Lotus-) Bäume und Gebüsche die Quelle mit erquicklich schmeckendem Bergwasser, deren Abfluß einen grünenden und blühenden Garten der Natur bildet, in welchem andre Reisende den Gesang der Nachtigallen vernahmen.

Unsre „Schiffer im Salzsee" hatten ihre Boote nahe bey der Stelle ans Land gezogen, an welcher die Quelle von Engaddi vom Berg herab fließt auf den flachen Küstensaum, in dessen heißem Sand und Staub sie sich verliert. Hier wurden die Zelte aufgeschlagen und von da aus die Erforschung und Messung der Umgegend begonnen. Der Gipfel des Berges erhebt sich zu 1500 Fuß über den Seespiegel; in der Höhe von etwas mehr als 500 Fuß findet sich die Bergquelle, deren grünende Umgebung Lynch einen „Diamant der Wüste" nennt. Deltaförmig legt sich hier an den gähen Abhang des Berges ein allmählig absteigender, hügliger Vorsprung an, den die Bewohner der Nachbarschaft mit Gerstenfeldern und mit Beeten der wohlschmeckenden arabischen Gurke (Cucumis Chate) terrassenförmig bepflanzt haben. Erhaben schön, wie die Ansicht der nahen Westküste, ist auch hier die Aussicht auf das Gebirge des östlichen Ufers: auf das hochgelegene Kerak.

Am Abend kamen einige Araber, vom Stamme der Taamirah, zu den Zelten. Sie hatten zum Zweck ihres Besuches einen weiten Weg gemacht, sie waren hungrig und hatten gar keine Lebensmittel bey sich. Hr. Lynch ließ ihnen ihr Lieblingsgericht — Reis bereiten, und schon saßen sie um den Kessel und wollten so eben ihre Hände nach dem leckeren Mahle ausstrecken, da kam einem von ihnen der Gedanke, ob nicht vielleicht in demselben Kessel irgend einmal Schweinefleisch gekocht worden sey?

Da standen sie alle auf, giengen zu dem arabischen Koch hin und sprachen gegen diesen ihr Bedenken aus. Und als dieser der Wahrheit gemäß ihnen bekannte, daß schon gar manchmal Schinken und andres Fleisch von Schweinen in diesem Gefäße bereitet worden sey, da standen sie in sprachlosem Schrecken da, mit Mienen und Gebärden, in denen sich die Sehnsucht nach der trefflichen ihnen dargebotenen Speise und zugleich der Schmerz der nothgedrungenen Entsagung sehr lebhaft aussprach. Leider konnten die Reisenden, weil sie selber durch das lange Ausbleiben der erwarteten Provisionen in Noth waren, ihnen nichts Andres geben; sie mußten diese Gäste ungespeist entlassen.

Eine ähnliche ängstliche Gewissenhaftigkeit bemerkte man bey allen arabischen Begleitern. Keine andre Art der Lebensmittel war vor den Diebereien und Näschereien dieser immer eßlustigen Leute sicher; Alles aber, was von Schweinen war, konnte man ohne Bedenken vor ihren Augen liegen lassen.

Der Ostersonntag am 23. April wurde von der ganzen Gesellschaft der Reisenden als ein Ruhetag gefeyert. Endlich kamen denn auch heute unter Dr. Andersons Führung die sehnlich erwarteten Provisionen von Lebensmitteln an. Zugleich mit dieser Sendung trafen auch vier türkische Soldaten ein, welche sich Hr. Lynch von der Commandantschaft in Jerusalem als Schutzwache für den Landtransport und die Geräthe erbeten hatte.

Der 24. April wurde zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Aufnahme und Vermessung der Gestade so wie der Tiefen des Sees verwendet. Hr. Lynch mit Dr. Anderson in dem einen Boote besuchte die hakenförmig von dem westlichen Ufer hinausragende Halbinsel, deren breite Basis an das Gebirge von Zoar sich anlehnt, Lieutenant Aulick fuhr in gerader Richtung ostwärts über den See hinüber zur Einmündung des Arnon, Capitän Dale vollendete die noch fehlenden Messungen der Uferhöhen und des Küstensaumes von Engaddi.

Einen furchtbaren Eindruck macht der Anblick der Halbinsel, deren Fuß von Treibholz, das die Süßwasserströme hereinführten, wie von Todtengebeinen umgeben ist, während auf ihrer ganzen Breite kein Strauch, ja kein grüner Grashalm gedeiht. Myriaden von todten Heuschrecken, welche der Sturm hieher verschlagen hatte, fanden sich auf der Sandbank aufgehäuft, welche das innre Ende der Halbinsel umsäumt. Ein angeschwemmtes Gebüsch war so mit Salzkrystallen bedeckt, daß sein Anblick an jenen erinnerte, den bey uns im Winter ein mit Eiskrystallen überzogener Strauch gewährt. Dieses Abbild eines nordischen Wintergebüsches stand mit der Empfindung der furchtbar drückenden Hitze der Luft des todten Meers in einem ähnlichen Contrast als der Gedanke an den frostigen Kaukasus mit dem brennenden Schmerz, den glühende Kohlen auf der Hand machen, welche dieselben erfaßt. Das steile Vorgebirge der Insel erhebt sich nur 40 bis 60 Fuß über den Seespiegel.

Man hatte Boten zu den Araberstämmen der südlicheren Gestade gesendet; sie kehrten mit der Nachricht zurück, daß diese sonstigen Bewohner der Gegend vertrieben und ein Räubergesindel in ihre Wohnstätten eingezogen sey. Der Scheriff warnte ernstlich vor den Gefahren einer weiteren Fortsetzung der Reise, Lynch konnte sich durch diese Bedenklichkeiten nicht von der Vollendung seiner Aufgabe abschrecken lassen.

In der That es gehörte eine mehr denn gewöhnliche Freudigkeit des Muthes und Selbstüberwindung dazu, um sich bey solchen ungewohnten, lang anhaltenden Beschwerden bey munterer Thätigkeit zu erhalten. Molineux hatte nur so kurze Zeit auf dem See und in seiner Nachbarschaft zugebracht, und wurde das Opfer der ausgestandenen Beschwerden; Lynch mit seiner Reisegesellschaft brachte im Ganzen 22 Tage an dem Gestade und zum Theil auf dem Wasser des Sees zu, war in beständiger Bewegung von Vorgebirg zu Vorgebirg, von Bucht zu Bucht, nahm unter Mithülfe des Lieutenant Aulick die Tiefen des Sees an 155 verschiedenen Stellen auf. Es kam jetzt, in der letzten Woche des Aprils zu dem schon vorher überaus hohen Stande der Temperatur das öftere Wehen eines

Gluthwindes der Wüste, der am Tage die Kräfte lähmte, bey Nacht, von einem unaufhörlichen Wetterleuchten begleitet, den Schlaf verscheuchte oder in einen fieberhaften Halbschlummer verwandelte. Wenn an solchen Tagen das Werk der Sondirung des Seebodens von Punkt zu Punkt in den schattenlosen Fahrzeugen immer wieder von neuem aufgenommen wurde, da geschah es zuweilen, daß der Capitän in der Mitte seiner völlig entmuthigten, in Schlaf und Todtenstille versunkenen Mannschaft fast der Einzige war, der die schlaftrunkenen, von dem überhellen Reflex der Sonnenstrahlen schmerzhaft geblendeten Augen offen erhielt, um das Steuerruder zu lenken und das Fahrzeug vor den Gefahren des Unterganges zu bewahren. Wenn er dann auf diese todtenbleichen, verstummten Gestalten blickte, deren Fährmann er nothgedrungen seyn mußte, da konnte er wohl nach Ritters Bemerkung an Charons Geschäft und an seinen von Todten erfüllten Nachen denken. Am meisten dann, wenn ihm selber von der übermäßigen Anstrengung die Sehkraft der Augen auf Augenblicke verging und wenn es mitten am hellen Tage um ihn dunkel wurde, oder wenn sein Fahrzeug in die Nähe des kokythischen Aushauches jener Schwefelwasserquellen kam, die sich häufig am Gestade finden und deren eingeathmeter Dampf in furchtbar lähmender Weise auf die Kräfte des Leibes und die Stimmung der Seele wirkt.

Auch die kräftigste Gesundheit wäre solchen ungünstigen Einflüßen der äußeren Natur unterlegen, wenn ihm nicht bey diesem wohl berathenen und sorgfältig vorbedachten Unternehmen die Mittel geblieben wären, zwischen den Tagen und Stunden der Mühe auch wieder Zeiten des Ausruhens und der leiblichen Erquickung, nicht nur an den niedern Gestaden des Sees, sondern auch in der gesünderen Luft des angränzenden Gebirges zu gewinnen. Die gesammte Expedition zu Land und zu Wasser fand sich in der Regel jede Nacht an einem bestimmten Lagerplatz zusammen, zu welchem man eine möglichst gut und gesund gelegene Stelle wählte, in deren Nähe ein quellendes, wenn auch etwas salzig schmeckendes oder laues, doch noch genießbares Wasser war. Der Hauptlagerplatz blieb die Gegend



von Ain Dschiddy oder Engaddi; dahin wurde die Zufuhr des Proviants aus Jerusalem und Hebron gebracht und von diesem Punkte aus, der mit der Mitte des Sees in gleicher Linie liegt, wurden die meisten Fahrten und Wanderungen nach Norden und Süden, so wie nach Osten gemacht.

Zunächst auf die Erforschung der Halbinsel, welche das nördliche Gebiet des Asphaltsees von dem südlichen abgränzt, und deren nördlichste Spitze Hr. Lynch das Cap Costigan, deren südwestliche er als Cap Molineux benannte, folgte jetzt, in der letzten Woche des Aprils die mühseligste von allen: die des Südendes des Sees, an der Gränze des großen Thales, das vom Asphaltsee bis zum rothen Meere sich hinabzieht. Man kam hier von Engaddi aus zuerst an der senkrecht abfallenden Felsenwand von Sebbeh, der alten Bergfeste von Masada vorüber, deren Höhe über dem Wasserspiegel Lynch auf 1200 bis 1500 Fuß schätzte. Zwar fällt der Besuch und das eigentliche Besteigen der Felsenwarte von Masada durch Dr. Anderson und mehrere Offiziere der Expedition um einige Tage später (auf den 29. April), doch beschreiben wir hier aus Hrn. Lynch Reisebericht den Gesammteindruck, den die Betrachtung der unüberwindlichen Felsenburg und ihrer majestätisch wilden Gebirgsnatur auf die Reisenden machte. Eine gute Abbildung, welche der Beschreibung beygefügt ist, läßt uns diese noch besser und deutlicher verstehen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible, by the Rever. W. J. Woodcock. London 1849. (318 p.)**

---

Das hier vor uns liegende Werk, in seiner einfachen Schilderung einer Reise durch Syrien und Palästina, enthält zwar nur wenig Neues für den Forscher und Kenner der Länderkunde, doch bleibt ihm der Werth einer eigenthümlichen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, wodurch selbst das Bekannte nicht selten einen Reiz der Neuheit empfängt.

In Gesellschaft von drei Freunden, welche zu gleichem Zweck die Reise unternahmen, dann von zwey Dragomans und einem landeskundigen Araber, alle sieben zu Pferd, während acht Maulthiere mit ihren vier Treibern das Gepäck führten, trat Herr Woodcock (ein amerikanischer Geistlicher) am 6. April 1848 seine Reise von Beirut aus über den Libanon nach Baalbeck an. Man hatte sich mit allem wohl versorgt, was zur Bequemlichkeit und zur Pflege des Leibes auf einem Wege dienen kann, auf welchem es keine Wirthshäuser giebt: zwey Zelte dienten zum Obdach, Teppiche bekleideten den Boden, Feldstühle zum Sitzen, ein Tisch, der sich zusammenlegen und auseinanderschlagen ließ, für die Freuden der Tafel und den geselligen Verein, vollständige Betten für die Ruhe der Nacht. Dazu kam noch eine wohl eingerichtete Feldküche zur Bereitung der warmen Getränke und der mancherley Speisen, für welche man den Stoff, so weit derselbe transportabel und in solchem Klima ausdauernd war, mit sich genommen hatte, oder in den Dörfern und von den Heerdenbesitzern ankaufen konnte *).

Die ersten Stunden des Weges nach dem Fuße des Libanon hin führen durch das breite, steinige Bett eines Bergstromes, das nur in der Regenzeit und in der Zeit, wenn der Schnee des Gebirges thaut, mit Wasser gefüllt ist, jetzt aber fast ganz trocken lag. Solche Naturstraßen gehören zu den besten des Landes, und gerade diese hier, welche durch eine Landschaft führt, die einem Garten gleicht, geschmückt mit dem schönsten westasiatischen Blumenflore, erhält einen besonderen Reiz für die Sinnen durch Duft und Farben ihres Rosenteppiches. Aus einer solchen Naturstraße von bester Art und erstem Range geräth man da, wo das Hinansteigen auf die Felsenstaffeln des Libanon beginnt, alsbald auf einen Weg, den freylich auch die Natur für den Menschen durch die herabströmenden Wildbäche der Regenfluthen, oder durch den Absturz einer älteren, mächtigeren Fluth angebahnt, nicht aber, wie unten in der Ebene mit kleineren Rollsteinen und Sand, sondern mit Felsenstücken gepflastert hat, welche ohne Ordnung und durch weite Zwischenräume getrennt umhergestreut liegen. Für den europäischen Reiter erscheint es

---

*) Die täglichen Ausgaben für Thiere und Menschen betrugen während dieser Reise dennoch mehr nicht als 100 Piaster (12 fl.) auf die Person, während die Wirthshausrechnungen in Beyrut, so wie in Damaskus und Jerusalem für den einzelnen Reisenden die Summe von 50 Piastern nicht überstiegen.

allerdings als eine halsbrechende Aufgabe, mit seinem Thier von einem dieser Felsenblöcke auf den andern hinüber zu setzen, oder von dem einem, mehr denn Tischeshoch steil herab, auf den andren eben so hoch wieder hinan zu klettern. Doch die Pferde dieses Landes sind an dergleichen Naturstraßen gewohnt, unsre Reisenden kamen bald nach Sonnenuntergang alle wohlbehalten in dem Khan Haschan an, wo sie freylich noch eine Stunde lang auf das Nachkommen ihrer schwer beladenen Maulthiere zu warten hatten. Auf einer ähnlichen Naturstraße, als die hinaufwärts führende war, stiegen die Wanderer am andern Tage hinab in die herrliche Bekaa: das Thal der Thäler, das zwischen dem Libanon und Antilibanon sich ausbreitet, diesen Mittelpunkt des alten Coelo-Syriens. Am 8., schon in den Morgenstunden, erreichten sie die vielberühmten und oft beschriebenen Ruinen von Baalbeck, an denen zwey Jahrtausende lang die bauende und zerstörende Menschenhand ihr Werk getrieben hat. Hier stand, nach der nicht unwahrscheinlichen Annahme mancher älteren und neueren Forscher der Schrift das Baalgad, dessen wir in Josua XI, 17 erwähnt finden; es war das Baalath der Salomonischen Zeit (1 Kön. IX, 18), war dann das Heliopolis, das in der Blüthenzeit der römischen Baukunst auf dem riesenhaften, uralten Unterbau sich erhob, und in dessen Säulenhallen Saladin, der Held des Morgenlandes, seine Moschee errichtete, die nun auch schon längst als verödetes Gemäuer dasteht. In der That, die Natur ist schon hier, an dem schönsten Punkte im Thal aller Thäler der Erde, im Anblick des Libanons auf der einen, des Antilibanons auf der anderen Seite, ein Tempel Gottes; der eingeborne Kunsttrieb der verschiedenen Geschlechter und Völker der Erde sprach nur in seiner Weise das aus, was dort an jener Stätte der schaffende, gestaltende Geist der Natur ihm eingab: Baalbecks wie Palmyras Trümmer tragen noch jetzt die Züge einer erhabenen Schönheit an sich, welche in jedem empfänglichen Gemüth Gedanken der Tempel erwecken.

(Fortsetzung folgt.)



1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.

(Schluß.)

Es mag wenige oder kaum noch eine andre der Berghöhen auf Erden geben, welche durch ihre Form und Lage so einzig in ihrer Art dasteht, durch die geschichtliche Erinnerung, die sich an sie knüpft, so bedeutungsvoll ist als die riesenhafte Felsenklippe von Masada. Vom See aus gesehen erschien der Gipfel des alten Burgberges röthlich schimmernd, wie in Blut getaucht. Dort lag die unersteigliche Festung, welche König Herodes zur sicheren Zufluchtsstätte von 10,000 Mann erbaut, mit Wasserbehältnissen, mit einer Ueberfülle von Kriegsgeräthen und Waffen und allen, für eine Jahre lang andauernde Belagerung ausreichenden Provisionen versehen hatte. Dahin, wo nach ihrer Meinung keine Hand der Menschen sie erreichen konnte, hatten sich nach der Zerstörung von Jerusalem gegen 1000 Juden mit Weibern und Kindern geflüchtet, deren Führer Eleazar war. Monate lang hatte der römische Feldherr Flavius Silva die unangreifbare Festung belagert, hatte um sie her, damit er den mit wüthender Tapferkeit sich zur Wehre setzenden Feinden das Entweichen unmöglich mache, eine Mauer aufgeführt, und mit Ballisten ohne sonderliche Wirkung dem Gemäuer, das allen diesen Geschossen trotzte, zugesetzt. Noch immer hatten die belagerten Juden, die letzten, die den ohnmächtigen Kampf der Verzweiflung fortsetzten, sich gegen alle Macht der Menschen für sicher gehalten, da kam auch ihre Stunde. Die Flammen des Feuers hatten schon den Eingang in die feste Burg gefunden, der Starrsinn jedoch ihrer Vertheidiger blieb ungebrochen, sie alle, nachdem sie zuerst Frauen und Kinder geschlachtet, endeten durch gegenseitigen, seiner Reihenfolge nach durchs Loos bestimmten Selbstmord.

Der Burgfels Sebbeh oder Masada mit seiner senkrecht emporsteigenden Wand erhebt sich in ei-

niger Entfernung vom Gestade; an seinem Fuße zieht sich der deltaförmige niedrige Küstensaum in einer Breite von etwa 2 engl. Meilen hin. Der Landweg von Engaddi aus führte uns über Felsenblöcke, welche die Winterströme herabgestürzt hatten, in einer so halsbrechenden Weise, daß er für alle andre Rosse als die arabischen unzugänglich gewesen wäre. Eine seltsame Formation der Felsenmassen, welche in täuschender Weise den Ruinen von Palästen und menschlichen Bauwerken glichen, beschäftigte weiterhin die Aufmerksamkeit der Wanderer; nach den Höhen des Sebbeh zog sich zuerst der Weg, auf den noch kenntlichen Resten einer alten Kunststraße im Wadi Sebbeh, dann durch das Wadi Seyal hin. Hier mußten die Reiter absteigen, und von nun an öfters mit Händen und Füssen zugleich sich fortarbeitend auf einem schlangenförmig sich windenden (vormaligen) Pfade hinansteigen zu der Stätte der alten Burg, zu deren oberem Theil nur der Zugang möglich ist, während man sich zu vielen andren grottenartig in die gähe Felswand eingehauenen Kammern, deren Fenster man von unten her sieht, an Strickleitern hinablassen müßte. Von der Höhe des Berges aus hat man die ungehemmte Aussicht über den ganzen See. Die Beschreibung der Ruinen selber enthält nichts, das nicht schon von Robinson und Smith beobachtet worden wäre.

Einer der schwersten Tage, den die Expedition auf und an dem See zubrachte, war der 26. April, wo man in den jenseits der Halbinsel gelegenen südlichen Theil der Halbinsel eintrat. Der Gluthwind der Wüste wehte heute in seiner ganzen Kraft; wie zum Sterben müde landete man an dem südöstlichen Gestade, an der Ausmündung des Wadi Humeir. Es war die ödeste Stelle, die man bis dahin noch gesehen hatte. Ein Strom mag sich in der Regenzeit mit reichlichem Wasser durch diese Bergschlucht ergießen, man fand noch, etwas weiter aufwärts, zwey Tümpel mit Wasser gefüllt. Man trank, man wusch und badete sich, aber im nächsten Augenblick war alle Feuchtigkeit von der Haut verschwunden, die Haut war wieder schmerzhaft trocken, von der Hitze zerborsten. Die einzigen lebenden Wesen, die man hier sah, waren einige Eidechsen in den Wassertümpeln, alle andre hatten sich vor dem Gluthwind in die Felsenklüfte, was fliegen konnte in die Höhen gerettet, nur die Reisenden mußten ohne schützendes Gemäuer die Nacht auf dem zerborstenen Boden zubringen bey einer Luftwärme von 33° Reaumur. Zu der Pein des Durstes kam noch die hier unerwartete Pein durch Mosquitos, die sich nach Sonnenuntergang aus ihren Schlupfwinkeln aufgemacht hatten.

Am darauf folgenden Tage nahte sich den Reisenden eine armselig aussehende Schaar von Beduinen, bewaffnet, und wie es scheinen konnte zu einem Angriffe bereit. Sie standen, bey näherer Betrachtung ihrer Gegner, gar bald von diesem Vorhaben ab. Sie hatten nie ein Boot gesehen, fragten neugierig den Dragomän Mustapha, wie ein solches Ding ohne Füsse sich fortbewegen könne?

Selbst im Bilde, das der Beschreibung beygefügt ist, macht die Gegend von Usdum (Sodom) einen schauderhaften Eindruck. Die Ruinen von „Zoar“ fand Lynch nicht so beachtenswerth, als frühere Reisende sie angegeben hatten.

In Kerak leben christliche Araber vom kräftigen Stamme der Beni Khalles (Söhne des Unüberwindlichen), einer unter ihnen hat das Ansehen und die Macht eines Scheikh. Hr. Lynch erfuhr von diesen guten Leuten manche Beweise von Freundschaft.

Die Freude läßt sich kaum nachempfinden, mit welcher die Theilnehmer an der Expedition am 9. Mai zum letzten Mal an diesem für Andre so gefahrvollen Seegestade die Sonne untergehen sahen, und zum 22. Mal während ihres Hierseyns sich das Nachtlager bereiteten. Nur wenig nordwärts von Ain Terabeh, von wo am andern Morgen die Reise über Mar Saba nach Jerusalem und an die Küste des Mittelmeeres begonnen werden sollte, da wo der Zug der Pilgrime und Reisenden sie immer vor Augen hat, weht die amerikanische Flagge im todten Meer, dessen Tiefen so wie dessen umgebende Höhen von amerikanischen Reisenden erforscht sind. Das Panier steht auf einem Floß, das durch Anker in einer Tiefe von 480 Fuß festgehalten wird, weit

genug vom Ufer entfernt, um von keinem arabischen Schwimmer erreicht zu werden.

Amerika wird auch den Ruhm behalten, durch diese Sendung eines seiner tüchtigsten, edelsten Seemänner ein Gebiet im Reiche des Wissens erobert zu haben, das werthvoller ist für die Erdkunde als alles Das, was die Nordpol-Expeditionen der neuern Zeit gebracht haben. Man kennt nun die ganze Depressionslinie des Jordansthales, von der Jakobsbrücke, wo sie dem Spiegel des Mittelmeeres gleich ist, bis zum todten Meere. Sie beträgt beym Tiberiassee 612, am Spiegel des todten Meeres 1235 Fuß, und die größte Tiefe dieses Sees ist 1227 Fuß, mithin 2462 Fuß unter dem Meeresniveau.

Jener in seiner Art merkwürdigste See der Erde ist in ein tiefes und in ein seichtes Becken getheilt, das erstere nimmt $\frac{2}{3}$, dieses $\frac{1}{3}$ seines Flächeninhaltes ein. Während die mittlere Tiefe des ersteren gegen 1000 Fuß mißt, beträgt die des letzteren kaum 10, ja an manchen Stellen kaum 1 Fuß. Ein salziger Seeschlamm bedeckt hier den Boden, welcher von heißen Quellen aus der Tiefe so sehr erhitzt wird, daß man ihn, um zu der uralt berühmten 40 Fuß hohen Salzsäule bey Usdum (Sodom) zu gelangen, nur mit großer Beschwerde durchwaden konnte. An den ganzen Gestaden des Salzsees waren die Gegenden von Ain Dschiddy (Engaddi) und jene des östlichen Ufers, wo sich der Arnon durch eine 97 Fuß weite Spalte des bunten Sandsteines mit senkrechten Wänden, in einer Wasserfülle von 82 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe in den See ergießt, so wie die von Kallirhoë die schönsten, die bey Usdum die schauerlichsten und ödesten.

Als ein Hauptresultat seiner Forschungen giebt Lynch (p. 378 bis 380 seines Narrative) Folgendes an. Die Gebirge am Gestade des Asphaltsees sind älter als dieser. Ueber der Stätte, wo jetzt das todte Meer fluthet, war eine Ebene, die durch ein gewaltiges Ereigniß in die jetzige Tiefe des Wasserbeckens hinabbrach. Der Absturz wird südwärts vom Jabock am augenfälligsten.

Als man zuerst an die Lösung der bedeutungsvollen Aufgabe gieng, da gab es unter den Theilnehmern der Expedition zwey verschiedene Partheyen. Die eine von diesen hatte über die Wahrheit der Mosaischen Tradition in Beziehung auf die Geschichte von Sodoms Untergang eine unentschiedene Meinung, die andre zweifelte ganz entschieden an der Wahrheit derselben. Als jedoch nach 22tägigen genauen Forschungen das Gesammtbild der ungeheuren Zerrüttung, welche diese Erdstelle erlitten, vor den Augen Aller enthüllt dalag, da gab es keinen Denkenden mehr unter der ganzen Gesellschaft, der nicht die Wahrheit der heiligen Urkunde bey der Geschichte des furchtbaren Ereignisses, das dieselbe hier an dieser Stätte beschreibt, mit voller Ueberzeugung erkannt hätte.

Noch waren, bis auf wenige, bald vorüber gehende Anfälle von Fieber, alle Mitglieder der Expedition gesund geblieben. Die Reise nach Jerusalem, dann über Jaffa nach Nazareth und von da aus zu der wahren Quelle des Jordans am Westabhange des großen Hermon, nordwärts von Hasbeya, ferner über Damaskus, Baalbeck bis in die Nähe von Beirut, schien bey einem großen Theile der Gesellschaft mehr zur Erholung und Bekräftigung zu dienen, als der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Aber die Folgen der übermäßigen Anstrengung und des klimatischen Einflußes in der Nachbarschaft des todten Meeres kamen nach. In der Mitte des Sommers (gegen Ende des Juni) fühlten fast Alle sich krank; der treue, nächste Gehülfe des Führers der Expedition, H. Dale, sah sein irdisches Vaterland nicht mehr; er starb unweit Beirut am 24. Juli. Die Andern, zuerst in einem französischen Schiff bis Malta, dann in ihrem lange vergeblich erwarteten und ersehnten vaterländischen Schiffe, dem Supply, kamen am 12. September als Sieger in manchem schweren Kampfe mit äußeren und und inneren gefahrdrohenden und hemmenden Elementen an die vaterländische Küste zurück.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible.**

(Fortsetzung.)

Unsre Reisenden, ihrem Vorsatze treu: Jerusalem noch vor Ostern zu erreichen, verweilten nur noch wenige Stunden (vom Vormittag bis zum späteren Nachmittag) in dem herrlichen Baalbeck, dessen Bewohner, wie jene es wußten und bemerkten, gegen die fremden Zerstörer ihrer alten Kunstherrlichkeiten, namentlich gegen Engländer nicht sehr freundlich gesinnt sind, sie zogen in möglichster Eile hinüber durch den Paß des Antilibanon, der nach Damaskus führte. Auf ihrem Wege kamen sie durch Zebdacou (vermuthlich das alte israelitische Zebulon), dann durch das herrliche Thal des Barada, genossen hierauf einer mehrtägigen Ruhe in einem neuerdings errichteten französischen Gasthaus (dem Hotel de l'Europe) zu Damascus.

Mit großer Lebendigkeit schildert unser Reisender den Eindruck, den auch auf ihn der Anblick der alten syrischen Hauptstadt machte; es ist derselbe, den alle Reisende von Empfänglichkeit für die Schönheit und kräftige Fülle der Natur, so wie für die Betrachtung der scharf ausgeprägten Nationalitäten des Orients in gleichem Maaß erfahren werden, wenn sie in die mächtige Stadt der Gärten einziehen. Es wird unter ihnen nie an solchen fehlen, welche Damascus mit seiner Umgegend fast in ähnlicher Weise preisen werden als der große arabische Geograph Abulfeda, der diese Stadt das erste und schönste der vier Paradiese der Erde nennt. Die Naturkräfte des warmen Südens sind hier mit denen des gemäßigten Nordens vereint, denn Damascus genießt durch seine bedeutend hohe Lage über dem Meer, so wie durch die Fülle des frischen Bergwassers, das seine Hochebene durchströmt, ein so gemildertes Klima, daß die Strahlen der Sonne, wenn sie einen großen Theil des Sommers hindurch aus dem wolkenlosen Himmel herabwirken, niemals zur versengenden, ausdorrenden Hitze sich steigern können; während die wärmeren Luftströme, die aus dem tiefer gelegenen Flachland der Wüsten herandringen, den Frost des Winters abwehren und mäßigen. Hier wird deßhalb zu allen Zeiten des Jahres der Flor der immer blühenden Rosen und der andern Blumen gesehen. Kein Monat des Jahres geht vorüber, der nicht eine neue Gabe der wohlschmeckenden lieblichen Früchte der Gärten oder der Felder mit sich brächte.

Kräftig, wie die ihn umgebende, nährende Natur ist hier der Mensch. Stattlicher als selbst in der Hauptstadt des Osmanenreiches erscheint der Türke, schöner als im westlichen Vaterlande der Grieche, hochwüchsiger als selbst in Arabien der Beduine, von adelicher vollendeterer Form als vielleicht irgendwo anders das Volk der Juden, bey welchem namentlich das weibliche Geschlecht durch hohe Schönheit sich auszeichnet. Schon der Boden nährt hier seine Bewohner, noch mehr begünstigt die Erhaltung des allgemeinen Wohlstandes der Fleiß und die Gewerbthätigkeit der Damascener.

Wer die Vorzüge und Schönheiten der Stadt selber kennen und schätzen lernen will, der muß von

zwey einander sehr entgegengesetzten Seiten sie betrachten: einmal von einer Anhöhe der angränzenden Berge aus der Ferne, dann in dem verborgenen Innern der, wie wir es nennen würden Hintergebäude und Hofräume, mit ihren Brunnen und Gärten.

Wer Damascus von einer der letzten Anhöhen der Vorberge des Antilibanon, mit seinen 200 Moscheen und Minarets, unter denen die Moschee der Omajiden mit ihren 7 Thürmen riesenhaft hervorragt, zwischen seinen meilenweit sich ausbreitenden Gärten, durchzogen wie von Silberfäden von den 7 Armen des Barrada vor sich liegen sieht, der wird sich von der Macht dieses ersten Eindrucks ergriffen fühlen. Er nimmt sein Fernrohr in die Hand, er betrachtet das schöne, große Ganze mehr ins Einzelne gehend; was er da sieht, das sind fast lauter Prachtgebäude und Paläste, von Orangengärten umgeben, auf dem marmorgepflasterten Vorhof das strömende Wasser der Brunnen, neben den Gebäuden hochragende Cypressen. Er reitet oder tritt nun durch das Thor hinein in die ungepflasterten, staubigen oder schmutzigen Gassen: wohin ist alle die Pracht verschwunden, welche sein Fernrohr ihm zeigte? — Zu seiner Rechten wie zu seiner Linken sieht er die häßlichen Lehmwände von Häusern, an denen entweder gar keine, oder Fenster mit Brettern verschlagen sich finden. Will er aber die eigentlichen Gebäude, darin der Damascener Bürger wohlbehaglich wohnt, sehen und kennen lernen, dann muß er durch die Pforte des armseligen Vorbaues hineintreten in das Innere; er kommt dann öfters zuerst noch in einen unscheinbaren ersten Hof, mit wenig anziehenden Wirthschaftsgebäuden, erst weiter hin in jenen zweyten, ja vielleicht dritten Innenraum der Höfe, über dessen Marmorpflaster ihn sein Weg zu der eigentlichen durch Pracht, oder doch wenigstens durch eine im Orient seltne Sauberkeit und Reinlichkeit ausgezeichneten Wohnung des Hausbesitzers führt.

Hr. Woodcock fand Gelegenheit namentlich bey einigen der wohlhabenderen Juden der Stadt die innere Ausstattung und Zierlichkeit der Wohnhäuser zu sehen. In einem derselben hatten der Lord Sligo und Sir Moses Montefiore während ihres Aufenthaltes in Damascus gewohnt. Die Außenseite des Gebäudes, welche nach der Straße heraus lag, hielt noch kaum den Vergleich mit einem armseligen, aus Lehm gebauten Bauernhause aus, dergleichen man in Italien in manchen der geringsten Dörfer an der Landstraße sieht. Durch mehrere enge Thüren, so niedrig, daß man sie in gebückter Stellung passiren muß, tritt man durch diesen dunklen Vorbau hinaus in einen geräumigen Hof, der auf allen Seiten von stattlichen Gebäuden umgeben ist. Man ist jetzt in die Region eines bürgerlichen Wohlstandes eingetreten, alle Räume bequem und sauber eingerichtet, wie etwa bey einem vermögenden Geschäftsmann einer unserer Städte, doch ohne eigentliche Pracht. Aber durch das am Ende dieses ersten Hofes stehende Gebäude gelangt man hinaus in den zweyten Hof und sieht sich hier in die Region einer, selbst nach europäischem Maaßstabe wahrhaft fürstlichen Pracht versetzt. Hallen von sarazenisch zierlicher Bauart, von Marmorsäulen getragen, ziehen sich um das Erdgeschoß der inneren Seite des großen Viereckes herum, der Hof mit Marmorplatten, der Boden der Hallen mit kostbaren Teppichen belegt, mit den Ruhesitzen der Divans versehen, in der Mitte des Hofes ein Brunnen, aus dessen Röhren das klare Quellwasser der Berge in das Bassin hinabfällt, aus den Gärten der blühenden Orangen und ihrem Blumenflore dringt der Duft in die kühlen Räume herein. Dieser äußeren Pracht und Schönheit entspricht in noch gesteigertem Maaße die Ausstattung der Zimmer.

Ueberhaupt fanden die Reisenden bey allen israelitischen Bewohnern von Damascus die freundlichste, zuvorkommendste Aufnahme. Bey der letzten grausamen und ungerechten Verfolgung, welche sie vor etlichen Jahren in dieser Stadt zu erleiden hatten, waren es der österreichische und der englische Consul gewesen, die sich der grausamen Mißhandlung des armen, schutzlosen Volkes widersetzt, und die mörderische Vertilgung derselben durch das fanatisch aufgeregte Volk verhindert hatten. Wie sich die Leser der öffentlichen Blätter erinnern werden, war damals ein Kapuzinermönch sammt seinem Diener plötzlich verschwunden. Da ließ sich auf einmal,

zunächst wohl unter den Griechen und Mahomedanern das alte Mährlein des Mittelalters vernehmen, das zu so mancher blutigen Verfolgung der Juden die Veranlassung gegeben hat: man vermuthete, ja man behauptete, diese hätten jene Christen aufgegriffen und umgebracht, um sich ihres Blutes zu gewissen geheimen Gebräuchen bey ihrem Paschafest zu bedienen. Wie unsinnig und grundlos diese Beschuldigung war, das haben Dr. M'Caul und Pieritz in ihren Schriften über das traurige Ereigniß, so wie die spätere ruhige Untersuchung des Thatbestandes erwiesen. Leider aber schenkte selbst der damalige französische Consul dem lügenhaften Gerücht Glauben, und er, als Beschützer der lateinischen Kirche, gab durch seinen unüberlegten Eifer dem Pascha, der zu jeder barbarischen Maaßregel geneigt, so wie nach dem Geld und Gut der reichen Juden lüstern war, die Veranlassung zu seinem grausamen Verfahren gegen eine ganze Schaar der ungerecht Beschuldigten. Man zog alle, auf welche das boshafte Gerücht den leisesten Schatten eines Verdachtes fallen ließ (es waren gegen 70), gefänglich ein; man unterwarf sie den furchtbarsten Martern der Tortur, um sie zum Geständniß einer That zu zwingen, von welcher sie nichts wußten, man erlaubte sich alle Gräuel gegen sie; mehrere starben unter diesen Qualen oder ihren Folgen, andre überlebten zwar die Martern, behielten jedoch die Zeichen derselben für die ganze übrige Zeit ihres Lebens an ihren verstümmelten Gliedern. So ein Israelit, der mit Woodcock die Reise im Dampfschiff von Constantinopel nach Smyrna machte, und dessen Finger, welche durch die Tortur ihrer Nägel beraubt waren, man ohne Mitleid nicht ansehen konnte.

Nach einem kurzen, nicht einmal ganz dreytägigen Aufenthalt in Damascus, setzten die Reisenden ihren Zug weiter fort, zunächst nach Tiberias. Sie kamen am ersten Tag nach Sassa, übernachteten am zweyten schon jenseits der Höhe des Passes bey einem Wasserteiche, erreichten am dritten nach dem Uebergang über den Jordan, bey der sogenannten Jacobsbrücke, das erhaben schön gelegene, in seinem Innern aber sehr armselige Safet. Jerusalem, Hebron, Tiberias und Safet, dieses sind die vier heiligen Städte der Israeliten, in denen ohne Aufhören eine Schaar der treuen Anhänger an das mosaische Gesetz wenigstens in geistiger Weise die Rechte des Volkes auf das Land der Verheißung vertritt. Hebron und Jerusalem haben diesen Vorrang vor allen Städten der Erde, den sie in den Augen der Juden behaupten, jener Stellung zu danken, die sie in der ältesten Geschichte des Volkes einnehmen, Tiberias und Safet gelangten erst in späterer Zeit zu diesem Ansehen, als sie der Wohnort berühmter Lehrer der jüdischen (talmudischen) Theologie und der Sitz hochgepriesener Schulen wurden.



Die Juden in Safet stehen an äußerem Wohlstand sehr weit hinter ihren in Damascus wohnenden Glaubensgenossen zurück, sie sind großentheils so arm, daß sie nur durch die milden Beyträge erhalten werden, die ihnen von ihren Stammverwandten aus andren Ländern zukommen. Was ihnen jedoch an äußerm Vermögen abgeht, das ersetzen viele von ihnen, in Safet so wie in den andern drey vorhin genannten Städten wohnende, durch innere Gaben des Wissens. Safet wird als der Ort genannt, an welchem das merkwürdige und berühmte kabbalistische Buch Sohar entstand, und bis auf unsre Tage hat es dort Juden aus den verschiedensten Ländern gegeben, welche mit dem Inhalt des Sohar so wie andrer Werke der jüdischen Mystik sehr bekannt und vertraut waren.

Das Erdbeben im Januar 1837 hatte vorzüglich hart jenen Theil der Stadt getroffen, der von Juden bewohnt war. Hier standen die Häuser am gähen Abhange eines über dem andern; die Trümmer der höher gelegenen stürzten auf die weiter nach unten stehenden herab, und begruben diese sammt einem Theil ihrer Bewohner. Ein Theil der Ueberlebenden zu arm, um sich ein neues Haus zu erbauen, suchte sich anderswo ein Obdach; die jüdische Bevölkerung erlitt damals eine starke Verminderung, doch hatte dieselbe, als Woodcock hier war, wieder angeblich auf nahe 3000 zugenommen. Ein polnischer Jude kam am Abend zu den Zelten; die bleiche Farbe seines wohlgebildeten Angesichtes wurde durch die dunkle Farbe der beyden an seinen Seiten

herunterwallenden Haarlocken, so wie des starken Bartes und Backenbartes noch auffallender. Er war ein fertiger Schreiber, der eine schöne, orthographisch richtige Handschrift besaß; doch mag dieses Geschäft mit der Rohrfeder für ihn kein sehr einträgliches gewesen seyn, denn er schien sehr arm. Auch die Juden in Safet betrachten es als ein hohes Glück für sich und ihre im Orient lebenden Glaubensgenossen, daß nach Jerusalem ein englischer Consul gesetzt wurde; gerade damals, als unser Reisender hier war, sollte eine Art von Dankadresse der Juden des Ortes, von einer großen Zahl der Rabbinen und andern Männern des Volkes unterzeichnet, an die Königin Victoria abgehen.

Den Weg von Safet hinab nach dem Tiberias-See beschreibt unser Reisender mit Recht als einen der reizend schönsten, welchen er je gesehen. Wer die Nachbarschaft des Tiberias-Sees, wer das obere Jordanthal im Frühling sieht, der wird sich einen Begriff machen können von der Naturfülle und Herrlichkeit dieses Landes in jener früheren Zeit, da seine Hügel und Berge noch nicht des Schmuckes ihrer Waldungen beraubt, reich an Quellen und Bächen waren. Mit großer Lebendigkeit schildert uns Hr. Woodcock die Mannigfaltigkeit der Blumenflore wie der Gesträuche und Bäume, welche den Teppich der Wiesen, so wie in vereinzelten Gruppen die grüne Bekleidung der Bergschluchten und Abhänge bilden. Von den Höhen südwärts von Safet sieht man den herrlichen See fast in seiner ganzen Ausdehnung das muldenförmig eingesenkte Thal erfüllen; die unvergleichlich schöne fruchtbare Landschaft, die ihn umgiebt, würde den Anbau so reich lohnen als irgend eines der gepriesenen Fluß- oder Seethäler des südlichen Europas, aber nur eine, in gewissem Maaße noch beachtenswerthe Ortschaft liegt an seinem Ufer, dieß ist Tiberias; von den vormaligen Städten und Flecken, die hier in Wohlstand blühten, von Capernaum, Bethsaida, Chorazin kennt man kaum die Stätte noch, Magdala besteht nur aus wenigen zerstreuten, armseligen Hütten, die Ufer und Höhen an der andern Seite des Sees sind ganz verlassen und verödet.

Und welch ein jammervoll elender Ort ist dieses Tiberias! Von fern gesehen täuscht dieser Schatten einer vormaligen Stadt noch immer das Auge mit vergeblichen Erwartungen. Ein Theil der alten, wahrscheinlich römischen Mauern und Mauerthürme mit ihren Zinnen ist bey den furchtbaren Verheerungen des Erdbebens von 1837 noch aufrecht stehen geblieben; diese Reste einer längst dahin geschwundenen Stattlichkeit sind es, welche jenem Gewirre von Trümmern und Schutthaufen, das sie umringen, den Anschein einer Stadt geben. Aber auch an diesem Orte, den die meisten seiner früheren Bewohner verlassen haben, halten die Juden noch treulich aus; es ist, wie bereits erwähnt, einer ihrer vier geheiligten Wachtposten in Palästina, an denen das Licht der Erkenntniß und der Hoffnung Israels niemals verlöschen darf. Sie sind fast durchgängig sehr arm, ihre Zahl gering, dennoch haben sie hier noch ihre Synagogen und Schulen.



Außen vor der Stadt in ihren Zellenhütten leben jetzt meist die vorherigen arabischen Bewohner des verödeten Ortes. Die Häuser, die sie vor dem Erdbeben bewohnten, hatten weder sie noch ihre Väter gebaut, sondern sie hatten nur in den längst vorhandenen Räumen ihre Beduinenwirthschaft aufgeschlagen; neue zu bauen, dazu fehlen ihnen die Mittel und der Muth. Einiges Leben bringen jedoch die warmen Bäder in die Nachbarschaft von Tiberias, welche Ibrahim Pascha durch das Anlegen neuer Gebäude und bequemere Einrichtung von neuem in Aufnahme gebracht hat. Unsre Reisenden trafen hier mit einer ansehnlichen Menge von Badgästen zusammen: es war die Gemahlin des Pascha von Acre mit ihrer weiblichen Begleitung und Dienerschaft. Einer der Reisegefährten nahm ein Bad, fühlte sich jedoch in Folge seiner zu starken Wirkung auf den Körper sehr entkräftet.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Cornelii Taciti Historiae. Ad codices antiquos exactae et emendatae commentario et exegetico illustratae opera Francisci Ritteri. MDCCCXXXXVIII. Cantabrigiae: F. et F. F. Deighton. Londini: F. W. Parker. In Germania vendunt: F. G. Schmitz: Coloniae. T. O. Weigel: Lipsiae.**

Bedarf es wohl einer Rechtfertigung, wenn wir den besondern Theil eines großen Werkes einer besondern Prüfung unterwerfen, nachdem bereits das Ganze jedoch mehr im Allgemeinen und im Zusammenhalt mit gleichartigen und gleichzeitigen Erscheinungen in diesen Blättern besprochen worden ist? oder ergibt es sich von selbst, das auch einzeln in entsprechender Weise zu behandeln, was für sich wieder ein Ganzes bildet und als solches auch für selbständig angesehen wird? Sowohl der Zweck dieser Anzeigen als die äußere Eintheilung der vorliegenden Ausgabe des Tacitus fordern dazu auf: darum möge es gestattet seyn hierorts darzulegen, was uns bey wiederholtem Studium der Taciteischen Geschichtsbücher mit Rücksicht der Ritter'schen Bearbeitung Anlaß zu Bemerkungen gegeben hat. Es ist bey aller Lebendigkeit des Eifers, der sich in jüngster Zeit auf die Erforschung des Taciteischen Genius mit Glück geworfen hat, bey der Tiefe und Abgeschlossenheit dieses Geistes, bey der oft gesuchten Kürze und Gedrängtheit der Schreibweise, bey der Unsicherheit oder Entstellung des urkundlichen Textes auch für die Zukunft noch reichlicher Stoff zum Denken, Erläutern und Verbessern geboten.

Der Einfachheit wegen behandeln wir die einzelnen Stellen der Reihe nach, nicht in gesonderten Gruppen, wie es Weissenborn gethan in einer sehr lehrreichen Beurtheilung: neue Jahrbücher für Philologie u. s. w. LVII. B. 3 Thl. 227 — 251. u. LVIII. I, 25 — 50.

I, 2. haustae aut obrutae urbes fecundissima Campaniae ora et urbs incendiis vastata consumptis antiquissimis delubris ipso Capitolio civium manibus incenso. So ist diese Stelle ohne Unterscheidungszeichen überliefert, in keinem Worte schwanken die codd. im geringsten. Die fehlerhafte Interpunction, deren die meisten Herausgeber sich bedienten, hat ziemlich lange Noten hervorgebracht und Hrn. Ritter sogar zu einer auffallenden Textesänderung bewogen, er schreibt nämlich: haustae aut obrutae urbes, usta fecundissima Campaniae ora. Et urbs incendiis vastata etc. Für dieses Stückwerk von Sätzen wird er wohl schwerlich Anhang finden. Schon Walther zeigte auf das Richtige hin, nur daß er eine stärkere Interpunction anwandte, wo das Komma genügte. Lesen wir also: haustae aut obrutae urbes, fecundissima Campaniae ora et urbs incendiis vastata, consumptis etc. und sowohl der Fluß der Rede ist einfach und gerecht, als auch die Sache der Wahrheit entsprechend erzählt. Vgl. namentlich von den angeführten Zeugen Oros. VII, 9: abruptum tunc etiam Vesuvii montis verticem magna profudisse incendia ferunt torrentibusque flammarum uicina regionis cum urbibus hominibusque delesse.

(Fortsetzung folgt.)

## Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible.

(Schluß.)

Andre englische Reisende sprechen auch von der Menge der Schlangen, die sie in der Nähe dieses Badeortes, der bey Josephus den Namen Emmaus führt, bemerkten. Woodcock sah keine von diesen Nattern, welche wahrscheinlich von ungiftiger Art sind, und bey zunehmender Cultur der Gegend sich bald vermindern würden. Lästiger noch als die Schlangen fällt den Reisenden hier in diesen Gegenden die Menge der kleinen, plagenden Insekten.

Auf dem ganzen schönen See war kein einziges Boot zu sehen. Der wenig ergiebige Fisch ang wird von dem armen Volk der Fischer nur vom Ufer aus oder beym Hineinwaten in die seichten Stellen mit Netz und Angel betrieben. Uebrigens müßte man gegen eine Lustfahrt auf dem Tiberias-See selbst in einem Fischerboote, dergleichen die auf unsern Landseen sind, manches Bedenken tragen wegen der oft plötzlich ausbrechenden, mächtigen Stürme, von deren einem unsre Reisenden Zeugen waren.

Diese ließen sich übrigens nur sehr kurze Zeit zu der Betrachtung des Sees und seiner merkwürdigen Umgegend; schon am darauf folgenden Morgen (16. April) setzten sie ihren Weg an der Stätte des Schlachtfeldes von Hiddin vorüber nach Nazareth fort, dahin sie in 7 Stunden gelangten. Die Reisenden sahen hier die gewöhnlichen, allbekannten Gegenstände, welche durch eine aus ziemlich später Zeit stammende Ueberlieferung ihre Bedeutung erhalten haben, verließen aber schon am nächsten Morgen ihre anmuthige, im reichen Grün des Frühlings gelegene Lagerstätte, außen vor der Stadt, am Brunnen der Maria.

Der Weg durch die Ebene von Esdrälon weckt, so sehr als irgend ein andrer, Erinnerungen an thatenreiche Tage der Geschichte in alter und neuer Zeit. Zur Rechten zeigt sich der majestätische Carmel, zur Linken der Thabor, vor sich sieht man die Gebirge von Gilboa, weiterhin auf der andern Seite die Höhen von Samaria. Das alte Jesreel, sein jetziger Name ist Zerin, besteht nun aus etwa 20 armseligen Hütten von arabischen Hirten bewohnt, nur die Reste eines alten, meist zerstörten Thurmes, sind noch ein Denkmal aus älterer Zeit.

Ungleich stattlicher und zu einem längeren Bleiben einladender stellt sich Dschennin dar (das Engannin der h. Schrift), das von fruchtbaren Gärten und Feldern umringt ist, und eine bedeutende Anzahl von augenfälligen Gebäuden enthält. Namentlich von der Südwestseite aus gesehen nimmt sich die große Moschee mit ihrer hohen Kuppel und dem schlanken Minaret wahrhaft prächtig aus. Doch dieser gute äußere Eindruck, den die Stadt auf den europäischen Reisenden macht, wird diesem sehr verkümmert durch das, was er bey dem Eintritt in ihr Inneres erfährt. Die Bewohner, fast ohne Ausnahme Mohamedaner, sind gegen die Christen überaus gehäßig gestimmt, einige der Begleiter des Hrn. Woodcock, die sich in die Stadt hineingewagt hatten, wurden hier unter den lauten Beschimpfungen der Gassenbuben als „Schweine“ und „Frantschies“ (Franzosen) mit Steinwürfen empfangen. Ungestörter dagegen und friedlicher stimmend ist die Umgegend der Stadt mit der Aussicht auf die nachbarlichen Gebirge von Gilboa und über das blumenreiche Gefilde, das vom Kison getränkt wird. Selbst die Dattelpalme zeigte sich da in einigen hochwüchsigen Stämmen, in deren schönem Wipfel freylich die Frucht nicht zu zeitigen vermag.

Nicht besser als in Dschennin war der Empfang, den unsre Reisenden in Nablus (dem alten Sichem) bey den älteren so wie bey den jüngeren Inhabern der Gassen fanden. Zwar hatten hier die kleinen Moslims ihre Beschimpfungen in eine Art von Gesang eingekleidet, über dessen ihnen den Worten nach unverständlichen Sinn und Inhalt die Reisenden nicht lange in Zweifel bleiben konnten, als

die Buben auf einmal, nach Vollendung ihres kurzen Schlachtgesanges, Steine so groß, als sie dieselben nur erheben konnten, auf sie und gegen die Füsse ihrer Pferde warfen. Die fruchtbare Umgegend von Nablus, so wie die Reste der byzantinischen und sarazenischen Bauart sammt der berühmten Synagoge der samaritanischen Judensecte, sind so oft von andern Reisenden beschrieben worden, daß uns Woodcock hierüber nichts Neues geben konnte. Nur jene Erfahrungen über die Unsicherheit der Wege, welche er hier in dieser Gegend machen mußte, lassen sich, im Vergleich mit den Berichten andrer Reisenden, welche nach wenig Jahren hieher kamen, als etwas Neues betrachten. Damals, wo Palästina unter ägyptischer Herrschaft, namentlich unter der scharfen militärischen Zucht des Ibrahim Pascha stund, gehörten die räuberischen Angriffe auf Fremde zu den großen Seltenheiten; namentlich erschien die Nachbarschaft von Nablus vollkommen sicher. Jetzt unter türkischer Herrschaft war das anders; man stieß überall auf bewaffnete Araber; selbst der Bauer bey seinem Pfluge trug Waffen. Eine Gesellschaft von Engländern, die erst ganz kurz vorher hier durchkam, wurde ganz nahe bey der Stadt von Räubern angefallen und konnte sich derselben nur durch kräftigen Widerstand erwehren; auch unsren Reisenden hatte man ein Pferd hinweggeführt, das jedoch den Räubern wieder abgenommen wurde.

Unter dem Erguß des Frühlingsregens, der eine Fülle der Blumen und grünenden Gewächse aus dem lechzenden Boden hervorrief, erreichten die Wandrer jenseits Horvarra die kleine Ortschaft Mai Haroba, wo sie übernachteten, kamen am darauf folgenden Tage an jenen wenigen Trümmerresten vorüber, die nach Lord Nugent und nach Mr. Weitch (Lands classical and sacred) die Stätte von Bethel bezeichnen, dann vor Bir zu der Höhle, aus deren von der Natur gebildeten Säulenhalle ein frischer Quell entspringt, dann in $3\frac{1}{2}$ Stunden vom Nachtlager aus nach Jerusalem. Nahe beym Damascusthor hat ein getaufter Jude, Meschullam, in neuerer Zeit einen Gasthof errichtet; unsre Reisenden, auf die Empfehlung von Freunden, kehrten hier ein und fanden alle Ursache, mit der Wahl zufrieden zu seyn.



Woodcock verweilte fünf Wochen in Jerusalem und seinem näheren Umkreise, denn von jenem Mittelpunkt aus verbreiteten sich seine genußreichen Wanderungen ostwärts und südwärts nach dem Jordan und dem todten Meer, nach Hebron, so wie später westwärts nach dem Gefilde von Saron und den Küstengegenden des Mittelmeeres. Im Ganzen enthält seine Beschreibung, namentlich die von Jerusalem, wenig Andres als das, was man schon vielfach in andern Reiseberichten gelesen hat. Nur die englische Kirche auf dem Berge Zion und die Wirksamkeit des jetzigen ehrwürdigen Bischofes Samuel sind ein Gegenstand, der für einen großen Theil der Leser einen Reiz der Neuheit haben kann. Hr. Woodcock feyerte in jener Kirche mit einer sehr großen Zahl der Reisenden aus den verschiedensten Ländern das Osterfest. In sieben verschiedenen Sprachen (englisch, deutsch, französisch, italienisch, griechisch, arabisch und hebräisch) hörte man bey der Feyer des Abendmahles die Worte der Einsetzung. An jedem Sonntag und Festtag der Kirche wird dreymal Gottesdienst gehalten; zweymal in englischer, einmal dazwischen in deutscher Sprache, überdieß noch täglich eine Andachtsstunde in hebräischer Sprache, die jedoch nur von sehr wenig Theilnehmenden besucht wird.

Was den Tempel auf Moriah, die jetzige Moschee des Omar betrifft, so gefällt sich Hr. Woodcock auch hier in seiner Rolle als Zweifler an allen jüdischen und christlichen Traditionen, er widerspricht der auf gutem Grund ruhenden Annahme, daß hier die Stätte der Opferung des Isaak gewesen sey, und huldigt vielmehr der Behauptung der samaritanischen Secte, daß der Ort jenes bedeutungsvoll vorbildlichen Ereignisses auf dem Berg Garizim bey Sichem zu suchen sey. Auch er, wie andre christliche Reisende, sah übrigens die große Moschee nur von ferne; denn noch fortwährend hindert der Fanatismus, namentlich der Derwische, jede Annäherung der Fremden. War doch selbst Bischof Gobat kurz vorher, als er bey Nacht zu einem Kranken gerufen wurde, der auf dem Vorplatz der Moschee wohnte, in gräulicher Weise gemißhandelt. Er beklagte sich darüber bey dem Gouverneur, dieser aber, statt

die Schuldigen zu bestrafen, sandte ihm nur zu seiner Begütigung eine Decoration. Uebrigens wiederholt unser Reisender in kurzen Andeutungen das, was namentlich Catherwood (in Bartletts: Walks about Jerusalem) über den Bauplan und das Innere der Moschee gesagt hat. In seltsamer Weise entschuldigen die Moslim jenen Eifer der Unduldsamkeit, mit welchem sie alle Ungläubige von dem Besuch des heiligen Tempels zu Jerusalem: dieses „Lichtes der ganzen Erde," dieses „Ohres der Gottheit" abzuhalten suchen. „Das Gebet der Gläubigen ist, so sagen sie, in Allahs Ohren ein so lieblicher Gesang, wie jener der Vögel des Paradieses, er hört es so gern, daß er, damit es länger fortdauern möge, ihm die Gewährung vorenthält. Dagegen sind ihm die Worte der götzendienerischen Christen und der lügenhaften ein so widerwärtiger Mißton in seinen Ohren und ein so unerträglicher Gestank in seiner Nase, daß er, um nur ihrer los zu werden, ihnen sogleich Alles gewährt, was sie bitten. Dieses würde sogar dann der Fall seyn, wenn ein Ungläubiger hier in Jerusalem Allahs Ohr mit der Bitte bestürmte, daß die heilige Stadt wieder in den Besitz der Ungläubigen an den Propheten kommen möge."

Theilnahme erregend ist das, was uns Herr Woodcock von den Klaggesängen der Juden am Freytag Abends an jener südwestlichen Stelle der Grundmauern des Tempelplatzes erzählt, deren mächtige Steinmassen und ihre eigenthümliche Form als ein Kennzeichen ihrer uralten Abstammung von den Substructionen des jüdischen Tempels betrachtet werden. Uebrigens geht hier unser Reisender in seinem Zweifel über die Wahrscheinlichkeit der jüdischen Annahme noch einen Schritt weiter als seine kritischen Vorgänger, doch läßt er den Fall gelten, daß wirkliche alte Mauersteine von den späteren sarazenischen Baumeistern zu ihren Werken benutzt seyn könnten. Auch macht er bey dieser Gelegenheit auf ein Merkmal altjüdischer Bauwerke aufmerksam, das er für ziemlich untrüglich hält: dieß sind jene viereckten oder oblongen Eintiefungen, welche, großentheils ohne eine regelmäßige Anordnung, an der Außenseite der Mauerwände gefunden werden. Namentlich



zeigt sich diese Bauart an dem Bir Arama (nach der jüdischen Tradition Abrahams Haus) bey Hebron. Mit jenem Theil der Grundmauer des Tempelplatzes, den die Juden in Jerusalem mit so besonderer, tiefer Ehrfurcht beachten, hat in der Form und Aufeinanderfügung der Gesteine der untere Theil der Ringmauer, der die Moschee von Hebron umgiebt, nach Woodcocks und schon nach Bartletts Zeugniß, die größte Aehnlichkeit.

Die Zahl der in Hebron wohnenden Juden wird über 100 Familien geschätzt, davon 60 bis 70 zu der strengen Secte der Chasidim, und gegen 40 zu der der Sephardim gehören.

Bey einer schon sehr hoch gesteigerten Sonnenhitze (am 23. Mai) traten unsre Reisenden ihre Rückreise aus Jerusalem durch das lieblich fruchtbare Gefilde von Saron nach Jaffa an. Der Weg dahin ist furchtbar schlecht oder vielmehr gar keiner. Eine wohlmeinende Gesellschaft (meist Engländer) wollte auf ihre Kosten eine Straße von Jaffa nach Jerusalem bauen lassen, der türkische Pascha widersetzte sich dem Unternehmen aus der Furcht, daß die Engländer dann mit Kanonen anrücken und Jerusalem erobern könnten. Aus ähnlicher Furcht, im Vereine mit Trägheit, versäumt man die Ausbesserung des schlechten, ganz verfallenen Hafens von Jaffa, schneidet mithin der Hauptstadt den Hauptweg ihres Verkehrs mit andern Ländern ab. Von Jaffa aus wählten die Reisenden den wohlbekannten Landweg, zuerst an der Küste hin, dann westwärts über das Blachland Esdrälon nach Nazareth, von da über Caipha und Acre nach Beyrut.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Cornelii Taciti Historiae.

(Fortsetzung.)

I, 3. supremae clarorum virorum necessitates, ipsa necessitas fortiter tolsata et laudatis antiquorum moribus pares exitus. Hiezu bemerkt R. *ecce turpis et alienus vel in limine operis pannus fortiter revellendus*, und schließt die bezeichneten Worte als Glossem in Klammern, Mit Recht hat Weissenborn a. a. O. LVII, 3, 248 dieß Verfahren im Tacit. höchst bedenklich genannt; Hr. R. macht aber davon ziemlich häufig Gebrauch. Wenn an der Stelle überhaupt Anstoß zu nehmen ist, so finde ich denselben nicht sowohl in diesen Worten — auch Weissenborn hält nämlich necessitas für verdorben — als in den vorausgehenden supremae cl. vir. necessitates und zwar am ehesten in supremae; nimmt man dieß in der gewöhnlichen Bedeutung, wie Hr. R. thut, „letzte Nothstunden sive Todesnöthen berühmter Männer," dann ist allerdings das Folgende unerträglich. Aber ist dann bey solcher Deutung auch die rechte Steigerung der Glieder gegeben: Todesnöthen berühmter Männer und ein Ende ähnlich dem gepriesenen Tod der Alten. Meinem Gefühl nach muß supremae nec. zu claror. vir. im Widerspiel gedacht und deßhalb supremae prädicativ genommen werden, die ipsa necessitas aber als Steigerung zu supr. nec. hinzukommen. Dieß Gefühl zwingt mich, supremae necessitates in dem Sinne von extremae nec. zu fassen; es sind darunter Entbehrungen, Trübsale, Leiden und Qualen zu verstehen, die sonst nur wirklich Elende oder wirklich Schlechte treffen, damals berühmte Männer aber, als wären sie schuldige Böswichte, verfolgten, ja sie vernichteten. Auf diese Weise erhalten wir eine untadelhafte Sprache: „berühmte Männer kamen in die äußerste Noth und Drangsal; die Todespein selbst ertrugen sie standhaft und schieden aus dem Leben, wie die gepriesenen Alten." Auch Orelli hat supremae necessitates als einen Begriff genommen und ergänzt deßhalb fortiter tolsatae aus dem Folgenden; allein seine Erklärung weicht von einer solchen Fassung selbst wieder ab, ohne die Schwierigkeiten des Ausdrucks damit zu mindern. Ich weiß nun freylich keine zweyte Stelle, wo supremae necessitates in dieser Verbindung und in diesem Sinne wieder stünde, glaube aber, daß es dieses Stützmittels nicht bedarf, um unsre Stelle vor zu kühnen Angriffen zu vertheidigen; jedenfalls sagt supremae nec. mehr als extremae, gerade wie suprema vox der ultima vox an Werth vorausgeht. Vergl. Döderlein Synonym. IV, 379.

I, 7. et inviso semel principe seu bene seu male facta premunt. iam adferebant venalia etc. Der Mediceus hat principi; premunt kann nur ungewiß aus ihm gelesen werden; die letzte Sylbe scheint eher minuit zu heißen, so daß Bezzenbergers ausgezeichnete Verbesserung inviso semel principi seu bene seu male facta parem invidiam adferebant. venalia cuncta etc. getrost von Hrn. R. in den Text hätte aufgenommen werden sollen. Im Folgenden möchte der Deutlichkeit wegen so zu interpungiren sey: eademque novae aulae mala, aeque gravia, non aeque excusata.

I, 11. ita visum expedire, provinciam — domi retinere. Der letzte Ausdruck wird gewöhnlich, auch von Orelli, also genommen: per Caesaris procuratores administrare. Dieß widerspricht aber sowohl dem natürlichen Sinn dieser Worte als dem Vorhergehenden: Aegyptum — equites Romani obtinent loco regum. Hrn. Ritter ist domi soviel als in ipsa Aegypto. Nach der Bemerkung, die er vorausschickt, wäre dieß etwa soviel als: domestico imperio tenere; denn eine ganz klare Ansicht springt aus der Note nicht hervor. Kann aber domi retinere dieses bedeuten? nimmermehr. Der ganze Zusammenhang lehrt, daß von nichts anderem die Rede seyn könne, als wie man Aegypten als die Getreidekammer für Rom bey so weiter Entfernung trotz der unruhigen und ungehorsamen Bevölkerung fest an die römische Herrschaft, an das röm. Kaiserhaus zu knüpfen gesucht habe (ita visum expedire). Da domi retinere für eine solche Erklärung nicht zu gebrauchen ist, so hat wohl Jacob von Lübeck mit Recht die leichte Aenderung Ricklefs domui retinere anempfohlen. Am Schluß des vorhergehenden Capitels hat Hr. R. occulta fati und den folgenden Infinitiv mit dem Accusativ richtig als ein doppeltes Object gefaßt und dieß durch die entsprechende Interpunction angedeutet.

I, 13. zu Anfang will Hr. R. das Asyndeton wahren: in Titum Vinium consulem, Cornelium Laconem. Wer aber mit Vergleichung von Handschriften irgend sich abgegeben hat, wird ohne das geringste Bedenken ein et so gut einschalten als ausmerzen. In solcher Sonderbarkeit der Schreibart läge doch wirklich nichts Originelles.

I, 15. et iam ego ac tu simplicissime inter nos hodie loquimur. Obwohl iam zur Noth vertheidigt werden kann, so daß es dem vorausgehenden Futurum irrumpet adulatio etc. als ein erfülltes Jetzt der Gegenwart entgegenstünde, so weiß ich doch nicht, ob die ansprechende Conjectur Weissenborns und Halms etenim ego nicht zu berücksichtigen wäre. Es ist dieß gerade eine Partikel, deren Sinn häufig mißverstanden worden ist, und die deßhalb in das Nächste Beste, in etiam, verwandelt wurde.

I, 18 möchte allerdings die Umstellung exemplo divi Augusti et more militari, die Ferettus vorgeschlagen, geradezu vorzunehmen seyn, ohne daß man dadurch gegen die Pflicht des Kritikers verfehlte. Vergl. den Meister Gottfr. Hermann de emendat. per transpositionem verborum dissert. Opusc. III, 101 sq. Daß in diesem Cap. wie an den andern angeführten Stellen die Lesart duoetvicesima legio die richtige sey, hat Hr. R. für mich überzeugend dargethan. Ebenso stimme ich ihm bey, daß er Cap. 19 mit Freinsheim medii liest und also abtheilt: et patrum favor aderat: multi voluntate, effusius qui noluerant, medii ac plurimi obvio obsequio. *„Multi enim voluntate favorem ostendebant, effusius qui noluerant Pisonis adoptionem, ut voluntatem minus promptam celarent, medii inter hos iique plurimi obvio obsequio.“*

I, 27 am Ende, pars clamore et gladiis, pars silentio. So die Codd. Die meisten Herausgeber sind für die Verbesserung des Faernus: gaudiis. Hr. Ritter wäre eher für gladio, was Pichena gewollt hat, allein er bestreitet die Möglichkeit dieser Verderbung und findet das Ebenmaß der Glieder gestört; deßwegen erklärt er et gladiis sofort als Glosse, welche ein Leser aus der Parallelstelle des Sueton. Oth. 6. „inter faustas acclamationes strictosque gladios“ eingeschoben habe. Einen solchen Ursprung einer Glosse bey Tacit. wird nicht leicht Jemand zugeben. Was aber die Verderbniß anlangt, so ist sie sehr wahrscheinlich; die Wörter gladiis gaudiis laudibus werden nicht selten in Handschriften verwechselt; hat gleich der Med. gladibus st. gladiis II, 43, und erst jüngst fand ich in einem sehr alten Coder des Orosius, von dem unten noch Erwähnung geschehen wird, gerade gladium und gaudium verwechselt. Es wäre also nur das ungleiche Maß des Gliedes pars clamore et gaudiis, pars silentio, was mißfiele und der Plural gaudiis, statt des Singul. gaudio. Wie aber? ist denn nicht clamore et gaudiis zusammengefaßt ein ganz richtiger Gegensatz zu silentio? und hat denn nicht auch dieses noch einen erläuternden Zusatz animum ex eventu sumpturi, der offenbar zunächst auf jene hinweist, welche sich still und ohne lauten Ausdruck ihrer Stimmung dem Otho anschlossen?

Der Plural aber gaudia ist leicht zu rechtfertigen; er drückt eben das aus, was verlangt wird: freudige Bewegungen, Freudenbezeugungen. Außerdem liebt Tacitus eine solche Verstärkung des Begriffes. IV, 49 gaudio clamoribusque. II, 90 clamore et vocibus.

I, 32. denique eundi ultro, si ratio sit, eandem mox facultatem, regressus, si paeniteat, in aliena potestate. *„Nomen regressus equidem numero multitudinis dictum esse existimo. Cogitat Vinius de partibus Galbae hinc illinc post infelicem conatum regredi cupientibus.“* Damit hätte Hr. R. seine Note abschließen sollen.

I, 42 bewahre ich conscientia coniurationis aus Achtung des urkundlichen Textes, I, 43 nehme ich ardentis, die Verbesserung des Heinsius, als nothwendig und vom Sinne verlangt ohne Bedenken auf.

I, 46 schreibt Hr. R. nach Heinsius ad seditiones et discordias et ad extremum in bella civilia ruebant. Ist es nicht das Einfachste, bella civilia appositiv zu ad extremum zu fassen?

I, 51 exercitus — expeditionem et aciem, praemia quam stipendia malebat. *„ex subsequente malebat verbum his nominibus aptum volebat intelligendum est.“* So Hr. Ritter; nicht ein andres Verbum ist zu ergänzen, sondern nur der eine Theil der Vergleichung ohne Beschwer der Rede selbst ausgelassen; es ergibt sich aus dem unmittelbar folgenden: diu infructuosam et asperam militiam etc. Auch der Deutsche könnte hier sagen: Mehr nach Krieg und Kampf, mehr nach dem Lohn des Sieges als nach Sold verlangte jetzt das Heer.

I, 53 war mit Baiter decorus inventa, sowie I, 60 mit ebendemselben sordem aufzunehmen. I, 58 gefällt auch uns, wie bereits Jacob vorgeschlagen: raro simulatione vinculorum frustratur. Vgl. Ann. XIII, 2, wo der Med. parum statt rarum bietet. In dem nämlichen Cap. hat Hr. R. zu unserem Verwundern, wie Orelli, die Lesart des Med. statis iam militum odiis verbannt und die Lesart der späteren Handschriften stratis aufgenommen. Dieß ist ohne Zweifel eine Verbesserung aus Mißverstand. Sistere odium ist eine ganz tadellose Redeweise, zumal vorher das Bild des Feuers — exarserat — iracundia exercitus — gegeben ist. Hr. R. hat I, 35 die Bedeutung dieses Zeitwortes ganz gut erörtert.

I, 68 ist es doch wohl räthlicher quam immodicus saevitia fuerat zu schreiben, als dieses letzte Wort zu tilgen und immodicum aus den Handschriften zu wahren. Orelli hat hier eine ganz treffende Note.

I, 76 muß wohl, wie Hr. R. thut, sed statim geschrieben werden. Dagegen wird es schwer zu glauben, daß I, 87 ad observandam honestiorum fidem inditus als ursprüngliche Lesart in die jetzt überlieferte immutatus (imitatus, invitatus) nach und nach sich verwandelt habe. Eben so wenig ist es zu billigen, daß Orelli die Conjectur Gronov's comitatus aufgenommen hat, da er doch selbst deren Ungewißheit, ja ich möchte sagen Leerheit gefühlt hat. Dem Sinne nach hat Ryckius das nächste getroffen incitatus. Offenbar war die cura navium, welche der Freygelaßne Oscus von Otho beybehielt, nur ein Theil des ihm übergebenen Amtes, nebenbey erhielt er noch den gewichtigen Auftrag observare honestiorum fidem. Deßhalb erwartet man hier ein Wort, welches diesen mehr geheimen vertraulichen, zugleich sich lohnenden Befehl ausdrückt. Wäre es denn zu kühn aus immutatus stimulatus zu machen?

Auch I, 89 entfernt sich Hr. R. ziemlich weit, indem er statt „sub Tiberio et Gaio tantum pacis adversa rei publicae pertinuere (pertimuere)“ rei publ. primores timuere einsetzt. Doch gefiele es mir besser, als was Weissenborn mit Bezzenberger vorschlägt: rei publicae periti timuere. Mir scheint es höchst wahrscheinlich, daß in dem ersten Theil des handgreiflich verdorbenen pertinuere das Wort pernicies vergraben liegt; auf den gleichen Gedanken kam auch Halm. Dieser räth perniciem tulere; ich hatte mir perniciei fuere an den Rand geschrieben. In Vergleichung mit II, 70 könnte man auch perniciem fecere vermuthen. Der Palaeographie nach steht wohl pertinuere oder pertimuere an

perniciei fuere am nächsten (PERNICIEI FUERE und PERTIMUERE), abgesehen, daß die Dativform compendiös geschrieben seyn konnte, und pernicies oft als pernities erscheint.

II, 4 glaubt Hr. R. das wiederholte labor schützen zu können, indem er mit theilweiser Aufnahme der Conjectur des Rhenanus inexpertus belli labor schreibt. Mir scheint eine solche Wiederholung unerträglich; das wahrscheinlichste ist hier, daß der Abschreiber ein dem vorausgehenden labor ziemlich nachlautendes Wort mit dem jenem verwechselt hat; deßhalb bleibe ich wie Dübner gethan bey der Lesung: inexperti belli *ardor*.

II, 7 entfernt Herr R. die Schwierigkeit des Textes durch Annahme einer Glosse; dabey ist er aber gezwungen die überlieferte Lesart selbst erst durch eine Aenderung zur Randbemerkung umzumodeln. Nach dem Med. heißt nämlich der Anfang des Cap. non fallebat duces impetus militum: sed bellantibus aliis placuit expectari bellum cum hi (oder in) victores victosque nunquam solida fide coalescere. Die meisten Herausgeber begnügten sich mit Pichenas Vorschlag belli exitum. victores etc. In den verdorbenen Worten kann entweder eine Erweiterung des vorhergehenden expectari liegen oder das folgende victos victosque nunquam — coalescere begründet werden. In jenem Fall dürfte der fragmentarische Rest des Textes am ersten auf bellumque trahi führen, vgl. unten c. 31 Otho consultavit trahi bellum an fortunam experiri placeret. Sucht man aber das zweyte, so bin ich hier mit Heinisch auf die gleiche Spur gekommen, indem auch ich in cum hi oder cum in das Wort civile zu entdecken glaubte. Heinisch schreibt bello civili victores victosque . . . coalescere, dem Gedanken nach ganz passend; ich hatte mir in dem nämlichen Sinn, aber der Urkunde ängstlicher folgend die Stelle also zurechtgelegt: . . . placuit expectari: bellum (scr. esse) civile, victores victosque nunquam solida fide coalescere, nec referre etc. Auf diese Weise begänne also mit den Worten bellum civile die Aufzählung der verschiedenen Gründe, welche die Heerführer darlegten, um den Aufschub des Krieges von ihrer Seite zu rechtfertigen; unter diesen stünde allerdings der, daß es ein Bürgerkrieg sey, mit Recht obenan, weil aus der Natur eines solchen eben das sich ergibt, was dann erwähnt wird.

Gegen den Schluß des Cap. heißt es: igitur arma in occasionem distulere Vespasianus Mucianusque nuper, ceteri olim mixtis consiliis. Hr. R. schweigt zu der Stelle ganz, und doch vermag ich wenigstens weder den Sinn derselben an sich zu erkennen noch wie sie in den Zusammenhang paßt. Die gewöhnlichen Erklärungen sind mehr als unzureichend, auf Logik und Grammatik hat man fast nirgends Rücksicht genommen. Heinisch und nach ihm Weissenborn haben auf den Widersinn der Worte hingewiesen; jener will so lesen: Vesp. Mucianusque, cupere ceteri non immixti consiliis; das Unstatthafte dieses Vorschlags hat Weissenborn a. a. O. LVII, 3, p. 231 nachgewiesen, er selbst vermuthet, daß in nuper ein Wort liege, welches den Gegensatz zu distulere bildete, etwa urgere oder ein ähnliches. Hiebey hat W. ein richtiges Gefühl geleitet; die beyden Führer nur waren für Aufschub der Entscheidung durch Waffengewalt, die Heere selbst aber verlangten vordem längst den Krieg — fremere milites et vires suas circumspicere heißt es im vorhergehenden Capitel. Nur möchte ich der Stelle auf andere Art zu Hilfe kommen, und zugleich den Gegensatz zwischen nuper und olim, der ganz am Orte ist, bewahren. Ich vermuthe, daß hier dem Abschreiber etwas Menschliches begegnet ist, daß derselbe im Lesen von einem ähnlichen Wort auf das andere sich verirrt hat, daß also etwas ausgefallen ist.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Cornelii Taciti Historiae.

(Fortsetzung.)

Wie wäre es, wenn wir annehmen, Tacitus habe geschrieben: igitur arma in occasionem distulere Vespasianus Mucianusque nuper discreti; poscere ceteri olim mixtis consiliis. „So verschoben denn Vespasian und Mucian, jüngst noch unter sich gesondert, die Entscheidung der Waffen auf gute Gelegenheit; die übrigen verlangten sie längst in gemischter Absicht u. s. w. Das nuper discreti findet seinen geschichtlichen Nachweis in Cap. 5, wo es von ihnen heißt: invidia discordes, exitu demum Neronis positis odiis in medium consuluere. Von discreti auf ceteri abzuirren war sehr leicht möglich. I, 8 stellt Weissenborn multi-erecti gewiß richtig her und I, 10 hat Acidalius infirmum aut validum retinebatur adhuc terrori, et propria vi Crispus etc. verbessert, was immerhin das Gelungenste scheint.

II, 16 konnte allerdings nihil in summam profutura geschrieben werden, wie Hr. R. will, allein er mußte es nicht und deßhalb möge das Ansehen der Handschr. bewahrt bleiben. II, 25 hat Orelli's Vorschlag legionariorum die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, so wie II, 32 die corr. Harl. etiamsi nach dem Med. den Vorzug verdient.

II, 41 hat Hr. R. seine Conjectur: incertus undique clamor accurrentium, palantium sofort in den Text genommen: dieß ist doch etwas unvorsichtig; wie soll der Abschreiber statt palantium auf clamantium kommen? Auch paßt palari hier nicht seiner Bedeutung nach. Viel leichter war es nach vorausgegangenem clamor ein synonymes Zeitwort zu verwischen; das sich Berührende pflegt man auch ohne leichtsinnig zu seyn gerne zu verwechseln. So entstand die allerdings unrichtige Lesart des Med., welche bereits selbst durch eine zweite Hand insofern gebessert ist als vor clamantium die Sylbe uo gesetzt wurde. Pichena hat daher dem Sinne nach das Beste gethan; er schreibt vocitantium, was Orelli ganz richtig erklärt: *„vocitantes autem ii potissimum intelliguntur, qui quaerebant signa sua clara voce interrogantes.“*

II, 75 es scheint auch mir wie Hrn. R. die Lesart des Bud. quid enim profuturas cohortes alasque, si unus alterque praesenti facinore paratum ex diverso praemium petat — dem Sinne und der Sprache nach die richtigere, nur möchte ich die Erklärung schärfer gegeben. Es ist ganz gut, wenn Hr. R. bemerkt: *praesens facinus quod extemplo potest accidere ac provideri nequit, ut H. I,* 38 (soll heißen Ann. I, 38) *praesens supplicium quod statim sumitur et praesens pecunia quae statim numeratur et praesens periculum quod statim corripit;“* allein es mußte darauf hingewiesen werden, daß die Worte unus alterque praesenti facinore innig zusammengehören; im Deutschen ließe sich dieß so ausdrücken: „was würden denn städtische und fremde Truppen helfen, wenn einer oder der andre zur raschen That allzeit fertig den vom Widerpart gebotenen Lohn sich holte.“ Wenigstens glaube ich eine solche Verbindung ganz der psychologischen Charakteristik des Tac. angemessen, obwohl ich zugebe,

man könne sich auch damit begnügen, daß man praesenti facinore als bloßen ablat. instrument. nimmt.

II, 76 muß jedenfalls die Lesart des Med. inchoaturi gerettet werden, mag man nun wie Hr. R. die Einschaltung von sunt für nothwendig achten oder nicht. II, 77 hat tu hos, was der Puteol. gibt, viel für sich; ob II, 86 inter alia bellorum mala das Ursprüngliche sey, wird noch der Prüfung unterliegen. II, 94 möchte Orellis Vorschlag marcenti animo gegenüber dem Pichenas inerti nicht zu stark seyn, wenn man sich c. 87 vergegenwärtigt, wo es von Vitellius heißt: contemptior in dies segniorque etc.

III, 3 hat Hr. R. die Lesart des Med. gravior, welche er früher verworfen hatte, aufgenommen und mit guten Gründen vertheidigt; nicht so sicher ist es, wenn er III, 4 cunctantior schreibt. III, 6 empfiehlt sich die Conjectur Baiters per proxima quaeque durch ihre Einfachheit; nimmt man mit Hrn. R. eine Lücke an, so muß man eben unzufrieden über die Stelle hinweggehn.

III, 10 hielt es Hr. R. für das Gerathenste, mit Lipsius also zu schreiben: et ut proditionis ira auctorem ira militum in Tamphilum(?) Flavianum incubuit. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß auctorem ausgefallen, erregt auch der Ausdruck ut proditionis ira statt quasi ob proditionem ira Bedenken. Mir dünkt es viel zweckmäßiger so zu lesen: rapiuntur arma. Metu proditionis ira militum — incubuit. Die Aenderung ist ohne Gefahr, da der Med. ohnehin armã i. e. arma met ut bietet. Wie ich sehe hat schon Faernus dieß empfohlen.

III, 18 hat Hr. R. die schöne Verbesserung Dübners multi e legionariis gar nicht erwähnt; es kann dieß nur Versehen seyn, da er sie gewiß der seinen gegenüber nicht zurückgestellt haben würde.

III, 17 hat der Med. atque illic consternantur; gewöhnlich ändert man illic in illi, so auch Hr. R. Ich stimme hier mit Halm dafür ilico zu schreiben; die nämliche Verwechslung begegnete uns IV, 34, wo bereits ilico hergestellt ist.

III, 44 ist es nichts Weitres als eine zur Erklärung dienende Randbemerkung, wenn Hr. R. vor inditus olim einschiebt; ebenso unpassend ist der Vorschlag Orelli's insitus erga V. favor; denn Britannien hatte weder gegen Vespasian noch überhaupt für die Römer eine besondre Zuneigung; dieß geht, wie auch Weissenborn bemerkt, schon aus dem folgenden Capitel hervor: es ist aber auch falsch, wenn Hr. R. unter Britannia die Britannischen Legionen versteht; denn diese hatten ja durch Erfahrung belehrt gar keine Lust schon wieder einem andern Kaiser und Herrn anzugehören: non sine motu adjunxit ceterarum, in quibus plerique centuriones ac milites a Vitellio provecti expertum iam principem anxii mutabant. Weissenborn a. a. O. LVII, 3, 241 vermuthet aus obigen Gründen: et Britanniam inclitus erga Vesp. favor secundae legionis quod illi a Claudio etc., läßt es jedoch dahingestellt, ob nicht in inditus ein anderes Wort verborgen ist. Davon bin ich wenigstens überzeugt; über den Sinn der Stelle kann ohnehin kein Zweifel entstehen: Britannien schloß sich wenn auch nicht ohne Sträuben vorzüglich durch den Einfluß der zweiten Legion, die Vespasian dort unter Claudius mit Ruhm geführt hatte, an diesen an, als sich alles auf ihn, den Sieger, hinneigte. Wie in Spanien das Andenken an Otho die Legio Adjutrix zuerst zum Abfall von Vitellius bewog und damit das übrige Heer nach sich zog, so war es in Britannien die unerloschne Anhänglichkeit der zweiten Legion an Vespasian, welche das gleiche verursachte. In diesem Sinne lese ich: et Britanniam conditus erga Vespasianum favor etc. Ich weiß wohl, daß ich damit dem Tacitus eine mehr poetische Sprache zutheile, allein er scheut dieselbe nicht, wo sie wirksam ist; conditus favor ist aber soviel als: bene s. consilio occultus favor i. e. abscondita quidem sed viva gratia. Aehnlich gebraucht Tac. die Redensart condere iram, Ann. II, 28.

Gut und zweckmäßig interpungirt Hr. R. am Anfang von III, 46 also: turbata per eosdem dies Germania, et socordia ducum, seditione legionum, externa vi, perfidia sociali prope adflicta Romana res.

III, 62 wird von Fabius Valens erzählt:

natus erat Valens Anagniae equestri familia. procax moribus neque absurdus ingenio, famam urbanitatis per lasciviam petere. Ludiero . . actitavit, . . . . fovit . . infamavit. In diesem Zusammenhang fällt sicherlich jedem der verlassen stehende infin. bist. petere auf; Hr. R. geht stillschweigend darüber weg und dennoch bietet der Med. Anlaß zum Prüfen, dieser hat peteret. Darauf gestützt schreibe ich ohne Zaudern: neque absurdus ingenio, qui famam urbanitatis per lasciviam peteret. Jetzt haben wir echtes Latein. Auch Halm hatte qui einschalten wollen, änderte aber peteret in petierat, was unnöthig und weniger gut ist. Vergl. über diese Ausdrucksweise C. Heraeus Stud. crit. in Mediceos Taciti codices p. 63.

III, 66 ließ ich mich bisher durch die Autorität der bedeutendsten Herausgeber täuschen und hielt die spätere Lesart: quin ut censuram patris, ut tres consulatus, ut tot egregiae domus honores deceret, desperatione saltem in audaciam accingeretur für die rechte, die der Med. degeret nur für einen Schreibfehler. Jetzt aber bin ich noch eines Andern überzeugt: in diesen Worten muß der stärkste Beweggrund enthalten seyn, den die Umgebung des Vitellius hervorhebt, als alles Andere taub an den Ohren desselben vorbeygeht. Nachdem dieser weder durch das Hinweisen auf die Gefahr, in die er sich und die Seinen stürze, noch durch die Erinnerung an das frühere Verhältniß des Vespasian zu seiner Familie, noch durch das Andenken des Ruhmes seiner Vorfahren zur Thatkraft, zu einem männlichen Entschluß gebracht werden konnte, da weisen seine besten Freunde auf die Schande hin; möge er alles frühere vergessen, alle Ehren seines Hauses, seine eigene schänden, so müße ihn die Verzweiflung zur Kühnheit treiben. Der Tod sey nach der Uebergabe so gewiß als nach der Niederlage, nur der Unterschied sey, ob man mit Schimpf und Spott oder mit Ehren sein Leben aushauche. Diesen Gang oder vielmehr Inhalt der Reden zeichnet Tac. auch selbst vor, wenn er am Anfang sagt: ut quisque Vitellio fidus, ita pacem et condiciones abnuebant, discrimen ac dedecus ostentantes et fidem in libidine victoris. In degeret liegt also ein Vorwurf derber Art: neglegeret was nach Agr., Ryck, Acidalius jüngst Weissenborn billigt, ist zu schwach. Bezzenberger schlägt dedecoret vor: nicht übel, aber dem Cod. näher wäre degeneret. Und Vitellius war ja kurz vorher Cap. 65 am Ende als ein degener in seiner Haltung hingestellt worden! Degenerare propinquos sagt schon Propert. 4, 1, 81.

III, 71. Da der Med. famam nitentes bietet, so ist es wohl das Einfachste die Lesart des Bodlej. und Puteol. depellerent zu adoptieren und also zu schreiben: an obsessi, quae crebrior fama, ut nitentes ac progressos depellerent. Hierin liegt dann, was Weissenborn durch depulsuri ausdrücken wollte.

III, 72 hat Weissenborn a. a. O. LVII, 3, 233, 234 das Maßlose und doch Ungenügende an Hrn. R. Aenderung sattsam nachgewiesen; dieser schreibt nämlich also: arserat et ante Capitolium civili bello, sed fraude privata: nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis, quo tantae cladis pretio? Stetit incolume, quamdiu pro patria bellavimus. Die einhellige Lesart aber ist: quo tantae cladis pretio stetit? pro patria bellavimus? Orelli bemüht sich vergeblich dieß zu erklären — vgl. Weissenborn a. a. O. — Dieser ist für Pichenas Vorschlag, quo tanta clades (oder cladis als Nominativform) pretio stetit? mit der Erklärung: wurde etwas erstrebt, im Vergleich womit dieses Unglück als ein angemeßener Preis betrachtet werden konnte? Es käme dieß ohngefähr auf das hinaus, was Gronovius mit seiner Conjectur: quid tantae cladis pretio stetit erreichen wollte: „was, um es kurz zu sagen, ist mit dem so furchtbaren Unglück gewonnen worden?“ Gegen diesen Gedanken läßt sich nichts einwenden; aber warum sollte ihn Tacitus so verschroben, so verschränkt gegeben haben? Hier wo sein herber Schmerz, sein gerechter Unwille so offen durchbricht, sollen seine Worte gerade am dunkelsten, sein Ausdruck fast unverständlich seyn? Das glaube ich nimmermehr. Tacitus muß etwa so geschrieben haben: nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis? (so interpungirt auch Weissenborn) cur tantae cladis pretio stetit? pro patria bellavimus! „jetzt wurde das Capitol vor aller Augen belagert, vor aller Augen

in Brand gesteckt, aus welchem Anlaß zum Kampfe? o warum blieb es um den Preis eines solchen Gräuels stehen? fürs Vaterland haben wir uns geschlagen!“ So gefaßt läge in den Worten eine Wehmuth, eine Bitterkeit, welche der Sache und dem Autor entspräche.

IV, 15 gehen seit Lipsius alle Herausgeber von dem Mediceischen Text ab; dieser lautet: statimque accitis Frisiis . . duarum cohortium hiberna proxima occupata Oceano irrumpit. Hr. R. wirft Oceano, wie auch IV, 12 Oceanus, geradezu über Bord und schreibt dann wie Lipsius und andere hiberna, proxima occupatu, inrumpit. Was gewonnen seyn soll, wenn man wie Weissenborn hiberna proxima occupatum Oceano inrumpit schreibt, vermag ich nicht einzusehen. Mir scheint der alte Text fehlerlos; man theile die Worte nur folgendermaßen ab: accitis Frisiis . . . duarum cohortium hiberna proxima, occupata oceano, inrumpit. Weil die hiberna occupata oceano waren, fährt der Schriftsteller fort: nec praeviderant impetum hostium milites.

IV, 29 nahm Hr. R. mit Recht Anstoß an tendere arcus; Lipsius hatte armis, Acidalius iactus vorgeschlagen. Viel einfacher und passender schreibt unser Herausgeber tendere artus. Vergl. über diese Stelle die ausführliche Behandlung von C. Heraeus. Studia critica in Mediceos Taciti codices. p. 104. 105.

IV, 55 ipse e maioribus suis hostis populi Romani quam socius iactabat. Herr R. glaubt der grammatischen Schwierigkeit dieser Stelle dadurch abzuhelfen, daß er nach Romani esse einschiebt; allein auch so, wie schon Weissenb. bemerkt hat, bleibt eine Verbindung, die dem lateinischen Sprachgeist zuwider ist. Sehr viel empfehlendes hat daher der Vorschlag Halms, welcher in hostis die alte Form des Accus. erkennt und deshalb hostes — socios schreibt; der Gedanke selbst paßt vorzüglich. Gleich darauf liest Herr R. wie gewöhnlich Sabinus . . . falsae stirpis gloria incendebatur. Da aber der Med. incendebat hat, so stimme ich mit Weissenborn dafür, Sabinum zu schreiben. Ob nicht gegen Ende des Cap. Victorius doch aus gutem Grunde disceptaturas gesagt habe, möchte weiterhin zu überlegen seyn.

IV, 56. Claudius Labeo war, wie c. 18 erzählt worden, von Civilis zu den Friesen abgeführt worden, damit so kein Same zur Zwietracht ausgestreut werden könnte. Dieser wußte sich aber durch Geld einen Weg zur Flucht zu verschaffen; illuc Claudius Labeo, quem captum et extra conventum amandatum in Frisios diximus, corruptis custodiis perfugit heißt es an unserer Stelle. Der Cod. hat commentum amendatum, das Obige ist die Correctur in Agr. Da aber extra conventum unpassend ist, wie Hr. R. richtig behauptet, so greift er hier, wie anderwärts, zu dem leichten Mittel, commentum als Dittographie von amendatum, als ein irrthümliches Einschiebsel sofort auszustoßen. Hat schon dieß Verfahren sein Bedenkliches, so muß es um so mehr gemieden werden, wenn dadurch eine Ausdrucksweise gesetzt wird, die selbst wieder Anstoß erregt; oder gefiele denn Jemand, zumal bey Tacitus, die Phrase: aliquem extra amandare in locum? Mir scheint hier eine sehr leichte Aenderung abzuhelfen; ja fast gewiß, daß Tacitus also geschrieben hat: quem captum et extra commeatum amandatum in Frisios diximus.

IV, 75 ist das Asyndeton: eum qui attulerat, ipsas epistolas ad Domitianum misit doch kaum erträglich und mit Acidalius ipsasque epist. aufzunehmen. IV, 79 hat Hr. R. Pichenas Verbesserung quae ex Chaucis mit Recht gebilligt, IV, 83 ziehe ich praecipitque vor und halte IV, 86 subduceret ohne se hinzuzufügen, wie Hr. R. will, für hinreichend und durch den Cod. geschützt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Turkey and its destiny. By Charles Mac Farlane, Esq. London 1850. 2 Bde. 8.**

Diejenigen Völker und Staaten, welchen vermöge ihres Princips die naturgemäße Entwicklung entweder gar nicht oder nur in höchst beschränkter Weise gestattet ist, sind sämmtlich, vermöge eines in der Geschichte häufig wiederkehrenden Gesetzes, verurtheilt, die Beute der einsichtsvolleren, glücklicheren Menschheit zu werden. Solche Völker können höchstens erst nach vielen Jahrhunderten der Läuterung und Umgestaltung wieder als selbstständige Glieder in die Reihe der Weltgeschichte treten. Vergebens sucht man später mit einem Male das in langen Jahren Verabsäumte nachzuholen; vergebens sucht man das hemmende Princip zu umgehen, zu fälschen, — die Natur der Dinge, die Natur der Massen läßt sich nicht durch plötzliche Gebote und Verbote umgestalten: widerstreiten sie dem Principe, so befördern diese Neuerungen den Untergang, anstatt ihn zu verhüten. Hievon zeugt die ganze neuere Geschichte des Morgenlandes, namentlich die der Perser und Türken. Das Reich der Osmanen ist aber in einer bey weitem schwierigern, gefährlichern Lage als das der Kadscharen. Die Sultane Selim und Mahmud erkannten die Mängel und Bedürfnisse ihres Reiches und suchten ihnen mit aller barbarischen Entschlossenheit abzuhelfen. Alle ihre Bemühungen mußten aber an den eigenthümlichen Verhältnissen, an den grundsätzlich widerstrebenden feindlichen Völkerschaften, welche sie zu ihren Unterthanen zählen, scheitern. Das türkische Reich ist jetzt, aller Reformen ungeachtet, so schwach wie das byzantinische im fünfzehnten Jahrhundert, an dessen Stelle es sich setzte, und dessen Weise es der Hauptsache nach fortführte. Dem Padischah in Byzanz sind in Asien und Europa vierundzwanzig Millionen Menschen unterworfen, wovon wenigstens siebzehn Millionen Christen sind, Slawen und Griechen, Rumuni und Albanesen, Syrer und Armenier. In Europa mag kaum eine Million Türken seyn. Servier und Bulgaren, die zusammen über neun Millionen zählen (Cyprien Robert schätzt sie in seinem bekannten Buche über die Slawen in der Türkei auf neun einhalb), Griechen, Moldau-Walachen und Albanesen bilden die Basis der europäischen Türkei mit einer Bevölkerung von vierzehn Millionen. Die Bevölkerung der türkischen Länder in Asien wird kaum neun Millionen erreichen. Die Christen wollen in ihrer zum Theil patriarchalischen, zum Theil byzantinischen Weise fortleben, und wo es nur einigermaßen angeht, auch nicht einmal mit den Türken zusammenwohnen. Hievon zeugt hinlänglich die neuere Geschichte Serviens und Griechenlands, der Moldau und Wallachei. Ebenso will der Türke gesondert bleiben nach seiner Religion und seinem aus der Religion fließenden Gesetze. Beyde, Christen und Muselman, können sich Religion und Staat gar nicht gesondert denken; der Türke würde selbst einen Türken, welcher freywillig einem Christen gehorcht, für einen Abtrünnigen halten und so auch der Raja. Unter solchen feindlichen Elementen ist eine Gleichberechtigung unmöglich; sie erzwingen zu wollen hieße die Macht

untergraben und den innern Zwiespalt nach Außen wenden.

In diesen für den Kundigen nichts Neues enthaltenden Worten haben wir den wesentlichen Inhalt der zwey dicken Bände des Hrn. Mac Farlane von mehr als zwölfhundert Seiten zusammengefaßt. Der Verfasser hätte natürlich viel kürzer seyn können; er hätte uns mit den unbedeutenden Erlebnissen verschonen und viele seiner Bekanntschaften und gewöhnlichen Gespräche für sich behalten können. Hr. Mac Farlane gehört aber zu den Touristen, die sich auf Unkosten des europäischen Gemeinwesens die Welt ansehen und ihre Freuden genießen wollen. Was kann der Reisende dafür, daß der Ehrensold nach der Schwere des Buches gewogen wird! Hr. M. Farlane hat sich schon im Jahre 1827—1828 in der Türkei aufgehalten und seine Ansichten und Erlebnisse in dem Buche „Konstantinopel im Jahre 1828“ der Welt mitgetheilt. Nach einem Verlaufe von zwanzig Jahren machte er die vorliegende Reise, deren Beschreibung größtentheils aus nichtigen, man weiß nicht für wen geschriebenen Einzelnberichten besteht. Am lehrreichsten sind die hie und da eingestreuten Vergleichungen zwischen den Osmanen vor zwanzig Jahren und heutigen Tages, dann die wiederholten Nachweisungen, wie sich die Reformen der papiernen Decrete zur Wirklichkeit im praktischen Staatsleben verhalten. Wir wollen mehrere dieser Vergleichungen in einem Bilde zusammenfassen.

Die Türken in Konstantinopel, sagt der Reisende, sahen allerdings weniger türkisch und mehr europäisch aus als im Jahre 1828. In ihrer äußern Erscheinung war das Malerische und Imposante sehr herabgestimmt. Der aufgezwungene Wechsel in ihrem Anzuge hatte ihnen ein ärmliches, schäbiges Aussehen gegeben. Ohne den schreienden Fes — an sich eine gemeine, unziemliche Kopfbedeckung — konnte man sie für Franken halten, die von schlechten Schneidern bedient sind und nur selten ihre Kleider ausbürsten lassen. Ein blauer Frack, bis ans Kinn zugeknöpft und schmutzige grobe Beinkleider, nicht weiter als wir sie tragen — das war die herrschende Mode. Zu meiner Zeit hatte Sultan Mahmud den faltenreichen, hellfarbigen Gewändern und den weiten Sackbeinkleidern den Krieg erklärt; dennoch war das Vorurtheil zu Gunsten geräumiger Schenkelbewegung stehen geblieben und ein schäbiger Wicht ward noch immer mit dem Namen: „Enghose, Knapphose“ gebrandmarkt. Jetzt dagegen sah man in jener alten Tracht nur das gemeine Volk, die Ulemas, die Derwische und einige altfränkische Landleute in dem europäischen Gebirge oder im Innern Kleinasiens. Es kostete mich oft Mühe und Nachdenken, einen Moslem von einem Raja zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren konnte man sie unmöglich verwechseln. Denn abgesehen von den scharfen Merkmalen, die Anzug, Kopfbedeckung und Fußbekleidung an die Hand gaben, erkannte man den Moslem auf den ersten Blick an der aufgeblasenen Gespreiztheit, dem hochmüthigen Herabschauen, dem beleidigenden Gebahren. Die heutigen Türken scheinen ihren Stolz und das Gefühl ihrer Wichtigkeit verloren zu haben. In der Stadt sind sie der ruhigste und bescheidenste Theil der Bevölkerung. Ihr früheres trotziges und rauhes Wesen scheint auf die armenischen Banquiers und was zu diesen gehört, übergegangen zu seyn. Wo ich früher oft beschimpft und mehr als einmal von dem türkischen Pöbel angespien worden, begegnete man mir jetzt aufs höflichste. In den Basars begegneten wir einigen fränkischen Damen, französisch gekleidet, unverschleiert, ohne Begleitung, sorglos umherwandelnd und ihre Einkäufe machend. So giengen sie über die Galata-Brücke, den schönsten Spaziergang in der Gegend, und von dort wieder zurück unter den Türken, hie und da mitten durch Truppen, unbekümmert, unangetastet. Früher war es für eine europäische Dame ein ernstes, sehr gewagtes Unternehmen, den Hafen von Stambul zu passiren.

Es gehört jetzt zu den Seltenheiten, daß eine arme türkische Familie mehr als ein Kind erzieht; dagegen haben arme Griechen und Armenier sehr zahlreiche Nachkommenschaften. Mancher arme Türke erklärt ohne Anstand, er könne nicht genug aufbringen, um auch nur ein Kind zu ernähren. Töchter seyen eine unnütze Last, und die Söhne entreiße ihnen die Regierung gerade in dem Alter, wo sie

anfiengen, dem Hause nützlich zu werden, um Soldaten aus ihnen zu machen. Die Conscription ist der Schrecken und Abscheu der türkischen Frauen. Die griechischen und armenischen Matronen haben nichts zu fürchten, da die christlichen Rajas in dem Heere nicht dienen dürfen. Zudem sind diese, obgleich unter erschwerter Last zu Boden gedrückt, durch industrielles und geistiges Uebergewicht in besserm Stande als die türkischen Bauern und gedeihen verhältnißmäßig, während ihr moslemischer Nachbar am Hungertuche nagt. Gewaltsames Abtreiben der Geburt gehört bey den türkischen Frauen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

Ich bemerkte auf der ganzen Reise kaum dreymal einen Türken beym Gebete. Diese Veränderung war mir unerwartet. Ich konnte mir nicht denken, daß der religiöse Indifferentismus der Hauptstadt so weit verbreitet oder daß die Masse der alten Moslem und Bauern die frommen Gewohnheiten ihres frühern Lebens aufgegeben habe. Wie anders war es vor zwanzig Jahren! Da machte ich keine Tagreise durch das Land, ohne an der Heerstraße oder auf einsamem Hügel Moslem bey ihrer Andacht zu erblicken.

Der Zar mag eine Invasion des sterbenden Reiches im Auge haben oder vielleicht auch nicht. Die Türken scheinen übrigens selbst davon überzeugt zu seyn, daß das Ende ihres Reiches herannaht. „Wir sind keine Muselman mehr, das Schwert der Muselman ist gebrochen; die Osmanli werden von den Ungläubigen aus Europa vertrieben werden. So will es das Schicksal: wir können dem Geschicke nicht widerstehen.“ Worte dieser Art hörte der Reisende von vielen Türken in Asien und in Europa. Aehnliche Aeußerungen vernahm der Bischof Southgate in den entlegensten Theilen des osmanischen Reiches.

Mac Farlane kennt, wie so viele seiner Landsleute, bloß den Vortheil der eigenen Nation, und er gesteht dieß ganz offenherzig. Solche Engländer sind nur dann freysinnig, wenn diese Freysinnigkeit in näherer oder fernerer Beziehung zu ihrem Vortheile steht. Mit tiefem Schmerze bemerkt der Reisende, daß die „vorwärts treibenden, verschlagenen, an sich reißenden, sparsam lebenden Griechen und Armenier“ seine Landsleute in den Häfen des Mittelmeeres vom Markte vertreiben, daß diese Christen in Kleinasien und der europäischen Türkei bereits den größten Theil des Handels in ihren Händen haben. Es wird kaum zehn Jahre bedürfen, fügt er hinzu, so ist die ganze Frachtschifffahrt im Mittelmeere in den Händen der Griechen. Haben wir aber keine große Handelsmarine, wo sollen wir die Bemannung für unsere Kriegsmarine herbekommen. Dann gute Nacht nicht bloß der Größe, sondern auch der Freyheit und Unabhängigkeit Altenglands. Manche neuerliche Vorgänge im Mittelmeere finden in diesen Worten ihre Erklärung. Man will den Herkules in der Wiege ersticken, damit er nicht zum Manne heranreife und der britischen Seeherrschaft gefährlich werde.

Neumann.

## Cornelii Taciti Historiae.

(Schluß).

V, 3 heißt es in dem anziehenden Bericht über den Auszug der Juden aus Aegypten unter anderem: . . vulgus, postquam vastis locis relictum sit, ceteris per lacrimas torpentibus, Moysen unum exulum monuisse ne quam deorum hominumve opem expectarent utrisque deserti, sed sibimet duce caelesti crederent, primo cuius auxilio praesentes miserias pepulissent. So gibt die bezeichneten Worte der Med. und Orelli hat dieß beybehalten. Herr R. hat aus den Conjecturen von Jacob und Bezzenberger eine neue combiniert: sed sibimet duces caeleste crederent primum, cuius etc. Die ganze Stelle hat Orosius I, 10 ausgeschrieben: ein St. Gallener Codex aus dem IX. Jahrh. n. 621 bietet sibimet duci caelesti crederent primo cuius auxilio etc. Diese Ueberlieferung gewinnt noch an Gewicht durch einen Münchener Codex, der demselben Jahrh. ja vielleicht dem VIII. Jahrhdt. angehört

(cod. Mon. Lat. n. 6308) und durch einen zweyten gleichfalls alten aus d. X. Jhrdt. (cod. Monac. Lat. n. 6380); beyde geben hier einhellig: sed sibimet duci caelesti crederent. primo cuius auxilio etc. und dieß ist auch das Richtige, alle Aenderungsversuche eitel. Wenn sich in den Ausgaben des Orosius, wie in den späteren Codd. des Tacitus ut vor duci findet, so ist dieß eben der Erklärung zu lieb eingeschaltet. Tacitus läßt nämlich den Moses folgendes sagen: die Juden sollten von Gott und Menschen verlassen von keiner Seite her mehr Hilfe erwarten, sondern für sich allein dem als einem höhern, himmlischen Führer sich anvertrauen, durch dessen Beystand sie zuerst die Noth des Augenblicks überwunden haben würden. Ich nehme duci caelesti nicht appositiv zu sibimet, sondern dieses im Gegensatz zu dem vorausgehenden utrisque deserti; wie sich diese beyde gegenüberstehen, so auch die dii hominesve dem dux caelestis. Möglich wäre es, daß auch credentes, was im Med. nach auxilio steht, als Glosse zu sibimet gehörig am unrechten Ort in den Text sich eingeschlichen hat. Ich bemerke nur noch, daß die beyden Münchener Handschriften des Orosius, der erstere jedoch in zweyter Hand, statt praesentes miserias pepulissent propulissent bieten.

V, 6 hat Herr R. incertae undae beybehalten mit der gewöhnlichen Erklärung „*incertae undae sunt quas esse undas propter aquae tarditatem et stabilitatem vix agnoscas.*“ Aber wird diese tarditas aquarum nicht viel treffender, bestimmter und gleichsam malerischer bezeichnet seyn, wenn man mit Heinsius inertes undae liest? Diese Verbesserung scheint mir so einfach und zugleich nothwendig, als jene Deutung von incertae gekünstelt und gesucht. Wenn Hr. R. c. 14 incerta vada vergleicht und dazu bemerkt: *incerta vada appellantur ea de quibus incertum est vadane sint necne* so ist dieß falsch. Man darf jene Stelle nur genau ansehen, um dieß zu bestätigen.

V, 7 will ich nur bemerken, daß der eine cod. Monac. (n. 6380) von Orosius I, 5 fulminum ictu bietet, was Lipsius haben wollte. In den folgenden Worten: nam cuncta . . . atra et inania velut in cinerem vanescunt hat für mich die Bezeichnung der Farbe der Früchte als atra etwas Auffallendes, wenn wir auch keinen Beleg dafür hätten, daß sich die Farbe der Früchte nicht ändert; nun aber berichtet Tacitus selbst, daß sie auch solitam in speciem heranwachsen, Josephus aber Bell. Jud. 4, 8, 4 sagt geradezu: *ἔστι δὲ καὶ ἐν τοῖς καρποῖς ἰδεῖν σποδιὰν ἀναγεννωμένην, οἳ χρόαν μὲν ἔχουσι τοῖς ἐδωδίμοις ὁμοίαν, θρυφθέντων δὲ χερσὶν εἰς καπνὸν ἀναλύονται καὶ τέφραν.* Auch nach den neueren Reisebeschreibungen (siehe Orelli zu dieser Stelle) sind die Früchte äußerlich vollendet, allein morsch und mürbe zerfallen sie beym Druck oder Stoß. Nun hat auch der Med. atra, allein wie Baiter angibt: *ante atra in M*[e] *erasa est una littera.* Ich vermuthe aus diesen Gründen, daß putria et inania velut in cinerem vanescunt zu schreiben ist. In dem unmittelbar angereihten allgemeinen Urtheil des Tacitus über solche Naturerscheinungen heißt es mit demselben Ausdruck . . . fetus segetum et autumni putresere reor. Cf. Stat. Theb. VI, 234 putres cineres.

Wohl könnte ich die Auslese von Stellen, die ich durch Hrn. R. Arbeit aufgefordert abermaliger Prüfung unterzogen habe, noch fortsetzen: aber Maß zu halten ist gut und geziemend; andere hat ohnedieß Weissenborn bald eingehender bald leichter berührt, so daß ich nur Gesagtes hätte wiederholen müßen; endlich gibt es noch gar manches Wort, gar viele Stellen, wo ich gerne bekenne, daß ich nicht einmal Wahrscheinliches gefunden habe.

Georg Martin Thomas.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 33.

# Gelehrte Anzeigen.

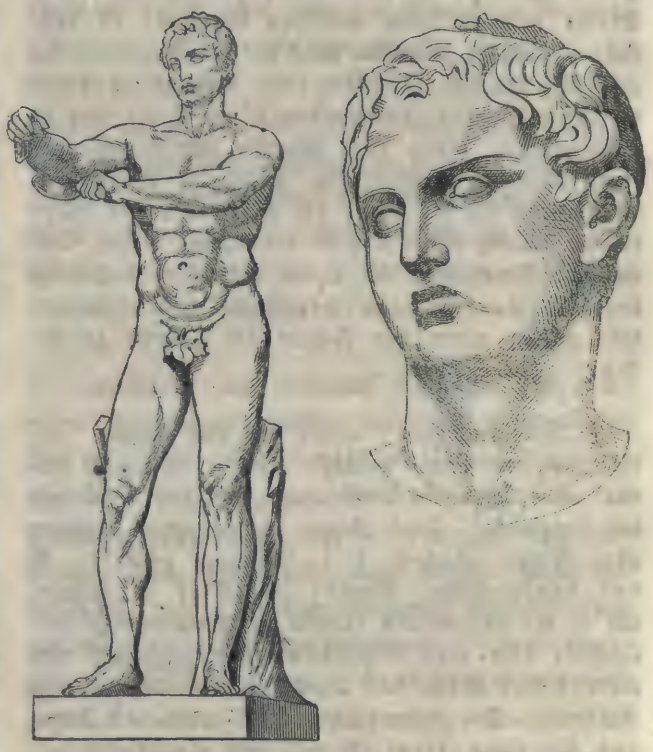
München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. Juli l. J. hielt der Vorstand der Akademie der Wissenschaften, Herr Hofrath v. Thiersch, Vortrag über die im J. 1849 zu Rom gefundene, halbkolossale Marmorstatue eines Apoxyomenos.

Schon im Laufe des vergangenen Jahres wurde durch öffentliche Blätter die Nachricht verbreitet, daß zu Rom eine Marmorstatue von höchster Schönheit und Kunst ausgegraben worden sey, die einen Athleten darstelle, welcher den aufgehobenen rechten Arm mit Hülfe eines Striegel, den er in der linken Hand hält, reinige. Ein Bild dieser Art wird, wie bekannt, ein ἀποξυόμενος oder se destringens genannt. Eine Abbildung davon mit einer Nachricht über den Fund und seine Beschaffenheit erschien in der Illustration Journal universel Nro. 359. Vol. XV. 20. Jan. 1850. Eine größere lithographische Zeichnung der Statue ist mir durch gütige Mittheilung des Hrn. Dr. Emil Braun, des Vorstandes des archäologischen Institutes in Rom, übersendet worden. Sie ist dieser Nachricht in verkleinertem Maßstabe, dazu der Kopf in der Größe, die er in der Originalzeichnung hat, beygegeben. Die französische Nachricht der Illustration lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:



„Bey den Nachgrabungen, welche die französische Armee zu Rom hat veranstalten lassen, um die unglücklichen Arbeiter zu beschäftigen, hat man eine Statue von der größten Schönheit entdeckt. Es geschah in der Nähe des Tiberflußes und in dem Viccolo delle Palme, daß man dieses Werk fand, welches der schönsten Zeiten der Kunst unter den Griechen würdig ist, und von dem man annimmt, daß es von Plinius dem jüngern (soll

heißen: dem ältern) in dem 34. Buche seiner historia naturalis beschrieben ist. Nach diesem Autor war der Aporiomenos (soll heißen Apoxyomenos) von Agrippa in seinen Thermen zu Rom aufgestellt worden. Tiberius, durch die Schönheit dieses Marmor verführt, ließ ihn in der Nacht (von der Nacht steht nichts im Plinius) wegnehmen, und in seinem Palast (Plinius sagt bestimmter in cubiculum) bringen, aber das römische Volk begehrte die Statue mit großem Geschreye zurück, und der Räuber war gezwungen, den spumans, wie ihn die Römer nannten, an seine Stelle zurückzusetzen. Die Statue vom schönsten parischen Marmor, ist beynahe unberührt gefunden worden, und Tenerani, der geschickte römische Künstler (wie bekannt ist dieser der beste Schüler Thorwaldson's in Rom), hat es übernommen, dieses neue Wunder der Kunst wiederherzustellen. Gegenwärtig findet die Statue sich im Vatikan an der Seite des Apollon und Laokoon. Wolle Gott, daß er dort lange bleibt, und daß die Finanznoth der neuen römischen Regierung dieses Meisterwerk nicht verurtheilt, seinen Aufenthalt mitten unter den Nebeln der Themse zu suchen."

„Die Zeichnung, welche wir hier geben, und die uns von Rom geschickt worden ist, gibt eine nur unvollkommene Vorstellung von der Schönheit des Originals. Diese Figur, welche einen Athleten oder Ringer (lutteur d. i. luctator) vorstellt, ist von halbkolossalem Wuchs; der Kopf ist kleiner, als es die allgemeinen Regeln der Proportionen verlangen; aber diese Eigenthümlichkeit zeigt auf eine mehr sichere Weise das Trachten nach dem idealen Schönen. Die Augenbraue bedeckt wohl das Auge, und die obere Lippe ist voll von Entschlossenheit. Der allgemeine Ausdruck ist der der Ruhe, die aus der Kraft geschöpft wird, und es ist schwer, in der Figur den Gladiator zu erkennen (ist die Figur ein Athlet und aus der schönsten Zeit der griechischen Kunst, so kann sie kein Gladiator seyn). Der Fuß (es ist offenbar der rechte, seitwärts ausgestreckte gemeint) ist zu lang, obgleich mit der größten Kunst gearbeitet, und die Dicke des Schenkels findet sich im Verhältniß der Länge des Fußds vermindert (la grosseur de la jambe se trouve diminuée en proportion de la longueur du pied, ein Ausdruck, der ebenso dunkel als unbestimmt ist). Das ist eine anatomische Bemerkung; indeß es ist ein Fehler in der Statue; aber das Streben nach Feinheit des Unterschiedes in der Kleinheit des Fußes und der Hand werden getadelt als unverträglich mit dem Geschäft des Athleten (mais le raffinement de distinction dans la petitesse du pied et de la main sont blamés comme inconciliables avec la profession d'athlète: Auch hier ist der Ausdruck, dazu die Verbindung unklar und der Tadel unberechtigt, wenn man in der Statue nicht einen Athleten von Profession, sondern, wie es seyn muß, einen Jüngling erkennt, der im Ringkampfe gesiegt hat). Die Füße und die Schenkel scheinen unvollendet geblieben zu seyn, und das ganze Wissen des Bildhauers scheint sich gänzlich auf den obern Theil der Figur beschränkt zu haben (le pied et les jambes semblent être restés inachevés etc., hier dieselbe Unbestimmtheit; doch ist wohl das inachevées nur von einem geringeren Grade der Vollendung zu verstehen). Die Haltung der Statue ist von der äußersten Einfachheit; der Ringer trocknet den Schweiß, den ein neulicher Kampf oder eine anstrengende Uebung erregt hat (dieser Gegensatz ist unstatthaft, nur der Sieg in einem Kampfe, nicht die Anstrengung in einer Uebung wurde mit der Ehre eines Standbildes belohnt). Er streckt den rechten Arm aus und hält einen Zwickel (coin) zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen derselben Hand (die französische Bezeichnung des Gegenstandes ist ungenau; was er in der rechten Hand hält, scheint ein ἅλτηρ zu seyn, eine Bleymasse, die man zur Verstärkung des Schwunges beym Sprunge in den Händen hielt). Ein leichtes Lächeln zieht den Mund zusammen, während doch die Augenbraue noch ein wenig zusammengezogen scheint. Die linke Hand hält den Striegel, mit welchem er den Schweiß abtrocknet, der von dem rechten Arme rieselt (ruisselle: davon ist wohl an der Statue nichts zu sehen, und der strigilis als ein Schabeisen dient mehr zur Reinigung des Körpers von dem mit Schweiß vermischtem Staube, den der Kampf über ihn verbreitet hatte, als zum bloßen Abtrocknen des Schweißes). In

dieser Weise steht der Leib aufrecht; der Rumpf, nachläßig auf die linke Hüfte gestützt, läßt gleichwohl alle Muskeln an ihren Stellen, und man kann die Anatomie des Rückens bewundern, die auf die glänzendste Art ausgeführt ist."

„Einige Antiquare finden den Text des Plinius nicht klar genug, um den Apoxiomenos als denjenigen anzunehmen, welcher aus den Händen des Lysippus hervorgegangen ist. Was liegt uns daran, wenn wir ein Meisterwerk haben! (man sollte meinen, daran wäre der ganzen Kunstwelt gar viel gelegen) und wir glauben, daß darüber alle Meinungen einig sind."

Wir haben die kleinen Schwächen in dem Berichte dieses wenig kundigen und genauen Liebhabers in den Parentheſen kurz angedeutet. Sein Hauptirrthum ist in der Annahme, daß in dieser Statue der Apoxyomenos des Lysippus wieder an das Licht gekommen sey, die er insofern vertritt, als er der abweichenden Ansicht nur als einer solchen Erwähnung thut, welche von einigen Antiquaren aufgestellt würde, die den Text des Plinius auf diesem Punkte nicht deutlich genug fänden. Lysippus aber kann schon darum nicht Urheber des Standbildes seyn, weil er nur in Bronze gearbeitet hat, von Plinius auch allein unter den Arbeitern in Bronze genannt wird, und auch die Annahme, daß er ausnahmsweise wenigstens ein und das andere Werk in Marmor gemacht haben könnte, ganz ohne Grund seyn würde, weil von einem Marmorwerke des großen Meisters nirgend und in keiner Weise eine Meldung sich findet. Auch die Meldung des Plinius widerstreitet dieser Annahme; sie lautet hist. nat. XXXIV, 8, s. 19 wie folgt: Plurima ex omnibus signa fecit, ut diximus, fecundissimae artis, inter quae destringentem se, quem M. Agrippa ante thermas suas dicavit, mire gratum Tiberio principi, qui non quivit temperare sibi in eo, quamquam imperiosus sui inter initia principatus, transtulitque in cubiculum, alio ibi signo substituto: cum quidem tanta populi Romani contumacia fuit, ut magnis theatri clamoribus reponi Apoxyomenon flagitaverit, princepsque quamquam adamatum reposuerit. Man sieht, was den Tiberius bestimmte, sich des Apoxyomenos zu bemächtigen, und die Sache wird vollkommen klar, wenn man seine sträfliche Neigung für jugendliche Gestalten männlichen Geschlechtes kennt, die nach des Suetonius Meldung zuletzt in die größte Lasterhaftigkeit umschlug. Es war der über das Werk verbreitete Jugendreiz, der seine Neigung in einer Weise dafür erregte, daß er sie nicht bezähmen konnte, und das von ihm heftig geliebte (adamatum) Werk in sein Schlafgemach aufnahm, wo eine halbkolossale Statue mit mehr athletischen als anmuthigen Formen ganz ohne Sinn und Bedeutung gewesen wäre.

Uebrigens war Lysippus nicht der erste, der einen Apoxyomenos gebildet hat; das Original solcher Bildungen geht wenigstens bis auf Polykletus den Argiver zurück, den wir anderwärts von dem Sicyonier getrennt und als den jüngern bezeichnet haben. Von diesem gilt, was Plinius hist. nat. XXXIV, 8, s. 19 dem Sicyonier beylegt: Diadumenum fecit molliter juvenem — idem Doryphorum viriliter puerum. Fecit et quem canona artifices vocant, — et destringentem se et nudum talo incessentem duosque pueros item nudos talis ludentes, qui vocantur ἀστραγαλίζοντες. Da Polycletus in Marmorarbeiten berühmt war, wäre man mehr berechtigt, den neu aufgefundenen Apoxyomenos auf ihn zurückzuführen; indeß auch einem solchen Vorhaben widerstreben zwey Gründe: einmal der Umstand, daß das Werk in den untern Theilen nicht so vollendet ist, wie in den übrigen.

Was sonst von dem französischen Berichterstatter in der Arbeit als mangelhaft bezeichnet wird, die verhältnißmäßige Kleinheit des Kopfes, die übrigens nach der Zeichnung nicht bedeutend seyn kann, und die größere Ausdehnung des seitwärts gestellten rechten Fußes würden weniger Bedenken erregen. Jene findet sich auch bey andern Statuen hoher Vollendung und ist principiell; diese würde das Motiv in der freyen Stellung des Fußes haben. Wie bekannt, ist auch der zurückgestellte rechte Fuß des Apollo von Belvedere schlanker als der linke, welcher dem rasch vorwärts schreitenden Gotte momentan zum Ruhepunkte dient. Die Künstler waren bedacht, daß den auf diese Weise freygestellten Schenkeln und Füssen dasjenige zugegeben wurde, was ihnen bey dieser freyen Stellung für das Auge scheinbar durch die Schwindung entzogen ward. Aber eine ungleichmäßige Behandlung der untern und obern Hälfte des Werkes widerstrebte ganz der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher in jener großen Epoche selbst Werke geringerer Bedeutung ausgeführt wurden.

Dazu tritt der se destringens des Polycletus mitten in einer Reihe jugendlicher Gestalten hervor; ihm voran gehen der *διαδούμενος* molliter juvenis, dessen Jugend noch knabenhaft, der *δορυφόρος* viriliter puer, ein Knabe, in dem die Stärke künftiger Mannheit schon durchschimmerte; nach ihm kommen die *ἀστραγαλίζοντες*, nackte Knaben, die mit Knöchelspiel beschäftiget sind, und so wird auch der *ἀποξυόμενος* zwischen ihnen die zartere Gestalt eines *ἔφηβος* gehabt haben, der gleich jenem Pantarkes, dem Lieblinge des Phidias, im Ringen gesiegt hatte; der neu aufgefundene aber, der ungeachtet seiner Jugend in den Gliedern seiner halbkolossalen Gestalt doch schon die reife, voll entwickelte Männlichkeit zeigt, paßt nicht in jenen Cyclus von Ephebenbildern, von denen, wie wir sahen, das gleiche Werk von Polycletus nicht getrennt werden kann.

Gleichwohl gehört es einer frühern Periode der vollendeten griechischen Kunst an, wie besonders das Haupt in seinen Formen und in seinem Ausdrucke zeigt, und steht durch seine Haltung und Handlung wohl in unmittelbarem Verkehr mit dem Werke des Polycletus. War durch ihn oder einen andern großen Meister seiner Zeit irgend eine Handlung, Stellung oder Haltung in einem der Bewunderung würdigen Werke bestimmt ausgedrückt worden, so wurde dieses der Typus, den die nachfolgenden Meister, auch die großen, ihren ähnlichen Hervorbringungen zu Grunde legten, ohne sich zu versagen, im Einzelnen davon abzuweichen, und das, was ihnen zur weitern Entwicklung oder möglichst schönen Entfaltung nöthig schien, dem Ueberlieferten beyzufügen. Das ist die ächte und wahre *μίμησις* der griechischen Kunst, aus der auch der neue *ἀποξυόμενος* als Nachbildung des Polycletischen hervorgegangen ist, das Princip der Kunst, welches nicht nur ihren Weg zur idealen Vollendung geleitet, sondern auch jene lange Dauer gewährleistet hat, welche von Phidias und Polycletus beginnt und in den besten Werken großer Schulen bis in die Palatinische Werkstatt der Cäsaren herabreicht, aus welcher der Laokoon, vielleicht auch der Torso des Hercules von Apollonios, des Nestors Sohn, dem Athenäer, der barberinische Faun und der Apollo von Belvedere hervorgegangen sind.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 34.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. August las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

### Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

Während die frühern Herausgeber und Beurtheiler der Schriften des Basileios des Großen an der Aechtheit seines Briefwechsels mit Libanios nicht im Geringsten zweifelten und denselben als historische Beweisquelle benutzten, trat zu Anfang des dritten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts der Mauriner Garnier [1]) als Bestreiter der Authenticität dieser Briefe auf, sie von Seite der Darstellungsweise weder der Geistesgröße eines Basileios, noch des Ruhms eines Libanios würdig findend. Den größten Anstoß jedoch verursachten ihm die vielen Widersprüche, welche sich hinsichtlich der Zeitfolge ergeben.

Weit entfernt, dieser Ansicht beyzustimmen, entschieden sich späterhin Wolf, der Herausgeber der Briefe des Libanios [2]), Schröckh [3], Feisser [4]) und Klose [5]) vielmehr für die entgegengesetzte; Andere hingegen, wie Schöll [6]), Petersen [7]) und Schlosser [8]), nehmen, ohne entweder die Verdachtsgründe des gelehrten Benedictiners zu kennen oder der Aufmerksamkeit würdigen zu wollen, die fragliche Correspondenz geradezu als ächt an.

Ehe ich an die Untersuchung über die Unächtheit der Briefe des Basileios und des Libanios gehe, dürfte es nicht unpassend seyn, die Frage zu beantworten, ob Basileios ein Schüler des Libanios gewesen sey und wo er ihn gehört habe.

Derjenige, welcher den besten Aufschluß hätte geben können, der vertrauteste Freund und der Lebensbeschreiber des Basileios, Gregorios von Nazianzus [9]), schweigt hierüber; ebenso des Basileios Bruder, Gregorios von Nyssa [10]). Zwey Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, deren Zuverlässigkeit oft sehr problematisch ist; der Kirchenhistoriker Sokrates [11]) und sein Ausschreiber Sozomenos [12]), berichten zwar, daß Basileios und Gregorios von Nazianzus, nachdem sie in Athen die berühmten

1) In der Vita S. Basil. Cap. XXXIX. §. 1. u. 3. in Basil. Opp. T. III. Vergl. Cap. II. §. 1.
2) Praefat. a. E.
3) Christl. Kirchengesch. Th. XIII. S. 7.
4) Dissertat. de vita S. Basil. M. Groning. 1828. S. 12.
5) Basilius d. Gr. nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt S. 116 f.
6) Geschichte d. Griech. Litterat. von Pinder. Bd. III. S. 109 u. 118.
7) Handb. d. Griech. Litteraturgesch. S. 370.
8) Archiv f. Gesch. u. Litterat. Bd. I. S. 244 u. universalhistor. Uebersicht der Gesch. d. alten Welt. Th. III. Abth. 3. S. 140 f.
9) In d. Leichenrede auf Basil.
10) In d. Leichenr. auf Bas.
11) IV. 26.
12) VI. 17.

Sophisten Himerios und Proaeresios gehört, zu Antiochia in Syrien die Schule des Libanios besuchend, ihre höchste Ausbildung in der Beredsamkeit erlangten. Allein Basileios und Gregorios von Nazianzus studirten wohl miteinander zu Athen, aber nicht zu Antiochia [13]). Als Basileios (so erzählt sein Biograph) [14]) das Jünglingsalter erreicht hatte, wurde er von seinem Vater nach Kaesarea in Kappadokien, welches treffliche Lehrer in den schönen Wissenschaften besaß, und von da nach Constantinopel gesendet, wo damals die angesehensten Redner und Philosophen lehrten. Von da trieb ihn die schöne Unersättlichkeit des Wissens nach Athen, dem glänzendsten Musensitze. Hier war es, wo er seinen Landsmann Gregorios von Nazianzus traf, den er schon in Kaesarea kennen gelernt hatte. Nachdem er daselbst fünf Jahre zugebracht [15]), kehrte er in seine Heimat zurück und trat mit großem Beyfall als Redner in Kaesarea auf [16]).

Tillemont setzt den Aufenthalt des Basileios in Constantinopel in die Jahre 346 — 351 [17]). Da aber Libanios im Jahre 346 aus Constantinopel verbannt [18]) und erst nach fünf Jahren wieder zurückgerufen wurde [19]), so ist es allerdings sehr zweifelhaft, ob Basileios dort seinen Unterricht genossen habe. Wenn dieses wirklich der Fall gewesen, so müßten wir annehmen, daß er ihn nur kurze Zeit vor oder nach der Verbannung hörte.

Wenden wir uns nun zu dem angeblichen Briefwechsel, so ergibt sich bey genauer Vergleichung desselben mit den übrigen Briefen dieser beyden Musterschriftsteller in der Epistolographie [20]), sowohl von Seite des Geistes, als der Darstellungsweise eine so auffallende Verschiedenheit, daß sie in demselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als in ihrem übrigen brieflichen Verkehr. Der sonst so geistreiche, ernste und würdevolle Basileios ergeht sich dort hie und da ganz behaglich in eitlen sophistischen Tändeleien, und der wegen der ihm eigenen attischen Feinheit und Grazie von den Alten [21]) so hoch gepriesene, aber von Eitelkeit keineswegs frey zu sprechende Libanios gefällt sich so sehr in maßlosen Uebertreibungen, Ungereimtheiten und Prahlereyen, daß er einem ganz gemeinen Sophisten gleicht. Die Leerheit und Schalheit des Inhalts und das Befremdende in der Charakteristik der Schreibenden verrathen nur zu deutlich, daß jene Briefe das Machwerk eines Rhetors aus späterer Zeit sind, wo man solche erdichtete Sujets zu redneriſchen Kunstübungen zu wählen pflegte. Daß die Sophisten es sich zur Aufgabe machten, unter dem Namen berühmter Männer Reden und Briefe zu verfassen, um sie ihren Schülern als Muster vorzulegen und sie anzuleiten, wie sie sich in die Lage, Denk- und Schreibweise jener Koryphäen versetzen und in dergleichen Uebungen Kunstfertigkeit verschaffen könnten, beweisen die Erzeugnisse der spätern griechischen Rhetorik zur Genüge; denn wer kennt nicht die einem Themistokles, Phalaris, Sokrates, Antisthenes, Diogenes, Platon, Chion u. A. untergeschobenen Briefe? Schon im dritten Jahrhundert und späterhin bediente man sich verschiedener erdichteter Sujets zu brieflichen Aufsätzen, um sich in der zierlichen und witzigen Schreibart und in dem sogenannten Attikismos zu üben. Darin thaten sich Philostratos der Jüngere, Alkiphron, Aristaenetos, der Zeitgenosse und Freund des Libanios, Theophylaktos Simokatta und Andere hervor. Daher muß man sich wundern, wie Schröckh sagen konnte [22]), man sehe ohnedem keine Ursache, warum diese Briefe erdichtet worden seyn sollen.

---

13) S. Greg v. Naz. in d. angef. Rede S. 780 E.
14) A. a. O. S. 779. D. u. 780. E.
15) S. Garnier in d. Vit. S. Basil. Cap. II. §. 5.
16) Greg. v. Naz. in d. a. R. S. 790. D.
17) Tillemont in d. Mémoires pour serv. a l'hist. eccl. T. IX. p. 12 u. Not. sur. S. Bas. T. c. p. 632.
18) Tillemont in d. Hist. des empereurs T. IV. p. 341 u. 572.
19) Fabric. Bibl. Gr. T. VI. p. 752. Westermann's Gesch. d. Beredsamkeit in Griechenland u. Rom. Th. I. S. 245.
20) Photios Cod. 90. u. 143. und Eunap. ed. Boiss. nov. post Philostratorum et Callistr. Opp. ex rec. Westerm. p. 495.
21) Phot. a. a. O. u. Eunap. S. 496.
22) A. a. O.

Wenn Klose [23]) glaubt, diese Briefe dürfen nicht nach den übrigen des Basileios beurtheilt werden, weil sie, wie er sich ausdrückt, die einzigen sind, welche Basileios an Heiden geschrieben hat, so widerstreitet diese Ansicht durchaus den Grundsätzen einer gesunden Kritik; denn wornach sollen wir anders den Geist und Charakter eines Schriftstellers beurtheilen, als nach seinen ächten Erzeugnissen, welche der reinste Ausdruck seines Innern und der sicherste Maßstab zur Prüfung der unächten und zweifelhaften sind? Einen solchen Maßstab zur Beurtheilung der fraglichen Briefe des Basileios an Libanios haben wir an jenem herrlichen Briefe, welchen Basileios an den heidnischen Philosophen Eustathios im Jahre 357 schrieb [24]). Wie geistreich, ernst und würdevoll gehalten ist dieser im Vergleiche mit jenen, und welche Anmuth und sittliche Grazie beseelen ihn? Daraus sehen wir, daß der christliche Philosoph in seinem Briefwechsel mit Heiden seinen Charakter keineswegs verläugnete. Uebrigens gesteht Klose selbst, daß die beyderseitigen Briefe nichts Wichtiges, sondern nur Lobsprüche, auf die Beredsamkeit des einen, wie des andern enthalten und daß Libanios Briefe voll von Bewunderung der Briefe des Basileios sind, obgleich sie seinen übrigen nicht gleichen. Auffallen aber hätte ihm sollen, daß gerade diese Verschiedenheit der schlagendste Beweis der Unächtheit ist.

Unter den Alten erwähnt der Briefe des Basileios an Libanios nur Suidas [25]). Daß Theophylaktos Simokatta, welcher im siebenten Jahrhundert lebte, sie gekannt habe, scheint aus einer Stelle in seinem achtundzwanzigsten Briefe, wo er sagt: *Οὔπω μοι τῆς ὀργῆς ὑφῆκας, Ἀντίσθενες· ἀλλ' ἔτι χαλεπαίνεις κτλ* hervorzugehen. S. unt. Br. 341. Vermuthlich mit Rücksicht auf dieselben bemerkt Nikephoros Greg. in seiner Byzant. Geschichte. XXII. 4. T. II. p. 1852: *καὶ Λιβάνιον, Ἕλληνα τὴν θρησκείαν ὄντα, Βασιλείῳ φίλον εἶναι ἐνῆν τῷ μεγάλῳ.* So viel hierüber im Allgemeinen.

Nun zur Betrachtung der Briefe im Einzelnen.

### Brief 335. b. Garnier; 1580. b. Wolf.

Sogleich der Anfang dieses ersten Briefes, in welchem Basileios dem Libanios einen Kappadokischen Jüngling von edler Abkunft, den Sohn eines ihm befreundeten Mannes, als Schüler empfiehlt, muß Verdacht gegen die Aechtheit erwecken; denn Basileios konnte sich unmöglich so albern ausdrücken: *Αἰσχύνομαι καθ' ἕνα σοι προσάγων τοὺς Καππαδόκας* [26]), *ἀλλὰ μὴ πάντας τοὺς ἐν ἡλικίᾳ πείθων, λόγων καὶ παιδεύσεως ἀντιποιεῖσθαι καὶ σοὶ κεχρῆσθαι τῆς ἀσκήσεως διδασκάλῳ. Ἀλλ' ἐπειδὴ πάντων εἰσάπαξ ἐπιτυχεῖν τὰ προσήκοντα σφίσιν αὐτοῖς αἱρουμένων οὐχ οἷόν τε, τοὺς ἑκάστοτε πειθομένους παραπέμπομεν σοι κτλ.* Unterhalb, wo es von dem Empfohlenen heißt: *Νῦν δὲ ἀπὸ πατρὸς ἐσι γνώριμος, μέγα ἐπὶ ὀρθότητι βίου καὶ δυνάμει πολιτικῇ παρ' ἡμῖν λαβόντος ὄνομα· ὃς καὶ ἐμοὶ εἰς τὴν ἄκραν φιλίαν ἥρμοσαι*, hätte man statt *ὃς καὶ — ἥρμοσαι* vielmehr *καὶ ἡρμοσμένον* erwarten sollen. Hierauf fährt der Verfasser fort: *ἧς* (nämlich *τῆς ἄκρας φιλίας*) *ἀμειβόμενος αὐτόν, τῷ παιδὶ ταύτην τὴν χάριν δίδωμι, σοὶ ποιῶν αὐτὸν γνώριμον· πρᾶγμα μεγίσης εὐχῆς ἄξιον τοῖς ἀρετὴν ἀνδρὸς κρίνειν ἐπισαμένοις* Daß der Schluß dieser Stelle eine gewisse Eitelkeit verräth, welche sich mit der Bescheidenheit eines Basileios nicht verträgt, und außerdem keineswegs von Rundung und stylistischer Geschmeidigkeit zeugt, die man an Basileios Schriften mit Recht bewundert, liegt klar vor Augen.

### Brief 336; 1581.

Wenn man den Anfang dieses Briefes des Libanios an Basileios liest, so könnte man meynen, er sey die Antwort auf den vorigen.

---

23) A. a. O. Anm. 18.

24) Basil. Ep. 1. T. III. Opp. p. 69. 59.

25) S. v. *Βασίλειος.*

26) Der angebliche Basileios empfahl dem Pseudo-Libanios wohl Kappadokier (so drückt er sich consequent auch in den folgenden Briefen aus); aber nicht Armenier und Kappadokier, wie Schlosser (Archiv a. a. O.) angibt.

„Nach langer Zeit", sagt der Verfasser, „kam ein junger Kappadokier zu uns. Dieß ist Ein Gewinn, daß er ein Kappadokier ist. Dieser Kappadokier aber stammt auch aus dem ersten Hause. Dieß ist ein zweyter Gewinn. Er brachte uns aber auch einen Brief des bewunderten Basileios. Dieß ist das Wichtigste".

Fürwahr ein Muster eleganter Darstellung, wovon sich in Libanios ächten Briefen kaum ein ähnliches Beyspiel findet!

Wenn es aber darauf heißt:

„Denn ich, von dem Du glaubst, daß er dich vergessen habe, verehrte Dich ja einst, als Du noch ein Jüngling warst, da ich dich mit Greisen [27]) in der Mäßigkeit wetteifern sah und zwar in jener Stadt [28]), welche an sinnlichen Vergnügungen überreich ist" ꝛc.,

so muß man annehmen, daß Basileios in dem Briefe, den er dem Jünglinge mitgegeben, dem Libanios den Vorwurf gemacht habe, er habe ihn vergessen, und da der Letztere nicht bemerkte, daß er ihm geschrieben habe, so erhellt, daß dieß der erste Brief ist, welchen Libanios an den Basileios sandte, daß er nicht die Antwort auf den vorhergehenden, sondern vielmehr auf den enthält, in welchem dem Libanios der Vorwurf gemacht ward, er habe den Basileios vergessen, und daß dem Letztern die erste Stelle gebührte. Aus den Worten; „Denn ich verehrte Dich ja einst, als Du noch ein Jüngling warst"; so wie aus dem obigen „nach langer Zeit" müssen wir schließen, daß viele Jahre verflossen seyn mochten, ehe Libanios sich einmal herbeyließ, dem bewunderten Basileios zu schreiben, ungeachtet, nach diesen Briefen zu urtheilen, eine sehr vertraute Freundschaft zwischen beyden bestanden haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

27) Aehnlich schon Greg. v. Naz. Red. 43. Bd. I. S. 788. B.: *Τίς μεν οὕτω πολιτὴς ἦν τὴν σύνεσιν καὶ πρὸ τῆς πολιᾶς; τίς δὲ οὕτως αἰδέσιμος ἢ παλαιοῖς ἢ νέοις;*

28) In Constantinopel.



## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem k. Staatsarchive in Stuttgart:

Wirtembergisches Urkunden-Buch. I. Band. Stuttgart 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Spring, Professor in Lüttich:

Monographie de la familie des lycopodiacées. Bruxelles 1849. 4.

Enumeratio lycopodinearum. Bruxelles 1849. 8.

Von Hrn. Professor Fleischer in Leipzig:

Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bey den Morgenländern. Leipzig 8.

Von Hrn. Dr. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée d'Afrique in Algier:

Observations météorologiques recueillies à Biscaria de fin 1845 à 1849 inclusivement extraites du voyage d'Algier aux Ziban en 1847. Alger 1850. 8.

Von Hrn. Dr. J. J. v. Tschudi in Wien:

Die Huanulager an der peruanischen Küste. Wien 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht März 1850. Berlin 1850. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. IX. Jahrg. vom 1. Jan. — 31. Decbr. 1848. 4.

Von Hrn. Dr. Karl Fritsch in Prag:

Resultate aus den Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen. Prag. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1850. Paris 1850. 8.

Von der American Academy in Cambridge:

Memoires. Vol. IV. Part I. Cambridge 1849. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 35.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

(Fortsetzung.)

Libanios fährt nun so fort:

„Als Du aber von Athen zurückgekehrt warst und dich wieder im Vaterlande befandest, sprach ich zu mir selbst: Was macht jetzt Basileios, und welche Lebensbahn hat er eingeschlagen? Treibt er sich in den Gerichtsstätten umher, die alten Redner nachahmend, oder bildet er die Söhne reicher Aeltern zu Rednern? Als aber einige die Nachricht brachten, daß Du einen weit besseren Weg wandelst und darauf bedacht bist, wie Du dich vielmehr Gott befreunden, als Gold sammeln mögest, so pries ich Dich und die Kappadokier glücklich; dich, daß du ein Solcher seyn wolltest; jene, daß sie einen solchen Mitbürger aufweisen könnten [29])".

Bey genauer Betrachtung dieser Stelle könnte man vermuthen, daß dieser Brief nicht gar lange nach der Rückkehr des Basileios nach Kappadokien, welche in das Jahr 355 fällt, geschrieben seyn könnte. Doch steht damit der folgende, in welchem Basileios äußert:

„Siehe, da kommt auch ein anderer Kappadokier, welcher zugleich mein Sohn ist; denn die Stellung, die wir jetzt einnehmen, bindet uns Alle (als unsere Söhne) ein",

im Widerspruche; denn nach diesen Worten zu schliessen müßte Basileios damals bereits Priester oder Bischof gewesen seyn. Allein Priester wurde er im Jahre 364, Bischof im Jahre 370.

Den dreyhundertfünfundvierzigsten und den dreyhundertachtundfünfzigsten Brief, welche beyde auf die erste Stelle Anspruch machen, kann ich füglich übergehen, nachdem sie schon Wolf mit Grund für unächt erklärt hat.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man sonach, daß sich in diesen Briefen hinsichtlich der Zeitfolge vor lauter Widersprüchen nicht in's Reine kommen läßt, und daß gerade diese Widersprüche ein Hauptmotiv sind, die Aechtheit derselben zu bestreiten.

Ich kehre nun wieder zu dem dreyhundertsiebenunddreyßigsten Briefe zurück, in welchem Basileios dem Libanios den zweyten Ankömmling, den er seinen Sohn nennt, gleichsam als einen Bruder des vorigen empfiehlt, daß er ihn gleicher Aufmerksamkeit würdigen, wenn anders die von ihm Kommenden überhaupt vor den Uebrigen etwas voraus haben können, ihn, ehe er ihn mit der Zeit erprobt

29) Auffallend mag es übrigens seyn, daß Libanios, der eifrige Verfechter des Heidenthums, die Nachricht von der Standeswahl des Basileios so freundlich aufgenommen, während es ihn tief schmerzte, als er hörte, daß Amphilochios, der Bischof von Ikonion und Optimos, der Bischof von Antiochia, welche ehemals seine Schüler gewesen und ihn durch ihre Leistungen zu den schönsten Erwartungen berechtigten, sich zurückgezogen. Doch tröstete er sich dadurch, daß sie, als sie Bischöfe geworden, die glänzendsten Beweise ihrer Beredsamkeit ablegen könnten.

(πρὸ τῆς ἐκ τοῦ χρόνου πείρας, wie er sich ausdrückt), in die Zahl seiner Vertrauten aufnehmen und dereinst so zurücksenden möge, daß er den Wünschen des Basileios und dem Ruhme der Beredsamkeit des Libanios entspricht.

Die Worte: υἱὸς ἐμὸς καὶ αὐτός· πάντας γὰρ ἡμῖν εἰςποιεῖ τὸ σχῆμα τοῦτο, ἐν ᾧ νῦν ἐσμέν, sind offenbar eine Nachahmung jener Stelle des Basileios im siebenunddreyßigsten Briefe, den er noch als Presbyter im Jahre 369 vor dem Antritt des Episkopates schrieb, wo es heißt: Ἐγὼ γὰρ πολλοὺς φίλους καὶ συγγενεῖς ἔχειν ἐπὶ τῆς πατρίδος ὁμολογῶ, καὶ αὐτὸς εἰς τὴν πατρικὴν τάξιν τετάχθαι, διὰ τὸ σχῆμα τοῦτο, εἰς ὃ ἔταξεν ἡμᾶς ὁ κύριος. Höchst ungereimt ist die Zumuthung, welche der angebliche Basileios an Libanios macht, er möchte seinen Schützling, ohne ihn lange zu prüfen, sogleich unter seine Vertrauten aufnehmen.

## Brief 338; 1583.

„Ich weiß", antwortet Libanios dem Basileios, „daß Du dieses oft schreiben wirst: Siehe, da kommt auch ein anderer Kappadokier; denn viele, denke ich, wirst du schicken, stets und allenthalben mit Lobsprüchen mich erhebend und gerade dadurch Väter und Söhne anspornend".

Aehnlich, aber nicht so alles Maaß überschreitend, äußert sich der ächte Libanios Br. 1227 an den Bischof Optimos von Antiochia: Σὺ δὲ ἐκεῖνος ὁ καθαρὰν φυλάξας τὴν τῶν Ἑλλήνων φωνήν, ὁ λόγους οἴκοι δείξας, ἐν οἷς καὶ αὐτὸς ἐδειχνύμην.

Darauf rühmt jener den vorigen Brief des Basileios und erklärt sich in der Schönheit der Briefe von ihm für besiegt. Diese Ansicht, sagt er, haben auch die, welche gerade bey ihm versammelt gewesen, und zwar die angesehensten Männer, als ihm der Brief überbracht worden und Alypios ihn vorgelesen, mit ihm getheilt. Er muntert dann den Basileios auf, Aehnliches zu schreiben und zu siegen; denn dieß heißt, fügt er bey, ich siege.

Diese Worte erinnern an Basileios Br. 65. S. 157. E., wo er sagt: Ἀλλ' ὅμως ἐγὼ τὴν ἐν τοῖς φιλικοῖς ἥττων νίκης ἔχειν δύναμιν ἡγησάμενος, ὁμολογῶ σοι κτλ.

## Brief 339.; 1584.

Hier lehnt Basileios den Vorzug der Wohlberedenheit, den ihm Libanios eingeräumt, von sich ab, ihm zu erkennen gebend, er gehe jetzt mit Moses, Elias und andern seligen Männern um, welche in barbarischer Sprache ihre Lehren verkünden, und richte sich in seinen Vorträgen nach ihren Aussprüchen, welche dem Sinne nach wahr, dem Ausdrucke nach aber unfein erscheinen; denn wenn er einst bey den Sophisten etwas gelernt habe, so habe er es schon lange vergessen. „Du", fügt er bey, „schreibe uns, andere Stoffe zu Deinen Briefen wählend, welche dich zeigen können, uns aber nicht beschämen".

## Brief 340; 1585.

Darauf erwiedert Libanios, daß Basileios die Schönheit des erstern Briefes, von dem er gesagt, er sey um nichts besser, als der letztere, den er eben geschickt, durch die Behauptung, der erstere gleiche diesem, erhöht habe. Die bey ihm eben Anwesenden seyen bey dem Vorlesen des letztern so entzückt worden, daß sie vor Freude aufsprangen. Er solle nicht tadeln, was Lob verdient; doch möge er sich immerhin an die Bücher halten, die er genannt. Daran hindere ihn Niemand. Die Wurzeln aber von dem, was er früher gelernt, werden bleiben, so lange er lebe; und keine Zeit werde sie ausreißen, wenn er sie auch ganz und gar nicht begieße.

Diese drey Briefe verrathen durch ihre Gehaltlosigkeit und sophistische Ziererey nur zu sehr die Hand eines Rhetors aus späterer Zeit. Wie hätte ein Libanios schreiben können: καὶ οὐδεὶς μήποτε αὐτὰς (d. i. τὰς ῥίζας) ἐκτέμοι (man verbessere ἐκτέμῃ)[30] χρόνος, οὐδ' ἂν ἥκιςα ἄρδοις (dafür setze man ἄρδῃς)? Denn ἐκτέμῃ paßt durchaus nicht zu ἄρδῃς. Eher hätte man μαράνῃ oder etwas Aehnliches erwarten sollen.

30) So der Münchner Cod. 497., der Cod. Medic. B. und der Coisl. 2.; ἄρδῃς d. Medic. u. d. Cod. Niger. S. Matthiä's Griech. Gramm. 3. A. Th. II. S. 1177.

### Brief 341; 1586.

In diesem klagt der Pseudo-Libanios, daß ihm Basileios, aus Aerger oder um sich an ihm zu rächen, nicht schreibe [31]).

„Du hast mir die Beleidigung noch nicht verziehen" [32]), spricht er, „so daß ich während des Schreibens zittere. Allein wenn Du mir verziehen hast, warum schreibst Du nicht, o Trefflicher?" u. s. w.

Der Verfasser dieses Briefchens lieferte den sprechendsten Beweis, daß er weder den Charakter des Libanios, noch den des Basileios zu würdigen wußte; denn Libanios war discret genug, um das lange Schweigen seiner Freunde auf eine zarte Weise zu entschuldigen [33]), und Basileios war schon von Natur zum Vergessen geneigt [34]).

Doch was erwiedert der angebliche Basileios hierauf?

### Brief 342; 1587.

„Dein Brief", ihn mit einer bedornten Rose vergleichend, sagt er, „enthielt die Blume der Rose, indem er vor uns durch Wohlredenheit den ganzen Frühling ausbreitete und war durch gewisse Klagen und Beschuldigungen gegen uns mit Dörnern besetzt. Doch mir gewährt auch der Dorn Deiner Reden Vergnügen, da er mich zu größerem Verlangen nach Freundschaft entflammt."

Diese ächt sophistische Tändeley ist des ernsten Basileios ganz unwürdig und erinnert an die erotischen Spielereyen eines Aristaenetos, Philostratos oder Theophylaktos, in deren Briefsammlungen sie einen würdigen Platz fände.

Dem Pseudo-Libanios aber gefiel dieses schale Briefchen so sehr, daß er Br. 343.; 1588. darauf entgegnete:

„Wenn eine stumpfe Zunge sich so ausdrückt, was würdest Du leisten, wenn Du sie schärftest? Denn in Deinem Munde hausen Quellen der Beredsamkeit, welche reichlicher strömen, als der Zufluß der Bäche; uns aber bleibt, wenn wir nicht täglich begossen werden, nichts übrig, als zu schweigen.

### Brief 344; 1589.

Basileios schützt vor, daß ihn Schüchternheit und Unwissenheit abhalten, fortwährend dem gelehrten Libanios zu schreiben; Libanios aber, der in den Wissenschaften lebe und Gewandtheit im Schreiben besitze, sey wegen seines Schweigens nicht zu entschuldigen. Er schweige, entweder, weil er ihn verachte, oder weil er ihn vergessen habe.

Auch diese zwey gehaltleeren Briefchen, in denen sich der Verfasser ein wahres Armuthszeugniß ausgestellt hat, tragen die Farbe der spätern Sophistik an sich [35]).

Der dreyhundertfünfundvierzigste (bey Wolf der eintausendfünfhundertneunzigste) Brief wurde von dem Hamburger Gelehrten aus mehreren Gründen dem Bassianos oder Basianos zugeschrieben, so daß ich füglich darüber hinweggehen kann.

In dem darauffolgenden sendet Libanios dem Basileios die Jünglinge zurück, die er ihm geschickt; vielleicht die beyden im dreyhundertundsiebenunddreyßigsten genannten.

„Ob die Jünglinge, die Du geschickt", sagt er, „in der Beredsamkeit etwas gewonnen haben, magst Du selbst beurtheilen. Doch hoffe ich, daß es, wenn es auch unbedeutend ist, wegen unserer Freundschaft als etwas Großes werde angesehen werden."

Jetzt kommen wir zu dem bekannten Briefchen (347; 1592.), worin der angebliche Libanios die

---

31) Dieß sind schon stereotypische Phrasen der Spätlinge über das lange Stillschweigen der Freunde. Vergl. Br. 344, 357, 359. So z. B. enthalten die Briefe des Sophisten Dionysios von Antiochia fast nichts, als bloße Variationen von Klagen über die Saumseligkeit der Freunde in der Beantwortung der an sie geschriebenen Briefe.

32) Aehnlichkeit mit dem Texte der Urschrift, welcher so lautet: *Οὔπω μοι τῆς λύπης ὑφῆκας*, hat die oben aus Theophylakt. Simok. Br. 28. angeführte Stelle. Statt *ὥστε με μεταξὺ γράφοντα τρέμειν* schreibt der Münchner Cod. mit drey sehr alten b. Garn. u. d. Medic. u. d. Cod. Nig. b. Wolf *ὥστε με μεταξὺ τρέμοντα γράφειν*, wofür sich Wolf in d. Anm. z. Liban. erklärte, so daß der Sinn dieser wäre: so daß ich einstweilen zitternd schreibe. In dem Folgenden hat Garn. fehlerhaft *ἀφῆκας* st. *ὑφῆκας*.

33) S. Liban. Br. 8.

34) S. Basil. Br. 56. z. A.

35) Vergl. Anm. 31.

Bischöfe des Geizes beschuldigt, aber dessen ungeachtet, wenn auch schüchtern, den Basileios bittet, er möchte ihm Balken schicken.

„Jeder Bischof", sagt er, „ist geizig [36]); Du aber verursachst mir, je mehr Du die Uebrigen an Gelehrsamkeit übertriffst, auch um so mehr Besorgniß, daß Du mir meine Bitte abschlagen möchtest, da ich nämlich Balken brauche [37]) (Latten oder Pfähle würde ein anderer Sophist gesagt haben, nicht für den Bedarf besorgt, sondern mit Worten sich brüstend) [38]). Ich werde, wenn Du mir nicht willfahrst, den Winter unter freyem Himmel zubringen."

In dem folgenden Briefe gibt Basileios den Vorwurf des Geizes dem Sophisten ganz artig zurück (denn diese Menschenklasse sey, wie er bemerkt, am habsüchtigsten) und schenkte ihm dreyhundert Balken.

In sprachlicher Beziehung haben diese zwey Briefe eine gewisse Celebrität erlangt, da der Verfasser der Correspondenz Br. 347; 1502., wo es heißt: *Πᾶς μὲν ἐπίσκοπος πρᾶγμα δυσγρίπισον*, ein ganz neues Wort geschaffen hat; denn *δυσγρίπισος* kommt bey keinem frühern Schriftsteller vor. Später gebrauchte es, aus dieser Quelle schöpfend, Niketas Choniat. I. 3. S. 76, 20—21. ed. Imm. Bekker [39]). Ebenso bemerkenswerth ist der Anfang des Br. 348; 1593., wo Basileios sagt: *Εἰ τὸ κερδαίνειν τοῦτο γριπίζειν λέγεται καὶ ταύτην ἔχει τὴν σημασίαν ἡ λέξις, ἣν ἐκ τῶν Πλάτωνος ἀδύτων* [40]) *ἡ σοφιστική σου ἡμῖν προεχειρίσατο, σκόπησον, ὦ θαυμάσιε, τίς μᾶλλόν ἐστι δυσγρίπισος· ἡμεῖς, οἱ οὕτω δι' ἐπισολιμαίας δυνάμεως ἀποχαρακούμενοι· ἢ τὸ τῶν σοφιστῶν γένος, οἷς τέχνη τὸ τελωνεῖν τοὺς λόγους ἐστί.*

Daß *δυσγρίπισος* aus Platon genommen sey, ist eine sophistische Finte; denn bey ihm kommt weder *δυσγρίπισος*, noch *γριπίζειν* vor [41]).

Br. 349; 1594. spricht Libanios dem Basileios zu, er möge nicht aufhören, seinen Musentempel mit Kappadokiern zu füllen, die, wie er sich ausdrückt, nach Eis, Schnee und andern köstlichen Dingen jenes Landes duften.

„Beynahe", bemerkt er dann scherzend, „hätten sie auch mich zu einem Kappadokier gemacht, indem sie mir immer ihr *προσκυνῶ σε* zusingen. Doch muß ich es mir gefallen lassen, weil es Basileios so gebietet. Wisse, fährt er fort, daß ich die Sitten des Landes genau kennen zu lernen suche und die Männer in das stattliche und zierliche Gewand meiner Kalliope [42]) hülle, damit sie euch als zahme Tauben statt der wilden erscheinen"

Auch dieser und der folgende Brief bieten eine lexikalische Bereicherung durch das vielleicht den Kappadokiern eigene Wort *γριτὴ*, welches Dindorf, nach dem Zusammenhang urtheilend, durch glacies erklärt.

Das Gekünstelte und Gezierte läßt hier den spätern Verfasser wohl nicht verkennen.

(Schluß folgt.)

---

36) Schlosser (Archiv a. a. O.) drückt diese Worte in seiner Weise so aus: „Ein christlicher Bischof ist im Allgemeinen ein Mann, der nicht leicht fahren läßt, was er einmal hat, oder von dem etwas zu bekommen wäre."

37) Vor den Worten *καὶπειδὴ κρωτήρων δέομαι* setze ich mit H. Stephanus ein Komma st. des Punktes und nach *δέομαι* ein Semikolon. *Καὶ* ist demnach hier so viel, als und zwar.

38) Statt der gewöhnlichen Lesart: *οὐ χρήζων, ἀλλὰ τοῖς ῥηματίοις ἐγκαλλωπιζόμενος, ἢ τῆς χρείας γινόμενος* ist vermuthlich *οὐ τῆς χρείας γινόμενος, ἀλλὰ τ. ῥ. ἐγκ.* zu schreiben, indem höchst wahrscheinlich eine glossirende Hand das Künstlichere *τῆς χρείας γινόμενος* (s. Wyttenbach z. Eunap. S. 65 f.) am Rande durch *ἢ χρήζων* erklärte und beyde Ausdrucksweisen in der Folge im Texte verschoben wurden.

39) Dort heißt Johannes Putzenos *κίμβιξ εἰς ἄκρον καὶ γνίφων καὶ δυσγρίπισος.*

40) Wunderlich übersetzt Schlosser a. a. O.: „aus den dunkeln Stellen des Plato."

41) Wie konnte Schlosser ebendaselbst sagen: „Libanios hatte bey dieser Gelegenheit ein Wort gebraucht, das nur selten bey Plato vorkommt?

42) Unter Kalliope ist hier die Muse der Redekunst zu verstehen. So z. B. lesen wir bey dem ächten Libanios Br. 737.: *Θύειν γὰρ ἔφησθα τὸν ἄνδρα ἐκεῖνον τῇ ἡμᾶς ἐχούσῃ Καλλιόπῃ.* Vgl. dessen Br. 1311 a. E.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 36.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

(Schluß.)

Wie frostig ist folgende Stelle in dem Antwortschreiben des angeblichen Basileios (Br. 350; 1595.):

„Ich, o Libanios, schrieb, um dir lautes Lachen zu erregen, diesen Brief, unter einer Schneedecke verborgen. Wenn du ihn bey dem Empfange mit der Hand berührst, wirst du erfahren, wie kalt er ist und wie er ganz deutlich zeigt, daß der, welcher ihn gesendet, in einer Höhle verborgen, nicht aus dem Häuschen hervorgucken kann".

Der ächte Basileios konnte unmöglich alles Anstandes so vergessen, daß er schrieb, *ἵνα σοὶ καὶ πλατὺν κινήσω τὸν γέλωτα.* Man vergleiche dessen Homilie gegen die Trunkenen Kap. 1. und Synes. üb. d. Vorseh. S. 90. D. Bemerkenswerth ist, daß der Verfasser in dem Folgenden den Alkiphron I. 23. S. 92. ed. Bergl. und III. 30. S. 340. vor Augen hatte. Wie sollte man aber glauben können, daß sich Basileios mit der Lectüre dieses Erotikers befaßt habe?

Mit welcher sophistischen Geschwätzigkeit erzählt der falsche Basileios Br. 351.; 1596., in welchem er den angeblichen Libanios ersucht, daß er ihm seine Rede über den Charakter des mürrischen Mannes schicken möchte, welch rauschenden Beyfall Libanios, nach der Aussage Vieler, welche von Antiochia gekommen, in höchst zahlreicher Versammlung mit diesem Vortrage geärntet habe!

„Säume nicht", schreibt er, „mir diese so sehr bewunderte Rede zu schicken, damit auch ich ein Lobpreiser deiner Reden werde; denn wenn ich den Libanios lobpreise, auch ohne seine Werke zu haben; was werde ich thun, wenn ich jetzt einen Stoff zu Lobeserhebungen gefunden?"

In den folgenden Briefen überbieten sich Beyde in gegenseitigem Lobe so, daß sie, alle Gränzen des Schicklichen überschreitend, an das Abentheuerlichste hinanstreifen. So schreibt nämlich der Pseudo-Libanios (Br. 352; 1597.) dem Pseudo-Basileios bey der Uebersendung der erwähnten Rede:

„Siehe, ich schicke dir die Rede, während ich in Schweiß zerfließe; denn wie sollte ich es nicht, da ich sie einem Manne schicke, der durch rednerische Gewandtheit zu zeigen vermag, daß Platons Weisheit und Demosthenes Stärke umsonst gepriesen werden? Meine Rede aber ist wie eine Mücke im Vergleiche mit einem Elephanten. Daher ergreift mich Frost und Zittern, wenn ich an den Tag denke, an dem du meine Rede lesen wirst. Ja, ich bin fast außer mir."

So rein und zierlich die Sprache des Verfassers in diesem Briefchen ist, so widrig sind seine maßlosen Uebertreibungen. Ganz anders dachte der ächte Libanios, welcher sich in dem achten Briefe so ausdrückt: *Μηδ', ὅταν ἐπαινῇς, ἀμέλει τοῦ μέτρου.*

Darauf erwiedert der angebliche Basileios Br. 353.; 1598.:

„Ich habe die Rede gelesen, o Weisester [43]), und über die Maßen bewundert. O Musen, Wissenschaften und Athen, welche herrliche Geschenke gewährt ihr euren Verehrern; welche herrliche Früchte bringen die hervor, welche, so zu sagen, kurze Zeit mit euch Umgang pflegen! O der reichlich fließenden Quelle! Wie herrlich läßt sie diejenigen erscheinen, welche aus ihr schöpfen! Denn ich glaubte in der Rede den Murrkopf leibhaft mit dem geschwätzigen Weiblein verkehren zu sehen. Eine beseelte Rede hat Libanios auf Erden geschrieben; er, der allein den Reden Leben schenkt."

Die unschickliche Zusammenstellung der Worte: *Ὦ Μοῦσαι καὶ λόγοι καὶ Ἀθῆναι* tadelte schon Garnier. Wie paßt in dem Folgenden: *Οἵους κομίζονται τοὺς καρποὺς οἱ βραχύν τινα χρόνον ὑμῖν συγγινόμενοι*, der Ausdruck *βραχύν τινα χρόνον* auf Libanios? Denn Libanios, welcher im Jahre 314 geboren ward und schon im fünfzehnten Jahre sich ganz den Studien widmete, mußte, als er die Rede über den mürrischen Mann geschrieben, bereits das fünfzigste Jahr überschritten haben, während der um fünfzehn Jahre jüngere Basileios an die vierziger hinanrückte und Presbyter war; denn Basileios hielt die Rede gegen die Trunkenheit, welche Libanios in dem darauffolgenden Briefe von ihm zu erhalten wünschte, als Presbyter zwischen 364 bis 370. Libanios hatte sich demnach weit über ein Menschenalter hinaus mit dem Studium der schönen Wissenschaften beschäftigt; also nicht kurze Zeit. Oder soll der Verfasser vorzüglich *Ἀθῆναι* betont haben, auf den kurzen Aufenthalt des Libanios an diesem Musensitze anspielend? In diesem Falle hätte er sich aber eine Unklarheit in der Ausdrucksweise zu Schulden kommen lassen, welche durchaus nicht zu rechtfertigen ist. Ebenso befremdet, bey den Worten: *ἔμπνουν γὰρ λόγον ἐπὶ χθονὸς Λιβάνιος ἔγραψεν* der Zusatz *ἐπὶ χθονὸς*, dessen man füglich hätte entbehren können.

Das Antwortschreiben des Libanios (Br. 354.; 1599) ist jedoch das non plus ultra sophistischer Eitelkeit und Verkehrtheit.

„Jetzt", schreibt er, „weiß ich, daß ich bin, was man mich nennt; denn wenn mich Basileios lobt, so trage ich über Alle den Sieg davon. Und da du mir Beyfall geschenkt, so darf ich stolzen Trittes einherwandeln, wie ein Großthuer, welcher Alle verachtet. Dieweil auch Du gegen die Trunkenheit eine Rede ausgearbeitet hast [44]), so wünschen wir sie zu lesen. Doch will ich nichts Artiges sagen; sie selbst wird mich, wenn ich sie gesehen, die Kunst zu reden lehren".

Den Empfang der Rede des Basileios bezeugend, entgegnet Libanios (Br. 355.; 1600):

„Du wohnst doch nicht, Basileios, ohne es zu wissen, in Athen? Denn dieß konnten die Kaesareer nicht hören. Daran war in Wahrheit meine Zunge nicht gewöhnt; sondern, als wenn ich an dem Rande eines Felsens hinginge, sprach sie, betroffen durch die Neuheit der Worte, zu mir, dem Vater: „Dieß, Vater, hast du nicht gelehrt [45]). Ein Homeros ist dieser Mann, ja ein Platon, ja ein Aristoteles, ja ein Susarion [46]), der Alles Wissende". So die Zunge. Möchtest du, Basileios, uns so loben können!"

Auf den Verfasser dieser erdichteten Briefe paßt recht eigentlich das Urtheil, welches der berühmte englische Kritiker Bentley über die ächten Briefe des Libanios fällte. „Man fühlt", sagt er, [47])" durch die Leere und Schalheit derselben, daß man mit einem träumenden Pedanten zu thun habe, welcher den Ellenbogen auf sein Schreibpult stützt."

Br. 356.; 1601. erwiedert Basileios:

„Wenn wir empfangen, was du schreibst, so macht es uns Freude; wenn wir aber auf das, was du schreibst, antworten sollen, so kommen wir in Verle-

(43 Statt *σοφώτατε* lese man mit dem Cod. Reg. 2991. A. bey Boissonade z. Aristaenet. S. 326. *ὦ σοφώτατε.*

44) S. Basil., Homil. XIV. *κατὰ μεθυόντων* T. II. p. 122. ed. Garn.

45) Aus diesen Worten schließt man, daß Basileios ein Schüler des Libanios gewesen.

46) Susarion soll der Vater der metrischen Komödie gewesen seyn. S. Bentley's Opusce. philol. p. 260. sqq. Fabric. Bibl. Gr. Vol. II. p. 499. ed. Harl. Meinek. Fragmenta Comicorum Graecc. Vol. II. P. I. p. 3. sq. Bode's Gesch. d. Hellen. Dichtkunst. Bd. III. Th. II. S. 19. ff. Vergl. Bernhardy's Grundriß der griech. Litteratur. Th. II. S. 895. f.

47) Dissertat. upon Phalaris p. 487. Vgl. Gibbon's Gesch. d. Verfalles u. Unterganges d. röm. Weltreiches von Sporschil. S. 744.

genheit; denn was sollten wir sagen zu einer Zunge, die sich so ganz attisch ausdrückt, als daß ich es bekenne und mich freue, daß ich ein Schüler der Fischer bin?"

Der Schluß dieses Billets erinnert an den dreyhundertunddreyßigsten Brief.

Br. 357.; 1602. Hier klagt der angebliche Libanios in gemein sophistischer Weise, daß sein Freund einen unschuldigen Scherz von ihm übel genommen habe und deßhalb schmolle.

„Was ist", ruft er aus, „dem Basileios begegnet, daß er über den Brief, welcher ein Zeichen der Philosophie seyn sollte, ungehalten ward? Scherzen haben wir von euch gelernt; doch ist der Scherz ernst und gleichsam grauen Haaren ziemend. Doch bitte ich dich selbst bey unserer Freundschaft und bey unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen, benimm mir den Kummer, den mir der Brief verursachte!....

Wieder ein Armuthszeugniß! Vergl. oben Br. 341.; 1586. und Br. 344.; 1589.

Br. 358.; 1603. wurde, wie ich schon früher bemerkte, bereits von Wolf für unächt erklärt.

Der 359.; 1604. gehört zu den sentimentalen Spielereyen, in denen sich die Spätlinge so gerne zu ergehen pflegten.

„Du", schreibt der angebliche Basileios an den Pseudo-Libanios, „der du die ganze Kunst der Alten mit deinem Geiste umfassest, schweigst so lange, daß du uns nicht einmal in Briefen einigen Gewinn gönnest. Könnte man sich anders auf Daedalos Kunst verlassen, ich wäre auf Ikaros Flügeln zu dir gekommen. Allein, da man das Wachs nicht der Sonne anvertrauen kann, so sende ich dir, anstatt mich Ikarischer Flügel zu bedienen, Reden, um dir unsere Freundschaft zu bezeigen. Den Reden ja ist es eigen, die der Seele einwohnende Liebe zu offenbaren. Dieses bewirken die Reden. Du magst sie hinführen, wohin du willst; und du schweigst, ungeachtet du eine solche Kraft besitzest. Doch leite auch zu uns die deinem Munde entströmenden Quellen der Reden herüber!"

An der Aechtheit dieses Briefes muß man um so mehr zweifeln, als sich darin keine Spur von dem Geist und Charakter des ächten Basileios erkennen läßt. Wohl zu berücksichtigen ist, daß sich, wie überhaupt in die größern Briefsammlungen, ebenso auch in die des Libanios manches Fremdartige, wie schon Wolf in der Vorrede zu Libanios Briefen bemerkte, eingeschlichen hat.

Damit schließt die Correspondenz der angeblichen beyden Gelehrten in Garnier's Ausgabe; Wolf aber fügte noch einen neuen hinzu, welcher in dem Cod. Reg. max., Vossian., Medic. B. und zwey Ambrosianischen vorkommt.

„Wie könnte ich auch", schreibt hier Libanios, „jener Tage, Reden und Beyfallsbezeigungen vergessen [48])? Denn unauslöschlich ist in meiner Brust die Erinnerung an jene kurze Zeit, welche vielen Jahren vorzuziehen und süsser, als jedes Vergnügen ist. Doch könnte man, denke ich, durch Vieles abgehalten werden, seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, besonders in einer so großen Stadt und bey der gewaltigen Fluth, welche leicht auch uns überwältigen könnte. Freuen also mußt du dich, wenn du einen Brief empfängst; fügt es sich aber, daß du keinen empfängst, so mußt du eher Alles vermuthen, als daß du bey mir nicht in Ehren stehst und die Jünglinge, wegen welcher du zu uns kamst, nicht bloß der Verwandtschaft halber, sondern auch um meinetwillen lieben."

Wenn dieser Brief an Basileios ächt wäre, so müßte er nach dem Jahre 357., in welchem dieser seine Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten unternahm, geschrieben worden seyn. Allein Basileios beabsichtigte damals etwas ganz Anderes, als sophistischen Wettkämpfen in Antiochia beyzuwohnen: ihm lag daran, die klösterlichen Einrichtungen in den genannten Ländern genau kennen zu lernen [49]). Kaum aber war er in dem nächsten Jahre wieder in Kaesarea eingetroffen, als er sogleich in den Pontos eilte, wo er an dem Flusse Iris nicht weit von Neukaesarea in einer wildromantischen Gegend sich niederließ und mit seinem Freunde Gregorios in stiller Zurückgezogenheit der Betrachtung lebte [50]), während er zugleich über die dortigen Klöster bis zum Jahre 362. die Oberaufsicht führte [51]).

48) Darnach zu urtheilen müßte man annehmen, daß Basileios den Libanios in Antiochia besucht habe.

49) Basil. Br. 1. S. 70. u. Br. 223. S. 337. C. D.; ferner Gregor. v. Naz. Red. 43. S. 790. D.

50) Gregor. v. Naz. in d. a. R. S. 793. u. Basil. Br. 223. S. 339. D. u. Br. 14.

51) Grea. v. Naz. a. a. O. und Garnier Vit. S. Basil. Cap. VI.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Dompropst v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. I. Bd. 3. Heft. München 1850. 8.

Von Hrn. Jodok Stülz, Archivar in St. Florian:

Die ältesten Urkunden des Klosters Gleink. Wien. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. Juni 1850. München 1850. 8.

Von dem statistisch topographischen Bureau in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1848. I. II. Htft. Stuttg. 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen in Prag:

Centralblatt. No. 5 — 13. Prag 1850. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Jahrg. 1849. Decbr. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftl. Classe. Jahrg. 1850. I. Abth. Januar. Februar. Wien 1850. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 13 — 23.

Von der Zoological Society in London:

Proceedings. No. 184 — 189. London. 8.

Transactions. Vol. III. Part 6. Lond. 1849. 4.

Reports of the council and auditors read at the annual general meeting April 1849. Lond. 1849. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. Bd. V. Heft 3. Kassel 1850. 8.

„ Viertes Supplement. Beyträge zur Geschichte und Statistik des hessischen Schulwesens im 17. Jahrh. von Dr. Heppe. Kassel 1850. 8.

Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. Landau. 2. Heft. Kassel 1849. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Schweigger in Halle:

Ueber Entstehung und Bedeutung der Akademien und ihren Beruf zur wissenschaftlichen Propaganda im Leibnitz'schen Sinne. Halle 1848. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. April 1850. Berlin. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 21. Tom. III. Année. 1849. Lausanne 1849. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XII. Part 2. Lond. 1850. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy u. Molkenboer in Leiden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. Tweede Deel. Tweede Stuk. Leiden 1850. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 6. Bd. 2. Heft. Darmst. 1850. 8.

Register zu den fünf ersten Bänden des Archivs für hessische Geschichte und Alterthumskunde. Darmstadt 1850. 8.

Periodische Blätter für die Mitglieder der beyden historischen Vereine des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen. Nro. 15. 16. 17. Darmstadt u. Kassel 1850. 8.

Von Hrn. v. Kupfer, Director der k. k. Sternwarte in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines ou recueil d'observations météorologiques et magnétiques. Année 1846. No. 1. 2. St. Pétersb. 1849. gr. 4.

Von dem historischen Verein für Kärnthen in Klagenfurt:

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Erster Jahrg. Klagenf. 1849. 8.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Lake Superior: its physical character, vegetation and animals, compared with those of other and similar regions. By Louis Agassiz. With a narrative of the tour by J. Elliot Cabot and contributions by other scientific gentlemen. Elegantly illustrated. Boston. 1850. 428 S. 8. mit 8 lith. Tafeln.**

---

Agassiz, der berühmte Palaeontolog und Ichthyolog, welcher seit einigen Jahren seinen ständigen Aufenthalt in den vereinigten Staaten genommen hat, veranstaltete eine Reise nach den nördlichen Ufern des obern Sees (Lake Superior), theils um diese in naturhistorischer Beziehung kennen zu lernen, theils um mehreren seiner Zuhörer Gelegenheit zu geben, sich unter seiner Leitung in derartigen Untersuchungen zu üben. Die Gesellschaft bestand, außer Agassiz, aus dem Instructor Dr. W. Keller, den Herren Gardner und Elliot Cabot von Boston, Dr. Le Conte und Arthur Stout von New-York, J. Marcou von Paris und 9 Studenten aus verschiedenen Collegien. Das Ergebniß der Reise ist in diesem Werke niedergelegt. Letzteres theilt sich in zwey Abschnitte, von denen der erste den von J. Elliot Cabot verfaßten Reisebericht, der andere die naturgeschichtlichen Resultate enthält; diese zweyte Abtheilung ist größtentheils von Agassiz selbst bearbeitet, doch haben auch Andere hiezu Beyträge geliefert.

Die Reise wurde am 15. Juni 1848 von Boston aus angetreten, und führte über Albany und Buffalo an den Niagara-Fall, und von da den gewöhnlichen Wasserweg nach den nördlichen Ufern des obern Sees, wo die Gesellschaft bis zum 25. August verweilte und dann ihre Rückreise auf demselben Wege zurücklegte. Da der Reisebericht nichts enthält, was für uns ein besonderes Interesse haben könnte, so verweilen wir nicht weiter bey demselben, sondern wenden uns gleich den wissenschaftlichen Ergebnissen dieser Expedition zu, wie sie uns in 12 Kapiteln geschildert werden, wobey wir zum Voraus bemerken wollen, daß wo kein besonderer Verfasser auf den Ueberschriften genannt wird, Agassiz der Verfasser ist.

I. Die nördliche Vegetation im Vergleich mit der des Jura und der Alpen. — Agassiz bespricht hier zuerst die verschiedenen physikalischen Verhältnisse, welche auf die geographische Verbreitung der Pflanzen ihren Einfluß ausüben, und macht dabey folgende beachtenswerthe, gegen den rohen Materialismus vieler unserer Zeitgenossen gerichtete Bemerkung.

Wie wirksam aber auch diese physikalischen Agentien seyn mögen, so würde es doch sehr unphilosophisch seyn, sie als die Quelle oder den Grund der Dinge, auf welche sie einen so ausgedehnten Einfluß ausüben, zu betrachten. Die Verwechslung der gelegentlichen Beziehung, unter welcher sie erscheinen, mit einem ursächlichen Zusammenhange hat großes Unheil in den Naturwissenschaften angerichtet, und Manche auf die Meinung gebracht, als ob sie den Schöpfungsprozeß verstünden, weil sie über einige der Beobachtung dar-

gebotene Phänomene Aufschluß geben könnten. Aber wie mächtig auch der Wärmegrad seyn mag, die Luft noch so trocken oder noch so feucht, das Licht noch so gedämpft oder noch so blendend, mit der Finsterniß noch so plötzlich abwechselnd oder von dem einen Zustand in den andern noch so allmählig übergehend; diese Agentien haben, wie die Beobachtung lehrt, niemals etwas Neues hervorgebracht, oder irgend etwas in Existenz gerufen, was vorher nicht existirt hätte. Ob vereinzelt oder gemeinschaftlich wirkend, so kennt man von ihnen nicht, daß sie in irgend einem großen Umfang die bereits lebenden Wesen modificirt hätten, wenn nicht unter der Leitung und dem Einfluße des Menschen, wie wir es bey den Hausthieren und Culturpflanzen beobachten. Dieser letztere Umstand zeigt zugleich, daß der Einfluß des Geistes auf materielle Erscheinungen weit größer ist als der der physischen Kräfte, und er lenkt demnach unser Denken immer wieder vielmehr auf eine höchste Intelligenz als Ursache aller dieser Erscheinungen, als auf sogenannte natürliche Agentien hin.

Alsdann zeigt Agassiz, daß in Bezug auf die Bäume, trotz mancherley Eigenthümlichkeiten in ihrer Verbreitung, doch zwischen der Vegetation der Ebenen von den mittleren nördlichen Breiten und der Vegetation der Gebirgsdistrikte, namentlich der Alpen, so wie wir von der Ebene gegen ihre Schneegipfel aufsteigen, eine merkwürdige Uebereinstimmung statt finde. Er erinnert auch daran, daß die fossilen tertiären Pflanzen in Europa weit weniger mit den lebenden europäischen, als vielmehr mit den nordamerikanischen übereinstimmen. Aus weiteren Vergleichungen zieht er endlich den Schluß, daß die gegenwärtige östliche amerikanische Flora, und, wie man wohl hinzufügen dürfe, auch die Fauna und wahrscheinlich ebenfalls die des östlichen Asiens, einen älteren Charakter als die von Europa und vom westlichen Nordamerika an sich trage.

II. Bemerkungen über die Vegetation der nördlichen Küsten des obern Sees. — Der Verf. legt eine reichhaltige Liste von den an dem Nordrande des obern Sees gesammelten Pflanzen vor, woraus sich ergiebt, daß sie größtentheils mit denen der höhern Lagen des Juras, welche die untere und mittlere Zone der subalpinen Region umfassen, übereinkommen.

III. Classification der Thiere nach embryologischen und palaeontologischen Anhaltspunkten. — Der Verf. macht wiederholt darauf aufmerksam, daß der Classification der Thiere durch Berücksichtigung der embryologischen Zustände und der urweltlichen Formen wichtige Stützpunkte gewährt werden. Wir brauchen hier auf diesen Gegenstand nicht näher einzugehen, da wir des Verfassers Ansichten hierüber schon in der Anzeige seiner **Lectures on Embryologie** (Bd. XXVIII. S. 581) mitgetheilt haben.

IV. Allgemeine Bemerkungen über die Coleopteren des obern Sees von John le Conte. — Seinem reichhaltigen Verzeichnisse von Käfern mit einer großen Anzahl neuer Arten fügt le Conte zwey wichtige Bemerkungen über die Insekten-Fauna dieser nördlichen Gegenden bey. Erstlich macht er aufmerksam auf die gänzliche Abwesenheit aller der Gruppen, welche dem amerikanischen Continent eigen sind. So giebt es keinen **Dicaelus** oder **Pasimachus** unter den **Carabica**; die **Brachelythra** sind bloß durch Formen, die beyden Welttheilen gemeinschaftlich zustehen, repräsentirt. Unter den **Buprestiden** ist kein **Brachys**; unter den **Scarabaeiden** sind die amerikanischen Gruppen (mit Ausnahme von **Dichelonycha**) gar nicht repräsentirt. Auch die wenigen neuen Gattungen, die der Verf. errichtete, kann er nicht als Ausnahmen betrachten, da sie alle genau mit europäischen Formen verwandt und keineswegs Glieder von ausschließlich amerikanischen Gruppen sind.

Die zweyte Bemerkung des Verf. bezieht sich darauf, daß dem durch das Verschwinden charakteristischer Formen veranlaßten Mangel durch eine beträchtliche Vermehrung der Mitglieder solcher Gattungen, die in den gemäßigteren Regionen schwach vertreten sind, so wie durch Einführung vieler Gattungen, die bisher als auf die nördlichen Theile Europas und Asiens beschränkt betrachtet wurden, abgeholfen wird. Unter diesen letzteren sind mehrere Arten, die von ihren auswärtigen analogen nur durch die genaueste Prüfung unterschieden werden können.

Der Verf. dieses Artikels macht schließlich noch aufmerksam auf ein sonderbares Thier, das in großer Menge an den Wasserfällen des Niagara vorkommt, und von Dekay als eine neue Gattung der Krustenthiere unter dem Namen **Fluvicola Herrickii** bezeichnet wurde. Es erinnert durch sein Rückenschild an die Trilobiten, und Agassiz machte gegen den Verf. die Bemerkung, daß eine ähnliche Form den deutschen Zoologen als **Scutellaria amerlandica** bekannt geworden wäre. Wie aber Le Conte nachweist, ist diese **Fluvicola** nichts weniger als ein Krustenthier, sondern die Larve eines Käfers, des **Eurypalpus**, einer den Lampyriden nahe verwandten Gattung, von der bisher nur eine einzige Art bekannt war.

V. Verzeichniß der Conchylien, nebst Beschreibung neuer Arten von Dr. A. A. Gould. — Im Ganzen sind 37 Arten gefunden worden, den Gattungen **Helix, Vitrina, Succinea, Physa, Limnaea, Planorbis, Valvata, Amnicola, Paludina, Melania, Cyclas, Pisidium, Unio** und **Anodonta** angehörig. Fünf neue Arten derselben werden kurz charakterisirt. Merkwürdig ist es, wie schnell nordwärts die Muscheln abnehmen, sowohl nach Zahl der Arten als auch bezüglich der Größe und Färbung.

VI. Fische des obern Sees im Vergleiche mit denen der andern canadischen Seen. — In diesem Kapitel liefert Agassiz eine kritische Revision der Fische des obern Sees und der andern canadischen Seen, mit genauer Beschreibung der neuen Arten. Als Resultat hat er gefunden, daß alle Arten nordamerikanischer Süßwasserfische, ohne irgend eine Ausnahme, von den europäischen verschieden sind. Zwar kommt der Lachs, welcher in den Flüssen des nördlichen und mittlern Europas sich einstellt, auch an den Ostküsten des nördlichen Theils von Nordamerika vor und steigt in die Flüsse, die sich in den atlantischen Ocean münden. Aber dieser Fisch ist einer von den arctischen Meeresfischen, welche gleich mehreren andern jährlich südwärts wandern und beyden Welttheilen gemeinschaftlich sind. Diejenigen Fische dagegen, welche niemals das Süßwasser verlassen, sind ohne Ausnahme in beyden Welttheilen verschieden. Dagegen differiren sie auf jedem der beyden Continente nach verschiedenen Breitegraden, wobey jedoch einige eine weitere geographische Verbreitung als andere zeigen.

Weiter macht Agassiz die Bemerkung, daß hinsichtlich der Süßwasserfische kein Grund vorhanden sey, verschiedene Faunen in dem großen Gebiete zwischen den arctischen Regionen und den mittlern Staaten der Union anzunehmen, indem jene Fische eine beträchtliche Uebereinstimmung zeigten, wenn gleich eine sorgfältige Untersuchung ihrer Arten erkennen lasse, daß der obere See und die nordwärts davon vorkommenden Süßwasser in mancher Hinsicht einen besondern zoologischen District bilden, der hinlänglich verschieden von dem der untern Seen und der nördlichen Staaten der Union ist.

Agassiz zeigt ferner, daß, obwohl die nordamerikanischen Süßwasserfische durchgängig verschieden sind von den europäischen, gleichwohl ein Theil von ihnen analoge Arten in der alten Welt aufzuweisen hat, während umgekehrt es Typen giebt, wie z. B. **Lepidosteus** und **Peroopsis**, die ausschließlich Amerika zustehen und keine Repräsentanten in der alten Welt haben.

VIII. Beschreibung einiger neuen Arten von Reptilien aus der Gegend des obern Sees. — Es sind nur 3 Arten, die von Agassiz hier beschrieben werden: **Hylodes maculatus** und **Rana nigricans**, und eine Schlange, die mit **Crotophorus tergeminus** sehr nahe verwandt oder vielleicht selbst identisch ist.

VIII. Verzeichniß der am obern See gesammelten und beobachteten Vögel von J. E. Cabot. — Das Verzeichniß führt nur eine geringe Anzahl von Vögelarten auf, wobey bemerklich gemacht wird, daß Säugthiere noch weit spärlicher vorkommen.

IX. Beschreibung einiger Arten Schmetterlinge von den nördlichen Ufern des obern

Sees, von Dr. Th. W. Harris. — Die neuen Arten sind Pontia oleracea, Deilephila Chamaenerii, Smerinthus modesta, Hepiolus argenteomaculatus, Arctia parthenos und americana, Ennomos macularia. Angehängt ist noch ein Verzeichniß sämmtlicher, am obern See acquirirter Arten von Schmetterlingen.

X. Die erratischen Erscheinungen am obern See. — Agassiz vertheidigt zuerst mit Umsicht und Scharfsinn seine frühere Ansicht, daß die Verstreuung der erratischen Blöcke und die Abglättung und Furchung von Felsen durch die Eismassen einer urweltlichen Eisperiode herbeygeführt worden sey. Er hat sich also nicht abschrecken lassen durch das Verdammungsurtheil, das vor Kurzem Buch gegen diese Theorie ausgesprochen hat, und somit droht im Lager der vulkanistischen Geologen der Bruch hinsichtlich der Annahme oder Verwerfung einer urweltlichen Eisperiode ein vollständiger zu werden. Alsdann weist Agassiz nach, daß am obern See, wie überhaupt im nördlichen Amerika, hinsichtlich der Verbreitung der erratischen Blöcke und der Glättung und Furchung der Felsmassen ähnliche Verhältnisse wie in der Nordhälfte der alten Welt vorkommen. Er bespricht ferner die Erscheinungen, aus welchen sich auf einen successiven Wechsel des Wasserstandes in Bezug auf seine Ufer schließen läßt, und, wie zu erwarten war, findet er die Ursache der Veränderlichkeit nicht sowohl in dem beweglichen Wasser, als vielmehr in dem starren Lande.

XI. Die Umrisse des obern Sees. — Agassiz macht besonders aufmerksam auf die unzähligen Trappgänge, welche die steile nördliche Uferwand des obern Sees durchsetzen, und unter denen er mindestens 6 verschiedene Systeme von Gängen nachweisen zu können glaubt. Er weist auch noch auf einen andern Umstand hin, daß nämlich häufig Uebergänge unter den verschiedenen, dort auftretenden Felsarten sich einstelle. So z. B. finden solche statt vom neuen rothen Sandstein in Porphyr, Quarzit, Granit und Gneiß, wobey der Uebergang (Metamorphismus von ihm genannt) mehr oder minder vollständig ist, so daß die Schichtung bisweilen noch erhalten ist, oder der Uebergang in die absolut massigen Gesteine allmählig geschieht. Die Gänge dagegen durchsetzen andere Felsarten fast ohne sie zu verändern, oder die Veränderungen in der unmittelbaren Berührung sind so stark, daß keine genauen Grenzlinien zwischen beyden zu ziehen sind.

XII. Geologische Verhältnisse der verschiedenen Kupferablagerungen am obern See. — Aus dem Umstande, daß die Kupfererze in verschiedenen Entfernungen von der Centralregion, wo die größten Massen gediegenen Kupfers abgelagert sind, auftreten, will Agassiz schließen, daß letzteres im geschmolzenen Zustand aufgestiegen ist, seiner großen compacten Masse wegen aber von den Felsarten nicht alterirt werden konnte, während es bey seinem Eindringen in zahllose kleine Spalten den Gesteinen eine verhältnißmäßig große Oberfläche darbot, so daß durch diesen Contact die verschiedenen Erze gebildet wurden.

Hiermit schließt der Text des vorliegenden Werkes, und es folgen alsdann die lithographirten Tafeln. Zuerst eine Umrißkarte des Sees, um die 6 Gangsysteme zu zeigen, dann 5 Tafeln mit Fischen, 1 mit Reptilien, 1 mit Schmetterlingen, und 1 mit Käfern.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich von Wyß. Zürich 1850.

Unter diesem Titel wird in dem VII. Band der „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ Heft 2. zum ersten Mal eine alte Sammlung von Formularen veröffentlicht, welche die bisher bekannt gewordenen Formelsammlungen aus der Periode der fränkischen Monarchie würdig ergänzt, und für die ältere Rechtsgeschichte von bedeutendem Werthe ist. Dieselbe ist einem Pergamentcoder des Klosters Rheinau entnommen, der aus fünf verschiedenen Stücken besteht, die ursprünglich von einander getrennt waren. Alle fünf Stücke sind zu Ende des IX. oder zu Anfang des X. Jahrhunderts von verschiedenen Abschreibern geschrieben und die Originalien vermuthlich aus dem Kloster St. Gallen, welches für die Kulturgeschichte von Alemannien so überauswichtig war, entlehnt worden.

Einige dieser Formeln waren schon früher bekannt. Die Formeln 19—23, 27, 28, 30 und 31 nämlich, welche in dem II. III. und IV. Stücke sich finden, kommen auch unter den sogenannten formulae Alsaticae vor, die ebenfalls aus dem Kloster St. Gallen stammen und mit dem Elsaß in keiner nähern Verbindung stehen. Eine Formel, No. 6 im I. Stücke, ist wieder in der Baluzischen Formelsammlung zu treffen. Die meisten Formeln aber erscheinen hier zuerst.

Der Werth dieser Sammlung für die Rechtsgeschichte wird am klarsten dargestellt, wenn wir an einzelne Institute erinnern, welche durch dieselbe ein neues Licht erhalten. Heben wir zuerst die ständischen Verhältnisse hervor.

Es ist bekannt, daß in dem Volksgesetze der Alemannen eine dreyfache Eintheilung der freyen Stände vorkommt. Dasselbe unterscheidet die *primi* oder *meliorissimi*, die *medii* oder *mediani* und die *minofledi*. Die erste Klasse hat ein Wergeld von 240, die zweyte von 200, die dritte von 160 Schillingen. Das Gesetz selbst (Art. 66.) bezeichnet 80 Schillinge als ursprüngliche Einheit. Das Wergeld der minofledi verhält sich somit zu dem der primi, wie 2 : 3. Das der medii entspricht der Verhältnißzahl $2\frac{1}{2}$; und schon deßhalb ist es wahrscheinlich, daß die Klasse der medii erst später zwischen die beyden ursprünglich allein unterschiedenen Klassen der einfachen Freyen und des Adels hineingeschoben worden sind. Eine ähnliche Eintheilung in drey Klassen zeigt sich bekanntlich bey den Longobarden. Spuren derselben sind auch bey den Bayern erkennbar.

Ueber die Bedeutung dieser drey Klassen ist in neuerer Zeit viel gestritten worden. Daß in den primi die alten nobiles, der nationale Adel zu erkennen sind, darf nunmehr, im Gegensatze zu Eichhorns (Rechtsgesch. 1. 5. 311 ff.) und Wildas Zweifeln, als allgemein anerkannt gelten. Was aber war der Unterschied der mediani und der minofledi? Savigny (Ueber den Adel S. 13.) hat in den letztern die Halbfreyen, die Liten, in den erstern die Gemeinfreyen finden wollen. Allein auch diese Meynung wird schon durch das Alamannische Gesetz vollständig widerlegt, indem dieses den Liten nur das

halbe Wergeld der minofledi zugesteht, jene somit von diesen scharf und zwar ganz so unterscheidet, wie auch anderwärts die Liten von den Freyen unterschieden werden. Eichhorn vermuthete, daß die minofledi theils schutzpflichtige Freygelassene theils freye Colonen des Königs und der Kirche, die medii aber persönlich vollfreye Alamannen, jedoch ohne ächtes Grundeigenthum gewesen. Da er in den primi vollfreye Grundeigenthümer hat: so war es freylich schwer, den medii eine eigenthümliche Bedeutung anzuweisen. Sind aber jene der Alamannische Adel, so versteht sich, daß die Vollfreyen mit ächtem Eigen nur höchstens in die Klasse der „Mittlern" gehören. Wilda (krit. Jahrbücher 1837. S. 342.) hält die minofledi für besitzlose Gemeinfreye, und die medii für freye Grundbesitzer; K. Maurer (d. Wesen des ältesten Adels S. 36. 222. ff.), der diese Verhältnisse in umfassender und gründlicher Weise bespricht, erklärt die erstern für „güterlose Freye," denen dann auch die „freyen Hintersassen" mit abgeleitetem Grundbesitz beygeordnet wurden, die letztern für „freye Grundeigenthümer." Ich selber habe (Rechtsgeschichte von Zürich 1. 5. 28. ff.) die primi als Edle, die minofledi als einfache Gemeinfreye mit kleinem Grundeigenthum oder ohne solches, und die medii als eine Mittelstufe erklärt, welche sich durch Vasallennexus und erhöhte Kriegsehre über die Masse der einfachen Freyen emporgeschwungen haben, und so an die spätere Unterscheidung des Schwabensspiegels erinnert zwischen den Semperfreyen (sendbar Freyen), den Mittelfreyen und den freyen Landsassen.

In dem Alamannischen Formelbuch nun werden diese drey Klassen mehrere Male und in einem Zusammenhang erwähnt, welcher über die Bedeutung derselben Licht verbreitet.

Die Urkunde 9 enthält die Formel einer schiedsrichterlichen Ausscheidung, welche durch königliche Sendboten auf einem Landtage geleitet wird, um die verschiedenen Ansprüche auf eine Waldung zu reguliren. Dieselbe erinnert merkwürdiger Weise genau an den spätern historisch so bedeutend gewordenen Streit, zwischen den freyen Markgenossen der Gemeinde Schwyz und dem Kloster Einsiedeln über die Benutzung der gemeinen Weiden. Als die eine Partey erscheint ein Kloster mit seiner „*familia*" Hofgenossenschaft, welchem von einem Könige die Waldung der Umgegend vergabt worden ist. Als Gegenpartey werden die „*pagenses*" auch „*cives*" erwähnt, welche sich nach eigenem Rechte „*per suam auctoritatem*" für befugt halten, in der Waldung Brennholz zu holen, Bauholz zu schlagen und ihr Vieh zu weiden. Unzweifelhaft werden in solcher Weise Grundbesitzer, denn nur diese haben Vieh und brauchen Bauholz, und noch bestimmter freye Grundeigenthümer bezeichnet, denn nur diese können „nach eigenem Recht" Genuß an den unvertheilten Waldungen haben, und jede bloß precaire von angeblichen Eigenthümern des Waldes (loci dominis) abgeleitete Benutzung als ihrem Rechte zuwider behaupten. Sie erscheinen auch als selbständige Partey auf dem Landtage und werden im vollen Sinne *cives* genannt. Sie sind somit freye Bauern auf Eigen und echte Genossen auch des Gaudings.

Von ihnen werden nun die *proceres vel mediocres* unterschieden, welche von den königlichen Sendboten aus den benachbarten Gauen zusammen berufen werden, z. B. 10 aus einem Gau, 7 aus einem andern, 6 aus einem dritten, um eine Ausscheidung der Waldung vorzunehmen und den Streit der Parteyen zu schlichten. Die Auseinandersetzung wird auch in Zukunft unter die Garantie des Grafen oder Vicegrafen und der übrigen *proceres* gestellt. Diese ragen offenbar über die Gemeinfreyen empor, sie sind die angeseheneren Männer der Grafschaften, die Centgrafen, die Vasallen, die Schöffen vornehmlich. Sie sind, wie kaum zu bezweifeln, und auch von dem Herausgeber bereits angedeutet worden ist, die Mittelfreyen (medii), und jene freyen Bauern die einfachen Freyen, (minofledi).

In der Formel 21. geschieht einer dreyfachen Eintheilung wieder Erwähnung. Wenn nämlich ein neuer Abt erwählt worden sey, so: „aliqui de *primis*, alii de *mediis*, quidam etiam de *extremis* ad nostram (Regis) praesentiam ipsum electum adducant, ut *per eos ceterorum omnium voluntates addiscens*, eum illis abbatem praeficiam." Unter den *primi* mögen Edle, unter den *medii* Beamtete und Vasallen des Klosters, unter den *extremi* Glieder

der Hausgenossenschaft (familia), vermuthlich aber vorzugsweise freye Gotteshausleute zu verstehen seyn.

In dem Briefe eines Mönches (No. 39.) an seine vornehmen Klosterschüler werden diese „*Primores*“ genannt, und ihrer „*celsitudo*“ die „*vilitas*“ des Mönches gegenüber gestellt. Er versichert ihre „*strenuitas*,“ daß er ihren Ruhm nicht beneide, und obwohl sie ihn gering schätzen, nicht aufhören werde, sich für sie zu bemühen. Diese Primores sind offenbar junge Edle, wie sie auch Karl der Große bey seinem Schulbesuche in der Abtey St. Gallen anspricht: „Vos *nobiles*, vos *primorum* filii.“ (*Pertz* Monum. II. 731.)

In Nummer 26 ist wieder eine Formel aufgenommen, nach welcher die königlichen Güter von den „populares possessiones“ auszuscheiden sind. Die Auseinandersetzung geschieht auf einem *conventus procerum*, über welchen letzteren Ausdruck das Wort *principum* geschrieben ist. Die Ersten von beyden Parteyen, für den Fiscus die „*missi regis et seniores ejus servi*,“ seine bevollmächtigten Boten und die angesehensten Ministerialen, für die „*populares*“ oder „*pagenses*,“ die wieder als freye Bauern klar bezeichnet sind, die „*nobiliores*“ et *natu provectiores*“ die angesehenern und ältern Männer, geben Auskunft. Die größere Zahl besteht auch hier aus Gemeinfreyen, über sie ragen die *proceres* hervor, worunter in diesem Zusammenhang vielleicht außer den Mittelfreyen auch die anwesenden Edeln zu verstehen sind. Das Resultat dieser Stellen ist somit Anerkennung der dreyfachen Gliederung bey den Alamannen und zwar in dem Sinne, daß 1) die Primi die Edeln sind, 2) die proceres, oder mediocres, eine (durch politische Stellung oder Vasallennexus) erhöhte Klasse von Freyen, Mittelfreye, und 3) die einfachen Freyen, mit oder ohne Grundeigenthum die dritte zahlreichste Klasse der eigentlichen Volksgenossen bilden.

Ueber das Institut der Precarei erhalten wir wieder beachtenswerthe nähere Aufschlüsse aus diesen Formeln. Regelmäßig sind zwey wohl zu unterscheidende Rechtsgeschäfte mit einander verbunden: 1) die Abtretung des Grundeigenthums an ein Kloster und der Vorbehalt theils der Precarei theils eines Rückkaufsrechtes zu Gunsten des vergabenden Eigenthümers und seiner Erben, 2) die Ueberlassung der Precarei von Seite des Klosters an diese Personen und die Anerkennung ihres Rechtes, das Eigenthum wieder an sich zu bringen. Das erstere Geschäft wird vor dem Grafending vollzogen und steht unter dem Schutze des Landrechts, das letztere beruht auf der Verleihung des Klosters und seines Vogtes, und kann daher nur einen hofrechtlichen Schutz finden. Für das erstere wird die „carta traditionis“ für das letztere die zum Theil gleichlautende „carta precaria“ ausgestellt.

Das Recht des Uebergangs der Precarei und das Recht auf Rückerwerb des Eigenthums wird keineswegs bloß für den vergabenden Eigenthümer selbst, sondern auch für seine Erben und zwar nicht bloß für Descendenten, sondern auch für Seitenverwandte aber wenigstens in diesen Formeln nur für benannte Verwandte vorbehalten. Der landrechtliche Schutz für den Rückerwerb erlischt somit in den folgenden Generationen.

Von der Art sind die Nummern 1. und 2, die sich entsprechen, jene als carta traditionis, diese als carta precaria. In der erstern wird der Graf genannt, in dessen Ding die Auflassung vorgenommen wurde, in dieser der Vogt des Klosters. In der ersteren überträgt der Eigenthümer „quiquid proprietatis hodierna die visus sum habere in pago illo,“ aber mit folgendem Vorbehalte: „ea videlicet ratione, ut ego easdem res *ad me recipiens* tempus vitae meae *sub censu* VI denariorum *possideam*, et si quando voluero, *redimendi licentiam habeam* cum solidis XII. Si autem ego non redimero, *filius meus* ille vel *filius fratris mei* ille vel *filius sororis* ille *sub censu* unius solidi, *sub redemptione vero* V. librarum res praefatas *possideat*, vel sub eodem censu et sub eadem redemptione possideat. Man sieht hier das Bestreben der Klöster, den Zins und die Rückkaufssumme zu vergrößern, wenn der vergabende Eigenthümer selber nicht mehr lebt. Si vero a nulla supradictarum persona res praedictae fuerint redemptae, tunc post obitum illorum ad monasterium redeant prae-

fatum sine ullius contradictione *perpetualiter* possidendae. Aehnlich verhalten sich die Nummern 14. und 15. Der Vorbehalt geht aber in diesen nur auf den Genuß der Precarei, ohne Rückerwerb. Dagegen soll das „*beneficium*“ auch der Ehefrau des Vergabers zu Gute kommen, und überdem durch Hinzufügung einer Stube vergrößert werden, welche schon bisher dem Kloster gehört hätte: „et insuper unam hobam *ex rebus ipsius monasterii* in supradicta villa in beneficium suscipiamus similiter tempus vitae nostrae meae scilicet et *conjugis meae* a nobis sub usufructuario possidendam.

Ferner die Nummern 24. und 25. In diesen wird nicht bloß das eigentliche Grundeigenthum des Vergabenden sondern auch der damit verbundene Antheil an dem Gesammteigenthum erwähnt: „loca cum omnibus ad ipsas pertinentibus, id est mancipiis, jumentis, pecoribus, volucribus, aedificiis, curtilibus et hobis possessis, agris, pratis, silvis, marchis, aquis aquarumque decursibus, *nemoribus propriis et usibus saltuum communium.* Das Auslösungsrecht ist in diesen Formeln sehr ausgedehnt: Ea tamen ratione, ut si deo miserante sanus in patria fuerit regressus (der Vergaber wird durch eine gefährliche Reise oder Heerfahrt zu der Vergabung veranlaßt), easdem res *sub censu unius denarii possideat, redemtione sibi sub IIII concessa denariorum* (somit ein bloßer Scheinpreis), quandocunque voluerit; quod si ille domi vel in exercitu defunctus vel interfectus fuerit, tunc *mater* ejus tertiam partem earundem rerum usque ad diem exitus sui possideat, et censum inde ad praefatum monasterium II. denar. persolvat, reliquas autem duas partes quondam *uxor illius cum parvulo filio vel filia* ejus dies vitae suae possideant et tantidem census ad ipsum monasterium reddant, et si matri ipsius superstites facti fuerint, et ipsam porcionem ad se recipiant et IIII denari ad monasterium reddant; quod si idem *orphanus ejus ad virilem pervenerit aetatem et legitime duxerit uxorem*, vel ita: quod si eadem *orphana ejus ad nubilem pervenerit aetatem et legitimo viro nupserit, licentiam habeat sub uno solido redimendi;* si autem ille vel illa ante obierit, *fratres* ipsius eo pacto easdem possessiones redimere debeant; si ipsi orphano ejus dum adhuc viveret omnem humanitatem et dilectionem exhibuerunt, et *uterque eorum* una libra argenti *redimant.* Porro si alter eorum ita eum hodio (odio) habuerit, *ut publice possit deprehendi*, tunc *alter duabus libris solus redimat*, praevaricatori illi *nulla secum* in eisdem rebus *communione concessa* Denique si ambo exosum eum habuerunt et deprimere conati sunt, tunc *neutri* eorum, ut pote irreligiosis et impiis, *eum heretitandi facultas ulla concedatur* (diese aus der Person des zurückgelassenen Kindes des Vergabers beginnende eventuelle Enterbung seiner Brüder ist sehr merkwürdig): sed *filius patrui mei* intra sex annos duarum librarum precio *redimendi licentiam* a rectoribus monasterii suscipiat. Si vero nec ille in praescripti temporis spacio redimerit, tunc *filii sororis meae* cum supradicta pecunia infra alios sex annos *redimere licentiam* habeant. (Auffallend ist es, daß die Söhne der Schwester, obwohl zur väterlichen Parentel des Vergabers gehörig, erst nach dem Sohne des väterlichen Oheims, welcher zur großväterlichen Parentel gehört, zur Succession in das Gut kommen; es erklärt sich das wohl aus der Zurücksetzung der Weiber hinter den Männern in der Beerbung der Liegenschaften. Nach der Urkunde No. 397 bey Neugart gehen die Söhne der Schwester des Vergabenden den Söhnen des mütterlichen Oheims vor, eine Bestimmung, welche mit unserm Formular darum nicht im Widerspruch steht, weil die letzteren Muttermagen sind, während die Söhne des väterlichen Oheims Vatermagen sind, jene aber nach alamannischem Erbrechte, wie ich in meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte nachgewiesen habe, von diesen ausgeschlossen werden.)

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


**Die Geschichte Taberistans und der Serbedare nach Chondemir. Persisch und Deutsch von Dr. Bernhard Dorn. St. Petersburg 1850. 182 S. 4to.**

Taberistan ist das zweyte Land, dessen genauere Erforschung wir den Fortschritten der orientalischen Münzkunde verdanken. Als die erste und wichtigste Entdeckung der orientalischen Numismatik rechnen wir, wie billig, die Wiederauffindung des bactrischen Königreiches und die Herstellung einer ganzen Reihenfolge dort herrschender Dynastien und Könige. Die Geschichte des bactrischen und indoscythischen Königreiches kann bis jetzt fast nur ausschließlich aus numismatischen Denkmälern geschrieben werden, mit der Geschichte Taberistans ist es allerdings so schlimm nicht bestellt, wer weiß aber, wie lange es noch gedauert haben würde, bis man der Geschichte eines so abliegenden und dem Anscheine nach so unwichtigen Landes seine Aufmerksamkeit zugewandt hätte, wenn nicht die Eigenthümlichkeiten taberistanensischer Münzen Sprachforscher und Numismatiker zur Beachtung aufgefordert hätten. Die Geschichte Taberistans ist aber so unwichtig nicht, und sie kann uns den Weg zeigen, auf dem — wenigstens nach Ansicht des Ref. — die Geschichte Persiens allein mit Erfolg betrieben werden kann.

Die Geschichte der Forschungen über Taberistan ist nun in Kurzem folgende: Bis zum Jahre 1843 war, einige wenige zufällige Notizen abgerechnet, die Geschichte dieses Landes ganz unbekannt. In diesem Jahre gab Herr Etatsrath Olshausen zu Kiel eine Schrift heraus über die Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sasaniden, der ältesten Chalifen und der Ispehbeds von Taberistan. Unter dem Titel Ispehbeds (d. i. Herzoge) werden die einheimischen Fürstenfamilien Taberistans verstanden. Durch die genannte Schrift wurden nun allerdings die Namen mehrerer dieser Herrscher bekannt, wer aber Ferchân, Churschid etc. gewesen, und wann sie regiert haben, darüber geben natürlich die Münzen keine näheren Aufschlüsse; die Notizen der arabischen Historiker reichten auch nicht hin, um die Sache näher zu erforschen. Weitere Aufschlüsse suchten nun zu geben, und zwar angeregt durch die numismatischen Forschungen, Al. Krafft aus Ibn-al-Athîr, Mordtmann nach dem türkischen Auszuge der Geschichte Tabaris und zuletzt Ref. selbst aus einer Specialgeschichte Taberistans von Muhammed Abul Hassan ben Isfendiar, aus welcher sich derselbe während seines Aufenthaltes in London einige Auszüge gemacht hatte. Diese Auszüge hatten den Zweck darzuthun, wie überraschend lange sich der Parsismus noch in Taberistan gehalten hat, selbst nachdem die Macht der Chalifen schon überall fest begründet war, nämlich bis tief in das dritte Jahrhundert der Hidschra. In dieser Hinsicht sind die Mittheilungen des Ref. bis jetzt noch die vollständigsten, doch dürfen wir wohl vom Hrn. Verf. der vorliegenden Schrift auch über diesen Gegenstand ausführlichere Nachrichten erwarten, da sich derselbe mit einer ausführlichen Arbeit über Taberistan beschäftigt, wovon das vorliegende Werk nur ein Vorläufer ist. Dieses giebt nämlich Text und Uebersetzung des Abschnittes, den Chondemir in seinem Geschichtswerke: Habîb ussier (Freund der Lebens-

beschreibungen) den Angelegenheiten Taberistans gewidmet hat.

Es kann nun kein Zweifel darüber seyn, daß die vorliegenden Berichte Chondemîr's, — welche dieser wiederum aus Sehîr-eddîn's taberistanensischer Geschichte geschöpft hat — die ausführlichsten sind, welche bis jetzt bekannt geworden sind. In der Voraussetzung jedoch, daß Chondemir stets nach Sehir-eddin berichtet, so glaubt sich Ref. zu der Annahme berechtigt, daß der glaubwürdigste Berichterstatter, wenigstens für den älteren Theil der Geschichte Taberistan's Muhammed Abul-hassan-ben Isfendiâr ist. Aus der Vergleichung beyder Berichte scheint dem Ref. nämlich hervorzugehen, daß Sehîr-eddin oder seine Quellen Manches absichtlich verschweigen oder anders reden, was den Moslemen nicht zur Ehre gereicht; die ungeschmückte Darstellung moslemischer Niederlagen, welche Muhammed berichtet, der doch auch ein Muselmann war, sprechen gewiß zu dessen Gunsten, die folgenden Berichte werden diese Behauptung näher motiviren helfen.

Beyde Geschichtschreiber — Muhammed sowohl als Sehîr-eddîn — führen die Geschichte Taberistans bis in die Zeit der Sâsâniden zurück. Von einer Dynastie der Dschenefschâhe, die Sehîr-eddîn mit Ardeschîr-Bâbegân beginnen läßt (pp. 5. 68.), wissen beyde nur den Namen anzuführen. Auch was sich sonst noch von der Geschichte taberistanensischer Fürstengeschlechter unter den Sâsâniden findet, scheint durchaus mythisch zu seyn, und bloß den Zweck zu haben, diese Dynastien mit dem persischen Königshause in Verbindung zu bringen. Doch darf man, da beyde Erzähler über den Gegenstand vollkommen einstimmig sind, es wohl als die constante Tradition betrachten, daß Kejus der Bruder Nuschirvâns und die Nachkommen eines persischen Ministers, Sukhra, unter den Sâsâniden das Land beherrscht haben. Erst gegen das Ende der Sasanidendynastie finden wir Berichte, welche größeren historischen Glauben verdienen. Während unter der Regierung des letzten Sasaniden, Jesdegirt, das arabische Heer schon an den Thoren Persiens stand, erhob ein Häuptling aus Ghilân, der den Beynamen Gâubâre führte, Ansprüche auf die Herrschaft von Taberistan. Es liegt am Tage, wie wenig in dieser kritischen Zeit der König von Persien Lust haben konnte, sich in einen Streit wegen einer so entfernten Provinz einzulassen, der nur dazu dienen konnte, seine Macht zu zersplittern, und dessen glücklichster Ausgang keinenfalls in Vergleich zu der Gefahr stand, die er bringen konnte. Auf Grund einer Verwandtschaft mit dem persischen Königshause, welche Gâubâre geltend machte, wurde demselben die Provinz Taberistan zuerkannt, und er wurde nun Stammvater einer bedeutenden Dynastie; der einzigen, welche wirklich einen großen Theil Taberistans besaß; die Besitzthümer der übrigen scheinen viel kleiner gewesen zu seyn. Diese Dynastie nannte sich nun nach ihrem Stammvater die der Gaubâriden, oder, nach dem Sohne Gaubâres: die Dabwaihiden. Sehr passend vergleicht Hr. D. p. 138 zu Gaubâre das altpersische Gaubruwa, *Γωβρύης*. Die Dauer dieser Dynastie ist keine sehr lange, nach Muhammed 119, nach unserem Verf. nur 114 Jahre, und sie hat es wohl nur der Unzugänglichkeit Taberistans zuzuschreiben, daß sie so lange gedauert hat, denn ihre Gründung fällt gerade in die Blüthezeit des Islam. Der größte Fürst aus dieser Dynastie war Ferchân, oder, wie er hier genannt wird, Farruchân (den ersteren Namen halte ich für richtiger), der nicht bloß im Inneren des Landes Glück und Wohlstand verbreitete, sondern auch einen Einfall eines Feldherrn des Chalifen mit Glück zurückschlug. Bey dieser Begebenheit findet sich die erste bedeutende Abweichung zwischen den beyden Erzählern. Nach Muhammed mußte der moslemische Feldherr, Jesîd, ein Lösegeld von 300,000 Dirhems bezahlen, um freyen Abzug zu erlangen, nach Chondemir muß Ferchân trotz der verzweifelten Lage, in der sich Jesîd befand, noch Lösegeld bezahlen, nach dem türkischen Tabari, der vollkommen mit Chondemir übereinstimmt, 100,000 Dirhems, nach dem letztern sogar 700,000. Die Lage der Sache, so wie der Umstand, daß Jesîd später wegen der Nichteinlieferung der angeblich gemachten Beute zur Verantwortung gezogen ward, machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Muhammed's Bericht der richtige, und die ganze Nachricht von der Beute und

der Contribution, die Ferchân bezahlt haben soll, eine reine Erdichtung sey, erfunden, um des Geständnisses einer Niederlage moslemischer Waffen überhoben zu seyn. (Man vergl. übrigens meine ausf. Notizen aus Muhammed abu-l-Isfendiar in der Zeitschr.: der deutschen morgenländischen Gesellschaft IV. p. 65 ff.). Ganz derselbe Fall tritt ein bey der Erzählung von der Eroberung Taberistans durch die Moslemen und der Befreyung Churschîd's, des letzten Ispehbeds aus der Familie der Gaubâriden. Nach Muhammed fiel das Land durch die Treulosigkeit und Habsucht des Chalifen Manssur, der Taberistan trotz der Unterwürfigkeit Churschîds, hinterlistiger Weise mit Truppen anfüllte und eroberte, nach Chondemir (p. 8. 72.) scheint mehr Grund vorhanden gewesen zu seyn. Ebenso geht Chondemir über die Unabhängigkeit, welche sich die Bewohner Taberistans später wieder zu erwerben wußten, sehr flüchtig hinweg, erwähnt die Ermordung aller Muselmänner gar nicht, ebenso wenig die lange Dauer der Parsenreligion daselbst, nach seinen Angaben müßte man schließen, das Land sey lange moslemisch gewesen. Wir finden aber bey Muhammed die bestimmte Angabe, daß die Ispehbede erst im Jahre 250. d. H. zum Islam übertraten und nach den persischen Namen, die noch später in der Geschichte Taberistans bey Chondemir vorkommen, sollte man fast schließen, daß andere Familien noch länger der parsischen Religion treu geblieben seyen. Aus diesen Gründen schiene es dem Ref. sehr wünschenswerth, wenn Hr. D. bey seinem größeren Werke über Taberistan das Geschichtswerk Muhammeds für die ältere Geschichte möglichst berücksichtigen möchte.

Dagegen ist Chondemir für jetzt die einzige Quelle über die Nebenlinien taberistanensischer Herrscher. Zunächst wendet sich Chondemir zur Geschichte der Bâdusepaniden. Diese leiten ihren Ursprung gleichfalls auf Gaubâre oder vielmehr dessen zweyten Sohn Bâdusepân zurück, während die erste Linie, die Gaubâriden κατ' ἐξοχήν, auf dessen älteren Sohn Dabwaih zurückgeht. Von ihnen sagt Chondemir, daß ihre Linie ohne Unterbrechung fortgehe, vom Jahre 40 der Hedschra bis 881. (pp. 10. 73.). Unser Verf. nennt, außer dem Stammvater der Dynastie, Bâdusepân, noch die folgenden Herrscher 1) Churzâd (خورزاد) er regierte dreyßig Jahre, 2) Bâdusepân II. ben Churzâd, 40 J., 3) Vendâumîd 32 J., 4) Abd-ullah-ben Vendâ-umîd. 34 J. Die Regierungsdauer aller dieser Fürsten ist eine sehr lange und es ist nicht unmöglich, daß die Namen einzelner Fürsten ausgelassen, ihre Regierungszeit aber den anderen beygelegt worden sey. Abdullah scheint der erste Ispehbed dieser Linie zu seyn, der sich zum Islam bekehrte, da vor ihm Niemand einen moslemischen Namen führt. Er gewinnt dadurch einige Bedeutung, daß unter seiner Mitwirkung die Regierung von den Statthaltern der Chalifen an die sogenannten Saide (s. unten) übergieng. Er starb indeß während der Kämpfe, die durch diesen Regierungswechsel veranlaßt wurden, und ihm folgte sein Sohn, 5) Afridûn ben Karen ben Suhrâb ben Nahor ben Bâdusepân, der jedoch auch bald starb und seinen Sohn 6) Bâdusepân III. zum Nachfolger hatte. Die Regierung dieses Fürsten soll 18 Jahre gedauert haben, doch deutet unser Verf. an, daß dieß nicht ganz sicher sey (pp. 13. 79.).

(Schluß folgt.)

## Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert.

(Schluß.)

Es scheint mir außer Zweifel, daß das Recht des Rückkaufes in diesen Geschäften nicht bloß in obligatorischem Sinne dem Kloster gegenüber gemeint war, sondern, daß es als ein Bestandtheil der in dem Gauding vorgenommenen Eigenthumsabtretung auch einen dinglichen Schutz erhielt. Hätte das Kloster, was freylich nicht leicht vorkam, das Grundstück wieder veräußert, so hätten die Erben des Vergabers gegen die Veräußerung selbst begründete Einsprache machen können.

Die Sorgfalt übrigens, mit welcher derley Vorbehalte in den Formularbüchern vorgesehen und beachtet wurden, trägt mit dazu bey, es erklärlich zu machen, daß in jener Zeit so viele Vergabungen an Klöster gemacht wurden.

In den Alamannischen Urkunden, die wir kennen, wird der Verhältnisse der gemeinen Mark nur selten oder nur durch kurze Hinweisung erwähnt. In diesen Formeln finden sich dagegen auch in dieser Beziehung interessante Ausführungen: So vorerst in der oben schon berücksichtigten Nummer 9. Ein Theil der Waldung wird dem Kloster zu Eigen zugesprochen, so daß derselben Niemand „nisi ex permisso rectorum" irgendwie nutzen darf. Der übrige Theil dagegen bleibt als unvertheilter Boden ein Gesammteigenthum, ihr daher dem gemeinen Gebrauche sowohl der Gaugenossen (pagenses) als der Hausgenossenschaft des Klosters, (familia sancti illius), welche wohl zu der nämlichen Mark gehört, hingegeben. Sie dürfen daselbst Brennholz und Bauholz holen, die Eicheln zur Schweinemast benutzen und ihr Vieh weiden lassen, (usum habeant cedendi ligna et materies saginamque porcorum vel pastum pecorum). Der Förster des Klosters soll übrigens die Markgenossen warnen, daß sie nicht durch unmäßigen Gebrauch sich und dem Kloster zum Schaden die Waldung ruiniren, und wenn dieselben jenem nicht folgen wollen als einem Beamten des Klosters, sich an den Grafen oder dessen Vikar wenden, damit dieser mit den übrigen proceres durch ihre Autorität sie zur Ordnung anhalte. Die Gerichtsbarkeit ist somit die öffentliche des Gau- oder Zentdings.

Ebenso die Nummer 26. Nach dieser Formel wird die Gränze zwischen dem königlichen Fiscus und den Gaugenossen (populares) auf einem Landtage bestimmt. In der Waldung des Fiscus dürfen diese weder jagen noch Holz holen, insofern ihnen solches nicht bittweise („praecario") verstattet wird. In der davon ausgeschiedenen Waldung der Volksgenossen sind dagegen „*omnia omnibus communia* in lignis cedendis et sagina porcorum et pastu pecorum:" es wäre denn daß einzelne Bürger ihr Sondereigenthum an einzelnen Stücken der gemeinen Mark nachzuweisen vermöchten: „nisi forsitan aliquis civium vel manu consitum vel semine inspersum, aut etiam in suo agro sua permissione concretum et ad ultimum a patre suo sibi nemus inmune vel aliquam silviculam habeat *propriam*, vel *cum suis coheredibus communem*." Merkwürdig ist auch die „Carta Dotis" in No. 16. Der Aussteller der Urkunde heirathet die Tochter eines Edeln, welche ihr Vater mit Zustimmung seiner Verwandten und Freunde verlobt. Der Bräutigam bestellt seiner zukünftigen Frau zur Dos einen Hof mit 100 Jucharten Ackerland, 100 Jucharten Wiesen, 150 Jucharten eigene Waldung (de silva *proprii mei* juris), und dem Recht an der gemeinen Waldung (u.) Weide (*communem pascuam communesque silvarum usus*), mit einer Mühl und ihren Schleußen, 60 Hörige (mancipia), ein Kutschenpferd sammt Wagen und ein begleitendes Reitpferd, 20 Stücke Kühe mit einem Ochsen, aus der Stuterey 30 Pferde mit einem Hengst, 120 Schafe, 80 Ziegen nebst Wächterhunden, 90 Stück Schweine, Gänse, Enten und Hühner zur Genüge, 7 Pfauen, Tauben und Geräthschaften genug. Das Alles übergibt er ihr in dem Sinne, daß wenn er sie auf ihr beyderseitiges Leben zur Genossin erhält („ut si eam in conjugium utrorumque vitae comitem — so ist wohl zu lesen statt vita comite, wie die Handschr. hat, accepero) „haec omnia *cum ceteris rebus meis mecum pariter habeat et possideat et augmentare studeat:* (die eheliche Genossenschaft in Besitz und Genuß der äußerlich ungezweyten innerlich verschiedenen Gütermassen zu gemeinem Haushalt, der Grundgedanke des deutschen Güterrechts des Ehegatten wird hier klar ausgesprochen) — si autem ego quocumque casu praereptus fuero, sive filii ex nobis nascantur aut non, supradictas eas „absque contradictione ullius proximorum aut vicinorum meorum *diebus vitae sua possideat* (also zu Leibdingsrecht) et inde pro me annuam memoriam in anniversario die depositionis meae faciat; nisi forte ex consensu et digno pretio accepto easdem res cognatis meis redimendas concedere velit."

Diese Auszüge mögen genügen, um die Art und den Werth dieser Formeln näher zu bezeichnen. Die Ausgabe ist ebenso sorgfältig bearbeitet als stattlich ausgestattet, wie das auch von den übrigen Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft bekannt ist.

Dr. Bluntschli.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. G. Levy, Die Choleraheilung mit salpetersaurem Silber. Breslau 1849.

Dr. R. Krebel, Geschichte und chronologische Uebersicht der Gesammtliteratur des Scorbuts. St. Petersburg 1849.

Th. Hahn, die Cholera und ihre Behandlung mit kaltem Wasser. Rostock 1849.

Dr. E. Crisp, Von den Krankheiten und Verletzungen der Blutgefäße. Eine mit dem Jackson'schen Preis im Jahre 1844 gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

Dr. A. Mayer, Ueber die Unzuläßigkeit der Spinal-Irritation als besondere Krankheit. Mainz 1849.

J. Annesley, Researches into the cause, nature and treatment of the diseases of India and of warm climates generally. Lond. 1841.

Dr. J. Bergson, Das krampfhafte Asthma der Erwachsenen. Gekrönte Preisschrift. Nordhausen 1850.

G. v. Gaal, Physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medizin. 2. Aufl. Wien 1849.

C. Chisholm, A manual of the climate and diseases of tropical countries. Lond. 1822.

Dr. W. Schütz, Vergleichende statistische Uebersicht der in Berlin in den vier Epidemien 1831, 1832, 1837 und 1848 vorgekommenen Cholerafälle. Berlin 1849.

M. Langenbeck, Klinische Beyträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie. Götting. 1849.

Dr. C. G. Burger, Handbuch der chirurgischen Verbandlehre. Stuttg. 1849.

J. F. Sobernheim, Handbuch der praktischen Arzneymittellehre. II. oder specieller Theil. 6. verb. Aufl. von Dr. M. Lessing. Lief. 1. 2. Berlin 1849.

G. Rüsch, Das Bad Pfäfers. St. Gallen 1849.

Dr. F. W. v. Möller, Das k. Soolbad Oeynhausen bey Neusalzwerk in seinen medizinischen Wirkungen dargestellt. Berlin 1849.

Dr. Fr. S. Hügel, Beschreibung sämmtlicher Kinderheilanstalten in Europa. Wien 1849.

Dr. C. Graff, Der Mosel-Wein gegenüber der pestilentiellen Cholera. Bonn 1849.

Dr. R. Buchheim, Beyträge zur Arzneymittellehre. Heft 1. Leipzig 1849.

Dr. J. Dietl, Der Aderlaß in der Lungenentzündung. Wien 1849.

J. T. Löschke, Ueber das Turnen Geisteskranker. Leipzig 1849.

A. Duflos, Anweisung zur Prüfung chemischer Arzneymittel. Breslau 1849.

Dr. K. Ch. Anton, Vollständiges pathologisch geordnetes Handbuch der bewährtesten Heilformeln für äußere Krankheiten mit Einschluß der Augen-, Ohren- und Zahnkrankheiten. Leipzig 1849.

Dr. F. W. Scanzoni, Lehrbuch der Geburtshilfe. Bd. 1. Wien 1849.

Dr. W. Lindes, Praktische Anleitnng zu den wichtigsten gerichtlich-chemischen und sanitätspolizeylichen Untersuchungen. Berlin 1849.

Dr. K. Snetiwy, Die Körperverletzungen in gerichtlich-medizinischer Beziehung. Linz 1849.

F. A. Leyh, Handbuch der Anatomie der Hausthiere. Lief. 1. 2. Stuttg. 1849.

Gaii institutionum commentarii quatuor. Tertium recogn. E. Boecking. Bonn 1849.

Dr. A. Brinz, Die Lehre von der Compensation. Leipzig 1849.

A. D. Brinkmann, Darstellung der rechtlichen Grundsätze der Litigiosität. Kiel 1849.

J. A. Exner, Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen erlassenen Gesetze und Verordnungen. Pirna 1849.

F. Fr. v. Sommaruga, Die Grundzüge der Gerichtsverfassung für die Länder der österreich. Monarchie. Wien 1849.

A. Daviel, Traité de la législation et de la pratique des cours d'eau. 3. édit. T. 1 — 3. Paris 1845.

J. Fr. Taulier, Théorie raisonnée du code civil. T. VII. Par. 1848.

C. B. M. Toullier, Le droit civil français suivant l'ordre du code Continué et complété par J. B. Duvergier. Vol. VII. p. 1. 2. Par. 1849.

Diario da camara dos Senhores deputados de nação Portugueza. Primera legislatura do anno de 1826, 1827, 1828. Vol. 1. 2. Lisboa 1827 — 1828.

Dr. F. G. v. Bunge, Einleitung in die liv-, esth- und curländ. Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen. Reval 1849.

J. D. H. Temme, Grundzüge eines deutschen Strafverfahrens. Arnsberg 1849.

Dr. O. Schwab, Strafgesetzgebung für das Königreich Württemberg vom 1. März 1849 nebst den Abänderungen desselben durch das Gesetz vom 13. Aug. 1849. Stuttg. 1849.

M. Damianitsch, Handbuch der Strafgesetze für die k. k. österreich. Armee. Wien 1849.

F. Hélie, Traité de l'instruction criminelle ou théorie du code d'instruction criminelle. Vol. 3. Paris 1848.

Dr. R. Gneist, Die Bildung der Geschwornengerichte in Deutschland. Berlin 1849.

Ph. Löwe, Die Verfassungen der Staaten Europa's und der nordamerikanischen Freistaaten. 2. verm. Aufl. Berlin 1850.

Verfassung des Freistaates Hamburg nebst den dazugehörenden organischen Gesetzen. Hamb. 1849.

M. Duncker, Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt. Berlin 1849.

K. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849.

J. G. Droysen, Die Verhandlungen des Verfassungs-Ausschusses der deutschen Nationalversammlung. Th. 1. Leipzig 1849.

W. v. Merckel, Aphorismen zur Verfassung. Berlin 1849.

H. Duncker, Der deutsche Bundesstaat und die Preuß. Politik. Berlin 1849.

A. Duckwitz, Zur Revision des Verfassungs-Entwurfs vom 26. Mai 1849. Bremen 1849.

G. M. Moltke, Bemerkungen über den Krieg der Herzogthümer Schleswig-Holstein mit der Krone Dänemark. Hamburg 1849.

L. Szalay, Diplomatische Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland. Zürich 1849.

H. Hammond, The miscellaneous theological works. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

H. Ph. C. Henke, Opuscula academica. Lips. 1802.

M. M. L. de Wette, Eine Idee über das Studium der Theologie. Leipzig 1849.

W. P. Strickland, History of the American Bible Society from its organisation to the present time. New-York 1849.

G. Th. Staunton, An inquiry into the proper mode of rendering the word „God" in the chinese language. Lond. 1849.

Biblia Hebraica ad optimas editiones imprimis Everardi van der Hooght accurate recensa et expressa cur. . . . C. G. Theile. Leipz. 1849.

Ἐσθήρ. Duplicem libri textum ad optimos codices emendavit et cum selecta lectionis varietate edidit O. F. Fritzsche. Turici 1848.

Dr. R. Drechsler, Der Prophet Jesaia. Uebersetzt und erklärt. Th. 1. 2. 1 Hälfte. Stuttg. 1849.

Dr. R. Stier, Jesaias nicht Pseudo-Jesaias. Auslegung seiner Weissagung Kapitel 40 — 66. Nebst Einlegung wider die Pseudo-Kritik. Lief. 1. Barmen 1850.

Dr. C. P. Caspari, Ueber den syrisch-ephraimit. Krieg unter Jotham und Ahas. Leipzig 1849.

L. Montet, Des livres du Pseudo-Denys l'aréopagite. Par. 1848.

J. Hus, Briefe (geschrieben zu Konstanz 1414—1415). Nach dem böhmischen Urtext herausg. und mit Anmerkungen versehen von F. B. Mikowec. Leipzig 1849.

Francisci Assisiatis opera omnia. Editio novissima cur. J. J. von der Burg. Cöln 1849.

L. Reinke, Die Weissagung Jacobs über das zukünftige glückliche Loos des Stammes Juda und deren großen Nachkommen Schilo. Münster 1849.

Dr. E. W. Hengstenberg, Die Offenbarung des heil. Johannes. Bd. 1. Berlin 1849.

D. Harting, Quaestionem de Marcione, Lucani evangelii, ut fertur, adulteratore collatis Hahnii, Ritschelii aliorumque sententiis Traj. ad Rh. 1849.

J. Beck, Erklärung des Briefes an die Hebräer. Aus dem Nachlasse von Stengel. Karlsruhe 1849.

Dr. J. L. S. Lutz, Biblische Hermeneutik. Nach dessen Tode herausg. von A. Lutz. Pforzheim 1849.

P. E. Müllensiefen, Revelation progressive touchant la nature de la tres sainte trinité. Tubing. 1849.

J. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. 3. verm. Aufl. Th. 1. 2. Breslau 1849.

E. J. Kimmel, Monumenta fidei ecclesiae cath. orientalis. Jenae 1850.

A. Ebrard, Das Verhältniß der reformirten Dogmatik zum Determinismus. Zürich 1849.

Dr. F. X. Dieringer, Lehrbuch der katholischen Dogmatik. 2. Aufl. Abth. 1. Mainz 1850.

N. J. Laforet, Dissertation historico-dogmatica de methodo theologiae. Lovanii 1849.

Ueber die Bedeutung der luther. Kirche und ihr Verhältniß zur allgemeinen Kirche und zum Staate. (Von Göschel.) Berlin 1849.

M. Wangenmüller, Meine Erlebnisse bey den Deutschkatholiken und Eintritt in die evangelische Kirche. Frankf. 1849.

Dr. K. Martin, Lehrbuch der katholischen Moral. Mainz 1849.

Dr. H. Merz, Armuth und Christenthum. Stuttgart 1849.

Fr. Wulff's, Schriftlicher Nachlaß. Hamb. 1849.

J. Schneider, Commentar zu dem evangelischen Kirchenpräludienbuch. Bearbeitet und herausg. von Dr. F. W. Schütze. Leipzig 1849.

— —, Evangelisches Kirchenpräludienbuch. Dresden 1849.

Hierurgia anglicana or documents and extracts illustrative of the church in England. Lond. 1849.

K. Ch. Becker, Ueber die Kirchenagende der evangel. lutherischen Gemeinde. Frankf. 1848.

A. Braem, Ueber die Weise des Gottesdienstes nach biblischen Grundsätzen. Düsseldorf 1849.

Dr. J. Fr. Naue, Ueber den sogenannten quantitirenden rhythmischen Choral. Halle 1849.

Lateinische und griechische Messen aus dem 2 — 6. Jahrhundert zum erstenmal herausgegeben von F. J. Mone. Frankf. 1849.

J. Fr. Allioli, Ueber die inneren Motive der Kanonischen Horen und ihren Zusammenhang. 2. verm. Aufl. Augsb. 1848.

R. Willis, The architectural history of the church of the holy sepulchre. Lond. 1849.

Dr. A. Ritschl, Die Entstehung der altkathol. Kirche. Bonn 1849.

M. de Mont-Rond, Missions d'Amérique, d'Océanie et d'Afrique. Lille 1846.

— —, Missions du Levant, d'Asie et de la Chine. Lille 1846.

Dr. H. Heppe, Die Restauration des Katholicismus in Fulda, auf dem Eichsfelde und in Würzburg. Marburg 1849.

L. Frossard, Les Vaudois de Provence. Par. 1848.

Dr. G. A. Fricke, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Th. 1. Leipzig 1849.

Dr. E. H. F. Guericke, Handbuch der Kirchengeschichte. 7. verb. Aufl. Bd. 3. Neuere Kirchengeschichte. Berlin 1850.

Guettée, Histoire de l'église de France. Vol. 3. 4. Par. 1849.

J. L. Jacobi, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Th. 1. Berlin 1849.

Marcelli Africa christiana. Vol. 1 — 3. Brixiae 1816 — 1817.

Verhandlungen der zweyten Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands zu Breslau im Mai 1849. Breslau 1849.

Dr. Beda Dudik, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Raygern im Markgrafthum Mähren. Bd. 1. Von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussitenstürme. 1048 — 1449. Brünn 1849.

K. E. Verhoeff, Das Cartularium Werthinense. Geschichte der Stiftung der ehemaligen Benediktiner-Abtey in Werden an der Ruhr, im 8. und 9. Jahrhundert. Münster 1849.

K. Gützlaff's chinesische Berichte von der Mitte des Jahres 1841 bis zum Schluß des Jahres 1846. Cassel 1850.

M. Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rhein-westphälisch-evangelischen Kirche. Bd. 1. (bis 1609) die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz 1849.

L. Ennen, Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiöcese Cöln. Cöln 1849.

K. Buxtorf, Die Reformationschronik des Karthäusers Georg. Basel 1849.

Akten der vom 5 — 17. September 1849 in Schwerin stattgehabten kirchlichen Conferenz. Schwerin 1849.

B. Bähring, Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Berlin 1849.

Dr. Th. Pachmann, Lehrbuch des Kirchenrechts. Bd. 1. Olmütz 1849.

G. de Champeaux, Le droit civil ecclésiastique français ancien et moderne. Vol. 1. 2. Paris 1850.

B. Schmitz, Der Pfarrconcurs und die Synodal-Examinatoren nach dem Concil von Trient bis auf unsere Zeit. Düsseldorf 1849.

E. H. Merz, Das Kirchengut. Dresden 1849.

Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen über die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 5. Dez. 1848. Berlin 1849.

Dr. Buß, Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholizismus in Frankreich und Deutschland. Th. 2. Schafhausen 1850.

---

## Zweytes Quartal. April — Juni.

Ed. Edwards, A statistical view of the principal public libraries of Europe and America. 3. edit. Lond. 1849.

Catalogue méthodique des manuscrits de la bibliothèque de la ville et de l'université de Gand, par J. de Sains-Genois. I Cahier. Histoire et sciences auxiliaires. Gand 1849.

Dr. H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 2. Aufl. Th. 2. Leipzig 1849.

Congrès scientifique de France. 15. Session, tenue à Tours en Septembre 1847. Vol. 1. 2. Tours 1848.

G. L. Craik, Sketches of the history of literature and learning in England. from the Norman conquest to the accession of Elizabeth. Vol. 3 — 6. Lond. 1845.

J. H. Wichern, Material zur Ansammlung von Volksbibliotheken. Hamburg 1849.

Verhandlungen über die Reorganisation der höheren Schulen. Berlin, den 16. April — 14. Mai 1849. Berlin 1849.

Th. Powell, The living authors of England. New-York 1849.

H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Göthe und Schiller. Braunschweig 1850.

Report from the select committee on public libraries. Lond. 1849.

Alb. Cetta, Dell' unità e libertà d'insegnamento in Italia. Torino 1849.

J. J. Noordziek, Het geschilstuk betrekkelijk de uitvinding der boekdrukkunst geschiedkundig uiteengezet. Haag. 1848.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. 15. Année. Bruxelles 1849.

— — — historique pour l'année 1850, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1849.

Verslag van het verhandelde in de algemeene vergadering van het provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, voor het Jaar 1847 — 1848.

Verhandlungen und Mittheilungen der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Bd. 1. Prag 1849.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora Fennica förhandlingar. Forsta Häftet. Helsingfors 1848.

Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der ersten Jahrhunderte der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Zürich 1848.

Verhandelingen van het provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel 1 — 9. Utrecht 1781 — 1801.

Nieuwe — — Deel 1 — 10. Utrecht 1822 — 1836.

D. Jac. Calero y Moreira, Mercurio Peruano de historia, literatura y noticias publicas que da à luz la sociedad academica de Amantes de Liona. Vol. 1 — 12. Liona 1791 — 95.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het genootschap natura artis megistra te Amsterdam. Aflevering I. Amsterd. 1848.

L. Feuerbach, sämmtliche Werke. Th. 7. Das Wesen des Christenthums. Leipzig 1850.

M. A. de Lamartine, Oeuvres. Edition in 8. publiée par l'auteur. Vol. 1 — 14. Paris 1849 — 1850.

Dr. A. L. Busch, Verzeichniß sämmtlicher Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Bemerkungen von F. W. Bessel. Königsberg 1849.

Juan Inez de la Cruz, Fama y obras posthumas. Vol. 1 — 3. Madrid 1714 — 1723.

Prose Fiorentine raccolte dallo Smarrito acad. della Crusca. T. 1 — 5. Venezia 1735.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

(Schluß.)

Brunet (Gust.), Quelques mots au sujet des difficultés que présente la catalogographie. — Bull. du Bibl. Sér. IX. No. 16.

Beke, Mémoire sur les langues de l'Abyssinie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Wailly (Nat. de), Addition au mémoirs sur les tablettes de cire conservées aus trésor des Chartes. — Bibl. de l'École des Chart. 1850 Mai — Juin.

The lyrical dramas of Aeschylus translated into english verse. By J. S. Blackie. Lond. 1850. — Edinb. Rev. 1850 July.

Dialogue entre Takin et Tadichy, ou preuves de la divinité de Chiven, extrait du Candon, un des dix-huit Pouranous indiens. — Univ. cath. 1850 Juin.

Note sur un plan de Société de géographie attribué à Buache. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. (2. suite.) — Ebendaselbst.

Note sur un nouveau voyage de M. Lottin de Laval. — Ebendas.

Expédition scientifique de la Morée, ordonnée par le Gouvernement français; architecture, sculptures etc. recueillies et dessinées par Ab. Blouet et ses collaborateurs. T. 1 — 3. Par. 1831 — 38. fol. — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Melly, L'archéologie nationale en Autriche. — Annal. archéol. T. X. Livr. 3.

Squier, Antiquités de l'Amérique centrale. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Notice sur un petit monument antique. (Buste d'Hercule jeune.) — Messager des sciences histor. de Belg. 1850. Livr. 1.

Germer Durant, Découvertes et travaux archéologiques à Nimes et dans le Gard pendant les années 1848 et 1849. — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Letronne, Observations sur le style elliptique des inscriptions dédicatoires. — Ebendas.

Niniveh and its remains. — Dublin Rev. 1850 June.

Notice sur les découvertes archéologiques faites à Champlieu, canton de Crépy (Oise.) — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Mohammed-Bey, Lettre à M. Langlois sur la légende arabe d'une monnaie bilingue d'Héthum, roi chrétien d'Arménie. — Ebendas.

Merivale (Ch.), History of the Romans under the Empire. 2 vols. Lond. 1850. — Edinb. Review 1850 July.

Merimée, The history of Peter de Cruel. From the French, with notes. Lond. 1850. — Ebendas.

Bouillé (René de), Histoire des Ducs de Guise. Vol. 1. Paris 1849. — Blackwood's Magaz. 1850 July.

Delisle (L.), Des revenus publics en Normandie au XII. siècle. — Bibl. de l'École des Chart. 1850 Mai — Juin.

Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Joyeuse entrée de l'empereur Maximilien I. à Gand en 1508. — Messag. des scienc. histor. de Belg. 1850 Livr. 1.

Ring (M. de), Essai historique sur Jean le Victorieux, duc de Brabant. (Suite.) — Ebendaſ.

Saint-Genois (Jules de), Origine de l'hospice de St. Catherine à Gand. — Ebendaſ.

Guizot on the english Revolution of 1640 — 1688. Edinb. Rev. 1850 July.

— —, Discours sur l'histoire de la Révolution d'Angleterre. — Dublin Rev. 1850. June. Revue de Brux. T. IX. Livr. 7 — 10.

Horner (Leon.), Observations on the discovery, by Prof. Lepsius, of sculptured marks on roks in the Nile Valley in Nubia; indicating that, within the historical period, the river had flowed at a higher level than has been known in modern times. — Edinb. new philos. Jour. 1850 July.

Discovery of the great lake „Ngami" of South Africa — Ebendaſ.

Caussin de Perceval (A. P.), Essai sur l'histoire des Arabes etc. — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Fontette (F. de), Vie de saint Wilfrid, évêque d'York, aux VII. et VIII. siècles. P. I. — Correspond. T. XXVI. Livr. 7.

Sir Robert Peel. — Ebendaſ.

Mitchell (Will.), A brief memoir of the late Walter Folger, of Nantucket. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Coquand (H.), Biographical notice of Leopold Pilla, the Geologist. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Notice sur la vie et les écrits de M. Emile Vincens. — Journ. des Économ. 1850 Juillet.

Notice nécrologique sur le comte Hilarion Petitti de Roreto. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe. T. 5—9. Par. 1849. — Blackwood's Mag. 1850 July.

Göthe's festival. (Jubelfeier 1849.) — Edinb. Rev. 1850 July.

Leonardo da Vinci. — Westminster and foreign quart. Rev. 1850 July.

Combe (George), The life and correspondence of Andrew Combe; Edinb. and Lond. 1850. — Ebendaſ.

Donkin (W. F.), On the geometrical interpretation of quaternions. — Philos. Mag. Vol. 36. Suppl.

Sloane (G.), On the connexion of Pope Gerbert with the geometry of Boethius. — Ebendaſ.

Cayley (A.), On the triadic arrangements of seven and fifteen things. — Ebendaſ.

Kirkwood (Dan.), On a new analogy in the periods of rotation of the primary planets. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May. Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Fallows (F.), Results of observations made at the Cape of Good Hope in the years 1829 — 31. — Ebendaſ.

Report of the Astronomer royal, to the board of visitors; read at the annual visitation of the Royal Observatory, Greenwich, 1850, June 1. — Journ. des Savants 1850 Juillet.

Bertin (A.), Note sur les images multiples d'un objet placé entre deux miroirs plans inclinés l'un sur l'autre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juillet.

Jamin (J.), Mémoire sur la réflexion à la surface des corps transparents. — Ebendaſ.

Biot, Mémoire sur l'état moléculaire de l'acide tartrique qui à été mis en fusion par la chaleur, avec ou sans perte d'eau. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mai 1850. — Ebendaſ.

Lefroy (J. H.), On the application of photography to the self-registration of magnetical and meteorological instruments. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Blake (Eli W.), Influence of the known laws of motion on the expansion of elastic fluids. — Ebendaſelbſt.

La Provostaye and P. Desains, On the rotation of the plane of polarization of heat by magnetism. — Ebendaſelbſt.

Hunt (E. B.), On the interpretation of Mariotte's law. — Ebendaſ.

Fletcher Miller (John), Synopsis of meteorological observations made at the observatory Whitehaven, Cumberland, in the year 1849. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Adie (John), Description of the Marine Telescope. — Ebendaſ.

— —, Experimental investigations to discover the cause of the change which takes place in the standard points of thermometers. — Ebendaſelbſt.

Reuben Phillips, On the electricities of steam. — Philos. Mag. Vol. 36. Suppl.

Andrews (Thom.), Report on the heat of combination. — Ebendaſ.

Tyndall (John) and H. Knoblauch, Second me-

moir on the magneto-optic properties of crystals and the relation of magnetism and diamagnetism to molecular arrangement. — Ebendaſ. July.

Buys Ballot, On the great importance of deviations from the mean state of the atmosphere for the science of meteorology. — Ebendaſ.

Thomson (Will.), On some remarkable effects of lightning observed in a farmhouse near Moniemail, near Cupar-Fife. — Ebendaſ.

Gerhardt (Charl.), On the chemical equivalents and notation of Laurent and Gerhardt. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Girard Ch.), On the so-called biogen liquid. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Recherches sur les bases organiques volatiles. 3. Mém. Action des chlorure, bromure et iodure de cyanogène sur l'aniline. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juillet.

Quatrefages (A. de), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annélés. — Mémoires sur la famille des Polyophthalmiens. — Annal. des scienc. nat. (Zool.) 1850. Janv.

— —, Mémoire sur les organes des sens des Annélides. — Ebendaſ.

— —, Mémoire sur le système nerveux des Annélides. (Extrait.) — Ebendaſ.

Deville (E.), Considérations sur les avantages de la naturalisation en France de l'Alpaga. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Cinquième mémoire. Monographie des Oculinides. — Ebendaſ.

Walker (Franc.), Descriptions of Aphides. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 July.

Gosse (Phil. H.), Description of Asplanchna priodonta, an animal of the class Rotifera. — Ebendaſ.

Jones (Rupert), Description of the Entomostraca of the Pleistocene beds of Newbury. Copford, Clacton and Grays. — Ebendaſ.

Clark (Will.), Observations on the Lacunae. — Ebendaſ.

Agassiz (L.), The natural relations between animals and the elements in which they live. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

— —, Geographical distribution of animals. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

On the Salmon tribe (Salmonidae); their classification, geographical distribution. — Ebendaſ.

Ducrotay de Blainville (H. M.), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles. (Cont.) — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. II. Partie. — Revue et Magaz. de Zool. 1850 Juin.

Lafresnaye, Sur la nidification de quelques espèces d'oiseaux de la famille ou sous-famille des Tisserins. (Ploceinae). — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Boeandé dans la Guinée portugaise, avec la description sommaire des espèces nouvelles. — Ebendaſ.

Clos, Du collet dans les plantes, et de la nature de quelques tubercules. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Janvier.

Jaubert et Spach, Conspectus generis Nitraria. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomaceae quae in Musaeo Parisiensi continentur monographicae descriptionis tentamen. (Suite.) — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Additions à la Flore de l'Amérique du Sud. — Ebendaſ.

Ball (John), Outlines of a monograph of the genus Leontodon. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 July.

Miers (John), On Scopolia, Anisodus and Mandragora. — Ebendaſelbſt.

Brongniart, On the chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have succeded each other on the Earth's surface. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Dana (James D.), Historical account of the volcanic eruptions on Hawaii. — American Journ. of sc. and arts 1850 May.

— —, Note on heteronomic isomorphism. — Ebendaſ.

— —, On some minerals recently investigated by M. Hermann. — Ebendaſ.

Hogg (John), On the geography and geology of the peninsula of Mount Sinai and the adjacent countries. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Dana (Jam. D.), The completed Coral Island. — Ebendaſelbſt.

Agassiz, Glacial theory of the erratics and drift of the new and old worlds. — Ebendaſ.

Davy, Brief sketch of the geology of the West Indies. — Ebendaſ.

On the differences between progressive, embryonic and prophetic types in the succession of organized beings through the whole range of geological times. — Ebendaſ.

Bryce (James), Notices of a late visit to the parallel roads of Lochaber. — Philos. Mag. 1850 July.

Chaudruc de Crazannes, Notice sur quelques poids de villes du Midi de la France. — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Minutes of the Committee of Council on education for 1848 — 50. — Edinb. Rev. 1850 July.

Lettres à S. A. R. le Duc règnant de Saxe-Cobourg et Gotha sur la théorie de probabilité appliquée aux sciences morales et politiques. — Ebendaſ.

Planche (Gust.), Poètes et romanciers modernes de la France. LIII. Béranger. — Revue des deux Mondes 1850 T. II. Livr. 5.

Ampère (J. J.), Littérature Hollandaise. Du roman historique en Hollande. — Ebendaſ.

Schiller's Wallenstein. Translated by S. T. Coleridge. Lond. 1850. — Westminst. and foreign quart. Review 1850 July.

Didron, Carrelages historiés. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Texier, Origine de la peinture sur verre. Système inconnu de vitraux romans. — Ebendaſ.

Darcel (Alfred), Serrurerie du XIII. siècle. — Ebendaſelbſt.

Girardot, Orfévrerie du Moyen Age. Trésor de la Sainte-Chapelle de Bourges. — Ebendaſ.

Didron, Une grille du treizième siècle. — Ebendaſelbſt. Livr. 3.

La Borde, Inventaire des tableaux, joyaux, meubles etc. de Marguerite d'Autriche. — Revue Archéol. Année VII. Livr. 1. 2.

Sabatier, Notions sur l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 3.

Snéguireff, Lettre à M. le Comte Alexis Ouvaroff sur l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 4.

Clément (Fel.), L'harmonie au XIII. siècle et la musique religieuse en Europe. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Maury (A.), Compte-rendu de l'exposition faite à l'institut de ses travaux sur la musique ancienne. — Revue archéol. Année VII. Livr. 1.

Nisard (T.), Études sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Ebendaſ. Livr. 3.

Philosophie du droit. Rapport du droit avec l'état économique. (3. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Mai.

Valmy (E. de), De la force du droit et du droit de la force. — Correspond. T. XXVI. Livr. 5.

Moreau Christophe, Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaines. — Journ. des Écon. 1850 Juillet.

Pepin-Lehalleur (E.), Les clubs, la Constitution et l'ordre publique. — Revue de droit franç. et étranger. 1850 Juin.

Benech, Le droit de propriété et Jean-Jacques Rousseau. — Revue de législation et de jurisprud. 1850 Juin.

Sacase, De la folie dans ses rapports avec la capacité civile. — Ebendaſ.

Gèrbet, Des rapports du rationalisme avec le communisme. — Univ. cathol. 1850 Avril — Juin.

Bonnetty, Exposé des systèmes politiques contemporains, avec notes critiques prouvant leur insuffisance. — Ebendaſ. Mai.

Bastiat (Fréd.), Harmonies économiques. — Journ. des Économistes 1850 Juin.

Prostitution. — Westminst. and foreign. quart. Rev. 1850 July.

Savigny, Istoria del gius romano nel medio evo, ridotta in compendio da P. Capei. Siena 1848. Archiv. stor. ital. Append. No. 24.

History of the inquisition. Lond. 1850. — Dublin Rev. 1850 June.

The coptic church. — Ebendaſ.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Die Geschichte Taberistans und der Serbedare nach Chondemir.

(Schluß.)

Sein Sohn war 7) Schehriâr ben Bâdusepân, während seiner Regierung wurden die Samaniden Beherrscher Taberistans und Schehriâr huldigte ihnen. Sein Nachfolger war 8) Harusindan ben Tida ben Schirsad, nach unserem Verfasser zwar der Sohn Schehriârs, nach den eben angegebenen Namen ist dieß aber schwer zu glauben. Harusindan wurde noch bey Lebzeiten gezwungen, seine Herrschaft an den 9) Schehriar ben Dschemschid abzutreten und fiel in einer Schlacht gegen den sogenannten kleinen Dâi. Dem Schahriar aber folgte sein Sohn 10) Abul-fazl-Muhammed ben Schehriâr. So weit führt unser Verf. die Geschichte der Bâdusepâniden herab, welche übrigens weit weniger Interesse hat als die der Dabweihiden. Von dem Augenblicke an, als unser Verf. anfängt, die Geschichte dieser Dynastie ausführlicher zu behandeln, steht dieselbe auch schon unter fremder Botmäßigkeit; nähere Angaben über ihr Verhältniß zu der alten Parsenreligion fehlen gänzlich.

Eine andere Reihe taberistanensischer Herrscher ist die der Bâvendiden, welche auch die Bergkönige genannt werden, weil sie ihren Sitz in den Gebirgen Masenderans hatten. Sie theilen sich in drey Linien, von diesen dreyen hat aber nur die erste einigen Werth, weil sie die älteste ist, und das Interesse der taberistanensischen Geschichte eben darin besteht, daß sie uns Blicke in die Kämpfe des untergehenden Parsismus mit dem Islam thun läßt. Leider ist aber die Geschichte dieser Dynastie hier so kurz gefaßt, daß wir über diese Kämpfe, aus denen Ref. in seinen Nachrichten über Taberistan mehrere Einzelnheiten mitgetheilt hat, etwas Näheres durchaus nicht erfahren. Hoffentlich wird Hrn. Dorn's größeres Werk einige nähere Aufschlüsse bringen. — Es leiten sich die Bâvendiden von Bâv, dem Enkel des Kejus ab, über den gleichfalls Ref. in seiner oben erwähnten Abhandlung (a. a. O. p. 63. 64.) schon das Nöthige beygebracht hat. Die Reihe der Bâvendiden ist gleichfalls eine fortlaufende, da es niemals gelang, diese Bergfürsten aus ihren schwer zugänglichen Gebirgen gänzlich zu vertreiben. Bâv regierte fünfzehn Jahre lang glücklich, dann aber wurde er von einem gewissen Valasch durch einen Steinwurf getödet, worauf sich Valasch der Regierung bemächtigte. Bâv's minderjähriger Sohn, Surchab, flüchtete mit seiner Mutter und wurde von einem Gärtner verborgen gehalten. Nach fünf Jahren gelang es den Valasch wieder zu vertreiben, und den Surchab auf den Thron zu setzen. Er regierte dreyßig Jahre und hinterließ seinem Sohne Mihrmerdan die Herrschaft. Dieser soll den Thron vierzig Jahre lang besessen haben, nach ihm wurde sein Sohn Surchâb ben Mihrmerdan Gebieter. Berühmt wurde der Sohn Surchâbs, der Schirvîn ben Surchâb ben Mihrmerdân genannt wird, durch sein Bündniß mit dem Berghäuptlinge Vendâd Hormuz und durch seine Theilnahme an der Vertreibung der Muselmanen. Doch hierüber, sowie über die Regierung Masiars ist unser Verf. nur zu kurz hinweggegangen. Hinsichtlich der zweyten Linie der Bâvendiden mag die Bemerkung genügen, daß die Zahl der Herrscher auf acht, die Dauer der

Herrschaft aber auf hundert und vierzig Jahre angegeben wird. Der erste der Herrscher nannte sich Husam eddaula Schehriar ben Karen ben Surchab ben Schehriar ben Dara und trat im J. 466 der Hedschra auf, der letzte: Schems el muluk Rustem ben Schah Ardeschir starb im J. 606 d. H. (= 1209 n. Chr.). Die dritte Linie der Bergkönige endlich begann im Jahre 635. d. H. (= 1237) und die Dauer ihrer Herrschaft 115 Jahre nämlich bis zum Jahre 750 d. H. (= 1349). Noch eine Nebenlinie der Ispehbeds, die von Rustemdar, übergehen wir als zu unwichtig für die allgemeine Geschichte.

Man muß aber nun nicht glauben, daß alle diese verschiedenen Linien die alleinigen Besitzer von Taberistan gewesen seyen. Vielmehr war fast seit der ganzen Zeit, als die Araber Herren von Persien geworden waren, die Aufmerksamkeit der Chalifen auf Taberistan gerichtet, und nur die Entfernung und Unzugänglichkeit des Landes verhinderte sie, ihre Herrschaft dauernd zu befestigen. Doch stand das Land wenigstens nominell unter der Herrschaft der Chalifen, sie hatten ihre Statthalter daselbst, doch hieng eben das Ansehen dieser Statthalter sehr von der Macht der Chalifen und der Stärke der moslemischen Heere in der Nähe Taberistans ab. Da wir wissen, daß der Parsismus sich in Taberistan länger hielt als irgendwo, so werden wir wohl kaum irren, wenn wir annehmen, daß die einheimischen Dynastien sich eben deßwegen so lange und ununterbrochen erhielten, weil sie der zoroastrischen Religion zugethan waren. Wie sehr in Taberistan das nationale, reinpersische Element sich geltend gemacht haben muß, selbst später noch, als schon der Islam dort überwiegend war, sieht man aus der Seltenheit der moslemischen Namen und den vielen reinpersischen, die in allen diesen Dynastien, selbst noch in sehr später Zeit fortwährend vorkommen. — Die Geschichte der Statthalter des Chalifen in Taberistan ist nun in Kürze folgende: Von Raubzügen einzelner Moslems wurde Taberistan schon weit früher heimgesucht, als es der Chalifenherrschaft dauernd unterworfen wurde. Der erste Zug wurde im Jahre 30 d. H. unternommen (cf. p. 75. Anm. 1.) und endigte mit der Auferlegung einer Contribution von 100,000 Goldstücken. Ein zweyter Zug fällt in das Chalifat Alis, welcher von Maskala ben Hubaira el Schaibâni geführt wurde, um einen abgefallenen Stamm zu züchtigen, der sich mit den in Taberistan lebenden Christen verbunden hatte. Auch dieser Zug gelang vollkommen und Maskala kehrte mit Beute beladen zurück. Maskala hatte durch diesen Zug die Zugänge des Landes so gut kennen gelernt, daß er unter dem Chalifate des Muawia einen neuen Zug dahin unternahm; dieser jedoch fiel unglücklich aus, Maskala wurde getödet und in dem Dorfe Tscheharsu begraben. Wie ein anderer Zug unter Jesid-ben-Muhallib ausfiel, haben wir schon oben angedeutet; Jesid mußte froh seyn, gegen ein Lösegeld abziehen zu dürfen, diese Wahrheit leuchtet selbst durch den abweichenden Bericht Chondemirs (cf. p. 76. Anm.) deutlich genug hindurch. Dem unglücklichen Ausgange der beyden letztgenannten Züge ist es zuzuschreiben, daß Taberistan viele Jahre hindurch von moslemischen Raubzügen verschont ward, und auch die endliche Eroberung des Landes unter dem Chalifate Mansurs gelang nur durch eine List, worin alle die Historiker übereinstimmen, wenn auch der Hergang selbst etwas verschiedenartig erzählt wird. Erobert wurde das Land von Omar ben Ala, der erste Statthalter wird Abul Chasib genannt. Er ließ sich in der Stadt Sâri nieder, und bewog die dortigen Einwohner den Islam anzunehmen. Nach Abul Chasib übernahm ein gewisser Chusaima die Statthalterschaft, starb aber bereits nach zwey Jahren; ihm folgte Abul-Abbâs, der aber bereits im nächsten Jahre wieder abgesetzt ward. Rauh ben Hatim ben Kabifa ben Muhallib trat an seine Stelle, aber nach einjähriger Bedrückung der Unterthanen nahm Chalid ben Barmek seinen Platz ein, der vier Jahre blieb, um dem Eroberer des Landes, Omar ben Ala, der sich nach der Eroberung an den Hof der Chalifen begeben hatte, Platz zu machen. Omar ben Ala blieb Statthalter Taberistans bis zum Tode des Chalifen Mansur, bey dessen Nachfolger Mahdi wurde er verleumdet und abberufen, an seine Stelle kam Zeid ben Dâlidsch, der drey Jahre blieb. Nach ihm verwaltete wieder Omar ben Ala das Land aber nur ein Jahr lang. Hiemit endigt die Liste der Statthalter der Chalifen bey Chondemir; aus der Geschichte des Muhammed Abul Hassan

ben Isfendiar wissen wir, daß auf Omar ein gewisser Jahja ben Michnak und auf diesen Abdul-hamid folgte, unter welchem letzteren eine große Verschwörung der Taberistanenser zu Stande kam, welche die Muselmanen für längere Zeit gänzlich aus Taberistan vertrieb, und eine einheimische antimoslemische Herrschaft dort aufrichtete. Mit der Abnahme der Chalifenmacht veränderte sich auch die Stellung Taberistans zu dem Reiche derselben; es tauchten dort wie überall in den entfernteren Gegenden unabhängige Dynastien auf. So kam Taberistan unter die Herrschaft der Saide, auf deren nähere Verhältnisse wir jedoch hier nicht eingehen wollen, da sie für die Geschichte nur ein sehr geringes Interesse haben. Die späteren mächtigeren Dynastien in Persien hatten alle ihren Schwerpunkt viel näher an den Gränzen Taberistans als das Chalifat, und übten daher zum Theil wie z. B. die Samaniden einen Einfluß aus, wie ihn die Chalifen selbst in ihrer glänzendsten Periode nicht zu erlangen vermochten.

Wir haben bey den Nachrichten von den Statthaltern der Chalifen deßwegen so lange verweilt, weil sie besonders in numismatischer Hinsicht sehr wichtig sind, und auf ihre Reihenfolge viel ankommt. Es wird aber nun Zeit seyn, noch einen Blick auf den letzten Theil des vorliegenden Werkes zu werfen, über den wir aber ganz kurz seyn können, da derselbe bey Weitem nicht die Wichtigkeit des ersten Theiles hat. Er behandelt die Geschichte der Serbedäre, einer moslemischen Dynastie in Sebsewar, die im Jahre 1337 n. Chr. beginnt und 1381 wieder verschwindet. In den Anmerkungen zur Uebersetzung von Chondemir's persischem Text, hat Hr. D. verschiedene Materialien aus anderen Schriftstellern gegeben, welche denselben Gegenstand behandeln.

Es bleibt dem Hrn. Herausgeber des vorliegenden Textes das bleibende Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der umfassende Materialien zur Geschichte Taberistans geliefert hat. Welch' eine Lücke durch diese Arbeit ausgefüllt sey, werden besonders diejenigen Gelehrten zu schätzen wissen, welche sich mit älterer arabischer und persischer Münzkunde beschäftigen. Aber auch für die Geschichte des Orients im weiteren Sinne ist diese Specialgeschichte von großer Wichtigkeit, weil sie uns einen Blick in die Verhältnisse Persiens in den ersten Jahrhunderten des Islams thun läßt und uns die letzten schwachen Versuche des sinkenden Parsismus zeigt, dem mit Macht vordringenden Islam zu widerstehen — alles Ereignisse, von denen die islamische Universalgeschichte nichts weiß, weil diese theilweisen Erhebungen doch zu unbedeutend waren, um den Bestand der Herrschaft der Chalifen wesentlich zu gefährden. Ref. kann daher nicht umhin aufzufordern, daß man doch ja die Specialgeschichten der einzelnen Länder des Chalifenreiches bald bekannt machen möge, da sie gewiß eine reichere Ausbeute liefern werden als die Universalgeschichten; daß auch eine genauere Durchforschung der einzelnen Specialgeschichten Taberistans noch manches Interessante an den Tag bringen wird, bezweifeln wir nicht, und sehen daher mit Ungeduld dem größeren Werke Hrn. Dorns über Taberistan entgegen, da er mehr als irgend ein anderer Gelehrter im Stande ist, genügende Aufschlüsse zu geben.

Fr. Spiegel.

## Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniss des Islam zum Christenthum. Eine im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltene Vorlesung von Dr. Fr. Dieterici. Berlin 1850. 29 S. 8.

Hr. Dr. Dieterici hat sich bereits durch seine Schrift „Mutanabbi und Seifeddaula" als ein Forscher auf dem Gebiete der arabischen Literaturgeschichte angekündigt, und er tritt hier mit einer neuen Gabe vor das Publicum, und zwar vor das größere, so weit es sich für den Orient interessirt. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine einzige Vorlesung über einen so weitschichtigen Gegenstand, wie arabische Dichtkunst, den Gegenstand bey weitem nicht erschöpfen, sondern nur in höchst flüchtigen Umrissen zeichnen kann, und es fragt sich dann bloß, ob die aufgestellten Gesichtspunkte die richtigen, und ob die Darstellung eine anziehende ist. Hinsichtlich der aufgestellten Gesichtspunkte stimmt Ref., wenn auch nicht immer, doch in den meisten

Fällen mit Hrn. D. überein. Hr. D. bemerkt sehr richtig, wie bey der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes der Araber als Mensch und als Dichter gerade ein solcher werden mußte, wie er geworden ist; bey dem Mangel an staatlicher Ordnung, bey der Unmöglichkeit, in der Wüste Ackerbau zu treiben, konnte es der Araber nicht zu einem seßhaften Leben, mithin auch nicht zu einem hohen Grade von Cultur und Civilisation bringen; daher schreibt sich sein unstätes Umherschweifen, der hohe Werth, den er seinen Rossen und Kamelen beylegt, sie sind ihm die unentbehrlichsten, mithin auch die theuersten Gefährten. Aus dem Leben des Arabers erklärt sich das Heilighalten des Gastrechts; die Natur des Landes machte es zur heiligen Pflicht, den müden Wanderer, wenn er auch unbekannt war, gastlich aufzunehmen und nicht hülflos verschmachten zu lassen. Hieraus ergiebt sich nun der Charakter der arabischen Poesie. Preis des Stammes, zu dem ein Araber gehört, Liebe und Rachsucht, Lob seiner Pferde und Kamele, so wie der selbst ausgeführten Thaten, sind der Kreis, in dem sich die arabischen Gedichte beständig bewegen, und ihre Naturwüchsigkeit und die hohe Leidenschaftlichkeit derselben ist es, was uns sie in so hohem Grade interessant macht. In späterer Zeit, als es Muhammed gelungen war, die inwohnende Kraft seines Volkes in einem Brennpunkte zu sammeln, als seine Nachfolger auf den Trümmern des persischen Reiches eine Weltherrschaft aufgerichtet hatten, verbreitete sich die arabische Sprache auch in die üppigen Chalifenstädte am Euphrat und Tigris, und an den Sitzen und Sammelplätzen des arabischen Luxus und arabischer Gelehrsamkeit wurde arabisch gedichtet. Aber der Charakter des eigentlichen arabischen Gesanges war dahin; trotzdem, daß auch diese späteren arabischen Dichter die früheren Formen beybehalten, so merkt man doch ihren Gedichten sehr wohl an, daß sie auf einem Divane in Basra und nicht in der Wüste gemacht worden sind. Hiemit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß auch spätere Gedichte noch Treffliches enthalten können, aber sie charakterisiren nicht mehr die ganze Nation, sondern nur das einzelne Genie, das sich stets unter allen Verhältnissen seine Bahnen bricht. Ein zweyter Punkt, den Hr. D. in der vorliegenden Abhandlung bespricht, ist das Verhältniß des Christenthums zum Islam. Es ist dieß natürlich ein Gegenstand, der sich noch weniger in einer Vorlesung erschöpfen läßt, als die arabische Dichtkunst, um so weniger kann dieser Vergleich jetzt genügend geführt werden, als das Material noch nicht vollständig genug vorliegt; auf der anderen Seite kann nicht geläugnet werden, daß eine gründliche Untersuchung dieses Gegenstandes zu den belehrendsten und dankenswerthesten Aufgaben gehört. Man muß natürlich im Islam zwey Theile unterscheiden, die beyde gesondert betrachtet werden müssen, das Wesen der islamischen Religion, wie Muhammed und seine Nachfolger sie sich dachten, und die spätere muhammedanische Theologie. Nicht einmal die erstere steht ganz auf arabischer Grundlage; wir wissen, daß Muhammed Judenthum und Christenthum benutzte, so viel es ihm taugte, daß er aber dabey den Geschmack seines Volkes zu treffen wußte, hat der Erfolg gelehrt. Anders ist es mit der späteren Theologie; für wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete gab Arabien selbstverständlich gar keinen Anhalt, die muhammedanische Theologie wurde nicht nur auf persischer Grundlage, sondern am Anfange von Persern selbst aufgeführt. Es liegt am Tage, wie wichtig umfassende Arbeiten über diese Gegenstände für Cultur- und Religionsgeschichte werden müssen, und da sich die Orientalisten der Jetztzeit mehr und mehr von den schönen Wissenschaften ab- und den ernsten Wissenschaften des Orients zuwenden, so sehen wir darin eine Bürgschaft, daß diese Frage bald gründlich gelöst werden wird. — Schließlich können wir es nur billigen, daß Hr. D. die Proben arabischer Poesie, welche er hier und da anführt, immer aus Rückert's klassischen Uebersetzungen entnimmt. Bey einem Vortrage für ein nicht sprachgelehrtes Publikum hängt von der ansprechenden Uebersetzung einzelner Stellen oft der ganze Eindruck ab, den die Vorlesung macht.

Fr. Spiegel.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Anmerkungen zur Ilias (Buch I. II. 1—483. III.) nebst einigen Excursen. Ein Hülfsbuch für das Verständniß des Dichters überhaupt, von Dr. C. Friedrich Nägelsbach, Prof. der Philologie zu Erlangen. Zweyte neuausgearbeitete Auflage. Nürnberg. Verlag von Conrad Geiger. 1850.

---

Herr Professor Nägelsbach liefert uns hier die zweyte Auflage seiner Anmerkungen über die ersten Bücher der Iliade, die schon in der ersten Bearbeitung sich eines verdienten Beyfalls erfreut haben und in dieser zweyten ausführlicheren und noch genaueren sich noch eines größern erfreuen werden. In der Vorrede bezeichnet er die Grundsätze näher, die ihn bey der Bearbeitung, besonders dieser zweyten Auflage, geleitet haben. Das Buch soll nicht bloß die zunächst behandelten Bücher erklären, sondern überhaupt das Verständniß des Dichters einleiten. Er ist demnach vor Allem bedacht, den Sprachgebrauch sowohl bey einzelnen Worten als bey Redensarten genau zu erläutern, vermeidet aber gewöhnlich in die controversen Punkte der Interpolation einzugehen, doch hat er auch davon mehreres berücksichtigt, und Vieles für das unmittelbare Verständniß weniger Nöthige in kleinerer Schrift den eigentlichen Anmerkungen unterstellt, damit der Anfänger, den er in den Dichter einführt, an dieser Zugabe vorüber, ohne Aufenthalt zu den folgenden Anmerkungen und zu ihrem Inhalte gelangen kann, der ihm näher liegt; die früheren Excurse sind darum, soweit sie nicht in den Anmerkungen verarbeitet werden konnten, nicht wieder aufgenommen, dagegen vier neue beygegeben: 1. Nachträge über die Partikellehre, 2. ein Wort über ἐπί mit dem Genitiv nach Verbis der Bewegung; 3. über die Formen der relativen Absichts-Sätze bey Homer; 4. über die Liedertheorie nach den Ansichten von Hoffmann, Curtius und Köchly. Wir werden darauf später zurückkommen. Den Schluß machen zwey sorgfältige Register über Worte und Sachen, die das Buch behandelt, und einige Seiten mit Nachträgen.

Man wird in dem, was der Verfasser weggelassen und was er gegeben hat, leicht den erfahrnen Schulmann erkennen, der gegenüber seinen Lehrlingen weiß, quid valeant humeri, quid ferre recusent, und der, weit entfernt, sie mit Erörterungen von Dingen zu behelligen, deren Kenntniß man bey ihnen voraussetzen darf oder deren Erwägung auf ein anderes Feld zu verschieben ist, sie auf das ihnen Wesentliche, das Verständniß des Einzelnen hinleitet und auch nicht vergißt, den Blick auf das Ganze und seinen Zusammenhang zu lenken. „Mein Bestreben", sagt er S. 9 „ging lediglich dahin, die bey aller Einfalt gleichwohl unendlich kunstreiche Gliederung des Gedichtes, sodann im Einzelnen die poetischen Motive der Handlungen hervorzuheben, über welche man nicht flüchtig hinweggehen darf." Es wird also, um den Verfasser richtig zu beurtheilen, vor allen Dingen nöthig seyn, in das Auge zu fassen, was er nicht gewollt hat. Die Etymologie d. i. tiefergehende Erforschung der Worte und ihrer Formen liegt seinen Zwecken fern, dazu was auf Orthographie und auf Schwankung des rhyth-

mischen Gebrauches z. B. in Behandlung des Augmenti syllabici und temporalis sich bezieht, nicht weniger die Orthotonesis und das Rhythmische und Metrische. Er wird also den jungen Leser nicht aufhalten bey Erklärung von *Πηληϊάδεω Αχιλῆος* noch fragen, ob *ἄλγε' ἔθηκεν* oder *ἄλγεα θῆκεν* oder *ἔθηκε* statt *ἔθηκεν*, ob *διαστήτην* oder *διεστήτην* zu lesen, ob *Ἀτρείδης* oder *Ἀτρεΐδης*, worauf auch *Πηληϊάδεω* hinweiset, ob *σφῶε* oder *σφωέ*, ob *ὅ γὰρ* oder *ὃ γὰρ* zu lesen sey und so Vieles in dem Folgenden. Dagegen wird er *οὐλομένην, προΐαψεν, ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι, τὸν Χρύσην* bezüglich des Artikels, deßgleichen *στέμματ' ἔχων* bezüglich seiner Verbindung, die Bedeutung von *ἀνά* in *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ*, die Construktion *παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαί τε φίλην, τά τ' ἄποινα δέχεσθαι* und *ἐπευφήμησαν — αἰδεῖσθαι* und so das übrige der Beachtung Werthe, genau, wenn auch kurz, zu erläutern bemüht seyn, wie wir nachher das Weitere sehen werden.

Er hat bey diesen und ähnlichen Bemerkungen die Vorarbeiten würdiger Gegner zur Benutzung gehabt, nach den Vorräthen der alexandrinischen Grammatiker besonders die reichen Commentare von Heyne, Freytag, Spizner, und ist weit entfernt, was er ihnen verdankt, nicht anzuerkennen. Zu wünschen wäre, daß er manchmal tiefer in sie eingegriffen und zumal controverse Lesearten und Exegesen da nicht ganz übergangen hätte, wo ihre Erwähnung oder Erwägung nicht nur dem Urtheile des Anfängers einen heilsamen Stoff der Uebung, sondern auch Gelegenheit gibt, die aufgenommene Lesart genauer zu fassen und ihren Werth zu beurtheilen.

Zu bemerken kommt übrigens, daß er die von dem attischen Gebrauch abweichenden Redeweisen, z. B. V. 218 *ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ*, durch besondere Deutung der Partikeln auf das gewöhnliche Maaß zurückzuführen sucht und damit schweigend ablehnt, was der Verfasser dieser Anzeige in der dritten Ausgabe seiner größern Grammatik unter dem Namen der *παράταξις* und mit der Ueberzeugung, die er keineswegs aufgegeben hat, vorgetragen, daß in Anerkennung der *παράταξις* d. i. der Nebeneinanderstellung der später syntaktisch oder engverbundenen Sätze und ihres Unterschiedes von der attischen Syntaxis der eigentliche Schlüssel zur Lösung der tiefer liegenden Schwierigkeiten der homerischen Rede gefunden werde. Auch die Lehren von der Zusammensetzung der Ilias aus ursprünglich von einander unabhängigen Gesängen oder Theilen von Rhapsodien lehnt er ab, oder erkennt ihnen nur eine untergeordnete Berechtigung zu. Indeß hat er doch für nöthig geachtet, in seinen Nachweisungen des Zusammenhanges des Einzelnen, wie er S. 9 bemerkt, so viel als nöthig auf die Lachmann'sche Liedertheorie einzugehen, von deren Richtigkeit er sich besonders hinsichtlich der ersten drey Bücher nicht überzeugen könne. „Ich weiß", fährt er fort, „daß man meinen Standpunkt vielfältig beschränkt finden und mir den Vorwurf machen wird, daß ich dem Fortschritte der homerischen Forschungen nicht gefolgt sey; aber ich will mir lieber diesen Tadel gefallen lassen, als mich selbst einer assentatio bezichtigen müssen."

Der Verfaßer stellt sich also gegenüber der beyden wichtigsten Fragen der homerischen Exegese meist auf den negativen Standpunkt. Für die studierende Jugend und die pädagogischen Zwecke ist es gewiß sehr heilsam, vor allen Dingen den Zusammenhang und die innere Uebereinstimmung des ganzen Epos, soweit sie vorliegt und nicht hineingetragen werden muß, hervorzuheben und alle Fragen in Bezug auf ursprüngliche Beschaffenheit und Zusammenfügung des Ganzen möglichst fern zu halten oder nur leise zu berühren oder den später Gereiften und eigener Erwägung anheim zu geben. Die Jugend will und soll sich zunächst an dem Dichter auch als an einer großen Persönlichkeit erfreuen, erwärmen und begeistern.

Um sein Verfahren näher zu bezeichnen, wird es hinreichen, die ersten 50 Verse mit Bezug auf seine Bemerkungen durchzugehen.

V. 1. ist *μῆνιν*, dessen Hauptbegriff keineswegs an sich selbst klar ist und dessen Sinn die ganze Handlung einleitet, vom Verfasser übergangen, und *θεά* nicht auf eine bestimmte Muse, etwa Kalliope, bezogen, sondern als allgemeiner Begriff gelassen worden, was zu billigen ist, auch mit Be-

zug auf *Od.* χ, 347 *αὐτοδίδακτος δ' εἰμί· θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἵμας παντοίας ἐνέφυσεν.*

V. 2. Ueber *οὐλομένην* wird bemerkt, es stehe wie *Od.* κ, 394; λ 555; ρ. 287. „Das Participium ist Adjectivum, meist mit transitiver Bedeutung geworden; passivisch für perditus, unselig, steht es nur *Od.* σ, 273: *νὺξ δ' ἔσται, ὅτε δὴ στυγερὸς γάμος ἀντιβολήσει οὐλομένης ἐμέθεν, τῆς τε Ζεὺς ὄλβον ἀπηύρα* (Freytag)". Ferner wird mit Nitzsch zu Od. δ, 92 angenommen, daß es nicht bloß objectiv die schädliche Kraft oder Wirkung als Eigenschaft bezeichne, sondern immer mit einem *ἦθος* d. h. zu einem Gefühlsausdruck gebraucht werde, ein gefühltes Urtheil ausspreche. Wir wünschten, es wäre von dergleichen nicht ganz klarer Erwägung und dem gefühlten Urtheile abgesehen, dagegen *γένεσις* und Bedeutung dieser epischen Form bestimmter nachgewiesen. Ueber *ὀλέσαι*, verderben, zu Grunde richten, kann *ὀλέσθαι* nur verderben oder zu Grunde gehen bedeuten und *ὀλόμενος* nur zu Grunde gegangen, perditus, sind; eine Bedeutung, die sich in infaustus, miser erweicht, und so steht es auch in der angeführten Stelle *Od.* σ, 273, wo keine Spur von Selbstanklage vorliegt, und der Sinn von *οὐλομένης* durch die folgenden Worte *τῆς τε Ζεὺς ὄλβον ἀπηύρα* deutlich genug angegeben wird. Es ist perdita, misera oder miseranda. Außerdem steht es in 3 Stellen der Ilias und in 9 der Odyssee, und in sämmtlichen mit scheinbar activer Bedeutung, perdens, perniciosa, wie in der vorliegenden. Eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* kann hier nicht füglich angenommen werden, und das Wort war offenbar ursprünglich sensu pendente im Gebrauch, wie unser Verderben, welches vi activa und media angewendet wird. Bey Ausscheidung der Form schieden sich die Bedeutungen für Activum und Medium, nur in dem alterthümlichen *οὐλόμενος* blieb das *ἀμφίβολον* der Bedeutung zurück. Die Form selbst war ursprünglich offenbar *ὀλόμενος* und wurde später erst gedehnt, als man bemüht war, durch Dehnung der kurzen Vocale, ο in ω und ε in η und ει, und durch Kürzung der langen Rhythmus und Metrum in einen höhern Grad von Uebereinstimmung zu bringen, als dem ältesten Epos zuständig war.

V. 3. *πολλὰς — ἡρώων.* Es wird richtig bemerkt, daß dieser Satz nicht vom vorhergehenden *ἥ* abhängig ist, sondern nach homerischer Weise selbstständig auftritt. — Von *Ἄϊδι* wird *Ἄϊς* als Nominativ angenommen, der wenigstens nicht vorkommt, und behauptet, dieser *Ἄϊς* sey wie Orcus lediglich als Person zu denken. Beyde Begriffe des Ortes und der Person hängen aber hier so nahe zusammen wie bey andern göttlichen Potenzen, und es ist darum nicht gestattet, außer bey ganz offenbarer Beziehung, den einen mit Ausschluß des andern zu denken. — *προϊάπτειν* wird durch fortsenden, entsenden übersetzt und durch V. 195: *πρὸ γὰρ ἦκε θεὰ λευκώλενος Ἥρη*, V. 442: *πρό μ' ἔπεμψεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων* erklärt; doch das wäre *ἀποπέμπειν* und beyde Präpositionen *ἀπό* und *πρό* widersprechen sich. Offenbar bewahrt *πρό* vor oder vorwärts, auch hier seinen Begriff, der in protrudere vorwärtsstoßen den hier entsprechenden lateinischen Terminus zu *προϊάπτειν* hat. Ob übrigens *ἰάπτειν* mit *βλάπτειν* einerley sey, wie der Verfasser als offenbar annimmt, gestützt auf *κατὰ χρόα καλὸν ἰάπτει* ist noch sehr die Frage; die Vergleichung von *ἰάλλω*, *βάλλω* läßt nur einen Schluß auf *ἰάπτειν*, *βλάπτειν* zu, und wie nahe die beyden Begriffe des Vorwärtssendens und Eintauchens hier liegen, zeigt auch das lateinische Analogon: Orco demisit und Orco demersit. Daß übrigens *ἰάπτειν* als eintauchen, untertauchen auf die Bedeutung: beschädigen, verletzen, übergehen könne, ist keine Frage und die Begriffe hängen auch hier zusammen, indem das Consequens der Handlungen allein gedacht wird, ohne daß man nöthig hat, *βλάπτειν* beyzuziehen.

V. 4. ist *αὐτοὺς* gegenüber von *ψυχὰς* durch Il. ψ, 65 richtig erläutert, und V. 5 *οἰωνοῖσι δὲ πᾶσι* durch Raubvögel aller Art gegeben. Das Auffallende des Begriffes *πᾶσι* war vielleicht in das Auge zu faßen, zumal der zenodotische Text *οἰωνοῖσι δὲ δαῖτα* lieferte und das Prooemium mit *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* abschloß. Vielleicht war hierin die einfachere und darum ältere Form gegeben, welche, wie so vieles Andere in Homer durch das Bestreben, das Schlichtere voll und bedeutsam

zu machen, durch die nächstfolgenden Verse erweitert wurde.

In diesen 6. 7 ist ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα nach dem frühern Vorgange nicht auf Διός τ' ἐτελείετο βουλή sondern auf ἔθηκεν und προΐαψεν bezogen. Auch hier war vielleicht nöthig, zu erinnern, daß ἐξ οὗ von den alten Erklärern nicht nur als zeitlich (χρονικόν), sondern auch als ursächlich (αἰτιολογικόν) gefaßt wurde, zumal sich Gelegenheit bot, mit wenigen Worten zu bemerken, daß diese letztere Beziehung durch τὰ πρῶτα ausgeschloßen wird; indeß bleibt die so weit zurückgreifende ἀναφορά allerdings auffallend und in ihr eine Spur des eigenthümlichen nur zum Theil harten Gepräges, das der erste Theil dieser Rhapsodie, wie in Bezug auf Formen und Rhythmen, so rücksichtlich der Fügung und Verbindung trägt, ein Charakter, durch welchen er schon an sich als das älteste Stück und die constituirende Grundlage der ganzen Iliade wird, die sich aus der Entwicklung der μῆνις und ihren Folgen, wenn auch nicht auf einmal und durch Einen, so doch durch mehrere in längerer Zeitfolge nach demselben Ziele strebenden geist- und kunstverwandten Männer der gleichen Schule und Richtung gestaltet hat.

Der Verfasser hat diese Bedeutung des Proömiums wenigstens in Bezug auf die Grundlage der Iliade vollkommen anerkannt. Er äußert sich darüber: „Aus jenem Grolle folgt Leid und Noth für Alle, der Uebel größtes, der Tod für Viele, ja, was den Tod am schrecklichsten macht, Verlust des Begräbnisses. Dies Alles aber wird in unmittelbare Verbindung gebracht mit der höchsten die Dinge beherrschenden Gewalt, so daß der innige Bezug der Götter- und Menschenwelt, der im ganzen Gedichte überall hervortritt, gleich am Eingang angedeutet wird. Und dieser folgenreiche Groll ist selbst wieder Folge eines einzigen Zwistes zwischen dem mächtigsten und dem tapfersten Fürsten. Mit dieser Angabe ist sogleich im Proömium selbst die Ausführlichkeit der Erzählung dieses Zwistes motivirt. Der Zwist, der einen Groll von solchen Folgen erzeugt, ist keine gewöhnliche Entzweyung, sondern hat die verhängnißvollste, weitgreifendste Bedeutung, und ist daher der ganzen Vollständigkeit epischer Behandlung werth."

8. Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι. Es wird bemerkt, daß mittelst τὲ einfach fortgefahren, mittelst ἄρα die Frage unmittelbar an ihre Veranlassung geknüpft werde; „und wer war nun also derjenige Gott der" —? Fragen aber möchte man, wie denn mit τε einfach fortgefahren werden könne, da nach dem gewöhnlichen d. i. attischen Gebrauche ein einfaches Fortfahren durch die Frage dieser Partikel gar nicht bedarf. Es tritt hier die erste leise Spur der Verkennung dieser Partikel hervor, welche sich später des Weitern offenbart. Wir bemerken vorläufig, daß durch sie τίς des unbestimmten Charakters (aliquis) entkleidet und zur Forderung eines bestimmten (quis in der Frage) erhoben wird. Τίς τε außer der Frage wäre unerhört. Wenn ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι als gleichbedeutend mit εἰς ἔριδα ξυνέηκεν ὥστε μάχεσθαι erklärt wird, so wird diese Construction durch die Stelle, welche sie bestätigen soll, gerade aufgehoben. So ist es Od. σ. 38: ὁ ξεῖνός τε καὶ Ἶρος ἐρίζετον ἀλλήλοιϊν χερσὶ μαχήσασθαι. Denn sie zeigt offenbar, daß, wie in ihr χερσὶ μάχεσθαι zusammengehört, so in der unsrigen ἔριδι μάχεσθαι verbunden werden müsse. Es ist eben eine Art des Streitens, das nach Umständen mit Worten, Hader, Händen und Geschossen geschehen kann. Dazu kann ἐρίζετον in der Stelle der Odyssee gar nicht mit unserem ἔριδι zusammengestellt werden. Es ist: „der Fremdling und Iros hadern miteinander so, daß es zwischen ihnen zum Kampfe mit den Händen, von Worten zu Schlägen kommen wird." In unserer Stelle aber wird das Streiten als schon eingetreten angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Anmerkungen zur Ilias.

(Fortsetzung.)

Es ist also einfach: quis deus eos commisit, ut verbis contumeliosis inter se certarent. Was in der kleingedruckten Anmerkung beygefügt wird, es verhalte sich ἔριδι ξυνέηκε wie πεδίῳ πέσε, οὔδει ἐρεισθῆναι, κυνέῃ βάλε, gehört als örtliche Bezeichnung nicht zur Sache und wird durch die Bemerkung des Verfassers, daß Oertlichkeiten oder Zuständen so gut etwas zugebracht oder zugeführt werden kann wie Personen, welche fähig sind die Wirkung der auf sie hingehenden Handlung zu empfinden, nicht gerechtfertiget. Denn während in diesen Beyspielen der Begriff des Näherns waltet, wäre dieser in ἔριδι ξυνέηκε durch das Verbum selbst ganz ausgeschlossen, wo es als ein schon Eingetretenes gedacht werden müßte. Wenn endlich über ἄρα bemerkt wird, was folgt: „ἄρα, stammverwandt mit ἄρω, hat oft die Kraft, etwas Neues und Weiteres an das Vorhergehende unmittelbar anzuknüpfen, wobey es auf die örtlichen Verhältnisse der Stellen ankommt, ob sich dieses Neue aus dem Vorhergehenden logisch ergiebt, oder ob letzteres bloß Veranlassung wird, das Neue anzuknüpfen", so ist die Bemerkung zwar richtig, doch wäre der ursprüngliche Begriff von ἄρα näher zu bezeichnen gewesen, damit seine scheinbar verschiedenen Beziehungen auf ihn konnten zurückgeführt werden. Ἀρ ist nicht nur stammverwandt mit ΑΡΩ, sondern es ist die Wurzel selbst, aus der nach Erlöschung des Präsens die Formen ἄρσω, ἄρσαι, ἤρθην, so wie ἄρηρα, ἀρήρειν, ἀρήρεμαι entsprossen sind, und ἄρα ist nichts anders als die Reduplicirung αραρ, die ihr hinteres ρ abgeworfen hat. Der Begriff von ἄρα ist darum der des Sichanfügens. Es ist die reine particula consecutiva und ἄρα nur eine für die Frage berechnete, wenn auch erst nachhomerische, Verstärkung derselben, so wie δή von δέ entsteht, wovon später, womit zugleich sich weitere ungenaue Begriffsbestimmungen heben, welche der Verfasser gelegentlich, einem trügerischen Vorbilde folgend, über δή vorgetragen hat.

10. Ἀνὰ στρατὸν wird das Lager hinauf übersetzt (genauer wäre hinan) dazu bemerkt, λαοὶ seyen bey Homer nie die Völker, sondern stets die Leute, die einzelnen Mannen, was erst noch näher zu erläutern wäre, als es bis jetzo geschehen ist. Mit Leute hat das Wort nichts gemein; und wie könnte λαοὶ mit Mannen parallel stehen, da das Wort im Singular λαός wie im Plural vorkommt, und Niemand λαός als Mann fassen wird?

11. τὸν Χρύσην ist nicht jener im trojischen Sagenkreise bekannter Chryses, sondern der Chryses, und ἀρητῆρα tritt nicht als Prädikat auf gleiche Linie zu τὸν Χρύσην, sondern zu nachträglicher Erläuterung ihm nach, und kann daher des Artikels entbehren. Ueber οὕνεκα in demselben Verse ist nichts bemerkt, obwohl sein Ursprung aus οὗ ἕνεκα nicht ohne Bedeutung für Bildung der Partikel und Verschmelzung der Begriffe ist, aus denen sie erwachsen.

14. στέμματ' ἔχων ἐν χερσὶν ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος. Der Verfasser bemerkt nach Wolf: „ἔχων

ist nicht den Participien *λυσόμενος* und *φέρων* coordinirt, sondern dem *ἦλθε-λυσόμενός τε φέρων τε* subordinirt; denn die Tochter loszukaufen und Lösegeld bringend war er mit dem Kranz Apollo's gekommen. Genau entspricht *Od. α*, 310: *ὄφρα-λοεσσάμενός τε τεταρπόμεμός τε-δῶρον ἔχων ἐπὶ νῆα κίῃς.*" Die Bemerkung ist ganz richtig, obwohl nicht von einem Kranz die Rede ist, und *στέμματα* seine Ergänzung in *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ* hat, was zum folgenden Verse der Verfasser selbst anerkennt. Doch gab sich hier Gelegenheit, durch die richtige Erklärung die andere Lesart *στέμμα τ'* mit wenig Worten abzulehnen, was der Verfasser principiell vermieden hat. Unrichtig aber ist, was er über *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ* bemerkt. Er sagt: „Wie *ἀνὰ σκῆπτρον* heißen würde: den Stab hinauf, so heißt *ἀνὰ σκήπτρῳ* oben am Stabe." Ἀνὰ heißt nirgends oben (*ἄνω*, *ἐπάνω*). *Ἀνὰ σκήπτρῳ* steht parallel mit *ἀνὰ στρατὸν*. Der Unterschied des Casus wird durch den Begriff der Bewegung herbeygeführt, die in *ἀνὰ στρατὸν* als zum Ziele gelangend (das ganze Lager hinan) gedacht wird, während in *ἀνὰ σκήπτρῳ* ein ruhiges Beysammen oder Aneinander enthalten ist, an dem Stabe; denn *ἀνὰ* ist unser an. Auch wäre es ganz unstatthaft, *ἀνὰ σκήπτρῳ* oben am Stabe zu denken, da die *στέμματα* am Stabe herabhängen.

20. *Παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαί τε φίλην, τά τ' ἄποινα δέχεσθαι.* Die Wendung der Construction „als wäre die Sache auf Gegenüberstellung der Objecte berechnet gewesen", ist richtig bemerkt, wiewohl die zur Erläuterung beygezogenen Stellen der unserigen nicht adäquat sind. Auch fehlt die Angabe des Grundes der in Infinitiven sich ausbreitenden Bitte. Er liegt wie in allen solchen Formen darin, daß aus Besorgniß oder Scheu der Imperativ als zu stark vermieden, und die Rede auf das Demüthige oder Flehende durch das *ἀπαρέμφατον* gewendet wird. Wenn ferner *τά τ' ἄποινα* durch die Worte „dieses Lösegeld hier, auf welches er hinzeigt" erläutert wird, so ist wieder zu bemerken, daß *τά*, der Artikel, als in einer bekannten Sache und zur Bezeichnung des Bekannten gebraucht wird. Es ist das Lösegeld, welches in solchen Fällen gewöhnlich ist. Damit erledigt sich auch die Angabe des Grundes, aus dem Plato Rep. III. p. 393. E. bey der prosaischen Auflösung dieser Stelle des Artikels sich soll enthalten haben. Es geschah nicht, weil er eine *διήγησις* ohne *μίμησις* geben wollte, sondern weil er dem gewöhnlichen Gebrauche seiner Zeit folgte, der in solcher Fügung den Artikel niederschlug.

21. *ἄξόμενοι Διὸς υἱὸν* ist richtig erläutert. Der Priester begehrt Achtung für sich aus Achtung, die man dem Gott schuldet, dem er dient und lieb ist. Ob aber darum dem Bewußtseyn des Priesters von dieser seiner Stellung zum Gotte auch die Kürze und Einfachheit seiner Bitte beyzumessen sey, ist darum nicht entschieden. Die Bitte wird einfach vorgebracht, weil sie einfach ist, mit vorausgehendem Wunsche für die Achäer und mit Nennung des doppelten Motives, des Lösegeldes und der Gottesfurcht, weil ein Weiteres nicht nöthig war.

22. *Ἐπευφήμησαν αἰδεῖσθαι* „d. i. *ἐπευφήμησαν* (sie gaben Beyfall) *κελεύοντες αἰδεῖσθαι*, welches Participium jedoch nur Erläuterung für uns, nicht das grammatische Regens für den Griechen ist." Daß zur Ergänzung der Vorstellung ein Begriff beyzudenken ist, unterliegt keinem Zweifel, doch wäre die Umschreibung durch *ἐπευφημοῦντες ἐκέλευον* oder *παρεκαλοῦντο* auszudrücken, da der beyzudenkende Verbalbegriff zugleich in *ἐπευφήμησαν* enthalten ist. Aehnlich sind die erläuternden Stellen, welche beygebracht werden, sensu praegnanti zu verstehen.

24. Bey 24 u. 25 ist der Localgebrauch von *θυμῷ* bemerkt und wird *ἀφίει* als „eines von den zahlreichen Imperfecten, mit welchen Homer vergangene Handlungen, welche an sich momentan sind, in ihren nachtheiligen Wirkungen darstellt" verstanden. Das Imperfectum bewirkt hier nicht eine diutina repraesentatio des Thuns, sondern bezeichne eine Handlung, die sich, wenn sie auch selbst vorbey ist, doch in ihren Wirkungen lebendig erhalte. Der Verfasser hatte diese Ansicht im 10ten Excurs der ersten Ausgabe entwickelt, aber, wie er anführt, nur theilweise Zustimmung gefunden, und auch diese wohl nicht verdient. Gerade in dem Gewicht der Wirkungen liegt die Berechtigung zur diutina repraesentatio des hier eintretenden Momentes der Handlung. Das länger Dauernde

wird noch durch das Adverbium κακῶς gehoben, und ebenso durch das erläuternde κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν, worin eben das κακῶς ἀφιέναι enthalten war. Gerade hier bricht das Horatianische delirium regum mit ganzer Gewalt hervor, in dessen Folge die Achäer bestraft werden, und die diuturna repraesentatio durch das doppelte Imperfect besteht darum in vollem Rechte.

26. μή σε — κιχείω ist noch mehr als Warnung, die bey dieser Gemüthstimmung des erzürnten Königes ihm ferne liegt. Es ist bestimmte Drohung.

28. μή νύ τοι οὐ χραίσμῃ. Die Uebersetzung „damit nicht der Fall eintrete, daß dir nichts hilft," hebt durch die weitschichtige Reflexion die Energie der Rede ganz auf, und die alte Vorstellung, als sey vor μή, wie in ähnlichen Stellen, ein Verbum timendi zu ergänzen, ist nicht aufzugeben, wie der Verfasser will, sondern festzuhalten. Es ist auch hier Drohung, welche mit einer Art von höhnender Ironie die Form der Besorgniß annimmt, wie vorher in gleicher Weise die der Warnung. — Ueber νύ wird bemerkt: „νύ charakterisirt die ausgesprochene Vorstellung als eine denkbare, der Vermuthung nahe liegende; siehe zu α, 382; γ, 164."

In der angeführten Stelle α, 382, οἱ δέ νυ λαοὶ θνῄσκον ἐπασσύτεροι, wird es durch natürlich, scilicet, videlicet übersetzt und bemerkt, νύ drücke, wenn es bey der Angabe von Thatsachen oder Vermuthungen stehe, die zu Tage liegende Denkbarkeit derselben aus; der Gott habe seine Pfeils geschossen, und man könne leicht denken, daß die Mannen hingestorben seyen. Ebenso wird zu Il. γ, 164; οὕτι μοι αἰτίη ἐσσί· θεοί νύ μοι αἴτιοί εἰσιν, bemerkt, νύ sey abermal deutlich ein das Urtheil in subjectiver Reflexion und Vorstellung umgestaltendes nimirum, scilicet, und übersetzt „die Götter, denk ich, sind mir schuldig." Das ist denn ein kleiner Theil einer eigenthümlichen Partikellehre, welche die Grundbedeutung jener kleinen Gebilde d. i. die aus ihrem Etymon folgende Kraft nicht achtend oder verschmähend sich in Abstructionen und willkürlichen Postulaten einer Art von sprachlicher Logik verliert, welche die richtige Auffassung des gegebenen Verhältnisses mehr beirrt als erläutert und am wenigsten im Geschmacke junger Leser ist, welchen solche Sprachphilosophie fremd ist. Νύ ist aus νῦν abgeschwächt, welche Partikel mit unserm nun gleichstimmig und gleicher Bedeutung ist. Es hat darum nun in geschwächter Bedeutung überall denselben Sinn wie νῦν, zeigt an jeder Stelle die in dem Vorhergehenden enthaltene oder durch dasselbe bedingte Folge oder Zugehörigkeit an, was allerdings auch durch nimirum und scilicet, am Ende auch durch denk ich geschehen kann, aber in einer für νὺ viel zu prägnanten Weise. Daß es aber die Vorstellung als eine denkbare bezeichne, daran ist wohl nicht weiter zu denken.

29. Πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν. Die Worte sind als selbstständiger Satz richtig gefaßt. Sie stehen wie Il. σ, 283: οὐδέ ποτ' ἐκπέρσει (πόλιν)· πρίν μιν κύνες ἀργοὶ ἔδονται, u. a. Doch könnte es als subordinirter Nebensatz nicht heißen πρίν μιν (ἄν) καὶ γῆρας ἐπίῃ. Ein ἄν zwischen πρίν μιν und καὶ ist im Homer unerhört. Auch steht Il, ω, 551. οὐδέ μιν ἀνστήσεις· πρὶν καὶ κακὸν ἄλλο πάθῃσθα der Conjunctiv nicht für das Futurum, wie behauptet wird, sondern ebenso berechtigt wie in der Frage Od. ε, 299 ὤ μοι ἐγὼ δειλός. τί νύ μοι μήκιστα γένηται. Gerade solche Stellen sind geeignet, die Natur des Conjunctives deutlich zu machen, über die noch so viel Schwankendes in den Lehrbüchern steht, und der Jugend vorgetragen wird. Nachdem der Verfasser v. 30. ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ und ἐν Ἄργεϊ, dann v. 31. ἶστόν ἐποίχεσθαι und λέχος ἀντιόῳν besprochen hat, geht er v. 32. bey Erläuterung von ἀλλ' ἴθι, μή μ' ἐρέθιζε, σαώτερος ὥς κε νέηαι näher auf die Bestimmung des Conjunctives ein. Er übersetzt die letzten Worte: „auf welche Weise Du wohl gesunder heimkehren wirst," und bemerkt, daß wir dafür sagen, damit Du gesunder, wohlbehaltener heimkehrest. In der weitern Erörterung wird behauptet, ein Satz mit ὡς ἄν oder κεν und dem Conjunctiv sey ein hypothetischer Nachsatz in relativer Form (dagegen ist an sich nichts zu erinnern); daher wird beygesetzt: „Der Conjunctiv desselben steht anstatt des Futurs; denn dieses Tempus und jener Modus sind ihrem

Wesen nach identisch, indem beyde eine Handlung ausdrücken, die zwar noch nicht wirklich, aber bestimmt ist, in die Wirklichkeit einzutreten. Der hypothetische Vordersatz, auf welchen durch das κὲ oder ἄν des Nachsatzes hingewiesen wird, steckt in ὡς, welches aufgelöst ὅ,τι ποιῶν d. i. ὅ,τι ἐὰν ποιῇς, quod si facies oder feceris, lautet. Auch unser damit ist eigentlich relatives Adverbium und im Grunde nichts anderes, als womit, mit welchem Thun d. i. ὅ,τι ποιῶν." Darüber wäre nun Manches zu sagen. Ist ὡς durch ὅ,τι ποιῶν auflösbar, so kann es kein ἄν oder κὲν bey sich haben, und ὅ,τι ποιῶν ist dem ὅ,τι ἐὰν ποίῃς nicht gleichbedeutend und nicht gleich zu setzen. Die Auflösung von ὡς wenn es relativ gefaßt wird, ist übrigens, wenn man sie zur Erläuterung der Structur für nöthig hält, durch ἐπεὶ ὡς oder ἐπεὶ οὕτως, wie in ähnlichen Fällen bey οἷον oder ὁποῖον, zu vollziehen. Dadurch aber würde der Optativus herbeygeführt, σαώτερος ὡς κε νέοιο. Dieses und ähnliches Irrthümliche tritt nothwendig ein, wenn man zwar ὡς oder κὲν als Bedingungspartikel faßt, dabey aber übersieht, daß die sententia, in die sie eintritt, eine doppelte seyn kann, eine sententia conditionalis oder Bedingung machende, und eine sententia conditionata d. i. conditioni subjecta. Ferner kann unmöglich, so oft dieses auch behauptet worden, das Futur dem Conjunctiv gleich gesetzt werden. Ein solches quid pro quo ist geradezu unmöglich. Das Futur gibt einfach an, was seyn oder geschehen wird; das Eintreten des Verkündigten ist vom gegenwärtigen Moment nur durch die Zeit geschieden, die bis dahin verläuft. Wird außerdem noch etwas darauf Bezügliches angegeben, so geschieht es durch einen neuen Satz, der mit dem andern durch die entsprechenden Partikeln verbunden wird, aber das Futurum nicht berührt. Er wird kommen, weil, man, im Fall u. s. w. Der Conjunctiv dagegen stellt wie auch sein griechischer Name ausdrückt, das, was er ausspricht, einem andern durch sich selbst untet, ὑποτάττει, sey es einem Willen, einem Entschlusse oder einem Ereignisse, es mag das in ihm Ausgesprochene ein sonst Geschehenes, ein Gegenwärtiges oder ein Bevorstehendes seyn. Sein Gebiet ist also



das des eigenen und fremden Willens oder des Wollens und Sollens, und der Fallsetzung. Die Conjunctive ἴωμεν, τί νύ μοι μήχιστα γένηται, und ähnliche, sind darum durch sich selbst berechtigt und an sich ohne Verkehr mit der Zukunft, die in ihnen so gut wie die Gegenwart liegen kann. Auch in unserm Beyspiel, σαώτερος ὡς κε νέηαι, ist νέηαι durch den Willen des Agamennon bedingt. Er will den Priester härter behandeln, wenn er nicht augenblicklich geht, und die particula conditionalis fungirt für den ganzen Satz, der durch ein solches Wollen angedeutet wird, im Fall ihm nicht Folge geleistet wird.

Zur weitern Erläuterung ziehen wir v. 218 bey, ὥς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ. Hier ist nicht einfache Angabe des Gehorchens, sondern die Fallsetzung, daß jemand gehorche, und in κὲ ausgedrückt, daß der Fall wirklich eingetreten oder als eingetreten angenommen werde.

Zugleich giebt die andere Hälfte des Verses Gelegenheit, uns mit dem Verfasser über die oben erwähnte παράταξις wo möglich zu verständigen. Er selbst geht bey Erklärung dieser Verben von der Meynung aus, τὲ bezeichne auch hier die gegenseitige innige Bezüglichkeit des Haupt- oder Nebensatzes oder drücke das Verhältniß aus, daß in welchem Maße das Eine, in demselben auch das Andere stattfinde, so daß τὲ hier mit ingleichen, auch übersetzt werden könne. Man sieht hier das Bestreben, der mißverstandenen kleinen Partikel dadurch beyzukommen, daß man ihr eine Bedeutung beylegt oder anheftet, welche die vorliegende Stelle eben zu begehren scheint, die sie aber nicht hat und nicht haben kann, wie ingleichen (τοιούτῳ τρόπῳ) und auch (καὶ) haben. Unserem Satze selbst aber ist mit der attischen Syntax in keiner Weise beyzukommen. Denn wer sagt wohl, welcher den Göttern gehorcht, und sie hören auf ihn, oder pflegen auf ihn zu hören? Dagegen liegt das Parataktische beyder Sätze ganz offen vor.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Dasz Hildebrandslied herauszgegeben von Al. Vollmer und K. Hofmann. Leipzig, 1850. Verlag von Gustav Mayer. 22 S. gr. 8.**

Dieß kleine, von der Verlagshandlung geheftet, ohne Schmutz- und Schuztitel, obschon mit besondrem Widmungsblatte in die Welt geschickte Schriftchen, dessen Titel hier urkundlich genau wiedergegeben wird, um daran zugleich die Rechtschreibung der societas leonina zu erkennen (auch Heinrich Leo nämlich schreibt dasz, esz, aufz u. s. w.), regt die Frage um eines der wichtigsten, aber auch nach Lachmann's Behandlung im Jahre 1833 in einzelnen Theilen immer noch spröden Denkmäler unsrer ältesten Dichtkunst lebhaft wieder auf. Jeder Beytrag zur erweiterten und befestigten Erklärung des täglich wichtiger werdenden, wozu das 1830 erschienene schöne Facsimile von W. Grimm erst eigentlich den Grund legte, nimmt, wenn er ein wirklicher Beytrag genannt werden kann, unsern Dank in Anspruch, und selbst Dr. Wilbrandt's 1846 vermeintlich gefundenes, wie er selbst (S. 21) es nennt, „überraschendes, ja erschreckendes" Gesetz des Versbaues, wonach jeder Vers zwölf Sylben, „keine mehr noch minder," zählen (!) müsse, hat nur vermocht, das einmal gewonnene, mit dem Entwicklungsgange unsrer Dichtkunst auf das Genaueste zusammenhängende Gesetz der vier (acht) Hebungen, auch neben der Alliteration, in immer helleres Licht zu setzen. Die beyden neuesten Herausgeber dagegen haben sich in dieser Beziehung ihr Geschäft allzuleicht gemacht, indem Dr. Vollmer seine Rechenschaft ablegenden Bemerkungen S. 20 mit den naiven Worten schließt: „Endlich noch ein wort über den vers. Die neuesten herauszgeber suchten, jeder auf seine weise, dasz gedicht einem bestimmten versmasze anzupassen. wir stehen von einem solchen versuche ab und ordnen die verse ohne die silben ängstlich abzuzählen oder zu meszen, einfach nach maszgabe der stäbe." In welcher unglaublichen Weise bey diesem „Ordnen" mit Worten und Zeilen, selbst mit den Stabreimen, zugleich ohne alle Ahnung des Versmaßes verfahren worden, werden auf dem Wege unsrer Beurtheilung hinlängliche Beyspiele beweisen.

Nach der Widmung S. 3. 4 bieten uns die vereinten Herausgeber zunächst auf S. 5. 6 den „urkundlichen text," darnach auf S. 7. 8 den „berichtigten text;" beyden folgt auf S. 9. 10 „dasz gedicht in seiner sächsischen gestalt," diesem auf S. 11. 12 die neuhochdeutsche „Übersetzung." Hienach treten „Bemerkungen" ein, zunächst in umgekehrter Namenfolge gegen den Titel von Dr. K. Hofmann (S. 13 — 15), dann von Dr. A. Vollmer (S. 15 — 20), der zum Schluße auf S. 21. 22 uns sogar noch „dasz gedicht in gothischer sprache" zum Nachschmacke darbietet.

Den „urkundlichen text" bemühten sich die Herausgeber „so genau als esz im drukke möglich ist nach W. Grimm's durchzeichnung" (S. 13) wiederzugeben [1]). Wir wollen in dieser Beziehung

1) Die Handschrift verbindet vielfach, was von einander gehört (soman 40., nubi 28., dirit 28., so

mit ihnen nicht rechten, daß sie manche Wörter doch bald enger, bald weiter von einander entrückt haben, als es das Facsimile oder die Handschrift thut: z. B. iro saro 3. 3., her fragen 7., dea er hina 13. u. s. w., oder daß sie die mit darüber stehenden Hacken versehenen w (ƿ) von denen nicht schieden, denen in der Handschrift es mangelt, obgleich dieß für 3. 24. von Wichtigkeit wird. Da aber nicht nur die Längenzeichen des Facsimile's (aênon 1, sê 3, dea êr 13) und die ę (in sęo 33, ęnan 9, ęningeru 41, lętun 50), sondern selbst die in der Handschrift abwechselnden d und ð im Drucke ängstlich genau wiedergegeben worden sind (doch ðir 28. wurde vergessen), so darf wohl die Frage aufgeworfen werden, warum im Zusammenhange mit jenem ƿ, das dreymal (bezeichnend gleich im Anfange) vorkommende gestrichene đ nicht auch wiedergegeben wurde; nicht minder das zwey- oder dreymal geöffnete cc z. B. 41 (4), auf dessen Vorkommen von den Herausgebern bey ihren raschen Flexions- und Wurzellaut-Aendrungen des a in u, des u in a doch gefußt worden ist.

Das eine dieser geöffneten cc erscheint in dem Worte scal 41., das die H. „so genau als möglich durch scbcl wiederzugeben (S. 13) vermeinten, während jedes nur einigermaßen geübte Auge in W. Grimm's Durchzeichnung wie in der Handschrift in dem jenem cc zu Grunde liegenden Langzuge kein b, sondern einzig das verfrühte l erkennen wird, l ganz gleich dem ebenfalls verfrühten l in hregilo 48., was die H. in ihrem „urkundlichen texte" gar nicht angegeben haben, so wenig wie das weit wich- h tigere wilimih 31. Galt es eben „urkundliche" Genauigkeit auch im stets hinter einem Facsimile zurückbleibenden Drucke, so hätte ferner auch die Abkürzung heribtef 38 dort nicht in heribrahtes aufgelöst werden dürfen, um so weniger, als sie ungewiß läßt, ob sie für heribrahtes oder heribrantes gemeint gewesen sey, worüber unser Gedicht oder unsre Handschrift eben schwankt.

Sonst sind die Herren Herausgeber so überurkundlich zu Werke gegangen, daß sie uns selbst die ganz und gar nicht zum deutschen Gedichte gehörige lateinische Federprobe ganz unten am Schlußrande mit in den Kauf geben, jedoch falsch gelesen, indem nicht xpi greceu nc tuſ. dr latine, sondern wohlerkennbar xpſ grece unc tuſ dr latine (auch ohne Punkt nach unctuſ) d. i. christus graece, unctus dicitur latine, dasteht. Erschien aber diese Schreibprobe den verbundenen H. so wichtig, so hätten sie doch auch 1) die grade drüber stehende, nur durch einen längeren Querriß im Pergamente unterbrochene Wiederholung derselben Worte, wovon xpſ g ıſ dr latine im Facsimile noch wohl zu erkennen sind, 2) auf Bl. 1. neben Z. 10 — 12. links auch die Randbuchstaben u | & | pq | mit abdrucken lassen müssen [2]). In der Handschrift erscheint übrigens nach dem Worte aodlihho 43. ein im Facsimile nicht abgebildetes p nebst einem Schnirkel (⌐). Daß das Facsimile auch in Z. 48. oben zwischen sih und dero, ebenso über dem h des gleich darauf folgenden hiutu zum Beweise, daß beyde Wörter (was auch die Alliteration verlangt) umgestellt werden sollten, ein zwiefaches = wegließ, weil das Zeichen für jünger gehalten wurde, hatte Lachmann 1833 schon (S. 33) nachgeholt.

## I.

Auch die Schriftzüge eines solchen Unicum's, namentlich wo, wie im gegebenen Falle, die Ursprünglichkeit der Mundart in Frage kommt, ver-

imo seder 27., usereliuti 12.); zerreißt, was zusammengehört (hu itte 52., hau wan 42., asc kim 50., wer dar 48., brun non o 49., irmin deot 11., irm in got 24., um met tirri 20.); verbindet und zerreißt zugleich (nigi fasta 41., ik mideo dreuuet 10., dea êrhina warum 13., wo vielleicht nicht Wackernagel's deâ êr, sondern de ær, nach ærist 50. neben ęr 13., anzunehmen wäre) u. s. w.

2) Uebrigens sind alle diese Randbemerkungen in der Handschrift wegen der angewendeten Reagentien neuerdings fast gar nicht mehr zu lesen.

dienen die genaueste Beachtung. Das bereits erwähnte, dreymal rasch hinter einander folgende d des Facsimile's erscheint in der Handschrift nochmals in gudhamun Z. 4. (eher konnte es nicht weiter vorkommen) wieder; noch heute zeigt sich die Spur jenes Querstriches rechts oben am d deutlich. Auch für das öftere Vorkommen des oberen Hakens an þ sind Spuren in der Handschrift an þic 37, noch mehr an þestar 33., welches letztere Wort damit in eine Falte des zweyten Blattes fällt, die sich von dem Worte dat 25. oben bis zu þur | tun 53. unten, also senkrecht durch die ganze Seite zieht und in Z. 25 — 31. und 41 — 53. an Erloschenheit (und an noch einem Umstande) der darein und daran fallenden Buchstaben auch im Facsimile sehr wohl verfolgt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

## Anmerkungen zur Ilias.

(Schluß.)

Sie sind nicht relativ verbunden, sondern neben einander gestellt, ὅς ist nicht qui, und kann wegen des Folgenden nicht qui seyn, sondern ὅς ist der, und der erste Satz stellt in der angegebenen Fügung einen Fall auf, dem sich der andere durch die einfache Verbindung von τὲ als Folge anschließt. Der gehorche den Göttern, und sie pflegen auf ihn zu hören, wofür die spätere Syntax sagt: wer den Göttern gehorcht, auf den pflegen sie zu hören.

Es ist nicht anders in der Stelle v. 81. 82. auf welche der Verf. hinweiset: εἴ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ κατατέψῃ, ἀλλά τε καὶ μετόπισθεν ἔχει κότον, ὄφρα τελέσσῃ, deren Schwierigkeiten der Verfasser mit Hülfe der Partikellehre, die er billiget, auf eigenthümliche Weise, aber vergeblich zu lösen sucht. Erstlich soll εἴ περ, wenn noch so sehr, wenn immerhin, ἀλλὰ aber dafür, dagegen bedeuten, wo man fragen kann, wie das Noch so sehr und das Dafür in diese Partikeln hineinkommt; zweytens soll man die Partikel τὲ als selbstständig anerkennen, da sie weder an γὰρ, noch an ἀλλὰ gebunden ist. Wie aber kommt eine Selbstständigkeit in das Wörtlein, wenn es in ähnlichen Fügungen auch ohne γὰρ oder ἀλλὰ steht? Die Partikel verknüpft eben einen Satz an den andern, sie ist darum nicht selbstständig, sondern dienend, und steht sie wie hier in zwei Sätzen nacheinander, so wird dadurch die Verknüpfung nur eine engere, eine correlative. Der vordere Satz soll nicht ohne Beziehung auf den hintern, wie der hintere nicht außer Verhältniß zu dem vordern gedacht werden. Beyde erscheinen als die formell auseinandergelegten Theile einer und derselben Anschauung. Herbeygeführt aber wird die engere Verbindung vermittelst des doppelten τὲ, durch die nicht syntaktische sondern parataktische Verknüpfung der Sätze von εἴπερ und ἀλλὰ. Der erste enthält die Fallsetzung, daß etwas geschehe, mit Andeutung des Wunsches in εἴ περ, „wenn doch," der andere mit ἀλλὰ inhibirt mit der der Partikel eigenen Kraft die Folge, welche man aus der ersten Annahme und ihrer Erfüllung herleiten konnte: „wenn doch er den Zorn für den Augenblick" unterdrückt; „aber" d. i. im Fall er es auch thut, so bleibt gleichwohl auch in Zukunft der Groll in seinem Gemüthe bis er ihn vollendet d. i. dasjenige thut, was nämlich dieser ihm eingiebt. Eben weil beyde Sätze nur nebeneinander gestellt waren, aber doch innig verbunden sind, war gut, wenn auch nicht nöthig, ihr correlatives Verhältniß durch Einsetzung des doppelten τὲ bestimmter anzudeuten. Uebrigens ist, um das gelegentlich gegen anderweitige Ausführungen des Verfassers zu bemerken, τὲ Wurzel von τείνω mit dem Begriff des Einspannens oder Anklammerns, die eigentliche Copula, wie καὶ aus κι erweitert die von κίω mit dem Begriff des Vorwärtsbringens (geh, auch). Es wird nicht nöthig seyn, darüber ausführlicher zu werden nach dem, was in der dritten Ausgabe der homerischen Grammatik über die Durchführung der παράταξις in der homerischen Rede vorgetragen worden ist. Es galt nur, die Unumgänglichkeit derselben dadurch zu erhärten, daß diese neuesten Versuche, die alte und eigenthümliche homerische Redeform auf die attische Kapelle zu bringen, als illusorisch bezeichnet worden.

Wir glauben durch die bisher vorgetragenen Bemerkungen den Charakter der sehr schätzbaren Arbeit

des Hrn. Verfassers, das, was sie leistet, und was sie zu wünschen übrig läßt, sattsam bezeichnet zu haben.

Die neuen Excurse verbreiten sich zunächst über τὲ und δή. Jenes wird mit Hartung aus dem Demonstrativum τεῖ oder τῇ als abgeschwächt angenommen und soll in Folge davon so und nach Umständen auch und ingleichen bedeuten. Indeß würde eine Abschwächung von τῇ wohl τὶ geliefert haben, und selbst, wenn sie richtig wäre, gäbe es keine Möglichkeit, aus dem Demonstrativ auf die Bedeutung von auch und ingleichen zu kommen, Wörter, deren willkürliche Anwendung in die Stellen, welche τὲ haben, noch oben drein ein wahres ἄνω κάτω bringen würden. Mit diesen Mitteln wird also der oben wiederholt angedeuteten Lehre von Ursprung und Bedeutung dieser Partikel nicht zu begegnen seyn.

Von δή wird bemerkt, Hartung habe ihre determinative Natur entdeckt, und da sey klar geworden, daß sie nicht eine versichernde bestätigende, sondern eine abschließende und eben dadurch ausschließende, sodann eine logisch abschließende oder im eigentlichen Sinne schließende Partikel sey. Wir haben oben bemerkt, daß δή nur ein verstärktes δὲ sey. So ist μήν ein verstärktes μέν, und beyde δή und μήν sind die Wurzel oder, wenn man will, imperative Formen von δέω und μένω so gut wie ἰδὲ, wo es copulirt imperative Form von ἰδεῖν, und καὶ, aus κι erweitert, die gleiche Form von κίω ist. Das süddeutsche halt als Imperativ von halten, und dem μὲν entsprechend, kann noch zur weitern Erläuterung dienen. Hat aber δή, als Verstärkung von δὲ, zufolge seines Etymon bindende Kraft, so ist darin das Versichernde und Bestätigende, das Verpflichtende mitenthalten. Ferner wird τοὶ auf den Dativ dir zurückgeführt, was jedenfalls controvers ist, und in der griechischen Rede ohne ἀνάλογον wäre. Auch liegt die Zurückführung auf τῷ und das veraltete τῳ̃ς näher und genügt für den Gebrauch.

Der zweyte Excurs über ἐπὶ mit dem Genitiv der Bewegung setzt, wie der Verf. schon früher gethan, in ἐπί die Bezeichnung des Punktes, von welchem aus die Bewegung geht, und erläutert seine Annahme durch den hebräischen Gebrauch. Der dritte über die Form der relativen Absichtssätze bey Homer ruht auf der unhaltbaren Annahme einer Identität des Futurs und Conjunctives, da in dem Futurum, selbst im unabhängigen, ein Sollen stecken soll. Doch dieses ist nicht darin, sondern wird hineingetragen, und das Euripideische Fragment ἄρξουσιν ἄλλοι, τήνδ' ἐγὼ σώσω πόλιν, kann nicht übersetzt werden: „herrschen sollen andere," sondern die Bedeutung des Futurs bleibt, „andere werden herrschen, ich aber werde diese Stadt retten", was uns eine ganz andere und in sich sehr berechtigte Anschauungsweise gibt, die syntaktisch gefaßt auf ein während andere herrschen werden, werde ich die Stadt schützen hinausläuft.

Der vierte Excurs behandelt die Liedertheorie nach den Ansichten von Hoffmann, Curtius und Köchly. Gegen die von Lachmann mit wissenschaftlicher Schärfe durchgeführte Lehre von der Zusammensetzung der drey ersten Rhapsodien aus mehreren ursprünglich von einander unabhängigen Liedern hat der Verfasser in verschiedenen Anmerkungen die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß diese drey Bücher in der Gestalt, wie sie vorliegen, als ein Ganzes zu begreifen seyen, und stellt im Excurs mehreres darauf Bezügliche gegen die genannten Gelehrten nicht ohne Scharfsinn und zum Theil mit Glück zusammen, ohne daß dadurch die Hauptsache der Entscheidung näher gebracht wird.

Daß in der Form, wie die drey Gesänge vorliegen, sie ein Ganzes bilden, sogar ein nach Umständen und in der Hauptsache wohlgeordnetes und großartiges Ganze, ist für uns unzweifelhaft. Wie sie aber ein solches geworden, und ungeachtet der Verbindung verschiedener Stücke seyn können, ist eine andere Frage, auf die wir vielleicht später mit Bezug auf die hier vorliegende Arbeit zurückkommen.

Fr. Thiersch.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Das Hildebrandslied.

(Fortsetzung.)

Der Haken des *f* in dem berüchtigten *f*abnū 53. ist im Facsimile vom *f* etwas zu weit rechts entrückt worden und hat darum auch nach Jenes Erscheinen noch irre geleitet; der dahinter erscheinende Punkt ist in der Handschrift jetzt noch ungewisser geworden. Außer der in wabnū wegen Beengtheit des Raumes und Randes hervortretenden Abkürzung, die sich auch in stoptū 52. wiederholt, und außer der Verschlingung & in hera& und d& 18. und feh&a 22. kommt Abkürzung nur noch in dem schon angeführten heribtef 35. vor, das nach den kurz vorhergehenden hiltibra*n*t und heriba*n*tes 34. wohl auch nur in heriba*n*tes, nicht heriba*h*tes aufgelöst werden darf, obgleich 35. jenem abgekürzten heribtef hiltibra*h*t vorhergeht und der rechts unten vom h stehende Punkt schwerlich dem h gelten kann; während 28. in hadubra*h*t der obere Strich des h, wenigstens im Facsimile, angeschabt erscheint, um ein n daraus zu machen. Sichrer noch findet dieß in der Handschrift wirklich bey hiltibra*h*t in Z. 2. statt, wo am zweyten h oben bestimmt geschabt worden ist, um den Längenstrich zu durchbrechen, was weiter an einem rechts oben neben jenem sich befindenden Punkte, so wie an einem links unten noch mehr als im Facsimile angedeuteten Ansatze des n zu erkennen ist. Vielleicht lag in der Urschrift (wenn eine solche anzunehmen ist) überall eine gleiche Abkürzung vor, wie sie auch später bey solchen zusammengesetzten Namen in Handschriften gebräuchlich ist, woraus dann 25. hiltibra*h*t, 5. 11. hadubra*h*t hiltibra*n*tes sunu, 2. 14. hadubra*n*t hervorschwankte. Vielleicht beruht auf ursprünglich vorgelegener Abkürzung auch das verschriebene giftuontum, wofür die Handschrift nicht etwa giftuontun. zeigt.

Verschreibungen und Aenderungen, wie in dem besprochenen hregilo, wilimih, scal treten noch weiter zu Tage; in der schon besprochenen Z. 28. wurde, im umgekehrten Verhältnisse zu jenem hadubraht und hiltibraht 2., in *ih* offenbar das h aus einem n gemacht, so daß unter ih ein in oder wahrscheinlicher ni, als das halb vorgegriffene nu derselben Zeile lag. In dem gleich auf dieß richtige nu folgenden huldi wollte der Schreiber zuerst hud*i* schreiben; das zeigt das l des Facsimile's, noch mehr die Handschrift.

Manche Züge hat das Facsimile zu stark ausgeprägt: so in ir*m*ingot 24., wo man sonst versucht werden könnte, am mittleren Striche des m ein angefangenes r, als hätte der Schreiber irr — im Sinne gehabt, zu sehen. Eben so ist in hadubrant 14. der Haken links am n zu stark gezeichnet; gleichmäßig nach habbe 24. und wurtun 53. der Punkt, während die Punkte nach minef 19., skihit 38. in der Handschrift wieder kräftiger und klarer erscheinen und auch nach frotoro 7., gileitof 26., funo 38. entschieden, nicht ganz so klar nach fater 14. Punkte stehen; Spur davon auch nach fatarungo 3., hier sogar mit einem feinen Striche, wie nach gudhamun 4. im Facsimile. In Z. 15. findet sich am h in gih ueit rechts in der Mitte noch ein kleiner Strich nach rechts aufwärts

(ſ), in huitte 52. ein ſolcher unten vor dem e, was in Betreff der Hebungen nicht unwichtig ſcheint. In folche 8. ſtehen unter dem h zwey Punkte (in folchef 22. nicht); über dem verſchriebenen l in hregilo ſteht noch ein Punkt. In detrihhe 18. ſieht die Anlehnung des t an r aus, als hätte ein o darunter gelegen, wie es in deotrichhe zu Tage tritt. Dètrihhe aber (und dèt) dürfte in Bezug auf urſprüngliche Mundart unſers Gedichtes von Gewicht ſeyn, obgleich das letztre (d&) Verfrühung zu ſeyn und, ſelbſt ſehr erloſchen, in der Handſchrift auch durchgeſtrichen zu ſeyn ſcheint. Ueber dem t in ſtuontum 19. befindet ſich in der Handſchrift noch ein dicker Strich von derſelben Tinte, der aber nicht mehr durch die Spuren des erloſchenen & in jenem d& hinaufreicht. — Eine weitere Verfrühung tritt wohl in min 11. (ſtatt mir) kurz vor al irmindeot zu Tage. mi in jenem mi d. h. etwa ein angelſächſiſches r ſtatt des n zu vermuthen, verbietet der klare, feſte, ſenkrechte Strich des n rechts in der Handſchrift. Dennoch kann die Aehnlichkeit der beyden Buchſtaben in der Vorlage (n und r) gewirkt haben (freylich ſteht 9. 33. mi, doch mir 40., wie dir 28. 30. 44. 47.); vielleicht wirkte ſolch r auch in rihtun und garetun 3., obgleich in letzterem der untere Haken des r. im Facſimile etwas zu ſtark angegeben und umgebogen iſt, während im erſten r in ummet tirri 20. die Umbiegung in der Handſchrift faſt noch kräftiger erſcheint, ſo daß Wackernagel dadurch wohl noch mehr für ſein ummet tiuri beſtärkt werden könnte. In fatererеf 19. wirkte vielleicht die Aehnlichkeit zwiſchen einem angelſächſiſch-ſächſiſchen r und ſ; man vergleiche nur das r von arundi in Schmeller's erſtem Facſimile zum Heliand, Z. 7 [3]). In uſere 12. iſt vielleicht aus jenem ſelben Grunde die mangelnde Alliteration auf ſ zu ſuchen.

3) Aehnlich giebt bekanntlich, wahrſcheinlich wegen Naheliegens der gothiſchen ᚱ und ᚴ, das gothiſche Kalenderbruchſtück frithareikeikeis ſtatt des einfachen frithareikeis (oder frithareikis).

Die Handſchrift des Hildebrandsliedes zeigt ferner die in ſippan 26. und ſageſ 9. anlautenden ſ feſter ausgeprägt als im Facſimile; eben ſo iſt das n in gimeinun 48. beſtimmter von i getrennt; das Facſimile würde mehr nöthigen, an ſich nicht uneben, gimêniun anzunehmen. Das zweyte i in dirit 28. iſt gleichfalls deutlicher in der Handſchrift; eben ſo das offene cc in ubar 4., obſchon es im Ganzen ſchwächer erſcheint als im Facſimile. Der Flecken in feh&a 22. iſt im Facſimile gleichfalls zu ſtark angegeben, eben ſo vor banun 41., wo derſelbe übrigens ſchon von ſceritun 40. an bis hauſan 42. durchreicht. Das & hinter hera 18. iſt jetzt noch mehr erloſchen, als das F. zeigt. In Z. 52. ſteht chludun etwas näher zu bort; he$^{v}$un 52. hat in der Handſchrift die im Facſimile hervortretende Spur eines am p erſcheinenden u (hevuun) nicht; dagegen erſcheint am f in fortoſ 32. rechts oben ein kleines Häkchen f$^{v}$ortoſ. Das wichtige, bisher w. ttu geleſene, Wort (Z. 24.) bietet nach Vorlage dreyer unabhängig von einander gefertigten Facſimile's weder Raum für ein zweytes t, noch, wenn man jenes gegen die Thatſache der Schrift feſthalten wollte, für ein i oder a oder ſonſt etwas. Das beginnende p, breiter und größer gehalten als jedes andre der Handſchrift (vielleicht weil es die Rede Hildebrand's anhebt), rückt unmittelbar an den vor dem wirklichen t ſtehenden Schriftzug (e?? i? a?) und erſt dadurch wird der noch weiter rechts, als im Facſimile ſtattfindet, gerückte Haken als zum p gehörig begründet und dieſes ſomit als Anlaut b beſtätigt. Wie man aber auch über jenen zwiſchen p̂ und t ſtehenden Zug urtheilen möge, ſicher iſt, daß die beyden nach dem t folgenden ſenkrechten Schriftzüge, die im Facſimile faſt getrennt erſcheinen, in der Handſchriften unten auf das beſtimmteſte verbunden ſind. Mit dem länger hinabgehenden zweyten Striche vergleicht ſich u in prut 17. und i in hættj 13., mitj 53., muottj 49. —

Alle dieſe Dinge können klein und bedeutungslos erſcheinen und doch hängt, wie nach einer mittelalterlichen Sage, Neapel an einem Ey, ſo an ihnen, als der Grundlage, oft der Aufbau des ganzen Ver-

ständnisses. Daß das geübteste Auge selbst über unmittelbarster Beschäftigung und Beschauung solcher Schriftdenkmäler wie umflort werden kann [4]), zeigt das bereits besprochene wilimih 31., das selbst in der Vorrede zum Facsimile noch als wilihu (h) genommen wurde (vergl. Gramm. III, 771.), wogegen die wiedergegebenen Züge, mehr noch die Handschrift gleich hätten wahren sollen. Lachmann erkannte aus dem Facsimile das Richtige (S. 27.), während *m*itj 53., was Schmeller zum Heliand (II, 78) als *m*itj auffaßte und die neuesten Herausgeber nicht abermals als :nitj hätten drucken lassen sollen, sich damals noch entzog (S. 35, 18, 38.), gleich wabnum, das als wa*m*bnum selbst 1839 noch in Wackernagel's Lesebuche forterbte und erst im Wörterbuche dazu der Vollmerschen Lesart wich, wie es Schmeller (nach S. 78. 125) schon 1840 resp. 1830 erkannt hatte.

W. Grimm hat in der Vorrede zum Facsimile und in den Götting. Anzeigen 1830 St. 48. die Behauptung aufgestellt, daß die obersten 8 Zeilen des zweyten Blattes unsres Gedichtes (Z. 25 — 32. des Facsimile) bis zum vorletzten Worte inwit von einer andern Hand geschrieben seyen, und dafür geltend gemacht, daß auf Bl. I. und wieder nach Z. 32. auf Bl. II. gima*h*alta und funo, innerhalb jener Z. 25 — 32. dagegen gim*a*lta und fun*u* geschrieben werde; hier ferner ^*p*uortun, dort wortum, dort wilihuh, hier waniu ih 23, gisihu ih. 35. Von diesen hervorgehobenen Worten fällt jedoch, wie wir sahen, wilihuh an sich fort (hat doch der vermeinte zweyte Schreiber auch gib*u* 28., wie heittu 14.); sodann steht weder die Schreibung ƒu — noch das n im geltend gemachten ^*p*uortun 31. so vereinzelt da, indem die Verbindung ƒu — auch mehrfach auf Bl. I. erscheint und zu jenem dine*m* uuortu*n* auf Bl. I. neben fôhe*m* auortu*m* 8, chônne*m* mannu*m* 23, de*m* fciltim 51 (auch hruftim 36, afkim 50), auch gut sächsisch heriu*n* tuèm 2, æno*n* muotin 1. und auf Bl. II. fcarpê*n* fcûrim 50. und, nach ftôptū 51. zu schließen, vielleicht auch wâpnu*n* 53. auftritt. Aber auch funu 29. erscheint schon auf Bl. I. in Z. 3. 6. 12., während funo erst Z. 34. 35. des II. Bl. (vergl. êniger*u* 41. zu dero 5.) [5]). Von allen jenen Beweisstellen für die Hand eines zweyten Schreibers bliebe demnach nur das einmalige gimâlta neben dreymaligem gimahalta 6. 11. 35. (und birahanen 45.) stehen, man müßte denn bo*u*ga 27. gegenüber ra*u*ba 45., ha*u*wan 42. und ta*o*c 44. geltend machen wollen, oder dinc (neben chuning), wan*t* 26., uun*t*ane 26., ga*p* 25. (neben lib!), fippan 26., *p*ift (neben *b*ift!), gi*t*an 27., *t*ruhtin 28., wogegen aber da*t* 25., i*t* 28. und ab henane 25. entschieden widersprechen, so wie oberdeutsche Auslaute unverändert durch das ganze Gedicht laufen. Beyde vermeinte Schreiber gebrauchen auch die Mischung von -braht und -brant in den Eigennamen völlig gleich. Schon Lachmann, obgleich er die überraschende Entdeckung Grimm's aufnahm, fügte doch das Bedenken hinzu: „Wie die beyden Schreiber dabey verfuhren, ist wohl schwer zu sagen [6])." Ich meines Theils möchte den Schriftgeschwornen sehen, der in den Worten gêrû fcal man 29., ummet fpâher 30., fperû ƒerpan 31. 32. pp. eine andre Hand nachzuweisen wagte. Mischung kleinerer und größerer Schriftzüge bietet uns auch manche andre Zeile der Handschrift und namentlich das ganze zweyte viel verengtere Blatt dar (vergl. Z. 33. 51. ꝛc.), und die vorzugsweise

4) „Wer ähnliche Denkmäler bearbeitet, wird die Erfahrung machen, daß einige Dunkelheiten sich zuweilen erleichtern, nachdem man den Text eine Zeit lang ruhen gelassen und hernach wieder frischen Auges betrachtet." Grimm. Altd. W. I, 324.

5) Dieß Alles bemerkte übrigens schon Dr. Wilbrandt (S. 13).

6) Noch schwerer freylich sind Dr. Wilbrandt's zwey sich folgende Abschreiber zu reimen oder zu scheiden; einer ist ihm ein „niederdeutschelnder fränkischer Bearbeiter, der das Sächsische (z. B. in fuafat) verunreinigte;" ringa ohne h beurkundet ihm den Copisten, birahanen mit h den Bearbeiter u. s. w.

verkümmerten Wörter dat 25., ꝑant 26., so imo 27., nubi 28., mit 29., dir 30., ꝑuor|tun 31., die alle ziemlich senkrecht unter einander stehen, haben sämmtlich im Facsimile etwas von ihrer urkundlichen Breite eingebüßt, weil sie in jene bereits geltend gemachte, senkrecht durch das ganze Blatt gehende Falte hineinfallen: in imo 27. z. B. steht das i in der Handschrift nicht so nahe zum m. In dem thatsächlichen Engerwerden der Schrift gleich in den ersten Zeilen des zweyten Blattes kann ich keine andre Erscheinung sehen, als die Sorge des mit Bl. I. ziemlich verschwenderisch umgegangenen einen Schreibers, für sein Lied am Ende nicht auszureichen, wie er denn auch, trotz fortgesetztem engeren Schreiben, auch nach Z. 32. (gegen Bl. I. gehalten), zu unserm Leidwesen wirklich nicht ausreichte. Das letzte Wort der Seite, jenes ꝑabnū, zeigt, wie er wenigstens das zur Alliterationszeile (ge|wigan miti |wâpnum) gehörige Wort herüberzuziehen noch bemüht war. Die Handschrift, darin das unschätzbare Bruchstück auf erster und letzter frey gebliebener Schutzseite derselben aufbewahrt wurde, umfaßt bekanntlich 9 Lagen, deren 1 — 5. und 7. 8. aus vier, 6. und 9. aus fünf Doppelblättern bestehen; dem sonstigen Texte geht nichts ab. Möglich, daß der Schreiber unsers Gedichtes ein Beyblättchen einst zufügte, da nicht anzunehmen ist, daß ihm der Schluß des Liedes, welcher den Wendepunkt des Ganzen, die schmerzliche und wiederversöhnende Lösung, enthielt, nicht bekannt gewesen, oder nicht vorgelegen haben sollte.

Die Annahme derer, welche mündliche Ueberlieferung oder auch Aufschreiben aus dem Gedächtnisse (gar nach dem Vorsagen?) geltend gemacht haben, verrede ich in so fern nicht, als der Schreiber auch beym Abschreiben selber des Liedes mächtig gewesen seyn mag; manche Umstände aber lassen doch vorzugsweise auf ein Ab- und zugleich auf ein Ueberschreiben aus einer Mundart in die andre schließen, wobey sich dann nur einfach früge, aus welcher in welche? Daß sich Ober- und Niederdeutsch, etwa „Fränkisch und Sächsisch" hier räthselhaft mischen (ob zu „thüringischer" Mundart?), liegt in jeder Zeile, jedem Worte zu Tage. Aber war gist*uo*nt 7. und gist*uo*ntum 19. ursprünglicher oder gistô*n*tun 21. und gistônt 51.? Eben so dêtrihhe 18. oder detrihhe 18. oder deotrichhe 21. und theotrichhe? Und deutet in letztrem Worte das th, vereint mit dem drey(vier)maligen đ auf sächsische Vorlage, wozu sich seggen 1. (genüber sages 9., sagetun 12. 33.) gesellt? Was ist das Ursprüngliche in den wunderbaren Mischungen *g*udhamun 4., gudea 47. und *ch*ud 10. 23., se*h*stic 39., su*a*sat, *ch*ind 41. 42., *ch*ind in *ch*uninc rîche 10., *ch*eisuring*u* 27., *ch*uning *gap* 27. neben li*b* 24., *p*ist 32. neben *b*ist 30., prût neben *b*ûre 17., harmlîcco 52. neben aodlî*hh*o 42., welî*hh*es 9., *th*eotri*hh*e 15., *d*eotrî*chh*e 21. und dêtrî*hh*e 18., endlich rî*ch*e 10. 37.; folche 8. 22. (folc 40.); nicht minder rec*ch*eo 37., dem dabey das sächsische *w* fehlt.

Wie erklärt sich ferner das sächsische und ursprüngliche helidôs 4. (dem L. in Z. 3 sunufaturungôs nachbildete) dicht neben dem „fränkischen" ringâ 5. (und bougâ 27, raubâ 45), dem wieder das h fehlt, wie dem wer 8., welihher 9., we (r) dar 48, während es in bi*h*rahanen 45. und gi*h*ueit 15. fälschlich hinzugefügt erscheint? Sollte vielleicht bih rahanen (so steht geschrieben, wie gih ueit) auf eine Vorlage, die Aehnliches zeigte wie das angelsächsische big in bighýdig, bigleofa, bigvord, bigvist, bigstandan u. s. w. hindeuten? [7]) Unser Lied gewährt sonst gi-si*h*u ih 35, während in den Fragment. theotisc. (Wien, 1841) I, 3. ga*h*sahhun gelesen wird.

(Fortsetzung folgt).

7) Das *h* in bi*h*rahanen könnte aus seinem zweyten verfrüht, oder auch aus dem in der voraus gehenden Zeile nahe stehenden *h*rusti verirrt seyn.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.


## Daſz Hildebrandslied.

(Fortsetzung).

Im vorgenannten werdar 48. fällt zugleich das oberdeutsche r auf (Gramm. II, 795. III, 260), das auch in erdo 49. neben zweymaligem eddo 8. 42. wiederkehrt. — Wer erklärt ferner die bunte Mischung der Selbstlauter in môtti 48. neben muotti 45., muotin 1.; gôten 36., frôte 7. 13., chônnem 23. und das entschieden sächsische ôdre 10. neben cnuosles 9. (und fuortos 32.)? friunt 19., hiutu 48., liuti 12. 46. neben deot 11., deotrichhe 21. 15. (u. dêtrihhe 18.!), sceotantero 40., iu 24. neben eo 20, 22, 40? staimbort 52. 53. neben cheisuringu 27., gileitos 26., gi(h)ueit 15., gimeinun 48., heittu 14. und neben uuêt 10., bedero 49., tuêm 2., ênic 45., enigeru 41., enan 9., ænon 1.? [8]) Auch das Schwanken des reinen ƀ (26mal nebst jenen zweyen Malen für hv —; vgl. haufan 42., heƀun 52.) in ƀu (2mal), uu (5mal: vgl. uualtan 49. neben ƀaltant 38.) und u (heuane 25.; dazu huitte 52., fuert 4. 42., fuafat 41., tuem 2.) kommt hier in Betracht, so wie das Vorkommen des ƀ überhaupt in Verbindung mit jenem d, welche für (angel)sächsische Schriftvorlage in die Schranken treten. Wir erinnern hiebey an das weiter oben über ƿ und ſ Gesagte. Ik tritt sechsmal auf (14., 23., 28., 35., 39., 45.), ik nur zweymal (1., 9.); aber sein k, verbunden mit skihit 38. und besonders mit asckim 50. (vgl. reccheo) 37., neben sc — 50., 51., 52., 40., 41., dürfte auch wohl an sächsische Vorlage erinnern.

### II.

Nach dieser nochmaligen Besprechung der äußeren Schriftbeschaffenheit unsers Liedes, wozu die uns vorliegende Doppelarbeit wenigstens negativ aufforderte, indem sie auch darauf, zu ihrer eigenen Einbuße, gar keine billige Rücksicht genommen, wenden wir uns zu ihrer Textbegründung, so wie Wort- und Sacherklärung, nicht minder der Stabherstellung, welche sich die vereinten H. nach jenem Eingangs (Sp. 458) mitgetheilten Versmaßbekenntnisse vorzugsweise zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen.

Grundgesetz für jede Erklärung solcher altdeutschen Sprachdenkmäler, von denen wir obenein nur eine Handschrift (dazu in so räthselhafter Spracherscheinung) besitzen, bleibt ohne Zweifel, einmal so wenig wie möglich am vorliegenden Texte zu rütteln und zu verrücken, sodann die Erklärung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb des Gebietes zu suchen, das uns die übrige deutsche Dichtkunst erschließt. In jenem ersteren Sinne dürfte die Prüfung der Handschrift, wie wir sie eben erneut vorgenommen haben, im Allgemeinen

8) Die doppelte Schreibung in chônnem 23., lêttun 50., urhêttun 1., môtti 48. und muotti 49. (gegen muo|tin 1. 2.), huitte 52., haetti 14., heittu 14., harmlicco 52, aoddihho 43. ꝛc.) eben so in der Kürze seggen 1., habbê 24. (neben habês 15. 36.), sitten 17., luttil 16. 53., sippan 26., ummettirri 20 (neben ummet spâher 30.) kommt auch in Betracht.

das Ergebniß bieten, daß der Schreiber, im Einzelnen zwar flüchtig (vgl. sih = dero = hiutu hregilo 48.) scal 41., he$^{v}$ſun 52., mi*n* . . . . , ir*min* 11., hiltçu 5., hr*u*men 49., . iro . 4. u. s. w.), sich doch im Ganzen keine wesentlichen Umstellungen größerer Wortverbindungen oder Lücken und Verwirrungen des innern Fortschrittes im Gedichte (etwa aus Gedächtnißfehlern) habe zu Schulden kommen lassen, ausgenommen vielleicht die Worte quad hiltibrant 44., welche L. daher schon ausstieß, und unti deotrîchhe darbâ gistôntun 21., die allen Auslegern außer Wackernagel Wiederholung aus 18. (sîd dètrîhhe darbâ gistuontun) zu seyn schienen, während Jener sie sich durch Aenderung des ummet*t* - irri 20. in ummet - t*iu*ri (vgl. oben Sp. 467) zu sinnretten suchte. Der kleine Zusatz ur lante 39., der wider das Versmaß anstreitet und wohl nur zur Erklärung von wallôta hinzugefügt wurde, wird durch der neuesten Herausgeber Auslegung nicht gerettet, wogegen das gleichfalls Beanstandete mit sus sippan man 25., 26. sich, als sinnnothwendig, wohl wird halten lassen.

Daß die neuesten Herausgeber auf diesem Gebiete der Ehrfurcht vor überlieferten Schriftzügen und Sprachklängen überaus willkürlich mit Stellung einzelner Worte, ganzer Sätze, ja Abschnitte umgegangen sind, werden einzelne Beyspiele sogleich näher belegen. Was die zweyte Hälfte unsers eben aufgestellten Grundsatzes, die Einstellung unsers Gedichtes in den Kreis und Kranz deutscher Dichtung überhaupt, betrifft, so hat inzwischen erweiterte Forschung in der altsächsischen und namentlich angelsächsischen wie nordischen Dichtkunst uns die Ueberzeugung von der frischesten und unmittelbarsten Zugehörigkeit unsers Gedichtes zu dem allen deutschen Völkern gemeinsamen Ringe „sinnlicher und sittlicher Anschauungen" (J. Grimm zu Andr. und Elena, S. XXXVIII) erfreulich bestätigt und gestärkt. Von Ausdrücken, wie ibu dir dîn ellen taoc 44., der sich jüngst im Angelsächsischen wörtlich wiedergefunden hat: ibu (oder thonne) his ellen deah, sagt Grimm (a. a. O. S. XLII.), daß er kaum ein merkwürdigeres Beyspiel des beharrlichen, gemeinsamen Festhaltens an uralter überlieferter Weise wüßte. Aber auch andere Ausdrücke unsers Liedes, nicht nur irmingot, irmindeot, raub (ags. välreap), chône (ags. gârcène man), rahanen (nord. râna), cheisuring (ags. câsering) u. s. w., finden sich wieder: barn unwahsan 17. (ags. bearn unveaxen, eafora unveaxen), arbeolaosa 17. (Kind wart her faterlôs im Ludwigsliede); scarpên scûrim 50 (Heliand 156, 21. scarpon scûrun; vgl. ags. scûrum heárd, scûrheárd, îsen-scur ꝛc.), wuntanê bougâ 36. (ags. vundene beágas, vgl. Hel 16., 24. wundan gold = vunden gold Cädm. 116. 124, 30. Beov. 2387. 6262.), sęolîdante 20. (Hel. 89., 10.), ti banin uuerđan (Hel. 19., 17., 158., 20. afrs. to bona makja), uuelaga nû uualtant god (Hel. 135, 16. uuela oder uuola uualdand god; vgl. uuola craftig god 153.), ik gihôrta dhat seggen (ags. secgan hyrde) u. s. w. Hieher fällt nicht minder der wohlthuende Gleichgebrauch der Partikeln sô 32., 40., dat 25., 28., doh 43., 46., dar 39., die Nachstellung des se 3. und her 15., 23., 26., welches letztere das Ludwigslied besonders reich verwendet.

Diese Auffassung oder Einfassung unsers Liedes, verbunden mit dem gleichlaufenden Ergebnisse über Versmaß wie Alliteration, haben unsere neuesten Herausgeber schwer verletzt. Wer nur irgend, wenn auch keine Ader, so doch etwas Ahnung von Achtung vor Dichtkunst hat, wird das frische, wohlbegründete Bild: dô lèttun se ærist askim scrîtan 40. (Hildebrand und Hadubrand waren nach Z 5. zu Rosse), wie man scrîtan auch deuten mag, nun und nimmer in dô rætun se ærist askim s*t*rîtan abschwächen [9]). Abgesehen davon,

9) Wunder, daß sie mit demselben Mittelchen nicht auch breton 42. (das wohl nur brêtôn, ags. breótan seyn kann; weil ags. brëttan wohl auch bre*tt*ôn in unserm Liede herbeygeführt haben würde) in brëcôn verwandelt haben, wofür das ahd. brëchôn (affligere), das gothische brakja oder braki (lucta: Eph. 6, 12.), das ags. brëcan (ofar bäđveg) für scipan (navigare trans mare)

daß die angenommene Bedeutung des untergeschobenen rætun („begannen") auch noch bewiesen werden müßte, so nahmen die H. zwey gewaltsame Aenderungen des hier klaren und auch in Hinsicht der Alliteration kein Bedenken tragenden Textes vor [10]), um ein solch mattes Echo eines vollen Urklanges herbeyzurufen. Schon Lachmann (S. 33), ausführlicher noch J. Grimm (Gramm IV, 640. 643.) hatte hinlänglich aus der alt- und mittelhochdeutschen, so wie angelsächsischen Dichtkunst jenen Sprachgebrauch (scrîtan, gân, strîchan, hleapan, fleogan, fliota pp.) von Pferden (hros, mearas), von Schiffen, von Pfeilen u. s. w. erörtert, auf welchem Gebrauche ja selbst noch unsre neuesten Ausdrücke rennen (d. i. rannjan, laufen machen) und ansprengen (d. i. sprangjan, springen machen) ꝛc. beruhen. Zwar hat Grimm (IV, 709.) diese Auslegung zurückgenommen und auf das gothische skreitan (scindere), disskreitan gewiesen. Aber gôten 36., liuti 12. 46., liutu 48. lassen doch auch das oberdeutsche scrîtan neben scolidante 33. festhalten; und konnten schon Pfeile scûras bereiten (lèton fordh fleogan flâna scûras: Judith 137., 661.), um wie viel mehr die eschenen Lanzen. —

In Z. 26. unsers Liedes ist den H. weiter zu stark oder unglaublich, daß die wuntanè bougâ nur von Einem cheisuringû oder Drachmen gemacht seyn sollten (S. 14.) und lesen sie deßhalb cheisuringum. Schade daß nicht auf gut Baskisch etwa eine Dual- oder Tri(vi)alform zu Gebote stand, um noch lothgerechter angeben zu können, aus wie vielen bisandingen jeder einzelne boug (bôg, beâh) gefertigt (gitân) worden sey.

Die Poesie scheint die H. überhaupt zu belästigen. Auch an dem klaren stônt 51. nahmen sie Anstand und Aergerniß und zwängen mit Wilbrandt (S. 127.) gewaltsam stôntun heraus oder hinein, als wenn das hier doch auch fehlende se oder sie (vgl. 52. 4.) nicht auch das Fehlen von it rechtfertigte, das Z. 28. aus ganz andern Gründen nicht fehlen darf. Eben so ist den H. in Z. 73. de ær hina warun das letzte Wort ein Stein des Anstoßes, und muß dafür das viel mattere fuarun herbey, das nach fôrtos 32. doch wohl fôrun geworden seyn würde. — Aber gleich von vorn herein im Liede zerstören die H. eine der bedeutsamsten Sprachformen und inneren Beziehungen des Gedichtes (auch als Kunstwerkes), indem sie Z. 3. sunufatarungô in sunu anti fatar ango verwandeln, wobey sie, auf dieses ango („sorgsam") nicht wenig sich zu Gute thuend [11]), gar nicht merken, daß sie durch anti alles Versmaß zerstören, und Dr. Vollmer noch erst beweisen soll, daß man sunufatarung „bisher allem wortbildungsgesetze zum troze" für ein Wort genommen habe, während L. nur nach tuem einen Punkt setzte und sunufatarungôs gelesen wissen wollte, Schmeller dagegen (Hel. II, 107.) sunufatarungô für den von heriun abhängigen Genitiv nahm.

Wie in Z. 50. lèttun sich zu rætun bequemen mußte, so wird in Z. 18. heræt [12]) oftar hina d& sid detrihhe darba gistontum (Lachmann's

---

treffliche Folie dargereicht haben würde. Vgl. agf. bânhûs gebræc (corpus ei fregit); doch auch billum abreótan und sogar bille gebeáten.

10) Scritan scheint sogar einen Vorklang der nachfolgenden Alliteration (scarpên scurim ..... sciltim) zu bieten, den man auch im gleich folgenden stônt 51. (zum folgenden stôptun ..... staimbort —), nicht minder in wurtun 53. (zu giwigan mitj wâpnun), vielleicht auch in Z. 31 wird zugeben müssen.

11) Dasselbe that gewiß zu seiner Zeit auch W. Mohr (das Lied von Hiltibraht und Hadubrand. Marburg, 1836. 8.) auf seine Deutung von sunufater-ungo als unz, so wie von far durch Platz, Ort, Stelle, ringa durch Kampf, muot durch Wort (französ. mot und sanskr. mutsch, tönen) wittu durch gieb, verleih, staimb-ort u. s. w. u. s. w.

12) In dem gegen seinen Ausgang neuerdings immer mehr erlöschenden hera& fehlt ein r; man müßte denn hier, gegen das öftere her der Handschrift, he lesen wollen.

kühne Parentheſe, Wackernagel's Streichung von det ſind bekannt) weit kühner in arbeo laoſa her *læt aftar ſina deot* verwandelt und damit das in Z. 19. dichteriſch friſche her furlæt in lante ꝛc. nochmals glücklich verwäſſert uns aufgetiſcht. Noch glücklicher iſt Z. 23. ni wâniu ih iu lîb habbê geheilt worden, indem dafür äußerlich gewaltſam verrenkt, innerlich nichts gebeſſert, ni wâniu inan lîb habbên geleſen wird. Der Alliteration iſt dadurch natürlich auch nicht im Geringſten aufgeholfen worden, die auch in Z. 12. (wovon nachher) keine Beſſerung erfahren hat. Ni wâniu inan lîb habbên raubt dem wâniu ſein ih (vgl. 35.), dem ni ſein iu, denn man wird doch wohl ni (wâniu ih) iu lîb habbê zu leſen oder zu deuten haben. Die Zeile iſt dem Liede übrigens nothwendig; ihre Alliteration (nicht ſo ihr Vermaß) ließe ſich leichter feſtſtellen, wenn man ni gi | *l*oubiu ih iu | lîb habbê läſe, wobey nur ſtets iu ſtatt des häufiger gebrauchten eo. 21. 40. und neo 25. auffällt. Schwerlich wird man, wozu das Loch der Handſchrift ſonſt das Recht gäbe, ni wâniu, ib' iu lîb habbê leſen wollen, nach dem altſächſiſchen if für ibu, welches letztre unſer Gedicht 9. 44. 45. gebraucht. Auf keinen Fall darf man zu | wâniu das die folgende Stabzeile beginnende | w. tij ziehen. Die vorher verſuchte Klammer aber dürfte wenigſtens nicht ſo bedenklich ſeyn, als die des Dr. Vollmer in den Worten piſt alſô gialtet man 32., wo derſelbe das letzte Wort für puto, δοκῶ (piſt alſô gialtêt, man, ſô . . . .) nehmen will. —

Was die Alliteration betrifft, ſo ſind die H. auch ihr zu Lieb' (und zu Leide) mit dem „urkundlichen texte" auf das Gewaltſamſte, ja Wildeſte umgeſprungen, während hier vielleicht, grade im Zuſammenhange mit ihren keckſten Umſtellungen ganzer Sätze mehrfach, leichter oder tiefer zu heilen geweſen wäre. Uſere liuti 12. bleibt gänzlich unbeſprochen; | chud was er | chônnêm mannum 23, wo L. nach was er ein Glied (allêm? managêm??) vermißt, ward gleichfalls nicht geheilt, ſondern blieb grade ſo verkürzt, wie die vorausgehende Zeile (her was eo folches at ente, imo was eo feheta ti leop) lang, nur daß die H. hier feheta in fehta, wie 47. das gute uuel in uuela veränderten. Dagegen brechen dem gleich ſchönen Anfange der Z. 10. | chud iſt mir al irmindeot, der zugleich auf das vorausgehende | chind in chuninerîche ſchön ſtabreimt, die Herausgeber, weil ſie chind (warum nicht reiner alliterirend chnapo oder chneht?) aus Z. 10. gewaltſam zu cnuosles (oder wie ſie „berichtigen" chnuosles) verſetzen, die ſchöne Spitze; ſie ſtellen (ähnlich wie Dr. Wilbrandt S. 51.) um in | chuninerîche iſt mir | chund al irmindeot: ſo „ordnen ſie die verſe, ohne die ſilben ängſtlich abzuzählen oder zu meſzen, einfach nach maſzgabe der ſtäbe" (S. 20.). Cnuoſſef, in der Handſchrift ſo klar wie im Facſimile, iſt einer der trefflichſten Kenningar, und verlangt darum Rettung. In | fireo in | folche, das ſelbſt ein ſchönes wiederkehrendes Bild iſt und deſſen Ausſtoß doch wieder einen neuen Stabreim (oder zwey) zu cnuosles nöthig machen würde, kann die Störung oder der Fehler nicht geſucht werden; es muß daher wohl zwiſchen | fireo in | folche und eddo Ausfall angenommen werden, der die Alliteration zu jenen Worten und eben ſo zu cnuosles berührt. Ich führte vorhin knêht ꝛc. an; Heliand 17, 2. alliterirt Ik giſihiu that gi ſind ediligiburdiun | cunnies fon | cnôsle gôdun; das Angelſächſiſche bietet auch cneorîm. Wollte man cnuosles verwandeln, ſo würde Wiederholung von folches oder die Zuſammenſetzung folccnuosles (oder *ferh*cnuosles?) matt ſeyn, | fireo in | felde (oder foldu) eddo welihhes ‖ folches nicht viel friſcher. Beſſer würde uns ſchon das longobardiſche fara dienen.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Das Hildebrandslied.

(Fortsetzung.)

Ungewarnt durch Lachmann's Wink, daß in Z. 1. ur|hettun nicht auf gi|hôrta stabreimen könne (woran Dr. Wilbrandt S. 30. zweifelt), haben die neuesten Herausgeber dieß dennoch gethan, haben sich dadurch aber natürlich „einfach nach maszgabe der stäbe“ genöthigt gesehen, die Alliteration von vorn herein vorwärts zu wälzen und umzuwerfen. L. schreitet, indem er ik gihôrta dhat seggen auf sich beruhen läßt und zuerst dat sih |urhettun |ænon muotin alliterirt, mit der Alliteration auf das Ungestörteste bis Z. 6. fort, wo er erst heribrantes sunu, als die Alliteration von her uuas |hêrôro man auf das vorausgehende | hiltibraht gimahalta störend und weil jene Kennzeichnung Hildebrand's hier noch ganz unangebracht ist, heraus wirft. Wie anders verfahren die neuesten Herausgeber! Zuerst treten sie sesquipedal mit der Langzeile Ik gi|hôrta dhat seggen, dhat sih ur|hettun ænon muotin; sodann, da sie in Z. 5. 6. |hiltibraht gimahalta |heribrantes sunu alliteriren, werfen sie (etwa aus Pietät vor dem Dastehenden?) das Folgende her uuas heroro man ferahes frotoro frisch um (h. uu. |frôtôro m., | ferahes hêrôro), und nun wälzt sich die Lawine der Alliteration unaufhaltsam weiter auf her |frâgên giftuont ‖ fôhêm uuortum, hwer sin |fater wâri ‖ fireo in | folche, so daß sie hier mit einem Male in der zweyten Stabzeile zu zwey Alliterationen gelangen. Durch diese Umwälzung werden sie dann weiter zu jener vorher besprochenen Versetznng von chind aus Z. 10. zu cnuosles in 9., somit aber nochmals weiter zu jener Verrenkung von Z. 10. u. 11. getrieben.

Eine noch größere Umstellung, die mit der Deutung des Sinnzusammenhanges oder der Handlung im Liede zusammenhängt, erlauben sich die H., indem sie (als durch Wiederholung von uuela in Z. 35. u. 37. scheinbar berechtigt) Z. 37 — 46. vor Z. 35 — 37. rücken, wodurch hruftim in Z. 36., das die Alliteration stört, als aus dem dann sehr nahe rückenden hrusti der Z. 44. wiederholt erscheinen könnte. Die H. ändern aber jenes nicht, und doch lag hier die Heilung vielleicht näher. Da nämlich in Z. 37. 38. | welaga nû ‖ waltant got auf *w*ela alliterirt wird (vgl. Hel. 93, 3.), so könnte man in Z. 36. nach Z. 53. | wela gisihu ih in dînêm | wâpnum ändern oder, wenn man hier die Alliteration auf gi|sihu ih vorzöge; nach Z. 3. in dînem | *f*arvim. In beyden Fällen würde wenigstens den Anforderungen des Vermaßes besser Genüge geleistet, als durch das gewaltsame Einkeilen der Worte quad |hadubrant, um auf |hruftim zu stabreimen; wobey, abgesehen wieder von irgend welcher Anforderung des Versmaßes, nicht bedacht worden ist, daß solche sinnerläuternden und erleichternden Zwischenwürfe (quad . . . .) nie alliteriren, wie Z. 24: 25. 38. 46. hinlänglich lehren, während sie in Z. 5: 6. 11: 12. 28: 29. 35. ihre Bedeutung und Kraft haben. Noch schlimmer aber ist von jenem halben falschen Mittel in Z. 28. Gebrauch gemacht worden, wo unerhört verschlungen „berichtigt“ wird dat ih quad, dir, | hadubrant, nû bi

| huldi gibu [13]), während hier | huldi auf | huneo trehtin den höfudstafr abgiebt. Natürlich müssen die H. dann auch wieder weitere Stabversetzung (| truhtin auf gi|tân ꝛc.) vornehmen. Wer solche Verrenkungen zu wagen Muth hat, muß kein angelsächsisches Gedicht, nicht mal den altsächsischen Heliand gelesen haben.

Zu den Zeilen 25. 26. dat du neo danahalt [mit sus sippan man] dinc ni gileitôs hielt L., indem er die eingeklammerten Worte ausschied, die Alliteration |dat du neo |danahalt auf ‖dinc ni gileitôs fest; die neuesten Herausgeber kehren das Ding um, indem sie, auf sus sippan man die Alliteration suchend, | facha für dinc aufstellen. Das klingt ganz schön, insofern facha (agf. fæcce), gleich dinc, Streit, Kampf, Schlacht heißen kann; aber erstlich wird dadurch, daß das allerdings nothwendig erscheinende und so schön an in sus hêremo man 24. anklingende mit sus sippan man gewissermaßen gerettet wird, jenes dat du neo danahalt in Betreff der Alliteration (und des Versmaßes nebenbey) wieder verwaist; dann aber ist in der ganzen Stelle von dinc oder facha, d. h. von Streit und Kampf noch gar nicht die Rede. Hier dürfte sich aus der einseitig festgehaltenen Bedeutung von dinc ein Irrthum fortgeerbt haben, der der ganzen Auffassung vom Gedankenfortschritte des Gedichtes Abbruch thut. Vergegenwärtigen wir uns deßhalb Handlung und Fortgang desselben.

III.

Der Dichter (ik) führt in Z. 1 — 5. so geschickt wie einfach, mit gebräuchlicher epischer Eingangsformel, in medias res: „Ich hörte erzählen, daß sich einst beym oder zum Zusammenstoße Hildebrand und Hadubrand herausforderten; zwischen Beyder Schaaren [der Dichter fügt gleich fein verständigend hinzu: des Vaters und des Sohnes] richteten sie [auf der Fahrt entwappnet, unfyrved einherziehend?] ihre Gewänder, schütteten ihre Panzerhemden [welche die loumære zuvor getragen?] darüber und gürteten über diese ihre Schwerter, da sie sich zum Kampfe von den Rossen aus anschickten." Nehmen wir die Lesung sunufatarungôs (mit vorausgehendem Punkte) an [14]), so sind es die beyden Heere oder Geleitsschaaren (der beyden Helden), welche sich rüsteten. Das hat aber nur Sinn, wenn man übersetzte „sie hatten sich gerüstet," als zu großem Unternehmen (hiltjû) ausgezogen (ritun), vielleicht zum großen Weltkampfe (tô dero hiltjû), so daß alle bey der Begegnung bereits geharnischt, mit geschlossenen Helmen einherreitend gedacht werden müssen, was das ganze folgende Verfahren von Vater und Sohn besser erklären würde. Der Vater, wissen wir und wußten besser noch die Zeitgenossen des Liedes, kehrte vom langjährigen Umherirren heim und begegnet nun, nicht fern mehr von seiner Heimath oder Burg, dem Sohne, der zugleich seine eigentliche erste Heerfahrt zu unternehmen scheint. Der Vater erkennt ihn nicht gleich, der Sohn aber kennt den Vater gar nicht, und hält ihn sicher für todt. Nach Sitte der gerüstet sich Begegnenden ergreift Hildebrand, als der ältere und erfahrnere (her was hêrôro man, ferahes frôtôro . . .: man wird begreifen, daß nach der leisen und schönen Vorandeutung in sunufatarungo hier schon der Beysatz heribrantes sunu noch ganz ungehörig ist und wohl nur dem Schreiber zur Last fällt) die Anfrage um Herkunft und Geschlecht: wer sein Vater sey, oder sonst Verwandter, denn aller Welt Genealogie sey ihm bekannt.

Da erwiedert Hadubrand (der Sohn) ganz ruhig und bereitwillig: „Unsre Leute daheim, alte und weise, die eher von hinnen giengen, sagten

13) Das ist mehr noch als Wilbrandt's |gêrû scal man, quad he, |gebôno andfâhan und selbst Sunu mîn, wel, quad he, fihu dînon hrustim und Argôsto fî thoh, quad he, ôstarliudio.

14) Stutzte der „fränkische" Schreiber hier vor dem s der Endung? Aber warum behielt er es dann unmittelbar vorher in helidôs bey? Bekam er erst bey ringâ Muth, oberdeutsch zu declíniren und auch das h wegzulassen? Auf letzteres wirkte wohl das vorausgehende r (ubar ringa).

mir, daß Hildebrand mein Vater hieß, ich heiße Hadubrand. Jener zog vor langer Frist gen Osten, fliehend vor Otachers Haß mit Dietrich und viele Helden mit ihnen. Damals ließ er im Lande die junge Frau, das [die?] unerwachsene Kind [mich?], und erbelos. So ritt er ostwärts. Seit aber Dietrich meines Vaters [durch den Tod desselben nämlich] beraubt wurde, ward er ein freudloser Mann; denn dem Otacher war er übergehässig, weil er [der Vater] der tapferste der Helden war, immer an der Spitze der Schaaren, immer kampflustig, drum allen kühnen Helden bekannt (nameu ); aber nun, glaube ich, ist er lange todt.

Als dieß Hildebrand vernahm [daß der Sohn ihm gegenüberstehe, den er fast gar nicht gekannt, wie Jener ihn nicht], da rief er aus „Herr Gott vom Himmel droben! wahrlich noch nie hast du mit so nahe dir verwandtem Manne“ — nun übersetzten Alle bisher — „Kampf gehabt.“ Dem widerstreitet aber das Vorausgehende und Nachfolgende durchaus; denn rasch windet sich der freudig Bewegte vom Arme Goldringe (nicht Einen nur!), wie sie aus den Goldmünzen der (griechischen) Kaiser gefertigt wurden (cheisuringû gitân), die ihm aber der Hunnenkönig (thi kining Ethela thi Hunera king afrs., Ätla vold Hunum agf.) gegeben, und spricht, indem er sie darreicht: „Wahrlich, das reiche ich dir auf der Spitze der Lanze mit Huld (auf huldi ruht absichtlich die Alliteration) und friedlichem, freudigem Sinne dar [denn ich bin der, der dir so nahe gesippt ist, wie kein Andrer und wie du von deinem Vater sagtest].“

Da nun braust der Sohn auf und spricht: „Allerdings soll man [nach Ritterbrauche] Gabe mit dem Gere [oder hatte der Vater die geba bi huldi auch bi handû dargeboten? dann aber paßte nicht sperû werpan], aber nur Spitze gegen Spitze empfangen [d. h. im Kampfe]. Du bist gar zu schlau, du alter Hunn, denn daß du das bist, sehe ich nun diesen deinen Gaben [vielleicht auch der Kleidung] an; mit Worten willst du mich ködern und dann mit deinem Speere treffen. So alt du bist, so langlebig giengst du mit Lug und Trug um. Denn das sagten mir Seefahrende, die von Osten her (westar) über das Mittelmeer zurückkamen, sicher, daß ihn [den du mir vorheuchelst] der Krieg hinwegraffte; ja Hildebrand, Heribrand's Sohn [hier schlägt diese Bezeichnung trefflich ein], mein Vater, ist todt.

Da erwiedert Hildebrand, wirklich Heribrand's Sohn, nochmals mild, um Unheil abzuwenden: „Wohl sehe ich an deinen Waffen und Gewändern, daß du daheim noch einen guten Herrn und Gabenspender habest und daß du noch bisher nicht in die Welt und das Elend hinaus kamst (wreccheo ni wurti) und darum noch nicht nach besserer Rüstung [im Zweykampfe] zu streben hast. Aber [so jammert er nun ächt episch auf] wehe, ewiger Gott! Hier droht das Schrecklichste (wewurt skihit)! Dreyßig Sommer und Winter bin ich in der Welt und im Elende umgeirrt [fern von der Heimat, der ich jetzt wieder nahe: ur lante setzt der Schreiber hinzu], immer war ich in der Schaar der Kämpfenden und nie hat mich der Tod erfaßt; nun soll mich hier [so nahe beym Wiedersehn!] das eigne theure Kind mit dem Schwerte erschlagen oder mit der Streitart zerschmettern, oder gar ich ihm zum Mörder werden! Leicht [sich zu ihm wendend], wenn du dazu die Kraft hast, kannst und wirst du an so ehrenfestem und greisem Manne [wie ich dein Vater] Rüstung, und wenn du dazu Recht hast, Beute gewinnen. Der aber sey nun der Feigste der Ostleute [du nanntest mich einen der Hunnen, die ich selbst verachte, oder die hinter mir im Anzuge sind], der dir nun weiter Kampf, Zweykampf, versage, da dich dessen so sehr gelüstet. So sehe nun dieß unselige Zusammentreffen zu, wer von uns beyden heute der Beute sich rühmen oder dieser beyden Rüstungen Herr werden möge.“

Nun sprengten beyde mit Eschengeren gegen einander, zu scharfen Schauern, daß es (bald) in den Schilden stand. Drauf stoben die schrotenden Streitärte und Schwerter zusammen, hieben heftig die lichten Schilde, bis ihnen die Lindborde klein wurden, gewuchtet (?) von den Wehren. — —

Der Kampf zwischen Vater und Sohn, der unselige, der unvermeidliche ist losgebraust: nach Rit-

tergebrauch, wie er Jahrhunderte lang fortwährte und in allen handschriftlichen Fechtbüchern fortlebte, zuerst mit den Lanzen zu Rosse, dann (zu Roß, aber auch zu Fuß) mit den Schwertern, oder auch Streitärten (das fiuchta mith egge and mith orde, cum gladio vel cum lancea: l. fris. 38, 17.): damit aber grade, in der höchsten Wende des Gedichtes, bricht die Handschrift leider ab. Wie schön würde die schmerzliche Erkennung nach der Verwundung des Vaters (zum Tode?), die Wehklage der daheim gebliebenen Mutter ꝛc. hervorgetreten seyn! —

## IV.

Wir kehren nach dieser Vergegenwärtigung des Inhaltes, die uns zugleich zur Grundlage für das Folgende dient, zu jenen Zeilen 25. 26., von denen wir ausgiengen, zurück |dat du neo |danahalt . . . . . |dinc ni gileitôs. Soll der nach eben geschlossener Darlegung des Gedankenganges gewiß nothwendig erscheinende Satz mit fus fippan [fippemo?] man gerettet, so muß freylich, wie schon gesagt, *πρόσω καὶ ὀπίσω* geschaut werden, d. h. zu |danahalt eine andre, in dinc dagegen eine Alliteration auf |fippan gesucht werden. Behalten wir dagegen |dinc zu |danahalt bey, was die Bedeutung von dinc auch nach unsrer Liedauslegung wohl erlaubte (Zusammenkunft, conventus), dann muß der Satz mit fus |fippan man versetzt und ihm alsdann ein ganzer Nachsatz gewonnen werden. Ich vermuthe in dinc (und hier wäre ein trefflicher Anhalt für Annahme des Niederschreibens nach dem Gehöre, gegründet auf Naheliegen der Aussprache von th und f) ein finc versteckt, ein im Angelsächsischen und Altsächsischen frisch und bedeutsam fortlebendes Wort, das der „fränkische“ Schreiber vielleicht gar nicht mehr verstand [15]) und durch dinc (statt ding) ersetzte. Sinc ist Schatz, Schmuck (thesaurus, divitiae, monilia, monetae), fince hrêmig ist opibus clarus, fince bereáfod ist opibus privatus, praedatus. Die vuntanè bougâ oder vundene beágas heißen im Angelsächsischen auch locene beágas (d. i. annuli clausi) und fincgim locen (Elena 265.) die Gabe des milden, freygebigen Herrn, hläfordes gifu, d. i. fô imo fe der chuning gap, der daher beáhgifa (altf. bôggebo), fincgifa, fincesbrytt, altf. mâthmgiba, agf. auch goldgifa, goldvina heißt, weil er (agf.) frato geaf oder frätve and fätgold. Wer aber wec, lîp, jugent, fwert leiten sagte, kann auch finc gileitan gesagt haben, oder man müßte statt gileitôs lesen giteiltôs (gidêlidôs); gileitôs hat in der Handschrift rechts vom l einen eigenthümlichen Fleck. — Wollte man übrigens dinc retten und finc dazu annehmen (als vielleicht in zwey sich folgenden Zeilen gestanden), so müßte man etwa lesen

|Dat du neo |danahalt |dinc ni gileitôs,
mit fus |fippan man |finc ni giteiltos

oder (als Apposition zu dinc) finc bilochan. —

In Z. 30. alliteriren |ort widar |orte du bist dir, ‖alter hun, und weiter ummet- |spâher ‖spenis mih mit dînen wortun. L. vermuthet hinter spenis abermals eine Lücke und verbindet mit dînen |wortun mit dem folgenden |wili mih dînû sperû ‖werpan. Nähme man dagegen |spenis mih mit wortun zusammen, so rückte die hinter spenis mih gesuchte Lücke weiter vor zu |wili mih . . . . dînû sperû |werpan und wir hätten mit Umstellung von werpan vielleicht zu ergänzen |wili mih |werpan dînem ‖wâpnum oder besser werû [perû aus sperû], wobey dînû freylich gleich dînem 36., mînes 19., ûsere 12. (agf. sînû 42.) in die Hebung fiele; oder man lese dînes |wâpnes eggiu(n).

(Schluß folgt.)

15) Graff führt (III, 468.) nur den Flußnamen Sincfala auf.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Daſz Hildebrandslied.

(Schluß.)

Das eben angeklungene ûſere (liuti in Z. 12.) leitet auf die auch in dieſer Zeile fehlende Alliteration. Weiter oben wurde auf die Möglichkeit hingedeutet, daß dieſelbe in dem r von ûſere zu ſuchen ſeyn möchte, wenn wir dahinter ein angelſächſiſches ꝛ oder vielmehr ꝛ annähmen, ſo daß wir, geſtützt auf *l* oder noch beſſer auf li, ûſe *fel*- oder ſe*lil*iuti läſen, eine Zuſammenſetzung, die durch das Angel- und Altſächſiſche wohl gerechtfertigt wäre: unſre Saalgenoſſen daheim (hême 36. im ſelihûs). Oder man müßte etwa *fèo*liuti oder |ſudharliuti, oder ſudharlidante vorziehen, das vielleicht auch in Z. 1. des Gedichtes die Alliteration zu |ſeggên ergänzte, wenn nicht |ſèolidante aus 33. oder gi|ſidhun oder auch, auf gi|hôrta alliterirend, |hadhulîdante, |holmulidante oder |helidhôs, oder endlich — gar nicht, ſo daß jener Eingang Ik gihôrta dhat ſeggên als Vorſpiel oder praeludium ganz außer dem Liede und ſomit auch außer der Alliteration fallend zu betrachten wäre. Warum ſollte auch auf dem ſauber geſchriebenen Blatt I. gleich der Anfang lückenhaft ſeyn? —

Die eben geſchehene Heranziehung von ſèolidante läßt uns auch auf dieſe Z. 33. noch blicken, wo die H. auch wieder arg gehaust haben. Die ſchönen und einfachen Worte dat |ſagetun mi |ſèolidante — |weſtar ubar |wentil—ſèo, dat man |wîc furnam verdrehen ſie gewaltthätig in dat man |wîc furnam ôſtana ubar |wentilſêo, als wenn (des Versmaßes wieder zu geſchweigen) das übel auf- und angebrachte ôſtana neben ubar (als jenſeits!) nicht die Alliteration ſo gut wie weſtâr auf ſich reißen müßte, und als wenn nach dem „urkundlichen texte“ nicht der ſchöne Sinn vorläge „das ſagten mir Seefahrende, die weſtwärts, von Oſten her (ôſtana), über das Mittelmeer wieder heim [zu uns, vielleicht über Raben oder Ravenna nach Bern oder Verona!] kamen.“ Hadubrand aber hatte von ihnen nicht nur gehört, daß man wîc furnam (ſey es vernahm oder vornahm, ſondern daß — ihn (den Vater, für den der alte hun ſich eben vor ſeinen Augen und Ohren ausgegeben), dat inan wîc furnam, d. i. hinraffte, für welche Auslegung Schmeller's (Hel. II. 132.), von J. Grimm in der Mythol. S. 184. angenommen, wohl die Worte in Beovulf vîg ealle fornam und noch mehr ſiddan he under ſegne finc ealgode, välreaf verede, hine vyrdh fornam (d. i. raffte ihn das Schickſal hin) maßgebend ſeyn dürften. Erſt dann gewinnen auch die gleich nachfolgenden Wiederholungs- oder Bekräftigungs- und Erläuterungsworte tôt iſt hiltibrant, heribrantes ſuno in jeder Beziehung rechtes Leben. —

Vor Z. 35. vermuthete L. abermals eine Lücke; die neueſten H. halfen ſich, ſahen wir, durch Heraufnahme von Z. 37 — 45. (46.) vor 35 — 37. Nach obiger Inhaltsdarlegung bedarf es beyder Annahmen nicht mehr. Auch in Z. 46. vermuthete L. eine Lücke, wegen des in die fortgeſetzte Rede Hildebrand's zwiſchengeworfenen quad hiltibrant; doch

findet dieß auch schon in Z. 38. statt und beyde Male soll es wohl nur zur Verständigung dienen, daß eben noch Einer und derselbe rede. Uebrigens thut diese lange Rede des Vaters episch und dichterisch wohl: es ist der Wende- und Höhenpunkt des Austausches, dem nun, den wortum, das werc, der Kamf folgt, der Kampf zwischen Vater und Sohn, dessen Schilderung lebhaft, anschaulich, bilderreich genug beginnt, um vermuthen zu lassen, daß er, ehe wieder längere Rede (die Klage) einträte, nicht allzu kurz geschildert gewesen sey. —

In Z. 37. dat du noh bî desemo |rîche ‖reccheo ni uurti läßt L. (s. oben) letzteres (*w*reccheo) oberdeutsch auf rîche alliteriren. Dr. Wilbrandt schafft sich S. 106. ein neues rekkio als vortragenden Rath in der Volksversammlung; die neuesten Herausgeber warfen wieder frisch um: dat du ni |wurti ‖wrecchio bî *s*inemo rîche, was wohl wieder die Alliteration (nur schlecht), nicht aber das Versmaß berücksichtigte. Zu *w*reccheo und anstatt rîche müßte freylich eine andre Alliteration gesucht werden. Dem fränkischen Schreiber war vielleicht auch hier wieder ein sächsisches Wort weniger verständlich, daß er rîche dafür setzte. An desero wëroldi steht im Heliand ganz gleich mit an thesemu rîkea (79, 12.); vielleicht stand bi desemo |wräcsidhe; obgleich *we*roldi auf *w*reccheo alliteriren dürfte, wie in unserm Liede 44. *hr*usti auf *hêr*emo, *frôtôro* und *frâgên* auf *fer*ahis, *brût* auf *barn*; ähnlich auch *flôh* auf *forn*, *fireo* auf *folche*, *brêtôn* auf *billiu*, *hringâ* auf *helidôs*; übrigens auch *fr*iuntlôs auf *fat*er, *br*unônо auf *bêdero*, *huîtte* auf *hew*un und *har*mlicco etc. Die hinaufgerückten Zeilen 38 — 45. kommen hiefür bey den H. gnädiger fort, bis auf ur lante, dem die adjectivische Bedeutung „auszländig" gegeben wird, indem es nicht „auszer," sondern „ausz, von" bedeute. In Z. 41. wird banun ni gi*a*sta auf den Grund der „öfteren" Aehnlichkeit von *oo* und u, iu gifûsta, von fûsian (d. i. funsian, agf. fûsan, nord. fysa) parare geändert. Dr. Wilbrandt half sich anders (at burg ênigaro bano mik ni fasta. S. 91.). In gifestan blickt uns jedenfalls ein sinnlicher ausgeprägter Begriff an, von dem L. (S. 33.) nur sagte: „Gifestan können wir nicht mehr belegen und deßhalb auch wohl nicht ganz genau deuten; es ist eben kein Wunder, wenn uns das oft begegnet, da so wenig zusammenhangende Schriften erhalten sind." Wie anders klingt dagegen Dr. Vollmer's Rechtfertigung des von ihm geschaffenen, oben zu Z. 32. bereits angeführten man, puto, *δοκῶ*: „sonst kömmt man in diesem sinne zwar nicht vor, aber — auch môti (occursus), dasz niemand beanstandet, erscheint nur in unserm gedichte" [16].



Schlimmer übrigens, als jenen hinaufgerückten Zeilen geht es in den gleich darauf folgenden Z. 47. 48. den Worten gud*ea* gimein*un*; beyde müssen ihre Selbstlaute (a u) tauschen (gud*eu* gimein*an*) und niusê ein n annehmen (niusê*n*), damit der poetische Sinn herauskomme „dasz gemeine kriegsrecht versuche der kampf." Den Nominativ möchten wir zwar auch in de môtti sehen, in gudea gimeinun dagegen nicht den Accusativ, sondern den Genitiv, als Apposition zu es und wîges. Man hat in dem vermeinten *w. ttu* 24. einen bestimmten Gott (zu irmingôt) gesucht; warum hier nicht de môtti personifiziren? niusê de Môtti; tentet Bellona (Valkyria) oder fortuna uter (nostrum) hodie praedâ glorietur sive fungatur! Niusên (altf. niusian, agf. neosian, altn. niosna, ahd. niusjan) würde wohl, wie das agf. hâmes nëosan, immer den Genitiv verlangen; das gothische *bi*niuhsjan hat Gal. 2. den Accusativus bey sich. Im „Ordnen" der betreffenden Worte bey den H. ist die Stellung von muotti wieder gänzlich unbegründet; hiutu aber, obgleich in der Handschrift besonders festgehalten, doch vielleicht ganz zu entheben, so daß die beyden richtigeren Alliterationen |hregilo und |hruomen reiner hervorträten. Das *h* für hruoman, hrômjan kann übrigens nicht mehr beanstandet werden: altf. hrômeg, agf. hrêmig, hrêman, hream, ahd. hrômag, hruom, hruomjan, wiliHruomo (voti compos) u. s. w. stehen da-

16) Beyläufig doch; z. B. im agf. handge*moeto* u. s. w.

für ein; hrôthjan und hrôpjan (hruofan) treten hinzu. —

Z. 50. 51. dô lêttun se æriſt aſckim ſcrîtan etc. haben wir bereits beſprochen. Die Zuſammenfaſſung von ſtaimbort-chludun (worin m wenigſtens für die Verbindurg ſtain-bort ſpricht) zu einem Decompoſitum, bey dem die H. übrigens den Mangel des Bindevocals duldeten, den ſie S. 15. in giſunfader vermißten [17]), iſt weder der neueſten Herausgeber, noch Dr. Wilbrandt's Verdienſt; ob jene aber, indem ſie mit dem Letztgenannten d in b verwandeln und ſtaimbort-chlubun durch Steinſchildſpalter deuten, glücklich umgiengen, was Lachmann 1833 S. 40. ſagte? J. Grimm hat (ebendaſ.) zu ſtaimbort das nordiſche ſteina (mit Steinfarben malen) gehalten, ſo daß ſtaimbort die gemalten Schilde (Tacit. Germ. 6.), die hildebord, vîgbord, bordveal wären. Näher liegt, an die ſtân-äx oder ſtân-bil (die bil unſrer Z. 42.) zu denken und entweder gradezu ſtaim |bil . . . . . bort chludun zu vermuthen, denn die Streitart (die hildebil oder gudbil), die der Vater Z. 42. ausdrücklich neben dem ſuert nennt, dürfte im Kampfe (im bilgefeht) ſelbſt nicht fehlen; oder in jenem Decompoſitum gehörte zunächſt doch bort chludun zuſammen und ſtain ſollte die Einwirkung der ſtainbil andeuten, wie die bortâ oder bordôs mit der ſtaimbilliu geſpaltet oder durchbrochen wurden. Oder es muß in ſtaimbort noch ein andrer Sinn geſucht werden, wodurch die dreymalige Häufung von Schildbenennungen (bortâ, ſcilti, lintun) auch gehoben würde. Sind nun aber die ſtaimbort chludun die ſpaltenden Helden, oder — wohl dichteriſcher — die Schwerter, die nach den Geren (und Streitärten?) nun gezogen werden, ähnlich wie es im Angelſ. heißt heovan headholinde hamoraläfam, d. i. mit den Schwertern? —

Bey der letzten Zeile 53. angelangt, gönnen wir Dr. Vollmer gern die Freude am Funde von wâpnûn (ſ. oben), können aber nicht ſo einverſtanden ſeyn mit ſeinem Komma nach wurtun; es handelt ſich darum, ob luttilo Adjectivum oder Adverbium ſey; giwigan aber iſt jedenfalls wohl entweder zu wurtun ſelbſt zu ziehen, oder Appoſition zu luttilo, und bildet mit wâpnun die erſte Hälfte des Stabreimpaares. Mit dieſer letzten Zeile wären wir am Schluße der Muſterung, wenn wir nicht noch eine Verpflichtung in Betreff des ſchwierigſten Wortes in unſerm Gedichte, des vorher wieder genannten, früher bereits beſprochenen *w. ty* der Z. 24. fühlten, das leider Dintenfleck und Erloſchenheit drückt. Dr. Vollmer deutet es nach früher angenommener Breite (w. ttu) S. 17. durch wêtiu, d. i. weizu, váitja, ich laſſe wiſſen, rufe zum Zeugen. Für ſo viele Buchſtaben iſt aber (ſ. oben) nicht Raum in der Handſchrift und das folgende dat (25.) bedarf keines ſolchen vorausgehenden Zeitwortes, ſondern beginnt (im Altſächſiſchen ꝛc.) ſeinen Satz und Gedanken lebhaft ſelber; ſeine gleiche Wiederholung in der nahen Z. 28. ſpricht ſchon dafür. An tu für dû iſt aber gar nicht zu denken; auch nach t hat unſer Gedicht ſtets d (dat *dû* 25., 36., 37., maht *dû* 43.). Mehrmals trat mir ƀat vor Augen, was dem altſ. hvat entſpräche, dem ſo oft und lebhaft gebrauchten, Sätze anhebenden, dem auch that gern folgt (wie auch dem uuela: Hel. 93, 3.); nur daß jenem auch gern ein Pronomen (ik, thu, gi) und wenigſtens eine Verbalformel mit quad . . . . folgt. Vgl. Hel. 105, 19. 136, 12. ꝛc. Doch iſt kaum auch für jenes ſich, wie geſagt, öfter vor's Auge drängende a neben dem breiten ƀ und vor dem wirklichen t gehöriger Raum, und ob wir zuletzt ij oder u (ſ. oben) zu leſen haben, und wie zu deuten, dafür ſoll der rechte Räthſellöſer noch vor die Sphinx treten. Wie etwa, wenn wir in den beyden Schlußzügen ein fragendes u, dem gothiſchen gleich, fänden, wie

17) Vgl. êk-hlevagiſtim in Nr. 77 — 79. dieſer Gelehrten Anzeigen.

ich darî und dazî ist im Muspilli vor Jahren für das gothische, relative — ei nachwies? Aber welche Sylben giengen voraus? Gewiß wenigstens nicht *wêt*-î, d. i. vâit-ei.

Dr. Vollmer fügt seinen „Bemerkungen“ noch einen Excursus über die Pronomina dëser und jener ein. Letztres, jâins, deutet er durch jai-hans (von jëhan!). Ich hatte in *m*-eins, *th*-eins, *f*-eins stets die adjectivische Bildungssylbe -eins gesehen, die auch in fv-ein thätig ist; eben so in j-ains die verwandte, wozu sich dann vielleicht auch ga-mains gesellte. Auch der Deutung von fráuja aus einem vermeinten frahojan kann man noch weniger bestimmen; eher tritt fráuja zu fravs (froh), wie gauja zu gavi. Thusundi als thurs-hundi, Riesenhundert, zu deuten — wird durch keine Mundart irgend gerechtfertigt; thûs-undi wie hul-undi, sniumunds, nêhv-undja, Baúrg-undja, hliumundi u. s. w. gebildet, liegt näher. — Dr. V. fügt endlich noch eine Emendation zu Hel. 174, 33. hinzu, wo er aus hniuonda, darin Schmeller das vorhergehende *hr*iuuônda sah, hiuuonda gemacht wissen will, wohinter ein Druckfehler vermuthet werden muß, da aller Sinn mangelt.

## V.

Fast ist diese Beurtheilung länger geworden, als das lapidarische Schriftchen, das sie hervorrief und das auf seinen 22 S. alles Mögliche, nur keinen eigentlichen Zugewinn zur Erklärung der noch kranken Stellen im Hildebrandsliede lieferte. Dr. Vollmer hebt zwar S. 20. besonders hervor, daß er bereits 1839 „der gelehrten welt die richtige lesart wâpnun mitgetheilt“ habe. Gewiß aber hatte Schmeller die gleiche Lesart 1840, vielmehr 1830 (s. Hel. II, 78. und 125.) so wenig von dort her, wie die Lesarten untar heriun tuêm und ik mi de ôdre uuêt (ebendas. II, 55. 107. 86. und Muspilli, 1832 S. 32. 33.) von anders wo her. Wie die letztangeführten Worte übrigens vor Erscheinen des Facsimile 1830 die Ausleger (als ik mideo drê uuêt u. s. w.) gequält haben und gequält worden sind, ist bekannt. —

Muß zum Schluße dieser Besprechung noch ein zusammenfassendes Urtheil gefällt werden, so dürfte sich's am Sichersten in den anschaulichen Vergleich der beyden „sächsischen“ Bearbeitungen oder Umschreibungen des Liedes kleiden, wie sie die neuesten Herausgeber S. 9 — 10. und Dr. Wilbrandt S. 136 — 138. geliefert haben. Da kommt das Lied bey Dr. Vollmer ꝛc. freylich noch gnädig fort gegenüber Dr. Wilbrandt's „kritischem Kürzen und Strecken der poetischen Glieder“ (S. 21.). Aber was ist durch Dr. Vollmer's „ordnen der verse ohne die silben ängstlich abzuzählen oder zu meszen“ (S. 20.) Besseres gewonnen? Dort ein scheinmetrisches Prokustosbette, auf das Alles gezwängt wird, was zu kurz oder zu lang erscheint; hier eine Umstellungswillkür ohne alles innere und äußere Maß. In beyden Fällen wurde des Gedicht, um einen schon oben beygebrachten Ausdruck Dr. Wilbrandt's, als des Liedes vorletzten Umschreibers, anzuwenden, nur verunreinigt, und auf diesem Kreuz- und Querwege droht der gehobene fine endlich ganz zu versinken oder zu versumpfen.

H. F. Maßmann.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Rector commilitonibus certamina eruditionis praepositis praemiis in annum MDCCCL indicit. Epicedion Drusi cum commentariis Mauricii Hauptii. Lipsiae typis Staritzii, typogr. acad. 4to, 40.**

---

Selten ist die Kritik der dem Alterthum irrig beygelegten Werke mit so viel Umsicht und Evidenz gehandhabt worden als in diesem Programm, welches einem gepriesenen Poem, der sogenannten consolatio ad Liviam Augustam gilt. Joseph Scaliger glaubte bloß auf die Citation eines epischen Gedichtes hin, das C. Pedo verfaßt hatte (unter dem Titel de navigatione Germanici per Oceanum septentrionalem) und von welchem Seneca in den Suasoria I, 11 mehrere Verse mittheilt, auch dieses dieselbe Familie betreffende epicedion jenem Dichter, den er aber mit einer starken Verwechslung C. Pedo Albinovanus nennt (als sey er identisch mit dem Secretär des Tiberius Celsus Albinovanus Hor. Ep. I, 8.) zuschreiben zu dürfen. Seine große Autorität rettete der Elegie bis zur Erscheinung von vorliegender Dissertation den Schein von Classicität, welchen die vielen schönen und wohlklingenden Phrasen hervorzubringen geeignet sind.

Nicht alle gelehrten Leser folgten übrigens der Bestimmung des Verfassers, die Scaliger angegeben hatte, manche sahen darin eine Schöpfung Ovids und ließen sich nicht durch die Behauptung desselben irre machen, nihil hoc carmine dissimilius Ovidii esse. Das war eben so grundlos wie die Annahme jenes Autors; nur vorsätzliche Verblendung konnte ihn über den ganz Nasonischen Klang vieler Verse und Halbverse in Zweifel lassen.

Wenn aber entweder Ovid die Elegie dichtete oder ein Zeitgenosse von ihm, so muß man gestehen, daß die Wiederholung eigener oder die Benutzung fremder Verse hier auf eine wahrhaft unverschämte Art angewandt worden ist. Man sehe nur: vs. 120 ist aus Ovid. Trist. I, 3, 42; singultu medios impediente sonos 226 aus Ov. Am. III, 6, 86 vix capit adjectas alveus altus aquas, 281 aus Tib. I, 3, 94 quam primum croceis roscida portet aquis, 360 wieder aus Ov. Trist. II, 4, 25 casurum triplex vaticinatur opus. Etwas kleinere Stücke in 3, 39, 46, 86, 110, 132, 241, 250, 265, 318, 329, 425, 433, 459, 471 rühren aus Met. V, 118, Fast. V, 459, Fast. I, 299, Trist. IV, 2, 34, Am. III, 12, 2, Her. II, 28, Am. III, 4, 40, Am. I, 8, 50, Her. II, 63, A. A. I, 538, Met. XI, 62, Met. XIII, 181, Met. XII, 593, Fast. VI, 91, Her. I, 111 her, und diesen von Haupt gesammelten Reminiscenzen p. 20 sqq. fügen wir noch hinzu 54 aus Tib. I, 5, 58, 266 aus Prop. IV, 7, 2, 284 aus Ov. Pont. I, 8, 42; 303 aus Tr. I, 5, 25, 315 aus Pont. II, 1, 39, 317 aus Met. IV, 139, 332 aus A. A. I, 214, welche Haupt wohl nicht entgangen sind, aber minder bedeutend als die obigen erschienen seyn mögen.

Die Masse dieser in den kleinen Raum von 235 Distichen gehäuften Beyspiele schneidet wohl den

Einwand ab, daß ja Repetitionen mitunter bey Dichtern vorkommen. Das ist im Verlauf größerer Werke immer nur eine Seltenheit, hier, kann man sagen, ist das Plagium Regel. Werden aber auch die Worte nicht überall vollständig copirt, so bleibt der Plagiator wenigstens insofern sich gleich, als er Situationen überträgt, und dabey die markirtesten Ausdrücke des Originals beybehält; hier tritt die Geistlosigkeit seines Verfahrens und die Armuth an Erfindung noch mehr an den Tag. Er ruft der Livia fast dieselben Worte zu, womit Ovid die Elegie nach Tibull's Tod apostrophirt Am. III, 9, 3; er bedauert ihre vergebliche Tugend, wie Tibull die seiner Delia I, 3, 23; er macht sie zur Thisbe, wenn sie mit Drusus in einem Grab ruhen will: quod licet, hoc certe tumulo ponemur in uno, vgl. Met. IV, 166; aber auch für die Schwiegertochter Antonia muß das babylonische Paar herhalten: par bene compositum (vgl. hier A. A. II, 384) juvenum fortissimus alter; Met. IV, 55 die verba novissima, der concessus amor (dort certus amor IV, 156) kehren hier wieder. Mit dem Scheiterhaufen des Drusus werden (264) auch die viscera matris bestattet; so wollte Ovid das Werk, an dem sein Herz hieng, die Metamorphosen, ehe er Rom verließ, den Flammen übergeben: sic ergo non meritos, mecum peritura libellos imposui rapidis viscera nostra rogis, Tr. I, 79. Ueber menschliche Schwächen und Fehler ist Livia so erhaben, als die großen Astronomen, von welchen der Dichter sagt Fast. I, 299: credibile est illos pariter vitiisque locisque altius humanis exeruisse caput; daraus macht unser Poet (45) quid tenuisse animum contra sua saecula rectum (sc. profuit), altius et vitiis exeruisse caput, wo dann für das altius die zum Verständniß nöthige Beziehung auf loca fehlt. Den Germanen wird (272) ein schlimmes Ende prophezeit, wie A. A. I, 178 den Parthern; der Dichter freut sich auf den Tag, wo die Landstraßen mit den nackten Leichnamen der Germanen bedeckt seyn werden: hunc Aurora diem spectacula tanta ferentem quam primum croceis rosida portet aquis; in der That, eine hübsche Application Tibulls I, 3, 94, der mit denselben Worten von der Rückkehr zu seiner Geliebten spricht! Das wiederholte ubi es der Livia 122 sqq. rührt aus der Klage des Dädalus um den Ikarus her' A. A. II, 94.

Es ist ferner ein bedauerliches Zeichen poetischer Impotenz, wenn derselbe Gedanke nur mit schwacher Variation immer wieder aufgetischt wird. Daß Livia jetzt nicht mehr uter? fragen könne, wenn von ihren Söhnen die Rede war, wird vielmal eingeschärft; gleich zu Anfang heißt es: mater modo dicta Neronum, jam tibi dimidium nominis hujus abest (I, 2), dann in 4: unum, qui dicat, jam tibi mater, habes, deßgleichen 5 nec tua te pietas distendit (dieß ein kaum anständiger Ausdruck) amore duorum, endlich 6: nec posito filnomine dicis, uter? Dasselbe besagt der sehr schlecht stylisirte Vers: heu, par illud ubi est totidem virtutibus aequum (vgl. auch 290), und die überaus läppische durch zwey Disticha fortgeschleppte Antithese, deren Lächerlichkeit die dabey benützten Figuren der Paromoeosen und Homoeoteleuta noch sehr verstärken, 121 sqq.:

nate, brevis fructus duplicis sors altera partus
gloria confectae, nate, parentis, ubi es?
sed neque jam duplicis nec jam sors altera partus,
gloriae confectae nunc quoque matris, ubi es?

ferner in derselben Rede 145 jam pars mihi rapta Neronum, 147, jamne meus non est, nec me facit ille parentem, 149, nec cum victorem referetur adesse Neronem, dicere jam potero, major an alter adest? und 151 jus matris habemus ab uno. Die Lamentationen der Mutter (140) spricht die Gemahlin nach (309), die Sueven und Sigambern werden zusammen im Eingang (17) und in der Anrede (311) erwähnt.

Wie man glauben kann, der Verfasser habe ein so schlechtes Gedächtniß gehabt, daß er sich nicht mehr erinnerte, dieselbe Sache schon einmal, oder schon mehrmal erwähnt zu haben, ebenso wird man zu dieser Annahme durch die ganz entgegengesetzte Bemerkung gedrängt, daß er die grellsten Widersprüche gegen früher geäußerte Gedanken zuläßt.

So hält der Schluß von 345 der Livia vor, sie müsse eine ihrer erhabenen Stellung entsprechende Mäßigung beobachten, nach der 40 geschehenen Aufforderung indignas, Livia, solve comas, und in der trostreichen Predigt, die er ihr zu Ende des Gedichtes hält, sagt derselbe Mann zur Beruhigung 393 sqq.: adde quod est absens functus, nec cernere nati semineces oculos sustinuere tibi, qui dolor et menti lentissimus influit aegre, der 93 bedauert hatte, daß miseranda parens suprema nec oscula fixit, frigida nec movit membra tremente sinu. Der alten Mutter soll ihr Tiberius so lange erhalten bleiben, bis er selbst Greis wird: comprecor illi ipsi conspicere senex — et vivat nato cum sene mater anus (vgl. dagen Trist. II, 166), der Schatten des Drusus aber, welcher zuletzt erscheint, wünscht nur seinen Feinden ein langes Greisenalter: hostibus eveniat longa senecta meis (450). Der Gedanke, daß ihn seine vielen Verdienste zum alten Mann machten: acta senem faciunt: haec numeranda tibi (448) war auch schon 286 da: in patriam meritis occubuitque senex. In ähnlicher Weise vergißt er 341, daß seine Rede an Drusus Wittwe (von 299 an) gerichtet war, und apostrophirt die optima mater. Umgekehrt wird dem Leser zu viel Gedächtniß zugemuthet, wenn nach dem zwölf Verse langen Ausfall auf die Germanen der Verf. ohne im mindesten anzudeuten, daß er den Faden wieder aufnehme, und gerade als stünde nichts dazwischen, fortfährt 288 adice Ledaeos concordia sidera, fratres etc.

Ueberhaupt fehlt es nicht an Lächerlichkeiten jeder Art. Bey dem Einzug des Leichenconductes in Rom wagen die Götter nicht die Augen aufzuschlagen: dique latent templis neque iniqua ad funera vultus praebent — pudet ora colentum aspicere invidiae quam meruere metu. (187 — 189), ein Mann, der für seinen armen Sohn (pro paupere nato!) Gelübde gethan hat, steht davon ab: suspiciam in nullos irrita vota deos? Livia non illos pro Druso Livia movit, nos erimus magno maxima cura (dieß aus Tr. IV, 3, 17) Iovi? Die Regentin selbst hat 130 erklärt: jam dubito magnos an rear esse deos. Die Götter werden also von Livia, wie von jenem Plebejer abgesetzt, sie können aber doch wieder zu Ehren kommen, wenn sie sich bemühen, das Geschehene gut zu machen: deus excusare priora dum volet, a Druso caetera laeta dabit (415 sq.). Livia wird unter andern Complimenten genannt femina digna illis, quos aurea condidit aetas, was kaum etwas anderes heißen kann, als „jener würdig, die mit dem goldenen Zeitalter hingeschieden sind.“ Vergeblich sträubt sich Burmann dagegen und schimpft den Gorallus aus, der dieselbe Erklärung gibt — itane vero? tam δυσφημῶς (sic!) poeta compararet Liviam sepultis? Allerdings. Die aurea aetas kann die Menschen nicht erschaffen, aus welchen sie besteht; die von Burmann beygebrachten vermeinten Parallelen sind durchaus verschieden, z. B. tantae molis erat Romanum condere gentem (V. Aen. I, 33). Der des lateinischen Ausdrucks nicht ganz mächtige Autor wollte freylich etwas Anderes sagen. Ferner ist nicht zu begreifen, warum Tiberius die Leiche des Drusus an sich zu reißen sucht, so daß ihm Mars zurufen muß — nec juvenis supremos destrue honores (249). Dieser Flußgott weint dabey so heftig, daß das hohe Bette dieß Thränenwasser nicht fassen kann, und kömmt auf einem mit Rossen bespannten Wagen gegen alles Costüm angefahren (229). Die tiefbetrübte Mutter würde dem ins Gesicht gelacht haben, der im Stande war, ihrem Drusus nachzurufen nec genetrice tua secundior ulla parentum, tot bona per partus quae dedit una duos (81), sie wäre wohl erstaunt gewesen, daß der Mann von ihrer Keuschheit zu behaupten wagte — ultima sit laudes inter ut illa tuas (44), und hätte sich wenig geschmeichelt gefühlt durch den Lobspruch nec nocuisse ulli et fortunam habuisse nocendi (47) oder gar, daß man ihr ein Verdienst daraus machte, sich nicht auf dem campus und forum herumgetrieben zu haben: nec vires errasse tuas campoque foroque! Was soll man endlich von Drusus denken, der nach aller Selbsterhebung 447 — 457 bedauert, daß sein Tod eine publica causa, d. h. die Besiegung Germaniens habe?

Da der Verfasser unter den Ovidianischen Werken vorzüglich die Tristia, hie und da auch die

Epp. ex Ponto, fleißig benutzt hat — denn daß umgekehrt Ovid der Compilator war, wird nach dem Obigen Niemand behaupten — ergibt sich einstweilen so viel: Die Bestimmung dieser Elegie kann nicht die gewesen seyn, die Livia über den Verlust ihres Sohnes zu trösten. Wäre sie wirklich an Livia gerichtet gewesen, so hätte die Fiction, daß dieselbe ihr Daseyn durch Hungertod enden wollte, und den vereinten Bitten des Augustus und Tiberius es kaum gelungen sey, von diesem Entschluß sie abzubringen, nicht vorgebracht werden dürfen, eben weil, wie Seneca Consolat. ad Marciam c. 3, 4 ausführlich berichtet, Livia nicht von fern daran dachte, überdieß Tiberius in den ersten Monaten nach dem Tod des Bruders mit seiner Mutter nicht zusammen war, vgl. Tac. Ann. III, 5, Sueton. Claud. 1.

Eine fernere Spur späterer Abfassung sind die Reminiscenzen aus dem Brief der Sappho, welcher unter den Heroiden steht, (XX) vgl. dort 82, 106, 154 mit den Versen hier 240, 204, 106. Dieser Pseudoovid hat aber dem Lucanus Pharsal. VI, 640 die furialis Erichtho abgeborgt (XX, 139); unser Autor muß also jünger als beyde seyn.

Sodann sind für ihn Seneca ad Polybium 20, 2 und Statius Silv. V, 5, 60 Vorbilder gewesen in 361 — 364 und den Worten des Eingangs vs. 7: quisquam leges audet tibi dicere flendi; Statius sagt l. c. qui dicere legem fletibus aut fines audet censere dolendi, und Seneca: mundo quidam minantur interitum et hoc universum — dies aliquis dissipabit et in confusionem veterem tenebrasque demerget. eat nunc aliquis et singulas comploret animas — eat aliquis et fata tantum aliquando nefas ausura sibi non pepercisse conqueratur. Das übersetzt der consolator mit Benutzung eines ganzen Verses aus Tr. II, 426 auf folgende Weise in seine poetische Sprache: ecce necem intentam coelo terraque fretoque casurumque triplex vaticinantur opus. i nunc et rebus tanta impendente ruina in te solam oculos et tua damna refer.

Endlich ist die Uebereinstimmung der Verse 371, 372 Fortuna arbitriis tempus dispensat iniquis: illa rapit juvenes. sustinet illa senes mit der bey Burm. Anth. Lat. I, 556 oder bey Wernsdorf Lat. min. II, 386 im Zusammenhang nachzulesenden des Caelius Firmianus Synopsius haec aufert juvenes et retinet senes, injusto arbitrio tempora dividens zu groß, als daß sie für ein Spiel des Zufalls gelten könnte, und dieser Dichter lebte im vierten oder fünften Säculum.

Von diesen Nachahmungen abgesehen, darf man sich wundern, daß gelehrte Männer, wie Micyllus, Heinsius, Burmann, die dem Product eine sehr specielle Aufmerksamkeit widmeten, nicht an den vielen ganz unlateinischen Ausdrücken Anstoß nahmen. Der Art sind 93 functus für defunctus, 47 fortunam habere nocendi für facultatem h. n., 75 nomina tua levantur, was heißen soll nomen tuum vocatur, 220 vox collibus icta, eine lächerliche Verkehrung des colles icti voce, 232 tot verba = haec verba, ja gar 339 tot annos = tam paucos annos; vollends Barbarismen wie questus sonantur für q. sonant in 108 und 275 ferocum statt ferocium. Eben so wenig hat die durch den ganzen Weltkreis stürmende und blitzende Fortuna, welche (373) blind mit blinden Pferden triumphirt, Jemanden irre gemacht, so toll auch diese Vorstellung ist. Zwar hat auch in einer von Barth Adversaria XL, 18 edirten Elegie Fortuna Rosse. Barth wollte das Gedicht in einem codex der Epp. ex Ponto gefunden haben, den er zu Köln ankaufte. Dieser ist indeß seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen. Sonst weiß das Alterthum so wenig von einer kutschirenden Glücksgöttin als von einem wagenlenkenden Flußgott; aber epicedii scriptor videtur equos valde amasse, wie Haupt witzig bemerkt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


**Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann Gymnasii Cellensis Rector. Clausthaliae. Redemit Adolphus Schweiger. MDCCCXLVII et MDCCCXLVIII. Vol. I. XL, 168. Vol. II. XII, 256. 8.**

---

Schon die Dedication dieses lehrreichen Buches „Memoriae Friderici Augusti Wolfii" weist auf den Standpunkt hin, welchen der Verfasser darin genommen hat. Vorerst betrachtet er es als ausgemachte Sache, daß die älteste griechische Epik sich noch nicht auf den Gebrauch der Schrift stützte, dann daß der Stoff desselben Mythen waren, die Lieder selbst aber einfacher und nicht über ganze Sagenkreise sich erstreckten. Der Art könnten, vermuthet derselbe, ohne auf Welckers Darstellung im epischen Cyclus I, 288 sqq. Rücksicht zu nehmen, die Vorträge des Phemius und Demodokus gewesen seyn: eigentliche Volkslieder, daher auch Achilles (Il. ι 189, 524) Klea andron singen konnte; sie waren kurz und summarisch; für ein gutes Gedächtniß mochte es keine zu schwierige Aufgabe seyn, ihrer viele zu umfassen. Wie die Kunst zunahm, verlor sie an Popularität; die Poesie, vorher dem Mythus dienstbar, unterwarf sich jetzt diesen und gestaltete ihn nach ihren Gesetzen. Die Homerischen Epen gehören der zweiten, kunstreichern Epoche an. Der Homer, welchen der Verfasser sich denkt, ist der Dichter der ganzen Ilias, der ganzen Odyssee, wenn auch nicht in der überlieferten Form, doch ihrer Anlage nach. Die ältern Poeme konnte er nicht, wie sie waren, seinen Werken einverleiben, er mußte sie ganz umgestalten; nur die Sagen selbst und einzelne Formeln werden von dorther herübergenommen stellenweise hier Anwendung gefunden haben.

Indem Homers Schöpfung andern Sängern mitgetheilt von diesen an verschiedenen Orten dem hörlustigen Volk vorgetragen wurde, war es nicht zu vermeiden, daß sie vielfältige Abänderungen und besonders starke Zusätze erfuhren. Rec. pflichtet gern dem bei, was p. XIV bemerkt wird: hac ratione vel id potuit fieri, ut et antiquissimorum carminum quaedam partes ad recentioris poesis indolem totae novarentur et singula conficerentur carmina, quae antiquam fabulae conformationem minime respicerent. Constat apud Germanos ita accidisse.

In der Zeit, da die Blüthe der Epik vorüber war, erhielt diese ein mehr historisches Interesse; man dachte nun daran, die bey den Ahnen beliebten Gesänge unversehrt zu erhalten und vor Entstellungen zu sichern; unter Pisistratus wurde der Text des Homer wahrscheinlich zuerst vollständig aufgezeichnet; vorher mögen größere Parthien abgesondert umgelaufen seyn.

Was sich nach und nach an den Homerischen Urbau ansetzte, ist entweder absichtlich mit diesem verschmolzen oder es hängt loser damit zusammen und rührt aus einer Epoche her, wo der ursprüngliche Zusammenhang schon verdunkelt war. Bey solchem Nachdichten ging entweder ein älterer Bestandtheil verloren, oder er wurde neben dem neuern erhalten. Auch können schon Zeitgenossen Homers mit ihm in Behandlung desselben Gegenstandes ge-

wetteifert haben und ihre Producte seinem Werk beygefügt worden seyn.

Wie ist nun zu untersuchen, welche Stücke älter, welche jünger sind? Nach G. Hermanns Vorgang bestimmt Hoffmann fünf Punkte, worauf die Forschung gerichtet seyn soll: 1) ob Einheit der Anlage; 2) ob Uebereinstimmung in Styl und der Charakterzeichnung; 3) ob eine gewisse Consequenz in den mythischen, historischen und geographischen Angaben zu erkennen ist, oder das Gegentheil; 4) ob die Sprache keine wesentlichen Unterschiede darbietet; endlich 5) ob der Versbau sich gleich bleibt. Die Beurtheilung des ersten Punktes ist ästhetischer Art und kömmt schwer über mancherley Principienkämpfe hinaus. Die des zweyten beruht auf scharfer Beobachtung stylistischer Differenzen, welche aber auch absichtlich seyn oder scheinen können. Hinsichtlich des dritten Punktes ist, nach des Verfassers Ansicht, eher zu sichern Resultaten über die Heimath der einzelnen Dichter und die Culturstufe des griechischen Stammes, unter welchem sie lebten, zu gelangen. Die Wichtigkeit des vierten Punktes bedarf keines Nachweises. Den fünften hält H. für den entscheidendsten und betrachtet die hier zu gewinnenden Ergebnisse als Grundlage der übrigen „qua quidem neglecta nec de universa dialecti Homericae natura, nec de dicendi narrandique ratione constare potest," denn: patet singulorum poetarum paene nullam rem tam esse propriam, quam est versuum forma. Das gestehen wir für Lyriker und Dramatiker mit voller Ueberzeugung zu; ob in dem Bereich des einfachen Hexameters so eclatante Unterschiede aufgezeigt werden können, ist sehr die Frage; unsere Bedenken darüber sind in vorliegender Anzeige ausgesprochen, der wir gern die Anerkennung vorausschicken, daß abgesehen vom eigentlichen Zweck dieser Quaestiones, aus den metrischen Differenzen die Epochen der Homerischen Epik zu bestimmen, ihr Verfasser durch genaue Erforschung des Verses die Metrik des Epos wesentlich gefördert und überhaupt zu gründlicherem Studium Homers sehr dankenswerthe Beyträge geliefert habe.

Jedes der beyden Vol. enthält drey Abhandlungen. Diese sind I. de caesuris et numeris versus Homerici. II. de hiatu. III. de syllabis finalibus brevibus, quibus in producendis ab usu poetarum reliquorum fere recedere videtur Homerus. IV. de digamma ante vocales literas initiali. V. quaeritur, quomodo statuendum sit de locis Iliadis in quibus neglectum esse digamma videatur. VI. de varia carminum Iliacorum aetate colliguntur nonnulla ex quaestionibus superioribus.

Die Lehre von den Cäsuren erweitert Hoffmann und hellt sie auf durch Berücksichtigung der enclitischen Wörter, so wie derer, welche im engen Anschließen an das vorausgehende Wort ihnen zu vergleichen sind, wie μὲν, δὲ, γὰρ; ferner der proclitischen, worunter besonders καὶ zu beachten ist, welches seiner Unselbständigkeit wegen vor vokalischanlautenden Wörtern eigentlich nie lang bleiben darf. Jene Wirkung der Encliticen wird nur durch Elision, welche sie mit dem folgenden Wort enger anknüpft, wieder aufgehoben, mit Ausnahme etwa von τε, wie *A* 128. Die schon von Kircher nachgewiesene Theilung des Hexameters in drey Glieder, von denen das mittlere zwischen Hauptcäsur und den adoniacus fällt, wendet der Vf. auf den Homerischen Vers an, und bestimmt darnach die Brauchbarkeit der Cäsuren. Am wenigsten kömmt die zu Ende des dritten Fußes vor, weil der Hexameter dadurch gleichsam halbirt wurde. In der Ilias ist *O* 18 das einzige Beyspiel, wo die Ausnahme von der Regel absichtlich gemacht zu seyn scheint. Sonst findet sich kein Vers der Art. Weil diese Cäsur an sich fehlerhaft war, durften auch keine zweysylbigen encliticae auf die Thesis des dritten Fußes fallen, keine einsylbigen wie πω hier lang bleiben, oder wie μὲν durch Position zur Länge werden. Selbst eine stärkere Interpunktion nach dem dritten Fuß, wie *Γ* 185, *I* 134 ist an dieser Stelle wenigstens mißfällig und darum eine sehr seltene Erscheinung. Die Cäsur im vierten Trochäus setzt dem dritten Glied noch eine Kürze zu Anfang zu. Sie macht den Eindruck unangenehmer Hastigkeit, wenn nicht die vorausgehende semiquinaria oder semiseptenaria, oder die folgenden, nämlich die bukolische oder die seminovenaria durch ihre Interpunktion überwiegen, auch mildert diesen Effekt das Eintreten

einer proclitica in der Thesis des vierten Fußes, wie *Δ* 443, oder eines apostrophirten bisyllabum. Alles das ist nicht der Fall in *Υ* 587, 760, *Δ* 686, 698. Volle Interpunktion trifft mit dieser Cäsur nirgends bey Homer zusammen.

Unter den Einschnitten macht der Verf. die Unterscheidung, daß sie entweder versum firmant, oder debilitant, oder molliorem efficiunt. Zu den ersten rechnet er die caesura semiternaria, semiseptenaria, seminovenaria, also die meisten männlichen; zu den debilitantes die beyden oben besprochenen, zu denen, welche versum molliorem efficiunt, die übrigen außer der im dritten Trochäus und der bukolischen, denn diese nebst der semiquinaria sind die Hauptcäsuren, alle andern Nebencäsuren. Durch den Einschnitt erhält jedes Hemistich einen daktylischen Charakter (vgl. *Δ* 44), oder einen choriambischen (wie *Δ* 440), oder einen anapästischen (vgl. *Υ* 777) oder einen amphibrachischen (vgl. *Φ* 235). Wo Spondeen im Verse vorherrschen, wird er ebenfalls, je nachdem Cäsur oder Diacrase angewandt ist, entweder daktylischen oder anapästischen Effekt haben. In der Mischung der Cäsuren und Verstheile liegt die Schönheit des Homerischen Verses, welche mehr gefühlt als demonstrirt werden kann, denn sehr richtig bemerkt H. am Schluß seiner wohlgerathenen Analyse der malerischen Stelle *Φ* 233 — 250 „hac in re fieri vix potest, quin, qui omnia verbis accurate velit describere, argutari videantur saepissime. Ita enim comparatae sunt res et metrica et musica, ut sensibus bene percipiantur atque animo deinde sentiantur, at verborum effugiant acumen et dilabi videantur, ubi propius accessimus.“ Es ist die flatternde Libelle Göthe's.

In der zweyten Quaestio hat der Verf. für den Hiatus eine neue Terminologie aufgestellt: wo die lange vokalisch-auslautende Endsylbe vor einem Anfangsvokal nicht corripirt wird, sieht er bloß eine Production; nur bey kurzen Endsylben bedient er sich jener Bezeichnung. Zuerst ist von der Production die Rede, welche in arsi bekanntlich viel häufiger erscheint als in thesi. Beschränken wir uns auf die letztere. Hier unterscheidet die Abhandlung noch nomina, particulae, verba. Von den Nominalendungen sind die stärksten *η*, *φ*, *ον*, *οι*, die Beyspiele für jedes werden vollständig aufgezählt — schwächer sind *η*, *ω*, *ευ*, *ει*, wie die seltnern Productionsfälle zeigen. Unter den Partikeln bleibt *εὖ* und *ἦ* immer lang, auch *ἦ* mit Ausnahme von *K* 451, *Π* 515, *Φ* 113, 576, *Υ* 724, *εἰ* außer *Z* 367, ferner ist *μὴ* nicht verkürzt *Σ* 193, *Φ* 536. Von den Verbalendungen erfährt *εἰ* keine Correption in *Δ* 554, *M* 46, *P* 663, *Φ* 362, 575; *ει* contractum *Γ* 388, *E* 899, *Z* 46, *ει* (nicht contrahirt) *Ξ* 240, *Ω* 52; *ᾗ* *Ξ* 199, *Φ* 459, *αι* *E* 685. Die meisten dieser thetischen Productionen fallen auf den ersten und vierten Fuß, denn diese Thesen sind die stärkern, viele auch auf den zweyten, auf den dritten nur *Γ* 87 (wiederholt in *H* 388), *X* 286, *Ω* 122 und wo *ἦ* an diese Stelle kömmt, *Θ* 514, *K* 505, *Σ* 511, *X* 135, 152, *Ψ* 382, *Ω* 769.

Den eigentlichen Hiatus begünstigt entweder der Charakter des Endvokals, welcher die Elision nicht zuläßt, wie z. B. *τί*, *περί* etc. oder die Stelle im Vers. Außer den beyden Hauptcäsuren im dritten Fuß und der bukolischen wird hier noch die Thesis des ersten Fußes als die dem Hiat günstigste bezeichnet. Der Anfang des Verses hat auch die Production öfters zugelassen als die zweyte, dritte und fünfte spondeische Thesis. Die Hiate nun, welche in dem zweyten und fünften Fuß — von dem im dritten kann gar nicht die Rede seyn — zu stehen kommen, gelten dem Verf. als hiatus illiciti.

Die Verlängerung kurzer consonantisch auslautender Sylben (Qu. III.) ist entweder nur scheinbar, indem die erst später festgestellte Quantität zu Homers Zeit noch schwankte, wie in *πρίν*, *Z* 81, al. *ἔρις*, *Δ* 440, *βλοσυρῶπις* *Δ* 36, *πάϊς* *X* 492, (überhaupt scheinen die auf *ις*, *ιδος* das *ι* eher lang gehabt zu haben, als die auf *ις*, *ιτος*; *ις*, *ιθος*) oder sie wird im ersten Glied des Verses durch die caesura semiquinaria hervorgebracht, seltner durch die semiternaria, wenn die *κατὰ τρίτον τροχαῖον* folgt, denn vor der semiquinaria tritt sie nur in vier Stellen der Ilias ein *Γ* 40, *E* 499,

*Π* 269, *Ω* 193 *). Im zweyten Glied des Verses ist die Verlängerung in der semiseptenaria ziemlich häufig, nur wo diese Cäsur fehlt, erschien die Production in der seminovenaria erträglich. Bloß *Σ* 288 und *Φ* 23 machen Ausnahme.

(Fortsetzung folgt.)

## Epicedion Drusi cum commentariis Mauricii Hauptii.

(Schluß.)

Solche Verstöße deuten fürwahr nicht auf die klassische Epoche der römischen Literatur, ja nicht einmal auf einen Vertreter der cadens Latinitas, sondern auf die Zeit, da man die Alten mit enthusiastischem Eifer und hingerissen durch unbestimmte Eindrücke sowohl las als nachbildete, oft ohne die feinern Gesetze des poetischen Styls zu kennen oder auch nur ein Gefühl dafür zu haben — sie verrathen einen Verfasser aus dem fünfzehnten Jahrhundert, über dessen letztes Drittel keine der Handschriften des epicedion hinausgeht. Der Autor konnte daher auch noch die ähnlichen Machwerke benutzen, welche Henoch Asculanus in Dänemark um 1450 gefunden hatte und die in den ersten Ausgaben Virgils beygefügt sind. Aus ihnen rührt vs. 39 Caesaris illud opus her, und was jener Poet dem Maecenas nachrühmt in der Elegie auf ihn: omnia cum posses tanto tam carus amico, te sensit nemo velle nocere tamen, was ein ganz passendes und verständiges Urtheil ist, hat unser Mann abentheuerlich genug auf die Livia übertragen, 47: nec nocuisse ulli et fortunam habuisse nocendi nec quemquam nervos extimuisse tuos, nec vires errasse tuas campoque foro. Für beyde ist mittelbar und unmittelbar Quelle Seneca's 114. Brief, wo er sagt: pepercit gladio, sanguine abstinuit, nec ulla alia re quid posset quam licentia ostendit; aus demselben sind auch die Verse über Maecenas Art sich zu kleiden geflossen.

Der Verfasser des epicedion Drusi ist nicht unbewandert in der Geschichtr der Augusteischen Zeit; das Historische bey ihm kann man meistens aus Dio Cassius, der den gelehrten Italienern des 15. Jahrhunderts bekannt war, aus Seneca, Suetonius und Servius nachweisen. Gegen den usus verstoßen die fasces fracti (177) bey dem Leichenzug des Drusus, es mußte versi corrigirt werden, wenn man mit einem Alten zu thun hätte, so aber genügt es, darin eine poetische Licenz zu sehen, welche, wie das Meiste, auf Nachahmung beruht; Haupt vergleicht Ov. Am. III, 9, 7 sq. ecce puer Veneris fert eversamque pharetram et fractos arcus et sine luce facem.

Wir dürfen selbst einem poeta laureatus des 15. Saeculums, geschweige denn seinen Bewunderern Heinsius und Burmann ꝛc. verübeln, wenn sie die strengen Regeln des Ovidianischen Verses nicht kannten, auf die wir selbst erst neulich von Lachmann aufmerksam gemacht worden sind, z. B. daß ein jambisches Wort in den Elegien von Ovid nie elidirt ward, und die Production der kurzen consonantisch auslautenden Endsylbe nur vor einem griechischen Wort oder in der nämlichen Hauptcäsur vor et und aut vorkömmt, endlich der Schluß auf ein monosyllabum nirgends in einem ante relegationem geschriebenen Pentameter zu finden ist. Fehler dagegen siehe 375, 163, 122, 124, 426. Lachmann hat diese interessanten Entdeckungen in dem Berliner Lectionskatalog für den Sommercurs 1848 mitgetheilt.

Kayser.

*) In der Odyssee gehört dazu δ 566, ϰ 353, 493, ν 343 (den Hoffmann freylich als spurius betrachtet I, 71), ο 100, und in der seminovenaria ist nach der semiseptenaria Production eingetreten in Od. ε 415, ϑ 355, τ 419. Aber die Regel behält doch ihre Geltung.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Quaestiones Homericae.

(Fortsetzung.)

Als scheinbar muß auch die Verlängerung eines kurzen Endvokals angesehen werden, wenn das folgende Wort ursprünglich mit zwey Consonanten anfing, wozu selbst *μέγαρον* und *μέγας* gezählt werden (vergl. I, 155 sqq.). Auch hier ist der Gebrauch mitunter schwankend, vergl. *A* 258, *H* 117, *Ω* 358. Schwach war umgekehrt der in manchen Wörtern noch ausgeschriebene erste Consonant, wie in *Σκάμανδρος* und *σκέπαρνον*; in ähnlicher Weise hat man es zu erklären, wenn *Ζέλεια* und *Ζάκυνθος* keine Position machen; wozu auch die Abweichung der Orthographie von *Ζάγκλη* auf Münzen, die *Δάγκλη* haben, zugezogen werden kann.

Andrerseits hat der Vokal die Kraft vor einfachen Consonanten in jeder Stelle Production hervorzubringen. Die härteste vor Consonanten ist die, wo eine enclitica folgt, durch welche die Cäsur aufgehoben wird, wie in *A* 45, *Γ* 240, *Π* 228, *Ψ* 240. Andere Beyspiele siehe I, 163. Eine Stufenleiter der Productionen hat der Verf. in II, 156 aufgestellt, unter welchen der höchste Grad die kurze vokalisch-auslautende Endsylbe im Hiat ist, wie *Θ* 556, *O* 275, *Π* 373.

In der vierten Quaestio wird das Digamma behandelt, und als weicher Hauchconsonant, der mit j, s, h, w verwandt ist, betrachtet. H. nimmt an, daß in der ältesten Sprache auch der Laut j existirte und *ζάθεος* aus *διάθεος*, *Ζεὺς* aus *Διεὺς* (dreyund zweysilbig gesprochen) entstand. Was ursprünglich noch ein s hatte, ging später in h über, wie das Latein zeigt, wo die Urform sich getreuer erhalten hat; vgl. sex, septem, super. Außerdem verwandelte sich das Digamma in den verwandten Sprachen in w, seltner in b, oder gar m, wie Mars und Mann aus *Ἄρης* und *ἀνήρ* hervorgingen *). Im Griechischen selbst wurde daraus nicht ein härterer Laut, *Fέννο* z. B. nicht *γέννο*, denn das *γ* ist hier bloß Schreibfehler, sondern nur zu einem Vokal konnte dieser vokalisirende Consonant sich abschwächen, wie zu *υ* und insbesondere zu *ε*. Vgl. *ταλαύρινος*, *ἴσος*, *ἕδνα*, *ἐείκοσι*, *ἐέλπομαι*, *ἐέλδομαι*, *ἐέργω*; es kam nicht nach dem Anfangsvokal zu stehen, sonst wären die Contractionen *εἶο*, *εἰλίσσω*, *εἰαρινὸς* nicht möglich gewesen. Sicheres Zeichen von der Existenz des Digamma ist es, wenn auf eine Stelle, die keinen Hiat zuläßt, wie die zweyte Kürze des dritten und fünften Fußes ein scheinbar vokalisch-anlautendes Wort folgt, ferner die Production von *καὶ*, welches vor einem Consonanten immer corripirt wird, die Beybehaltung von sonst immer elidirten Sylben, vergl. II, 19, 28. Jambisch anhebende Wörter begünstigen die Neigung, eine vorhergehende vokalisch auslautende Sylbe zu elidiren; unterbleibt dieß, so darf man den Schluß

*) *Ἄρης* und *ἀνήρ* sind freylich bey Homer bereits ohne Digamma, produciren aber, da eine Contraction (*εα* in *ᾱ*) vorausgegangen ist, den Anfangsvokal, während *ἄναξ* das Digamma nicht verlor und kurz blieb.

auf das Digamma als sicher ansehen. Dergleichen sind ἄναξ, ἀραιὸς, ἕκηλος, ἑκών, ἔθειρα, ἔοικα, εἴκελος, daher nur ἐπιείκελος bey Homer üblich ist.

Als leichtester Consonant war das Digamma in arsi zur Production tauglicher als in thesi. In der dritten Thesis wird die Verlängerung nur vor οἵ, z. B. *E* 695 gefunden, sonst nur noch vor Wörtern, die zum Stamme *Fιδ* gehören, vergl. *P* 142, *Ψ* 215. Sonst bleiben vor dem Digamma consonantisch ausgehende Sylben oft ohne Position, wodurch es aber nicht aufgehoben wird, wie man sonst gemeint hat; wohl aber hört es durch die Elision auf.

Was wird nun von den Parthien der Homerischen Poesie, namentlich der Ilias zu halten seyn, wo das Digamma vernachläßigt ist? Hier ist sehr zu bedauern, daß die Alexandriner davon gar keine oder eine sehr geringe Kenntniß gehabt zu haben scheinen. In den Exemplaren, welche sie benutzten, war es verschwunden. Welche Vorstellungen sie sich vom Umfang der Licenzen, des Hiatus, der Correption und Production gebildet hatten, ist ebenfalls dunkel geblieben. Warum lesen z. B. *N* 107 Zenodot und Aristophanes νῦν δὲ ἑκάς, Aristarch aber νῦν δ' ἔκαθεν? Kannten jene das Digamma, warum sollte Aristarch Nichts davon wissen? Wußte er etwas davon, warum tilgte er es durch den Apostroph? Wollte er den Hiatus hier beseitigen, weßhalb ließ er ihn an unzähligen andern Stellen stehen? Dieß ist nun aber einer von den vielen Fällen, wo man ganz leicht jenem alterthümlichen Laut sein Recht angedeihen lassen kann, indem man hier zur Zenodoteischen Lesart zurückkehrt. Varianten helfen auch *P* 54, *I* 510 (ἔῤῥεζεν für ἔρδεσκεν), *O* 114 (δὲ προσηύδα für δ' ἔπος ηὔδα) aus. Anderswo bedarf es keiner solchen Stütze; wer wird sich nach Handschriften umsehen, um χρυσοῦ καὶ εἴκοσι statt χρυσοῖο (*A* 25) πᾶσιν δὲ ἀνάσσειν für πάντεσσι δ' ἀνάσσειν (*A* 288) λαοῖς τοι Ἰλίῳ für λαοῖσι τ. *I.* (*Z* 281) ἐθέλῃ εἰπόντος für ἐθέλησ' εἰπόντος lesen zu dürfen? Ferner wird es nicht für Vermessenheit gelten, wenn bedeutungslose Partikeln und andere Wörtchen ausgemerzt werden, und *Ξ* 383, ἐπεὶ ἔσσαντο *A* 101, ὁ βῆ Ἴσον (nach Zenodot) *Π* 169 ἐν δὲ ἑκάστῃ, *Z* 474 αὐτὰρ ὃ ὃν, *X* 216 νῶϊ ἔολπα an die Stelle von ἐπεὶ ῥ' ἑ., βῆ ῥ' Ἴσον, ἐν δ' ἄρ' ἑκάστῃ u. s. w. tritt. Solche Differenzen konnten leicht sich einschleichen, war einmal durch Erlöschen des Digamma dafür Raum geschaffen. Diese und andere gewiß sehr annehmliche Correcturen hat Hoffmann in der fünften Abhandlung p. 76 — 116 vorgeschlagen. Freylich entsteht, da die Anzahl der nicht so leicht zu emendirenden Verse, worin das Digamma verletzt ist, die Frage, ob nicht schon in das Zeitalter des Homer selbst, und um so mehr in das der Homeriden der schwankende Gebrauch des Digamma zurückreicht? Glaubt ja der Verf. selbst, daß bereits Homer Formeln beybehielt, die aus frühern Gedichten einer stärker digammirenden Zeit herrührten. Wenn man daher die Anwendung des Lautes da wahrscheinlich finden wird, wo die Correctur sich von selbst macht, wird dagegen große Vorsicht anzuempfehlen seyn, wenn dem Digamma irgend ein Opfer gebracht werden soll. So sträubt sich z. B. unser Gefühl gegen den Vorschlag *Ψ* 392 ἵππειόν οἱ ἔαξε asyndetisch zu lesen statt ἑ. δέ οἱ ἦξε, und *Ψ* 107 möchte καί τε ἕκαστ' ἐπέτελλε gegen den Homerischen Sprachgebrauch verstoßen; wir würden ferner in *X* 15 lieber eine Schmälerung des Digamma bey den Homeriden zugeben, als dem Verf. folgend ändern ἔβλαψας Ἑκάεργε — ἐνθάδε με τρέψας. Ist aber eine solche Freyheit dem Dichter einmal zugestanden, dann mögen ihm auch die verbleiben, welche sonst nach der Norm älterer Gesänge nicht geduldet werden dürften, vergl. *X* 61, 407, 450. Wie schon bemerkt worden ist, geht der Verf. hauptsächlich auf metrische Differenzen aus und zieht andere Momente nur gelegentlich zu. Da nun aber die spätern Epiker in dem Grund stärker nachahmen, als ihnen eine größere Masse von Gesängen zu Gebote stand, ist die Folgerung aus der metrischen Form ihrer Producte mißlich. Wir können namentlich Alles, was sie entweder ad verbum oder doch nur mit geringer Abänderung entlehnt haben, gar nicht in Rechnung bringen; nur das Eigene gilt. Auch da ist nicht zu übersehen, daß sie häufig nach Analogien verfahren; anderswo kamen sie frey-

lich auf die ihnen gewohnteren Formen zurück, vielleicht ohne es selbst immer gewahr zu werden. So zählt z. B. *H* 371 nicht, weil aus *Σ* 299 übertragen; in einem und demselben Vers, *H* 345 ist *ἀγορὴ γένετ'* aus *Σ* 246 und *ἐν πόλει ἄκρῃ* aus *Z* 317 genommen, darein mußte sich nun *Ἰλίου* wohl oder übel fügen. In *Θ* ist 305 aus *ϑ* 194; 131 aus *Φ* 295; 446 aus *A* 333; in 406 rührt *ἂν ᾧ πατρὶ* aus dem ähnlich lautenden *E* 362 *ἂν Διὶ πατρὶ* her. Ebenso ist *K* 450 aus *π* 11, *K* 384, 405 aus *α* 169, *K* 68 aus *B* 181 herübergenommen, daher konnte sich der Poet die Erlaubniß, auch andere Hiate vor *ἕκαστος*, wie 166 und 432 anzubringen, ableiten. Daß ihm *οἷ* nach *οὔτις* gestellt Position macht (129), ist noch kein Beweis, daß er die besondere Kraft des Digamma in diesem Wort kannte, eher abstrahirte er sich eine Licenz aus *O* 115; gewiß dachte er 215 nicht daran, in *ἕκαστος* jenen Laut zu respektiren. Der Verf. will 215 — 217 ausstoßen. Doch dieß Ausmerzen des Ungereimten könnte zuletzt der ganzen Rhapsodie ein trauriges Ende bereiten. Auch in Betreff der vorausgehenden Verse 211 — 213 ist H. unschlüßig, und äußert auf derselben pagina zwey verschiedene Ansichten, zuerst vertheidigt, dann verurtheilt er sie (II, 125). Von dem wahren Bestand der Sache nimmt er beyläufig Notiz p. 127, indem er sagt „concedo, si aliter statuere non licet, hos hiatus receptos esse posse ex ipsis carminibus Homericis antiquioribus — attamen si potest fieri, patet aliter statuendum esse.“ Diese Bedingung eben ist es, die Rec. durchaus in Abrede stellen zu müssen glaubt. In gleicher Weise wie 215 — 217 ist dem Verf. *K* 425 anstößig, und er sieht sich veranlaßt 423 — 431 zu streichen, statt dieselbe Hand zu erkennen, von der die Aufzählung in *B* 840 — 864 herrührt. Ebenso vergeblich ist der Obelos in *K* 387, 388. Die Doloneia soll zu gleicher Zeit mit *Ψ* und zwar in ipsa Graecia verfaßt seyn. Doch hat der Dichter von *Ψ* immer noch viel mehr Originalität. Das Copiren früherer Stücke gibt H. wenigstens in *O* 390 — 414 zu, welche Verse mit dem Schluß von *Λ* und dem Eingang von *M* und *Ξ*, dem Schiffskatalog und den Büchern *H*, *Θ*, *K* unseres Erachtens denselben Verfasser verrathen. Das *τόφρ' ἧστό τε καὶ τὸν ἔτερπε λόγοις* könnte als unvereinbar mit *Λ* 648, 653 dagegen zu sprechen scheinen, aber einem Interpolator darf man schon so viel Gedankenlosigkeit zutrauen, wenn er nicht etwa selbst auf die Unachtsamkeit der Zuhörer rechnete. In der That stimmt auch H. gerade für diese Stellen mit uns überein (nur daß wir dem Digamma kein so großes Gewicht beylegen können), wenn er p. 136 sagt „sequitur non solum versu 403 recte legi *τίς δ' οἶδ'*, sed etiam, quae in extrema parte libri *λ* inveniuntur neglecti digammi vestigia, ab eodem homine esse effecta; qui hanc in librum *o* intulit interpolationem. Was jenes betrifft, so beweist es gewiß nichts, wenn *Λ* 710 *μάλα εἰδότε* steht, nach Analogie des bekannten *σάφα εἰδώς*, oder 741 *φάρμακα ᾔδη* wie *β* 16 *μυρία ᾔδη* und 745 *ἐπεὶ ἴδον* wie *X* 22 *ὅπως ἴδον*, und ist auch 706 *τε ἄστυ* nicht buchstäblich anderswo aufzuzeigen, so werden ähnliche Phrasen doch immer vorgelegen haben. Also werden wir *Λ* 792 und *O* 403 *τίς δ' οἶδ'* unangetastet lassen, nicht so *Π* 860, wo *τίς οἶδ'* ganz an seinem Platze ist. Der dem Digamma entfremdete Nachahmer ist auch *Ξ* 151 nicht zu verkennen, wo die Wiederholung aus *B* 451, 452 in diesem Zusammenhang die Elision vor *ἑκάστῳ* nöthig machte; durch die vorgeschlagene Emendation *μέγα δὲ σθένος ὦρσεν ἑκάστῳ* würde nur das Verfahren des Interpolator unkenntlich werden. So können wir nicht beystimmen, wenn *H* 364, 391 das *ἔτ'* vor *οἴκοθεν* wegfallen soll. In *Θ* 526 konnte leichter noch als mit *εὔχομ' ἐελπόμενος* durch *ἔλπομαι εὐχόμενος* geholfen werden, Zenodots Lesart, welche dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheint, aber es ist nicht einmal nöthig.

So wenig als die Vernachlässigung des Digamma, können andere metrische Fehler für sich allein das spätere Zeitalter einer Homerischen Rhapsodie beweisen. Ueberhaupt läuft man bey dieser Methode Gefahr, Spätlinge, wenn zufällig keine Licenzen darin vorkommen, zu ächten Homericis zu machen und umgekehrt gute Poesie, in die aber eine Ketzerey gegen den alten usus weiß Gott wie gerathen ist, zu unterst zu setzen, wie es hier dem

Schluß von Δ (457 — 544) ergeht, vgl. p. 250. Wäre das gänzliche Ausbleiben härterer Productionen ein zureichendes Argument für die Priorität eines Gesangs, dann würde H und K gut fahren. Merkwürdigerweise hat auch I, gewiß jünger als A — Z, und als Δ, Π, P gar keine Production einer von Natur kurzen Sylbe und Σ 356 — 617 wenigstens keine härtere. Die Verse Θ 190, K 129, Δ 792, O 403, wo die consonantisch-auslautende kurze Sylbe mit dem folgenden οἵ Position macht, müßten nach derselben Norm älter seyn als Z 90, und gleicher Zeit, wie Z 157, wo diese Position wieder eintritt, angehören. Dürfte aber Z 90 nicht mittelst der kürzern Form ὅ geholfen werden? Das könnte eher gehen, als wenn Z 289 Hoffmann ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλα ἔργα γυναικῶν, wogegen der von ihm selbst citirte Herod. II, 116 und Od. ο 105 streitet, corrigiren will. Vielleicht hilft zu dem ursprünglichen und, wie Herodot zeigt, frühe verwischten Text die angegebene Parallelstelle aus der Odyssee, wenn wir schreiben: πέπλοι παμποίκιλοι, οὓς κάμον αὐτῇ Σιδόνιαι. Ebenfalls unstatthaft ist die p. 171 vorgetragene Folgerung: wer πω in λ 52 und ibid. 112, 160 καὶ in arsi anbrachte, muß auch H 433, Σ 39—49, Ψ 1 verfaßt haben. Warum gerade dasselbe Individuum? Reicht es nicht hin, solche Fehler im Allgemeinen einer spätern Zeit zuzuschreiben, wofern nicht theilweise Corruption sie verschuldete? Uebrigens muß zwischen einer stellenweisen Interpolation älterer Lieder und einer mangelhaften Technik neuerer Poeten wohl unterschieden werden. In dem Sinn würde man statt die Dichter von B 813 und Δ 237 zu identificiren, dort das ἤτοι vor ἄνδρες lieber stehen lassen, hier die lästige Production von ἤτοι durch die Vorstellung ἤτοι τῶν αὐτῶν heben. Der Verf. verkennt keineswegs das Bedenkliche solcher Resultate, vgl. p. 165, wo er bemerkt „hoc difficillimum est judicium, in quo eo facilius falli possumus, quo magis pendet non ex singulis productionibus sed ex aliis argumentis, quae, ut est harum quaestionum ratio, non omnia in promtu sunt.“ Gut ist auch die Observation, daß gerade in Σ 243 sqq., H 313 sqq., Θ 489 sqq. (von hier an statuirt H. die spätere Abfassung des Buches Θ) trojanische Volksversammlungen dargestellt werden (wir fügen B 786 — 810 hinzu); d. h. an den noch aus andern Gründen verdächtigen Stellen. Die Folgerung auf Gleichzeitigkeit ist zwar voreilig, Σ 243 — 314 ist für die übrigen ἀγοραί das Vorbild und 314 — 355 gehört dem Dichter der Patrokleia, nicht dem der Achilleïs; aber die drey andern müssen einem und demselben Interpolator zugeschrieben werden, überall zeigt er dasselbe summarische Verfahren und die gleiche Geschicklichkeit, mit Plagiaten ganze Reden zusammen zu stoppeln. Ferner stimmen wir mit dem Verfasser darin nicht überein, daß K und I 1 — 182 demselben Dichter gehören sollen, I 77 und die Erwähnung der Wächter in I 66 wie K 180 reicht nicht hin, diese Identität zu erhärten, da in K recht gut auf I Rücksicht genommen werden konnte.

Die vorherrschende Beachtung des Metrischen hat mehreremale verschuldet, daß dem Zusammenhang der epischen Erzählung die nöthige Aufmerksamkeit nicht zu Theil wurde. So meint Hoffmann z. B. I 35, wo eine harte Production ἀπὸ εἰπών vorkömmt, dürfe ohne Nachtheil wegbleiben. Aber in der damit im Voraus bezeichneten Rede Achills tritt doch die ἀπόρρησις μήνιδος bedeutend hervor und die Aufforderung zum Kampf zurück; daher wird man jenen Vers auch nicht missen können, jedenfalls zugestehen müssen, daß er mit bestimmter Absicht vom Dichter hier angebracht ist. Dem Styl des Dichters der letzten sechs Gesänge (Achilleis) ist auch der Schluß von I (399 sqq.) so angemessen, daß er wegen des einen vs. 421 nicht gestrichen werden darf, auch trägt H. selbst Bedenken (pag. 100) mit T 421 eine Umstellung vorzunehmen. Ebenso ist es nicht rathsam, den Eingang von Ψ abzukürzen (vgl. II, 167), denn ließe man 29 — 31 aus, oder 8, 9, so fehlte den Versen 37 sqq. die unentbehrliche Rückbeziehung.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Quaestiones Homericae.

(Schluß.)

Deßgleichen würde der Charakter des Epikers, der in *T*, *Φ*, *X*, *Ω* ausführliche Episoden anbringt, durch Abkürzung der Rede des Aeneas *Ψ* 200 — 258, wovon nur die zwölf ersten Verse bleiben sollen (vgl. II, 161), verläugnet. Anlaß geben dazu die starken Productionen in vs. 242 und 255; das Digamma wird durch ein Asyndeton *ἵππῳ εἰσάμενος* wieder hergestellt, wir werden aber lieber auf jenes als auf die Partikel verzichten. Harte Verlängerungen finden sich nun auch in den folgenden Büchern: *Φ* 23, 283, 329, 352, 474, 507, *X* 236, 306, 307, um einstweilen von *Ψ*, *Ω* zu schweigen. Man sollte denken, die ziemlich große Anzahl solcher Fälle müsse die Wirkung haben, daß sie sich gegenseitig stützten. Statt dessen sucht H. einen Vers nach dem andern zu beseitigen, oder die Parthie, in welcher er vorkommt, zu verdächtigen. Um *Φ* 283 streichen zu können, muß er auch den unschuldigen Vers 282 ausstoßen. Ist aber 283 ächt, so wird auch 329, wo *ἀποέρσῃ* wiederkehrt, sich behaupten dürfen. Ferner wird *Φ* 22, ähnlich dem *Σ* 288 aus der spätern Abfassung dieses Theils erklärt, und eine ältere Parthie 228 — 384, eine spätere 1 — 33, 214 — 227 und eine noch jüngere 34 — 211 statuirt, die jene beyden verschmelzen sollte. Nehmen wir dagegen an, Lykaon sey wirklich nicht nach Troja hin, sondern auf das dem griechischen Lager zugewandte Ufer des Skamander geflohen, so bedürfen wir keiner solchen Vertheilung der Rhapsodie. In *X* wird die Tilgung von 236, 237 schwerlich Beyfall finden, so wenig als die Beschneidung der Rede Hektors, woraus H. 301 — 303 streicht. Andere Ausstellungen sind ästhetischer Art: *X* 45 — 55 werden der Interpolation zugeschrieben, aber sie sind von demselben Geist eingegeben, der dem Achilles die Worte *Φ* 184 — 199 in den Mund legte. *X* 100 sqq. gehört „ad recentiorem partem libri *Σ*“. Natürlich, es ist derselbe Dichter. Eben daraus erklärt sich die Uebereinstimmung von *Σ* 288 mit *X* 12 ganz befriedigend. Aber *I* 375 denkt sich H. aus *X* 317 entstanden, als wenn die Priorität letzterer Stelle erwiesen wäre (II, 242). *X* 385 — 390 dürfen nimmermehr wegbleiben, da sich 391 auf keine Weise an 384 anschließt. Doch soll die Rede anfangs auf 378 — 380, 391 — 394 sich beschränkt haben. Ueberhaupt glaubt H. (II, 167) admodum breviter narravisse poetam antiquissimum. Das ist vielleicht wahr in Betreff der Ilias, nicht glaublich aber von vorliegender Achilleïs, welche durch alle Kürzungen doch in der Hauptsache nicht zu verändern ist. Anstatt also eine Ueberarbeitung von *Φ* und *X* durch den Verfasser von *Ψ* anzunehmen, werden wir vorziehen, den Dichter von *Ψ* vom angeblich ältern nicht zu unterscheiden. Warum wollten wir nicht zugeben, daß Letzterem das Digamma von *ἰτέαι* bereits unbekannt war (*Φ* 350), so wie *Ψ* 846 das *ἡ δέ θ' ἑλισσομένη* auf einer ähnlichen Unkunde oder Ungewohntheit beruhte. So wird es auch *Ω* 572 rathsamer seyn, *Πηλείδης δ' οἴκοιο* stehen zu lassen, als mit H. *Πηλ. δὲ δόμοιο* zu corrigiren. In *Ψ* gewahrt übrigens H. die mei-

sten Spuren jüngerer Abfassung und will dieß Buch mit manchen Theilen des Katalogs, mit *H*, *K*, *M* und *Σ* 243 — 355 auf gleiche Linie stellen. Darum aber, weil Eumelus nur in *B* und *Ψ* erscheint, sind die beyden Rhapsodien noch nicht als gleichzeitig erwiesen, *B* kann ja aus *Ψ* geschöpft haben; wie in *Ψ* Leonteus und Polypoetes aus *M* 129 übertragen seyn mögen. Deßgleichen beweist das nichts, wenn Asteropaeus in *B* 848, *Π* 290 mit Stillschweigen übergangen wird, aber *M* 102, *P* 217, *Ψ* 560 sein Name vorkömmt. Muß seiner jedesmal gedacht werden, so oft von Paeonen die Rede ist? In *Ω* vermuthet der Vf. soll der Theil, welcher die eigentlichen *λύτρα* enthält (468 — 676), älter seyn, als was vorhergeht und folgt, weil da keine ärgern Productionen vorkommen, wie in 7, 154, 193, 285 (aus *o* 149), 771. Dabey ist aber 470 und 544 übersehen; oder gehören diese Fälle nicht in dieselbe Rubrik, weil sie in die caes. semiseptenaria fällt? Der Effect der Production in der semiternaria dürfte doch wohl nicht viel härter seyn, als der in der semiseptenaria.

Hinsichtlich der Patrokleia stimmt Ref. gern bey, wenn (II, 227) zwischen *A* und *P* eine große Aehnlichkeit entdeckt wird und letzteres für jünger als *A* und älter als *Ξ* erklärt, endlich *Π* in frühere Zeit als *M* gesetzt wird; vgl. *M* 438 mit *Π* 557. Weniger kann man dem Vf. folgen, wenn er aus der Production von *λίσσομαι* in *Φ* 368 sofort schließt, daß der Theil 228 — 384 älter sey als der Eingang von *Π*, wo vor *λίσσομαι* in vs. 46 jene Verlängerung nicht statt hat; und aus der mißfälligen Cäsur in *P* 719 zu der Annahme gelangt, daß der Schluß dieses Buchs interpolirt sey. Besondern Anstoß gibt ihm außerdem die Verletzung des Digamma in *Π* 522, 523 *οὐδ' ᾧ παιδὶ* und *σύπερ μοι ἄναξ*, daher die ganze Erzählung von Glaukus Wunde wegfallen soll (509 — 531). Aber das darf nicht befremden, wenn der sterbende Sarpedon die leichte Blessure des Freundes nicht achtet, wo er ihn auffordert, für seinen Leichnam zu kämpfen. Einfacher wird mit *οὐ* für *οὐδ'* und *με* statt *μοι* geholfen werden können.

Den Charakter der Trichomachie — so nennen wir der Kürze wegen die Rhapsodien *M* bis *O* — hat Hoffmann gut geschildert in den Worten II, 232 „apparet ejusmodi fuisse hujus poetae ingenium, quod luxuriaret in describendis rebus minoribus, quas summa cum elegantia exornat, veluti initium libri *N* et praeclarissimam illam comparationem *M* 278 et quae leguntur *Ξ* 384—400, at minus aptum fuisse hunc poetam ad efficiendum clarum et concisum narrationis progressum. Pertinent ejus carmina ad id genus, quod eximia singularum partium maxime minorum, pulchritudine et vi magis lectores delectat, quam aequabili et modesto totius narrationis habitu et tenore.“ Den Eingang von *N* nennt er ineptissimus; nur die Absicht, eine glänzende Beschreibung anzubringen, konnte den Homeriden bestimmen, daß er den Poseidon von dem Troja so nahen Samothrace erst nach Aegne in Achaia wandern läßt, um dann, nicht einmal bis Troja selbst, die kurze Strecke zu Wagen zurücklegen zu können. Dasselbe Streben nach glänzenden Effecten tritt vielmal in den übrigen Rhapsodien dieser Parthie hervor, die daher einiger metrischer Besonderheiten halber nicht abzutrennen sind. Rec. wenigstens glaubt nicht, daß auf das Ausbleiben des Hiatus in thesi durch das ganze Buch *N* hin, während die Fälle *Ξ* 199 und 240; *O* 23 und 146 ziemlich nahe zusammentreten, etwas zu geben sey; eben so wenig möchte er aus dem Fehlen des hiatus illicitus in *M* und *O*, wogegen er *N* 22, *Ξ* 183, 285 erscheint, irgend eine Folgerung ziehen, oder aus den stellenweise mangelnden, dann wieder hervortretenden härtern Productionen, *M* 288 (welcher zu vergleichen *Ξ* 320), *Ξ* 492, *O* 275, 478. Das *καὶ* mit Länge im Hiatus kann *M* 320 durch die Annahme, daß *ἥς* bisweilen bigammirt war (vgl. *ι* 538) gerechtfertigt und *O* 290 durch Gerhards Emendation *καί ἑ σάωσε* berichtigt werden, deßgleichen *ἦ τοι M* 141, setzt man nur *τείως* für *εἴως* keinen weitern Anstoß geben. Nur für Zufall gilt uns ferner, daß, wie in *Z* 118 — 236, 312 —529, *H* 1—312, so in *N* keine der eben angeführten Härten zum Vorschein kommen, und *Ξ* 153 — 353 einige hiatus illicitos hat, wie die von H. für ächt gehaltenen Theile in *Γ*, *Δ*, *E*. Freylich der Verf. baut sich daraus einen bündigen Syllogismus auf (II, 224): „Da *Ξ* 153 — 353 mit

Γ, Δ, Ε (in rebus metricis) übereinstimmt, Ν aber mit den ältern Stücken in Ζ und Η, letztere ferner jünger sind als Γ, Δ, Ε, so wird auch Ν jünger seyn als Ξ 153 — 353." Das lautet, wie der Schluß eines mathematischen Beweises, und man müßte sich das Resultat gefallen lassen, wäre nur etwas auf die Prämissen zu geben! Uebrigens werden die Stücke Ν 1 — 38, Ξ 1 — 152 und 354 — 522 einem Verfasser zugeschrieben. Aber der Interpolator in Ξ 1 — 152 ist von der poetischen Kraft und Fülle, welche die beyden anderen Parcellen zeigen, unendlich weit entfernt. Auch zu der Abtrennung von Μ 1 — 430 können wir nicht stimmen. H. will daraus einen Beleg gewinnen, daß Leonteus und Polypoetes nicht weiter in der Teichomachie vorkommen, so wie Sarpedon und Glaukus, als wenn der Dichter die Verpflichtung hätte, dieselben Personen immer wieder auf den Schauplatz zu bringen. Mit dem Autor von Ψ hat der von Μ keine weitere Aehnlichkeit, als das schon berührte Wiederkehren der genannten Helden Leonteus und Polypoetes (vgl. Ψ 836), es wäre sehr gewagt, hieraus eine Identität zu folgern. Um Ξ 153 — 353 mit den ältern Theilen von Φ zusammenbringen zu können, wünscht sich H. nur einige hiatus illicitos herbey. Also besteht sonst kein charakteristischer Unterschied?

Dem eben angeführten Syllogismus, wornach Ν = Ζ, Η; Γ, Δ Ε = Ξ, widerspricht, wenn wir nicht sehr irren, die Bemerkung II, 206: recentiores esse has partes Iliadis (Γ, Δ, Ε) quam libros Α, Ν all. demonstrari videtur iis productionibus, quas — attulimus, licet duriores non sint. H. durfte dieß Urtheil nicht stehen lassen, welches auch durch die conclusio pag. 253 widerlegt ist.

Das ältere Lied nun soll in Γ — Ε bestehen aus Γ 1 — 145, 245 — 461, Δ 1 — 222, Ε 1 — 448. Warum wird dazu nicht auch Β 1 — 484 gerechnet, welcher Theil sich metrisch gar nicht unterscheidet? Die Teichoskopie fällt als offenbar spätes Einschiebsel mit Recht weg, nicht so die ἐπιπώλησις, in welcher nur Weniges, wie die Erwähnung des Menestheus mit seinen Athenern von irgend einem Cekropiden eingeschaltet seyn mag, das Uebrige aber keinem Verdacht unterliegt. Einzelnheiten, wie die harte Production in Δ 321, die Diäresе im dritten Fuß Δ 384 können nichts entscheiden. Das Uebergehen der gewöhnlichen Ankündigung vor der folgenden Rede in Δ 303, wie Μ 342 (anderer Art ist Ψ 855) mag beabsichtigt seyn und beweist weder etwas gegen die bezeichneten Stellen noch für gleichen Verfasser. Ueber die Verurtheilung von Δ 456 — 544 sprachen wir schon oben, hier ist z. B. 508 κατιδών nicht schlimmer als Δ 294 ὑπείξομαι und man wird sich in Betreff der hier vorkommenden Verstöße gegen das Digamma bey dem II, 202 ertheilten Trost beruhigen dürfen: quin pauci versus recentiore tempore in omnes libros vel antiquissimos illati sint, nemo dubitat. Weit entfernt ist unsere Ansicht von der des Verf. auch über den Schluß von Ε 449 — 909. Hier ist Ε 887 wie Δ 321 und die sogenannten harten Productionen in 576, 745 fallen auf die Hauptcäsur (die semiquinaria). Den ältern Theilen von Γ — Ε will er diesen nicht zurechnen, weil der hiatus illicitus fehle (außer 748, wenn man ἐπεμαίετο ἵππους liest). Allerdings hat deren Ε 1 — 448 vier, nämlich 90, 118, 182, 310, aber Γ 1 — 120, 245 — 461 nur einen: 87, Δ 1 — 222 nur zwey: 75, 158; was ist also auf das Eintreten oder Ausbleiben dieses Merkmals zu geben? Als spätere Episode betracht Rec. nur 627 — 699, welche freylich viel geringer ist als die in Ζ 119 — 236. Die Behauptung aber „multa in posteriore parte libri Ε facta esse ad similitudinem libri Ρ" wird wohl umgekehrt richtig seyn; der Dichter der Patrokleia hat die ältesten Bücher Α — Ζ sich sehr zu Nutze gemacht. Deßgleichen erkennen wir als Ableitungen des Aeltern vom Jüngern die von Ε 720 aus Θ 385, von Ζ 252 aus Γ 124 der offenbar spätern Teichoskopie (II, 212) von Ο 437 aus Θ 266 (II, 232).

Auch *O* 561 — 565 ist eher Wiederholung als *E* 529 — 565. Sicher ist die Entlehnung von *O* 692 aus *B* 260, *O* 271 aus *Γ* 24, *O* 263 aus *Z* 506. Die Zahl dieser Repetitionen kann aber sehr stark vermehrt werden. In *I* 34 hat sich der Dichter auf *Δ* 365 zurückbezogen, daß aber auch *I* 77 auf *Θ* 560 Bezug habe, (II, 215) wird man nicht erweisen können. H. will *I*, 1 — 182 abtrennen und einem Spätern zuschreiben. Die Prämisse, worauf er sich stützt, daß die ἐπιπώλησις neuere Dichtung sey, konnten wir oben nicht anerkennen; auch daß Nestor, der sich hier etwas breit macht, zu Ende der Rhapsodie schweigt, darf Niemanden Wunder nehmen, er konnte an letzterer Stelle nur ein unnützes Bedauern ausdrücken. Und soll die Rede des Agamemnon 122 — 157 etwa auch der spätern Redaction beyzulegen seyn, die die ältere in 246 — 299 wiederholt? Das glaubt selbst der Verf. nicht; bloß 134 wird wegen der schlechten Cäsur mit Interpunktion dem Interpolator zugeschoben. Damit ist doch wohl die Identität auch der vorausgehenden Parthie eingestanden. Metrische Fehler, welche sich zum Erweis des jüngern Ursprungs verwenden ließen, giebt es hier keine — recentioris aetatis non insunt certa vestigia — demungeachtet wird erklärt: patet tamen posse quidem vel hanc partem Iliadis referri ad auctorem libri *Ψ* (pag. 175: quasi patriam duriorum productionum), ad quam retulimus quasdam partes librorum *Γ*, *Δ*, *E*, *Z*, *H*, *Θ*. Wie wir sahen, geschah das Alles ohne zureichende Gründe, welche denn auch hier wieder fehlen.

In der conclusio p. 253 sind *A*, *P*, *Φ*, *X* einer ältern Zeit als *B*, *Γ*, *Δ*, *E*, *Θ* 1 — 488, *Ξ* zugewiesen; denn in jenen kömmt der hiatus illicitus nur einmal vor (*P* 392), in diesen aber öfter, während in den übrigen Punkten, wie Cäsur und Production keine Verschiedenheit angegeben werden konnte. Merkwürdigerweise hat der Verf. auch die Hymnen an Aphrodite und Demeter in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen und er glaubt, die Abwesenheit von Positionshärten und des hiatus illicitus könne den erstern zum Coaetan von *I* 182 sqq. machen. Wo eine Vernachläßigung des Digamma stattfindet, wie 164 (nach Il. *Σ* 401), oder die Production der enclitica vor dem folgenden Vokal, wie 226, wird der Vers obelisirt und namentlich 224 — 248 für eine starke Interpolation erklärt. Daß bey Homer Tithonus nicht zur Cicade zusammenschrumpft, beweist natürlich nichts gegen diese Stelle, sondern eher könnte man daraus auf spätere Abfassung des Hymnus schließen.



In dem an Demeter ist die Zahl der ihres Digamma beraubten Wörter nicht gering; demungeachtet soll 414 — 432 deßhalb gestrichen werden, weil das Digamma dort nicht beachtet ist, außerdem, wegen des character Hesiodeus und weil illam raptus narrationem Ceres non desideraverat. Da eine Lücke vorhergeht, wissen wir leider nicht, welche Fragen Demeter an ihre Tochter richtete, jedenfalls wäre, wenn H. Recht hätte, das ὡς ἐρεείνεις sehr einfältig. Gewiß scheint dieses Werk, so viel des Schönen es auch enthält, doch einen zu fremdartigen Charakter an sich zu tragen, als daß es selbst mit *Ψ* und den damit verglichenen Rhapsodien in eine Reihe treten könnte, und wir werden auch hierin bis auf Weiteres den Quaestiones gegenüber ein skeptisches Verhalten beobachten müssen.

Kayser.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Dr. Franz Pfeiffer: Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des Literarischen Vereins. 1850.

---

Das Urbarbuch, welches König Albrecht über die Rechte des Hauses Habsburg-Oesterreich im Elsaß, im Aargau, Thurgau, Zürichgau, Saulgau durch den Protonotar Meister Burkhard von Frikke zu Anfang des XIV. Jahrhunderts aufzeichnen ließ, ist in neuerer Zeit vorzüglich durch die Untersuchungen des Professor J. E. Kopp in Luzern bekannt geworden. Zum ersten Mal erhalten wir nun hier den sorgfältig aus den vorhandenen Stücken der Reinschrift, welche in dem Stein zu Baden bis 1415 verwahrt worden, dann aber in den Besitz der Eidgenossen gelangt und zum Theil unter diese vertheilt, zum Theil auch später an Oesterreich wieder zurückgegeben worden ist, und aus Abschriften des Urbars bearbeiteten Text desselben in kritischer Ausgabe. Das Urbar selbst ist in deutscher Sprache verfaßt. Demselben waren ursprünglich einzelne gewöhnlich lateinisch geschriebene Notizen zu Grunde gelegt, von denen der Anhang einige Proben mittheilt. Der königliche Schreiber hatte aber auch an Ort und Stelle bey den Betheiligten die erforderlichen Erkundigungen eingezogen. Die Darstellung der Rechte der Herrschaft ist durchweg klar, präcis und nicht selten durch Bemerkungen gewürzt, welche über den Erwerb und die Begründung derselben, zuweilen auch über die damaligen Zustände Auskunft geben. Dem Text sind theils Varianten, theils in Noten geographische Nachweisungen beygefügt. In nachfolgenden Anmerkungen sind über schwierige Ausdrücke und Verhältnisse, die in dem Urbar vorkommen, Erläuterungen gegeben. Ein vollständiges Register zählt die Orts- und Personennamen auf. Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet und der Sorgfalt würdig, welche auf die Arbeit verwendet worden ist.

Die meisten Rechte des Hauses Habsburg-Oesterreich in diesen Gegenden, welche in dem Urbar verzeichnet werden, sind aus der Vogteyherrschaft desselben entsprungen. Als Pflichtige werden daher häufig freye Leute genannt und insbesondere auch Freye, welche auf eigenen Gütern wohnen. Das Urbar enthält überhaupt eine Menge Belege dafür, daß die freyen Bauern auch im XIV. Jahrhundert viel zahlreicher gewesen sind, als eine neuere Doctrin, die in den Bauern des Mittelalters vorzugsweise Hörige zu sehen gewöhnt ist, anzunehmen pflegt. Die Vogteyherrschaft selbst ist wohl zu großem Theil aus ursprünglicher Gau- und Zentgerichtsbarkeit der Grafen entstanden; zum Theile aber beruht sie auf der Kastvogtey über die mit den Rechten der Immunität ausgestatteten Höfe und Güter der Klöster; zum Theil ist sie durch Ankauf neu erworben.

Beachtenswerth ist das Urbar auch für die Geschichte der Geschlechtsnamen. Im XIII. Jahrhunderte sind dieselben sogar in den deutschen Städten noch nicht allgemein verbreitet. Erst in dieser Zeit setzen sie sich in denselben nach und nach fest und werden üblich. In dem Urbar werden nun

auch neben bloßen Taufnamen oft Geschlechtsnamen der Bauern erwähnt. Man sieht daraus, wie sich jene Sitte auch über das Land und über die bäuerliche Bevölkerung am Ende des XIII. *) und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts verbreitet hat. Schon in den lateinischen Rödeln kommen einige Beyspiele vor. So werden zu Ertingen H. (Heinrich) *Meisterli*, H. *Burzer*, Berhtold *Muoselgans*, Hiltrud *Heldingen*, Berhtold *Muzzel*, H. *Hagelstein* genannt. Bey der „area *Sutoris*“ kann man noch zweifeln, ob damit der Beruf oder das Geschlecht bezeichnet werde. Zu Unlingen treffen wir einen Heinricus *dictus Huober*, einen Walter *dictus Karer*, und sogar einen „Appen *dictus Dyabolus*,“ dem die „Ellina *dicta Tiufelin*“ entspricht, ferner Heinricus *Sutor*, Rüedegerus *Sutor*, Heinricus *Faber*, Heinricus *Textor*, Walter *dictus Koch*, einen „*dictus Gerwer*,“ „*dictus Dienstman*:“ Beyspiele, in denen sich die Benennung nach dem Beruf offenbar eben zum Geschlechtsnamen verhärtet. Aus dem deutschen Urbar fügen wir noch einige Beyspiele hinzu: S. 246 und 247: Albreht *der Canceller*, Cuonrât *der Canceller*, der *alte Canceller*, Albreht *der Zimberman*, Ruodolf *der Forster*, Heinrich *Gêrhart*, die *Huoterîn*, Burchart *Richherre*, Heinrîch *Volcwîn*, der *Strumpfel*, der *Traber*; S. 256. 257: der *Gesseler*, der *Herdegen*, Walther *Herdegen*, der *Gugeler*, der *Bekke (?)*, March' *der Weber*, Heinrîch *der Sûter*; S. 265 ff.: der *Ziegeler (?)*, Uolrich *Spilman*, H. *der Zehender*, Wernher *der Münich*, Wernher *der Canceler*, Albreht *der Zehender*, Heinrich *der Meyer*, die *Hûglerîn*, Heinrich *Kaltîsen*, Mantz *der Huorer*, Bentz *Tegans*, Cuonrât *der Vrîe*, Herman *Uolîns* (? wahrscheinlich Uolins Sohn und nicht Geschlechtsname), Appo *der Arzât (?)*, Dietheln *der Weber*, Mehtilt *die Webrîn*, die *Hûserîn*; S. 276 ff.: Eberhart *der Spiser*, Heinrîch *Krumbhâr*, der *Hirtze*, der *Haller*, Heinrîch *Wernher*, der *Koler*; S. 279: *Spervogel*, *Bûman*, Bentz *der Heiden*, Bentz *Löchli*, der alte *Lohli*, Bentz *der Weibel (?)*, der *Wagener*, Cuonrat *Merlî*, Berchtolt *Hesse*, Cuonrât der *Vriunde*, Irmen *Hekkin*, Heinrich *Stüeflin*, Cuonrat *Arnolt*, Cuonrât *Vâser*, Eberhart *Müntzer*, Cuonrat *Eberlîn*, neben: Heinrîch des *Pfaffen sun*, *Heinrîchs sun* von *Wiler*; S. 283: der *Müller (?)*, der *Rînsmit*, die *Sûterîn*, die *Scherrerîn*, Heinrîch der *Barer*; S. 295: der *Brîser*, der *Schütze*, der *Hager*, der *Spreger*, Cuonrât *Vingerhuot*, der *Suntheimer*, der *Halder*, der *Stanger*, Cuonrât der *Dekker*, der *Staheler*, Bentz *Bônstengel*, Walther *Deke*.

Aus den Anmerkungen heben wir nur noch Einiges hervor. In dem Urbar werden sehr häufig *Schuopposen* erwähnt, und auch anderwärts kommt der Ausdruck scoposa, schuoppôze, schuppis in alamannischen und schwäbischen Urkunden und Öffnungen zur Bezeichnung gewisser Güter häufig vor. Der Herausgeber weist nun durch mehrere Belegstellen nach, daß die Schuoppos in der Regel ein Grundstück bezeichne, welches einer Drittels- oder Viertelshube gleichkomme, je nachdem die Hube (der mansus) zu 30 oder 40 zu Jucharten gerechnet worden sey, somit als ein Gut von etwa 10, zuweilen auch 12 Jucharten. Den Zinsfuß, welcher zur Zeit des Urbars in diesen Gegenden galt, bestimmt der Herausgeber (s. v. „gelten“) für das Elsaß zu 8 Proc., für Schwaben zu 8 — 12 Proc., für die Schweiz meistens zu 10 Proc. Auf die feine Mark Silbers rechnet er (s. v. „pfenning“) für das Ende des XIII. und den Anfang des XIV. Jahrhunderts in diesen Gegenden ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund oder 50 Schilling = 600 Pfenningen. Jene zu 16 Loth feines Silbers nach heutigem Geldwerth in runder Summe zu 25 fl. (eigentlich $24\frac{2}{5}$ fl.) angenommen, war damals das Pfund 10 fl., der Schilling 30 kr., der Pfenning $2\frac{1}{2}$ kr. werth: ein Verhältniß, mit welchem das englische Pfund

*) Ein sehr altes Beyspiel, wie sich Geschlechtsnamen selbst für Hörige ausbildeten, findet sich in einer Einsiedler Urkunde von 1245 (Regesta no. 60), nach welcher der Abt von Einsiedeln einen „Wechsel“ mit dem Kloster St. Johann vornimmt, indem er die „Mahtildun filiam *Heinrici dicti Zimbermannis*“ an die „*Berhta* filia Rodolfi *qui vulgariter dicitur Hnowere*“ vertauscht.

Sterling und der englische Schilling und Pfenning noch ziemlich übereinstimmt.

Von damaligen Preisen der Lebensmittel werden unter andern erwähnt, der Napf Anken ($7\frac{1}{2}$ Pfund Butter) 20 Pfenning (= 50 kr.), das Fuder Heu zu 1 Schilling (= 30 kr.), der Mütt Haber zu 18 Pfenning (das Malter 6 Schilling = 3 fl.), das Malter Kernen zu Rüedlinger Maß zu 3, zu Meinger, Sulger und Veringer Maß zu 6 Schilling, eine Kuh zu 12 — 15 Schilling, einmal zu 21 Schilling, ein Lachs zu 6 Schilling, ein Lamm zu 18 Pfenning, das Pfund Pfeffer zu 1 Pfund 3 Schilling (= $12\frac{1}{2}$ fl.), ein Rind zu 12 Schilling, das Malter Roggen Rüedlinger Maß zu 2, Meinger, Sulger und Veringer Maß zu 4 Schilling, ein Vierteil Salz zu 3 Schilling, ein Schaf zu 18 Pfenning bis $3\frac{1}{2}$ Schilling, ein Schwein zu $2\frac{1}{2}$ Schilling bis 2 Pfund, die Elle graues Tuch zu 1 Schilling, die Elle Leinentuches zu 3 Pfenning, das Malter Vesen Rüedlinger Maß zu 3 Schilling, Veringer zu 5 Schilling, Meinger und Sulger Maß zu 6 Schilling, ein Frischling zu 18 Pfenning bis 3 Schilling, ein Widder zu 4 Schilling, ein Ziger zu 3 Schilling bis 10 Schilling, das tausend Ziegel zu 6 Schilling.

Dr. Bluntschli.

## Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auf Anordnung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft herausgegeben von Theodor v. Mohr. 1. Band. 1848 — 4850.

Die Archive der Schweiz sind bekannter Maßen reich an ältern Urkunden. Es gilt das nicht bloß von der romanischen Schweiz, in welcher der Zusammenhang der alten römischen Provinzialbildung mit der mittelalterlichen Bildung durch die Sprache und die Religion fortdauernd erhalten geblieben ist, sondern auch von der deutschen Schweiz, welche



schon sehr frühe in den Klöstern und Stiftern einzelne Sammel- und Lichtpunkte der alten religiösen und wissenschaftlichen Cultur empfing. Jene Archive sind aber zahlreich, und wenn sie auch in neuerer Zeit weniger ängstlich als in den letzten Jahrhunderten den Forschern verschlossen werden, so ist deren Benutzung doch noch immer schwierig genug. Durch die Bearbeitung und Herausgabe von Regesten wird nun eine der Hauptschwierigkeiten, welche der bisherigen Ausbeutung der reichen urkundlichen Schätze, die so in den Archiven zerstreut liegen, beseitigt: und es ist ein anerkennenswerthes Verdienst der in neuerer Zeit vorzüglich durch Joh. Casp. Zellweger ins Leben gerufenen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, daß sie sich die Herausgabe solcher Regesten angelegen seyn läßt. Der Anfang wird gemacht mit Regesten aus der deutschen ursprünglich alamannischen Schweiz.

Das erste Heft des ersten Bandes, welches noch 1848 erschienen ist, enthält die Regesten der Benediktiner-Abtey Einsiedeln, bearbeitet von dem Pater Gall Morel. Das in einem hohen und einsamen Bergthal des Landes Schwyz gelegene Kloster hatte während seines langen fast tausendjährigen Bestandes auch mancherley Anfechtung und Unglück erlebt, welche auch dem Archive desselben Schaden brachten: so im Jahr 1190 den Ueberfall durch die Grafen von Rapperswil, die Feuersbrunst von 1226, die Erstürmung und Plünderung durch die von uralter Zeit her mit dem Kloster über die Ausdehnung der gegenseitigen Gerechtsame streitenden Schwyzer im Jahr 1313, den Brand von 1467 und den von 1577, die Verlassung des Klosters in den Zeiten der Reformation. Gerade von den ältesten Urkunden gingen so viele Stücke zu Grunde. Ein Theil derselben ist noch überliefert durch die Abschriftensammlung, welche der Abt Burkard von Weißenburg (1419 — 1439) besorgen ließ. Auch von diesen geben die Regesten Nachricht. Im XVII. Jahrhundert ließ der Abt Placidus Reimann sogar eine Sammlung Einsiedler Urkunden durch den Druck bekannt machen. Von diesen „Documenta Archivii Einsidlensis," die seit 1665 herauskamen, erschienen 5 Foliobände, ohne daß das

Werk vollendet wurde. Diese Sammlung ist übrigens nur in seltenen Exemplaren außerhalb Einsiedelns zu finden.

Bey der Bearbeitung achtete der gelehrte Herausgeber dieser Regesten vorzüglich auf das historische, mehr als auf das bloße juristische Interesse der ausgezogenen Urkunden. Das Verzeichniß reicht bis zum Jahr 1526 und enthält 1261 Nummern. In das X. Jahrhundert gehören 22, in das XI. 10, in das XII. 15, in das XIII. 98 Urkunden. Die ersten in deutscher Sprache verfaßten Urkunden sind aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, bis zu dessen Schluße die lateinische Sprache noch immer die für Urkunden gewöhnliche blieb.

Das zweyte Heft der schweizerischen Regesten (erschienen 1849) enthält die Urkunden der altbernerischen Klöster und kirchlichen Stifte. Nach Aufhebung dieser Klöster in der Reformation wurden die Archive derselben in der Hauptstadt concentrirt, so weit ihr Inhalt der damaligen Zeit überhaupt der Aufbewahrung noch würdig schien, und die Urkunden nicht zerstört oder verschleppt worden waren. Bearbeitet sind diese Regesten von dem auch um die schweizerische Rechtsgeschichte verdienten Lehen-Commissär Friedrich Stettler, welcher dem Lehens-Archiv des Kantons Bern, wohin jene Archive gebracht wurden, während mehrerer Jahre vorstand. Die Herausgabe dieser Regesten war sein letztes wissenschaftliches Werk. Er starb in dem Jahre ihrer Bekanntmachung 15. Hornung 1849.

Dahin gehören: 1) die Regesten des St. Vincenzenstifts zu Bern, welches 1484 von Papst Innocenz VIII. an die Stelle des frühern, damals aufgehobenen Deutsch-Ordenshauses zu Bern gegründet wurde, in 57 Nummern Urkunden von 1484 — 1529 enthaltend.

2) Die Regesten des Klosters Rüeggisberg im Ufgau, welches 1076 von dem Edeln Lüthold von Rümlingen Gott und seinen heiligen Aposteln Peter und Paul zu Ehren gestiftet und der Abtey zu Clugny nachgebildet wurde. Dieselben enthalten 60 Nummern von 1076 — 1565.



3) Die Regesten des Chorherrenstiftes Amsoldingen. Ob dasselbe schon im Jahr 933 gegründet worden, wie frühere Chronisten annehmen, ist sehr zweifelhaft. Die Chorherren hielten eine gelehrte Schule. Die vorhandenen Urkunden, 68 an der Zahl, fallen in die Zeit von 1271 bis 1507. Einige der ältesten werden großentheils wörtlich mitgetheilt, unter diesen die Statuten von 1310.

4) Die Regesten des Priorates auf der Insel mitten im See (St. Petersinsel im Bieler See). Schon in der Zeit der Römerherrschaft soll daselbst eine geistliche Stiftung bestanden haben. Später wurde dieselbe zu einer Abtey des Cluniacensersordens umgewandelt, und im Jahr 1484 dem Chorherrnstifte zu Bern einverleibt. Es werden 28 Nummern von 1242 bis 1507 mitgetheilt.

5) Die Regesten der Propstey Därstetten, Augustinerordens. 53 Nummern von 1233 bis 1486.

6) Die Regesten des Frauenklosters zu Frauenkappelen, Augustinerordens. 108 Nummern von 1240 bis 1487.

7) Die Regesten des Klosters zu Interlaken, und zwar A) des Männerklosters Augustinerordens, in 626 Nummern von 1133 bis 1532, darunter mehrere Kaiserurkunden. Ins XII. Jahrhundert gehören 6, ins XIII. sogar 148 Urkunden; bis zum Jahr 1320 fast ausschließlich in lateinischer, von da an in deutscher Sprache. B) Des Frauenklosters. 51 Nummern von 1266 bis 1486.

8) Regesten des Männerhauses Buchsee, Johanniterordens. 214 Nummern von 1180 bis 1529. 72 davon gehören noch ins XIII. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**S. Bernardi Opera omnia. Curante C. F. Th. Schneider. T. I. De consideratione Libri V. Berolini apud Carolum Wiegandt. MDCCCL. S. VIII. u. 126. 8.**

---

Die Schriften des heiligen Bernhard, der durch den Ruf seiner Frömmigkeit und Weisheit, durch den Zauber seiner Beredsamkeit und durch bewunderungswürdige Freymüthigkeit als Kämpfer für Wahrheit und Recht und für Zucht und Ordnung in sturmbewegter Zeit einen so überwiegenden Einfluß auf Kirchen- und Staatsangelegenheiten behauptete, daß er von Päbsten, Kaisern, Königen, Fürsten und Städten als Rathgeber und Schiedsrichter beygezogen ward, verdienen als die Frucht tiefer Einsicht und reifer Erfahrung besonders in unsern Tagen, wo die gährende Unzufriedenheit und der Geist der Zwietracht in ähnlicher Weise, wie damals, in Staat und Kirche durch die furchtbarsten Ausbrüche sich äußern, der größten Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden.

Die in dem vorliegenden ersten Bändchen der Werke desselben enthaltenen fünf Bücher „über die Betrachtung an Pabst Eugen III.“ sind, wie bekannt, das letzte Erzeugniß Bernhards und die Krone seiner Schriften.

Hocherfreut, daß sein ehemaliger Schüler, Bernhard von Pisa, Abt des Cistercienser Klosters zum heiligen Anastasius in Röm, im Jahre 1145 auf den päbstlichen Stuhl erhoben worden, wollte er seinem Lieblinge väterliche Rathschläge ertheilen, wohl wissend, was für ein schweres Amt er übernommen, zumal bey jenen sturmvollen Zeiten.

Schon in dem ersten Briefe, welchen er an seinen Eugen, auf die Nachricht, daß er zum Pabst gewählt worden, schrieb, ließ er merken, was ihm ganz besonders am Herzen liege.

„Mein Sohn Bernhard,“ sagt er, „wurde durch eine höchst freudige, und, wie wir hoffen, heilbringende Erhebung zu meinem Vater Eugenius befördert. Es ist nun übrig, daß, nachdem diese Aenderung mit dir Statt gefunden, auch die Braut deines Herrn selbst, die dir anvertraut ward, zum Besseren umgewandelt und nunmehr keineswegs Sarai, sondern fortan Sara genannt werde. Bedenke, was ich meyne; denn der Herr wird dir Einsicht verleihen. Wenn du ein Freund des Bräutigams bist, so sage nicht, seine Geliebte ist meine Fürstin, sondern die Fürstin; eigne dir nichts an ihr zu, außer daß du für sie, wenn es seyn muß, auch dein Leben zu opfern schuldig bist; wenn Christus dich gesendet hat, so mögest du nicht glauben, du seyest gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen. So wird sie nun nicht als Magd, sondern frey und reizend erscheinen und durch dich zu den ersehnten Umarmungen des herrlichen Bräutigams gelangen. Durch wen andern sonst soll die ihr gebührende Freyheit gehofft werden, wenn auch du, was fern sey, in der Erbschaft Christi das Deinige suchest, der du auch vorher schon gelernt hattest, ich sage nicht, auf das Deinige zu verzichten, sondern nicht einmal der Deinige zu seyn? Wenn ich auch den Vaternamen abgelegt habe, so habe ich doch nicht die Furcht, doch nicht die Angst, kurz nicht die Liebe, nicht das Vaterherz abgelegt. Ich betrachte die Stufe und fürchte den Fall; ich betrachte den Gipfel der Würde und sehe unten des Abgrunds Tiefe. Ich erwäge die hohe Auszeichnung und schaudere vor der nahen Gefahr zurück, ge-

mäß Dem, was geschrieben steht: „Der Mensch sah es nicht ein, als er in Ehren stand."

Weiterhin spricht er:

„Eine höhere Stelle ward dir zu Theil, aber keine sicherere; eine erhabnere, aber keine ruhigere. Furchtbar fürwahr, furchtbar ist jene Stelle. Die Stelle, sage ich, auf der du stehst, ist heiliges Land; es ist die Stelle des Petrus, die Stelle des Fürsten der Apostel, wo seine Füsse gestanden. Es ist die Stelle desjenigen, den der Herr als Herrn seines Hauses und als Fürsten seines ganzen Besitzthums eingesetzt hat. Wenn du von dem Wege des Herrn abweichest, so liegt er an der nämlichen Stelle begraben, damit er gegen dich zeuge. Mit Recht wurde die Kirche einem solchen Hirten, einem solchen Pflegevater anvertraut, als sie noch zart, als sie noch in der Wiege war, auf daß sie, durch seine Lehre gebildet und durch sein Beyspiel erzogen, alles Irdische zu Boden träte; denn er hatte seine Hände rein von jedem Geschenke erhalten; er sagte mit reinem Herzen und guten Bewußtseyn: „Silber und Gold habe ich nicht." Dieß bis jetzt."

Ferner äußert er:

„Wer wird mir geben, daß ich, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes sehe, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel ihre Netze zum Fang auswarfen, nicht zum Fang des Silbers und Goldes, sondern zum Fang der Seelen? Wie sehr wünsche ich, daß du den Ausspruch desjenigen erbest, dessen Sitz du erhalten hast! „Dein Geld," sagt er, „möge mit dir zu Grunde gehen!" O Donnerstimme, o Stimme der Hoheit und Tugend, vor deren Schrecken Alle, welche Sion hassen, betäubt werden und sich rückwärts wenden sollten! Dieß erwartet mit Sehnsucht und wünscht durchaus von euch eure Mutter; dieß verlangen die Söhne deiner Mutter, die Kleinen mit den Größern; darnach seufzen sie, daß jede Pflanzung, welche der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, durch deine Hände ausgerissen werde. Denn dazu bist du über Völker und Reiche gesetzt, daß du ausrottest, niederreißest, bauest und pflanzest. Viele sprachen, als sie dieses Wort vernommen, bey sich: „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt." Viele sprechen in ihrem Herzen: „Blumen zeigten sich auf unserm Erdreich; die Zeit des Schneidens ist gekommen, wo die unfruchtbaren Reiser werden weggeschnitten werden, damit die besseren reichlichere Frucht tragen."

Was Bernhard hier kurz angedeutet, führte er in der Schrift über die Betrachtung weiter aus. Fürchtend, sein Liebling möchte durch die Last täglicher, höchst widriger und fremdartiger Geschäfte mit der Zeit und aus Gewohnheit für das höhere geistige Leben ganz abgestumpft und sein Herz verhärtet werden, gibt er ihm in dem ersten Buche den Rath, sich der Processe und Streitigkeiten der Habsüchtigen und Ehrgeizigen zu entledigen, ein einfaches, summarisches Verfahren einzuführen, und keinem schamlosen Frevler Gehör zu geben, sondern ihm die Geißel zu zeigen, Wittwen hingegen und Armen und Dem, der das Recht nicht bezahlen kann, Zutritt zu verstatten. Auch möge er die Gerichtsferien verlängern.

In dem zweyten Buche wird eine Rechtfertigung des unglücklichen Ausgangs des von Eugen gewünschten, von Bernhard gepredigten und mit allem Eifer betriebenen Kreuzzuges vorausgeschickt. Dann äußert er sich darüber, was er unter der Betrachtung verstanden wissen wolle. Eugen möge betrachten, sagt er, wer er ist. Er sey nicht, um zu herrschen, sondern um auszureuten, zu der hohen Stelle erhoben worden. Er ist Pabst oder höchster Priester, der Fürst der Bischöfe, der Erbe der Apostel, an Macht Petrus, an Salbung Christus. Ihm seyen die Schlüssel übergeben, ihm die Schafe anvertraut worden. Er möge betrachten, was er ist. Er sey als Mensch geboren worden, und sey noch, was er war. Er bedenke die menschliche Hinfälligkeit. Ferner möge er betrachten, wie er seyn soll, und dieß ganz besonders. Er behaupte die Mitte zwischen Stolz und Erniedrigung. Sicher ist die Mittelstelle. Die Mitte ist der Sitz des Maaßes und Maaß ist Tugend. Er prüfe sich sorgfältig; er sey nicht übermüthig im Glücke, nicht verzagt im Unglücke. Er hüte sich vor Müssiggang, vor Possen und eitlem Gerede. Er sehe nicht auf das Ansehen der Person und meide den Fehler der Leichtgläubigkeit.

In dem dritten Buche handelt er von dem, was unter ihm ist. Unter ihm stehe, sagt er, der ganze Erdkreis. Seine Herrschaft aber sey eine geistliche, keine weltliche. „Kein Gift," ruft er ihm warnend zu, „kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschsucht." Dann geht er auf die Bekehrung

der Heiden und auf die Bekämpfung der Häretiker über. Scharf tadelt er die unersättliche Habsucht des römischen Clerus und das Unwesen der Appellationen, Privilegien und Exemptionen, welches immer mehr einriß, und dringt sodann auf strenge kirchliche Ordnung und Zucht.

In dem vierten Buche wird des Pabstes Umgebung: Clerus, Volk und Hausgenossen, geschildert. Ganz vortrefflich charakterisirt der Verf. das Römervolk, welches heut zu Tage noch eben so ist, wie es damals gewesen.

„Was soll ich," schreibt Bernhard, „von dem Volke sagen? Es ist das Römervolk. Kürzer und bezeichnender konnte ich mich nicht ausdrücken; doch muß ich sagen, was ich von deinen Parochianen denke. Was ist der Welt so bekannt, als die Frechheit und der Hochmuth der Römer? Ein Volk, nicht gewohnt des Friedens, nur des Aufruhrs gewohnt; ein wildes und bis jetzt unlenksames Volk, des Gehorsams unkundig, außer wenn es nicht zu widerstehen vermag. Wen wirst du mir zeigen," heißt es weiter unten, „aus der ganzen großen Stadt, der dich als Pabst erkennt, ohne daß ihn Gewinn oder die Hoffnung auf Gewinn leitet? Sie werden am allermeisten herrschen wollen, wenn sie Unterwürfigkeit gelobt haben. Sie verpflichten sich zur Treue, um Denen, welche ihnen trauen, leichter zu schaden. Daher wirst du keine Berathung halten können, von der sie sich wollen abhalten lassen; du wirst kein Geheimniß haben, in das sie sich nicht mischen. Zögert der Thürhüter, wenn einer von ihnen vor der Thüre steht, nur im Geringsten, so will ich nicht an seinem Platze seyn. Vor allem sind sie weise, um Böses zu stiften; Gutes zu stiften aber verstehen sie nicht; sie, verhaßt der Erde und dem Himmel, haben Hand an beyde gelegt; ruchlos gegen Gott, verwegen gegen das Heilige; zwieträchtig unter einander, eifersüchtig gegen ihre Nachbarn, unfreundlich gegen Auswärtige; sie, die Niemand lieben, liebt Niemand; und während sie von Allen gefürchtet zu werden suchen, müssen sie Alle fürchten. Sie sind es, welche nicht gehorchen können, zu gebieten aber nicht verstehen; treulos gegen die Obern, unerträglich den Niedern. Sie, schamlos im Fordern, frech im Abschlagen. Sie, zudringlich, um zu empfangen; unruhig, bis sie empfangen; undankbar, sobald sie empfangen haben. Sie wissen groß zu reden, während sie Kleines vollbringen. Sie sind ungemein reich an Versprechungen, und höchst sparsam im Halten; die liebkosendsten Schmeichler und die bissigsten Verkleinerer; die einfältigsten Heuchler und die boshaftesten Verräther."

Hierauf mit Strenge den päbstlichen Prunk, die Geldspenden bey feyerlichen Aufzügen und die verkehrten Ansichten der Hofleute von dem Pabstthume rügend, räth er seinem Eugen, in der Wahl der Cardinäle mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, sie aus dem ganzen Erdkreise zu nehmen, und nur die Würdigsten und Bewährtesten; „nicht Die, welche wollen, noch Die, welche rennen, sondern Die, welche zögern und sich weigern. Diese möge er sogar zwingen und drängen, daß sie eintreten." Ebenso empfiehlt er ihm, die gewissenhaftesten und uneigennützigsten Männer zu Legaten zu ernennen.

Von da geht er auf den Haushalt des Pabstes über. Er ermahnt ihn, sich nicht mit dem Niedrigsten zu befassen, sondern die ökonomischen Angelegenheiten einem Andern anzuvertrauen, damit er, mit dem Höchsten beschäftigt, nicht von seinem hohen Berufe abgezogen werde. Zuletzt gibt er ihm zu bedenken, daß er das Bild der Gerechtigkeit seyn soll, der Spiegel der Heiligkeit, das Muster der Frömmigkeit, der Schützer der Wahrheit, der Vertheidiger des Glaubens, der Lehrer der Völker, der Führer der Christen ꝛc.

In dem fünften Buche erhebt er sich zur Betrachtung Gottes und der göttlichen Dinge, also zur eigentlichen Contemplation.

Dieß der Inhalt dieser hochwichtigen, zu allen Zeiten bewunderten und von mehreren berühmten Päbsten *) in großen Ehren gehaltenen Schrift.

Eine neue, nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik bearbeitete Handausgabe der sämmtlichen ächten Werke des h. Bernhard wäre demnach sehr zu wünschen. Die vorliegende aber entspricht

*) S. das Specimen S. Bernardi librorum de Consideratione in dem von Mabillon auf Befehl des Pabstes Clemens XI. zu Paris 1701. 8. besorgten einzelnen Abdrucke dieser Schrift (vgl. Histoire littéraire de la Congrégat. de Saint-Maur. p. 259.), welchen wir in der Folge als die dritte Mabillonische Ausgabe bezeichnen.

diesen Anforderungen nicht im Geringsten. Denn Herr Schneider scheint lediglich von dem theologischen Standpunkte ausgegangen zu seyn, in der Meynung, daß der Text nach der Bearbeitung Mabillons keiner besonderen Nachhülfe mehr bedürfe, indem er in der Vorrede bemerkt, er habe sich in seiner Ausgabe, die er auf Neanders Rath unternommen, überhaupt an die zweyte Mabillonische vom Jahre 1690. gehalten, weil ihm keine handschriftlichen Hülfsmittel zu Gebote standen. Doch sollte es uns sehr wundern, wenn sich nicht in der einen und andern der größern Bibliotheken Norddeutschlands oder in Schlesien, der Heimat des Herausgebers, einige Codd. zu Bernhards Werken finden sollen, da der Cistercienser oder Bernhardiner Orden in ganz Deutschland sich ausgebreitet hatte. Wenn er aber auch keine Handschriften benutzen konnte, so hätte er doch die ältesten, im 15. Jahrhundert erschienenen Ausgaben, z. B. die ohne Ort und Jahr (von Ant. Sorg zu Augsburg) in kl. Fol. gedruckte und die ebenfalls ohne Ort und Jahr, nach Placid. Braun (Notit. hist. — litter. de libris ab artis typogr. inventione etc. impressis p. 67. nr. 89.) von Ulr. Zell; nach Hain (Repert. biblogr. p. 377. nr. 2920.) von Therhoernen zu Cöln in dem nämlichen Formate besorgte, welche Mabillon nicht kannte, zu Rathe ziehen sollen, ebenso die Gerhard-Vossische (Rom, 1594. 4.), und er würde sich bald überzeugt haben, daß sie vortreffliche Lesarten geben, so daß er den Text vielfältig hätte verbessern können; denn die von ihm zu Grunde gelegte zweyte, obgleich am meisten geschätzte Mabillonische Ausgabe leidet an mancherley bedeutenden Textgebrechen.

(Fortsetzung folgt).

## Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft.

(Schluß.)

In dem dritten Hefte (von 1850) sind enthalten:

1) Die Regesten der Cistercienser Abtey Cappel im Canton Zürich, welche von dem Edeln von Eschenbach gestiftet wurde, einem vormals begüterten Dynastengeschlechte, welches später durch seine Betheiligung bey der Ermordung des Königs Albrecht einen traurigen Ruf erwarb und dem Untergange Preis gegeben ward. Die Urkunden dieses durch wissenschaftliche Thätigkeit ausgezeichneten Klosters sind wohl erhalten geblieben. Die Regesten derselben wurden in 371 Nummern von dem Zürcherischen Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, der sich überhaupt um die Bekanntmachung schweizerischer Urkunden schon sehr viele Verdienste erworben, bearbeitet. Bis zum Jahre 1300 finden sich nicht weniger als 146 Nummern, von da bis 1400 wieder 128 Nummern. Die erste ist von 1185, die letzte von 1527. Jene enthält die kirchliche Genehmigung der Stiftung, diese die Uebergabe des Klosters an den Zürcherischen Rath in der Reformationszeit.

2) Die Regesten der Stadt Raperswil am Zürchersee, herausgegeben von X. Rikenmann, einem Mitgliede der geschichtforschenden Gesellschaft. Sie enthalten 107 Nummern von 1229 bis 1525.

3) Die Regesten der Landschaft Schanfigg im Canton Graubünden, bearbeitet von Conradin v. Mohr. Die schluchtenreiche, wilde Landschaft Schanfigg (in alten Urkunden Scanevicum), gehört, obwohl die Ortsnamen rhätisch lauten, doch zu dem deutsch redenden Theile Graubündens, und bildet zwey kleine Gerichte des Zehngerichtenbundes. Einige der dort vorhandenen Urkunden sind sehr alt; die älteste ist von 861, von Kaiser Lothar, worin schon ein Kirchlein in Schanfigg erwähnt wird. In der zweyten, einer päpstlichen Gregors V. von 998 wird schon der Klöster Pfäfers und S. Luzi gedacht, deren letzteres damals noch dem erstern untergeordnet war. Dann folgen Urkunden von 1157 und 1160, und 7 Nummern aus dem XIII. Jahrhundert. Im Ganzen werden 100 Nummern mitgetheilt, die letzte von 1749.

Bluntschli.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## S. Bernardi Opera omnia.

(Fortsetzung.)

Dahin rechnen wir besonders die häufigen, aus älteren Ausgaben in die nachfolgenden übergetragenen Interpolationen und die nicht seltene Vertauschung der kräftigeren und fließenderen Wortstellung mit einer matten und schwerfälligen, ein Umstand, welcher bey einem wegen des honigfüssen Flusses seiner Rede so berühmten Schriftsteller vorzügliche Berücksichtigung verdient; ferner einige arge Druckversehen und Auslassungen von mehreren Wörtern, welche auch in die folgenden Ausgaben übergegangen sind.

Um dem Herausgeber zu zeigen, daß es vor allem nothwendig gewesen wäre, einen tüchtigen kritischen Apparat anzulegen, um etwas Ersprießliches leisten zu können, wollen wir die wichtigeren Stellen, welche der Verbesserung bedürfen, einer genauen Prüfung unterwerfen.

**Prolog. p. 1. 4 — 5. dum certatim illi contraria imperare contendunt maiestas, atque amor.** Hier sollte das Komma vor maiestas stehen. So interpungiren ganz richtig sechs Handschriften und die ältesten Ausgaben. Im Folgenden schreiben dreyzehn Münchner Codd. und der Augsburger *) nebst der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: Sed intervenit *dignatio tua* (st. *tua dignatio*)

P. 2. 4 — 5. Amavi pauperem, amabo pauperum et divitum patrem. Man schreibe nach neun Münchner Handschriften und der Augsburger *et* paup. et divit. p., wofür auch die zwey ältesten Ausgaben stimmen. Unten lesen alle Münchner Handschriften nebst der Augsburger, und der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: Monebo *proinde te* f. monebo *te proinde* nach Bernhards Sprachgebrauch; denn er liebt es, proinde jedesmal demjenigen Worte, auf welchem der Nachdruck liegt, nachzusetzen. So I. 5. §. 6. S. 10. Z. 4. v. u.: Memento proinde. II. 3. §. 6. S. 27. Z. 15.: A te proinde incipiat tua consideratio. II. 9. §. 18. S. 40. Z. 8. v. u. Tolle proinde u. s. w. Vgl. III. 1. §. 3. z. A. III. 3. §. 13. S. 59, 6. v. u. IV. 6. §. 18. S. 87, 20. u. anderwärts. Demnach verbessere man

*) Unter den von dem Rec. eingesehenen sechszehn Münchner Handschriften reichen fünf in das XII., andere fünf in das XIII. Jahrhundert hinauf, vier stammen aus dem XIV. Diese sind lauter Codd. membranacei. Die übrigen zwey sind auf Papier geschrieben und in das XV. Jahrhundert zu rechnen. Die ältere der Flores Bernard. (aus dem ehemaligen Kloster Kaisersheim), auf Pergament, gehört dem XIII. Jahrhundert; die jüngere aus Oberalteich, ebenfalls auf Pergament, dem XIV. Jahrhundert an. Die Augsburger Nr. 67., auf Papier, aus dem XV. Jahrhundert, deren Benutzung ich der ausgezeichneten Gefälligkeit des Hrn. Dr. G. E. Mezger, k. Studienrectors und Vorstands der Kreis- und Stadtbibliothek in Augsburg verdanke, steht, obgleich jung, selbst den ältesten und besten der Münchner nicht nach.

I. 8. §. 11. S. 17, 2. ut *una proinde* st. *proinde una* nach der ersten Aldersbacher, nach der Raitenhaslacher und nach der Augsburger Handschrift; die übrigen lesen mit den zwey ältesten Ausgaben una perinde nach einer häufigen Verwechselung des pro und per.

I. 1. §. 1. S. 3, 6.: sciens longius a salute absistere membrum quod obstupuit. Passender und wohlklingender alle Münchner Handschriften nebst der Augsburger und den zwey ältesten Ausgaben: sc. *a salute long. absist.* Unten, wo es heißt: Novi quibus deliciis dulcis quietis tuae non longe antehac fruebare: non potes *his* dissuevisse tam cito, streiche man das unnöthige und übellautende *his*, welches alle von uns eingesehenen Handschriften und die zwey ältesten Ausgaben nebst der Tiraquell'schen und der ersten Mabillon'schen weglassen, obgleich es in dem Codex des Pabstes Nicolaus V. und in andern Vaticanischen steht.

Ebendas. Z. 2. ff. v. u.: Invitus, ni fallor, avelleris a tuae Rachelis amplexibus; et quoties id pati contigerit, toties dolor tuus renovetur necesse est. At quando non contingit? Quoties vis, et incassum? quoties moves, nec promoves? quoties conaris, et non datur ultra? eniteris, et non paris? tentas, et abriperis? Kräftiger die Handschriften quotiens und totiens. Statt eniteris, et non paris? schreibe man mit sechs Münchner Handschriften, der Augsburger und andern von Voß verglichenen, mit welchen auch die zwey ältesten Ausgaben, ferner die Gillotische, Vossische, Tiraquellische und Horstische stimmen: eniteris, et non obtines? parturis, et non paris? Hierauf temptas. Statt des schleppenden sic se habent res tuae lese man nach dem Vorgang fast sämmtlicher Münchner Handschriften nebst der Augsburger, und der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: sic se tuae res habent.

I. 2. §. 2. z. A.: Noli nimis credere affectui tuo qui nunc est. Nachdrucksvoller eilf Münchner Handschriften und die Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe: Nimis noli credere u. s. w.

I. 2. §. 3. S. 5, 18.: et duci certe paulatim quo tu non vis. Alle Münchner Codd. mit Ausnahme eines einzigen, in welchem paulatim fehlt: et certe paul. duc. Ebenso der Augsburger und die zwey ältesten Ausgaben.

I. 2. §. 3. S. 6, 1 — 2.: praeteritorum obliviscens, praesentia negligens, futura non providens. Zwölf Münchner Handschriften, die Augsburger und unsere zwey Codd. der Florr. Bernard. nebst der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: praesentium negligens. Unten lesen wir: et ut *in* brevi cuncta horribilis mali mala complectar, mit Zustimmung aller Münchner Handschriften und der Augsburger, wie auch der Ausgaben vor Horst und Mabillon, welche *in* wegließen, und sogleich darauf *occupationes hae* maledictae f. *hae* occup. mal. So nämlich alle unsere Handschriften mit der Augsburger, und mit der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe.

I. 3. §. 4. S. 7, 7. v. u.: Denique impius cum in profundum malorum venerit, contemnit. Besser sämmtliche Münchner Codd. und der Augsburger mit den zwey ältesten Ausgaben: cum venerit in prof. mal. Sodann schreibe man contempnit und streiche Z. 2. v. u. vor Judaeorum das Glossem servitus, welches weder die von uns eingesehenen Handschriften, noch die zwey ältesten Ausgaben anerkennen.

I. 4. §. 5. S. 8, 11 — 10. v. u.: Non est igitur quod de sollertissima Pauli industria et caritate tam libera quam liberali servili conversationi tuae patrocinium sumas. Da eilf Münchner Handschriften nebst der Augsburger (so auch Sorgs Ausgabe) quam liberali nicht haben, so sind diese Worte offenbar ein späterer Zusatz. Unten lassen alle Codd. und die Cölner und die Sorgische Ausgabe bey den Worten: audias potius ipsum (die Augsburger Handschrift bietet ipsum potius) alibi dicentem, das Adverbium alibi weg.

I. 5. §. 6. S. 10, 4 — 5. hat Hr. Schneider das Druckversehen humilitatem durch humanitatem richtig verbessert.

I. 6. §. 7. S. 11, 10 — 9. v. u.: illos constituite ad iudicandum. Die zwey ältesten Ausgaben und alle Münchner Codd. mit Ausnahme ei-

nes einzigen, welcher ad iudicia schreibt, lesen passender ad iudicium, was auch die Augsburger Handschrift bescheinigt und die S. 12. Z. 1. vorkommenden Worte: In quale tu iudicium mox venires, bestätigen.

I. 10. §. 13. S. 20, 10 f.: Quis enim umquam, verbi causa, avarum avarus, immundum immundus, luxuriosum luxuriosus erubuit? Umquam lassen acht Münchner Handschriften und die Augsburger, und die zwey ältesten Ausgaben weg; drey Münchner Codd. aber setzen es ganz unpassend nach verbi causa, woraus nicht undeutlich hervorgeht, daß es ein späterer Zusatz ist. Weit zweckmäßiger schreiben sodann alle Münchner Handschriften avarus avarum, immundus immundum, luxuriosus luxuriosum, mit Ausnahme der ersten Emmeramer, in welcher diese Worte fehlen. Die nämliche bessere Wortstellung befolgen auch die Augsburger Handschrift und die zwey ältesten Ausgaben nebst der Vossischen.

II. 6. §. 11. S. 32, 10 — 11: At si interdictum tenemus, audiamus edictum. Qui maior est vestrum fiat sicut iunior. Nach vestrum setzen eilf Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch die zwey ältesten Ausgaben nebst der Vossischen *ait* ein, was nicht zu mißbilligen ist.

II. 6. §. 12. S. 33, 18.: orbem circumierunt. So die Lyoner, Horsts und Mabillons Ausgaben; alle übrigen hingegen und sämmtliche Handschriften circuierunt, entsprechend dem unten V. 4. §. 9. S. 101. Z. 3. v. u. von Bernhard gebrauchten circuire.

II. 6. §. 13. S. 34, 16.; Si haec facis, honorificas ministerium tuum et ministerium te. Kräftiger eilf Münchner Codd. und die Sorgische Ausgabe: si facis haec, und im Folgenden ganz sachgemäß ministrum te. Die Augsburger Handschrift weicht hievon nur darin ab, daß sie zu honorificas am Rande die Glosse vel glorificas gibt.

III. 1. §. 2. a. E.: Ergo et infidelibus debitor es, Judaeis, Graecis et gentilibus. Graecis lassen fast alle Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch Sorgs und Tiraquells Ausgaben mit vollem Rechte weg; denn zu den infidelibus sind nur die Juden und Heiden zu zählen; nicht aber die schismatischen Griechen, wie aus §. 4. S. 51. Z. 9. ff. v. u. erhellt, wo es heißt: Ego addo et de pertinacia Graecorum, qui nobiscum sunt, et nobiscum non sunt, *iuncti fide*, pace divisi. Quamquam et in fide ipsa claudicaverint a semitis rectis.

(Fortsetzung folgt.)

---

Geschichte der Philosophie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Philosophenschulen durch Kaiser Justinian. Mit Beygabe der Literatur vom allgemein kulturhistorischen Standpunkte entworfen von Ign. Joh. Hanusch, Olmütz bey Joh. Neugebauer 1850. 643 Seiten 8.

---

Herr Hanusch, früher in Olmütz, jetzt, so viel Referent bekannt ist, in Prag Professor der Philosophie, hat sich schon durch mehrere Lehrbücher, die zum Theil in wiederholten Auflagen erschienen sind, als einen verständigen und verständlichen Denker gezeigt, so durch seine „Grundzüge eines Handbuches der Metaphysik," seine „Logik" und „Ethik." An freyerer Darstellung scheint ihn bisher die Censur verhindert zu haben, nach einer Bemerkung in der vorliegenden Geschichte (S. 588 Anmerk. 8) zu schließen. Ob dieß zu bedauern ist, mag dahingestellt bleiben, indem hier nur von der obigen Arbeit die Rede seyn kann. An derselben zieht das schon im Titel betonte Kulturhistorische und Literarische den Blick zunächst auf sich. Der Hr. Verf. zeigt hiebey großen Fleiß und jenes Bestreben, sich von allen Seiten anzueignen und zu verbinden, welches auch seine übrigen philosophischen Schriften charakterisirt, und — wenn man seine Stellung in Oestreich in Anschlag bringen will — auszeichnet. Es ergeben sich aber hiebey zwey Fragen für die Kritik. Hat der Verf. zu viel, oder zu wenig gethan? Wir sind leider im Falle, beyde mit Ja

beantworten zu müssen. Zu viel hat er gethan, indem solche kulturhistorische Beygaben in die Geschichte der Philosophie nicht gehören und man gar nicht einsehen kann, von welchem Nutzen für die Geschichte der Philosophie die Angabe von Büchern wie Berghaus Kulturgeschichte des deutschen Volkes in Bildern, Grimms Grammatik, Haupts Zeitschrift ꝛc. seyn soll. Zu wenig hat aber der Hr. Verf. gethan, indem er Bücher, die im nächsten Zusammenhange mit seinem Gegenstande stehen, nicht erwähnt. Während er z. B. von Reimmann die historia literaria antediluviana citirt, übergeht er Reimmanns Literaturgeschichte der Deutschen, welche sehr viele Philosophen aufführt (S. 29); während er (S. 84) Bülfingers specimen doctrinae veter. Sinarum anführt, übergeht er d. Esquisse d'une histoire de la philosophie chinoise (Paris 1844) von Pauthier; während bey Empedokles Tiedemanns Abhandlung von 1781 angeführt wird (S. 259), ist die Arbeit von Panzerbieter in der Zeitschrift von Bergk und Cäsar Jahrg. 1845 Nr. 111. übergangen; während bey Demokritos (S. 255) Genderi Democritus von 1665 in Erinnerung gebracht wird, sind die Arbeiten von Lafaist (1833), Frank (1836), Ritter (Ersch's Encycl.) nicht angezogen; bey der jüdischen Philosophie ist Munks Arbeit vergessen, Rosenroth mit dem Druckort Solisbach statt Sulzbach angegeben ꝛc.

Solche Auslassungen stören aber hauptsächlich darum, weil der Verf. nicht bloß eine ausgewählte, sondern eine vollständige Literaturangabe beabsichtigt hat.

Außerdem läßt sich nicht verheimlichen, daß die Art, wie der Verf. die Schreibung griechischer Wörter betreibt, sehr störend ist, so sehr er auch durch die in seinem Vaterlande allgemeinere Unkenntniß des Hellenischen entschuldigt ist. Auf S. 367 begegnen uns z. B. ὑποκειμενον, ελευθερια, ὀντως, ὅν, ὡς, ποῦ etc., also bald Accentfehler, bald Accentmangel, bald Bezeichnung mit dem Spiritus, bald nicht ꝛc. Es sind dieß nicht lauter Druckfehler, von denen das Buch überhaupt wimmelt, denn der Hr. Verf. schreibt nicht bloß ειμαρμενη (S. 261), sondern auch mit lateinischen Buchstaben eimarmene (285) und Nous ꝛc. Unter diesen Umständen wäre es wohl besser gewesen, ganz auf die griechischen Buchstaben zu verzichten.



Ueber den Inhalt selbst wollen wir nicht viel sagen, da er für die mit diesem Fache Vertrauten nichts Neues enthält. Höchstens ließe sich mit seinen Vorgängern rechten, denen er oft zu schnell sich anschließt, wenn er z. B. Schleiermacher durch seine Geschichte der Philosophie berühmt, Buhle und Tiedemann durch die „Geistlosigkeit der damaligen Gelehrsamkeit" am wahren Erfolge verhindert seyn, Fichte den Sohn als Hegelianer, Fischer als Neuschellingianer, Herrmann und Brandiß als „etwas geistreicher" denn Ritter erscheinen läßt ꝛc. Er steht unter dem Einflusse eines zum Theil schon veralteten Geredes. Manche werden die Abhängigkeit dem Verf. etwas höher anrechnen, da man an ein Buch, welches auf 643 Seiten nur so weit kommt, nicht dieselben Anforderungen macht, wie an ein Compendium, welches naturgemäß auf selbstständige Forschungen verzichten muß.

Diese Bemerkungen sind übrigens hier nicht aus Freude an Aufdeckung des Mangelhaften gegeben, sondern bloß um den Verf. auf Manches aufmerksam zu machen, dem nicht Jeder in dem zweyten Bande freundlich begegnen dürfte. Und man kann bemerken, daß gerade ein Mangel, die Hingabe, Folge einer schätzenswerthen Eigenschaft, jener Offenheit für die deutsch-philosophische Bewegung ist, die den Verf. ohne Zweifel befähigt, Ersprießliches in seiner Stellung zu leisten, kurz die ihn im Verhältniß zu manchen seiner Collegen so sehr auszeichnet.

V. P. G.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## S. Bernardi Opera omnia.

(Fortsetzung).

III. 1. §. 4. S. 51, 12. v. u.: Petrus ad Cornelium, Philippus ad Eunuchum missi sunt: et, si exemplum recentius quaerimus, Augustinus a beato Gregorio destinatus formam fidei tradidit Anglis. So Mabillon, wie es scheint, nach drey Vaticanischen Handschriften (bey Voß S. 77.), mit welchen auch zwey Münchner stimmen. Passender aber dünkt uns destinatus est — tradere, was vier Münchner Codd. und die Cölner und die Venediger Ausgabe nebst den übrigen bieten. Ebenso lesen sieben unserer Handschriften und die Augsburger, wie auch der Sorgische Druck; nur ist in diesen *est* ausgefallen. Destinatur — tradere hat die Tegernseer Handschrift. Ueber die Sache selbst s. Voß.

III. 2. §. 9. z. A.: Fateor me non omnino decredere his. Eilf Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe schreiben discredere. So Bernhard Br. 158. S. 159. A.: Multi se audivisse nunc perhibent, quibus *discredendum* non est. S. Du Cang. Glossar. med. et infim. Lat. unt. d. W. *decredere*. Etwas unterhalb, wo es heißt: Mirum vero si ita omnes et appellantes iusti et appellati rei vestro examine inventi sint, haben alle von uns eingesehenen Handschriften und die Ausgaben vor Mabillon *sunt*.

III. 3. §. 13. S. 60, 1 — 3.: Argentum reputatum est foenum: Summarii non levatis sarcinis onusti nihilominus repatriant vel inviti. Der Augsburger Cod. gibt deputatum. Statt foenum schreibe man fenum. Hierauf bieten neun Münchner Handschriften und Horsts Ausgg. sagmarii, was auch Mabillon für das Richtigere erklärte, obgleich er mit den Ausgaben vor Horst summarii im Texte stehen ließ. Zwey unserer Handschriften nebst Sorgs Ausgabe lesen saginarii, die Augsburger sagenarii, eine Münchner saumarii, eine andere somarii. S. Du Cang. Gloss. med. et inf. s. v. *sagma, sagmarius, saginarius etc.*

III. 4. §. 15. z. A.: Spiritualis homo ille, qui omne diiudicat, ut ipse a nemine iudicetur u. s. w. Ille homo der Cod. Augustanus. Da der griechische Text bey Paul. 1. Cor. 2, 15. so lautet: *Ὁ δὲ πνευματικὸς ἀναχρίνει μὲν πάντα, αὐτὸς δὲ ὑπ' οὐδενὸς ἀνακρίνεται*, so schreiben wir nach dem Vorgang der Münchner Codd. und des Augsburgers, mit welchen die Ausgaben vor Horst stimmen, omnia für omne; ferner mit einer Münchner Handschrift und der Sorgischen Ausgabe et ipse und mit der letztern diiudicatur. Sieben Münchner Handschriften dagegen nebst der Augsburger und den Ausgaben vor Mabillon lesen ut — diiudicetur. S. 63, 1 — 2. verbessere man: Age, aptemus, si possumus, *haec* tria ipsa (st. tria ipsa). So die meisten Münchner Codd. und der Augsburger und die Sorgische Ausgabe.

III. 5. §. 19. S. 67, 14.: si floreant vineae honestate et sanctimonia sacerdotum; si flores fructus parturiant, obedientiam fidelium populorum. Vor Mabillon las man obedientia, wel-

ches fünf Münchner Handschriften anerkennen. Der Schedel'sche Cod. gibt fructum — obedientiam. Doch fragt sich, ob nicht fructum von Schedel, welcher denselben 1454. mit eigner Hand in Eichstädt schrieb, herrühre. Die Raitenhaslacher Handschrift bietet obedientium; ebenso die Augsburger. Betrachtet man diese Stelle genau, so wird man obedientia für weit geeigneter finden, als obedientiam. Daher streiche man das Komma nach parturiant. Denn obedientia fidelium populorum entspricht dem vorhergehenden honestate et sanctimonia sacerdotum.

III. 5. §. 19. S. 68, 7.: Quod si moniti ab episcopis suis intra quadraginta dies non obtemperaverint, ecclesiasticis beneficiis eorumdem pontificum auctoritate priventur. Unsere Handschriften, ebenso die Augsburger, und die ältesten und andere diesen zunächst stehende Ausgaben lesen einstimmig *infra* st. *intra*, welches in den spätern Ausgaben sich findet. Da aber in dem Concil. Remens. Can. 2. (s. Harduin. Actt. Concill. T. I. P. II. p. 1301.), woraus diese Stelle entnommen ist, *infra* steht und dieß im Mittelalter allenthalben in der Bedeutung von *intra* gebraucht wurde (s. Du Cang. Gloss. 5. v.), so ist es hier ganz an seinem Platze.

III. 5. §. 20. S. 69, 9. v. u.: vereor istos non alibi ordinandos. Die Münchner Handschriften und die Augsburger; ferner die Cölner, die Sorgische, die Bocardische und die Lyoner Ausgabe erkennen istos nicht an; auch ist es nicht nothwendig, da es sich leicht in Gedanken ergänzen läßt.

IV. 1. a. E.: Hi sunt qui non verentur suscitare dilectam, et antequam ipsa velit. Das entbehrliche ipsa lassen alle von uns verglichenen Handschriften und die zwey ältesten Ausgaben weg.

IV. 2. §. 2. S. 71, 15. v. u.: Deinde omne quod perperam agitur te praesente, id tibi turpius. Omne, welches ganz überflüssig ist und den Satz nur schleppend macht, streichen wir, da es fast alle Handschriften, worunter auch die Augsburger, und die Cölner und Sorgische Ausgabe nicht anerkennen. Unten, wo es heißt: Quid de populo loquar? Populus Romanus est. Nec brevius potui, nec expressius tamen aperire de tuis parochianis quod sentio, lesen wir: Nec br. pot., nec expressius; tamen aperire debeo. So schreiben nämlich zehn Münchner Codd. und der Augsburger und damit stimmt auch die Sorgische Ausgabe. Die Kaisersheimer Handschrift gibt: aggrediar tamen aperire.

IV. 2. §. 4. a. E.: Excurrimus usque huc. *Usque* lassen alle Handschriften und die Cölner und Sorgs Ausgabe weg.

IV. 3. §. 8. S. 78, 3.: Unum est, quod te absolvit, si egisti cum populo. Zehn Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe schreiben richtig: si sic egisti, wie auch unten si sic fecisti steht.

IV. 4. §. 9. S. 78, 12. v. u.: Aut si bonus sis, bonitas tui solius quem fructum afferre potest? So die Ausgaben; alle Handschriften, welche wir eingesehen, ganz sprachgemäß *tua* solius, mit Ausnahme einer einzigen, in welcher *tua* in *tui* umgeändert wurde.

IV. 4. §. 10. S. 80, 3. ff.: De vobis ipsis sume sententiae huius evidens ac familiare exemplum. Quantos quos supplices admisisti, postmodum sustinuisti graves, insolentes, contumaces, rebelles? Zwölf Münchner Handschriften und die Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe lesen sumite und im Folgenden alle Codd. admisistis — sustinuistis, mit Ausnahme des Tegernseers, welcher admisisti — sustinuistis (sic) bietet, und des Raitenhaslachers, welcher, wie der Augsburger und Horsts und Mabillons Ausgaben, für admisisti — sustinuisti stimmt. Admisistis — sustinuistis bewähren auch die übrigen Ausgaben und die Oberalteicher Handschrift der Flores Bernardi. Demnach schreiben wir unbedenklich sumite, admisistis und sustinuistis.

IV. 5. §. 13. z. A.: Dignum reor ad medium venire factum dulcis memoriae Martini nostri. *Reor* nahm Mabillon aus der Venediger und Speyerer Ausgabe, mit welchen die Handschrift des Pabstes Nicolaus V. übereinstimmt, auf. Dafür setzen die Bocardische, die Lyoner, die Gillotische, die Vossische und die Tiraquell'sche Ausgabe, denen Horst

sich anschloß, *nunc:* zwey Münchner Handschriften *venit.* Mit Recht erkennen zwölf Münchner Codd., der Augsburger und zwey Vaticanische nebst der Cölner und der Sorgischen Ausgabe keinen dieser Zusätze an, da man zu dignum in Gedanken nur est zu ergänzen braucht.

Ebendas. Z. 15 — 18.: Nonne alterius saeculi res est, redisse legatum de terra auri sine auro? transiisse per terram argenti, et argentum nescisse? So Horst und Mabillon. Die Sorgische Ausgabe *redisse — transire — nescire.* Trefflich alle Handschriften nebst den übrigen Ausgaben *redisse — transisse — nescisse.* Hierauf zwölf Münchner Handschriften und die Augsburger *insuper donum* (st. *donum insuper*) — illico reiecisse. Die gewöhnliche Wortstellung befolgt nur ein einziger der von uns verglichenen Codd., der Kaisersheimer, welcher zu den schlechtern gehört.

IV. 5. §. 14. S. 84, 11.: utrum bovem cuiuspiam tulerim. So schrieb Mabillon gegen das Ansehen der Handschriften und Ausgaben, welche *cuiusquam* bieten.

IV. 5. §. 15. S. 84, 4. v. u.: Quid me beatius, quidve securius? Zehn Münchner Handschriften und die Augsburger, nebst der Sorgischen, der Venediger und der Speyerer Ausgabe lesen *quid me* securius, welches den Vorzug verdient.

IV. 6. §. 18. S. 88, 8.: quod in aure locutus est. Neun Münchner Codd. und der Augsburger, mit Zustimmung der Sorgischen Ausgabe, richtig in *aurem.* Vgl. Luk. 12, 3. Unten §. 19. Z. 15 — 16. schreibe man st. sane e duobus tutius hoc (so bloß die Schedel'sche Handschrift) nach dem Vorgang der übrigen Handschriften sane *ex* duobus t. h.; ebenso hat die Augsburger und der Sorgische Druck.

IV. 6. §. 22. S. 90, 11. v. u.: Quid hac mediocritate gratius etc.? *Hac* lassen zwölf Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe weg.

Ebendas. S. 91, 3 — 4.: Super hoc quem forte ab adventantibus petere deprehendes, iudica Giezitam. Zehn Münchner Handschriften und die Augsburger, mit welchen auch Sorgs Ausgabe stimmt, passender *deprehenderis.*

V. 1. §. 2. S. 94. a. E.: et ubi sumus, vallis est lacrymarum. So nach der Gillotischen, Tiraquellischen und Horstischen Ausgabe die Mabillonischen; alle von uns eingesehenen Codd. aber nebst den frühern Ausgaben vallis est, et vallis lacrymarum. Dafür stimmen auch die Florr. Bern. *Et* ist hier in der Bedeutung von *eaque* oder *et quidem* zu fassen. So gebraucht es Bernhard unten Cap. IV. §. 9. z. A.: Praecedimus animo, et ne ipso quidem toto, sed parte, et parte modica nimis, wo in der zweyten und den folgenden Mabillonischen Ausgaben et parte fehlt. Ferner in der Schrift über die Gnade und den freyen Willen Cap. V. §. 15. gegen d. E.: et hoc ex parte, et parte satis modica.

V. 2. §. 4. geg. d. E.: Ego quod prima (näml. consideratio) aptat, secunda adorat, tertia gustat. Statt aptat, welches aus der zweyten Mabillonischen Ausgabe auch in die folgenden überging, verbessere man optat.

V. 3. §. 6. a. E.: Nil supererit ad beatitudinem, cum quae iam certa sunt nobis fide, erunt aeque et nuda. *Fide* ist ein pures Glossem, welches, da die Worte: quae fide iam scimus, gerade vorhergehen, vermuhlich am Rande bemerkt war und von da in den Text geflossen ist. Weder eine Münchner Handschrift, noch die Augsburger erkennt es an; auch fand es Voß, der es zuerst aus dem Cod. des Pabstes Nicolaus V. aufnahm, in drey Vaticanischen Handschriften und in der Columnaschen nicht.

V. 4. §. 7. S. 99, 14.: Sunt et nomina quaedam nota nobis similiter ex auditu. *Nobis,* dessen man füglich entbehren kann, lassen eilf Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch Sorgs Ausgabe weg.

V. 5. §. 11. z. A.: Haec omnia contulit illis spiritibus ipse qui condidit illos, unus atque idem summus spiritus, dividens singulis prout voluit. Das Pronomen *illos*, welches aus dem Vorhergehenden sich leicht in Gedanken ergänzen läßt,

findet sich weder in zwölf Münchner Handschriften, noch in der Augsburger, noch in dem Sorgischen Drucke. Demnach streiche man es. Ebenso wenig halten wir summus für ächt (vgl. 1. Cor. 12, 11.), da es dreyzehn Münchner Handschriften, drey Vaticanische, die Columnasche und die Augsburger nicht anerkennen. Statt voluit bieten alle unsere Codd. und der Augsburger, ebenso sechs Ausgaben vult. Ersteres, welches in jenen drey Vaticanischen Handschriften und in der Columnaschen und in der Cölner, der Venediger, der Speyrer und der Bocardischen Ausgabe steht, nahm Mabillon auf. Ref. stimmt jedoch für vult, die Worte dividens singulis prout vult im Allgemeinen nehmend, nicht auf contulit und qui condidit beziehend.

Ebendas. S. 104, 7 — 8.: Dominantur dominationes, sed sub domino dominantur, serviunt pariter. Dafür schreibe man *et* serviunt pariter. So eilf Münchner Handschriften nebst der Augsburger; ferner die Sorgische, Gillotische, Vossische, Tiraquellische und Horstische Ausgabe; zwey Münchner Handschriften hingegen und die Cölner, Venediger, Speyerer, und die Bocardische und Lyoner Ausgabe bieten sed serv. par. Im Folgenden lese man: Quid hoc ad summum, sempiternum, singulare dominium? Diese Lesart bewähren zwölf Münchner Handschriften nebst der Augsburger; überdieß die Cölner und die Sorgische Ausgabe. Die gewöhnliche Lesart *singulareque* dominium erkennt bloß die Kaisersheimer Handschrift an, welcher die Venediger, die Speyerer und die folgenden Ausgaben beystimmen. *Et* singulare dominium gibt der Schedelsche Cod. Aus diesem Schwanken der Handschriften zwischen que und et sieht man nur zu deutlich, daß die Bindepartikel ein späteres Einschiebsel ist.

V. 5. §. 12. S. 105, 16.: Dicimur amare, et Deus: dicimur nosse, et Deus: et multa in hunc modum. Sed Deus amat ut caritas, novit ut veritas, sedet ut aequitas, dominatur ut maiestas, regit ut principium etc. Quae omnia faciunt et angeli, facimus et nos: sed longe inferiori modo, non utique bono quod sumus, sed quod participamus. Vier unserer ältesten Handschriften lesen dicitur amare et deus, dicitur et nosse deus; symmetrischer fünf andere, die Augsburger und eine der von Voß verglichenen dicitur et amare deus, dicitur et nosse deus. Für dicitur stimmen alle Münchner Codd. nebst der Cölner und der Sorgischen Ausgabe; nur in der Stellung der übrigen Worte weichen einige ab. Die gewöhnliche Lesart hat außer vier Vaticanischen Handschriften, ferner der des Pabstes Nicolaus V., der Besarionischen und der Columnaschen unter den Münchnern bloß die Schedelsche, welche nur zu oft die schlechten Lesarten vertritt. Daß an dieser Stelle nur von Gott, aber noch nicht von den Menschen die Rede seyn könne, ergibt sich deutlich aus den unten vorkommendrn Worten: quae omnia faciunt et angeli, facimus et nos.

V. 7. §. 17. S. 110, 17 — 19.: Non sic unus sol, non sic una luna. Clamat uterque non esse unum sibi; ille motibus, illa et defectibus suis. Man schreibe non esse *se* unum sibi. Se fehlt in der Cölner Ausgabe und in der zweyten, dritten, vierten und fünften *) Mabillonischen. Unten hätte 3. 22. ff. angegeben werden sollen, aus welcher Schrift des Boethius (nicht Boetius) die aus diesem Schriftsteller angeführte Stelle entnommen sey. Sie findet sich nämlich in dem Werkchen de trinitate et unitate p. 1122. ed. Basil. 1570.

(Schluß folgt.)

*) Unter dieser verstehen wir die zu Paris bey den Gebrüdern Gaume 1839. in zwey Großoctav- (vielmehr Quart-) bänden erschienene.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Nouveau dictionnaire français-hollandais-allemand-anglais par une société de gens de lettres. Vol. 1. 2. Bruxelles 1849.

Th. Mommsen, Die unteritalischen Dialekte. Leipzig 1850.

K. A. Hahn, Auswahl aus Ulphilas gothischer Bibelübersetzung. Heidelb. 1849.

K. Oberleitner, Die nordischen Runen. Nach J. G. Liljegren mit Ergänzungen bearbeitet. Wien 1848.

K. A. Kretzschmar, Stenographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Grimma 1850.

Miscellanea philologa et paedagogica. Fasc. 1. Lips. 1849.

Dr. K. Fr. Hermann, Gesammelte Abhandlungen und Beyträge zur klassischen Literatur und Alterthumskunde. Göttingen 1849.

Th. Vallaurius, Historia critica litterarum latinarum. Aug. Taur. 1849.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes Commentaire historique sur le poème D'Ibn Abdoun, par Ibn-Badroun. Livr. 4. Leyde 1849.

Haji-Khalfa, Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustapha Ben Abdallah ed. G. Flügel. T. V. Fasc. 1. Lond. 1849.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad. Mit Index und Glossar herausg. von Dr. H. Brockhaus. Leipzig 1850.

Géographie D'Aboulféda, traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'éclaircissements par M. Reinaud. T. I. II. p. 1. Par. 1848.

K. Smith, An account of a journey through North-Eastern Texas, undertaken in 1849 for the purposes of Emigration. London 1849.

Mr. Bowdich, Excursions in Madeira and Porta Santo during the autumn of 1823, voyage to Africa. Lond. 1825.

The narrative of Robert Adams, a sailor, who was wrecked on the western coast of Africa in the year 1810, was detained three years in slavery by the Arabs of the great desert and resided several months in the city of Tambuctoo. Lond. 1816.

E. E. Napier, Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

W. F. Lynch, Narrative of the united states Expedition to the river Jordan and the dead Sea. New York 1849.

Annuaire pour l'an 1850, publié par le bureau des longitudes. Par. 1849.

B. v. d. Knesebeck, Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradelichen Geschlechts der Freyherrn von Uslar-Gleichen, so wie des Leinegaues. Lief. 1. Göttingen 1849.

J. E. von Koch-Sternfeld, Die Dynastie von Hagenau, Mitstifter der Abtey Seitenstätten in Oesterreich. Wien 1849.

— —, Die dynastischen Zweige zu Mosbach und Weng. Wien 1849.

— —, Die Sarchili und Sparsach im Hause Playen-Beilstein. Wien 1849.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1848. Roma 1848.

J. Whiteside, The vicissitudes of the eternal city, or ancient Rome, whit notes, classical and historical. Lond. 1849.

Dr. Th. Panofka, Von den Namen der Vasenbilder in Beziehung zu ihren bildlichen Darstellungen. Berlin 1849.

J. Gailhabaud, Bibliothèque archéologique. Cahiers d'instructions sur l'architecture, la sculpture . . . Par. 1846.

Marchant, Lettres sur la numismatique et l'histoire. Nouv. édition 1849 augm. des fragmens . . Livr. 1. 2. Par. 1849.

J. Lelewel, La numismatique du moyen âge. Vol. 1. 2. Par. 1835.

Cronichette antiche di vari scrittori del buon secolo della lingua Toscana. Firenze 1733.

G. Grote, History of Greece. Vol. 7. 8. Lond. 1850.

P. Pavirani, Storia del regno dei Goti in Italia. T. I. II. Faenza 1846.

A. Delrieu, Le Rhin; légendes, moeurs, traditions, coutumes. Bruxelles 1850.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis le premiers temps jusqu'à nos jours. T. VIII. Par. 1848.

Sc. Ammirato, Istorie Fiorentine. Disp. 16 — 26. Firenze 1849.

A. Frizzi, Memorie per la storia di Ferrara. Fasc. 1 — 6. Ferrara 1847.

Atti dei governi provisorio e repubblicano di Roma. Fasc. II. Torino 1849.

C. Denina, Delle rivoluzioni d'Italia. Vol. 1 — 5. Firenze 1820.

de Prony, Description hydrographique et historique des marais Pontins. Avec Atlas. Par. 1822.

Monaldi, Istorie pistolesi ovvero delle cose avvenute in Toscana dall' anno 1300 al 1348. Firenze 1733.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 359 — 368. Par. 1849.

A. Leymarie, Histoire des paysans en France. Vol. 1. 2. Par. 1849.

H. J. Paixhans, Constitution militaire de la France. Par. 1849.

A. Moreau de Jonnès, Statistique de l'agriculture en France. Par. 1849.

L. J. Begin, Etudes sur le service de santé militaire en France, son passé, son présent, son avenir. Par. 1849.

M. Courtépée, Description générale et particulière du Duché de Bourgogne. Vol. 2 — 4. Dijon 1847 — 48.

J. B. Bouillet, Etat de l'Auvergne en 1765. Clermont-Ferrand 1846.

Koch, Mémoires de Massena, avec Atlas. Vol. 3. 4. Par. 1849.

M. de Labouisse-Rochefort, Trente ans de ma vie (de 1795 à 1826) ou mémoires politiques et littéraires. Vol. 1 — 8. Toulouse 1848.

A. Gabourd, Histoire de la révolution et de l'empire. Vol. VI. VII. Consulat. Par. 1849.

L. Blanc, Pages d'histoire de la révolution de Février. Par. 1849.

Almanach national; annuaire de la république française pour 1848 — 49 — 1850. Par. 1850.

A comparative display of the different opinions of the most distinguished british writers on the subject of the French revolution. Vol. 1. 2 Lond. 1793.

J. Fr. Boehmer, Regesta imperii inde ab anno 1198 — 1254. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198 — 1254. Neu bearbeitet. Abth. 1. 2. Stuttg. 1847 — 1849.

J. Merkel, De republica Alamannorum. Berol. 1849.

St. Wuk, Karadschitsch, Kästlein für die Sprache, Geschichte, Sitten und Gebräuche der Serben. I. In Serbischer Sprache. Berlin 1849.

Dr. A. Fr Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Erster Haupttheil oder der Urkundensammlung für die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse Bd. 7. 8. 9. Berlin 1849.

G. W. v. Raumer, Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg, Kinderjahre. Berlin 1849.

Frz. Elgger, Kampf des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen gegen den Radikalismus in den Jahren 1845 und 1847. Heft 1. 2. Schaffhausen 1850.

M. L. Polain, Liège pittoresque ou description historique de cette ville et de ses principaux monuments. Bruxelles 1842.

Isid. van Overloop, Notice historique sur les institutions de bienfaisance et spécialement sur les hopitaux en Belgique. Bruxelles 1849.

J. Francis, Chronicles and characters of the Stock Exchange. Lond. 1849.

Ch. Babington, Mr. Macaulay's character of the clergy in the latter part of the seventeenth century considered. Cambridge 1849.

Report to her majesty's principal secretary of state for the home department on an inquiry into the sanitary condition of the labouring population of Great Britain. Lond. 1842.

R. Montgomery-Martin, The british colonial library. Vol. 1 — 10. Lond. 1844.

Publications of the Camden Society.

Jos. Hunter, Ecclesiastical documents. Lond. 1840.

J. Norden, Speculi Britanniae pars: an historical and chorographical dercription of the county of Essex. Ed. by H. Ellis. Lond. 1840.

W. J. Thomas, Anecdotes and traditions illustrative of early English history and literature. London 1839.

Th. Wright, Alliterative poem on the deposition of King Richard II. Ricardi Maydiston de concordia inter Ric. II. et civitatem London. Lond. 1838.

J. Hunter, The diary of Dr. Thomas Cartwright, Bishop of Chester. Lond. 1843.

G. Roberts, Diary of Walter Yonge, Esq. from 1604 — 1628. Lond. 1848.

Th. Wright, The political songs of England, from the reign of John to that of Edward II. Lond. 1839.

Verney Papers. Notes of proceedings in the long Parliament, temp. Charles I. Ed. by J. Bruce. Lond. 1845.

Chronica Jocelini de Brakelonda; de rebus gestis Samsonis Abbatis monasterii Sancti Edmundi . . cur. J. G. Rokewode. Lond. 1840.

Th. Cr. Croker, Narratives illustrative of the contests in Ireland in 1641 and 1690. Lond. 1841.

J. O. Halliwell, The Thornton Romances. Lond. 1844.

— —, The private diary of Dr. John Dee and the catalogue of his library of Manuscripts. Lond. 1842.

Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. 9. 10. 11. Hafniae 1840 — 42.

O. v. Weiſſenhorſt, Studien in die Geſchichte des polniſchen Volkes. Th. 1. Zürich 1850.

Th. Gordon, History of the greek revolution. 2. edit. Vol. 1. 2. Lond. 1832.

W. H. Bartlett, Walks about the city and environs of Jerusalem. Lond. 1848.

Ch. Wilkes, Western America including California and Oregon with maps of those regions and of the Sacramento Valley. Philadelphia 1849.

M'Lean, Notes of a twenty fife year's service in the Hudson's Bay Territory. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

C. F. Liljevalch, Chinas Handel, Industri och Statsförfattning, jemte underrättelser om Chinesernes folkbildning seder och bruk samt Notiser om Japan Siam . . . Stockholm 1848.

Lauts, Het Eiland Balie en de Balienezen. Amsterd. 1848.

Laws of the general assembly of the commonwealth of Pennsylvania passed at the session of 1849 in the 73 year of independence. Harrisb. 1849.

Ch. J. Ingersoll, Historical sketch of the second war between the united states of America and Great Britain. Philad. 1849.

Forbes, Six months service in the African blockade from April to October 1848. Lond. 1849.

Everest, An account of the measurement of two sections of the meridional Arc of India. With Engravings. Lond. 1847.

W. Cooley, The Negroland of the Arabs. London 1841.

J. J. G. Wilkinson, Em. Swedenborg; a biography. Lond. 1849.

J. Prior, The life of Oliver Goldsmith. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

E. Rich, A biographical sketch of Emanuel Swedenborg with an account of his works. Lond. 1849.

A. Mignet, Etudes et portraits politiques. Bruxelles 1849.

J. E. v. Koch-Sternfeld, Forſchungen über den Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg und die Abtey Seitenſtätten. Wien 1849.

W. Irving, Oliver Goldsmith. A biography. Lond. 1849.

Dr. K. R. Hagenbach, Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Leipzig 1850.

E. Freusdorff, Joſeph von Radowitz. Eine Charakterſchilderung. Leipzig 1850.

Th. H. Dyer, The life of John Calvin. Lond. 1850.

Chr. Bartholméss, Huet, evêque d'Avranches, ou le scepticisme théologique. Par. 1850.

Ripa, Memoirs of the court of Peking. Lond. 1846.

The life, journals and correspondence of Sam. Pepys. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

A. Lyonnet, Histoire de Mgr. d'Aviau Dubois- de Sanzay. T. 1. 2. Paris 1847.

M. de Labouisse-Rochefort, Lettres biographiques sur François de Maynard, poëte toulousain du XVI. siècle. Toulouse 1846.

F. W. Kölbing, Der Graf von Zinzendorf dargestellt aus seinen Gedichten. Leipzig 1850.

A. Geoffroy, Etude sur les pamphlets politiques et religieux de Milton. Par. 1848.

Ch. Eynard, Vie de Madame de Krudener. Par. 1849.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 18. Publication. Fratris Felicis Fabri Evagatorium in terrae sanctae, Arabiae et Aegypti peregrinationem ed. Hassler. Vol. III. Stuttg. 1849.

P. A. Hansen, Allg. Auflösung eines beliebigen Systemes von linear. Gleichungen . . . Leipzig 1849.

A. F. Möbius, Ueber die Grundformen der Linien der dritten Ordnung. Leipzig 1849.

S. Spitzer, Aufsuchung der reellen und imaginären Wurzeln einer Zahlengleichung höheren Grades. Wien 1849.

Dr. J. A. Grunert, Beyträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. Th. 1. Heft 1. 2. Leipzig 1849.

Fib. Garassino, Essai de perfectionnement de l'ancienne méthode de traiter la statique analytique. Gènes 1848.

O. D. J. Köhler, Der Bau des sächsischen schles. Bahnhofes in Dresden. Berlin 1849.

C. Fr. Schlegel, Vollständiges Handbuch der Mühlenbaukunst. 3. verb. Aufl. Lief. 1. Gera 1850.

Dr. Boguslawski, On the use of a new micrometer and its application to the determination of the parallax of mars. Lond. 1845.

— —, Report on the comet of 1843. Lond. 1846.

F. Reuter, Der nördliche gestirnte Himmel. Gotha 1850.

Briefe über Alexander von Humbold's Kosmos. Th. 2. Abth. 1. Bearb. von J. Schaller. Leipzig 1850.

A. Seebeck, Ueber die Querschwingungen gespannter und nicht gespannter elastischer Stäbe. Leipzig 1849.

Dr. H. Schlagintweit, Ueber die physikalischen Eigenschaften des Eises. Leipzig 1850.

E. Plantamour, Résumé météorologique de l'année 1847 pour Genève et le Grand St. Bernhard. Genève 1848.

A. T. Kupffer, Resumés des observations météorologiques faites dans l'étendue de l'empire de Russie. I. Cahier. Petersb. 1846.

H. v. Kauffmann, Die Arbeit der Wärme. Kopenhagen 1848.

Ch. Doppler, Versuch einer rein auf mechanische Principien sich stützenden Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Polaritäts-Erscheinungen. Wien 1849.

Dr. G. Bird, Lectures on electricity and galvanism in their physiological and therapeutical relations. Lond. 1849.

M. Herzog von Leuchtenberg, Ausführliche technisch-chemische Untersuchung des schwarzen Niederschlags, welcher sich an der Anode bildet, bey der Zersetzung des Kupfervitriols in großen Massen durch den galvanischen Strom. Peterhof 1848.

K. Thines-Csetnecky, Physikalischer Beytrag zur Chemie. Linz 1849.

P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Isles Canaries. Livr. 72 — 102. Par. 1849.

H. Martin, Philosophie spiritualiste de la nature. Vol. 1. 2. Par. 1849.

G. Rob. Gray, The genera of Birds. Part 48 — 50, completing the work. Lond. 1849.

And. Smith, Illustrations of the zoology of South Africa. Part 26 — 28. Schluß. Lond. 1849.

R. Remak, Untersuchungen über die Entwickelung der Wirbelthiere. Lief. 1. Berlin 1850.

C. F. Naumann, Ueber die cyclocentrische Conchospirale und über das Windungsgesetz von Planorbis corneus. Leipzig 1849.

J. Géné, Beyträge zur Naturgeschichte der Zecken. A. d. Ital. mit Anmerk. von Dr. H. Fischer. Freiburg 1849.

S. Fischer, Abhandlung über die in der Umgebung von St. Petersburg vorkommenden Crustaceen aus der Ordnung der Branchiopoden und Entomostraceen. St. Petersburg 1848.

L. Agassiz and A. Gould, Principles of Zoology touching the structure, developement, distribution and natural arrangement of the races of animals. Part I. Comparative physiology. Lond. 1848.

Dr. H. Stannius, Das peripherische Nervensystem der Fische anatomisch und physiologisch untersucht. Rostock 1849.

Dr. J. Müller und Dr. Fr. H. Troschel, Horae ichthyologicae. Heft 3. Berlin 1849.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1850.

---

Sagette, La poésie du moyen âge et l'enseignement classique. — Annal. archéolog. T. X. Livr. 4.

Ticknor (G.), History of spanish literature. New-York 1849. — Bibl. sacra 1850 July.

The system of education at the universities of Oxford and Cambridge. — Ebendaſ.

The educational establishments of Calcutta, past and present. — Calcutta Rev. 1850 June.

Taillandier (Saint-René), La littérature en Allemagne depuis les révolutions de 1848. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Mohl (J.), Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1849 — 50. — Journ. asiat. 1850 Août.

Woolsey, Review of Champlin's Aeschines. — Bibl. sacra. 1850 July.

Poetae bucolici et didactici ed. Lehrs et Dübner. — Journ. des Savants 1850. Août. Sept.

Mohammed Ben Omar et Wakedi, Conquête de la Mésopotamie et de l'Arménie par les Arabes, trad. de l'arabe en allemand par B. G. Niebuhr, avec additions et éclaircissements par A. D. Mordtmann. Hamb. 1847. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Août.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djana'h et sur quelques autres grammairiens hébreux du X. et du XI. siècle, suivie de l'introduction du Kitab al-Luma' d'Ibn-Djana'h, en arabe avec une traduction française. (2 art.) — Journ. asiat. 1850 Juillet.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie, accompagnés de notes critiques. (3 art.) — Ebendaſ.

Varsy, Anecdote des croisades (en arabe avec la trad. franç.) — Ebendaſ.

Popular literature of Bengal. — Calcutta Rev. 1850 June.

Daussy, Rapport au nom de la commission du concours au prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Juillet.

Projet de canal pour les navires entre les deux océans Atlantique et Pacifique. — Ebendaſ. Août.

Prax, Carte de la régence de Tripoli et des principales routes commerciales de l'intérieur de l'Afrique. — Ebendaſ.

Richardson (Jam.), Routes du Sahara. — Ebendaſ.

Haussmann, Voyage en Californie. — Ebendaſ.

Lynch (W. F.), Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the Dead Sea. Lond. 1849. — Calcutta Rev. 1850 June.

Spencer (J. A.), Sketches of travels in Egypt and the Holy Land. Lond. 1850. — Ebendaſ.

Achard (Alex.), Voyage de Paris a San Francisco. La vie en Californie. — Revue des deux Mond. 1850. T. III. Livr. 4.

Reichensperger (Aug.), L'art et l'archéologie en Allemagne. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Layard (Austen-Henri), Ninive et ses ruines, avec le récit d'une visite aux chrétiens chaldéens du Kurdistan et aux Yezidis ou adorateurs du diable. 3. éd. Lond. 1849. 2 vols. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Juillet. Août.

Höfer, Lettre en réponse à un article de M. de Saulcy sur l'authenticité des ruines de Ninive. — Journ. gen. de l'instruct. publ. 1850. No. 9.

Rossignol (J. P.), Des services que peut rendre l'archéologie aux études classiques. (2 art.) — Ebendaſ. No. 20.

Expédition scientifique de la Morée. T. 1—3. — Journ. des Savants 1850 Août. Sept.

Buckman (Jam.), On the structure and arrangement of the tesserae in a roman pavement discovered at Cirencester in August 1849. — Philos. Mag. 1850 Aug.

Köhne, Beiträge zur Geschichte und Archaeologie von Cherronesos in Taurien. — Mém. de la Soc. d'archéol. de St. Pétersb. 1850. Vol. III. Suppl.

Muralt (E. de), Aperçu chronologique des tombeaux des deux côtés du Bosphore Cimmérien. — Ebendaſelbſt. Vol. IV. No. 1.

Flandin (Eug.), Voyage archéologique en Perse. Les palais et les sépultures de Persépolis, l'architecture et la sculpture perses. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Sabatier, Médailles inédites de Fulvia Plautina, femme de Pescennius Niger et d'Eupator II., roi de Bosphore. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersbourg. Vol. IV. No. 1.

— —, Monnaie d'Alexis I. Comnène avec deux contremarques en caractères arabes-cufiques. — Ebendaſ.

Köhne (B. de), Ueber die im Russischen Reiche gefundenen abendländischen Münzen des X., XI. und XII. Jahrhunderts. (2. Art.) — Ebendaſ.

Egger, Cours de littérature grecque, Leç. 16 et 17. L'Orient au temps de la conquête Macédonienne. Histoire, légende, roman d'Alexandre. — Journ. gén. de l'instruct publ. 1850 No. 19.

Benoist (Gust.), De l'organisation municipale en Europe. — Revue de droit français et étranger 1850 Juillet.

Moeurs et usages d'Espagne. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Août.

Archivio triennale delle cose d'Italia dall' avvenimento di Pio IX. all' abbandono di Venezia. — L'Italia del popolo. No. 9. 1850 Febbr.

Bordier, Du recueil des chartes mérovingiennes relatives à l'histoire de France. — Revue de législat. et de jurispr. 1850 Juillet — Août.

Texier, Tombeau de l'évêque Gérard (de Limoges), trouvé à Charroux. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Ledru Rollin, La décadence d'Angleterre. Par. 1850. T. I. — Blackwood's Magaz. 1850 Aug.

Billings (Rob. Will.) and William Burn, The baronial and ecclesiastical antiquities of Scotland. Edinb. and Lond. 1850. — Ebendaſ.

Lavergne (L. de), Guillaume III. et le roi Louis-Philippe 1688 et 1830. (Guizot, Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. Par. 1850.) — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

Cucheval-Clarigny, L'Angleterre, la société anglaise, les classes laborieuses du royaume-uni. — Ebendaſ. Livr. 6.

Elliot (H. M.), Bibliographical index to the historians of muhammedan India. Calcutta 1849. T. 1 et 4. — Journ. des Sav. 1850 Sept.

The indian liturgy. — Calcutta Rev. 1850 June.

Civis, Letters on Indian affairs from 1842 to 1849 (by Henry Russell). Lond. 1850. — Ebendaſ.

Robbins, Life and character of Theodore Beza. — Bibl. sacra. 1850 July.

Mathieu (Ad.), Nécrologie. Le baron de Reiffenberg. — Bullet. du Bibliophile 1850 No. 17.

La Roquette, Notice nécrologique sur M. Hommaire de Hell, voyageur français, mort en Perse. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juillet.

Chalambert (V. de), Joseph de Maistre. (fin.) — Correspond. T. XXVI. Livr. 8.

Fontette (E. de), Vie de saint Wilfrid, évêque d'York. — Ebendaſ. Livr. 9.

Molinari (G. de), Sir Robert Peel. — Journ. des Économ. 1850 Août.

Phipps (Edm.), Memoirs of the political and literary life of Robert Plumer Ward, Esq. Lond. 1850. 2 vols. — Blackwood's Mag. 1850 Aug.

Lives of the Lindsays. 3 vols. Lond. 1849. — Calcutta Rev. 1850 June.

Julie de Chateaubriand. — Rev. de Brux. T. X. Livr. 14.

Dareste (Rod.), Etude sur François Hotman. — Revue de législat. et de jurispr. 1850 Juillet — Août.

Spottiswoode (Will.), On the geometrical interpretation of quaternions. — Philosoph. Mag. 1850 Aug.

Werner Siemens, Mémoire sur la télégraphie électrique. — Annal. de Chimie et de Phys. 1850 Août.

Biot, Détermination générale des lois des variations du pouvoir rotatoire, dans les systèmes liquides

ternaires, ou un corps doué de ce pouvoir se trouve en présence de deux corps inactifs, qui ne le décomposent pas chimiquement. — Ebendaſelbſt.

Verdet (E.), Note sur les courants induits d'ordre supérieur. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Juin 1850. — Ebendaſ.

Masson (A.), Etudes de photométrie électrique. — Ebendaſ. Sept.

Jamin (J.), Mémoires sur la double réfraction elliptique du quartz. — Ebendaſ.

Person (C. C.), Sur la chaleur latente de fusion de la glace. — Ebendaſ.

Du Bois-Reymond (Em.), Note sur la loi du courant musculaire et sur la modification qu'éprouve cette loi par l'effet de la contraction. — Ebendaſelbſt.

Observations météorologiques du mois de Juillet 1850. — Ebendaſ.

Melloni (Mac.), La thermocrôse ou la coloration calorifique. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Juillet. Août.

Löwig et Schweitzer, Sur les combinaisons du stibio-éthyle. (2. mém.) — Ebendaſ.

Potter, On the aërometric balance, an instrument for measuring the density of the air in which it is situated. — Philos. Mag. 1850 Aug.

Faraday (Mich.), Experimental researches in electricity. Twenty-third series. — Ebendaſ.

Thomson (W.), The effect of pressure in lowering the freezing-point of water experimentally demonstrated. — Ebendaſ.

Joule (J. P.), On a remarkable appearance of lightning. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending June 30, 1850. — Ebendaſ.

Boussingault, Recherches sur la quantité d'ammoniaque contenue dans l'urine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Août.

Millon (E.), Note sur l'acide hypochloreux et sur les chlorures de soufre. — Ebendaſ.

— —, Sur un réactif propre aux composés protéiques. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Recherches sur la constitution moléculaire des bases organiques volatiles. — — Ebendaſ. Sept.

Soubeiran, Analyse chimique de l'humus et rôle des engrais dans l'alimentation dss plantes. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juillet.

Lefort (J.), Recherches sur le chrome — Ebendaſelbſt.

Lamy, Sur l'existence de l'iode dans les betteraves. — Ebendaſ.

Vogel fils, Sur un nouveau reactif pour reconnaître le sulfate de quinine. — Ebendaſelbſt.

Alvaro Reynoso, Note sur plusieurs nouvelles combinaisons de l'ammoniaque avec les cyanoferrures. — Ebendaſ.

Boudet (Fél.), Observations sur les sulfures d'arsenic, considérés comme dépilatoires. — Ebendaſ. Août.

Malenfant, Sur la quantité d'ammoniaque que renferment les eaux de condensation du gaz d'éclairage. — Ebendaſ.

Dausse ainé, De la dessiccation, de la torréfaction et de la carbonisation de quelques substances végétales. — Ebendaſ.

Gobley, Recherches chimiques sur les oeufs de carpe. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Edwards et Haime, Recherches sur les Polypiers. 5 mém. Monographie des Oculinides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 Févr.

Quatrefages (A. de), Recherches expérimentales sur les Spermatozoïdes des Hermelles et des Tarets. — Ebendaſ.

— —, Expériences sur la fécondation artificielle des oeufs de Hermelle et de Taret. — Ebendaſ.

Salter (Jam.), Description of Lerneonema Bairdii. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Aug.

Clark (Will.), Observations on the animals of the Bullidae. — Ebendaſ.

Spence Bate (C.), Notes on Crustacea. — Ebendaſelbſt.

Dufour (Léon), On the different modes of aquatic respiration in insects. — Ebendaſ.

Walker (Fran.), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſelbſt.

Orbigny (Alcide d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe, depuis les plus anciens jusqu'à l'époque actuelle. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Jullet.

Gebler (Friedr.), Verzeichniss der im Kolywano-Woskressenskischen Hüttenbezirke Südwest-Sibiriens beobachteten Kaefer. — Bulletin de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI. P. 1.

Eversmann (Ed.), Beschreibung einiger neuen Falter Russlands. — Ebendaſ.

— —, Die Bruststelle des Pelopoeus destillatorius, Illig. Dahlb. — Ebendaſ.

Kittary (Mod.), Anatomische Untersuchung der gemeinen und der furchtlosen Solpuga. (Galeodes araneoid. et intrepida.) — Ebendaſ. P. 2.

Chaudoir, Description d'une espèce nouvelle de Cicindèle trouvée en Russie etc. — Ebendaſ.

Eigenbrodt (G. C.), Ueber den Torfbiber. — Ebendaſelbſt.

Blainville (H. M. Ducrotay de), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la zoologie et à la géologie. — Journ. des Savants 1850 Août.

Weddell (H. A.), Addition à la Flore de l'Amérique du Sud. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Févr.

Brongniart (Ad.), Note sur le genre Tropedium. — Ebendaſ.

Allemão (Franc. Freire), Ophthalmoblapton, genre de la Famille des Euphorbiacées. — Ebendaſ.

Fabre (Esprit), Description d'une nouvelle espèce de Spartina, abondante sur une portion du littoral méditerranéen. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have successively occupied the surface of the Earth. — Annals and Magaz. of natur. hist. 1850 Aug.

Caspary (Rob.), Observations on Furcellaria fastigiata, Huds., and Polyides rotundus, Gmel. — Ebendaſ.

Stchegléew (S.), Notice sur la Saussurea Karelinii. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI, P. 1.

Steven, Annotationes botanicae. — Ebendaſ.

Turczaninow, Flora baicalensi-dahurica. — Ebendaſelbſt.

Montagne, De la maladie du safran, connue sous le nom de tacon. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juillet.

Delesse, Sur le porphyre rouge antique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Sept.

Fischer de Waldheim, Notice sur quelques céphalopodes du calcaire de montagne de Kalouga et de Moscou. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI. P. 1.

— —, Notice sur quelques fossiles du Gouvernement d'Orel. — Ebendaſ.

Eichwald (E.), Ueber die Saurier des kupferführenden Zechsteins Russlands. — Ebendaſ.

Glasson (Ed.), Ueber die Zersetzung des Spatheisensteins in höherer Temperatur. — Ebendaſ.

Wangenheim, Beiträge und Ergänzungen zu den geolog. Verhältnissen des Orenburgischen Gouvernements und der westlichen Ural-Seite. — Ebendaſelbſt. P. 2.

Schtschurowsky, Geolog. Reise nach dem Altai im J. 1818. — Ebendaſ.

Giwartowsky, Analyse de la Glaucolithe Fischer. — Ebendaſ.

Tracy (V.), Lettres sur l'agriculture. — Journ. des Économ. 1850 Août.

Emerson, Representative men. Lond. 1850. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 4.

Giraud, De l'éducation domestique. — Revue de Brux. T. X. Livr. 13. 14.

Saisset (Em.), Les écoles philosophiques en France depuis la révolution de Février. I. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 4.

Leibnitii adnimadversiones ad Cartesii principia philosophiae ed. Guhrauer. — Journ. des Sav. 1850 Août. Sept.

Magnin (Charl.), Histoire des Marionettes. II. Les Marionettes au moyen âge, en Italie et en Espagne. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Girardot, Trésor de la Sainte-Chapelle de Bourges. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. — Jean Goujon. — Rev. des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

— —, Études sur l'art et la poésie en Italie. IV. Léonard da Vinci. — Ebendaſ. Livr. 5.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. Histoire de l'harmonie au moyen âge. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Chevalier (Mich.), Études sur les questions politiques et sociales. IV. Des moyens de diminuer la misère. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Narrative of an expedition to the shores of the Arctic sea in 1846 and 1847. By John Rae, Hudson Bay Company's Service, Commander of the expedition. London 1850. 247 S. 8. mit 2 Karten.**

**An Arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin. By Robert Anstruther Goodsir, late President of the Royal medical society of Edinburgh. London 1850. 152 S. klein 8., mit einer Karte.**

---

Die beyden hier zur Anzeige kommenden Reisen können sich zwar nicht mit den früheren großartigen Nordpolar-Expeditionen in Vergleich bringen lassen, bieten jedoch ein mannigfaltiges Interesse dar und dienen zur Erweiterung unserer Kenntnisse von den hochnordischen Regionen. Dieß gilt insbesonders von der durch Rae auf Kosten der Hudsons-Bay-Compagnie ausgeführten Expedition, welcher die Geographie wichtige Entdeckungen verdankt, während Goodsir's Reise die eines Privatmannes ist, der zunächst darauf ausgieng, wo möglich den Kapitän Franklin und dessen Begleitung, unter der sich sein Bruder befand, ausfindig zu machen, der aber bey dieser Gelegenheit auch nicht versäumte, den naturhistorischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um zuerst von Rae's Reise zu sprechen, so ist bemerklich zu machen, daß die Hudsonsbay-Compagnie schon im Jahre 1840 die Ausrüstung einer Expedition beabsichtigte, welche die Nordküste von Amerika zwischen dem Castor- und Pollux-Fluße von Dease und Simpson und der Fury- und Hecla-Straße untersuchen sollte, indem damals ziemlich allgemein Boothia für eine Insel gehalten wurde. Diese Expedition sollte durch den geschickten und unternehmenden Reisenden, Thomas Simpson, dessen unermüdliche Anstrengungen in Verbindung mit denen von Dease während der drey vorhergehenden Jahre so viel ausgerichtet hatten, befehligt werden; sein unerwartetes und unglückliches Ende hatte die Ausführung dieses Planes verhindert, und die von der Compagnie ausgehenden arktischen Untersuchungen blieben für einige Zeit unterbrochen. Als sie endlich wieder aufgenommen wurden, übertrug der General-Gouverneur der Compagnie-Besitzungen, Sir Georg Simpson, dem Verfasser der vorliegenden Reise, John Rae, den Befehl über eine Boot-Expedition, welche die arktischen Küstengegenden zwischen dem Westende der Fury- und Hecla-Straße und der östlichen Grenze von Dease und Simpson's Entdeckungen untersuchen sollte. Zu diesem Behufe wurden ihm 2 Segelboote von 22 Fuß Länge und $7\frac{1}{2}$ Fuß Breite mit einer Bemannung von 12 Mann zur Verfügung gestellt. Neben den geographischen Untersuchungen sollten auch die zoologischen, botanischen, geognostischen und physikalischen Verhältnisse nicht außer Acht gelassen werden.

Am 13. Juni 1846 konnte Rae mit seinen Booten die Factorey York verlassen, und gelangte nach mancherley Beschwerlichkeiten am 27. nach Fort Churchill. Außer einer hinreichenden Menge von Schießbedarf, Flinten, Netzen, Stricken und dergl.

wurden hier noch eingenommen 20 Pack Pemmican, jeder zu 90 Pfund, 2 Pack Speck, 25 Pack Mehl, jeder zu einem Centner, 4 Gallonen Alkohol zum Brennen, nebst einem guten Vorrath von Thee, Zucker und Chokolade, dagegen nur 4 Gallonen Branntwein und 2 Gallonen Portwein, da Rae mit den schlimmen Wirkungen geistiger Getränke in kalten Klimaten wohl bekannt war. Dieser Proviant war für eine Reise von 15 oder vielleicht selbst 27 Monaten sehr gering, da er an sich wenig mehr als 4 Monate ausreichen konnte. Der Mannschaft wurden noch zwey Eskimos, Uligbuck und sein Sohn, als Dollmetscher beygegeben.

Bey günstiger Witterung verließ Rae am 5. Juli Churchill, und seine ganze Mannschaft befand sich im besten Wohlseyn. Am 24. erreichte er die Repulse-Bay, und legte sich hier am folgenden Tage vor Anker. Zu seiner Freude traf er an der Küste vier Eskimos, die anfangs sehr erschrocken waren, bald aber sehr zutraulich wurden. Keiner von ihnen hatte je Churchill besucht, aber auch von John Franklin hatten sie weder etwas gesehen, noch gehört. Aus einer Karte, die einer von diesen Eskimos zeichnete, konnte Rae schließen, daß in N.N.W. Richtung das Meer an der Westküste der Halbinsel Melville von seinem dermaligen Standorte nicht mehr als 40 engl. Meilen entfernt seyn konnte, und daß ohngefähr 35 Meilen von dieser Distanz durch tiefe Seen eingenommen wurden, so daß ein Boot nur 5 Meilen über Land zu schleppen wäre. Diese Richtung, selbst wenn die Entfernung noch größer gewesen wäre, beschloß Rae einzuhalten, anstatt seinen Weg herum durch die Fury- und Hecla Straße zu nehmen.

Das eine der beyden Boote mit einem Theil der Mannschaft wurde in der Repulse-Bay zurückgelassen, während Rae mit dem andern Boote und einigen Mann sich anschickte, auf dem Wasserwege, der die Landenge durchschneidet, vermittelst welcher die Halbinsel Melville mit dem Festlande verbunden ist, das jenseitige Meeresufer zu erreichen. Es war dieß ein beschwerliches Unternehmen, denn obwohl eine Reihe kleiner, durch Wasserstraßen verbundener Seen sich bis dahin zieht, so mußte doch öfter ein Theil des Gepäckes getragen und das Schiff mühsam fortgeschleppt werden. Endlich war das Ziel erreicht, aber das nördliche Vorrücken längs der von Dease und Simpson untersuchten Küste wurde bald durch die Eismassen unmöglich gemacht, so daß Rae, nachdem er etwas über Cap Lady Pelly hinausgekommen war, zur Umkehr sich entschließen mußte. Ein Versuch, den er machte, an der Westküste der Halbinsel Melville vorzudringen, konnte gleicher Hindernisse wegen ebenfalls nicht ausgeführt werden; es blieb daher nichts andres übrig, als auf dem vorhin bezeichneten Wege nach der Repulse-Bay zurückzukehren, wo Rae, der denen, die das Boot zu führen hatten, vorausgeeilt war, am 10. August wieder eintraf.

Nachdem diese erste Expedition durch die Eismassen, welche bereits jenen Theil des Meeres angefüllt hatten, verhindert worden war, ihr Ziel zu verfolgen, blieb Rae keine andere Wahl über, als entweder die ganze Untersuchung bis auf den nächsten Frühling und Sommer aufzuschieben oder nochmals zu versuchen, wie weit er sie noch in diesem Herbste verfolgen könnte. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich zu Ersterem und zwar aus folgenden Gründen. Aus der Beschaffenheit des Eises und dem Vorherrschen der Nordwinde war es ihm klar geworden, daß er auf eine vollständige Durchführung seiner Aufgabe in diesem Jahre nicht rechnen dürfe, und daß er, wenn auch ein Theil der Küste, entweder längs der Fury- und Hecla-Straße oder längs der weitesten Entdeckungen von Dease und Simpson, noch untersucht werden könnte, selbst dieß schon ihn so lange beschäftigen würde, daß keine Zeit mehr übrig bliebe, um die nöthigen Vorkehrungen für die Ueberwinterung zu treffen. Dadurch wäre er aber genöthigt gewesen, unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, denn hätte er auch in der Repulse-Bay bleiben wollen, so lief er mit seiner Mannschaft Gefahr dort umzukommen, weil die Eingebornen ihm keine Lieferung an Lebensmitteln zusagen konnten und seine mitgebrachten Vorräthe, wie schon vorhin bemerklich gemacht wurde, bey weitem nicht ausreichend waren, um ihn und seine Leute den langen Winter durchzubringen. Sie waren daher hinsichtlich ihres Unterhaltes, sowohl an Nahrungs- als an Feuerungsmitteln, hauptsächlich auf

eigne Herbeyschaffung derselben angewiesen, und dazu mußte eine noch günstige Jahreszeit benützt werden. Ueberhaupt befand sich diese Expedition in einer andern Lage als die früheren, welche bisher in diese kalten und waldlosen Regionen unternommen wurden. Die Hülfsquellen des Landes waren Rae ganz unbekannt; es war nicht wahrscheinlich, daß die Rennthiere, auf welche er hauptsächlich rechnen mußte, den ganzen Winter zur Hand wären, da er sich schon in zu großer Entfernung von den Waldungen befand; überdieß hatten jene bereits sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden angeschickt. Eben so wenig wäre es möglich gewesen, irgend eine Art von Brennmaterial nach dem ersten Schneefall noch zusammen zu bringen, und auf diesen mußte man sich bereits im September gefaßt machen.

So wurden denn unverzüglich alle Anstalten getroffen, um einen langen und schweren Winter hier überstehen zu können. Vier Mann wurden beordert, Steine zur Errichtung eines Hauses herbeyzuschaffen, Andere waren beschäftigt, Netze auszuwerfen, Rennthiere zu jagen und Brennmaterial zu sammeln. Schon am 2. September war das Haus vollendet; es hatte innen eine Länge von 20 Fuß, eine Breite von 14 Fuß, eine Höhe von $7\frac{1}{2}$, die sich rückwärts bis zu $5\frac{1}{2}$ Fuß erniedrigte. Das Dach wurde aus Rudern und Masten, die als Querbalken dienten, errichtet, und darüber Wachstuch und Elennthier-Felle ausgespannt. Die Wände waren zwey Fuß dick und mit drey kleinen Fenstern versehen. An einem Ende war durch eine Scheidewand von Wachstuch ein besonderer Raum gebildet, der zur Wohnung Rae's und zugleich zur Aufbewahrung des Pemmicans und einiger anderer Vorräthe diente. Diese Niederlassung erhielt den Namen Fort Hope; sie war unter 66° 32′ 16″ nördlicher Breite errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

## S. Bernardi Opera omnia.

(Schluß.)

V. 8. §. 18. z. A. Nachdem Bernhard über das Bekenntniß der Dreyeinigkeit von dem katholischem Standpunkte aus sich so geäußert: Personarum proprietates non aliud quam personas; ipsasque non aliud quam unum Deum, unam divinam substantiam, unam divinam naturam, unam divinam et summam maiestatem, fides catholica confitetur, heißt es weiter unten: Dicamus itaque, sed non ad praeiudicium unitatis: dicamus unum, sed non ad confusionem trinitatis. Neque enim nomina vacua sunt, nec absque significantia cassae voces. Quaerit quis quomodo illud quod catholicum esse dicimus, possit esse? Sufficiat ei tenere sic esse. Hier haben die Venediger, die Speyerer und die Bocardische Ausgabe *hoc quod catholice esse dicimus;* die Lyoner hingegen und die folgenden insgesammt *illud quod catholicum esse dicimus.* Ebenso las Anfangs die Kaisersheimer Handschrift, welche gar oft etwas ganz Eigenes hat. Doch wurden nachher diese Worte, welche offenbar vom Rande in den Text geflossen sind, gestrichen und dafür hoc gesetzt, was neun Münchner Codd., der Augsburger, zwey der von Mabillon eingesehenen und unsere zwey der Florr. Bern. nebst den zwey ältesten Ausgaben bestätigen, während drey Münchner Handschriften quomodo haec possint esse? bieten. Demnach lesen wir: Quaerit quis quomodo hoc possit esse, sufficiat ei tenere sic esse, indem wir vor quaerit in Gedanken si ergänzen. S. Theod. Schmid z. Horat. Br. I. 6, 29.

V. 9. §. 21. S. 114, 11. v. u.: Nec mirum, si non aeque potis anima sit sua illa vitali, etsi non parum valida, intentione connectere etc. Das schleppende non parum lassen alle Münchner Handschriften, mit Ausnahme der Kaisersheimer, weg; ebenso die Augsburger, die beyden der Florr. und die Cölner, die Sorgische und die Venediger Ausgabe nebst der Speyerer.

V. 12. §. 25. S. 118, 5 — 6.: Quid tam poenale, quam semper velle quod numquam erit? Hier sind in der Cölner Ausgabe und bey Horst und Mabillon nach quod numquam erit die Worte: et semper nolle quod numquam non erit ausgefallen. Z. 1. von unten fehlt a vor quibus.

V. 13. §. 27. S. 121, 15 ff.: Facit hoc speculum et aenigma, per quod solum interim videri datur. So Mabillons zweyte Ausgabe und die folgenden. Daß aber nicht *videri*, sondern *videre* gelesen werden müsse, hätte der neueste Herausgeber doch einsehen sollen.

Ebendas. S. 122, 4: Comprehendere dixit, non cognoscere. Passender die Handschriften und die zwey ältesten Ausgaben *dicit*.

V. 13. §. 28. S. 122, 17. lesen in der Stelle aus Matth. 5, 45. alle Handschriften und Ausgaben vor den Horstischen und Mabillonischen *et* pluit.

V. 13. §. 29. S. 123, 5. ff.: Quid item Deus? Sublimitas et profundum. — Sublime, potentiam; profundum, sapientiam eius considera. — — Libet et nos exclamare cum Paulo (Röm. 11, 33.), horum utcumque intuentes in Deo. Horum wird in drey Münchner Handschriften und in der Sorgischen Ausgabe vermißt. Zu dem ungereimten *utcumque* bekennt sich bloß der Schedelsche Cod.; *utcunque* lesen die Venediger und die Speyerer Ausgabe, woraus es ohne Zweifel in die erste Mabillonische und in die folgenden überging; *utrunque* richtig die Bocardische und die Vossische. Kräftiger noch die übrigen *utrumque*; ebenso die andern Handschriften, mit Ausnahme der Oberalteicher, welche fälschlich *utrumlibet* gibt.

Diese Bemerkungen dürften hoffentlich genügen, um den Hrn. Herausgeber zu überzeugen, daß man sehr irren würde, wenn man glauben wollte, daß durch Mabillons Bemühungen die Textkritik in Bernhards Werken gleichsam abgeschlossen sey. Im Gegentheil ist ihr noch ein ziemlich weites Feld geöffnet. Um so mehr muß man es beklagen, daß Hr. Schneider ohne alle Vorbereitung und ohne die frühern Editionen zu Rathe gezogen zu haben, an seine Ausgabe ging. Wenigstens hätte man so viel erwarten sollen, daß er die argen Druckfehler der Mabillonischen Ausgabe getilgt haben würde. Dessenungeachtet bemerkt er in der Vorrede: ut editionem exhiberemus emendatissimam, operam navavimus. Daß er Mabillons sächliche Anmerkungen, welche kaum vier Octavblätter gefüllt haben würden und zum Verständnisse des Schriftstellers unentbehrlich sind, als annotationes saepe minutas, wie er sich auszudrücken beliebt, weggelassen habe, läßt sich nicht billigen. Wie konnte er aber sagen: paucas adiecimus, indem er bloß drey, welche er kürzer faßte, beybehielt, aber nirgends eigene hinzufügte?

Im zweyten Bande gedenkt er, Bernhards Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, zu liefern. Damit er sie aber nicht ohne eigene Zuthat möge ausgehen lassen, so wollen wir ihn auf die s. l. et a. (Argentorati circ. a. 1474. fol.) erschienene Ausgabe derselben, welche Mabillon nicht kannte, aufmerksam machen, da sie zur Verbesserung des Textes von Wichtigkeit ist, und auf Edm. Martene's Collectio veterum Scriptorum Tom. I. pag. 725. seqq., in welcher sechsunddreyßig neue Briefe vorkommen. Auch ist die von François le Terier mit Massuet's Zusätzen zu Paris 1719. in Großfolio besorgte Mabillonische Ausgabe der sämmtlichen Werke des h. Bernhard, welche mit drey Briefen vermehrt ist, nicht zu übersehen.

Druck und Papier sind gefällig.

J. G. K.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Narrative of an expedition to the shores of the Arctic Sea in 1846 and 1848.**

**An Arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin.**

(Fortsetzung.)

Der September war sehr unfreundlich, am 20. waren bereits die Teiche mit einer festen Eislage bedeckt, und am 29. ein großer Theil der Bay zugefroren. Die Jagd war indeß in diesem Monat sehr ergiebig gewesen, denn es wurden 63 Rennthiere, 5 Hasen, 1 Seehund, 172 Rebhühner und 116 Lachse und Forellen eingebracht. Mit den Eskimos hatte man öfters Verkehr, und von ihnen wurden auch etliche Hunde eingehandelt. Zu Anfang Octobers wurde ein Schoppen aus Schnee zur Unterbringung der Vorräthe erbaut, auch 2 Observatorien aus gleichem Material errichtet. Während des Decembers wurden die verschiedenen Bauten vollendet und unter dem Schnee Straßen zu ihnen vom Wohnhause aus angelegt. Wild wurde nun nicht mehr gesehen.

Weihnachten wurde sehr fröhlich zugebracht, obwohl das Wetter sehr stürmisch und kalt war. Ein sehr schöner Tag war der Neujahrstag, der trotz der Kälte von 23 bis 26° ebenfalls mit großem Jubel gefeyert wurde. Zur Verwunderung wurden am 7. Januar die Fährten von einigen Rennthieren gesehen. Der folgende Tag war der kälteste des ganzen Winters, indem das Thermometer — 47° anzeigte. Wenn auch die Kälte nicht gleichförmig in dieser Strenge anhielt, so machten doch heftige Stürme sie um so empfindlicher. Schnee war in ungeheuern Massen gefallen. In große Verlegenheit gerieth Rae dadurch, daß ein Eskimo, der versprochen hatte, 4 Seehundsfelle voll Oel zu liefern, am 7. Februar nur eines brachte, da auf diesen Zuwachs an Brennmaterial und Beleuchtung gerechnet war. Um ersteres zu sparen, hatte Rae mit seinen Leuten während eines Theils des verflossenen Monats täglich nur eine Mahlzeit eingenommen, und sie hatten auch auf das Labsal einer Tasse Thee zu ihrem Abendessen verzichtet. An Oel war ihr Vorrath so zusammengegangen, daß sie gezwungen waren, daran Morgens und Abends zu sparen, indem sie mitunter 14 Stunden im Bette zubrachten, da sie es eben doch nicht behaglich fanden, in einem Hause aufzubleiben, wo weder Licht noch Feuer brannte und die Temperatur einige Grade unter Null betrug. Glücklicher Weise waren alle bey vortrefflicher Gesundheit und in der besten Laune, so daß sie durch die erwähnten Unannehmlichkeiten nicht verdrießlich gemacht wurden, sondern sie ihnen vielmehr als Gegenstand des Scherzes dienten. Bald wurden nun auch ihre Vorräthe wieder vermehrt, indem mehrere Eskimos, als sie sahen, daß sie selbst damit ausreichen konnten, ihnen Wildpret überließen. Zur Ergänzung des Brennmaterials wurde unter dem Schnee Moos und Haidekraut ausgegraben. Am 21. Februar sah man die Spuren von 5 Rennthieren, die nordwärts zogen; ihnen folgten die Wölfe, von denen einige erlegt wurden. Vom An-

fange März wurden täglich Rennthiere gesehen, die auf ihrer Wanderung nach dem Norden begriffen waren. Die Sonne erlangte nun bereits auch eine solche Macht, daß Rae seine Bettdecke, die seit drey Monaten nicht frey von Eis gewesen war, an der Luft vollständig trocknen konnte.

Am 4. April trat Rae in Begleitung von 5 Mann, worunter 2 Eskimos, seine zweyte Entdeckungsreise an. Er führte zwey Schlitten, jeden mit 4 Hunden bespannt, mit sich, worauf das Gepäck und der Proviant geladen war. Die Vorräthe bestanden aus 3 Pack Pemmican, 70 Rennthierzungen, 50 Pfund Mehl, etwas Thee, Chokolade und Zucker, und etwas Alkohol und Oel zum Brennen. Die Reiseroute war dieselbe, welche voriges Jahr mit dem Boote eingehalten worden war. Obwohl der Schnee fest und nicht rauh war, so gieng die Reise doch nicht schnell vor sich, weil die Schlitten zu schwer waren. Zahlreiche Banden von Rennthieren wurden gesehen, welche die Landschaft belebt machten. Schneegestöber und Winde machten oft die Reise sehr beschwerlich; übernachtet wurde in Schneehütten, die in kurzer Zeit aufgerichtet waren. Am 8. wurde die Küste, in einer Entfernung von ohngefähr einer Meile von Point Hargrave, erreicht und dieselbe Richtung wie voriges Jahr beybehalten. Bald befand sich Rae am Cap Lady Pelly, wo er das vorigemal hatte umkehren müssen; dießmal aber konnte die Reise, obwohl das Wetter sehr ungünstig war, weiter nordwärts fortgesetzt werden. Am andern Tage wurde ein Theil des Vorrathes an einem günstigen Orte vergraben, um erst auf dem Rückwege in Verwendung zu kommen. Obwohl die Kälte mitunter sehr empfindlich war, befanden sich doch die Reisenden ganz wohl dabey; nur die Hunde kamen aus Mangel an gehöriger Nahrung immer mehr von Kräften.

Da Rae von einem Eskimo in Erfahrung gebracht hatte, daß man durch Einhaltung eines Landweges in nordwestlicher Richtung die Reise beträchtlich abkürzen könnte, so beschloß er, dieser Weisung zu folgen, und er verließ deßhalb am 12. unter 68° 18′ n. Br. die Küste. Der Landweg führte über ein flaches Land und an einigen kleinen Seen vorbey; das Wetter war meist sehr stürmisch, die Kälte mitunter bis 21°. Am 15. wurden die Küsten der Bay erreicht, von wo aus man eine Inselgruppe erblickte, auf welche Rae über das Eis übersetzte und auf der höchsten sein Nachtlager in einer Schneehütte aufschlug. Von hier aus trat er am andern Tage die weitere Reise nur in Begleitung zweyer seiner Leute an, um wo möglich das südlichste Ende von John Roß's Entdeckungen zu erreichen, was nicht mehr als zwey Tagreisen entfernt seyn konnte. Die zurückbleibende Mannschaft sollte Seehunde erlegen und von Eskimos, wenn ihnen solche zu Gesicht kämen, Vorräthe eintauschen. Die Provision, die Rae mitnahm, langte nothdürftig für vier Tage aus.

Bey einer Kälte von 22° brach Rae am 17. früh um 6 Uhr auf und erreichte mit seinen beyden Begleitern eine Stunde vor Mittag die jenseitige Küste, die hier unter 69° 4′ 12″ in einer hohen Granitecke vorsprang, der er den Namen Cap Berens beylegte. In gleicher Richtung seinen Weg weiter verfolgend, setzte er am andern Nachmittage, während seine Leute mit der Erbauung der Schneehütte beschäftigt waren, denselben allein fort, weil er überzeugt war, daß er nun in kürzester Frist die südlichste Entdeckung von John Roß, die Lord Mayor's Bay, erreichen müßte. Wirklich gelang es ihm auch bald, einen erhöhten Punkt ausfindig zu machen, ganz nahe an der Küste, von dem aus er, so weit das Auge in nordwestlicher Richtung blicken konnte, ein weit ausgedehntes, eisbedecktes, mit unzähligen Inseln übersäetes Meer vor sich liegen sah. Es war dieß in der That die Lord Mayor's Bay, und die Inseln waren die, welchen John Roß den Namen der Sons of the Clergy of the Church of Scotland beygelegt hatte. Rae hatte hiemit sein Ziel erreicht und mit freudigem Herzen brachte er Dem Dank, der seiner Reise bis hieher ein erfolgreiches Ende hatte angedeihen lassen. Das Land, welches sich ihm zunächst ausdehnte, war eine Halbinsel, die nur durch eine ganz schmale Landenge mit dem Festlande zusammen hieng; Rae gab ihr den Namen John Roß's Halbinsel.

Unter großen Beschwerlichkeiten trat er den Rückweg an zu seinen Leuten, die er auf der erwähnten Insel zurückgelassen hatte. Es war diesen nicht gelungen, Thiere zu erlegen oder mit Eingebornen zusammen zu treffen; die Vorräthe waren daher bedeutend geschmolzen und es wäre deßhalb bald große Noth ausgebrochen, wenn nicht zu rechter Zeit ein Trupp wandernder Eskimos gekommen wäre, welchen Proviant abgehandelt werden konnte. Die Untersuchungen wurden nun weiter ostwärts aufgenommen und eine Halbinsel umgangen, der Rae den Namen Simpson's Halbinsel beylegte. Der Einfluß der Sonne wurde jetzt schon sehr merklich, denn am 24. April zeigte das Thermometer den Sonnenstrahlen ausgesetzt + 37°, am 29. gar + 55° und selbst im Schatten + 18°, so daß das Reisen bey Tage sehr lästig wurde. Diese Wärme war aber keine beständige, denn selbst an den gedachten Tagen zeigte das Thermometer in der Frühe der zunächst folgenden — 7 und — 8°. Am 5. Mai endlich gelangte Rae wieder an seinem Ausgangspunkte, dem Fort Hope in der Repulse-Bay an, und hatte hiermit glücklich eine Reise von fast 600 englischen Meilen zurückgelegt, wohl die längste, die bisher zu Fuß längs der arktischen Küsten gemacht worden ist. Seine Leute, die er in dem Standquartiere an der Repulse-Bay zurückgelassen hatte, traf er im besten Befinden an.

Eine neue Entdeckungsreise trat Rae am 13. Mai an, und zwar galt es dießmal der Westküste der Halbinsel Melville, die er in ihrer ganzen Länge bis zur Fury- und Heclastraße verfolgen wollte. Um die Landenge bis zur jenseitigen Küste, wozu er drey Tage brauchen konnte, zu durchschneiden, nahm er Hunde und einen Schlitten mit sich. Als er die Küste erreicht hatte, schickte er diese zurück und behielt nur vier Mann zur Begleitung bey sich, um abermals die Reise zu Fuß zu machen. Er mußte sich daher mit seinen Leuten entschließen, das Gepäck selbst zu tragen, und jeder von diesen wurde mit ohngefähr 70 Pfund beladen, während Rae die Instrumente, Bücher und einige andere Artikel, zusammen im Gewicht von 40 Pfund, übernahm. Man kann es sich denken, daß die Reise dadurch sehr erschwert wurde, wozu nun noch die gewöhnlichen Stürme, das theilweise Aufthauen des Schnees, holperige Wege und knappe Nahrung kam; das Uebernachten geschah wie früher in einer eilig errichteten Schneehütte. Gleichwohl gelang es Rae, der Küste bis fast zu 69½° n. Br. zu folgen, und am 27. das von ihm so benannte Cap Crozier zu erreichen, von wo er, da die Vorräthe fast aufgebraucht waren, zur Rückkehr nothgedrungen sich entschließen mußte. Doch war es ihm vergönnt, daß das Wetter sich auf einige Minuten aufklärte und er noch einen Blick auf die nördliche Forterstreckung der Küste werfen konnte. Dem nördlichsten Punkt davon unter 69° 42′ Breite gab er den Namen Cap Ellice; es konnte dieser nicht weiter als 10 Meilen von der Fury- und Heclastraße entfernt seyn, doch blieb Rae keine Hoffnung über, diesen Punkt zu erreichen; so schwer es ihm auch fiel, er mußte hier umkehren. Am 8. Juni gelangte er wohlbehalten in Fort Hope an.

Das Eis hatte sich dießmal in der Repulse-Bay viel länger festgesetzt als voriges Jahr, so daß Rae dieselbe erst am 12. August mit seinen Booten verlassen konnte, um den Rückweg nach der Heimath zu nehmen. Am 31. kam er in Churchill und am 6. September in der Factorey York an, womit er seine Seereise zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten beendigt hatte. Die Kenntniß der amerikanischen Polarküsten hat durch ihn einen sehr schätzbaren Beytrag gewonnen. Zwey von John Arrowsmith gezeichnete detaillirte Karten geben ein getreues Bild von den umfassenden Entdeckungen, welche in der amerikanischen Polarregion auf Veranstaltung der Hudsonsbay-Compagnie, so wie durch Parry, Roß und Back gemacht wurden.

(Schluß folgt.)

## Handbuch der Zoologie von J. van der Hoeven. Nach der zweyten holländischen Ausgabe. Erster Band. (Wirbellose Thiere.) Mit 15 Kupfertafeln. Leipzig bey L. Voß. 821 S. 8.

Die erste Ausgabe dieses Handbuches der Zoologie in holländischer Sprache erschien in den Jahren 1827 — 1833. Obwohl die Sprache, in der es verfaßt war, einer großen Verbreitung desselben außerhalb Holland nicht günstig war, fand es doch eine so beyfällige Aufnahme, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, im Jahre 1846 eine neue Ausgabe zu veranstalten. Schon im folgenden Jahre ließ davon die Böttticher'sche Buchhandlung zu Düsseldorf eine von J. Moleschott besorgte deutsche Uebersetzung beginnen; es hatte diese indeß aus uns unbekannten Gründen so wenig Fortgang, daß sie mit der zweyten Lieferung in's Stocken gerieth und seitdem nichts weiter von ihr gehört wurde. Was dieser eben genannten Buchhandlung mißlang, das hat nun einer unserer ausgezeichnetsten Buchhändler, Leopold Voß in Leipzig, durchgeführt, indem er uns bereits den ganzen ersten Band des Handbuches von J. van der Hoeven in einer deutschen, unter des Verfassers Augen von Dr. Franz Schlegel in Leyden bearbeiteten Uebersetzung vorgelegt und hiermit diesem trefflichen Werke eine weite Verbreitung in Deutschland eröffnet hat.

Der Vorzug, den das van der Hoeven'sche Handbuch der Zoologie vor vielen andern derartigen Arbeiten behauptet, liegt hauptsächlich sowohl in der klaren, scharfen, umsichtigen Behandlung des Stoffes, als auch in der glücklichen Einhaltung des rechten Maaßes zwischen allzugroßer Ausdehnung und allzugroßer Kürze. Dabey hat der Verfasser das ganze System der Zoologie selbstständig durchgearbeitet, die Verhältnisse des innern Baues eben so sorgfältig als die des äußern berücksichtigt, und auf die neuere Literatur überall hingewiesen. Auch der mit der Zoologie noch wenig vertraute Leser wird bald gewahr werden, daß der Verfasser durch und durch Meister seines Stoffes ist.

Der erste Theil, der uns zur Zeit allein vorliegt, beschäftigt sich lediglich mit den wirbellosen Thieren. Diese werden in 13 Klassen getheilt, nämlich Infusorien mit 4 Ordnungen, Polypen mit 4 Ordnungen, Quallen mit 3 Ordnungen, Echinodermen mit 2 Ordnungen, Eingeweidewürmer mit 2 Ordnungen, Räderthierchen mit einer einzigen Ordnung, Ringelwürmer mit 3 Ordnungen, Insekten mit 12 Ordnungen, Arachniden mit 8 Ordnungen, Crustaceen mit 10 Ordnungen, Manteltheire (Tunicata) mit 2 Ordnungen, Muscheltheire mit 2 Ordnungen, und Weichtheire (Mollusca) mit 3 Ordnungen (Pteropoda, Gasteropoda und Cephalopoda). — Jeder Klasse ist eine allgemeine Einleitung in deutscher Sprache vorausgeschickt; dann folgt die Dispositio systematica, in welcher die Charakteristik der Klasse, der Ordnungen, der Familien und Gattungen in lateinischer Sprache, die Bemerkungen dazu aber in deutscher Sprache gegeben werden. Die Definitionen sind mit großer Präcision verfaßt, die Kritik ist scharf gehandhabt, und in den Bemerkungen hat der Verfasser eine Menge eigenthümlicher Beobachtungen niedergelegt, so daß sein Handbuch auch den Zoologen vom Fache eine reiche Belehrung gewährt.

Einen besondern Werth erlangt dieses Handbuch noch durch die ihm beygegebenen 15 Kupfertafeln, die theils nach Originalzeichnungen des Verfassers, theils nach andern guten Abbildungen gefertigt sind. Die deutsche Ausgabe erlangt dabey einen großen Vorzug vor der holländischen, daß nämlich ihre Tafeln nicht bloß von einem in diesem Fache höchst geschickten Künstler, H. Bruch, in Kupfer gestochen sind, sondern daß dieser dabey viele Originalzeichnungen des Verfassers vor sich hatte, die Copieen meist unmittelbar nach den großen zoologischen Kupferwerken und zum Theil auch nach der Natur anfertigen konnte. Der Güte der Kupfertafeln entspricht die Güte des Papiers und des Druckes.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern, mit besonderer Berücksichtigung von **Rana esculenta**. Von **Dr.** Alphons Blattmann. Mit einer lithographischen Tafel. Zürich **1850.** 95 S. gr. 8.

---

Die Grundlage einer Physiologie der Centralorgane des Nervensystems muß die feinere Anatomie, eine wohlbegründete Lehre der Strukturverhältnisse, des Faserverlaufes, Ursprunges und Nexus mit den Körnermassen dieser Theile bilden. Dieß ist der Grundgedanke vorliegender Schrift, ein Gedanke, welcher besonders in der jüngsten Zeit sich immer mehr in den Vordergrund gedrängt hat, und alle die Forscher leitete, welche den verwickelten Pfaden der Nervenleitung und des Nervenconsensus nachspürten. Die Forschung concentrirte sich auch dermassen auf diesen Punkt, daß eine früher so beliebte Methode der Vivisectionen, mit ihren freylich oft sehr vieldeutigen Resultaten, fast ganz verlassen wurde. — Auch die Experimente, welche die Natur selbst in pathologischen Fällen anstellt, schienen vielfach irre zu führen, und wurden mit immer ängstlicherer Vorsicht zur Grundlage der Lehre von den Functionen dieser oder jener Parthie des centralen Nervensystems benützt. Unser Verfasser glaubt den Grund, daß trotz der offenkundigen „Unzulänglichkeit dieser Methoden“ einzelne Forscher mit bewunderungswürdiger Ausdauer bey ihr beharrten, darin suchen zu müssen, „daß sie nicht zu hoffen wagten, eine bessere Methode an die Stelle der fehlerhaften setzen zu können.“

Dieses ist Männern von wahrhaft wissenschaftlichem Streben doch etwas zu viel, glaube ich, zugemuthet. Eine als fehlerhaft erkannte Methode muß unter jeder Bedingung aufgegeben werden. Etwas ganz anderes ist es, wenn eine Methode noch Fehlerquellen enthält, welche das Resultat trüben können; dann ist aber noch immer Aussicht, ohne die Methode aufzugeben, dadurch zu richtigen Resultaten zu gelangen, daß man bey Durchführung der Methode die im Wege stehenden Hindernisse und störenden Momente entfernt, was bey manchen und gerade den wichtigsten, allein mit der Methode der Vivisection angestellten, Untersuchungen gelungen ist. Erinnern wir uns nur an die Entdeckung der Function vorderer und hinterer Rückenmarkswurzeln durch Bell, an die Auffindung des Centralorganes für die Respirationsbewegung, für die Pulsationen der Lymphherzen bey dem Frosch durch Volkmann, für die Tastwahrnehmungen durch Weber, an das merkwürdige Gesetz der Hemmung der Herzbewegung durch heftige Erregung der nervi vagi, die Gesetze der Reflexbewegungen ꝛc.: und wir werden nicht über diese Methode undankbar gegen sie den Stab brechen, weil die Quelle sicherer Resultate nicht mehr so reichlich fließt als im Anfang.

Wäre die Methode auch der feinsten, mit den besten Hülfsmitteln ausgerüsteten mikroskopischen Untersuchung je im Stande gewesen, derley Aufschlüsse zu ertheilen? Ja die Anregung bestimmter Fragen,

welche das Mikroskop zu beantworten hat, ist erst aus jenen Resultaten hervorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Narrative of an expedition to the shores of the Arctic sea in 1846 and 1848. An Arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin.

(Schluß.)

Beygegeben sind einige werthvolle Verzeichnisse und zwar folgenden Inhaltes: 1) Verzeichniß der während Rae's Expedition gesammelten Säugthiere, mit Bemerkungen von J. E. Gray. Es sind im Ganzen nur 7 Arten aufgeführt: Mus musculus, Arctomys Parryi, Lepus glacialis, Myodes hudsonius, groenlandicus, helvolus und trimucronatus. — 2) Verzeichniß der Vögel von G. R. Gray; im Ganzen 80 Arten. — 3) Fische von J. E. Gray, nämlich: Gadus (Lota) maculosus, Esox lucius, Catastomus Forsterianus? und hudsonius, Salmo salar?, S. Hoodii, S. Coregonus albus, S. Coregonus Tillibee und S. Coregonus Harengus? — 4) Pflanzen von W. J. Hooker bestimmt, und zwar 60 Arten, die an der Küste zwischen der Factorey York und Churchill und in der Umgebung der letztern gesammelt wurden, 45 Arten zwischen Churchill und Repulse-Bay gesammelt, und 38 Arten zwischen letzterer und Cap Lady Pelly. — 5) Felsarten von J. Tennant bestimmt. — 6) Neigung der Magnetnadel und Stärke der magnetischen Attraction an verschiedenen Stationen längs der Westküste der Hudsonsbay und bey Fort Hope. — 7) Auszug aus dem meteorologischen Journal.

Goodsir's Reise, zu deren Anzeige wir nun übergehen, ist zunächst auch eine Entdeckungsreise, nur nicht im Sinne der Geographen. Er wollte nämlich den Versuch machen, seinen Bruder Harry, der mit John Franklin im Jahre 1845 die vielbesprochene Nordpol-Expedition unternommen hatte, und von dem wie von der ganzen Mannschaft nichts mehr gehört wurde, aufzusuchen oder, wenn dieß nicht gelänge, doch selbst in jenem Meere nachzuforschen, ob nicht wenigstens sichere Nachricht über das Schicksal dieser Seefahrer zu erlangen wäre. Freylich hatte Goodsir zu diesem Zwecke kein eignes Schiff zur Verfügung, um nach seinem Gutdünken die Fahrt bestimmen zu können, aber er hatte an Penney, dem Kapitän eines für den Wallfischfang bestimmten Schiffes, einen Mann kennen gelernt, der mit Zuvorkommenheit seinen Wünschen entgegen kam und auch später auf der ganzen Reise das größte Interesse an der Ausfindigmachung der vermißten Freunde bethätigte. Es ist dieß derselbe Penney, dem neuerdings die englische Regierung wegen seiner genauen Kenntniß der Schiffahrt auf dem Eismeere die Aufsuchung der verlornen Expedition aufgetragen hat, und auch dießmal hat sich ihm Goodsir als Begleiter beygesellt. Hier haben wir nur von der ersten Reise zu berichten, hinsichtlich derer wir uns kurz fassen wollen.

Die Abfahrt geschah von Stromneß am 17. März 1849. Schon wenige Tage hernach sollte Goodsir die Schrecknisse des Seelebens erfahren, indem ein plötzlicher Sturm losbrach, der das Verdeck zertrümmerte und zwey Matrosen in den Fluthen begrub. So wie der 53° überschritten war, stellten sich die Sturmvögel (Procellaria glacialis) ein, der Wallfänger beständige Begleiter, die von nun auch die Nähe des Schiffes nicht mehr verließen, begierig Alles von dessen Abfällen, was ihnen tauglich war, aufzuschnappen. Am 14. April kamen die ersten Eisberge zu Gesicht, und bald darauf wurde das Cap Farewell umschifft. Es wurden nun alle Vorkehrungen getroffen, um augenblicklich auf Wallfische Jagd machen zu können, denn hier kann ein Versäumniß gleich einen Verlust von 500 bis 800 Pfund Sterling — so viel beträgt der Werth eines einzelnen Thiers — herbeyführen. Der Polarkreis wurde am 23. durchschnitten und zum Erstenmal, seitdem das Cap Wrath sich aus den Augen verloren hatte, kam Land zum Vorschein, Königin Anna's Cap. Hier ist in der Davisstraße eine der besten

Stockfischbänke, die erst neuerlich bekannt wurde und nun während des Sommers von vielen Schiffen, die daselbst durch den Fischfang vortheilhafte Geschäfte machen, besucht wird. Beym Passiren der Bank sah man unzählige Flüge von Enten, namentlich von der Königsente (Anas spectabilis), sie waren aber so scheu, daß nur eine erlegt werden konnte.

Beynahe einen Monat lang wurde vor der Disco-Insel und in der Südost-Bay gekreuzt. Da das Wetter überaus günstig war, so konnte Goodsir den herrlichen Anblick des Meeres und der Eisberge in vollem Maaße genießen. Besonders zog ein solcher Berg von ungeheurer Größe seine Aufmerksamkeit auf sich, der von einem Gewölbe ausgehöhlt war, durch das ein großes Schiff mit vollen Segeln hätte durchfahren können. Er findet nicht Worte genug, die Schönheit dieser Eisinseln zu beschreiben. Viele zeigen Höhlen, in welchen das Eis mit dem prachtvollsten Blau und Grün gefärbt ist, während außen alles fleckenlos weiß ist.

Auf den Wallfisch-Inseln traf man zuerst mit Eingebornen zusammen. Die Eskimos dieser Inseln und längs der ganzen Küste bis hinauf nach Upernavik schildert der Verf. als sehr intelligent. Viele können lesen und einige selbst sehr gut schreiben. Sie sind alle Christen und haben eine große Achtung vor den Missionären, die unter ihnen wohnen. Mehrere haben dänisches Blut in sich und sind nicht wenig stolz darauf. Ich bin ein Halbdäne, ich bin ein Viertelsdäne, sind gewöhnliche Ruhmreden bey ihnen. Die Mischung des skandinavischen und Eskimo-Typus ist sehr sonderbar. Goodsir's Augenmerk zog insbesondere ein solcher Mann auf sich. Er war größer und nicht so dick als der unvermischte Eingeborne, und hatte das flächserne Haar und das blonde Ansehen des Skandinaviers mit großem Backen- und Schnurrbart, der den Eskimos, mit Ausnahme einer dünnen borstigen Schnurre, fast ganz abgeht. Die Eigenthümlichkeit seiner Physiognomie lag aber in den Augen; sie waren durchaus die des Eskimos: groß, rund und glänzend schwarz. Denn, wie der Verf. bemerkt, sind die Augen der Eskimos keineswegs, wie gewöhnlich gesagt wird, klein, sondern groß und entschieden das beste Stück ihres Gesichtes. Die andern Stücke findet er aber so, wie beschrieben, nämlich einen großen Kopf mit schmaler zurückweichender Stirne, starke grobe schwarze Haare, platte Nase, dicke Lippen und ein fast bartloses Kinn.

Während des Monats Mai war das Wetter sehr ungünstig geworden. Einen angenehmen Tag brachte indeß der Verf. in Leisly zu, der dänischen Hauptniederlassung und Sitz des Inspektors der Kolonien. Hier traf er auch den Dr. Rink von Kopenhagen an, der schon zwey Jahre hier zugebracht hatte und noch eines daselbst verbleiben wollte, um die mineralogische Beschaffenheit West-Grönlands zu erforschen. Sowohl von Dänen als Eskimos wurden die Reisenden bestürmt um Mittheilungen von Nachrichten über den Erfolg des schleswig-holsteinischen Krieges.

Mit Anfang Julis war es gelungen, die Nordspitze von der Pond's Bay zu erreichen, also gerade zur rechten Zeit, wo die Wallfänger sich versichert halten, daß, wenn sie zu selbiger in diesem Meerbusen eintreffen, sie auf Wallfische stoßen und somit eine gute Ladung zu gewärtigen haben. Die ganze Mannschaft hielt sich bereit, um bey Erblickung eines solchen Thieres zur Hand zu seyn. Wirklich ertönte auch bald der Ruf: ein Fisch, ein Fisch hinter dem Schiff, eine Mutter und ein Säugling. Auf diesen Ruf waren schnell ein Paar Boote bemannt und hinter dem Thiere her, das aber, sobald es die Gefahr bemerkte, verschwand. Indeß der Harpuner des vordersten Bootes hatte wohl Acht gegeben auf den Weg, den es nahm, und setzte ihm eiligst nach. Nach ohngefähr 20 Minuten stieg das Junge auf, um zu athmen, und die treue Mutter, die dasselbe nicht im Stiche lassen wollte, kam ebenfalls an die Oberfläche hervor. Da traf sie die tödtliche Harpune und vergeblich war nun ihr weiterer Versuch, durch abermaliges Untertauchen sich zu retten. Nach einer halben Stunde mußte sie doch wieder auftauchen, wo ihre Verfolger sie bereits erwarteten und ihr noch mehr Wunden beybrachten. Zwar tauchte sie noch wiederholt unter,

aber auf immer kürzere Zeit, bis sie endlich ermattet an der Oberfläche trieb und verendete. Dieser Fang war sehr bald und leicht beendigt worden, denn in andern Fällen dauert er mehrere Stunden und erfordert große Anstrengungen; doch ist diese Jagd jetzt ungemein dadurch erleichtert worden, daß allgemein die Harpunen aus einem Geschütz geschossen werden, wodurch sie tiefer in das Thier dringen und also dessen Tod schneller herbeyführen.

In kurzer Zeit wurden noch drey andere große Wallfische erlegt, an deren einem, einem Weibchen, Goodsir einige Ausmessungen vornahm, die wir hier mittheilen wollen, um den Lesern eine deutlichere Vorstellung von den kolossalen Verhältnissen eines solchen Ungeheuers zu gewähren.

| | | |
|---|---|---|
| Länge von der Gabelung des Schwanzes längs des Unterleibs bis zur Spitze des Unterkiefers | 65′ | 0″ |
| Umfang hinter den Finnen | 30 | 0 |
| Breite des Schwanzes von einer Spitze zur andern | 24 | 0 |
| Größte Breite zwischen den Unterkiefern | 10 | 0 |
| Länge des Kopfs, von der Einlenkung des Unterkiefers an gemessen | 21 | 0 |
| Von der Tuberosität des Oberarmbeins zur Spitze der Finne | 8 | 0 |
| Größte Breite der Finne | 3 | 11 |
| Höhe der Lippe (innere untere) | 4 | 7 |
| Vom innern Augenwinkel zum äußern Winkel der Mundfalte | 1 | 5 |
| Vom innern zum äußern Winkel | 0 | 6 |
| Länge des Blocks von Barten, um die Krümmung des Zahnfleisches gemessen, nach seiner Entfernung aus dem Kopf | 16 | 6 |
| Länge der längsten Platte auf jeder Seite | 10 | 6 |

Zahl der Platten jederseits ohngefähr 360.

So sehr sich auch Goodsir um des freundlichen Kapitäns willen über den glücklichen Erfolg des Fischfanges erfreute, so flößte es ihm doch andrerseits auch wieder Furcht ein, daß, wenn das Schiff hier in der Ponds Bay seine volle Ladung zusammenbrächte, wenig Aussicht vorhanden sey, daß es noch die gefährliche Fahrt in den Lancaster-Sund unternehmen würde, während er doch dort erst Aufschluß über das Schicksal von John Franklin's Expedition zu erlangen hoffen konnte. Zwar erhielt noch hier Goodsir vom Kapitän eines Wallfischfahrers, der am 1. August an Bord kam, die Nachricht, daß durch Eskimos die Mittheilung gemacht worden sey, daß John Franklin's und James Roß's Schiffe am Eingange zur Prinz Regent's Einfahrt lägen und daß die Mannschaft wohlbehalten sey; allein unser Reisender konnte diesen Nachrichten keinen rechten Glauben beymessen. Um desto erfreulicher war es ihm daher, daß schon am andern Tage Kapitän Penney seine Richtung nach dem Lancaster-Sund nahm und Goodsirs sehnlichster Wunsch nunmehr in Erfüllung gehen sollte.

Leider gelang es nicht tief in diesen Sund einzudringen, indem furchtbare Stürme und der Zustand des Eises schon am 4. August zur Umkehr nöthigten; man kann denken, mit welchem Schmerz für Goodsir, der hiermit die ganze Absicht seiner Reise vereitelt sah. Indeß der Kapitän, der von den Eigenthümern des Schiffes nicht auf Untersuchungsreisen, sondern auf den Wallfischfang ausgeschickt worden war, konnte nicht anders handeln, da, nachdem das Landeis durch die Stürme zerbrochen worden war, es unmöglich wurde, die Jagd in dieser Richtung fortzusetzen und dabey noch den Verlust des Schiffes befürchten zu müssen. Auf dem Rückweg wurden noch drey Wallfische gefangen und nach einer Abwesenheit von acht Monaten langte Goodsir wieder zu Hause an, mit dem Schmerze, seinen Hauptzweck verfehlt zu haben. Möchte die neue Reise, von deren Erfolg wir noch keine Kunde haben, ihm besser gelingen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Mir scheint, als hätte nicht sowohl die Schwierigkeit der feinsten Zergliederung von einem Versuch derselben abgeschreckt, als vielmehr die Ahnung, oder die voraussichtliche Gewißheit, daß auch das größte anatomische Detail nur in sehr eng umschriebenen Grenzen Aufklärung über die Function der respectiven Theile verschaffen kann. So wenig als die Zerlegung eines complicirten Uhrwerkes uns die Zusammenwirkung und den Zweck der Räder, Walzen und Stifte lehren kann, wenn wir nicht vorher die Gesetze des Hebels und der treibenden Federkraft durch Versuche ermittelt haben: so wenig nützt es uns zu wissen, wie die Fasern in der Gehirnmasse verlaufen, und zwar um so weniger, als die neueren Forschungen und auch die Ergebnisse vorliegender Arbeit dargethan haben, daß kein continuirlicher Faserverlauf statt findet, sondern die Nerven bündelweise bald da, bald dort enden.

Keineswegs verkenne ich die Wichtigkeit der mikroskopischen Untersuchung; doch scheint mir, darf ihr kein zu exclusiver Werth beygelegt werden. Die Mischungsverhältnisse haben gewiß eben so hohe Bedeutung; denn da nachweisbar die Nervenwirkungen nicht auf geschlossenen Bahnen zu Stande kommen, weiter offenbar mit Molecularbewegungen verbunden sind, so werden, da die Molecularkräfte weniger von der äußeren Configuration als von der inneren Beschaffenheit der Materie abhängig sind, unmöglich allein anatomische Untersuchungen auch der feinsten Art hierüber Aufschlüsse zu geben im Stande seyn, sondern es wird sich hiemit verhältnißmäßig nur sehr wenig erklären lassen.

Versuchen wir uns klar zu machen, wie viel die mikroskopische Anatomie mit unseren jetzigen Hülfsmitteln auf diesem Gebiete zu leisten im Stande ist.

Verlauf, Anfang und Ende der Fasern, approximativ die Massenverhältnisse der Ganglienelemente zu den Fasermengen und die Verknüpfung zwischen beyden in anatomischer Beziehung: mehr kann die Mikroskopie niemals eruiren. Es sind dieß schon die weitesten Grenzen der möglichen Beobachtungen, welche mit dieser Methode gewonnen werden können. Was kann die Physiologie daraus für Schlüsse ziehen? Gewiß nur solche, welche sich auf die Leitungsgesetze im Allgemeinen beziehen; und wenn die Mikroskopie zeigt, daß Leitung auch ohne continuirlichen Faserverlauf statt finden kann, so vermag die Verfolgung der Fasern auch über die Leitung nicht sehr viel Licht zu verbreiten, wenn sich dieselbe, wie erwiesen, innerhalb des Rückenmarkes nicht streng und für alle Fälle daran bindet. In der That, was haben wir unmittelbar gewonnen, wenn wir, wie unser Verf. zeigt (pag. 79 ff.), erfahren, daß die Seitenstränge des Rückenmarks in den Vierhügeln, die Vorderstränge desselben (p. 84) in den Sehhügeln untergehen, aus welchen dann die tractus optici entspringen? Ueber die Beziehung dieser und jener erfahren wir nichts; im Gegentheil wissen wir nur, daß an dem Endigungspunkt der einen Fasergruppe eine neue, mit ganz andern Kräften ausge-

rüstet, auftaucht. Das eben ist es, was die Physiologie der Centralorgane und besonders des Gehirnes zu einem solchen Labyrinth macht, daß trotz der auffallenden Aehnlichkeit der Textur der Hirntheile unter einander so weit aus einander gehende Differenzen in der Function derselben zum Vorschein kommen können, welche sich unmöglich aus dem verschiedenen Gang der Leitung, selbst wenn derselbe ganz bekannt wäre, deduciren lassen.

Je vielfacher jetzt die Möglichkeiten der Leitung werden, welche man, gestützt auf die mikroskopischen Untersuchungen, anzunehmen berechtigt wird, um so schwieriger wird die Erklärung, wodurch die Leitung in bestimmten Fällen in dieser oder jener Richtung ganz gehemmt, in einer anderen jetzt frey gegeben und zu einer anderen Zeit aufgehoben ist. Während man früher die Nebeneinanderlagerung von Ganglienkugeln und Fasern zur Uebertragung und Erregung einer Faser auf die andere für ausreichend hielt, und eigentlich für das Factum der Irradiation, Mit- und Reflexbewegung keine andere Erklärung hatte, kennt man jetzt anatomische Verknüpfungen, kettenartige Verbindungen von Ganglienkugeln durch Nervenfasern mit Ursprüngen der letzteren aus jenen durch R. Wagner, außer jener nicht zu läugnenden Juxtaposition dieser Elemente, und endlich Ausstrahlungen durch Primitivfasertheilungen in dem Gehirn, von Dr. v. Heßling entdeckt, und von mir in den verschiedensten Gehirnabschnitten ebenfalls beobachtet.

Auf alle drey Arten kann möglicher Weise, besonders durch die letzt erwähnte Anordnung muß sich die Erregung in größerer Ausdehnung verbreiten, ebenso wie die Theilungen der Muskelfasern ohne Weiteres die Contraction der Muskelsubstanz in größerem Umfang bedingt. Eine der wichtigsten Entdeckungen ist in dieser Beziehung die von Weber, welcher darthat, daß die gesteigerte Thätigkeit der einen Nervenbahn die Wirksamkeit einer zweyten paralysiren kann. Die Möglichkeit einer solchen Hemmung, experimentell dargethan, ist das einzige Gegengewicht gegen die sonst ganz unverständliche, ins Endlose fortschreitende Ausbreitung der Erregung, welche auf den Grund der mikroskopischen Untersuchung der Centralorgane in ihnen vermuthet werden müßte.

Diese Punkte, von denen die Hemmung ausgeht, die Art und Weise, wie sie von Statten geht, ihre Spannweite, alle die hieran sich knüpfenden Fragen drängen sich jetzt hervor, und erwarten ihre Lösung nicht von der Mikroskopie zuerst, sondern von dem Experiment. Dann erst wird das anatomische Detail von Werth und nothwendig zur weiteren Einsicht in das Zusammenwirken der verschiedenen centralen Abtheilungen.

Die angedeuteten Wirkungen centraler Punkte setzen jedoch ebenfalls eine Verschiedenheit derselben in functioneller Beziehung voraus, wie solche schon für einzelne Hirntheile nachgewiesen ist. Ist es auch der Mühe lohnend und nothwendig, mit dem Mikroskop zu forschen, ob solchen functionellen Verschiedenheiten anatomische entsprechen, so wird doch nicht allein diese Methode der Untersuchung, sondern vor allem die chemische weiter auszubilden seyn, wodurch wir die Einsicht in die Mischungsverhältnisse vielleicht erweitern können, von welchen möglicherweise noch viel mehr die in den Nerven wirksamen Molecularkräfte abhängen, als von den äußern Formen und anatomischen Verknüpfungen der Nervenelemente.

Somit sehen wir, daß die mikroskopische Untersuchungsmethode, weit entfernt den ersten Schlüssel zur Einsicht in die Nervenprocesse zu liefern, vielmehr erst die Aufgaben, welche sie zu lösen hat, erwarten muß von anderen Methoden, welche demnach nicht nur nicht aufgegeben oder vernachläßigt werden dürfen, sondern neben und häufig vor der mikroskopischen in Anwendung zu bringen sind. Es giebt überhaupt zwey ganz verschiedene Aufgaben, deren Lösung nicht von der einen Methode etwa ebenso gut als von der anderen erreicht werden kann, selbst wenn diese den höchsten Grad der Vollkommenheit bey ihrer Anwendung erlangt hätten. Die Function eines Organes läßt sich nicht aus dem anatomischen Befund, und die anatomische Lagerung nicht aus beobachteten Wirkungen eines Organes erschließen, zumal wenn, wie dieses für Rückenmark und Gehirn unzweifelhaft scheint, eine Ausbreitung der Wirkung ohne formelle Continuität des anatomischen Substrates geschehen kann.

So viel schien vorauszuschicken nothwendig, um den Standpunkt zu würdigen, von dem unser Verfasser bey seinen Untersuchungen ausgieng, und welchen er in der Vorrede zu rechtfertigen sucht.

Was nun die Resultate der Untersuchungen betrifft, so kann ich an vielen Orten kurz seyn, indem sie wesentlich mit den in diesen Blättern bereits mitgetheilten Untersuchungen von Eigenbrodt (Leitungsgesetze im Rückenmark) übereinstimmen.

In den „vorbereitend anatomischen Bemerkungen zur Orientirung" wird der anatomische Bau der centralen Nervenmassen bey dem Frosch kurz erwähnt, darauf aufmerksam gemacht, daß eine vordere deutliche und hintere mehr verwischte Längsfurche des Rückenmarkes vorhanden ist, an der Stelle der Seitenfurchen nur etwas anders gefärbte Linien sich finden, die graue Substanz auch bey diesem Thiere Mittelstück und Hörner zeigt, welche den Rückenmarkskanal umschließt. Die einzelnen Theile des höchst unvollkommen entwickelten Gehirns deutet er nicht abweichend von anderen; ihre Aufzählung kann daher hier übergangen werden.

Der specielle Theil giebt eine graphische Darstellung der elementaren Strukturverhältnisse und zwar erstens des Rückenmarkes.

Zwey Faserzüge sind es vor allem, welche bey der mikroskopischen Betrachtung einzelner Stücke des Rückenmarkes in die Augen fallen: eine überwiegende Masse senkrecht aufsteigender und eine geringere transversal verlaufender Fasern. An den ersteren wurden nirgend freye Enden wahrgenommen, auch keine Spaltungen und Anastomosen, so daß es den Anschein gewinnt, als wäre hier der Faserverlauf ein continuirlicher. Man hätte sich demnach das ganze Rückenmark, so weit es aus diesen Fasern besteht, als einen Nervenstamm zu denken, in welchem die geringere Masse transversaler Fasern eingeflochten ist. Wie in einem Nervenstamm in der Regel Fasern verschiedener Dicke vorkommen, so auch im Rückenmark, in welchem ebenfalls extreme Grenzen ohne vermittelnde Uebergänge der Durchmesser sich vorfinden.



Wir können hier nicht weiter auf die von Volkmann und Bidder zuerst aufgestellte Eintheilung der Nerven in dicke und dünne, von welchen die ersteren mit den cerebrospinalen, die letzteren mit den sympathischen identificirt wurden, eingehen, sondern nur andeuten, daß diese Unterschiede der Dimensionen als charakteristische Merkmale dieser oder jener functionell verschiedener Nerven nicht mehr für die Peripherie gelten können, nachdem man jetzt daselbst dicke wie dünne Fasern Theilungen eingehen und dabey stark sich verschmälern gesehen hat. Ob damit, daß in den Stämmen solche constante Differenzen vorkommen, wie Volkmann und Bidder sie unwiderleglich nachgewiesen haben, gewisse physiologische functionelle Unterschiede schon von vorneherein festgestellt sind oder nicht, kann hier nicht näher untersucht werden; nur sey erwähnt, daß über eine gewisse Grenze hinaus in der Peripherie der Unterschied von dünnen und dicken Fasern sich verwischt, und daß etwas Aehnliches auch in dem Rückenmark vorkommt, wo es von unsrem Verfasser für den conus terminalis näher bezeichnet wird, während er hieher gehörige Verhältnisse der Nervenfasern im Gehirn übersehen hat, von denen wir jedoch erst später zu sprechen Gelegenheit nehmen werden. Genug also: auch innerhalb des Rückenmarkes drücken sich die Durchmesser-Differenzen nur eine gewisse Strecke lang deutlich aus, und zwar so, daß die stärkeren Fasern von 0,004‴ Breite mehr in den motorischen, die dünnern von 0,004‴ Breite mehr in den sensiblen Abschnitten vorherrschen.

Eine Verschmälerung der Durchmesser treffen wir zunächst im conus terminalis des Frosch-Rückenmarkes, dessen Fasern unser Verfasser folgendermassen beschreibt: „sie unterbrechen ihren Verlauf nicht plötzlich, wie an anderen Stellen, sondern verkümmern nur höchst allmählich, und verschwinden so successive, daß sie dem Blick unmerklich sich entziehen. Je mehr ihr Durchmesser abnimmt, desto heller, durchsichtiger werden sie. Die Conturen werden äußerst fein, obwohl sie sehr egal bleiben; endlich hört eine Faser nach der anderen mit sehr spitzen Ausläufern auf, die peripherischen zuerst, die im Centrum verlaufenden am spätesten." Leider sind die hier leichter als anderwärts zu ermittelnden Verhältnisse der Gang-

lienzellen zu den Nervenfasern nicht berücksichtigt worden. Als eine Eigenthümlichkeit dieser feinen Ausläufer an der bezeichneten Stelle wird weiter hervorgehoben, daß sie weniger leicht varikös werden, überhaupt den verschiedensten Reagentien größeren Widerstand entgegensetzen, ja vielleicht gar, wie sich der Verf. ausdrückt, nur aus Neurilem bestehen. Von uns ist an anderen Orten der Centralorgane Aehnliches beobachtet worden, wovon weiter unten.

Ueber das Schicksal eines Theiles der longitudinalen Fasern im oberen Ende des Rückenmarkes (der medulla oblongata) erfahren wir so viel, daß hie und da mit einiger Wahrscheinlichkeit Faserenden beobachtet wurden, während die Mehrzahl gegen das Gehirn fortzieht.

Der Verlauf der transversalen Fasern, welche ein ganz gesondertes Faserfystem bilden, wäre der, daß aus jedem der vorderen Stränge ein feines Faserbündel auftaucht, das einwärts und nach hinten zieht, hinter der vorderen Längsfurche sich mit dem von der anderen Seite herkommenden Bündel kreuzt, und in der Nähe des entgegengesetzten hinteren Rückenmarksstranges verschwindet. Von der Kreuzungsstelle an verlaufen beyde Bündel im Innern der grauen Substanz nicht durch ihre Mitte, sondern an ihrer Peripherie, den inneren Conturen der Seitenstränge sich anschmiegend. Es wird hier also die ebenfalls von Eigenbrodt beschriebene vordere oder weiße Commissur als gebildet durch die Kreuzung quer verlaufender Fasern nachgewiesen. Auch unser Verfasser wurde durch seine Untersuchungen zu dem von Eigenbrodt schon angeführten Resultat geleitet, daß eine hintere weiße Commissur bestehe. Er fand ferner, daß eine Sonderung der Massen von transversalen Fasern in einzelne Bündel immer deutlicher sich ausspreche, je weiter man nach oben fortschreitet, daß überhaupt nicht entsprechend dem Kaliber der eintretenden Nervenstämme diese Querfasern stellenweise angehäuft sind, sondern eine stetige Zunahme derselben von unten nach oben wahrzunehmen ist.

In Beziehung auf die Form und Formelemente der grauen Rückenmarkssubstanz führt der



Verf. nichts Neues von Wichtigkeit an, glaubt nur eine strukturlose Masse als Grundlage der grauen Substanz annehmen zu müssen, obwohl man sie nicht direkt nachweisen könne, und die in jener vorkommenden Fasern nicht als ihr, sondern der weißen Masse angehörig betrachten zu können.

Bey der Frage nach der Ursprungsweise der Rückenmarkswurzeln, eine der wichtigsten, welche diese Abhandlung berührt, kommt der Verf. bey seinen Untersuchungen zu einem gleichen Resultat wie Volkmann, welcher auf ganz anderem Wege gezeigt hat *), daß sich die mit den Wurzeln der Nerven in das Rückenmark eintretenden Fasern unmöglich in continuo bis zu dem Gehirn fortsetzen können; zugleich bestätigt er die Resultate Engels, welche an Froschlarven gemacht wurden **). Demnach verlaufen motorische und sensible Nervenfasern nur eine kurze Strecke im Rückenmark aufwärts und hören, ohne mit andern Nerven sich zu verbinden, plötzlich auf. Sie bilden, ohne sich mit andern Fasern des Rückenmarkes zu verflechten, bis zur gemeinschaftlichen Endigung der Wurzel ein geschlossenes Bündel. Die motorischen Wurzeln nähern sich je weiter nach unten in um so mehr schiefer Richtung, je weiter nach oben in einer um so mehr rechtwinkligen in Beziehung auf die Rückenmarksaxe der vorderen Längsspalte, ohne in Berührung mit der grauen Substanz zu kommen, und die vordere Längsspalte wirklich zu erreichen. Ihre Fasern endigen weiter sämmtlich in Einer Linie und verdünnen sich kurz vorher sehr rasch, nicht allmählich wie die Primitivfasern des conus terminalis.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wagners Handwörterbuch Art. Nervenphysiologie.

**) Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Jahrg. IV. Heft VIII. p. 109.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Die sensiblen Wurzeln, vorwaltend in querer Richtung in das Rückenmark eintretend, und zwar an der Grenzlinie zwischen den hinteren und Seitensträngen, biegen sich nach hinten und einwärts, in dem hinteren Rückenmarksstrang ihrer Seite endigend. Sie spalten sich auch in eine ziemliche Zahl von Ausläufern. Der Verfasser glaubt sich auf das bestimmteste überzeugt zu haben, daß die freyen Enden der Nervenwurzeln und ihre Zusammenhangslosigkeit mit den eigentlichen Rückenmarksfasern wirklich vorhanden, besonders die Beobachtung der ersteren nicht auf einer Täuschung durch Abreißen der Wurzel hervorgerufen, beruhe.

Wir wollen der Sorgfalt, welche der Verf. auf Untersuchung dieses Punktes verwendet hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, können aber, bey der Schwierigkeit der Präparation, bey dem großen Spielraum möglicher Täuschungen doch nicht umhin, die Acten als hierüber noch nicht für geschlossen zu erklären, ganz abgesehen davon, daß Weber in diesem Punkt zu anderen Ansichten gekommen ist, freylich durch eine bis jetzt noch nicht veröffentlichte Methode, auf welche zunächst alles ankommt und die man kennen muß, will man sich für die eine oder andere Ansicht entscheiden. Van Deen beobachtete im Wesentlichen dasselbe wie unser Verf. und die Faserkreuzung in der vorderen weißen Commissur wurde auch von Eigenbrodt schon constatirt.

In der medulla oblongata kommt es bey dem Frosch zwar nicht zur Bildung gesonderter Stränge, wie bey den höheren Thieren, allein man findet bey ihm schon ein Zusammenschaaren der Fasern zu einzelnen Bündeln. Endigungen finden sich hier wohl wahrscheinlich vor, geschehen aber nicht massenhaft, sondern einzeln, wodurch eben ein bestimmter Nachweis der Endigung erschwert wird. Der weitere Faserverlauf aufwärts zum Gehirn, in welches die größte Masse der longitudinalen Rückenmarksfasern sich noch fortsetzt, wäre nach unserem Verfasser folgender:

Die hinteren Stränge enden im kleinen Gehirn, die Seitenstränge, unter dem Kleingehirn weggehend, bilden die Vierhügelmasse, in welcher sie sich auflösen. Die vorderen ziehen sich an der Hirnbasis bis zum grauen Hügel vor, von wo aus ihre äußeren Randfasern seitwärts tretend sich in die Sehhügel begeben; die mittleren Fasern nähern sich und stoßen in der von ihnen gebildeten Sehnervenkreuzung, zu welcher sie wesentlich beytragen, zusammen. Die innersten gelangen durch und unter jenen hindurch bis vor zu den Hemisphären des großen Gehirnes.

Es folgt nun der zweyte Abschnitt der Untersuchung der Endigung der Rückenmarksfasern im Gehirn.

Der Verf. erkennt diesen Theil seiner Beobachtungen nur als fragmentarisch an, und wir wer-

den auch finden, daß ihm eine wichtige Anordnung der Hirnfasern, höherer Thiere wenigstens, entgangen ist, auf welche er um so mehr Rücksicht zu nehmen gehabt hätte, als Andeutungen dazu, bereits schon lange veröffentlicht, zu wiederholter Durchmusterung des Gehirns Veranlassung sollten gegeben haben. Diese beziehen sich nämlich auf Faserenden in dem Gehirne. Zugleich scheint der Verf. ein etwas zu großes Gewicht auf die Summe neuer, in dem Rückenmark noch nicht enthaltener, sondern in dem Gehirn erst auftretender Nervenelemente zu legen, wenn auch immer gewiß darin ein Vorzug des Gehirns höherer Thiere gelegen ist, daß „eigne selbstständige Gruppen von Fasern nebst Ganglienzellen oder freyen Kernen auftreten." Dadurch aber allein gewinnt nicht das eine Gehirn Vorzug vor dem anderen; eine Anschauung, welche freylich indirekt in der Gall'schen Organologie schon enthalten war, deren Grundgedanke aber eben falsch und unerwiesen ist, wie ich dieß an anderem Orte ausführlich gezeigt habe *). Nur ein paar Worte mögen hier ihren Platz finden, welche sich auf die anatomische Reflexion unsres Verf. (p. 69) beziehen. Er sagt selbst (p. 70): „Zur Construction eines Centralorgans der Nerventhätigkeit scheint nach den jetzigen Kenntnissen die Mitwirkung von Fasern, den Trägern der Nervenleitung, nothwendig zu seyn, denn wir können uns kein einziges Seelenvermögen denken, welches eine ganz selbstständige, von allen Einflüssen abgeschlossene Thätigkeit besäße; alle stehen entweder unter dem Einfluß von Anregungen, welche ihnen von Außen, vermittelst der Sinnesorgane zugeführt werden, oder sie selbst sind dazu bestimmt, den Anstoß zu einer nach Außen gerichteten Thätigkeit zu geben; öfters ist beydes zu gleicher Zeit der Fall."

Hiedurch wird das Wechselverhältniß der Functionen zwischen den einzelnen Abtheilungen der Centralorgane zugegeben. Und eben diese gewiß richtige Ansicht, hätte das p. 69 Ausgesprochene, wenn nicht unterdrücken, doch wenigstens modificiren sollen. —

*) Wagners Handwörterbuch Artikel. Temperament Abschn. Cranioscopie.



Viele Seelenvermögen, wie sie die gewöhnliche Schul-Psychologie coordinirt, stehen als selbstständig ganz unrichtig neben einander, indem man bey genauerer Zergliederung leicht findet, daß ein drittes Seelenvermögen eigentlich nur die Resultante aus zwey anderen darstellt. Als significantes Beyspiel eines solchen Irrthums sey hier erwähnt, wie nach Carus die Tiefe des Gemüthes meßbar (?) an dem mittleren Theil des Schädels, wo die ursprüngliche erste und zweyte Gehirnblase übereinander liegen, hervortreten soll. Gäben wir auch zu, daß das Gefühl in dem Mittelhirn, das Erkennen in dem Vorderhirn seinen Sitz habe, so können wir das Gemüth nur aus dem Verhältniß zwischen beyden ableiten, nie aber aus ihrer Summe. Durch das Wort Gemüth wird nur die Beziehung zwischen beyden ausgedrückt; es kann damit aber nicht eine weitere Eigenschaft der Seele bezeichnet werden. Solcher Beyspiele könnten wir noch viele aufzählen, doch wird dieses allein schon hinreichen, um unsere Behauptung verständlich zu machen, daß eine höhere Entwicklung des Gehirns nicht sowohl durch Vermehrung selbstständiger Massen als vielmehr Vermehrung der Beziehungen zwischen denselben sich aussprechen werde. Letzteres bleibt jedenfalls die Hauptaufgabe; ersteres wird vielleicht als ein Mittel zu diesem Zweck benützt, kann aber durch anderes vertreten werden, und wird es gewiß auch häufig, z. B. bey der Entwicklung individueller Verschiedenheit, welche bey dem Menschen so groß, doch gewiß nicht davon abgeleitet werden kann, daß bloß Massen hier fehlen, dort vorhanden sind: eine Ansicht, welche unfehlbar wieder zu den so vielfach bekämpften Irrthümern der Phrenologen zurückführen würde.

Nur die Centralgebilde für die Sinnesthätigkeit einerseits, andererseits für den Modus der Wirkung des Individuums nach außen, können hier vielleicht massenhafter vorhanden seyn als dort, für alle rein geistigen Processe bedürfen wir keiner Nervenapparate, weil sie nichts leisten können *). Finden wir daher bey dem Menschen ein verhältnißmäßig

*) cf. Wagners Handwörterbuch. Art. Temperament. Abschn. Cranioscopie.

größeres Gehirn (welchen Werth man hierauf überhaupt legen kann, sehen wir aus der Zusammenstellung der Gewichtsverhältnisse der Gehirne verschiedener Thiere) als bey den Säugethieren, so dürfen wir nicht glauben, daß an dieses Plus von Masse ein Plus von Seelenvermögen unbedingt gebunden ist; es kann daher die von unserem Verfasser p. 69 a priori construirte These keine Beweiskraft haben, ehe sie durch die Beobachtung gerechtfertigt ist. Und selbst, wenn man in dem menschlichen Gehirne ganz neue abgeschlossene Fasersysteme anträfe, welche den Säugethieren fehlen, so bleibt zuletzt immer noch der Beweis zu führen, daß diese mit anderen Kräften ausgerüstet sind als die übrigen Faser- und Ganglienmassen, und wenn sich endlich selbst beweisen ließe, daß ihre Thätigkeit andere Effecte bedingt als die Thätigkeit jener, so bliebe noch eine größere Wahrscheinlichkeit, daß eben diese Veränderung des Effectes nicht Resultat specifischer Wirksamkeit der besonderen Gruppe von Nervenelementen ist, sondern als eine Resultante aufträte, welche nicht minder abhängig von der einen als von der anderen ist, wofür wir in den verwickelten Processen des Organismus so viele Analogien haben. Unser Verf. annullirt mit seinen eigenen Worten (pag. 70) theilweise wenigstens den Werth, welchen er auf eine mögliche Entdeckung so gesonderter abgeschlossener Gruppen von Nervenelementen, besonders von Fasern (p. 69) legt, indem er sagt: „Nicht zu vergessen ist, daß dazu (zur Vermittlung centripetaler und centrifugaler Relationen) nicht ein ununterbrochener Verlauf der Fasern nothwendig ist, sondern daß auch eine aneinander hängende Kette von Fasern denselben Dienst versieht.“ Es kann also immer ein solches neu gefundene Faserstratum möglicherweise nur ein Glied der Kette darstellen, ohne weitere höhere Bedeutung als ein zweytes oder drittes, mit dem es nicht continuirlich zusammenhängt.

Aus allen dem sehen wir, wie weit wir noch, auch bey den umfassendsten Kenntnissen der Gehirnorganisation, von der Einsicht in die Function seiner einzelnen Theile entfernt bleiben, und immer wieder auf Fragen stoßen, welche unserer besten optischen Hülfsmittel spotten.

Sehen wir nun zunächst, zu welchen anatomischen Thatsachen unser Verf. bey seinen weiteren Untersuchungen des Froschhirns kam!

Bekanntlich bildet das Kleinhirn der Batrachier bloß einen schmalen Querbalken am vorderen Ende des Rückenmarkes, über die Rautengrube gespannt, dem Mittelstück des kleinen Gehirns höherer Thiere entsprechend. Es stellt so bleibend eine bey höheren Thieren und dem Menschen vorübergehende Form der Entwicklung dieses Organes dar. Brücke und Hemisphären des kleinen Gehirns stehen in so enger Beziehung zu einander, daß erstere mit den mittleren Kleinhirnstielen fehlt, wo letztere nicht vorhanden sind. Bey dem Frosch sind diese Theile rudimentär angedeutet, und unser Verf. will sie mit dem Mikroskop nachgewiesen haben, wenn sie auch keine dem unbewaffneten Auge bemerkliche Hervorragungen bilden.

Zwey Paare von Faserzügen mit gleichmäßig darin verbreiteter grauer Substanz bilden die weiße Masse, von denen das eine Paar den hinteren Rückenmarkssträngen, das andere den vorderen entstammt, welche letztere besonders eine schleifenartige Verbindung mit dem Kleinhirn eingehen und so die Brücke und Kleinhirnstiele derselben andeuten. So würde das Mittelstück des kleinen Gehirns von dem hinteren, die Hemisphären von den vorderen Strängen gebildet; ein Befund, welcher leider durch Experimente noch nicht bestätigt worden, da die Function des Kleinhirns so gut wie unbekannt ist; und da sich alle Thätigkeiten der Seele auf „centripetale und centrifugale Relationen“ beziehen (p. 70), so brächte uns eine solche Kenntniß des Faserverlaufes über diese allgemeinste Anschauung der geistigen Functionen, so weit sie durch das kleine Gehirn vermittelt werden, eben leider auch nicht hinaus.

Bey der anatomischen Beschreibung der Vierhügelmasse, welche der Verfasser den mikroskopischen Untersuchungen dieser Hirnabtheilung voranschickt, scheint er weniger den wahren Vorgang der Entwicklung im Sinn gehabt zu haben, wenn er sagt: „einen großen Antheil an diesem bedeutenden Volum (der Vierhügelmasse) hat freylich die Sylvius'sche Wasserleitung, welche zu einer großen Höhle ent-

wickelt ist. Letztere verengt sich in der Mitte, und buchtet sich zu zwey geräumigen Seitenhöhlen aus. Dadurch erhält die Vierhügelmasse, welche als einfache Rinde diese Cavitäten einfaßt, ihre doppelkuglige Form.“ Hält man sich jedoch an den Entwicklungstypus des Säugethierhirns, so ist die Deduction der Vierhügelform bey diesen Thieren eine andere. Bekanntlich entwickeln sich die Vierhügel aus der zweyten ursprünglichen primitiven Hirnblase, welche ohne weitere theilweise Abschnürung zu erfahren, wie die erste und dritte blasige Erweiterung des Medullarrohres an seinem vorderen Ende, einfach bleibt und ursprünglich hohl ist, wie alle anderen Gehirnblasen. Während aber bey den höheren Wirbelthieren durch Ablagerung von Gehirnmasse im Innern dieses Hohlraumes, dieser selbst immer mehr und mehr mit dem Wachsthum des Organes eingeengt wird, und zuletzt ganz verschwindet bis auf den Paß der Sylvius'schen Wasserleitung, findet bey dem Gehirn des Frosches und anderer tiefer stehender Wirbelthiere eine solche Wucherung der Hirnmasse im Innern des Hohlraumes nicht statt, sondern mehr eine bloße Vergrößerung der Wandung: allerdings eine Art Dilatation, aber dennoch verbunden mit einer Hemmung in der Entwicklung, wenn man damit die der Vierhügel höherer Thiere vergleicht. Durch Entwicklungs-Hemmung, durch Verharren auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung verbleibt es bey einer solchen relativ beträchtlichen Größe, der Sylvius'schen Wasserleitung, welche mit zwey Ausbuchtungen auftreten muß, nicht weil sie sich entwickeln, sondern weil ihre weitere Entwicklung, zu solider Hirnmasse nämlich, gehemmt ist. Zwey solcher Ausbuchtungen, von außen betrachtet zwey Hügel finden wir aber statt vier deßwegen, weil die Hemmung nicht auf Ablagerung von Hirnmasse allein beschränkt bleibt, sondern sich auch auf die Formentwicklung der Decke der ursprünglich zweyten (später dritten) Hirnhöhle (des Mittelhirns) erstreckt. Es sinkt dieselbe nämlich nur in einer der Längsaxe des Hirns parallelen Linie ein und nicht, wie bey den Säugethieren und Menschen, zugleich auch in einer zweyten, mit jener sich kreuzenden Linie.

In Beziehung auf die mikroskopische Struktur dieser Vierhügelmasse glaubt unser Verf. in ihr das Aufnahmsorgan für die Seitenstränge des Rückenmarkes sehen zu müssen, welche büschelförmig darin enden, und zugleich die Stelle, an welcher zwey Paare neuer Faserzüge auftauchen. Das erste Paar nämlich ziehe an der oberen Wand jeder Halbkugel nach vorn bis zum Sehhügel, um sich von da nach außen, vorn und unten gegen die Sehnervenkreuzung zu wenden. Das zweyte Paar ziehe in der unteren Wand nach vorn und innen, um sich dem inneren Saum des ersten Paares anzuschmiegen und mit ihm hauptsächlich das Chiasma nervorum opticorum zu bilden. Die Anfänge der Fasern seyen äußerst fein und verstärkten sich nur allmählich. — Sollten hier nirgends Verbindungen mit Elementen der grauen Masse, Faserursprünge aus Hirnganglien zu finden gewesen seyn? (R) Hierin finden wir eine Bestätigung der experimentellen Resultate von Flourens, Longet, Volkmann und Anderen, welche die Vierhügel als die wesentlichsten Centralorgane des Gesichtssinnes erkannten; dunkler bleibt dagegen ihre Beziehung zu den Seitensträngen des Rückenmarkes.

In den Sehhügeln verbreiten sich, das ganze Organ erfüllend, die vorderen Rückenmarksstränge, und enden, nachdem sie sich fächerförmig ausgebreitet haben, an den verschiedensten Punkten des Organes. Am ganzen Umfang der Sehhügel entspringen die Fasern, welche zu den tractibus opticis verwendet werden.

Die Großhirnlappen sollen vorzüglich die feinen Fasern der vorderen Rückenmarksstränge in sich aufnehmen, welche an der Basis des Gehirns zwischen den Sehhügeln in vollkommen gerader Richtung nach vorn gezogen sind. Ehe sie die vordere Hälfte der Hemisphären erreicht hätten, endeten sie, „indem die Fasern fast zu gleicher Zeit abgesetzt (?) erscheinen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Nach vorn findet sich noch das Organ des Geruchsinnes. Die Riechstreifen entspringen in dem vordersten Theil der Hemisphären, in den starken hohlen Anschwellungen zu beyden Seiten der vorderen Commissur. Die Nerven, welche diese Riechstreifen bilden, nehmen unter allen Sinnesnerven eine ganz exceptionelle Stellung ein, indem sie, wie unser Verf. auch angiebt, ich und Heßling kürzlich ebenfalls ausführlich beschrieben haben, vollkommen in die Kategorie der Remack'schen gelatinösen Nervenfasern gehören, deren Wesen und Stellung, an anderen Orten des Körpers mehr zweifelhaft, hier ganz evident ist; denn außer ihnen finden sich in dem ganzen olfactorius gar keine anderen Gebilde, welche man für die eigentlichen Sinnesnerven ansprechen könnte. Die Theilungen, welche unser Verf. andeutet, gehen in der Peripherie noch viel weiter als bis zur dritten Ordnung, indem auf der Nasenschleimhaut sich ein ganz dichtes Netz der feinsten Fasertheilungen vorfindet.

Die Streifenhügel, rundliche, in die Seitenventrikel hineinragende Anschwellungen, besitzen gar keine Fasern.

Bey der Betrachtung der nervi optici, deren von dem Verf. gemuthmaßte Ursprünge wir jetzt kennen, kann sich derselbe der Verwunderung nicht enthalten, welche wir selbst schon früher an den Tag gelegt haben, indem der unmittelbare Uebergang motorischer Rückenmarksstränge in die Sehnerven etwas so durchaus Paradores hat, daß wir unmöglich jetzt schon uns über allen Zweifel an die Richtigkeit der Beobachtung hinwegsetzen können, vielmehr, ohne auf aushelfende Hypothesen zu denken, uns zu neuen Beobachtungen aufgefordert sehen, um die angedeuteten Resultate irgendwie verwerthen zu können.

Ueber die Natur des Hirnanhangs ist der Verf. eben so wenig ins Reine gekommen wie Andere.

So weit gehen die Beobachtungen und Resultate. Auf den Schluß dieses Berichtes haben wir noch die Erwähnung einer Lücke in der Beobachtung verspart, welche sich durch die ganze Untersuchung, besonders des Gehirns zieht. Es betrifft dieß nämlich eine Art der Endigung der Primitivfasern in dem Gehirn hauptsächlich, auf welche zuerst von Dr. v. Heßling aufmerksam gemacht worden ist (Froriep's Notizen), und welche ich mit ihm zu wiederholtenmalen beobachtet habe. Es ist um so auffallender, daß unserem Verf. diese Anordnung ganz entgangen ist, indem er sich gerade so viel mit den Enden der Faserzüge beschäftigt hat. Wir hatten nun freylich unsere Beobachtungen nicht an dem Froschgehirn, sondern an dem der Säugthiere, besonders des Schafes, gemacht und gefunden, daß sehr viele Fasern nicht abrupt endigen, und bis zu dem Punkt ihres Aufhörens annähernd gleichen Durchmesser be-

haupten, sondern erstens dichotomisch sich theilen und so Veräſtlungen erster, zweyter, dritter, ja oft weiterer Ordnungen bilden, zweytens dabey natürlich sich immer mehr verjüngen, bis sie endlich, vollkommen wie in der Peripherie, auch dem bestbewaffneten Auge entschwinden. Es ist begreiflich, daß wir uns zuerst über die Natur der sich veräſtelnden Fasern vergewisserten, was mitten in dem Gehirn an der inneren Lage der gyri, an dem arbor vitae, dem thalamus nervorum opticorum etc. nicht so schwierig ist, da außer Blutgefäßen hier keine weiteren Elemente vorkommen, die Verwechslung mit Blutgefäßen aber nicht so leicht ist, wenn man die Varicositäten als Anhaltspunkte für die Diagnose benützt, an Kunstprodukte auch nicht gedacht werden kann, welche etwa eine Täuschung hervorgerufen hätten, da wir uns nie an Exemplare hielten, welche sich etwa dadurch erklären ließen, daß der zähe Inhalt der Nervenfasern fadenförmig auf der Seite hervorgedrängt worden wäre, was sehr häufig vorkommt, und als Quelle einer Täuschung so lange geltend gemacht werden kann, als man nicht weiß, daß wir zuerst hieran gedacht haben, und so lange man nicht selbst unzweydeutige Fasertheilungen in dem Gehirn beobachtet hat. Die Präparation zu ihrer Darstellung ist einfach: gelinder Druck eines Stückchens Gehirn an der Grenze zwischen grauer und weißer Substanz unter Zusatz eines Tropfens Eyweiß reicht aus, um unter 3 — 4 solchen Präparaten mindestens eines zu finden, in welchem veräſtelte Fasern so vereinzelt und isolirt zu liegen kommen, daß man alle Zweifel aufzugeben sich gezwungen sieht, welche man bey dem Paradoxen, was die Beobachtung an sich hat, im Anfang etwa mochte gehegt haben. Gegenwärtig ist die Entdeckung Heßlings auch noch nicht weiter zu verwerthen; es müssen zuerst freylich sehr schwierig zu lösende Fragen beantwortet seyn, welche sich daran knüpfen. Sind diese Fasertheilungen im Gehirn Ursprünge sensitiver Fasern, während motorische aus Ganglienzellen oder irgendwie anders entspringen? Sind es Endigungen von Centralfasern innerhalb des Centrums bloß zur Weiterverbreitung der Erregung primär central erregter, oder peripherisch erregter Fasern? Vor Allem wäre jetzt innerhalb der Ganglien, z. B. des ganglion Gasseri oder der Spinalganglien, nach solchen Veräſtlungen zu suchen und dann in dem Gehirn niederer Thiere z. B. des Frosches, wo die Fragen theilweise wenigstens sich leichter müssen entscheiden lassen, wenn sich die Enden der Faserzüge so determinirt ausprägen, wie unser Verf. angiebt.

Im Rückenmark haben wir derartige Veräſtlungen noch nicht gefunden; in dem Schwanzende desselben, in dem conus terminalis des Frosches dagegen gelang es mir ein paarmal sie aufzufinden, jedoch sind sie hier sehr selten und ungemein zart.

Von diesen Enden können wir wie auch unser Verf. (p. 19) von den Nervenenden im conus terminalis sagen, „daß sie bey zunehmender Feinheit zugleich resistenter gegen äußere Einflüsse zu werden scheinen, so daß die Varicesbildung sich selten auf sie erstreckt. Die Abnahme des Gehaltes an Marksubstanz mag zur Folge haben, daß letztere sich weniger leicht zu Blasen formirt; die Endspitzen bestehen vielleicht eine gewisse Strecke weit gar nur aus dem Neurilem.“ Was mein Freund v. Heßling mit den Worten ausdrückte, „der Inhalt scheint hier bloß serös zu seyn.“ Ich habe anderwärts (Jenaer Annalen Bd. II. Heft 3.) auf das Verhältniß dieser Entdeckung v. Heßlings zu unserer gegenwärtigen Anschauung der Nervenphysik aufmerksam gemacht, so daß ich hier nicht weiter darauf eingehen kann.

Aus den Betrachtungen, zu welchen wir bey Gelegenheit der Mittheilung oben angezeigter Schrift veranlaßt wurden, ersehen wir, wie weit wir noch von der Kenntniß der Function der einzelnen centralen Abtheilungen des Nervensystems entfernt sind, und ohne an der gewissenhaften Forschung unsers Verf. zu zweifeln, sind wir doch auf so manche Probleme, auf so manche Paradoxa gestoßen, daß es, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich schon erheischt, doppelt nothwendig wird, wiederholte Untersuchungen über ein Thema anzustellen, von dessen erschöpfender Bearbeitung, wenn auch nicht die ganze Kenntniß der Nervenphysiologie, so doch ein großer Theil derselben zu erwarten steht.

Während des Druckes dieser Mittheilungen der Blattmann'schen Untersuchungen erschien das klassische Werk von Kölliker:

Mikroskopische Anatomie oder Gewebslehre des Menschen; II. Band: spezielle Gewebelehre, erste Hälfte. Leipzig 1850.

Hierin sind manchfache Punkte berührt, welche von Einfluß auf die Beurtheilung der Verhältnisse sind, die in Blattmann's Schrift besprochen wurden. Es sey uns vergönnt, diese hier zunächst hervorzuheben, und daran weitere Mittheilungen der Forschungen Köllikers über das Nervensystem überhaupt, aus dem vierten Buch seines oben citirten Werkes anzureihen!

Obwohl Kölliker nicht selbst das Froschmark untersucht hat, so hegt doch auch er, trotz der Gerechtigkeit, welche er Blattmanns Bemühungen widerfahren läßt, ähnliche Zweifel gegen die Richtigkeit der Beobachtung von freyen Enden der Wurzeln in dem Mark, wie auch wir sie nicht ganz unterdrücken konnten. Kölliker hält besonders die ganze Methode der Untersuchung feiner Schnitte des frischen Markes für sehr gefährlich, weil die centralen Nervenröhren auch bey den geringsten mechanischen Einwirkungen Unterbrechungen der Continuität erleiden. Diese Unterbrechung scheint auch wirklich bey jenen Untersuchungen dort Statt gefunden zu haben, wo die Wurzeln verdünnt in die Markfasern umbiegen, und sie scheint dadurch die Täuschung freyer Enden hervorgerufen zu haben. Außer diesen Muthmassungen legt Kölliker durch seine Darstellung des wahrscheinlichen Faserverlaufes im Mark ein großes Gewicht auf die Waagschale derer, welche der früheren Ansicht eines continuirlichen Faserverlaufes bis zu dem Gehirn treu geblieben sind, welche von vorneherein also schon die Untersuchungen Engels und Blattmanns müssen mit Mißtrauen begrüßt haben. Volkmanns Messungen und Gründe gegen einen continuirlichen Faserverlauf, deren wir auch in den voranstehenden Mittheilungen gedacht haben, waren so überzeugend für bey weitem die Mehrzahl der Anatomen und Physiologen geworden, daß die frühere Ansicht ziemlich allgemein verlassen wurde, auch von Kölliker selbst, welcher jetzt wieder als Verfechter jener ersten Annahme auftritt, und dazu natürlich nur durch sehr gewichtige Gegengründe konnte gezwungen worden seyn. Volkmanns Messungen der Masse weißer Substanz an Rückenmarks-Durchschnitten aus verschiedenen Höhen waren am Pferde und am Crotalus horridus gemacht. Kölliker fand bey dem Menschen gerade das Entgegengesetzte. Es nimmt hier die weiße Substanz von unten nach oben beständig an Dicke zu, und es beruhen die Anschwellungen vor Allem auf einer Vermehrung der grauen Substanz; und zwar ergiebt sich für die Hinterstränge in allen Durchmessern eine continuirliche Zunahme von unten nach oben, außer in der Gegend des oberen Halstheiles, in der Höhe des zweyten Nerven, wo der eine Durchmesser etwas geringer ist als an der Halsanschwellung, was jedoch durch bedeutendes Ueberwiegen der beyden anderen Durchmesser compensirt wird. In den Seitensträngen nimmt die Masse ebenfalls stetig zu, indem die Verringerung der Masse in einer Dimension an jener Stelle in der Höhe des zweyten Nerven ebenfalls aufgewogen ist. In den Vordersträngen findet auch nicht einmal diese Ausnahme mehr statt, sondern ihre Masse nimmt in der Breiten-Dimension vollkommen stetig zu, der Dickendurchmesser ist an der Lenden- und Hals-Anschwellung etwas größer als am Rücken- und oberen Halstheil. Die Differenz ist aber gering, und die Zunahme der Vorderstränge in anderen Richtungen und die hier sehr bedeutende Vergrößerung des vordersten Theiles der Seitenstränge glaubt Kölliker für hinreichend halten zu dürfen, um sie als compensirende Größen gelten lassen zu können.

An Volkmanns Messungen kann nicht gezweifelt werden, es werden dieselben auch von Kölliker vollkommen respektirt; um so auffallender muß es erscheinen, wenn solche wichtige Verhältnisse, wie sie in dem Faserverlaufe im Rückenmark gegeben sind, bey dem Menschen ganz andere seyn sollten, als bey einem Säugthiere z. B. dem Pferde. Kölliker macht deßhalb nachdrücklich auf die durch Ehrenberg zuerst bekannt gewordene, durch Volkmann und Valentin bestätigte Verschmälerung der Nervenröhren der Wurzeln bey ihrem Eintritte und weiteren Verlaufe im Mark aufmerksam. Er berechnet für die

sensiblen Wurzeln eine Verschmälerung im Verhältniß von 31 : 10; bey den motorischen eine solche im Verhältniß von 27 : 5, woraus hervorgeht, daß der Querschnitt am Halsmark, auch wenn er nur den vierten Theil desjenigen aller Nervenwurzeln beträgt, immer noch eben so viele Nervenröhren enthält als die peripherischen Nerven selbst.

Kölliker gibt zu, daß solche Berechnungen immer nur approximativ seyn können, daß ihnen eine absolute Gültigkeit durchaus fehlt, daß aber auch, wenn man diese in der Methode gelegene Unsicherheit vollkommen berücksichtigt, sich doch noch die Möglichkeit eines Emporsteigens der Rückenmarksnerven zu dem Gehirne herausstellt. Eine größere Verschmälerung der peripherischen Nervenröhren bey ihrem Eintritt in das Rückenmark jener von Volkmann berücksichtigten Thiere, oder eine erst jenseits der Anschwellungen beginnende Abnahme der Durchmesser wäre immer noch denkbar, ohne daß jenes für den Menschen aufgefundene Fundamentalgesetz des Faserverlaufes dadurch eine wesentliche Veränderung erlitte. Es könnten auch Theilungen an den Austrittsstellen der Nerven vorkommen, wodurch natürlich ebenfalls Volkmanns Schlußfolgerungen einen bedeutenden Stoß erlitten. Kölliker bringt jedoch noch weitere Gründe zur Stütze seiner, zunächst mit der Volkmann'schen Methode gewonnenen Resultate bey.

Durch den Nachweis des Faserverlaufes der Wurzelnerven durch die graue Substanz in die weiße hat Kölliker diese Gründe für die Continuität der zu dem Gehirne aufsteigenden Nervenröhren beygebracht, welche gewichtiger als die in den eben erwähnten Messungen gegebenen sind. Die Methode zur Erforschung so schwieriger Verhältnisse ist im Wesentlichen die schon von Wallach und Stilling angewandte, nur bediente sich Kölliker zum Erhärten einer verdünnten Chromsäure-Lösung, welche die Elemente der Centralorgane in viel geringerem Grade alterirt.

Die Kreuzung der Vorderstränge in der weißen oder vorderen Commissur, welche zuerst Eigenbrodt auf mikroskopischem Wege nachgewiesen hat, wird bestätigt. Am dicksten ist sie in der Gegend der beyden Anschwellungen des Markes, am dünnsten in der Mitte der Dorsalgegend; ihre Breite ist am größten an der Halsanschwellung, und nimmt von da nach beyden Seiten fast stetig ab.

Die Rückenmarkswurzeln durchsetzen zunächst, ohne mit den longitudinalen Fasern zusammenzuhängen, dieselben, und senken sich alle in die vorderen und hinteren Hörner der grauen Substanz ein. Hier beginnt das Labyrinth, welches nur mit der größten Vorsicht betreten werden kann! Nach Kölliker ziehen 1) die Fasern der motorischen Wurzeln in der grauen Substanz der Vorderhörner vorzüglich nach zwey Richtungen weiter. Die am meisten nach innen eingetretenen Bündel gehen in den innersten Theilen der Vorderhörner rückwärts und etwas nach innen. Weder Geflechte noch bündelweises Zusammenschaaren der Fasern zeigt sich hiebey; nirgend endlich findet ein Zusammenhang dieser Fasern mit den Fortsätzen der vielstrahligen großen Nervenzellen, durch deren innere Gruppe sie als compakte Bündel hindurch treten, statt. So verlaufen sie immer weiter in den Vorderhörnern bis zu den Seitentheilen der vorderen Commissur, setzen sich dann in Bögen continuirlich in deren Fasern fort, um zuletzt je in dem entgegengesetzten Vorderstrang aufzusteigen.

Dieses Schicksal haben jedoch (Weber's Ansicht entgegen) nicht alle Fasern der motorischen Wurzeln, vielmehr entspringt ein zweyter Theil derselben aus der vorderen Hälfte der Seitenstränge derselben Seite, und verläßt das Mark, ohne eine Kreuzung eingegangen zu seyn. Andere Faserquellen für diese Wurzeln wurden nicht aufgefunden. Ihre Fasern erleiden auf diesem Wege mehrfache Veränderungen ihres Durchmessers. Sie werden von ihrem Eintritt in das Mark an bis in die graue Substanz schmäler und schmäler, nehmen dann wieder beym Aufsteigen in den Strängen des Rückenmarkes an Dicke zu, ohne jedoch ihre ursprünglichen Durchmesser vollkommen zu erreichen. Theilungen der Fasern wurden hier so wenig als an einer anderen Stelle im Rückenmark von Kölliker wahrgenommen.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie von Dr. Aug. Smetana. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1850. XX u. 288 S.

Zu den Zeichen der gegenwärtigen Zeitrichtung gehört unstreitig jener bedeutende Grad von Selbstreflexion des philosophischen Bewußtseyns, wornach einerseits nicht leicht eine neue Wendung der Philosophie mit Erfolg auftreten kann, wenn sie nicht auf constructiver Auffassung des Bisherigen beruht, und andrerseits sich oft die Erscheinung zeigt, daß sogar die Zukunft der Entwicklung der Philosophie aus den vorliegenden Momenten proleptisch construirt wird. Es sind nämlich durch den Verlauf der Philosophie seit Kant und Jacobi in Folge der Macht der Methode die Grund-Kategorien in eine derartige Tiefe eingekehrt, daß sie das Innerste des menschlichen Bewußtseyns berühren und dort als das Allereigenste erfaßt in dem Hervorquellen aller Philosophie gleichsam unwillkührlich fortwirken. Weder bey Plato noch bey Aristoteles, und ebensowenig bey Carteſius, Spinoza oder Leibnitz finden wir eine Hindeutung auf eine künftige Auffassung der Philosophie, sowie auch deren Zeitgenossen sich mehr rück- als vor-blickend verhielten. Anders ist es seit dem Beginne dieses Jahrhunderts, indem sowohl bey Kant gerade die Kernpunkte als „Regulativ," d. h. als Aufgabe und künftig zu lösende Probleme stehen blieben, als auch bey Jacobi, eben in seiner Weise, manches implicit enthalten ist, was später zu Triebfedern der Entwicklung der Philosophie sich gestaltete, so z. B. der Begriff des Begriffes. Allerdings werden stets mehr Diejenigen eine Zukunft der Philosophie im Auge haben, welche nicht strenge einem der schon historisch gewordenen Systeme anhängen (heutzutage aber wird Alles schneller ein historisch vorliegendes, als dieß je der Fall war), denn unter Jenen gibt es ja bekanntlich Manche, welche die Philosophie im Ernste für „fertig" halten, oder Andere, wie z. B. die sich so nennende Fries'sche Schule, glauben mit Hinwegsehen über spätere Entwicklungen in der Fortführung einer einzigen früheren verdienstlich thätig zu seyn. Wer hingegen eben in der Mitte der Gegenwart Historiker zu seyn bestrebt ist, dem bleibt der Blick für die Einseitigkeiten der Gegenwart und die Ahnung einer künftigen Allseitigkeit offen. In diesem Sinne erklärt sich die jetzt nicht seltene Erscheinung, daß auf einen noch nicht vorhandenen „Ausgang" der Philosophie hingedeutet und hingearbeitet wird.

Eben dieses beabsichtigt H. Smetana, welcher durch seine frühere Schrift „die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters" (Prag, 1848) dem philosophischen Publikum nicht ganz unbekannt seyn dürfte, in oben genanntem Buche.

Die Entwicklung dessen, was H. S. die „Katastrophe" und den „Ausgang" der Geschichte der Philosophie nennt, beruht auf einer eigenthümlichen Auffassung des Orientalismus und Occidentalismus, nach welcher der erstere das im „göttlichen Seyn" ruhende, der letztere das im „irdischen Wissen" bewegliche Denken repräsentire. Die Katastrophe erscheint dann als der plötzliche Umschwung des mensch-

lichen Geistes, welcher sich geräuschlos im siebzehnten Jahrhundert ereignete, indem die occidentalische Philosophie Grundlage und Ausgangspunkt für die morgenländische Weltanschauung wurde (S. 21 und 235); demnach habe diese Katastrophe den durch Plato und Aristoteles vermittelten Uebergang vom orientalischen Seyn zum occidentalischen Wissen durch die umgekehrte Vermittlung von Seite des Cartesius und Spinoza vollkommen paralysirt, und Cartesius in Opposition mit dem italienischen Pantheismus Bruno's habe zuerst durch seinen Zweifel und das Cogito ergo sum das Wissen vom Seyn gelöst und hiemit das Wissen für den Grund des Seyns erklärt, statt daß bisher das Seyn der Grund des Wissens gewesen, worin eben der Umschwung oder die Katastrophe liege (S. 246 f.).

Als „Ausgang" der Philosophie wird dann hiemit übereinstimmend die Identität der beyden für sich einseitigen Principien des Seyns und des Wissens bezeichnet (S. 24). Wenn nämlich im italienischen Pantheismus das Princip des Seyns gleichzeitig als berechtigt mit dem des Wissens aufgetreten, so seyen hier beyde unmittelbar wie im natürlichen Zustande mit einander vereinigt gewesen, worauf in der nächsten Gruppe (Cartesius, Spinoza, Leibnitz) durch die rationalistische Richtung das Seyn geschichtlich aus dem Wissen hervorgetreten sey. Die Einheit dieser beyden Erscheinungen dann stelle sich im deutschen Idealismus dar, in welchem die Elemente des menschlichen Bewußtseyns denselben geschichtlichen Verlauf genommen wie in der zweyten Gruppe, dabey aber natürlich verbunden gewesen seyen wie in der ersten (vorcartesischen) Gruppe. Denselben Weg, welchen Cartesius, Spinoza und Leibnitz gegangen, hätten von Neuem die deutschen Idealisten seit Kant betreten. Mit Kant und Fichte sey ein neuer Cartesius entstanden, in Schelling und Hegel aber Spinoza wieder aufgelebt, und Herbart habe das Leibnitz'sche System wiederholt (S. 269). So vertrete Herbart wieder die occidentalische Weltanschauung, wie die orientalische in Schelling und Hegel ein Uebergewicht erlangt habe, und der Gegensatz zwischen Hegel und Herbart sey in der That als das complicirte Resultat der ganzen durch jene beyden Philosophen „abgeschlossenen" occidentalischen Philosophie, welches nun seiner tiefsten Vermittlung entgegenharre, anzusehen (S. 270 und 275); jene Vermittlung aber werde geschehen seyn, sobald das Herbart'sche Princip der Endlichkeit mit Hegel's Unendlichkeit versöhnt seyn werde; dann nämlich sey nicht mehr zu erklären, wie Gott im Bewußtseyn des Menschen zu sich gekommen (— Hegel —), sondern wie der Mensch selbst zu seinem Bewußtseyn gekommen, mit einem Worte, „wie das Bewußtseyn des Menschen geworden sey" (S. 283). Dann auch werde in der menschlichen Gesellschaft eine neue Zeit aufgehen, und in Folge der gründlichen Versöhnung werden „die sociale Liebe und der künstlerische Genius" als Schicksal der Zukunft walten und das Leben auf Erden verklären (S. 287).

Mit diesem Grundgedanken Hrn. S.'s wird nun allerdings Jeder gerne insoweit übereinstimmen, als in der That die Vermittlung des Idealismus und Realismus auch heute noch als eine künftige erscheint. Auch das Moment des wahren Anthropologismus schimmert erfreulich durch, wenn z. B. S. 5 Anm. gesagt wird, daß durch die Thätigkeit des Denkens im Grunde genommen die Gottheit aus der Welt herausgeboren wurde, oder wenn jene künftige Entwicklung der Philosophie als diejenige bezeichnet wird, welche, weder orientalisch noch occidentalisch, das wahrhafte reelle Leben des Geistes entfalten und allein den Namen der „menschlichen" verdienen (S. 35) und als vermittelnde Identität die „Philosophie des Bewußtseyns" heißen wird (S. 284). Ebendieß führt auch richtig zur historischen Auffassung, zu einer, wie es H. S. nennt, „Philosophie der Geschichte der Philosophie," indem Niemand den letzten entscheidenden Schritt in der Entwicklung des Geistes thun könne, wenn er nicht die gesammte Geschichte der Philosophie in seinem Geiste noch einmal geschehen lasse, und jeder andere Weg, als der der Geschichte der Philosophie, am Tempel der Wahrheit vorbeyführe (S. 287). Darum mußte sich auch Hrn. S.'s Buch, welches den Ausgang der Philosophie andeuten sollte, nothwendig als eine geschichtliche Darstellung des Bisherigen gestalten.

Doch einige Bedenken dürften im Einzelnen Hrn. S. sich entgegenstellen. Zunächst scheint uns die Gegenübersetzung von Herbart und Hegel eben, wie oben bemerkt, nur ganz im Allgemeinen insofern richtig, als der Eine derselben den Idealismus, der Andere den Realismus vertritt, während die Entwicklung der Philosophie seit Kant eine durchgängige Parallele zwischen diesen beyden Philosophen gar nicht zuläßt. Einmal ist bey Hrn. S. Jacobi und die Bedeutung der Philosophie desselben ganz in die Brüche gefallen. Mit der natürlich nothwendigen Beyziehung Jacobi's scheint uns vielmehr die Parallele bis ins Einzelnste durchzuführen zu seyn, daß wie Kant zu Jacobi, so Fichte zu Herbart sich verhält.

Bey Kant nämlich ist Kriticismus im Subject, bey Jacobi Kriticismus im Object, worauf entsprechend Fichte's dialectischer Idealismus und Herbarts dialectischer Realismus folgt. Schellings frühere Philosophie enthält vollständig das Problem (aber nur das Problem) der Identität, deren abermals einseitige, einen entschiedenen Rückfall zum dialectischen Idealismus enthaltende, Fortführung in Hegel vorliegt, der Art, daß Hegels realistisches Correlatum gar nicht vorliegt oder höchstens hinter den albernen Phantasien eines Peipers oder dergl. geahnt werden kann. Liegt demnach Herbart um eine ganze Stufe noch vor Hegel, so kann wohl von einer durchgängigen Parallele keine Rede seyn, und wird auch die künftige Vermittlung tiefer greifen müssen.

Einen ferneren Anstoß dürfte auch die Art erregen, in welcher H. S. durchweg die Begriffe des Orientalismus und Occidentalismus faßt. Daß der erstere dem Principe des Seyns, der letztere dem des Wissens bey Hrn. S. entsprechen soll, haben wir schon oben angegeben; aber eben in solcher Allgemeinheit dem ganzen Verlaufe der Philosophie zu Grunde gelegt ist diese Eintheilung nur eine doctrinäre Abstraction, welche in dem einzelnen Materiale bald sehr modificirt, bald fast ganz aufgegeben werden muß. Zerfällt ja doch die orientalische Entwicklung der Menschheit selbst wieder in mehrere ganz specifisch verschiedene Momente, so daß es immer einseitig ist, dieselben sämmtlich, das Chinesische, Indische, Aegyptische, Persische, Muhammedanische, in Eine Bezeichnung zusammenzuwerfen. H. S. scheint besonders das Indische Bewußtseyn im Auge zu haben, und hiebey wieder hauptsächlich nur jene Auffassung zu berücksichtigen, nach welcher die Maja, die Phantasie, als täuschende Betrügerin erscheint (S. 12); hierin aber liegt eine doppelte Einseitigkeit vor, denn daß jenes nicht das durchgängige Princip des Indischen, geschweige denn erst des gesammten Orientalischen ist, zeigen sowohl die späteren indischen Erkenntnißtheorien, als auch natürlich das persische Denken. Seyn und Wissen sind auch überhaupt nicht Elemente, welche derartig zu trennen wären, daß man eine Eintheilung der historischen Entwicklung darauf begründen könnte; sie sind bereits innig verbundene Produkte des Denkens, in dessen innerstem Principe, d. h. im Dualismus des Menschen, das Agens der Geschichte zu suchen ist. Hieraus ergibt sich dann das Verständniß der Thatsache, daß alles Denken vor Cartesius (oder Baco von Verulam) objectiv, und alles nachfolgende subjectiv war.

(Fortsetzung folgt.)



## Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Schluß.)

Die hinteren Nervenwurzeln lösen sich, nachdem sie die hinteren Hörner der grauen Substanz in horizontalem Verlaufe erreicht haben, in Fascikeln nach verschiedener Richtung weiterschreitend auf, und zwar so, daß sich von ihnen sagen läßt, sie beziehen ihre Fasern hauptsächlich aus den Hintersträngen und den hinteren Hälften der Seitenstränge ihrer Seite, und wahrscheinlich auch durch die grauen Commissuren von den beyden genannten Strängen der entgegengesetzten Seiten. Der Wechsel der

Dimensionen ist auch an diesen Nervenröhren in ähnlicher Weise zu bemerken wie an den motorischen.

Von weiteren in der grauen Substanz vorkommenden und nicht mit den Wurzeln zusammenhängenden Fasern kann nicht mit Gewißheit gesprochen werden, vermuthen läßt sich nur, daß es deren giebt, indem man nämlich sowohl in der substantia gelatinosa, als auch in den vorderen Hörnern und da, wo beyde zusammenstoßen, Fasern von eigenthümlicher Lagerung und so verlaufen sieht, daß man sie durchaus nicht als im Zusammenhang mit den Wurzeln stehend denken kann. Auch gehen sie keine Verbindung mit den Strängen der weißen Substanz ein, so daß man sie, ohne ihren Anfang oder ihr Ende zu kennen, vorläufig noch als besondere Markfasern ansehen muß.

Hieraus ist ersichtlich, daß bey dem Menschen wenigstens ganz andere Verhältnisse obwalten als die von Blattmann für das Froschrückenmark angegebenen. Selbstständigkeit der longitudinalen Fasern der weißen Substanz, freye Enden der Nervenwurzeln im Mark, stellen eine von dem Rückenmarksbau des Menschen so ganz verschiedene Anordnung dar, daß beyde kaum je auf ein gemeinsames Princip könnten zurückgeführt werden. Der Proceß in den Nerven ist ein rein physikalischer; denn die Thätigkeiten des Geistes können nie mit der Thätigkeit jener in einen causalen Zusammenhang gebracht werden. Für jeden solchen physikalischen Vorgang finden wir wenigstens einen durchgreifenden Typus der Apparate festgehalten, in welchen er vor sich geht. Wo Abweichungen auch nur in seinen unwesentlichen Theilen auftreten, machen sich dieselben nothwendig auch sogleich geltend. Die Leitungsgesetze in dem Rückenmark des Frosches sind nun aber genau dieselben wie bey den höheren Säugthierordnungen. Die Erfolge der Reizung, Durchschneidung ꝛc. bringen dieselben physiologischen Effekte hier wie dort hervor, und hält man endlich damit die von Volkmann selbst angestellte Messung bey dem Frosch zusammen, so wird man in der Vermuthung bestärkt, daß auch bey diesem Thier die Faserordnung analog der von Kölliker angegebenen sey. Der Durchmesser des Markes am Hals beträgt nach Volkmann 0,11 Par. Zoll; der aller Rückenmarksnerven zusammen 0,0817. Zieht man dort $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ für die graue Substanz ab, so fallen die beyden Größen ziemlich nahe zusammen.



Wird man hiedurch schon aufgefordert die Blattmann'schen Untersuchungen einer neuen Revision zu unterwerfen, so wird dieß um so nothwendiger bey dem Verlauf der Fasern im Gehirn. Hier jedoch ist der Spielraum möglicher Verschiedenheiten zwischen dem Frosch- und Menschen-Hirn natürlich viel zu groß, als daß man den Schlüssen nach der Analogie von vorne herein ein bedeutendes Gewicht beylegen dürfte. Haben aber, wie es fast scheint, Blattmann verstümmelte Präparate des Rückenmarkes zu nicht ganz richtigen Beobachtungen geführt, so liegt es nahe, Aehnliches auch bey seinen nach gleicher Methode untersuchten Hirnschnitten zu befürchten.

Schließlich muß ich erwähnen, daß Kölliker keine Theilungen von Nervenröhren in den Centralorganen gefunden hat, wie sie von Heßling beschrieben, und mir von ihm häufig gezeigt wurden. Jener Autorität gegenüber finden wir also auch in diesem Punkte eine Aufforderung zu neuer Prüfung, zumal, wie man aus allen dem hier Mitgetheilten sieht, über nichts so sehr die Ansichten fluktuiren als gerade über diese so wichtigen Punkte der Anordnung und Struktur centraler Gebilde, was natürlich in geradem Verhältniß zu der Schwierigkeit der Untersuchung in Beziehung auf Objekt und Methode steht.

Dr. E. Harleß.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung).

Nur dann auch ist das Christenthum in seinem wirklichen Zusammenhange mit dem wahren Orientalismus verständlich; bey H. S. aber muß gerade das Christenthum in eine schiefe Zwischenstellung gerathen zwischen dem, was dort als Orientalismus und Occidentalismus bezeichnet wird, und manche Ausdrucksweisen dienen gewiß nicht dazu, den Leser hierüber zur Klarheit zu bringen; so, wenn (S. 13) gesagt wird, des Wissens göttliche Zuversicht sey für immer geschwunden, als das Wissen dem unendlichen Seyn sich gegenüberstellte, namentlich damals, als die junge christliche Philosophie den Gnosticismus siegreich niedergekämpft hatte, — oder wenn (S. 30) dem doch gewiß occidentalischen Griechenthum wieder das Princip des Seyns zugeschoben wird, und es heißt, die Ideae innatae seyen ein Ausdruck der Vereinigung des griechischen Principes des Seyns und des christlichen Principes des Wissens. Daher mußte auch H. S. dazu kommen, seine eigene Eintheilung gewissermaßen aufzugeben, wenn derselbe (S. 236) sagt, innerhalb der occidentalischen Epoche sey auf die orientalisirende Philosophie der Griechen die rein occidentalische christliche Philosophie, und auf diese die vom Heidenthum gleichmäßig wie vom Christenthum „befreyte" Philosophie seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften gefolgt. Das Gleiche bemerken wir, wenn (S. 194) von einem „occidentalischen Beygeschmacke" des englischen Empirismus die Rede ist, gerade als wäre derselbe wesentlich orientalisch; andrerseits hingegen wird dem Orientalismus sicher zu viel Ehre angethan, wenn (S. 223) derselbe als Träger der Allgemeinheit und Nothwendigkeit erscheint. Ueberhaupt werden jene beyden Begriffe des Orientalismus und Occidentalismus bey Hrn. S. ziemlich zu leeren Formen, welche sich bedeutend von ihrem ursprünglichen materiellen Sinne entfernen. So soll Spinoza das orientalische *), Cartesius das occidentalische Bewußtseyn vertreten (S. 197 und 256 ff.) und in gleicher Weise sich Hegel zu Herbart verhalten (S. 276), sowie bey Kant der Empirismus occidentalisch und der Rationalismus orientalisch seyn (S. 196 und 121). Ferner sehen wir auch nicht ein, wie mit diesem Dualismus der geschichtlichen Entwicklung bey Hrn. S. sich die wunderliche Eintheilung des Wissens in aprioriſches, aposteriorisches und skeptisches (S. 38) verträgt, zumal wenn, wie es S. 228 wörtlich heißt, Theologie und Jurisprudenz ihr Gebäude auf empirischem Boden aufgebaut haben sollen; es müßte denn nur der Skepticismus die befruchtende Identität der beyden anderen Richtungen

*) Wir wissen sehr wohl, daß auch Hegel in Spinoza's System ein Eintreten des Judenthums erblickte, halten dieß aber auch für einen gründlichen Irrthum, bey dem Geiste eines Spinoza zufällige Geburts-Verhältnisse und Jugend-Eindrücke mit dem Systeme oder gar der welthistorischen Entwicklung der Philosophie zusammenzuwerfen.

seyn, was H. S. schwerlich zugeben dürfte, wenn derselbe auch nicht nur bey Hume alles Gewicht zu sehr auf das Skeptische legt, sondern sogar Berkeley durchaus zum Skeptiker stempeln will. — Endlich müssen wir gestehen, daß wir die Sympathien für das Slaventhum und die Hoffnungen auf eine philosophisch-welthistorische Geltung desselben, welche H. S. in der Vorrede ausspricht, mit ihm nicht theilen, so wie es auch schwer nachzuweisen seyn dürfte, daß in den Slaven eine Versöhnung des Orientalismus und Occidentalismus liegen könne oder etwa gar müsse.

So viel nun über das Princip und die Grundanschauung Hrn. S.'s. Das Einzelne gestaltet sich, wie schon oben bemerkt wurde, als eine geschichtliche Darlegung zum Nachweise der principiellen Auffassung. Hiebey aber gesteht H. S. selbst, daß er nicht die Original-Quellen, sondern nur die vorhandenen Darstellungen der Geschichte der Philosophie benützte. Nur müssen wir uns wundern, wie H. S. dazu kam, ein so beyspiellos schlechtes Machwerk, wie die Sigwart'sche Geschichte der Philosophie ist, auch nur zu nennen (S. 37 Anm.), geschweige denn erst zu benützen; auch Ulrici's Werk so wie die Schriften des jüngeren Fichte dürften nur mit äußerster Vorsicht als Quellen angewendet werden, wogegen es bey H. S. auffallen muß, wenn er zuweilen (z. B. S. 202, 227, 229 ff.) nur neuere Darsteller sprechen läßt, anstatt auf die Quellen selbst einzugehen.

Abgesehen von dieser allgemeinen Bemerkung begegnete uns auch in der Auffassung der einzelnen Systeme manches Auffallende, ja sogar Verfehlte. Zunächst sind die unbedeutenderen Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sämmtlich viel zu hoch angeschlagen, und der Entwicklung ihrer Ansichten nach dem Maaße des Uebrigen zu viel Raum gegönnt. So z. B. die Meinungen des Helvetius sind doch kaum der Rede werth, und das **Système de la Nature** wird wohl immer nur als krankhafter Auswuchs zu betrachten seyn, wenn man nämlich, wie doch H. S. beabsichtigt, die Geschichte in ihren großen Grundzügen erfassen will. Wir glauben immer, dem Ausspruche (S. 118) des Hrn. S. gerade entgegengesetzt, daß man wirklich ein Recht habe, auf solche Richtungen und ihr Resultat gewissermaßen vornehm herabzusehen. Aehnlich ergeht es mit Herder; was soll dieser vag-süßliche Geist, der die Kantische Bewegung gar nicht zu verstehen im Stande war, in einer Geschichte der Philosophie zu thun haben, welche die Katastrophe und den Ausgang der Philosophie erklären soll? Mit der Bezeichnung „dichterischer Philosoph" (d. h. wohl Phantast) oder „Liebling der deutschen Nation" (was übrigens nicht einmal wahr ist) ist sehr wenig gesagt. Ebenso erhält auch Lambert (S. 179) eine wohl unverdiente hohe Stellung; man muß eben nicht gar jeden Versuch einer Erkenntniß-Theorie gleich zu einem „Vorläufer Kants" stempeln wollen.

Zu den einzelnen Unrichtigkeiten gehört, daß bey Plato das „mystische Dunkel der *γνῶσις τῶν ὄντως ὄντων, τῶν ἀεὶ ὄντων* lediglich ein Product orientalischer Phantasie" sey, daß bey ihm nicht Ein Princip es gebe, sondern zwey, da Gott sowohl als die Materie ungeworden seyen (S. 19) *), daß Gott selbst das Gute sey (S. 18), daß schon bey Plato die Tugend als eine Sache des Geschmackes einer schönen unverdorbenen Seele (wie bey den Deisten) bezeichnet werde (S. 225), — sämmtlich Behauptungen, welche bey genauem Quellenstudium in Nichts zerfließen würden. Ebenso falsch wird die Aristotelische Metaphysik aufgefaßt, indem nach derselben „die ewige Welt, die für sich aus der *ὕλη, στέρησις, μορφή* (??) sollte erklärt werden können, von dem reinen Denken absolut geschieden sey" (S. 240). Etwas gar zu viel Vertrauen aber auf die Nachsicht seiner Leser hegt H. S., wenn er S. 241 behauptet, Aristoteles habe Gott als **Deus ex machina** hingestellt, er habe ihn für die Erklärung der Welt nicht bedurft, sondern ihn bloß

*) Hingegen lesen wir wieder S. 240, daß „bey Plato Alles, Gott, Materie, Welt noch im innigsten Zusammenhange geblieben, während erst Aristoteles die Scheidung der Gottheit und der Welt vollbracht habe."

„wie eine Reliquie des Anaxagoras, durch ein Zugeständniß, durch eine Inconsequenz, beybehalten.“ Dieß ist denn doch zu stark. — Nicht weniger unwahr ist, was von der scholastischen Epoche der Philosophie gesagt wird (S. 14 und 26); es sey nämlich dem Wissen zuletzt nichts Anderes übrig geblieben, als sich mit sich selbst zu beschäftigen (?), in welchem unfruchtbaren (?) Treiben es alle die leblosen Begriffe ergrübelt habe, die der Wissenschaft der Scholastik zu einem so zweydeutigen Ruhme verholfen hätten. — Campanella ferner wird viel zu hoch gestellt, wenn er (S. 32) als Vorläufer Kants bezeichnet und seine Erkenntniß-Theorie den übrigen gleichzeitigen so weit vorgezogen wird. Uns scheint er eben auch an jenem weiter nicht begründeten Dualismus zu leiden, wie Telesius oder selbst Gorzi und auch Franziscus Patricius; bey allen jenen Vorläufern des Cartesius (— dieß aber ist ihre collective Bedeutung für die Geschichte der Philosophie —) zerfällt die Sache im Grunde immer in Empirismus und Mysticismus. — Bey Giordano Bruno (S. 27 f.) fehlt nicht nur die Erwägung des Kernpunktes, des Versuches nämlich, wie Bruno das, was er Princip und was er Ursache nennt, zu einigen suchte und so einen organisirten Pantheismus einleitete, sondern es ist auch die ganze Stellung Bruno's mißkannt, wenn in der Philosophie desselben eine „Verschmelzung des heidnischen und christlichen Principes“ gesucht wird; die Ethik Bruno's, in welcher diese Verschmelzung besonders liegen soll, ist entschieden das schwächste bey ihm und das für den geschichtlichen Gang am wenigsten bedeutende. — Auch des Cartesius Ausgangspunkt ist wohl nicht in das rechte Licht gestellt, wenn es (S. 243) von demselben heißt, noch einmal habe sich das Wissen fest auf seinen Thron gesetzt, noch einmal sey Gott als reines Denken gefaßt und das sum von dem cogito abhängig gemacht worden; denn einerseits ist es ein, selbst schon oft gerügter, Irrthum, das cogito ergo sum für einen formulirten logischen Syllogismus zu halten, in welchem der Obersatz hieße: omne quod cogitat, est, während jener Satz nur eine postulirte Identität von Seyn und Denken, eine Betheuerung der subjectiven Denk-Thätigkeit enthält; — und andrerseits wird durch eine solche Auffassung jener Dualismus verwischt, durch welchen der cartesische Idealismus getrübt ist. — Die Darstellung des Systemes Spinoza's ist unklar, wie man z. B. aus dem Satze (S. 252) erkennen mag: „Während Cartesius innerhalb des subjectiven Wissens stecken blieb . . . . ., stellte Spinoza an die Spitze seines Systemes ein Seyn, das völlig objectiv, d. h. von dem Denken völlig unabhängig, demselben vielmehr als seinem Attribute selbst zu Grunde lag, um von diesem Seyn aus alles apodiktische Wissen abzuleiten.“ Wozu noch der schon oben berührte durchgängige Irrthum tritt, daß Spinoza ein in allen seinen Theilen von der orientalischen Weltanschauung getragenes System aufgeführt haben soll (S. 256 und 258). — Ferner wie Locke's politische Grundsätze das Prädicat „richtig und human“ (S. 48) verdienen können, verstehen wir ebenso wenig als den Ausspruch (S. 61), daß Shaftesbury in der Ethik zuerst die Nothwendigkeit gefühlt habe, die antike καλοκαγαθία mit der Lehre des Christenthumes zu vereinigen (jedenfalls wenigstens hätte, selbst wenn eine solche Vereinigung in der Geschichte der „Moralphilosophie“ vorkommen könnte, Lipsius oder selbst Gassendi die Priorität in Anspruch zu nehmen). Bey Bayle hingegen ist die hohe Bedeutung seiner eigenthümlichen Skepsis verkannt (S. 203 ff.); es genügt nicht, zu sagen, daß Bayle, trotz seiner skeptischen Absicht, das mannigfache Wissen und seine Extreme nicht absolut zerstört, sondern nur seine Verschiedenheiten aneinander oder relativ zu Grunde gerichtet habe. Bey Bayle nämlich finden wir in der That eine Identitäts-Lehre in der Erkenntnißtheorie, in welcher die Universalität und Singularität fast versöhnt erscheint, sowie überhaupt eine wundersame Vereinbarung von Gegensätzen seine ganze Philosophie zu einer der beachtenswerthesten Erscheinungen macht. — Daß hingegen Berkeley mit Unrecht als Skeptiker betrachtet wird, ergibt sich bey Hrn. S. aus der vorgefaßten Meinung, derselbe bilde eine reine Negation des Locke'schen Empirismus, aus welchem er als dessen Gegensatz hervorgegangen (S. 204), ein Irrthum, der auch bey Hegel sich findet, dessen Ausspruch, Berkeley's Skepticismus habe nur die Form Idealismus zu seyn, H. S.

adoptirt. Einerseits jedoch verstehen wir nicht, wie der Idealismus ein formales Moment eines Systemes seyn könne, und andrerseits finden wir bey Berkeley ja nur eine psychologische Sublimirung der Sinnenwelt zur Idee, keineswegs aber eine Negation derselben. Auch macht es einen Philosophen nicht sogleich zum Skeptiker, wenn er das Eine oder Andere „vorher skeptisch erwogen haben muß“ (S. 207), ehe er seinen Grundsatz ausspricht. — Durchaus gezwungen systematisirend ferner scheint uns die Ansicht, daß Leibnitz „vollkommen die Lehren des Cartesius mit denen des Spinoza vereinigte“ (S. 260); Spinoza's System möchte eher so abgeschlossen zu nennen seyn, daß sich gar Nichts mit ihm vereinigen läßt, geschweige denn der unstete cartesische Dualismus. Hatte Spinoza etwa ein unreines Denken, daß erst durch Leibnitz „das reine Denken auf die absolute Substanz eine zersetzende Kraft übte und sie in die Monaden zersplitterte“ (S. 261)? Will man das Wort „unrein“ in philosophischem Sinne gebrauchen, so trifft es wohl gerade vielmehr den Leibnitz'schen Gedankengang. Hrn. S.'s Ausspruch aber, daß „seit den Zeiten der Griechen Leibnitz das beste System (!) geschrieben“ (S. 266), läßt sich nur daraus erklären, daß auch der unlösbare Zwiespalt zwischen der prästabilirten Harmonie und Gott von Hrn. S. gar nicht erkannt worden zu seyn scheint (S. 263), während die Lectüre der verschiedenen Schriften Leibnitzens bald zeigt, daß, wenn man die Harmonie festhält, Gott verloren geht, und umgekehrt.

Leibnitz war, was neben aller Achtung gesagt werden kann, eben ein Gelegenheits-Schriftsteller, und darum Nichts weniger, als ein Systematiker. Auch von einer „Verschmelzung der orientalischen Weltanschauung mit der occidentalischen“ (S. 265) können wir bey Leibnitz ebenso wenig Etwas finden, wie von einem Determinismus desselben. — Condillac ferner ist gänzlich mißverstanden, indem der unerträglich anti-idealen Richtung desselben ein Werth nicht nur für die Psychologie, sondern sogar ein Vorzug vor der Kantischen Kritik der reinen Vernunft vindicirt wird (S. 75). Wenn durch Condillac die Philosophie einen Fortschritt gewonnen hat, so wollen wir doch lieber gleich die volle Consequenz ziehen, und dem Système de la Nature anhängen. — Ebenso wird der Wolf'schen Philosophie zu viel Ehre angethan (ja, Wolf soll am Ende sogar noch Spinozist seyn — S. 150), dabey aber besonders übersehen, wie bey Wolf das höchste Problem, die göttliche Substanz, durch ein Kreuz-Citat unerledigt bleibt, indem hierüber die Ontologie auf die rationale Theologie, und diese auf jene verweist, was bey der Form eines werthlosen Dogmatismus auch nicht anders seyn kann.

Die jüngste Periode der Philosophie, die Entwicklung derselben seit Kant, in welcher der „Ausgang“ vorbereitet wurde, behandelt H. S. nicht besonders, sondern weist nur in allgemeinen Andeutungen zuweilen auf dieselbe hin, so weit es nöthig ist, um seine Ansicht über das Ziel der Philosophie zu entwickeln. Wir bedauern dieß, da durch ein reicheres Eingehen in Kant's, Herbart's und Hegel's Systeme dem Leser vielleicht mancher Zweifel gelöst worden wäre, welcher nun noch stehen blieb. So scheint uns z. B. einiges gelegentlich über Kant Bemerkte sowohl den Kern der Kantischen Philosophie zu verfehlen (wie, wenn S. 278 gesagt wird, bey Kant sey das Wollen das höchste Erkennen geworden), als auch besonders das Verhältniß zur vorkantischen Philosophie völlig schief aufgefaßt zu seyn.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Ad fidem codicum manuscriptorum et olim adhibitorum et recens collatorum Florentinorum et Bernensium recensuit et commentario instruxit Car. Timoth. Zumptius. Accedit tabula geographica expeditionum regis Alexandri. Brunsvigae, apud Fr. Vieweg et Filium. 1849. S. XXII und 621. gr. 8.

Dasselbe Werk. Ausgabe zum Schulgebrauch. Mit einem deutschen erklärenden Commentar von C. G. Zumpt. Nebst einer Karte von den Zügen Alexanders des Großen. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. 1849. S. VIII u. 327. kl. 8.

Arrians Anabasis. Erklärt von C. Sintenis. Zwey Bändchen mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1849. (Sammlung gr. u. lat. Schriftsteller von Haupt und Sauppe).

---

Zweyter Artikel.

Um Werth und Bedeutung dessen, was Zumpt für Curtius geleistet, in's Licht zu stellen, ist es nothwendig, auf die erste Ausgabe (Berlin 1826) einen Blick zu werfen und auch der Streitfrage zu gedenken, zu welcher diese Veranlassung gegeben. Der Herausgeber erkannte es nämlich für seine erste Pflicht, der Gestaltung des Textes eine andere Grundlage zu geben, als diejenige war, auf welcher die meisten Ausgaben vor ihm fußten und weiter bauten. Es war dieß ein zufällig entstandener und entweder nach subjectiven Vermuthungen oder, wenn auch nach handschriftlichen Quellen, so doch meist mit bloß gelegentlicher, beliebungsmäßiger Benützung umgebildeter Text; der sich zu dem zweydeutigen Ansehen einer Vulgata erhoben hatte. Dem gegenüber stellt Z. einen sorgfältig gesammelten, kritisch gesichteten handschriftlichen Apparat als die urkundliche Quelle, aus der er den Text des Curtius herleitet. Dieses Unternehmen fand nicht aller Orten die gehoffte Anerkennung, sondern rief vielmehr eine nicht ohne Leidenschaft und Bitterkeit geführte Polemik hervor; und zwar galt der Widerspruch nicht bloß der Ausführung und äußeren Einrichtung, die allerdings manchen Anlaß zu wohlbegründetem Tadel boten, sondern auch der Methode in ihrem Principe, also der diplomatischen Kritik selbst, die Walch, der Urheber dieser Polemik, als ein durchaus unwissenschaftliches, handwerksmäßiges Treiben verwirft, und dagegen als letzte und höchste Forderung die grammatisch-ästhetische Kritik aufstellt. Man kann letzteres zugeben und dessenungeachtet, oder richtiger ebendeßwegen an der Nothwendigkeit der diplomatischen Kritik festhalten, die sich, auf den allgemeinsten Gesichtspunkt zurückgeführt, zu der grammatisch-ästhetischen verhält wie die Historie zu der Philosophie überhaupt, beyde Worte in ihrem eigentlichen und ursprünglichen Sinne gebraucht. Von principieller Seite möchte demnach der Widerspruch

Walchs nicht von großer Bedeutung seyn, und die Praxis der neueren Zeit hat sich unverkennbar für die von demselben verworfene Methode entschieden. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß, wo es gilt, die schriftliche Aufzeichnung eines andern in möglichst unverfälschter Gestalt wiederzugeben, es vor Allem darauf ankommt, wenn die Urschrift selbst nicht zu Gebote steht, die abgeleiteten Quellen nach ihrem urkundlichen Werthe zu prüfen und das Ergebniß dieser Prüfung als Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Zeugen bey der Entscheidung des einzelnen Falles in Anschlag zu bringen. Z. hatte somit ganz Recht, wenn er auch in der neuen Bearbeitung nicht von dem früheren Grundsatze abging, den er nur zu schroff und einseitig ausgedrückt hatte. Mehr möchte gegen die Art der Anwendung und Durchführung zu sagen seyn, und manches, was W. in dieser Beziehung gegen Z. bemerkt, verdient auch jetzt noch Beachtung. Vor Allem kommt die Hypothese in Frage, wornach Z. zwey Classen von Handschriften unterscheidet: die einen, welche zwar alle Fehler der Nachläßigkeit und des Ungeschicks der Abschreiber tragen, im Uebrigen aber treu ihrem Originale folgen; die andern, die durch absichtliche Aenderungen, mögen sie sich nun im Einzelnen als Entstellungen oder Verbesserungen erweisen, jedenfalls urkundlich verfälscht sind, wobey wieder verschiedene Grade der Corruption zum Vorschein kommen. Dieser Ansicht wurde auch von solchen, die man nicht als Gegner Zumpts betrachten darf, Widerspruch entgegengesetzt, und namentlich sucht Mützell zu erweisen, daß eine solche strenge Scheidung der Handschriften, wie sie Z. annimmt, nicht gerechtfertigt erscheine, und insbesondere Vieles gegen die Vermuthung spreche, wornach die Corruption der Handschriften zweyter Classe erst aus der durchgreifenden Interpolation des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts herrühren soll; vielmehr sey es wahrscheinlich, daß die bezeichneten Erscheinungen „aus einer ganz allmählich, in langer Entwickelung fortschreitenden Zersetzung und Umwandlung der Handschriften“ hervorgegangen. Dieser, die ursprüngliche Ansicht Zumpts modificirenden Auffassung, treten denn auch ohne Ausnahme diejenigen Kritiker bey, welche sich in neuester Zeit um den Text des Curtius besonders verdient gemacht haben: so Halm (Heidelberger Jahrbb. 1842), Foß (Epistola ad Muetzellium im Altenburger Progr. 1845), und nunmehr auch Jeep, der zuerst (in seinem Specimen quaestionum criticarum, Wolfenbüttel 1833) am entschiedensten die Sache Zumpts ergriffen und durch Gründe unterstützt hatte, neuerdings aber (Zeitschrift für Gymnasialwesen IV. Jahrg.) ebenfalls der Ansicht Mützells beypflichtet, während Zumpt auch in der neuen Ausgabe seine ursprüngliche Meinung festhält und sich dafür entscheidet, in den guten Lesarten der schlechteren Handschriften lieber glückliche Verbesserungen eines gelehrten Correctors als Spuren einer reineren Quelle zu erkennen. Wie aber auch das Urtheil sich in dieser Sache endgültig gestalten mag, wenn anders eine definitive Entscheidung überhaupt möglich ist, darin stimmen auch die genannten Kritiker mit Zumpt vollkommen überein, daß man die als die ältesten und besten erkannten Handschriften der Textesrecension zu Grunde legen muß und sich nicht darauf beschränken darf, dieselben etwa bloß da zu Rathe zu ziehen, wo die lectio vulgata Anstoß bietet. Nicht verkannt wird damit, daß bey der Beschaffenheit auch der vorzüglichsten Handschriften der subjectiven Kritik mit allen ihren Mitteln des Scharfsinnes und der Erfindungsgabe und der Sprachkenntniß ein reiches Feld der Thätigkeit übrig bleibt.

Steht jener Grundsatz fest, so wird man selten Veranlassung haben, unserem Herausgeber allzugroße Hartnäckigkeit vorzuwerfen in dem Festhalten solcher Lesarten, die vor den Anforderungen der inneren Kritik nicht bestehen können. Ein auffallendes Beyspiel bietet VI, 38 (10, 14), wo Z. die schon längst der Unrichtigkeit überführte Lesart der Handschriften und Vulgata auch in der neuesten Ausgabe festhaltend, schreibt: Scelerati conscientia obstrepente *cum dormire* non *possunt*, agitant eos furiae, *non cogitato modo*, *sed etiam consummato* parricidio. Es versteht sich, daß die Herstellung des Indicativs possunt st. possint gebilligt wird. Auch mag man der Bedenklichkeit nachsehen, wenn auch nicht beypflichten, welche den Herausgeber hindert, die von ihm selbst als zweckmäßig erkannte Con-

jectur des Modius: „*condormire*“ nicht aufzunehmen, da die urkundliche Lesart doch nicht durchaus unzuläßig erscheint. Allein in keinem Falle durfte die ebenfalls von Modius vorgenommene Umstellung von cogitato und consummato zurückgewiesen werden, da diese zur Gewinnung eines entsprechenden Sinnes unumgänglich nothwendig ist. Zwar versucht Z. die Vulgata zu rechtfertigen durch folgende Erklärung: „Verum etiam hoc est, nam qui conscientia mali facinoris commoventur, et postquam fecerunt et priusquam faciant perturbantur. Sed qui vere improbi sunt, ii perfecto facinore minus commoventur quam cum perficiendi consilium ceperunt.“ Mag darin auch eine allgemeine psychologische Wahrheit enthalten seyn, für den vorliegenden Zusammenhang und die rhetorische Haltung der Stelle paßt dieselbe durchaus nicht, und verliert daher alle Berechtigung, ein Gewicht in die Wagschale zu legen. Allein, wie gesagt, solche Fälle stehen vereinzelt da, und eher möchte der Vorwurf begründet seyn, der dem Herausgeber auch wirklich von Anhängern der diplomatischen Kritik strengerer Observanz gemacht wird, daß er bisweilen ohne Grund Lesarten der besten Handschriften preis gibt. Als diese erkennt Z. mit Beystimmung aller Urtheilsfähigen die zwey Florentiner A. und B., den Bern. A. (früher als Cod. Danielis bez.) und zwey von Snakenburg verglichene: Leid. u. Voss. I. Hätte Z. streng an dem Grundsatz festgehalten, von den Lesarten dieser Handschriften nicht abzuweichen, außer wo unabweisliche Nothwendigkeit es gebot, so durfte IV, 7 (1, 36) die handschriftliche Lesart captis ejus aut *eversis* navibus nicht der Freinsheim'schen Vulgata *mersis* aufgeopfert, noch ibid. 16 (3, 24) *admovit* mit *admonuit*, dessen Autorität, wie Z. selbst gesteht, höchst zweifelhaft ist, vertauscht; noch ibid. 35 (9, 5) summisse durch summis, das noch überdieß kaum etwas zur Erleichterung des Verständnisses beyträgt, verdrängt werden. Solcher Fälle gibt es noch sehr viele, in denen kein strikter Anhänger der diplomatischen Regel Bedenken tragen würde, die am besten beglaubigte Lesart aufzunehmen. Zumpt ist aber weit entfernt, die ganze Rigorosität seines theoretischen Ausspruchs in die Praxis zu übertragen, in der er nicht leicht Billigkeitsgründen sein Ohr verschließt. Und wenn er dabey auch nicht ganz von dem Vorwurf der Inconsequenz freyzusprechen ist, der ihm namentlich in Bezug auf die Orthographie von dem Standpunkt der diplomatischen Kritik gemacht wurde, so wird man doch in den meisten Fällen Grund haben, sein Urtheil als ein besonnenes und wohl überlegtes anzuerkennen.

Der wichtigste Vorzug der neuen Ausgabe vor der älteren besteht (außer der Bereicherung des handschriftlichen Apparates, der durch die sorgfältige Vergleichung des Berner Codex A. einen besonders schätzbaren Zuwachs erhalten hat) darin, daß nicht mehr bloß die Abweichungen der Freinsheimischen Vulgata, sondern die handschriftlichen Lesarten selbst angegeben werden. Doch geschieht dieß nicht in der Weise, daß in möglichster Kürze ein Ueberblick des ganzen handschriftlichen Apparates gegeben wird, woraus sich die Quelle der gewählten Lesart am besten erkennen ließe, sondern in Form einer Rechtfertigung des Textes, welche zwar bey unserem Herausgeber in dem präcisesten und elegantesten Ausdruck sich darbietet, aber doch immer manche unnöthige Weitläufigkeit herbeyführt, und auch der wünschenswerthen Uebersichtlichkeit entbehrt. Der Leser sieht sich nämlich außer dem Commentar noch auf einen Appendix variantium lectionum hinter dem Text gewiesen, eine Einrichtung, die zwar durch die Werthlosigkeit eines großen Theils dieser Varianten entschuldigt wird, aber immerhin ihr Mißliches hat, um so mehr, als an manchen Stellen weder dort noch hier die gewünschte Auskunft zu finden ist, oder der Leser gar durch Verschweigung mißleitet wird. Wir führen ein Beyspiel an, das auch noch von anderweitigem Interesse ist. Der Herausgeber hatte nämlich durch Vermittelung des Professor Halm eine Collation nebst Facsimile des Fragmentes eines Würzburger Codex erhalten, dessen Prof. Reuß in einem Briefe an Spengel (s. Gel. Anz. Jahrg. 1846. Nr. 115. S. 925) Erwähnung thut, und daß er Gebrauch davon machte, zeigt die Bemerkung im Appendix S. 587 zu lib. VIII. cap. 1. §. 4: „Et forte campo erant junctae *fragmentum codicis Herbipolitanum*.“ Von den übrigen Varianten

des freylich nur aus einem und zwar verstümmelten Blatte bestehenden Fragments findet sich weder im Commentar noch im Appendix eine Erwähnung, obwohl sich in beyden genügende Veranlassung bot, wie aus folgender Mittheilung nach einer Abschrift, die ich ebenfalls der Gefälligkeit des genannten Gelehrten verdanke, hervorgehen wird.

Lib. VIII. Cap. 1. §. 6. stimmt das Fragm. mit den Codd., aus welchen Z. *est* nach defectio aufgenommen hat.

Ibid. §. 10. hat es ebenfalls bazaira, wie Z. nach Leid. Voss. 1. Bern. AB. Flor. AG. schreibt.

Cap. 2. §. 11. *clusi*, welche Form Z. hier auf die Autorität von Flor. ABG. Bern. A. Voss. 1. ed. Mad. aufnimmt und durch anderweitige Belege rechtfertigt.

Ibid. §. 14. obicere mit Bern. AB. Leid. Voss. 1., die Z. im Appendix anführt. Außerdem verdiente §. 4. oppresserunt statt oppressi sunt, ein Fehler, dessen Z. öfter aus den besten Handschriften Erwähnung thut, und §. 14. incurrerit, eine Variante, die dem Fragm. eigenthümlich zu seyn scheint, angeführt zu werden. Die orthographischen Abweichungen: *in*providum, in*con*posito, *in*proviso, haut sind wohl absichtlich übergangen. Schon diese wenigen Angaben reichen hin, den Verlust dieses mit angelsächsischen Lettern geschriebenen Codex bedauern zu lassen, da er sich wahrscheinlich den besten Handschriften angeschlossen, vielleicht auch noch manches Eigenthümliche geboten hätte. Ungenügend sind auch solche Bemerkungen, wie IV, 52 (14, 6): „emendavi *tot*, pro quo vulgo editur *quot*, jussu codicum Florentinorum quidem omnium praeter E et G, *aliorum etiam plurimorum*.“ Schwerlich wird man zu diesen letzteren auch den Bern. A rechnen, den Z. sonst namentlich aufzuführen pflegt; und doch muß man es vermuthen nach der Angabe bey Snakenb., daß D (Cod. Danielis) ebenfalls *tot* bietet. Derselbe Fall ist Cap. 53. §. 8: „Plerique codd. *variam* habent“ — u. a. a. O.

(Schluß folgt.)



## Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie.

(Schluß.)

Wenn wir schon nicht glauben, daß Kant den „Empirismus und Rationalismus vereinigte“ (S. 115 und 152), oder daß „der Empirismus in Kant mündete“ (S. 121), so dünkt uns noch weniger, daß das Kantische System den Skepticismus überwältigt habe (S. 47), da ja das Resultat selbst des Haupttheiles der Kritik der reinen Vernunft ein durchweg skeptisches ist. Eben diesen Punkt aber wirft H. S. ganz ungehörig mit dem Resultate des Système de la Nature zusammen (S. 115), eine Parallele, welche wohl noch Niemanden in den Sinn kam; eher könnte man mit Hrn. S. die Locke'schen Urbilder der Substanzbegriffe dem Kantischen unbekannten Ding an sich parallel stellen (S. 56), obwohl auch hier die Verschiedenheit der Methode, d. h. der Form der Philosophie zu berücksichtigen gewesen wäre. Durchaus verfehlt hinwieder scheint es, wenn jene Abhängigkeit, in welche Kant die Religion von der Moral stellte, auf Wolf reducirt wird, insofern dieser die Philosophie von der Religion emancipirt habe (S. 151); es ist eine solche Auffassung Nichts als ein verfehltes post hoc, ergo propter hoc. — Endlich auch in Betreff Herbart's wünschte wohl Jeder einen genaueren Nachweis, daß mit diesem Denker die occidentalische Philosophie schließe (S. 22 u. 278), sowie auch darüber, daß bey Hegel die Identität von Denken und Seyn, obwohl eine absolute, doch nur einseitig eine objective sey, welcher gegenüber das subjective Denken stehen geblieben (S. 272 Anm.). Doch ist es schwierig, über derartige vereinzelnt gegebene Bemerkungen ein Urtheil zu fällen, da, wie bemerkt, H. S. selbst den Ausgang der Philosophie aus ihrer jüngsten Formation nicht entwickelt, sondern nur angedeutet hat.

Prantl.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni.
## Dasselbe Werk.
## Arrians Anabasis.

(Schluß.)

Auf das, was in neuester Zeit für die Herstellung des Textes geleistet worden ist, nahm der Herausgeber verhältnißmäßig wenig Rücksicht. Er spricht sich darüber selbst S. XI in der Vorrede folgendermaßen aus: „Recentiorum criticorum inventis raro usus sum, non quod ea spernerem, aut non utendum existimarem quicquid utile ad perpurgandum elegantissimum opus offerretur, sed quod ea condicio codicum mss. est, ut, nisi exploratis integrorum et corruptorum librorum lectionibus, ad veram scriptoris manum perveniri non possit.“ Kann man diesen Grund auch nicht für ganz stichhaltig erkennen, so gereicht doch zur Entschuldigung der natürliche Ueberdruß an einer so langwierigen und von vielfachem Mißgeschick betroffenen Arbeit. Nichts desto weniger bleibt es, wie schon von anderer Seite bemerkt worden, ein Nachtheil, der dem Werthe des Werkes einigen Eintrag thut und um dessen willen es weniger abschließend erscheint, als es möglich gewesen wäre. Nur auf Jeeps Bemerkungen in der Zeitschrift für Gymnasialwesen von 1848 wird in einer Nachschrift zur Vorrede Rücksicht genommen und unter andern die Verbesserung IV, 7 (2, 6) *dimissi suos* monere coeperunt mit Weglassung des unbeglaubigten amici gebilligt. — Dieselbe Aenderung hatte bereits Halm in den Emendationes Curtianae (Philologus 1847 S. 300) vorgeschlagen, nur daß er in näherem Anschluß an die besten Handschriften *de*missi beybehält, wahrscheinlich die Ansicht Mützells billigend, welcher demittere in der hier geforderten Bedeutung nicht ohne plausible Gründe zu rechtfertigen versucht, während Z. es ausdrücklich verwirft. Noch manche andere dort mitgetheilte Bemerkung hätte sich vielleicht der Beachtung des Herausgebers empfehlen dürfen, z. B. IV, 45 (12, 7) oder VII, 29 (7, 3), wo man sich schwerlich durch Zumpts Entscheidung befriedigt fühlen wird. In diesem Betracht bleibt der angekündigten neuen Ausgabe, deren Herausgeber durch die früher bekannt gemachte, aber ebenfalls von Z. unbeachtet gelassene Arbeit über Curtius ein sehr gutes Vorurtheil erweckt hat, noch manches nachzuholen übrig.

Die exegetischen Bemerkungen des Herausgebers, meist an die kritische Rechtfertigung des Textes anknüpfend, sind fast durchgängig ebenso klar und treffend, als mit sparsamer Mäßigung angebracht. Zumpts Bemerkung hierüber in der Vorrede p. XII ist mit offenbarer Anspielung auf die Ausgabe von Mützell gesagt, deren Commentar zwar eine Fundgrube historischer und grammatischer Gelehrsamkeit enthält, nicht wenige Erklärungen aber zu dem Umfang von Abhandlungen ausdehnt. Nichts desto weniger gibt es auch jetzt noch zahlreiche Stellen, die eines sicheren Verständnisses noch immer entbehren, und zwar nicht bloß in solchen Dingen, die der Herausgeber als res incertas nec ad liquidum per-

ducendas bezeichnet, worunter er namentlich geographische Fragen versteht („ob nostram locorum ignorationem"), sondern auch wo es auf das bloße Wortverständniß ankommt, dieses aber, sey es durch Textverderbnisse oder, wie nicht gar zu selten, wegen innerer, von dem Schriftsteller ausgehender Gedankenunklarheit erschwert wird. Wir haben schon erwähnt, daß solche Fälle häufig in der Beschreibung von Schlachten vorkommen; ebenso von Belagerungen und Bauwerken, z. B. V, 4 (1, 29); aber auch ganz unabhängig von technischen Kenntnissen, z. B. IV, 40 (10, 14), wo C., nachdem er angegeben, daß A. Reiter vorausschickte, um die Feinde zu verfolgen und das Feuer zu löschen, welches diese auf die Dächer und Getreidehaufen im Vorbeyeilen geworfen, fortfährt: Extincto igitur igne, plurimum frumenti repertum est: copia aliarum quoque rerum abundare coeperunt. Ea res ipsa militi ad persequendum hostem animum accendit: quippe urente et populante eo terram, festinandum erat, ne incendio cuncta praeciperet. *In rationem ergo necessitas versa est;* quippe Mazaeus, qui antea per otium vicos incenderat, jam fugere contentus, pleraque inviolata hosti reliquit. Man ist hier zweifelhaft über die Beziehung des gebrauchten locus communis. Soll man an Mazäus denken, der durch die feindlichen Reiter gezwungen wurde, von seinem unvernünftigen Vandalismus abzulassen? Dieß wäre wohl noch eher zu empfehlen, als was Mützell andeutet, der den Ausdruck zwar auch auf M. bezieht, aber die nothgedrungene Flucht versteht, die „gleichsam als vorbedachter Plan erschien." Allein der unmittelbare Zusammenhang weist lediglich auf das Aufgeben der Verheerungen hin, die aber selbst gerade planmäßig unternommen waren, wie aus mehreren Aeußerungen hervorgeht. Daher ist es wohl richtiger, mit Z. an die vorausgehenden Worte anzuknüpfen und an die macedonischen Reiter zu denken, wobey nur schwer ist, die necessitas deutlich zu bestimmen: ob der militärische Gehorsam gegen den Befehl des Feldherrn gemeint ist, woran man begründeten Anstoß nehmen kann, oder eine andere Nothwendigkeit, die sich nur schwer von der ratio wird scheiden lassen. Z. scheint wohl mehr das letztere anzunehmen, ohne es zu rechter Klarheit zu bringen mit der Erklärung: „quod necessario factum est, id etiam ratio praescribere videbatur, nimirum ut urgerent hostem."

Wir müssen es wegen Beschränkung des Raumes unterlassen, noch mehr Fälle dieser Art anzuführen, in denen zum Theil die Herausgeber nicht einmal auf die vorhandene Schwierigkeit hinweisen. Eine neue Erklärung bringt Z. zu IV, 29 (7, 5), indem er ad interiora Aegypti von den westlichen Theilen Aegyptens und a Memphi eodem flumine vectus nilabwärts versteht. Das ist aber in dem vorhandenen Zusammenhang, wo A. von der pelusischen Mündung herauskömmt, durchaus unnatürlich, um so mehr, als gleich darauf die Richtung flußabwärts ausdrücklich durch die Worte secundo amne descendit bezeichnet wird. Auch ist der Schluß, den Z. aus Cap. 33 (8, 3) zieht, nichts weniger als zwingend, da dort interiora Aegypti aufs beste in den Zusammenhang mit Aethiopien als noch weiteres Ziel paßt, wenn man jenes von Oberägypten versteht; und daß sonst keine Erwähnung von einem Zuge nach Oberägypten geschieht, ist auch kein Grund, besonders da man sich bey der ganz unbestimmten Bezeichnung des Curtius die Fahrt aufwärts von Memphis nicht eben weit ausgedehnt zu denken braucht, in keinem Falle bis Theben.

Daß es nicht an schätzbaren grammatischen Bemerkungen fehlt, läßt sich von selbst erwarten. Nicht selten verweist der Herausgeber auf seine Grammatik. Es kommt jedoch vor, daß eine solche Verweisung ihr Ziel verfehlt, wie zu IV, 54 (14, 15), wo man aus §. 511. der Gramm. eher einen Unterstützungsgrund holen könnte für die Ansicht, daß es eigentlich heißen sollte: et bello *vicimus*, si *vicerimus* proelio. Ueberhaupt bleibt auch nach den höchst reichhaltigen und sorgfältigen Erörterungen der neuesten Herausgeber, besonders Mützells, immer noch viel übrig zur vollständigen Kenntniß und Erläuterung des curtianischen Sprachgebrauchs.

Die Einrichtung der Schulausgabe gibt zu erkennen, daß der Herausgeber mit den Zwecken der

Schule aus praktischer Erfahrung wohl vertraut ist und es versteht, in Form und Inhalt dasjenige zu bieten, was dem Bedürfniß und Verständniß von Schülern zusagt. Die Noten sind kein Auszug aus dem Commentar der größeren Ausgabe, sondern durchaus selbstständig ausgearbeitet und in deutscher Sprache abgefaßt. Kritische Erörterungen sind, wie zu erwarten, ganz ausgeschlossen. Das Maaß der Erläuterungen ist im Ganzen richtig getroffen, wenn auch nicht mit allzugroßer Sorgfalt abgewogen. Sonst wären wohl Bemerkungen, wie über Acarnan zu III, 14, 1. oder über faciendis (IV, 10, 5), oder interpellabo (IV, 28, 6) u. a. ganz weggeblieben. Auch in den Verweisungen auf die Grammatik findet einige Ungleichheit statt, wenn z. B. zu den Worten parva dictu (IV, 8, 8) eine solche gegeben wird, nicht aber gleich darauf (IV, 10) zu quae sana tam vasta — posse reperiri? u. a. Manche Stellen hätten auch eine eigene Erläuterung verdient, für welche die treffenden Regeln der Grammatik nicht ausreichen; so z. B. IV, 12 zu den Worten: Jamque . . . turres . . . . conceperant ignem: cum hi, qui in turribus erant, partim *haurirentur* incendio, partim . . . in mare semet ipsi *immitterent;* oder über den bey Curtius oft sehr eigenthümlichen Gebrauch des Plusquamperfects z. B. III, 4 (2, 3) u. a. v. a. St., wo sogar die größere Ausgabe eine Bemerkung verdient hätte, schon aus Anlaß mancher kritischer Fragen wegen der häufigen Verdrängung desselben in den Ausgaben und schlechteren Handschriften. Unzureichend ist die Verweisung auf die Grammatik z. B. IV, 23, 4 zu den Worten: Praefecti Alexandri in obsidione urbis perseverabant, non tam *suis viribus*, quam ipsorum, qui obsidebantur, voluntate, da gerade der Ablativ ohne die Verbindung mit einem Worte wie freti etc. zu erklären war. Manche Bemerkung befriedigt auch nicht durch ihren Gehalt, z. B. was zu IV, 9, 3 über den Unterschied von obsidere und oppugnare gesagt wird.

Die jedem Buche vorausgeschickten Inhaltsangaben sind ebenso wie in der größeren Ausgabe der Form nach sehr ansprechend, aber für den Zweck einer Schulausgabe doch von problematischem Werthe, da es gerade für die Schüler eine angemessene Uebung ist, solche Inhaltsangaben selbst zu verfertigen.

Die Ausgabe der Anabasis des Arrian von Sintenis läßt nach Zweck und Form eine Vergleichung mit der Schulausgabe des Curtius zu, wenn gleich nach den Aeußerungen des Herausgebers in der Einleitung p. XVII über den Charakter des Schriftwerkes nicht eben die Absicht, dem Schulgebrauche zu dienen, vorausgesetzt werden kann. Allein sie beschränkt sich, wie jene, auf Wort- und Sacherklärung, und zwar weniger auf das gelehrte Interesse als die Bedürfnisse des Liebhabers berechnet. Wenn man bey solchen Ausgaben leicht über das Maaß der Erläuterung verschiedener Meinung seyn kann, so möchte der Herausgeber eher zu sparsam als zu verschwenderisch zu Werk gegangen seyn. Wir haben dabey nicht bloß die Erleichterung des Lesers in Bezug auf zeitraubendes Nachschlagen im Auge, worüber sich jüngst Ameis in einer ausführlicheren Erörterung über die Einrichtung von Schulausgaben ausgesprochen hat, sondern auch solche Fälle, woran der Leser aus inneren Gründen Anstoß nehmen kann, und für einen entgegenkommenden Aufschluß oder auch nur eine Bestätigung seines Zweifels dankbar ist. Sehr fleißig ist die Vergleichung mit den betreffenden Stellen des Curtius durchgeführt und leistet auch häufig gute Dienste.

Die Erklärung der militärischen Gegenstände ist durch eine in der Einleitung vorausgeschickte zusammenhängende Darstellung „über die Truppengattungen und die Organisation des macedonischen Heeres, nebst Erläuterungen einzelner taktischen Ausdrücke“ vorbereitet, wobey besonders nach der Angabe des Verf. die ausführliche Erörterung Mützells in dessen Commentar zum Curtius zu Grunde gelegt ist.

Durch den Zweck der Sammlung, welcher diese Aufgabe einverleibt ist, sind kritische Erörterungen ausgeschlossen. Natürlich ist von einem Kenner, wie Hr. Sintenis, der diesem Schriftsteller eine so langjährige Theilnahme mit dem ersprießlichsten Erfolge zugewendet, von selbst zu erwarten, daß auch bey dieser Bearbeitung die Herstellung eines gesunden Textes wesentlich gefördert worden ist. Der Herausgeber bemerkt darüber in dem Vorworte: „der zum Grunde liegende Text ist der der Krüger'schen Ausgabe, doch mit allen den Berichtigungen, die sich nach dem Erscheinen der verdienstlichen Arbeit Fr. Dübner's und den eigenen Nachträgen Krüger's als nothwendig ergaben. Darf ich zu diesen Berichtigungen meine eigenen ziemlich zahlreichen Vermuthungen rechnen, so möchte die Zahl der Abweichungen vom Krüger'schen Texte nicht viel unter siebenhundert betragen. An einigen Stellen hat die mir von Herrn Professor Sillig freundlich überlassene Vergleichung der Pariser Handschrift 1683 gute Dienste geleistet."

Allen drey Ausgaben ist zum besseren Verständniß des geographischen Theils eine Karte des Reiches und der Kriegszüge Alexanders beygefügt. Z. äußert sich in der Vorrede über diese Arbeit in folgender Weise: „Tabulam geographicam designandam libroque adjiciendam curavi, maximo quo fieri potuit studio secundum recentissimorum auctorum observationes compositam, nec tamen a conjectandi periculis liberam. Satis enim constat, illas terras hac aetate minus esse cognitas, quam fuerunt veteribus, et in describendis regis Alexandri itineribus quaedam ob auctorum dissensionem nostramque locorum ignorationem pro incertis derelinquenda esse." Man sieht daraus, daß sie nicht nach dem Princip homerischer und herodotischer Welttafeln, d. h. zur Veranschaulichung der geographischen Ansicht dieser Schriftsteller, so weit sie aus ihren Werken zu erkennen ist, sondern mit Zugrundelegung der in gegenwärtiger Zeit gewonnenen geographischen Kenntniß verfaßt ist. Dasselbe gilt von der Karte zu Arrian, die von Kiepert entworfen ist, und dadurch schon ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die nähere Prüfung zeigt auch, daß sie ausreichender und wohl auch zuverläßiger ist als die Zumpt'sche. In letzterer werden nicht bloß solche Orte vermißt, deren Lage und Existenz durchaus unsicher ist, wie z. B. Onchae, Castabulum, Castra Alexandri u. s. w., sondern auch solche, welche wohl bestimmt werden konnten, wie Aradus, das phönicische Tripolis, die Pylae Ciliciae u. a. In allen Stücken genügt freylich auch nicht die Kiepert'sche Karte, da wegen des zu kleinen Maaßstabes Manches übergangen werden mußte. Nicht selten finden, wie sich erwarten läßt, verschiedene Ansichten statt; so über Mallos, welches K. links von der Mündung des Pyramus, Z. rechts von derselben legt, letzterer in Widerspruch mit der Angabe des Curtius, der Alexander auf dem Weg von Soli nach Mallos den Fluß überschreiten läßt. Ebenso abweichend sind die Bestimmungen über Marakanda, Nautaka, Nysa, Massagä, Aornos und andere Orte, deren Lage schwer zu ermitteln ist. Schätzbare Beyträge zur Kenntniß von Kleinasien und zur Einsicht in die Züge des A. liefert Schönborn in einem Programm, über dessen Inhalt Dietsch in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik berichtet.

C.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19 November.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. XII. Part 2. London 1850. 8.

---

Es kann auf den ersten Anblick scheinen, daß es einer Entschuldigung bedürfe, wenn wir ein einzelnes Heft einer Zeitschrift in diesen Blättern anzeigen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird aber, wie wir wenigstens hoffen, diese Ausnahme vollkommen rechtfertigen. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß Alle, die sich für die Geschichte des Alterthums interessiren, mit Spannung auf die Entzifferung der Inschriften von Ninive blicken. Das vorliegende Heft des Journal of the Royal Asiatic Society, die sich um die orientalische Inschriftenkunde in den letzten Jahren so verdient gemacht hat, bringt nun eine Arbeit von Rawlinson über die Inschriften von Ninive und Babylon, die wir als den ersten Schritt zum Verständnisse dieser merkwürdigen Reste des Alterthums ansehen dürfen. Rawlinsons Name und anerkanntes Talent für Entzifferung von Inschriften, die ausgedehnten Hülfsmittel, die er für seine Studien besitzt, müssen mit Recht auf seine Forschungen auf diesem Gebiete begierig machen. Die vorliegende Arbeit ist nun eine Darlegung der Resultate, zu denen er bis jetzt gekommen ist; dieselbe ist, wenn auch mit vielen nur für den Fachgelehrten interessanten Anmerkungen ausgestattet, im Ganzen doch für das größere Publikum bestimmt und hat den Zweck, wenn etwa andere Forscher auf diesem Gebiete zu ähnlichen Resultaten gelangen sollten, für Rawlinson das Recht der Priorität in Anspruch zu nehmen.

Da Rawlinson, wie wir sehen werden, ziemlich umfangreiche Texte erklärt, oft ohne zu wissen wie die Wörter lauten, da er von der Grammatik und dem Wesen der assyrischen Sprache nur einen unvollkommenen Begriff zu haben versichert, so entsteht die Frage, wie es möglich sey, solchen Forschungen irgend einen Werth beyzulegen? Die Darlegung des Systems, das Rawlinson bey seiner Entzifferung anwendet, und das wir für das richtige halten, wird dieß scheinbare Räthsel lösen; um aber den Hergang zu begreifen, müssen wir auch auf die übrigen Keilschriftgattungen einen Blick werfen.

Den festen Anhaltspunkt für die assyrischen, so wie für alle noch unentzifferten Keilschriftgattungen, bieten die altpersischen Inschriften, die einzigen, die wir bis jetzt als sicher entziffert ansehen können. Zwar kann man noch hie und da über ein Wort oder einen Satz verschiedener Meinung seyn, doch ist das selten der Fall und im Ganzen ist der Sinn unzweifelhaft gewiß ermittelt, ebenso, was für weitere Forschungen von großer Wichtigkeit ist, die richtige Lesung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Eigennamen und geographischen Benennungen. Jedermann, der seine Aufmerksamkeit den altpersischen Keilinschriften zugewandt hat, weiß nun, daß dieselben überall in drey verschiedenen Sprachen und Schriftsystemen eingehauen sind. Dieß Verfahren konnte nur den Zweck haben, die Inschriften allge-

mein verständlich zu machen, ähnlich wie noch heutzutage die türkischen Gouverneure in Bagdad ihre Edicte in arabischer, persischer und türkischer Sprache erlassen. Es ist nun nicht schwer, in den beyden unentzifferten Inschriften mit Hülfe der gelesenen altpersischen die Stellen aufzufinden, wo die einzelnen Eigennamen stehen, und diese folglich mit ziemlicher Sicherheit zu lesen. Dieß scheint ein großer Schritt und in der That, wenn eine Buchstabenschrift in dieses Stadium der Entzifferung getreten ist, kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß ihre vollständige Entzifferung gelingen muß. Nicht so groß ist nun aber der daraus entspringende Vortheil bey den beyden noch unentzifferten Keilschriftgattungen. Diese sind nämlich nicht in Buchstabenschrift geschrieben, das Schriftsystem ist theils syllabarisch, theils ideographisch; mit der richtigen Bestimmung einiger weniger Zeichen ist also bey weitem das nicht gewonnen, wie bey einer Buchstabenschrift. Indessen hat doch die Lesung dieser geographischen und Eigennamen die richtige Bestimmung von etwa hundert Zeichen zur Folge gehabt, die Vergleichung der Inschriften unter einander hat zur Erkennung von etwa fünfzig anderen geführt, und in der phonetischen Bestimmung dieser hundert und fünfzig Zeichen besteht bis jetzt Hrn. R.'s Kenntniß des Assyrischen. — Die Ermittlung dieser Zeichen hat, außer der richtigen Bestimmung im Einzelnen, noch die Folge gehabt, daß einige Einsicht in das assyrische Schriftsystem möglich wurde. Dieses zeigt sich nun mit dem ägyptischen in letzter Instanz unzweifelhaft verwandt. Bilderschrift mögen die Assyrer in früherer Zeit gleichfalls gebraucht haben, jetzt kommt sie nicht mehr vor. Das assyrische Schriftsystem ist theils ideographisch, theils phonetisch; die phonetischen Zeichen wiederum sind theils syllabarisch, theils bezeichnen sie bloß einen Buchstaben (p. 404). Ein strenges System scheint aber der assyrischen Schrift nicht zu Grunde zu liegen, es läßt dieselbe eine große Menge von Homophonen zu, die die Entzifferung natürlich sehr erschweren müssen. Es stellt sich nun aber auch die wichtige Thatsache heraus, daß — wahrscheinlich bis zur Regierung von Cyrus — dieses Alphabet im ganzen westlichen Asien, von Syrien bis nach Persien hinein angewandt wurde und zwar ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprachen. Letzterer Umstand darf uns nicht Wunder nehmen. In einer Sylbenschrift hat der Laut ungleich weniger Bedeutung als das Zeichen, und das Verhältniß, wie es damals im vorderen Orient statt gefunden haben muß, finden wir noch heutigen Tages in China, wo die verschiedenartigsten Völkerstämme sich derselben Schrift bedienen und den einzelnen Zeichen die Wörter ihrer eigenen Sprache unterlegen. Es erweist sich also das Schriftsystem der Keilinschriften von Armenien, Babylon, Susiana und Elymnis im Ganzen und Großen als dasselbe. Ueber diese verschiedenen Arten von Inschriften gibt Hr. R. p. 475 — 83 einige Nachrichten. Die Inschriften, welche Hr. R. als die armenischen bezeichnet, sind die, welche der verstorbene Schultz am See Van copirt und J. Mohl herausgegeben hat (Journal asiatique 1840). Hr. R. liest die in diesen Inschriften vorkommenden Königsnamen folgendermaßen: 1) Alti-bari, 2) Arimena, 3) Isbuin, 4) Manua, 5) Artsen, 6) Ariduri (?). Die Zeit dieser Herrscher ist nach Hrn. R. während des Verfalles des assyrischen Reiches zu setzen; ihre Herrschaft soll sich über Kleinasien, Armenien und das nördliche Medien erstreckt haben. Was unter der babylonischen Gattung der Keilschrift zu verstehen sey, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es sind vornämlich die Inschriften, welche sich auf den Backsteinen altbabylonischer Gebäude finden, deren Ruinen sich in der Umgegend von Bagdad erhalten haben. Auf allen diesen Steinen, so viele Hr. R. auch untersucht hat, findet sich stets nur der Name Nebucadnezars, nie der eines anderen Königs; richtig ist auch, daß Babylonien in diesen Inschriften stets den Namen Schinear führt. Andere Ruinen in anderen Theilen Babyloniens, welche noch nicht untersucht sind, werden wohl neue Königsnamen bringen. Die Inschriften von Susiana und Elymnis sind noch nicht in so großer Anzahl bekannt, als daß Hr. R. sich getraute sich über ihren Inhalt auszusprechen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den assyrischen Inschriften zurück. Wir haben

oben gesehen, wie es Hrn. R. möglich wurde, mittelst der entzifferten altpersischen Inschriften zu bestimmen, welche Gruppen in den unentzifferten die einzelnen geographischen und Eigennamen wiedergeben, ohne daß er darum alle diese Gruppen genau lesen konnte. Mittelst desselben Verfahrens ist es nun möglich, wie den Inhalt einzelner Worte, so auch ganzer Sätze zu bestimmen. Ein Blick auf den Text oder die Uebersetzung irgend welcher altpersischen Keilinschrift wird den Leser überzeugen, daß dieß gar keine schwierige Arbeit seyn kann. Es wird nun, wie wir hoffen, aus dieser Darstellung ersichtlich seyn, daß das Verfahren Hrn. R.'s ein ganz zweckmäßiges ist, gegen welches die philologische Kritik nichts einzuwenden hat, es wird auch ferner klar seyn, wie man auf diese Art einen großen Theil einer Inschrift leidlich verstehen kann, ohne darum einen Laut der Sprache, viel weniger deren Syntax und Formenlehre zu kennen. Wir werden es nun auch begreiflich finden, wenn Hr. R. (p. 408) uns versichert, daß er selbst dann, als er schon jedes babylonische Wort und jeden babylonischen Buchstaben kannte, der sich durch die altpersischen Inschriften ermitteln ließ, doch noch oft in Versuchung kam, das ganze Studium als hoffnungslos aufzugeben, wenn er die ermittelten babylonischen Zeichen auf die assyrischen Inschriften anwenden wollte. Es ist in der That noch ein sehr großer Schritt von der Ermittlung des allgemeinen Inhaltes bis zum förmlichen Verständnisse der Inschriften, um so mehr, als uns über assyrische Geschichte und Mythologie keine so schätzbaren Arbeiten der Alten erhalten worden sind, wie sie dem Erforscher der ägyptischen Alterthümer in schwierigen Fällen zu Gebote stehen. Indeß, das erste Außenwerk ist gefallen, ein achtungswerther Anfang ist gemacht, für weitere Fortschritte auf diesem Gebiete dürfen wir wohl getrost der Zeit und den schönen Kräften derer vertrauen, die sich jetzt mit den assyrischen Alterthümern beschäftigen.

Für die Ermittelung der Laut- und Formenlehre der assyrischen Sprache sind natürlich die Eigennamen und geographischen Benennungen der Inschriften der einzige Anhaltspunkt. Hat man einmal ermittelt, welche Zeichen diesem oder jenem altpersischen Eigennamen entsprechen, so kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß im Ganzen der Laut derselbe gewesen sey. Weitere Vergleichung gleichlautender Sylben in verschiedenen Eigennamen führt zur Bestimmung der Laute und Sylben im Einzelnen; so muß man, vom Bekannten ausgehend, die Zahl der unbekannten Zeichen immer mehr zu vermindern suchen. Auf diese Weise ist Hr. R. zu Werke gegangen und seine Forschungen haben ihn zu dem Ergebnisse geführt, daß die Sprache der assyrischen und babylonischen Inschriften der semitischen Sprachklasse angehöre. Die Sprache der assyrischen und babylonischen Inschriften ist gewiß nicht identisch, beyde Dialekte sind sich aber sehr ähnlich und die folgenden sprachlichen Bemerkungen, obwohl die Beyspiele meist den babylonischen Inschriften entnommen sind, gelten darum auch für die assyrischen.

Wenn wir sagen, daß die Sprache der babylonisch-assyrischen Inschriften semitisch sey, so wollten wir dadurch nur den allgemeinen Charakter andeuten, denn übereinstimmend mit irgend einem bekannten semitischen Dialekte sind die Sprachen dieser Inschriften nicht, sie sind älter als alle, die wir kennen. Die Pronomina zeigen sich als rein semitisch. Das babylonisch-assyrische Pronomen der 1. Pers. lautet *anak*, als Suffixum *ua* oder *i*, an Verbis *ani*. Das Pronomen der zweyten Person kommt nur einmal vor, die Schreibart ist zweifelhaft, das Wort scheint *nanta* gelesen werden zu müssen, worunter doch wohl das semitische *anta* verborgen ist. Das Pronomen der dritten Person dagegen ist *hu* oder *huwa*, als Affix gewöhnlich s. Das Pronomen Demonstrativum „dieses" ist *haga*, verwandt mit הזה und هنا. Für „jene" steht *annut* oder *allut* cf. הנה und אלה. Zu bemerken ist auch, daß *l* und *v* in diesen Sprachen sehr häufig wechseln, der Artikel wird gewöhnlich *hav* geschrieben (= הל) und *mok* und *malik* kommen abwechselnd neben einander vor. Von den Verben kommen am häufigsten vor, die chaldäische Conjugation Ithpaal, Aphel, Schaphel und Ithschafel nebst anderen bis jetzt noch unbekannten Arten der Conjugation. Ueber

die Flexion der Verba sagt Hr. R. Folgendes: „In einer merkwürdigen Eigenheit unterscheidet sich jedoch das babylonische Verbum von allen anderen semitischen Sprachen: es bezeichnet die Verschiedenheit der Person durch Präfixe statt durch Suffixe. Die erste Person fängt mit *a* oder *e* an; die zweyte, wie es scheint, mit *t*, die dritte mit langem oder kurzem *i*. Im Plural wird *ni* vor die erste Person gesetzt, die zweyte Person kommt zu selten vor, als daß sich eine sichere Regel aufstellen ließe, bloß in der dritten Person ist ein Suffix, das ich, weil es ein bloßes *u* ist, eher für ein charakteristisches Kennzeichen des Numerus als der Person halten möchte.“ Gleich darauf fährt Hr. R. fort: „Noch schwieriger ist es, zwischen Perfectum und Präsens zu unterscheiden. Ich kann kaum glauben, daß die Babylonier keine Zeitunterschiede in ihrem Verbum angedeutet hätten, gleichwohl ist es gewiß, daß es nur eine allgemeine Form gibt, um die Verbalwurzeln im Babylonischen zu conjugiren, und daß diese Form ohne Unterschied gebraucht wird, um das Perfectum und Präsens der altpersischen Inschriften zu übersetzen.“ Es ist dem Ref. unbegreiflich, wie Hrn. R. entgehen konnte, daß die Präfixe, die er anführt, die des semitischen Imperfectums sind, daß sich also das babylonisch-assyrische Verbum höchstens im syntaktischen Gebrauch, nicht aber in der Form von den übrigen semitischen Sprachen unterscheiden wird.

Die wichtigste Entdeckung aber, die Hr. R. nach Ansicht des Ref. hinsichtlich der assyrisch-babylonischen Sprache gemacht hat, ist die der Zweysilbigkeit der Wurzeln. Bekanntlich haben deutsche Forscher in den letzten Jahrzehnten über die Zwey- oder Dreysilbigkeit der semitischen Wurzeln gestritten, Hrn. R.'s Entdeckung ist nun um so wichtiger, als sich annehmen läßt, daß er diese Forschungen nicht kennt, folglich als ganz unbefangen gelten kann. Wir führen einige solcher zweysilbigen Wurzeln an, welche Hr. R. (p. 415) mittheilt: *Ten* geben = נתן, *duk* tödten cf. דקק und ar. دق, *mit* sterben מות und ماث, *tà* und *bâ*, kommen = אתה und בוא, *el* hinaufgehen = עלה, *ber* übersetzen = עבר, *tseb* feststellen = יצב, *sib* rechnen = ישב u. a. m. Ebenso stimmen auch die Nomina überein wie *beth* = בית, *ir* = עיר, *sem* = שם, *hem*, Tag = יום u. s. f. Der semitische Ursprung der Sprache darf sonach als erwiesen angenommen werden.



Ehe wir uns nun zu den Inschriften und deren Inhalt wenden, müssen wir noch einige Worte über die Lage der Ruinen beyfügen. Wir haben früher, als wir Layard's Werk in diesen Blättern anzeigten, gesagt, daß dasselbe die Ruinen von Nimrud und Kuyunjik zusammen für Ninive hält und findet, daß der Raum zwischen diesen beyden Ruinen etwa dem Umfange entspräche, den das Buch Jona und Strabo dem alten Ninive geben. Anders Hr. R., welcher glaubt, daß keine aller dieser Ruinen zu dem eigentlichen Ninive gehört habe, diese Stadt vielmehr unter dem Hügel verborgen liege, den die jetzigen Bewohner des Landes für das Grab des Propheten Jona ansehen (daher von den Reisenden Nebbi Yunus genannt). Den Namen der Stadt, zu deren Ruinen Nimrud gehört, liest Hr. R., obwohl zweifelnd, *Levech* und identificirt damit das Calah der Genesis, das der samaritanische Pentateuch durch *Lachisa* (לכסה) wiedergiebt, was wieder nahe an das *Λάρισσα* Xenophons (Anab. III, 4) anklingt. Ueber den Namen, mit dem Kuyunjik bezeichnet wird, ist Hr. R. gleichfalls nicht gewiß, glaubt aber denselben in einer Form *Mespila* lesen zu müssen, was freylich gut passen würde. Wir geben hier die Combinationen Hrn. R.'s, denen gewiß Niemand Feinheit und Scharfsinn absprechen wird, können aber nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß es eben nur Combinationen sind, die, selbst erst des Beweises bedürftig, nicht geeignet seyn dürften, weitere Folgerungen daraus zu ziehen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften.

(Schluß.)

Dasselbe gilt von Hrn. R.'s Bemerkungen über Khorsábád. Alle Forscher sind darüber einig, daß Khorsábád, obwohl gewiß ein assyrisches Besitzthum, doch kein Theil der Stadt Ninive gewesen seyn könne. Den Namen des auf den dortigen Monumenten erwähnten Königes liest Hr. R., aber auch wiederum zweifelnd und nur in einer Form, Sergon; wobey es allerdings überraschen muß, daß die Ruinen von Khorsábád bey den älteren arabischen Geographen (Yaqut) unter dem Namen Zarghun vorkommen. Wir erhalten also: Nimrud = Calah, Nebbi Yunus = Ninive, Kuyunjik = Mespila, Khorsábád = Sargon. Unter allen diesen Ueberresten sind nun, was schon Layard erkannte, die Ruinen von Nimrud die ältesten, und zwar gehen dieselben, wie Hr. R. glaubt, über die Zeit hinauf, die wir als die historische des assyrischen Reiches zu betrachten gewohnt sind. Es scheint ihm, als ob die Dynastie, welche dort wohnte, mit der neunzehnten ägyptischen Dynastie gleichzeitig sey, sie würde demnach jedenfalls ins zwölfte oder dreyzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückgehen.

Nicht alle Gebäude von Nimrud sind aus derselben Zeit, unter ihnen ist der nordwestliche Pallast der älteste. Wegen der Beweise verweisen wir nochmals auf unsere frühere Anzeige des Layard'schen Werkes. Den Namen des ältesten Königes nun, der in diesem nordwestlichen Pallaste zu Nimrud Inschriften einhauen ließ, liest Hr. R. Sardanapal oder genauer: Asar-adan-pal. Daß er mit dem Weichlinge Sardanapal, den die Griechen kennen, identisch seyn müsse, ist weder wahrscheinlich noch nothwendig. Dieser Sardanapal steht nun nicht etwa an der Spitze einer Dynastie, er führt seinen Vater und Großvater an und nennt beyde Könige von Assyrien. Außer diesen spricht er noch von einem älteren Könige, Temenbar. Die Inschrift des Sardanapal, welche mehr als hundertmal im nordwestlichen Pallaste zu Nimrud wiederholt wird, beginnt folgendermaßen: „Dieß ist der Pallast des Asar-adan-pal, des Verehrers von Assarac und Beltis, des glänzenden Bar, Ani, Dagon, welche die vornehmsten Götter sind, des höchsten Herrschers, Königs von Assyrien; Sohn des Dieners des Bar, des großen Königs, des mächtigen hohen Herrschers, des Königs von Assyrien; welcher war der Sohn Hevenks, des großen Königs, des mächtigen hohen Herrschers, des Königs von Assyrien." Der weitere Verlauf der Inschrift ist ungewiß, wir übergehen ihn daher. Sehr scharfsinnig und ansprechend ist Hrn. R.'s Vermuthung, daß der hier genannte Gott *Assarac* Niemand anders sey als der *Nisroch* der Bibel (2. Reg. 19. 37. Jes. 37. 38.) und er stützt sich dabey auf den Umstand, daß Nisroch von den LXX mit Ἀσάραχ und Ἐσορὰχ wiedergegeben wird, so daß also ein Schreibfehler im hebräischen Texte zu vermuthen wäre. — Der Sohn des Asar-adan-pal ist Temenbar II, er hat den mittleren Pallast zu Nimrud gebaut. Aus den früheren Jahren seiner Regierung stammt der gigantische Stier,

aus der späteren der Obelisk. Den allgemeinen Inhalt der Inschriften auf dem Stiere sowohl als auf dem Obelisk hat Hr. R. ermittelt, und versichert, daß die Erklärung im Allgemeinen ebenso sicher sey, als die der Inschrift von Behistun, was Ref. auch nicht im Geringsten bezweifelt, da sich beyde sehr ähnlich sind. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir eine Probe der Uebersetzung dieses historisch so wichtigen Documents hersetzen:

Temenbar sagt: „Am Anfange meiner Regierung, nachdem ich mich auf dem Throne festgesetzt hatte, versammelte ich die Häupter meines Volkes und stieg hinab in die Ebene, in die Hauptstadt des Nakharni."

„Im ersten Jahre meiner Regierung überschritt ich den oberen Euphrat, und stieg hinauf zu den Stämmen, die den Gott Husi verehren. Meine Diener errichteten in diesem Lande Altäre für meine Götter. Dann ging ich in das Land Khamana, wo ich Palläste, Städte und Tempel gründete. Ich ging dann in das Land Malär, und führte die Verehrung (oder die Gesetze) meines Landes ein."

„Im zweyten Jahre ging ich hinauf zur Stadt Tel Barasba und besetzte die Städte Ahuni's, des Sohnes des Hateni. Ich schloß ihn in seiner Stadt ein, dann ging ich über den Euphrat und besetzte die Städte von Dabagu und Abarta, welche den Shetas gehörten, zusammen mit den Städten, welche von ihnen abhängig waren."

„Im dritten Jahre empörte sich Ahuni, der Sohn des Hateni, gegen mich und, nachdem er sich unabhängig gemacht hatte, verlegte er den Sitz seiner Regierung nach Tel Barasba. Die Gegend jenseits des Euphrats vertraute er dem Schutze des Gottes Assarac an, des vortrefflichen; die Gegend zwischen dem Euphrat und Ateri, sammt der Stadt Bither, welche von den Shetas besetzt war, dem Gotte Rimmon. Dann stieg ich hinab in die Ebenen von Elets. Die Gegenden von Elets, Shakni, Dayini, Enem (?), Arzaskan, die Hauptstadt des Arana, Königs von Ararat, Hazau und Hubiska übergab ich der Obhut des Detarsar, dann zog ich aus, aus der Stadt Ninive, ging über den Euphrat, griff den Ahuni an und schlug ihn, den Sohn des Hateni, in der Stadt Sitrat, die am Euphrat liegt, und die Ahuni zu einer seiner Residenzstädte gemacht hatte. Die übrige Gegend brachte ich unter meine Botmäßigkeit und den Ahuni sammt seinen Göttern, Priestern, seinen Pferden, Söhnen und Töchtern führte ich fort zu meinem Lande Assyrien. Dann ging ich durch die Gegend Shelar (oder Kelar) und kam zu dem District von Zoba. Ich erreichte die Städte, die dem Nikti gehörten, und nahm Yedi ein, wo Nikti wohnte."

„Im fünften Jahre ging ich zu dem Lande des Abyari, nahm eilf große Städte ein, und belagerte Akitta von Erri in seiner Stadt und empfieng von ihm Tribut."

„Im sechsten Jahre ging ich heraus aus der Stadt Ninive und marschirte in die Gegend, die am Flusse Belek gelegen ist. Der Beherrscher dieser Gegend hatte mir Widerstand geleistet, ich setzte ihn also ab und setzte den Tsimba über diesen Distrikt und unterwarf ihn also der assyrischen Herrschaft. Ich ging dann weg aus dem Lande und Fluße Belek und kam zu den Städten von Tel Atek und Habaremya. Ich ging über den Euphrat und empfieng Tribut von dem Könige der Sheta. Dann ging ich heraus aus dem Lande der Sheta und kam zu der Stadt Umen (?). In der Stadt Umen errichtete ich Altäre für die großen Götter. Von der Stadt Umen ging ich heraus und kam nach Barbara. Dann erhoben sich: Ham-ithra von der Gegend von Atesch, Arbulena von Hamath, die Könige der Sheta und die Stämme, die mit ihnen verbündet waren; sie stellten ihre Truppen in Schlachtordnung und marschirten gegen mich. Durch die Gnade Assaracs, des großen mächtigen Gottes, kämpfte ich mit ihnen und schlug sie, 20,500 Mann schlug in der Schlacht oder führte sie in die Sklaverey. Ihre Anführer, ihre Hauptleute, ihre Kriegsleute legte ich in Fesseln."

Die vorliegende Probe wird hinreichen, den Lesern einen Begriff von der ganzen Inschrift zu geben, welche die Thaten Temenbars bis ins einunddreyßigste Jahr seiner Regierung führt. Be-

kannte Namen kommen selten vor (cf. unten), daher hält es Ref. für überflüßig, eine vollständige Uebersetzung beyzufügen. Ref. wiederholt hier, was er schon oben sagte, daß er gar nicht zweifelt, daß der Inhalt der Inschrift im Ganzen richtig gelesen ist, was aber die Lesung der Namen betrifft, so glaubt er kaum, daß die Mehrzahl derselben die Kritik wird bestehen können. Wenn uns diese Inschriften auch aller Wahrscheinlichkeit nach in eine Zeit zurückführen, die über die bekannte Geschichte des alten Orients hinaus liegt, so würde es doch kaum zu glauben seyn, daß unter den vielen Eigennamen, die hier gegeben werden, auch nicht einer seyn sollte, der bekannt wäre, oder an einen bekannten wenigstens anklänge. Hier kann die Schuld nur an der Mangelhaftigkeit der Entzifferung liegen. Vieles, ja selbst das Meiste mag deßwegen richtig gewesen seyn, allein wir wissen es ja von den altpersischen Inschriften her, wie die Entdeckung eines durchgehenden Gesetzes, ja die richtige Bestimmung eines einzelnen Lautes die Gestalt ganzer Wörter verändert und in Wörtern alte Bekannte finden läßt, die vorher allen Erklärungsversuchen hartnäckig zu trotzen schienen.

Von den Nachfolgern Temenbars II, seinem Sohne und Enkel, kennen wir nichts als die Namen: Hushi-hem und Hevenk II. Mit ihnen scheint die Linie der directen Nachfolger Temenbars II erloschen und nach einem kurzen Interregnum eine andere Linie an die Spitze des assyrischen Reiches getreten zu seyn. Diese zweyte Dynastie hat die Palläste zu Khorsâbâd und Kuyunjik gebaut, in der Art, daß der Erbauer des Pallastes zu Kuyunjik der Sohn des Erbauers von Khorsâbâd war. Es ist nun eine gewisse, bereits von Layard bemerkte Thatsache, daß diese Dynastie mit der vorigen in keinem Zusammenhange stand, weil sie nicht an sie anknüpft, zugleich ist aber auch der Unterschied der Palläste zu Khorsâbâd und Kuyunjik von denen zu Nimrud so groß, daß Layard glaubte annehmen zu müssen, es sey entweder ein anderes Volk nach Assyrien eingewandert, oder nicht bloß die Sitten und Gebräuche, sondern auch die frühere Religion in der Zeit gänzlich verändert worden, welche zwischen diesen beyden Dynastien liegt. Beydes erweist sich durch die Inschriften als ungegründet. Ein Interregnum wird zwar allerdings stattgefunden haben, doch kann dieß keinenfalls von langer Dauer gewesen seyn. Die Titel, die sich der König zu Khorsâbâd gibt, finden sich zwar nicht auf den Inschriften des Sardanapal, wohl aber auf denen von Hevenk II. Die Götter endlich sind in Khorsâbâd und Kuyunjik nicht nur dieselben wie in Nimrud, sondern auch in derselben Weise gruppirt. Es ist endlich, gleichfalls auf Layards Anregung, die Ansicht allgemein geworden, daß die Dynastie, welche zu Khorsâbâd und Kuyunjik regierte, dieselbe sey, die wir in der Bibel erwähnt finden. Hr. R. prüft die Gründe für und wider sehr genau und kommt endlich, wie nicht anders zu erwarten, zu dem Resultate: daß bey dem jetzigen Stande der Entzifferung darüber noch gar nichts zu bestimmen sey. Zugleich warnt Hr. R. vor der Annahme, als ob wir in den bis jetzt entdeckten Ruinen die ganze Geschichte des assyrischen Reiches vor uns hätten. Zufällig an anderen Orten aufgefundene Backsteine mit Inschriften zeigen uns andere Königsnamen, und der südwestliche Pallast zu Nimrud ist auch allem Anscheine nach von einer ganz anderen Dynastie gebaut als alle die anderen. Die Inschriften zu Khorsâbâd theilen sich nun in vier Klassen. 1) Die Hauptinschrift, welche den Namen und Titel des Königs enthält, die Völker und Provinzen aufzählt, die dem assyrischen Reiche unterworfen sind, auch die Erbauung der Stadt Khorsâbâd erwähnt „nahe bey Ninive und nach der Art von Aegypten," endlich eine Anrufung an die Götter. 2) Die langen Inschriften auf den gigantischen Thieren. Diese gehen, ohne gerade historisch zu seyn, genau auf die innere Verwaltung des Reiches ein, zählen die verschiedenen Satrapen auf ꝛc. 3) Die rein historischen Inschriften, die sich in verschiedenen Sälen finden. Sie sind sehr lang und ausführlich, in einer derselben müssen sich zum wenigsten tausend Namen von Städten und Provinzen finden. 4) Die Inschriften auf der Rückseite der Backsteine. Diese waren natürlich nicht bestimmt gelesen zu werden und sind auch vornehmlich religiösen Inhalts. — Hr. R. gibt nun auch

eine Uebersicht der Eroberungen des Königs von Khorsâbâd, da aber die Namen entweder großentheils uns unbekannt oder nicht richtig gelesen sind, so hält es Ref. für unnöthig, sie hier aufzuführen. Von den Königen, die zu Kuyunjik residirten, sind noch sehr wenige historische Inschriften gefunden, es läßt sich also nicht leicht etwas Näheres über sie sagen.

Nachdem wir also über die Forschungen und Resultate Hrn. R.'s ausführlich berichtet haben, wird es nun leicht seyn den Standpunkt anzugeben, auf den Hrn. R.'s verdienstvolle Arbeit die Kunde des assyrischen Alterthums gebracht hat. Die größte und sicherste Errungenschaft ist die allgemeine Ermittlung des Inhaltes; dieser, so wie die Genealogien können nicht länger zweifelhaft seyn. Durch diese Entdeckung ist es nun den Archäologen möglich, das ungefähre Alter der einzelnen Paläste zu einander zu bestimmen, so wie das Alter der in ihnen gefundenen Kunstwerke. In Hinsicht auf die Lesung der Eigennamen mißtraut Ref. der vorgeschlagenen Erklärung in vielen Fällen, jedenfalls dürfen wir aber die geographischen Namen als richtig bestimmt annehmen, die sich auch in den altpersischen Inschriften finden. Dieß sind nun, so viel ich sehen kann: Armenien, Babylon (Shinear doch wohl = babiru), die Meder und Perser, letztere aber durchaus nicht häufig, im 24. und 31. Regierungsjahre des Königes, und der Ausdruck „er drang selbst bis zum Lande der Perser vor" scheint dieß in der That als etwas Außerordentliches darzustellen. In den Inschriften des Königs von Khorsâbâd finden sich auch noch Elymnis und Susiana erwähnt. Hiernach dürfen wir wohl schließen, daß die Eroberungen der Assyrer sich hauptsächlich gegen Westen wendeten, das östliche Asien aber mehr davon verschont blieb. Der spätere König zu Khorsâbâd scheint allerdings seine Augen mehr nach Persien gerichtet zu haben als die frühere Dynastie, hiefür spricht, außer den oben angeführten Namen von Susiana und Elymnis noch folgender merkwürdiger Umstand. Der Name der Saker (Sâka) ist in den altpersischen Inschriften sehr häufig, die babylonische Keilschriftengattung übersetzt den Namen mit Tsimri (cf. Jer. 25. 25.). Dieser Name ist der Dynastie des Sardanapal unbekannt, auf den Inschriften von Khorsâbâd kommt er vor und überhaupt von da abwärts. Es will daher Ref. scheinen, als ob die spätere Dynastie durch fortgesetzte Eroberungen in Persien erst mit den Scythen bekannt wurde; diese Scythen mögen nun in älteren diesen Zeiten allerdings ein größeres Gebiet besessen haben als später, die Kämpfe der Perser mit den Turaniern in ihren Mythen weisen nicht bloß auf Gränzstreitigkeiten, sondern auch auf Gebietsvergrößerungen auf Kosten der Turanier hin. Möglich und wahrscheinlich ist es auch, daß damals den Scythen manches Volk beygezählt wurde, das eine ähnliche Lebensweise führte, ohne darum mit ihnen stammverwandt zu seyn.

Wenn man bedenkt, seit wie kurzer Zeit wir überhaupt wissen, daß es assyrische Alterthümer gibt, so kann man gewiß den Fortschritten nur Anerkennung zollen, welche auf diesem Gebiete gemacht worden sind. Möchten nur bald billige und genaue Zeichnungen der verschiedenen Inschriften bekannt und dadurch dieses Studium Vielen zugänglich gemacht werden, während es bey dem jetzigen Stande der Dinge nur das Monopol Weniger genannt werden kann.

Fr. Spiegel.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausgegeben von dem historischen Verein für Kärnthen. Erster Jahrgang: mit zwey lithographirten Tafeln und einer Karte. Verantwortlicher Redakteur: Gottlieb Freyherr v. Ankershofen. I. Bd. Klagenfurt 1849.

---

Wenn Referent in diesen Blättern von Zeit zu Zeit von Innerösterreich, von Steyermark, Kärnthen und Crayn, auch von Tyrol, zu sprechen den Anlaß nahm, und so selbst das Augenmerk der historischen Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften, die schon durch ihre Nachbarschaft zu den teutschen Alpen darauf hingewiesen ist, in dieser Richtung festzuhalten sucht: so geschieht es unter dem Einflusse dreyer Factoren. Vorerst sind es die Alpen für sich, d. h. deren politischer und commerzieller Schwerpunkt, zwischen der Donau und der Adria. Nach mehrmaliger Durchwanderung dieser Landschaften sind es die immer lebendigen Eindrücke von denselben, wodurch Referent sich angeregt; und es ist endlich die vieljährige Wahrnehmung der dieß- und jenseits erscheinenden historischen und topographischen Literatur, wodurch er sich einigermaßen mit dazu berufen fühlt. Ref. konnte sich daher nur geehrt sehen, indem ihm das vorliegende Archiv von der Direction des historischen Vereines für Kärnthen „mit der Bitte um fernere gütige Theilnahme“ zugesendet wurde.

Auch Seitens anderer historischer Vereine Oesterreichs haben nun dergleichen einladende Mittheilungen statt; ein erfreulicher Beweis, daß es, zwischen Bayern und Oesterreich, mit dem Particularismus in der Historiographie fürder aus und ab seyn soll. Es ist wohl noch erinnerlich, in welcher Gestalt, und durch welche Mittel in der östlichen Nachbarschaft ein straffer Particularismus längere Zeit gegen uns gehandhabt wurde, wodurch dem literarischen Verkehr viel Abbruch geschah; denn „die Geschichte sollte dort erfunden und nicht gefunden werden.“ Von der Specialgeschichte ist hier die Rede. Mögen bey Construirung einer allgemeinen Geschichte, insbesondere Behufs „der Compendien-Wissenschaft,“ das Selbstbehagen, der Rationalismus, oder irgend ein System, und andere Hintergedanken, die indessen verständigen Lesern bald bemerkbar werden, ihren Einfluß üben: so ist eben erst die Specialgeschichte, auf dem fruchtbaren Substrat der Topographie, der Baum der Erkenntniß. Hier wird und muß das Einzelne vorherrschen, sey es in Persönlichkeiten, Oertlichkeiten, Ereignissen und Thatsachen. Verwechslungen, Widersprüche, falsche Angaben, Lücken und positive Negationen: — hier werden sie erkannt und beseitigt, mögen sie auch wiederholt auftauchen [1]).

---

1) Das Ein- und Vorbrechen Samos z. B., des slavischen Heeresfürsten, ist für die innerösterreichische und bayerische Geschichte ein gleichwichtiges Ereigniß: „Samo — quidam Sclavus, manens in Quarantanis etc.“ Cod. diplom. juv. Nro. IIII. VI. u. VII. Er konnte nur aus der windi-

Der Particularismus in der Historiographie ist also zweyfacher Natur: ein absichtlicher oder systematischer, (auch wohl propagandistischer), und ein zufälliger, insofern bisher die Hülfsmittel der historischen, insbesondere der Quellen-Forschung und der Verkehr ihrer Resultate, selbst zwischen den benachbarten Landschaften, und in ihrem Innern erschwert waren. Welcher Langsamkeit unterliegt nicht der südteutsche Buchhandel, selbst in einheimischen Artikeln, während die Geschichte von Südteutschland, die profane wie die kirchliche, zunächst dem usurpativen Monopol von Leipzig unterthan ist, und allenthalben von der Touristen-Literatur überfluthet wird. Der Irrthum wuchert für sich; das edle Saatkorn, die historische Wahrheit, will auf dem heimathlichen Boden gehegt und gepflegt seyn: an der Hand der Erfahrung, der Anschauung, nach Thatsachen; wissenschaftlich, redlich, und unbefangen, und so — würdig.

Jene Mißstände, und das Bedürfniß geistiger Mittheilung und Einigung haben seit länger auch die im benachbarten Kaiserstaat allenthalben der Wissenschaft lebenden und insbesondere der Historiographie zugewandten Ehrenmänner gefühlt; und die erleuchtete Regierung ist denselben durch Constituirung einer Akademie der Wissenschaften und durch Unterstützung einzelner historischer Vereine in den weiten Provinzen unter Gewährung und Sicherung großartiger Geldmittel und ehrender Vorzüge zu Hülfe gekommen. Da im früheren Mittelalter die kirchliche und dynastische Bewegung, und mit ihr alle Elemente der Cultur und Civilisation, von Westen nach Osten ging, so sind in dieser Richtung auch die älteren und gediegeneren historischen Quellen zu verfolgen. Der neuen Schwester-Akademie konnte dieses vorwaltende Augenmerk nicht entgehen [2]); freundnachbarliche Verhältnisse sind zum förderlichen wissenschaftlichen Verkehr gegenseitig angeknüpft und angebahnt.

Eben im Laufe d. J. (1850) sah die historische Classe der Akademie in München einen würdigen Repräsentanten der kaiserlichen Akademie in ihrer Mitte [3]), um zunächst gemeinschaftliche Arbeiten für Geschichte und Topographie in Betrieb zu setzen. Dort, im Kaiserstaat, ist man nämlich der Ansicht, daß die beyden Disciplinen: Specialgeschichte und Topographie, die Quellen aller Landes- und Volkskunde, die unentbehrlichsten Grundlagen sowohl für die Schule und das Leben als auch für eine heilsame Landesverwaltung seyen. Die neue Organisation der Landesbehörden und der Gemeindekörper sehen wir in Oesterreich auf dieser Bahn rasch vorschreiten. Auch der Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften lag einst diese Ueberzeugung und sie als erste Aufgabe zum Grund, und die historische Classe hat es in Erstrebungen und Mühen dafür nie ermüden lassen. Täuschungen und Ver-

---

schen Mark, durch die Steyermark, an die Enns und Salzach gelangen. Aber welche Instradirungen und Etappen mußte sich dieser Heros in der modernen und particularen Historiographie nicht gefallen lassen: von der Vogastisburg Fredegars (Voitsberg an der Mur) bis Wolgast in Pommern! In der neuesten Geschichte der Steyermark verlautet aus lauter Devotion für die momentane Meynung des Tages von Samo auch nicht eine Sylbe. (S. gel. Anz. J. 1846. No. 226 u. f.) Dagegen ist die schon 1820 und 1833 vom Ref. (Beytr. III.) aus den Akten des salzburgischen Bauernkrieges vom J. 1525 klar widerlegte schauerliche Mähre von der Niedermetzelung von 3000 Söldnern des steyerischen Landeshauptmanns von Dietrichstein und von der Enthauptung seiner 32 Edelleute zu Schladming sogar in der neuen Regierungsgeschichte des Kaisers Ferdinand I. von Buchholz, und noch jüngst, mit andern Allotrien in Schaubach's teutschen Alpen zu lesen (gel. Anz. 1848 Nro. 110 ꝛc.). Das sind allerdings unerfreuliche Wahrnehmungen.

2) Schon im Jahre 1847 weilte zu dem Zwecke der gelehrte Chorherr von St. Florian, Jod. Stülz, k. k. Historiograph, mehrere Monate zu München.

3) Der Director des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives und Chorherr von St. Florian, Chmel.

säumnisse der Art, in der Specialgeschichte und Topographie, rächen sich zunächst selbst; denn ihr Materiale und ihre geistigen Pfleger und Träger werden mit jedem Tage mehr ein Raub der Zeit. Der Irrthum wird perennirend, wie auf verwahrlosten Fruchtäckern der weiße Drill. Dort sind es die Landstände, welche in den Provinzen des Kaiserstaats munificent auch für ihre Geschichte und Topographie einstehen; will doch der nicht engherzig gebotene Ehrensold und die laute Anerkennung des Verdienstes auch redlich verdient werden. Hiezu, und Behufs des geschichtlichen Läuterungsprozesses sind nun die von den historischen Vereinen, und auch von der k. k. Akademie periodisch herausgegebenen Archive ein ganz zweckmäßiges Vehikel an der Seite der Denkschriften selbst. Unter Voraussetzung dieser Ansichten will nun Ref. der an ihn gekommenen Einladung, bezüglich auf das vorliegende Heft, durch einige berichtigende, Bayern und Kärnthen zugleich betreffende Bemerkungen entsprechen.

Zu Nr. V. S. 33.

„Die vier Mosburgen des in Unterpannonien, Carantanien, und Friaul einst mächtigen Geschlechts der windischen Woywoden Privinna, Kozel (Chozil oder Hezilo) und Brazlaw, und deren Nachkommen: der Grafen Cocellini," von Dr. Fr. Richter, geistl. Rath und emeritirten Professor der Weltgeschichte ꝛc. [4]).

Die Urkunde, worauf diese gelehrte Abhandlung hauptsächlich beruht, enthält der diplomatische Codex zur Juvavia, unter Nr. IIII. und V. S. 10 — 18 „von der Bekehrung der Carentanen und Avaren;" und ist dieselbe, welche zunächst und nothwendig auch Ref. bey seiner Wanderung durch Oberungarn und Untersteyermark zur Hand hatte, und wovon er bey der völligen Schweigsamkeit der neuern ungarischen Geschichtschreiber über die Verdienste des Erzbisthums Salzburg um die Civilisation Ungarns das für die Specialgeschichte jener Provinzen so wichtige Resultat in mehreren Erörterungen [5]), im Zusammenhang aber in der topographischen Matrikel (J. 1841) und in deren Anhang „über das verschollene" IX. „Jahrhundert von Unter- und Innerösterreich und Oberungarn" — niedergelegt hat.

Indem der Urtext (Cod. p. 15) von dem aus Mähren vertriebenen, und in Oberpannonien eingewanderten Fürsten Priwina und seinem Sohne erzählt, wird dieser (Sohn) einmal, und nur einmal! offenbar ein Schreibfehler! „Chocil" geheißen; weiterhin aber durchaus „Hezil und Hezhel" (pag 16) geschrieben. Hezil, im slavischen Idiom, ist der teutsche Hesso, Heinrich; Chozil aber der teutsche Chadaloh: also ein ganz anderer Geschlechts- oder Taufname. Da Ref. diese ganz irrthümliche und weit führende Verwechslung schon längst bey Dübüat bemerkt hatte, der darauf hin in der Kärnthnerin Luitswinda, in der Mutter K. Arnulfs, eine leibliche Schwester des Prinzen Hezilo erkennen wollte, und auch bey Hormayr und Eichhorn Hezil und Chozil als ganz gleichbedeutende Namen gelten: so glaubte Ref. nicht frühe und bündig genug gegen diese Verwechslung warnen zu müssen [6]). Denn die gleichzeitige Forschung führte auf den „Chozil Dux quondam," auf Chadaloh, auf den Nachfolger Erichs, des Hunnenbezwingers; [auch dessen Name unterlag ähnlichen Verunstaltungen;] [7]) auf jenen gleichfalls aus dem Chiemgau, dem Innern Bajoa-

4) So viel sich Ref. erinnert, war Hr. geistl. Rath Richter früher Professor zu Laibach, von wo ihm im Belang der dortigen Landesgeschichte das v. Hormayr'sche Archiv schätzbare Beyträge verdankte. Später wurde Hr. R. nach Olmütz oder Lemberg befördert, jedenfalls fern von der bayerischen Historiographie.

5) Akad. gelehrte Anzeigen seit 1835 bis 1848, insbesondere 1840. 1842. 1846.

6) Schon 1831, in der kath. Lit. Zeitung von Kerz, über die österr. und bayer. Geschichtschreibung.

7) Z. B. „Etiko, Unroch, Heinrich, Etzelin ꝛc." gel. Anz. J. 1840 Nr. 234 über Ideler's Carl M. J. 1846 Nr. 229 über Muchars Geschichte der Steyermark.

riens stammenden Statthalter Chadaloh [8]), der im Uebergange des VIII. in das IX. Jahrhundert, in einer langen Reihe von Jahren Carentanien und Istrien so rühmlich verwaltete, und auf einer seiner Domänen in Obersteyer, „in marca!“ zu Göthelich, in der salzburgischen Diöcese, vom Tode überrascht wurde.

Während Ref. der festen Ueberzeugung ist, daß mit Bratislaw, dem Sohne Hezilos, und Enkel Priwina's diese Dynastie in Kärnthen erloschen sey; erkennt er in jenem Grafen Cacellini, der in der zweyten Hälfte des XI. Jahrhunderts auch länger am Hofe K. Heinrichs IV. weilte, an der Nordgränze von Friaul die Abtey Mosach stiftete, und, wie sein im J. 1072 zu Constanz niedergeschriebenes Testament kund thut, sehr reichlich ausstattete, einen sichern Nachkommen jenes dort drey Jahrhunderte früher gestandenen Statthalters Chadaloh; desselben „Cazelin,“ dessen Gebeine im J. 1106 der Patriarch Ulrich I. in die Propsteykirche von Eberndorf übertragen ließ, wie das unten noch weiter zur Sprache kommen wird [9]). Ref. bedauert daher sehr, daß diese seine Forschungen aller Wahrscheinlichkeit nach dem Hrn. Prof. Richter unbekannt geblieben; vielleicht hätte derselbe doch die Vermuthung gefaßt, daß seine Erörterung auf irrigen Prämissen, auf einer sehr verfänglichen etymologischen und genealogischen Verwechslung zugleich beruhen, und so der Prinz Hezilo nicht der vermeyntliche Graf Cazellin seyn könne. Dabey scheint Hr. Prof. Richter einen fehlerhaften Abdruck oder eine ungenaue Abschrift von der Urkunde vor sich gehabt zu haben; denn die Zeit des Erzbischofs Adalwin ist nicht mit 865, sondern genau mit DCCCLXXV angegeben; auch ist im Text der Juvavia nichts von einer proprietas Hezilonis ad Ortabu (wahrscheinlich Witimari) zu lesen.

Die (S. 38) aus Constantin Porph. bey Stritter angeführte Stelle über das angebliche grausame Regiment der Franken, und insbesondere des principis „Cotzilini“ gegen die Chrobaten, deutet Ref. nicht auf den viel späteren Grafen Cacellin, sondern auf seinen Ahnherrn, auf die Zeit der Umtriebe des abtrünnigen Dynasten Luitwit (Ludwig), eben des Anklägers und Verleumders des weiland von Carl dem Großen dahin gesetzten Statthalters Chadaloh. Der Raum gestattet hier nicht, der vorliegenden Abhandlung weiter zu folgen.

Zu S. 67. Verzeichniß der von dem histor. Verein bisher gesammelten Urkunden, Abschriften und Auszüge.

Zu Nr. 12. Ein Excerpt aus Resch, betreffend eine Schenkung des Bischofs Alpwin zu Seben an die Marienkirche zu Freysing: „ein Gut am Tauern ꝛc.“ So deutete es irrig auch Resch. Das Gut lag aber zu Taur bey Hall im Innthal, woher auch Alpwin oder Adalbin stammte, wie Ref. nachgewiesen [10]).

Zu Nr. 20. „(K. Arnulf) tritt der Ehefrau seines Schenken Heimo, Mildrut, einige Eigenleute ab in Feldkirchen (Veltchirchu), Witsch (Viscaha), Karnburg (Karenta), Salach (scalah) und im Komitat des Albmar, Ruiti genannt, ausgestellt in Karnburg (Karentano).“

(Fortsetzung folgt.)

---

8) „Beyträge zur Landes- und Volkskunde ꝛc.“ II. Bd. 1826. S. 79. Geschichte der Longobarden und gleichzeitigen Bajoarier, 1839: Chozilo ꝛc., Kadoltesperge im Index der topograph. Matrikel.

9) „Genealogische und topographische Forschungen über Eberndorf, Gurniz, Teinach ꝛc.“ in Kärnthen, abgedruckt im histor. Archiv der k. k. Akad. d. W. 1850.

10) In obigen Forschungen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie.

(Fortsetzung.)

Von K. Arnulf, der damals i. J. 888 auf der Karnburg Hof hielt, liegen mehrere Urkunden vor, darunter zwey die Schenkungen an die Miltrud, an die Gemahlin seines Günstlings Heimo, betreffen, sich aber keineswegs auf Kärnthen beziehen. Die eine, hier unter Nr. 21. richtig vorgetragen, lautet auf Ramseiden bey Salfelden im Pinzgau (Cod. juv. p. 107. 108). Die andere (No. 20.) deutet unverkennbar auf Ortschaften dieß- und jenseits des Haunsbergs, im Salzburg- und Matiggau hin.

Viscaha ist das allbekannte Fischach bey Salzburg; Veltchircha und Scalah sind Feldkirchen und Schalchen im Landgericht Mattighofen; Karenta, eine für Kärnthen oder Karnburg urkundlich ganz ungewöhnliche Sprachform, heißt hier Garten; und ist hierunter unstreitig „Baumgarten" bey Munderfing oder Matighofen, auch im Matiggau zu verstehen. Der damalige Sitz der Grafschaft, des Grafen „Albsmann" (nicht Albmar!), die Curtis Ruiti oder Reut, ist noch heute in der Nähe der Pfarr von Perendorf auf dem Sattel des Haunsbergs nicht zu verkennen. Dort, etwas südlich und höher hinauf, liegt noch ein Dörflein Albsmann, und Albsmann schreibt sich heute noch eine Bauernfamilie des Pfleggerichts Matsee [11]). Eben aus der Curtis Ruiti, welche mit der von Tassilo II. gegegründeten Abtey Matsee die Carolinger zu ihrer Hausabtey zu Altötting (diese nicht zu verwechseln mit der weit älteren Abtey zu Otting) und sofort an Passau schenkten, waren die hoheitlichen Rechte des nachmaligen Pfleggerichts Matsee hervorgegangen [12]). Alles das ist zur Wahrung der Urkunde und zu ihrem richtigeren Verständniß für die Geschichte und Topographie dießseits längst nachgewiesen worden.

Zu Nr. 33. „Vergleich zwischen Erzbischof Adelbert (II) von Salzburg, und dem edeln Manne Marchwart, (J. 930. Cod. juv. 166)." Ein sehr merkwürdiger Gütertausch, der mit der Urkunde Cod. juv. p. 133 in nächster Verbindung steht, und der so über die Abstammung und die Heimath der

11) Die topograph. Matrikel, 1841, erklärt die genannten Ortschaften.

12) Curtis Ruiti: Urkunden zu Buchingers Geschichte von Passau I. 486. Auch in der Carinthia für 1839 in der trefflichen Erörterung über „Alt-Ossiach" wird dieser Herrlichkeit Ruiti gedacht; nur ist dort die Abtey St. Stephan zu Otting irrig für die zu Altötting gedeutet.

Marchwarte des Hauses von Mürzthal und Eppenstein in der Steyermark mehr Licht verbreitet und sie weit höher hinaufrücket, als sie z. B. Ried durch einen Absprung der Grafen von Hohenburg auf dem Nordgau zu erklären versuchte. Die Ortschaften „pischoffesperch und furti, und die curtis puoch inferior sind nicht außen bey Altötting am Inn zu suchen [13]); sie liegen an der Ilz in der östlichen Steyermark, im Bezirk Münchhofen im Dek. Weitz: ein früher vom Dynasten Hartwich, dem Bruder (proximus) des Erzbischofs Adelbert, und dann vom Herzog Berthold ingehabtes salzburgisches Lehen. Anstatt „inheringun“ auf Einhöring außen an der Saale gedeutet, muß „ingeringun,“ Ingering bey Judenburg, in der Nähe von Undrima, gelesen werden [14]).

Zu Nr. 70. 71. 72. Dieser Güterwechsel eines spätern Bischofs Albuin von Brixen mit seinen Brüdern im Jaunthal, als Söhnen der heil. Hildegart zu Stein, steht auch mit ihrem Stammhaus Taur in Beziehung.

Zu Nr. 94. circa 1015. „Ein gewisser Poppo übergibt dem Bischof Engelbert von Freysing Güter um Winklarn und Malentein.“ (Resch l. c. p. 68.) Diese bisher nicht näher beachtete Urkunde ist in der hist. frs. II. p. 507 vollständig zu lesen, und betrifft einen förmlichen Gütertausch zwischen dem Bischof Egilbert von Freysing, und dem thüringischen Dynasten Poppo (I.), dessen gleichgenannter Sohn Poppo (II.) hier zuerst als Starchant bezeichnet wird, welches Prädicat er als ein Eidam des Hauses Truchsen ererbt, und nicht aus Thüringen mitgebracht hat [15]).

Zu Nr. 151. c. 1073. Die Stiftung des Klosters Rot am Inn betreffend. Das hier in Frage gestellte Schloß Ursen in Kärnthen, mit Zugehör, ist das „Castrum Ursin cum sexaginta mans“ im heutigen Pfarrsprengel Irschen im Dek. Oberdrauthal, mit 1150 Seelen [16]), später auch im Besitz der Lechsgemünde als Erben von Rot und Playn.

Zu Nr. 161. vor 1085. Graf Cazellin schenkt an den Patriarchen Friedrich von Aquileja ꝛc. — (ist oben in der Abhandlung Nr. V. begriffen.)

S. 97. Das Chorherrnstift Eberndorf, nach Trudpert Neugarts handschriftlichem Nachlaß. In neuester Zeit war dieser kirchliche Complex mit seinen Realitäten, in der Nähe von Klagenfurt gelegen, den von St. Blasien im Schwarzwald nach mühseliger Wanderung über Gallizien in die Abtey St. Paul im Lavantthal übergesiedelten Benediktinern als eine Propstey übergeben worden. Trudpert Neugart, der Historiograph des Bisthums Chur; Ambros Eichhorn, jener des Bisthums Constanz, und andere literarische Notabilitäten der weiland berühmten Abtey St. Blasien sahen sich so nach Kärnthen auf ein ihnen bisher ganz fremdes Gebiet verpflanzt, und zwar schon in vorgerückten Jahren, in welchen es schwer fällt, sich in der äl-

13) Wie M. Filz in seiner Chronik von Michaelbeuern S. 44 und daher mit unrichtigen genealogischen Folgerungen.

14) Auch in der topogr. Matrikel sind hiernach jene Artikel zu berichtigen. Die weitere Ausführung über das aus Bajoarien in den Alpen vorgerückte dynastische Element an der Mur, Drau, und Gurk begreift eine andere Abtheilung unserer Forschungen.

15) Nachgewiesen in obigen Forschungen über die Starchant in Bayern und Kärnthen.

16) Gel. Anz. 1846 Nr. 145 und akad. Abhandl. 1849 die Stammreihe der Stifter von Rot, Berchtesgaden und Baumburg betr.

tern Geschichte der neuen Heimath gehörig zu orientiren, und mit den ächten und lautern Quellen derselben vertrauter zu werden.

Die vorliegende Erörterung Trudperts beginnt mit der Erzählung, daß die Gründung Eberndorfs in den Anfang des zwölften Jahrhunderts falle, und daß Cazelin, Graf von Friaul, der in den alten Handschriften auch als Pfalzgraf erscheint, der Stifter sey. Schon habe er die Gründung der einstigen Benediktiner-Abtey Mosach in Friaul mit Hülfe des Patriarchen Friedrich von Aquileja begonnen; — der im J. 1085 aus dem Leben geschieden, und durch dessen Nachfolger Ulrich I. sie erst zur Vollendung gebracht worden; als er (Cazelin) auch die Gründung dieses Gotteshauses veranlaßt habe, die, seiner letztwilligen Verordnung gemäß, nach seinem Tode durch denselben Patriarchen vollführt worden (1106). Aber nicht nur Graf Cazelin allein, sondern auch dessen Vater und Mutter hätten zu Eberndorf ihre Grabstätten erhalten, nach Zeugniß eines dortigen Gemäldes mit drey Figuren und der Inschrift: „Comes Achatius, Cunigunda uxor, Cacelinus fundator."

Alle Achtung für die Verdienste eines Trudpert; aber er war, als er dieses und anderes schrieb, nicht mehr in der Lage, unter den bessern Quellen der Landesgeschichte den für Kärnthen im VIII. u. IX. Jahrhundert und für die dortige Topographie und Genealogie so inhaltschweren diplomatischen Codex der Juvavia in sich aufzunehmen, und so die vagen Nachrichten seiner Vorgänger über die Stifter und die Zeit der ersten Vermächtnisse von und für Eberndorf kritisch aufzuführen und zu berichtigen [17]). Die wenigen, aber höchst merkwürdigen Worte in jener Urkunde K. Arnulfs vom J. 891: „in partibus sclaviensibus vero in comitatu dudleipa vocato, in Ruginesveld, sicut Chocil dux quondam inibi ad opus suum habere visus est etc." [18]): diese Urkunden auch in ihrer Beziehung auf den von Carl dem Gr. nach Kärnthen abgeordneten Statthalter Chadaloh, und so in der Beziehung zur teutschen Reichsgeschichte unter K. Ludwig I., waren den bisherigen Forschern jenseits entgangen; zunächst dem Patriarchen Ulrich I. selbst, der in dem in der „Mark" zu Göthelich verstorbenen Cazelin einen etwa vor hundert Jahren dagewesenen frommen, sehr mächtigen und stammverwandten Dynasten erkannte. Dennoch stand jener „dux chocil" wie ein winkender Schatten im Hintergrund, und selbst bayerische Geschichtforscher sahen sich in der peinlichen Verlegenheit, mit jenem Doppelgänger Cacellin trotz des Zwischenraumes von dreyhundert Jahren, gütlich abzukommen [19]). Hätte doch schon die Thatsache, daß

17) Trudperts alter Chorbruder, P. Fritz zu Klagenfurt, war so gütig, im J. 1845 dem Ref. aus dem histor. Nachlasse einen Folioband zur Einsicht vorzulegen, und ihn, mit den ersten vier Druckbogen hieraus, von dem P. Prior Fritz, der inzwischen auch verstorben, redigirt, zu beschenken. Ein weiterer Abdruck hat seither kaum statt gefunden.

18) Cod. diplom. juv. N. LVI. p. 116 ist unfehlbar den N. IIII. u. V. anzureihen; die topogr. Matrikel und der Anhang erklären Knesaha, Dudleipa, Ruginesveld etc. umständlich.

19) Ant. Nagel: notitiae origines etc. 1804 pag. 169: Chazelinus Comes palatinus consanguineus Udalrici patriarchae aquil. 1106 etc. Ferner: M. Filz, Chronik S. 91. „Chozil, der in Untersteyer, Kärnthen, Istrien und Friaul gewaltige Graf; — Stifter von Eberndorf und Mosach — gest. ums J. 1099." Da im Urk. Buch von Michaelbeuern S. 745 Chazilo, (der spätere) „Chazele Comes" auch im J. 1072 bey der Einweihung der Abtey Michaelbeuern im Gefolge des Patriarchen Syrus, (aus dem playnischen Hause

die reiche Ausstattung der Abtey Mosach im Südwesten Kärnthens, und die von Eberndorf im Osten und zwar unter ganz verschiedenen Localverhältnissen statt fanden, und so nicht wohl gleichzeichzeitig, und von demselben Stifter herrühren konnten, Bedenken erregen sollen!

Was aber die angeblichen Aeltern des Grafen Cacelin zu Eberndorf, Namens Achaz (oder Azzo) und Cunigunde, anbelangt, so gehören diese Namen einer ganz andern Dynastie, der von Bogen an. Diese waren, längst in Kärnthen und Crayn einheimisch, auch um Gurniz und Eberndorf begütert, und große Wohlthäter des Stifts. Aber schon Hansiz wußte sich darüber nicht zu bescheiden. [20]) Um hier nicht weitläufiger seyn zu müssen, beruft sich Ref. wiederholt auf seine dießfälligen Forschungen über jene Stifter und Stiftungen in Kärnthen im hist. Archive der k. k. Akad. d. W. [21]).

S. 140. „Das Herzogthum Kärnthen in seiner jeweiligen Begränzung, eine chronologische Uebersicht.“ Unter Berufung auf Hormayers Beyträge zur Geschichte von Tirol wird hier (S. 148 und 165) erzählt, daß in der zweiten Hälfte des eilften Jahrh. die mächtigen Dynasten von Pongau, und in der Grafschaft Lurn, welche auf den Schlössern Windischmatrei und Lerimunde (Kienburg) gewohnt, und sich davon genannt, die weitschichtigen

von Tengling) erscheint; was sogar auf seine Stammverwandtschaft zu Chadaloh von Chiemgau deuten mag: so lag das Daseyn von zwey ganz verschiedenen Personen gleichen Namens für sich nahe.

20) Von einem Dynasten „Pogengast“ wollte Hansiz, germania sacra II. 548 gelesen haben.

21) Die dort von anderer Hand beygefügten Glossen mögen sonach auf ihrem Werth beruhen.



Besitzungen in denselben Distrikten, zu einem Comitat erhoben hätten. Hier beschränkt sich Ref. auf folgende berichtigende Bemerkungen. Die Grafen von Lechsgemünde und Graisbach, außen an der Mündung des Lechs in die Donau gesessen, waren keine Dynasten von Pongau, sie waren nicht über Pongau nach Windischmatrei und in das Pusterthal gekommen, sie hatten dort nie eine Burg Namens Lechsgemünde; sie besaßen auch nie Kienburg, das immer Kienburg, nie Lerimunde geheissen, und selbst ein zusammenhängender Comitat Windischmatrei läßt sich urkundlich kaum begründen; denn eine der wichtigsten Urkunden, die des Grafen Heinrich von Lechesgemünde (V.) vom J. 1207, womit er Windischmatrei vor der Hand mit Ausnahme der Burgen Lengberg, Ursen und Liet an Salzburg abtritt, spricht nur von einzelnen Ortschaften und Burggebieten [22]).

In den historischen Denkschriften der bayerisch. Akad. d. W. vom J. 1813 ist eine treffliche Monographie, die Geschichte der Grafen von Lechsmund und Graisbach von J. A. Grafen von Reisach, weiland Landrichter zu Graisbach, enthalten.

(Schluß folgt.)

22) Juvavia §§. 272, 307 mit den Anmerkungen. Cod. ratisp. (von Ried) I. 294.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie.

(Schluß.)

In der beygefügten Stammtafel erscheinen unter andern im Beginn und Laufe des XII. Jahrhunderts zwey Ahnfrauen, Adelheid und Luicardis, von unbekannter Abstammung. Von der Gräfin Irmengart von Rot als der erträumten Stammmutter der Grafen von Lechsgemünde ist hier ohnehin nicht mehr die Rede [23]). Schon vor geraumer Zeit hat aber Ref. von Dübüat angeregt darauf hingedeutet, daß eine Hazaga (Hedwig) des Hauses Lurn eine stattliche Mitgift an Land und Leuten an den playnischen Zweig an der Rot, und daß playnische Töchter des Zweiges Mittersill im Pinzgau dortiges Besitzthum an die Lechsgemünde und Falkenstein Neuburg gebracht haben [24]). Die Grafen von Playn im Pinzgau waren aber auch, wie ein Blick auf die Karte belehrt, Herren des im Mittelalter viel betretenen Saumschlags über den Velbertauern, über Windischmatrei, nach Venedig, und so dortselbst wohl auch schon längst begütert [25]). In dieser Richtung und mittels dieser Familienverhältnisse gelang es den gewaltthätig übergreifenden Lechsgemünden, welche im Pinzgau und Billersee als Erben jener Ahnfrauen mit Schirmvogtei, als sie wegen der den Abteien von Rot und St. Peter zu Salzburg gewidmeten Vermächtnisse durch viele Jahre blutige Fehden führten, und worin Graf Volkard (II.) erschlagen worden, — um das J. 1160 sich auch in Windischmatrei festzusetzen. Das geschah wahrscheinlich unter Vorschub von K. Friedrich I., auf dessen Geheiß im Zerwürfniß mit dem Erzbischof Conrad II. als Anhänger des Papstes die Grafen von Playn zu Playn und auf Mittersill im J. 1167 einen Theil der Stadt Salzburg mit Kirchen und Klöstern verbrannten und plünderten. Durch Verschwägerung mit den Grafen von Treffen in Kärnthen (de Trevino), die mit den Leonberg aussen an der Isen versippt, dort öfter an der Seite des Erzbischofs Conrad I. erscheinen, und aus welchen auch der Patriarch Ulrich II. stammte, hatten die Lechsgemünde günstige Gelegenheit, in Kärnthen noch mehr Allod und Kirchenlehen zu erwerben [26]). Zwey bis-

23) S. Denkschriften der Akad. d. W. 1849: gegen Moriz, und zur Verständigung mit demselben.

24) Beytr. zur teut. Landes- u. Volkskunde III. Bd. 1833. S. 141, 142. Die Grafen von Playen, im Pinzgau.

25) Obige Beytr. Bd. I. 1825 S. 233 im Wendepunkt der slavischen Macht in Bajoarien ꝛc.

26) Mon. b. I. u. V. dort p. 235 l. Treven st. Irtuen. De Rubeis: p. 596. ao 1175: Urk. des

her den Geschichtschreibern entgangene Urkunden geben über diese Kämpfe der Lechsgemünde in Pinzgau umständliche Nachricht. [27]). Die Veste Kienburg mit dem gleichnamigen Edelgeschlechte trat Albert Graf von Tirol erst im J. 1253 an das Erzstift Salzburg ab, und zwar in Folge seines verunglückten und mit Gefangenschaft und andern schweren Einbußen an Gut und Geld verbundenen Ueberfalls des Prinzen Philipp von Kärnthen-Ortenburg, des Erwählten von Salzburg; immerhin auch eine merkwürdige Episode, die weder in den „Vorlesungen über die Geschichte von Tirol", noch in der Geschichte von Kärnthen fehlen sollte [28]).

Weit entfernt, die hier gerügten Particularitäten einem absichtlichen oder systematischen Festhalten an denselben beimessen zu wollen, erkennt Ref. hierin nur die Nachwehen von jenen frühern Sonderinteressen, und die noch immer nicht gehobenen Anstände des literarischen Verkehrs.

Aus Anlaß der oben bemerkten „akademischen Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oesterreich, von Rudolf Kink, Innsbruck 1850" erlaubt sich Ref. hier nachträglich einige Stellen zu bezeichnen, welche ihn bey Durchblätterung des belangreichen und anziehenden Werkes (565 S.) näher ansprachen. In der Vorrede sagt der gelehrte und bescheidene Verfasser selbst ganz richtig, daß Vorlesungen der Art, oder „historische Skizzen" — noch nicht die Geschichte selbst seyen. Es sind concret gefaßte Ansichten, welchen sich, wie Ref. glaubt, immerhin auch einiger Particularismus beygesellen mag, während objectiv die Geschichte selbst auf einer breitern Unterlage beruht, und ihre Pragmatik auch die unabweislichen Gegensätze, die Controversen, beachtet und verträgt. S. 20, 22, 24. In wiefern der alte Roschmann, der in den Urbewohnern Tirols Kelten sieht (gleich andern Forschern), im Irrthume sey — Kelten kennt der Verf. nur längs der Donau bis Wien — bleibt dahingestellt. Die Urbewohner Tirols (Südtirols) seyen Rhätier, Etrurier, Rasener, ursprünglich Pelasger, (richtig, insofern sie auf dem Taurus von Osten nach Westen einherzogen). Hr. Dr. Steub ist dafür allerdings eine geniale, gewichtige Autorität; von Mannert, Pallhausen und ihren Gewährschaften ist hier keine Rede. „Ausgrabungen und Ortsnamen" seyen für den Verf. entscheidend — (werden

---

Patriarchen Ulrich II. test. Comes Voloradus de Treven et gener ejus Comes Henricus de Lechsmund etc.

27) Chronicon noviss. sti. Petri 1772 p. 227, 233 u. 238. ad anns. 1140, 1147, 1160. M. b. I. Hr. v. Lang in s. akad. Abhandlung über „die Vereinigung des bayerisch. Staats" ꝛc. 1813 I. S. 137 nannte zuerst Windischmatrei eine „Grafschaft" auf die Worte Hormayrs hin. Auch ist der Ausdruck in der Juvavia: S. 410. Windischmatrey, — Schloß und Pfleg Kienburg ungenau. Weissenstein heißt die Veste, der ehemalige Amtssitz bey Windischmatrey. — Falkenstein in der Nähe eine andere Veste. Kienburg bey St. Johann im Wald, 1 Meile abwärts an der Isel gegen Lienz, ist längst Ruine.

28) „S. Rückblicke auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen ꝛc. aus der Gegenwart in die Zeit König Ottokar's II." ꝛc. ꝛc. in den akad. Denkschriften, München 1845. S. 26 ꝛc. Graf Albert von Tirol, Meinhart von Görz, und ein Graf von Eschenloh waren die Kampfgenossen im J. 1252 beym Ein- und Ueberfall gegen den Prinzen Philipp, der ihnen theuer zu stehen kam. Gefangenschaft auf Werfen, 4900 Mark Silber zum Lösegeld, und die Abtretung mehrerer Vesten mit Gericht, Mauth und Zoll an das Erzstift, waren der Preis. Im Anhang Nr. 3 ist die Urkunde über Kienburg beygegeben.

sie doch auch in neueſter Zeit, eben ſo gelehrt als problematiſch auch anders gedeutet [29]).

S. 76. Günſtiger beurtheilt der Verf. den in neuerer Zeit viel angefochtenen hiſtoriſchen Altmeiſter Aventin in Beziehung auf die Rückwanderung eines bayeriſchen Volksſtammes im Beginn des VI. Jahrhunderts „von der Oder her (?) unter Führung von Theodonen“. Der Verf. ſieht in denſelben Verbündete des K. Theodorich, und ſo in dem gemiſchten Zuzug, darum Bajoarier, ein Hilfscorps der Oſtgothen. (?) S. 86. Gleichzeitig ſeyen die Bajoarier auch in Nordtirol eingezogen [30]), und St. Rupert S. 118 ſey ſchon zu Ende des VI. Jahrh. in Bayern aufgetreten und im J. 628 verſtorben. Wenn der Verfaſſer dieſen allerdings weit überwiegenden Anſichten beypflichtet, während ſich die Gegner der Reihe nach, in den Motiven ſelbſt widerſprechen, ſo reicht er im Laufe von zwey vollen Jahrhunderten mit den zwey Theodonen, die zufällig und ſpät in der Geſchichte der Longobarden genannt werden, nicht aus; (S. 98) um nicht mit ſich ſelbſt (S. 79) im Widerſpruch zu verharren, muß der Verf. alſo auch im Hauſe der Agilulfinger eine Reihe von Theodonen anerkennen [31]).

S. 117. Ein Bisthum in Tiburnia in Kärnthen beruht nicht blos auf einer Sage, es iſt nach Eugipp über St. Severin eine anerkannte Thatſache.

S. 128. Die „Servi“ (Knechte!) überſetzt der Verf. in und aus den damaligen Urkunden mit „Sklaven“ was ſehr gemißdeutet werden könnte.

S. 150. „Die ſchöne Luitswinde von Friaul die Mutter K. Arnulfs“. — Doch nicht, nach Dübüat, die Schweſter des mähriſchen Prinzen Hezilo?

---

29) Wie ſich Ref. perſönlich überzeugte, ſo ſind ſich die zu Matrei am Brenner und die am Paſſe Lueg bey Werfen, und die bey Regau in der Steyermark aufgefundenen antiken Helme unter ſich ſo ähnlich, daß ein Wahrſpruch: ob keltiſch, ob etruriſch, ſehr ſchwer fallen dürfte. Allerdings iſt durch unberufene Adepten das Keltenthum, wie das Teutſchthum, etwas obſcur und anrüchig geworden. Noch jüngſt 1850 Nr. 231 in der allgem. Ztg. S. Beil., die Keltengräber bey Hallſtatt im öſter. Salzkammergut. Auch die im Canton Zürich. Z. B. „Taurisci, nunc Norici“ Plin. — „Praeterea Norici atque Rhaeti, quae legiones celticae sunt: Zosimus: c. 250 J. nach Chr. Wer kann ſich dieſer und ähnlicher Nachklänge erwehren?

30) Eine Thatſache, als worauf auch die Codices von Säben und Freyſing augenfällig hin- und zurückweiſen. Einzelne Geſchlechter drangen in die Lombardei vor.

31) Schon Mederer, in ſeinen kritiſchen Forſchungen über die Agilulfinger und Theodonen, ließ ſich unter einer Bedingung, die ſeither in Erfüllung gegangen, zu 7—8 Theodonen, im Zeitraum von 508—770 heran. S. „Betrachtungen über die Geſchichte und ihre Attribute“; akad. Feſtrede zum J. 1841 S. 81, 121 u. f. Die Frage über das wahre Zeitalter des hl. Rupert, von dem gelehrten Mabillon angeregt, und vom Jeſuiten Hanſiz und ſeinen Anhängern nach teutſcher Art und Natur zu einem Syſtem ausgeſponnen, dem nichts fehlt, als der Boden der einheimiſchen, lautern Landes- und Volksgeſchichte, dürfte endlich auch reif ſeyn. Der nächſte Band des hiſt. Archivs d. k. k. Akademie d. W. wird hierüber Mehreres, auch Dr. Rettbergs neueſten Verſuch, das Syſtem zu retten, mitbegriffen, bringen.

A. Buchner, worauf ſich der Verf. beruft, behauptet im Text ſeiner Geſchichte gerade das Gegentheil, lenkt aber im Documentband ein.

S. 160. Ob unter Hall — Reichenhall oder Hall im Innthal (Taur) zu verstehen sey, ist der Verf. mehrmalen ungewiß. Wichtige genealogische Folgerungen knüpfen sich daran [32]).

S. 162. „Hunfrid, Comes Rhetiae, zugleich Markgraf in Istrien, und sein Sohn Adelbert; — daher die Grafen von Tirol und Görz, — und die Adalberte, die Ander, zu Taur, nach Dübüat, Huosier, bey ihrem Auftreten auch schon Markgrafen in Istrien; auch dem Verf. scheint eine Identität der Dynastien möglich. Jedenfalls kömmt er auf Taur, auf das „uralte Taur", als Stammgut der Ander und der Grafen von Tirol, und wo zuletzt auch ihre Erben, die Grafen von Hirschberg wohnten, S. 170, 215, 294, mehrmalen zurück [33]).

S. 169. „Die von Ander und Eppan und Eschenloh in Ulten, weiblicherseits Welfe". Das Eschenloh im Oberammergau ist noch älter und der Ursitz [34]).

S. 170. „Die Agilulfinger mit den Merovingern eines Stammes". (?) Die Merovinger kamen aus Nordwest, die Agilulfinger über Südost in das Flachland Bajoariens. Theodo lautet griechisch. S. 101. Ueber die nach Tirol vorgedrungenen Slaven. „König Samo, der in Wyschherad residirte", unter Berufung auf Palacky. Von Tirol aus, der winidischen Mark, und der „conversio quarantanorum" so nahe, muß diese hingeworfene Meynung billig befremden.

Nach S. 14 in der Einleitung wäre „der geschichtliche Boden der Römerherrschaft in Tirol einer magern, unfruchtbaren Heide gleich, ohne Cultur, ohne leitende Pfade ꝛc." Wer das Innere unserer Alpen kennt, ist wohl vom Gegentheil überzeugt. Und eben der geistreiche Verf. hat in seinen Vorlesungen diesen Abschnitt der Geschichte und jenen über die kirchlichen Verhältnisse mit Rom sehr vollständig, gelehrt und belehrend, aufgefaßt. Die Geschichte der Longobarden und der gleichzeitigen Bajoarier, ihrer nächsten Nachbarn, würde für die Cultur-, Sitten- und Rechtsgeschichte Tirols in ethnographischer, topographischer, genealogischer und volkswirthschaftlicher Beziehung einen eben so reichen Stoff geboten haben [36]).

v. Koch Sternfeld.

---

32) Die Geschichte der teutschen Salzwerke, insbesondere auch der von Taur und Tirol, München 1836 — unterscheidet beyde wichtige Territorien, urkundlich, mit Evidenz und ihren Consequenzen. Einige vom Verf. citirte Schriften lassen sich dem Titel nach kaum errathen, oder sie lauten ihrem Inhalte nach auch anders.

33) Darum läßt sich die Geschichte von Taur z. B. in ihrer Beziehung auf den unstreitig histor. hl. Remedius als Herrn v. Taur u. s. w. S. 113 u. 384 mit der hohlen Phrase Hormayrs nicht abthun. Auch Ref. in s. Geschichte der Longobarden mußte der Frage ein ernsteres Augenmerk, s. St. Remedius im Index, widmen.

34) Hist. Fris. II. 65, 146. Deotperth und Isenhart de Etineslohe, c. 750 — 800, unstreitig von Ander und Taur, und Ahnherr des merkwürdigen Chorbischofs Gottabert 900. Hierin abermals ein Beleg von dem Vorrücken des bajoarischen Elements an die Etsch ꝛc. und allenfalls eine Notiz für Hrn. Prechtl zu seiner Chronik von Werdenfels.

35) Ref. bescheidet sich, daß diese Bemerkungen gegen die geistreiche Homilie in der allg. Ztg. Nr. 179. Beil. nur eine untergeordnete Stelle einnehmen, aber sie boten sich ex visceribus causae.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

J. Müller, Ueber die Gattung Comatula Lam. und ihre Arten. Bemerkungen über die Fußknochen des fossilen Gürtelthieres, Glyptodon clavipes Ow. Berlin 1849.

P. Gervais, Zoologie et paléontologie françaises (animaux vertébrés) ou nouvelles Recherches sur les animaux vivants et fossiles de la France. Livr. 1. 2. Par. 1849.

Dr. F. Eschricht, Zoolog. anatom. physiologische Abhandlungen über die nordischen Wallthiere. Bd 1. Leipzig 1849.

Dr. J. Budge, Clepsine bioculata. Bonn 1849.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. P. 13. Par. 1819.

Asa Gray, Genera florae Americae Boreali-orientalis illustrata. The genera of the plants of the united states by J. Sprague. Vol. II. New York 1849.

N. J. Andersson, Plantae Scandinaviae. Fasc. 1. Cyperaccas Scandinaviae complectens. Stockholm 1849.

J. Thurmann, Essai de Phytostatique appliqué à la chaine du Jura et aux contrées voisines. Vol. 1. 2. Bern 1849.

Th. Irmisch, Zur Morphologie der monokotylischen Knollen und Zwiebelgewächse. Berlin 1850.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 6. Halle 1849.

Alb. Koch, Beschreibung des Missurium Theristokaulodon oder Missury Leviathan. Magdeb. 1849.

R. Owen, A history of British Fossil Reptiles. Part I. Lond 1849.

J. Chr. Whyte, History of the british turf. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

C. E. Kielmann, Populäre Landwirthschaftslehre. Abth. 1. Frankfurt 1850.

Dr. C. Zeller, Die Bildung des Bauernstandes. Darmstadt 1850.

L. Seeger, Züchtung, Erziehung, Ausbildung des Pferdes. Berlin 1850.

G. Plathner, Ueber Umschaffung veralteter Teiche und schlechter Teichwiesen in nutzbare Wiesen. Breslau 1824.

Dr. C. Hartmann, Die neuesten Fortschritte und Vervollkommnungen der Gasbeleuchtung. Weimar 1850.

K. Weiß, Die Bergwerks-Vergleiche zwischen der Krone und den Ständen Böhmens. Prag 1849.

B. Cotta, Die Bergakademie zu Freyberg. Freiberg 1849.

R. v. Carnall, Die Bergwerke in Preußen und deren Besteuerung. Berlin 1850.

Atlas du mineur et du métallurgiste. Année 1 — 6. Par. 1837 — 1842.

M. Block, Die belgischen Bergwerksgesetze. Berlin 1849.

Allgemeine deutsche Wechselordnung mit dem sächsischen Einführungsgesetz. Leipzig 1849.

F. Stein, Der Getreidehandel oder tabellarische Ueber-

ficht des Kornhandels verschiedener Länder. 2. Aufl. Berlin 1849.

G. Metzler, Die preußische Rhederei im Anfange des Jahres 1850. Berlin 1850.

Dr. C. W. Ascher, Die Handelspolitik in der Handelsgeschichte. Berlin 1850.

C. H. Pfander, Remarks on the nature of Muhammedanism. Calcutta 1840.

Est. Copley, A history of slavery and its abolition. Lond. 1844.

K. H. Lachmann, Ueber Platons Vorstellungen von Recht und Erziehung. Hirschberg 1849.

C. G. Scheibert, Das Wesen und die Stellung der höhern Bürgerschule. Berlin 1848.

Dr. K. Ch. Planck, Die Weltalter. Th. 1. System des reinen Realismus. Tübingen 1850.

J. A. Konrad, Christliche Philosophie. Bd. 1. Wissenschaftliche Forschung über das Daseyn Gottes. Baden 1849.

G. A. Patru, De la philosophie du moyen âge depuis le VIII. siècle jusqu'à l'apparition en Occident de la physique et de la métaphysique d'Aristote. Par. 1848.

W. Busse, J. G. Fichte und seine Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volkes. Bd. 2. Halle 1849.

A. Trendelenburg, Die sittliche Idee des Rechts. Berlin 1849.

A. Maria Borromeo, Notizia de' novellieri italiani. Bassano 1794.

C. G. Etienne, Oeuvres, avec des Notices et des éclaircissemens. T. III. Paris 1849.

P. Lachambaudie, Fables. 7. edit. Par. 1850.

Publications of the Shakespeare Society.

N. J. Halpin, Oberon's vision in the midsummer-night's dream. Lond. 1843.

Fr. Thynn, The debate between pride and lowliness. Ed. by J. Payne Collier. Lond. 1841.

J. O. Halliwell, The first sketches of the second and third parts of King Henry the sixth. Lond. 1843.

Th. Wright, The Chester plays. Lond. 1843.

J. O Halliwell, Ludus Coventriae. Lond. 1849.

P. Cunnigham, Extracts from the accounts of the revels at court, in the reigns of queen Elizabeth and King James I. Lond. 1842.

Th. Heywood, The first and second parts of King Edward IV. Histories. Ed. by B. Field. Lond. 1842.

J. O. Halliwell, The moral play of wit and science and early poetical miscellanies. Lond. 1848.

Al. Dyce, Sir Thomas More. Lond. 1844.

Edwin Alleyn, Memoirs. Ed. by Payne Collier. Lond. 1841.

The Shakespeare Society's Papers. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1844 — 1847.

Ed. Alleyn, The Alleyn papers. Ed. by Payne Collier. Lond. 1843.

N. Udall, Ralph Roister Doister. Ed by. W. Durrant Cooper. Lond. 1847.

H. N. Hudson, Lectures on Shakespeare. Vol. 1. 2. New York 1848.

Th. Chatterton, The poetical works, with notices of his life. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur. Bd. 27. Theophilus, der Faust des Mittelalters. Herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1849.

C. Andersen, Gesammelte Werke. Bd. 6 — 28. Leipzig 1849.

Dr. K. Schädel und Dr. Fr. Kohlrausch, Mittelhochdeutsches Elementarbuch. Lüneburg 1850.

F. W. Hackländer, Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Stuttgart 1849.

Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Aufgefunden und herausgegeben von J. Diemer. Wien 1849.

A. Baumann, Beyträge für das deutsche Theater. Wien 1849.

Edda Snorra, Sturlusonar. Edda Snorronis Sturlaei. T. I. continens: Formali, Gylfaginning, Bragaraedur, Skâldskaparmál et Háttatal. Hafniae. 1848.

J. v. Radowitz, Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. Stuttg. 1850.

Galerie de Florence gravée sur cuivre, avec un texte par Alex. Dumas. Livr. 73 — 80. Florence 1849.

W. Vischer, Ueber die Bildung von Staaten und Bünden oder Centralisation und Föderation im alten Griechenland. Basel 1849.

Dr. C. H. Preller, Zum Verständniß der Zeit, ihrer Noth und ihrer Aufgabe. Hamburg 1849.

M. Laurentie, De la démocratie et des périls de la société. Par. 1849.

Dr. L. v. Beckedorf, Das Verhältniß von Haus, Staat und Kirche zu einander und der Schule zu Haus, Staat und Kirche. Berlin 1849.

Dr. W. Schrader, Der wahre Constitutionalismus, der christliche Staat und die Majoritäts-Regierung. Erfurt 1849.

M. P. J. Destriveaux, Traité de droit public. T. I. Bruxelles 1849.

V. Gioberti, Della republica e del cristianismo lettera. Italia 1849.

Oeuvres de Henri Fonfréde, recueillies et mises en ordre par Ch. Al. Campan. T. II. — X. Bordeaux 1845 — 1847.

K. Weinholtz, Die staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit. Rostock 1849.

M. v. Weber, Das Tantiemesystem. Chemnitz 1849.

Walras, Théorie de la richesse sociale ou résumé des principes fondamentaux de l'économie politique. Par. 1849.

W. G. von der Heyde, Repertorium der Polizeygesetze in den k. preuß. Staaten. Th. 1 — 4. Halle 1819 — 1821.

M. de Brettes, Projet de fusée de projectiles creux. Par. 1849.

Cours abrégé d'artifices, contenant la réception, la conservation et la démolition des munitions et artifices de guerre. Avec Atlas. Strasb. 1850.

Bericht über die Cholera in Posen im Jahre 1848. Posen 1849.

Ch. Cowdell, A disquisition on pestilential cholera. Lond. 1848.

Dr. Guyon, Histoire chronologique des épidemies du Nord de l'Afrique. Part I.

Dr. G. H. G. Jahr, Klinische Anweisungen zu homöopathischer Behandlung der Krankheiten. Leipz. 1849.

Dr. Fr. Oesterlen, Handbuch der Heilmittellehre. 3. Aufl. Lief. 1. 2. Tübingen 1849.

E. A. Parkes, Researches into the pathology and treatment of the asiatic or algide cholera. Lond. 1847

Dr. P. A. Piorry et Dr. D. Lheritier, Traité des altérations du sang. Par. 1840.

Dr. F. Raudnitz, Die Heilung der Brust- und Lungenübel. 3. Aufl. Leipzig 1850.

Dr. G. Schmid, Das Wesentlichste und Wichtigste von der homöopathischen Behandlung der Cholera. Wien 1849.

C. Pruys van der Hoeven, De arte medica libri duo ad tirones. Lib. I. II. Ludd. Bat. 1838 — 1840.

Dr. Fr. Arlt, Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande. Prag 1846.

Dr. Fr. Brefeld, Beyträge zur Reform des Sanitäts-Wesens aus Westfalen. Heft 1. 2. Arnsberg 1849.

Dr. W. Fröhelius, Bericht über die Ophthalmia neonatorum. Leipzig 1850.

Dr. H. Gerold, Grundlinien zu einem Lichtmesser behufs der Nachbehandlung des grauen Staars. Magdeburg 1848.

Dr. J. Leisinger, Die Cholera, ihr Ursprung, ihr Wesen ꝛc. Stuttg. 1849.

Dr. Fr. Müller, Ueber den Gebrauch der Homburger Heilquellen. 5. Aufl. Homburg 1849.

Dr. J. Regenhart, Die orientalische Cholera. Wien 1849.

C. W. Stuhlmann, Grundzüge der Hydrotherapie. Hamburg 1850.

Dr. C. O. Th. Wachsmuth, Die Bluterkrankheit. Magdeb. 1849.

Dr. J. Gerlach, Handbuch der allg. und speciellen Gewebelehre des menschlichen Körpers. Mainz 1849.

Dr. E. d'Alton, Handbuch der menschlichen Anatomie. Lief. 2. 3. Leipzig 1849.

Dr. C. Ph. Falck, Handbuch der gesammten Arzneymittellehre mit Einschluß der Toxikologie. Heft 3. Marburg 1849.

Dr. G. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 15 — 19. Jena 1849.

J. Hunter, sämmtliche Werke praktischen Inhalts, deutsch bearbeitet von Dr. Braniß. Bd. 2. Berlin 1849.

Dr. E. F. W. Deurer, Grundriß für äußere Geschichte und Institutionen des römisches Rechtes. Heidelb. 1849.

Dr. K. W. Harder, Kleine Beyträge zur Rechtswissenschaft. Heft 1. Hamburg 1849.

K. W. Fr. Grattenauer, Repertorium aller die Kriegslasten, Kriegsschäden ꝛc. betreffenden neueren Gesetze und Verordnungen nebst vollständiger Literatur. Bd. 1. 2. Breslau 1810 — 1811.

Richter, Sammlung der Verordnungen, Ausschreiben . . . welche vom J. 1841 bis zum Erscheinen des officiellen Wochenblattes 14. Oct. 1848 für das Herzogthum Lauenburg ergangen sind. Ratzeburg 1849.

Sammlung sämmtlicher in der preuß. Rheinprovinz für Rechtspflege und Verwaltung Geltung habenden preußischen Gesetze. Abth. 1 — 8. Trier 1845 — 1849.

Das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten. Im systematischen Auszuge herausg. von C. W. Zimmermann. Th. 1 — 5. Berlin 1850.

W. G. von der Heyde, Die allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845. Magdeb. 1849.

C. Bege, Repertorium der Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die herzogl. braunschweigischen Lande von dem J. 1846, 1847 und 1848 mit erläutern-

den und ergänzenden Reſcripten. Th. 6. Wolfenbüttel 1849.

Dr. P. E. Gſpan, Ueber die Nothwendigkeit und Einführung des Grundbuches mit Rückſicht auf das Verfahren in Tirol und andern Kronländern. Innsbruck 1849.

J. Ellinger, Handbuch des allgemeinen öſterreich. Civilrechts. 3. Aufl. Lief. 1. Wien 1849.

J. Alauzet, Histoire de la possession et des actes possessoires en droit français. Mémoire couronné par l'Institut. Par. 1849.

A. Chauveau, Principes de compétence et de juridiction administratives. T. 1 — 3. Par. 1841.

L. Macarel, Elémens de jurisprudence administrative. T. 1. 2. Par. 1818.

Rives, De la propriété du cours et du lit des rivières non navigables et non flottables. Par. 1844.

Alb. Lerat de Magnitot et Huard-Delamarre, Dictionnaire du droit public et administratif. 2. édition, augmentée. Vol. 1. 2. Par. 1841.

Ch. de Lalleau, Traité de l'expropriation pour cause d'utilité publique. 4. édition. Vol. 1. 2. Par. 1845.

M. F. Laferrière, Histoire du droit civil de Rome et du droit français. T. III. Par. 1848.

F. X. P. Garnier, Régime des eaux ou traité des eaux de la mer, des fleuves, rivières navigables et flottables. Vol. 1 — 4. Par. 1839.

J. F. Fournel, Les lois rurales de la France. 7. éd. revue par Rondonneau. Vol. 1. 2. Par. 1833.

M. Championnière, De la propriété des eaux courantes du droit des riverains. Par. 1846.

Jav. de Quinto, Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reino de Aragon. Madrid 1848.

Codes en vigueur en Belgique. Bruxelles 1849.

R. F. Paſchke, Das preußiſche Strafrecht, nebſt den dazu erſchienenen Geſetzen und Verordnungen. Frankfurt 1849.

Dr. G. W. Burckhard, Aus der Praxis deutſcher Geſchwornengerichte. Heft 1. Weimar 1849.

M. Capefigue, La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chûte de Louis-Philippe jusqu'à la présidence de Louis-Napoléon Bonaparte. T. 2 — 4. Par. 1849.

M. Moreuil, Manuel des agents consulaires français et étrangers. Par. 1850.

France et Europe. Six lettres tirées du portefeuille d'un homme politique. Berl. 1849.

M. Deffaudis, Questions diplomatiques et particulièrement des travaux et de l'organisation du Ministère des affaires étrangères. Par. 1849.

C. F. Wurm, Die Diplomatie, das Parlament und der deutſche Bundesſtaat. I. Decbr. 1848 — März 1849. Braunſchweig 1849.

Verhandlungen des Provinzial-Landtages von Tirol im Jahre 1845. Innsbruck 1849.

Dr. J. Stahl, Die deutſche Reichsverfaſſung nach den Beſchlüſſen der deutſchen Nationalverfaſſung und nach dem Entwurf der drey königl. Regierungen beleuchtet. Berlin 1849.

Die preußiſche Geſetzgebung und die Nationalverſammlung von 1848. Wetzlar 1849.

J. G. Droyſen, Beyträge zur neueſten deutſchen Geſchichte. Braunſchweig 1849.

Aktenſtücke betreffend den zwiſchen Preußen und Dänemark unterm 10. Juli 1849 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand, Kiel 1849.

M. L. Eſſellen, Der preußiſche Civilproceß nach der neueren Geſetzgebung. Arnsberg 1849.

H. Utzinger, Der Concurs der Gläubiger nach Zürcheriſchem Rechte. Heft 1. Zürich 1849.

B. Jeremy Taylor, The whole works, with life of the author and a critical examination of his writings. By Reg. Heber. Vol. 4 — 7. Lond. 1849 — 1850.

Th. Chalmers, Posthumous works. Ed. by W. Hanne. Vol. 1 — 9. Edinb. 1847 — 49.

E. H. Landon, A new general ecclesiastical dictionary. Vol. I. Lond. 1849.

Bibliotheca Sacra and theological review. Conducted by B. B. Edwards and E. Park, with the special co-operation of Dr. Robinson and Prof. Stuart. Vol. I — VI. London 1844 — 49.

The Bible of every Land or a history, critical and philological of all the versions of the sacred scriptures in every language and dialect into which translations have been made. Part 1 — 7. Lond. 1848 — 49.

J. C. Dowling, Notitia scriptorum S. S. Patrum aliorumque veteris ecclesiae monumentorum. Oxoniae 1839.

Synesius von Cyrene des Biſchofs zwey hinterlaſſene Homilien zum erſtenmal aus dem Griech. ins Deutſche überſ. von B. Kolbe. Berlin 1850.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1850.

(Fortsetzung.)

---

Ticknor (G.), History of spanish literature. 3 vols. Lond. 1849. Quart. Review. 1850 Sept. — Bullet. du Bibliophile. 1850. No. 17.

Mure of Caldwell, A critical history of the language and literature of ancient Greece. Vols. 1 — 3. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

O'Riley (E.), A vocabulary of the Silong language. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 July.

Nève (Fel.), Note sur un lexique hébreu, qu' a publié à Louvain en 1615 Jos. Abudacnus, dit Barbatus, chrétien d'Egypte. — Messag. des scienc. hist. de Belgique 1850. Livr. 2.

De Baecker (L.), Les Flamands de France. I. Précis historique de la langue flamande en France. — Ebendaſelbſt.

Caractères crypto-graphiques du XI. siècle. — Ebendaſ.

Maury, de la cosmogonie orphique. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 6.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie. (4. art.). — Journ. asiat. 1850 Sept.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djana'h, et sur quelques autres grammairiens hébreux du X. et du XI. siècle. (3. art.) — Ebendaſelbſt.

Bargès, Explication de quelques allusions historiques qui se rencontrent dans le fragment de Mohammed Et-Tenaciyi. — Ebendaſ.

Chesney, The Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. Lond. 1850. — Engl. Rev. 1850 Sept.

Siberia and California. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Nisard, Souvenirs du Nottinghamshire. — Rev. des deux Mond. 1850 T. IV. Livr. 1.

Vayssière (A.), Scènes de voyage dans l'Hedjaz et l' Abyssinie. — Ebendaſ.

Winckelmann, The history of ancient art. Translated by G. H. Lodge. Voll. II. Boston 1849. — North Amer. Rev. 1850 July.

Maury, Nouvelles remarques sur le temple appelé Sosthenium, consacré à saint Michel par l'empereur Constantin. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 5.

Rousseau, Mosaïque trouvée à Carthage. — Ebendaſelbſt.

Leclerc (L.), Inscription trouvée dans la province de Constantine. — Ebendaſ.

Langlois, (V.), Lettre sur les monnaies des rois arméniens de la dynastie de Roupène. — Ebendaſ. Livr. 5. 6.

Classification de quelques monnaies visigothes. (2 art.) — Rev. de numismat. belge. T. V. Livr. 4.

De Coster, Nouveau triens de Huy. — Ebendaſ.

Meyer (J. F. G.), Monnaies inédites de Château-Renaud et d'Arches (Charleville). — Ebendaſ.

— —, Notice sur les monnaies des barons de Perwez. — Ebendaſ. T. VI. Livr. 1. 2.

Hermans (C. R.), Recherches sur les hôtels des monnaies du Brabant septentrional. — Ebendaſ. Livr. 1. 2.

— —, Monnaies frappées dans la seigneurie d'Oyen. — Ebendaſelbſt.

Piot, Notice sur un dépôt de monnaies trouvé dans la province de Namur. — Ebendaſ.

— —, Monnaies frappées par la ville de Ruremonde. — Ebendaſ.

Pinchart (A.), Recherches sur la vie et les travaux des graveurs de monnaies, de sceaux et de médailles, nés en Belgique. — Jean Heylen. — Ebendaſelbſt.

De l'origine des croisades considérée au point de vue philosophique. — Revue de Bruxelles. T. X. Livr. 16.

Körner (Friedr.), Keltische Studien. Halle 1849. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Benoist (Gust.), De l'organisation municipale en Europe. (Suite et fin.) — Revue de droit franç. et étr. T. VII. Livr. 9.

Moeurs et usages d'Espagne. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Sept.

Baillie Cochrane (Alex.), Young Italy. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Lettres d'Etienne Bernard, maire de Dijon, sur l'assemblée des états-généraux de la Ligue en 1593. — Bibl. de l'école des chart. 1850. Juillet-Cloût.

Regnault (El.), Histoire du Gouvernement provisoire. Par. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Une visite au Roi Louis-Philippe. Par. 1849. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Hallmann, Aperçu de l'histoire de l'origine des Béguines en Belgique. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 2.

Le Glay, Cameracum christianum. — Ebendaſ.

Investiture of the king of Cochin-China by an envoy of the emperor of China in 1849. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 May et Juni.

Windsor Earl (G.), The trading ports of the Indian Archipelago. — Ebendaſ.

Logan (J. R.), The ethnology of the Indian Archipelago, embracing enquiries into the continental relations of the Indo-Pacific Islanders. — Ebend.

— —, The Silong tribe of the Megui Archipelago. — Ebendaſ. July.

Low (Jam.), An account of the origin and progress of the british colonies in the straits of Malacca. — Ebendaſ.

— —, The Karean tribes or aborigines of Martaban and Tavai, with notices of the aborigines in Keddah and Perak. — Ebendaſ. Aug.

— —, The Semang and Sakai tribes of the Malay peninsula. — Ebendaſ.

Logan (J. R.), The manners and customs of the Malays. — Ebendaſ. Aug.

— —, The ethnology of eastern Asia. — Ebendaſelbſt.

Trumbull (J. Hammond), The public records of the colony of Connecticut, prior to the Union with New Haven Colony, May, 1665. Hartford, 1850. — North Amer. Rev. 1850 July.

Vallet de Viriville, Recherches historiques sur Agnès Sorel. — Biblioth. de l'école des chartes 1850. Juillet-Août.

De Candolle (Alph.), Biographie de M. A. Moritzi. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Mannerheim, Notice biographique sur M. C. J. Schönherr. — Bull. de la Soc. imp. de Naturalistes de Moscou. T. XXIII.

Loudun (E.), Portraits parlementaires. M. de Lamartine. — Le Correspond. T. XXVI. Livr. 11.

Rumêlin (Ch.), Notice biographique sur harles Otfried Müller. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 43.

Sir Robert Peel. — Blackwood's Mag. 1850 Sept.

De Ring (M.), Roland de Lassé, compositeur belge, né à Mons en 1520. — Messag. des scienc. hist. de Belgique. 1850 Livr. 2.

Stecher (J.), Van Zevecote. — Ebendaſ.

Moulaert, Notes pour une future biographie de Frère Romain, architecte. — Ebendaſ.

Hasse (F. R.), The life of Anselm, archbishop of Canterbury. Translated by W. Turner. Lond. — English Rev. 1850 Sept.

Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, Bart. Edited by his son, Ch. Buxton. 2. ed. Lond. 1849. — North Amer. Review. 1850 July.

Bülau (Fried.), Geheime Geschichten u. räthselhafte Menschen. Bd. I. Lpz. 1850. — Blackwood's Mag. 1850 Sept.

Kirkman (Th. P.), On the triads made with fifteen things. — Philos Magaz. 1850 Sept.

Sylvester (J. J.), An instantaneous demonstration of Pascal's theorem by the method of indeterminate coordinates. — Ebendaſ.

— —, On a new class of theorems in elimination between quadratic functions. — Ebendaſ.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. VI. — Ebendaſ.

Nouvelle comète. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Schweizer (G. J.), Ueber den im August 1847 in Moskau entdeckten Kometen. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

— —, Notizen über den am 11. April 1849 in Moskau entdeckten Kometen. — Ebendaſ. T. XXIII.

Sears C. Walker and B. A. Gould, Examination of Kirkwood's analogy. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Pinard, Le prieuré de Longjumeau. (Seine-et-Oise.) — Rev. archiol. Ann. VII. Livr. 6.

Kupffer (A. T.), Rapport adressé à l'Académie des sciences de Pétersbourg, sur l'observatoire physique central fondé auprès du corps des ingénieurs des mines. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Spassky, Observations météorologiques faites à l'Observatoire astronomique de l'Université imp. de Moscou en 1848. — Bull. de la Soc. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

— —, Janvier 1849. — Ebendaſ. T. XXIII.

Garric (John), On the quantity of heat evolved from atmospheric air by mechanical compression. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Meech (L. W.), On the computation of the Sun's daily intensity at the exterior surface of the Earth, and secular changes of heat. — Ebendaſ.

Guyot (Arn.), Observations on the contract in the physical features and resources between the old world and the new world. — Ebendaſ. Sept.

Day (Jerem.), On the relation of the laws of mechanics to perpetual motion. — Ebendaſ.

Faraday (M.), Experimental researches in electricity. 23. Series. — Ebendaſ.

Gorrie (John), On the quantity of heat evolved from atmospheric air by mechanical compression. — Ebendaſelbſt.

Thompson (Dav. Purdie), Introduction to meteorology. Edinb. and Lond. 1849. — North Amer. Rev. 1850 July.

Middleton (J.), On an accelerating process in photography. — Philos. Mag. 1850 Sept.

Filhol, Recherches sur les eaux minérales de Bagnères-de-Luchon. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Sept.

Orfila, Examen des matières cérébrales, comparativement avec les divers organes et produits de l'économie animale. — Ebendaſ.

Septier, Appareil propre à la filtration des corps gras. — Ebendaſ.

Campbell (Dugald), On the action of the soap-test. upon water containing a salt of Magnesia only etc. — Philos. Mag. 1850 Sept.

Graham (Th.), On the diffusion of liquids. — Ebendaſelbſt.

Agassiz (L.), The natural relations between animals and the elements in which they live. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Orbigny (Alc. d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe. — Biblioth. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Sept.

Hochhuth (Joh. H.), Die Staphylinen-Fauna des Kaukasus und Transkaukasiens. — Bull. de la Soc. imp. de Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Fischer de Waldheim (G.), Notice sur le Crioceras Voronzovii de Sperk. — Ebendaſ.

Mannerheim, Insectes coléoptères de la Sibérie orientale, nouveaux ou peu connus. — Ebendaſ.

Motschoulsky (Vict. de), Note sur deux araignées venimeuses de la Russie méridionale qu' on croit être le Tchim des Kalmouks. — Ebendaſ.

Eichwald, Zweiter Nachtrag zur Infusorienkunde Russlands. — Ebendaſ. T. XXIII.

Gros (G.), Fragments d'helminthologie et de physiologie microscopique. — Ebendaſ.

Wyman (Jeffries), Notice of remains of vertebrated animals found at Richmond, Virginia. — Amer. Journ. Sept.

Guérin-Méneville, Enumération des insectes qui consomment les tabacs. — Rev. et Mag. de Zool. 1850. Août.

Focillon (A.), Pathologie des vers à soie (Bombyx mori, L.). — Ebendaſ.

Tyzenhauz, Notice sur le Myoxus Dryas, reconnu comme espèce européenne. — Ebendaſ. Juillet.

Lafresnaye, Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon.) Suite. — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise. Ebendaſelbſt.

Miers (John), On the genus Habrothamnus. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Hardy (Jam.), On the effects produced by some insects upon plants. — Ebendaſ.

Priestley (W. O.), Remarks on some british species of Carex. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras

which have successively occupied the surface of the Earth. Ebendaſ.

Kaleniczenko (Jean), Quelques mots sur les Daphnés Russes et description d'une nouvelle espèce. (Excursion botanique dans le gouvernement de Koursk.). — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Berkeley and Curtis, Contribution to the mycology of North-America. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 Sept.

Macgowan (D. J.), Notices regarding the plants yielding the fibre from which the Grass-cloth of China is manufactured. Ebendaſ.

Oxley (T.), The botany of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Aug.

Harkness, (Rob.), On the position of the impressions of footsteps in the Bunter Sandstone of Damfries-shire. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Hermann (R.), Untersuchungen verschiedener Mineralien. — Bulletin de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Rouillier (Ch.), Etudes progressives sur la géologie de Moscou. — Ebendaſ. T. XXII. XXIII.

Hutten-Czapsky, Description d'une nouvelle variété d'ammonite du terrain jurassique de Moscou. Ebendaſelbſt.

Schtschurowsky, Geologische Reise nach dem Altai im J. 1844. — Ebendaſ.

Owen (D. D.), Review of the geological report on the Chippewa Land District of Wisconsin and part of Jowa, made in the year 1847. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Alger (Francis), On rutilated quartz crystals from Vermont. — Ebendaſ.

— —, Crystallized gold from California. — Ebendaſelbſt.

Whittlesey (Ch.), On the natural terraces and ridges of the country bordering Lake Erie. — Ebendaſelbſt.

Jeffries Wyman, Notice of fossil bones from the neighbourhood of Memphis, Tennessee. — Ebendaſelbſt.

Jackson (C. T.), On the geological structure of Keweenaw Point. — Ebendaſ.

— —, On the telluric bismuth of Virginia. — Ebendaſelbſt.

Wurtz (H), On a supposed new mineral species. — Ebendaſelbſt.

Agassiz, The erratic phenomena about Lake superior. — Ebendaſ.

Dana (James D.), On the volcanic eruptions of Hawaii. — Ebendaſ. Sept.

— —, Mineralogical notices. — Ebendaſ.

Percy (John), On the composition of Beudantite. — Philos. Magaz. 1850 Sept.

Crossley (Rich.), Algerite, a new mineral species. — Ebendaſ.

Thomson (J. T.), The agriculture of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 May et June.

Bigandet, Some account of the order of Budhist monks or Talapoins. — Ebendaſ.

Forms of salutation. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Dupanloup, De l'éducation, des humanités, de l'affaiblissement des études, du niveau des classes et de quelques conseils pratiques. — Revue de Bruxell. T. X. Livr. 15. 16.

Guyot (Lud.), Examen de la philosophie spiritualiste de la nature de M. Henri Martin. — Univ. cath. 1850 Juillet.

Philosophie du droit. Rapport du droit avec l'état économique. — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.) 1850 Septt

Rigaut (Ad.), Philosophie du droit — Revue de droit français et étranger. T. VII. Livr. 9.

Allston (Washington), Lectures on art and poems. Edited by Rich. H. Dana. New-York, 1850. — North. Amer. Rev. 1850 July.

Doublet de Boisthibault, Les artistes au moyen-âge. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 5.

Snéguireff, De l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 6.

Planche (Gust.), Sculpture moderne. La statue de Larrey de M. David. — Rev. des deux Mond. 1850. T. IV. Livr. 1.

Etudes littéraires faites au point de vue social. — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.). 1850 Sept.

Pierin (Charl.), Du socialisme dans les écrits des économistes. — Correspond. T. XXVI. Livr. 12.

(Schluß folgt).

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 37.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.
Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

Die Classe hielt am 19. October eine außerordentliche Sitzung. Es galt nemlich willkommene wissenschaftliche Mittheilungen werther Gäste, deren Aufenthalt hieselbst nicht wohl ein längerer seyn konnte, entgegen zu nehmen, in welcher Absicht ungeachtet der noch fortdauernden akademischen Ferien sich Mitglieder zweyer Classen, der ersten und dritten (historischen) zusammen fanden.

Hr. Dr. Franz Carrara, Director des antiquarischen Museums zu Spalato in Dalmatien, Herausgeber verschiedener dieses sein Geburtsland betreffender Schriften, erfreute unter Vorlegung vieler einschlägigen Plane und Abbildungen die Versammelten durch einen anziehenden Vortrag über den bisherigen Verlauf und Erfolg der Nachgrabungen auf dem Boden des alten Salona, die auf Anordnung und mit Unterstützung der k. k. Regierung seit dem J. 1846 unter seiner Leitung im Gange sind.

Salona, die in der römischen Geschichte oft genannte Hauptstadt der Dalmaten, welche in spärer Zeit noch der Cäsar Diocletian gewählt hatte, um sich in ihrer Nähe für den Rest seiner Tage einen Wohnsitz (auf und aus dessen Ruinen das heutige Spalato *) erwachsen ist), einzurichten, war seit ihrer Zerstörung durch die Avaren im J. 639 und durch Barbarey auch neuerer Zeit allmählich dergestalt vom Erdboden verschwunden, daß bis vor kurzem nur noch die Einfriedungsmauern der Weingärten, die heute ihre Stelle einnehmen, und Haufen von Schutt und Steintrümmern als Ueberbleibsel derselben in Betracht gekommen sind.

Fast nur nach solchen überirdischen Resten waren bisher auf den frühern Umfang der Stadt Schlüsse gezogen und Plane entworfen worden. Es wurde endlich beschlossen, mehr in den Boden selbst einzudringen, und vor Allem die alten Ringmauern wieder bloß zu legen.

Diese zeigten sich denn bedeutend verschieden von den früher vermutheten; ja sie ergaben die Gewißheit, daß die Befestigungskunst der Alten sich nicht auf bloße Vertheidigungsthürme beschränkte, sondern auch schon mit solchen Werken bekannt war, die, unter dem Namen Bastionen, eine bisher für erst später erfunden gehaltene Hauptsache der neuern ausmachen.

Ferner wurden auf diese Weise aufgedeckt: vier Stadtthore, eines vom Vortragenden Porta Andertia benannt, bis auf das alte Estrich, — der unterirdische Theil des Amphitheaters, — ein Theil, namentlich die Cavea, des Theaters, — eine altchristliche Kirche mit ihren eigenthümlichen Eintheilungen,

*) Εἰς παλάτι, Ispalati, Spalato, eine Name ähnlich unserm „Pfalz."

— Begräbnißplätze mit Sarkophagen und Gedenksteinen reich an lateinischen zumtheil auch griechischen Inschriften, von zwey Todtencellen die eine noch völlig verschlossen, — ein bürgerliches Gebäude, — vier Mosaikböden aus Marmor mit Resten eines solchen aus vergoldetem Glase, — Theile eines Aquäducts, — eine cyklopische Mauer aus vorrömischer Zeit.

Außer vielen einzelnen Architecturstücken fanden sich an Bildhauerwerken ein kleiner Apollotorso, verschiedene Köpfe und andere Theile, — eine große Menge Münzen, drey Gemmen, und verschiedene kleinere Arbeiten aus Gold, Silber, Kupfer, Messing, Bley, Terracotta, Elfenbein und Glas.

Was von derley Fünden irgend geeignet war, ist nun unter den Schätzen des bereits seit längerer Zeit bestehenden antiquarischen Museums zu Spalato aufbewahrt.

Dem unermüdlichen Gräber waren bisher jährliche 800 fl. zur Verfügung gestellt, eine Summe, von der man wohl annehmen darf, daß sie die umsichtigste Verwendung mehr als räthlich machen mußte, wenn man erwägt, daß der nun mit Reben, Oelbäumen u. dgl. prangende Boden der alten Römerstadt verschiedenen Besitzern angehört, denen nicht zugemuthet werden kann, das Eigenthum, aus dem sie ihren Unterhalt ziehen, ohne gehörige Entschädigung solchen Umwühlungen preiszugeben.

Wären erst der ganze Flurbezirk und wenigstens Theile des jetzigen Dorfes Salona Eigenthum des Staates selbst, dann könnte getrost darauf ausgegangen werden, auch den Zug der Gassen und die Reste von gewiß noch manchem andern merkwürdigen Gebäude und seinem Inhalt offen zu legen.

Eine Stadt von der Bedeutung des alten Salona möchte eines größern Opfers, wodurch sie zu einer Art Herculanum werden könnte, nicht unwürdig seyn, wie denn auch der Mann, der bereits mit so vielem Erfolg ans Werk gegangen ist, durch Schwierigkeiten mancher Art doch nicht um die Lust und den Muth gebracht scheint, die dazu gehören, es in gleicher Weise und rüstig fortzusetzen.

Nach diesen Mittheilungen des gelehrten Dalmaten, für welche der Vorsitzende Hr. Hofrath v. Thiersch den gebührenden Dank der Versammlung aussprach, hielt ein zweyter verehrter Gast, der k. h. Kammerherr und des k. pr. Johanniterordens Ritter Karl von Estorff einen kurzen Vortrag über ähnliche, freylich einem ganz andern Boden entnommene Reste der Vorzeit, nemlich über „heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau des Königreichs Hannover," wobey Desselben im J. 1846 unter obigem Titel erschienenes mit 16 Tafeln Abbildungen und einer illuminirten archäologischen Karte ausgestattetes Werk der Versammlung vorgelegt wurde.

Recht lebhaft fühlte man bey diesem Zusammentreffen der Alterthümer aus dem dalmatischen Salona mit denen des deutschen Bardengaus, wie viel näher uns manchmal in geistiger Hinsicht das örtlich Entferntere liegt als das räumlich Nahe und selbst in nationaler Beziehung uns Berührende, wenn, wie in diesem Falle, jenes uns durch das geschriebene Wort längst verständlich und befreundet geworden ist, diesem aber jeder deutbare Buchstabe abgeht, so daß noch immer sogar die große Frage übrigt, von welchem Volke, namentlich ob von Kelten, von Germanen, von Slawen, es herrühren möge. Hoffentlich führen Bemühungen, wie die des verehrten Gastes aus Hannover, allmählich dahin, daß eben die Menge der gesammelten Gegenstände die Möglichkeit erbringt, Dem, was trotz der verschiedenen Fundorte so viele Gleichförmigkeit zeigt, dennoch wesentlich unterscheidende Merkmale abzusehen und jene Frage endlich mit einiger Befriedigung zu lösen.

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. November 1850.

Hr. Hofrath v. Martius erstattete Bericht:

### Ueber das königliche Herbarium zu München.

Das königliche Herbarium zu München ist im Jahre 1813 gegründet worden, als Se. M. König Maximilian Joseph I. den wissenschaftlichen Nachlaß J. Chr. Dan. v. Schrebers, Präsidenten der kais. Akademie der Naturforscher und Professors in Erlangen (geb. 1739, gest. 1811) für die k. Akademie der Wissenschaften ankaufen ließ. Neben einer reichen Bibliothek und schätzbaren zoologischen und mineralogischen Sammlungen empfieng die k. Akademie d. W. ein Herbarium, welches, vermöge des hohen Rufes seines früheren Besitzers, als würdige Grundlage der botanischen Hülfsmittel betrachtet werden konnte, womit eine erleuchtete Regierung sie bereicherte.

Der Hauptstock des Schreberschen Herbariums war nach Linné's System, und zwar nach der von Schreber besorgten Ausgabe der Genera plantarum, aufgestellt (jedoch nicht katalogisirt). Einschlüßlich zahlreicher nicht eingeordneter Parzellen umfaßte dasselbe etwa 12,000 Pflanzenarten. Neben den von Schreber selbst in Leipzig, in Upsala, wo er Linné's Schüler war, und in Erlangen aus dem Freyen oder aus Gärten zusammengebrachten Pflanzen, enthielt das Herbarium schätzbare Mittheilungen berühmter Botaniker, wie z. B. von Ol. Swartz, Georgi, Pallas, Mühlenberg, Rottler, J. R. Forster, v. Wulfen, Thunberg, Vahl u. A. Schreber selbst hatte mit Vorliebe und Umsicht auf Gräser und Riedgräser gesammelt. Das Herbarium Güldenstädts war von ihm im Ganzen an sich gebracht. Es befinden sich darin mehrere Gewächse, welche dieser Naturforscher von seiner Reise durch Georgien, Mingrelien und die kaukasische Steppe (s. dessen Reise durch Rußland und im kaukasischen Gebirge, Petersburg 1787, 4.) heimgebracht hatte. Ueberdieß hatte Schreber die Sammlungen seines Vorgängers auf dem botanischen Lehrstuhle, des markgräflich ansbachischen Leibmedicus Schmiedel käuflich an sich gebracht, jedoch nur zum geringsten Theile seinem eigenen Herbarium eingefügt. In dieser Schmiedelschen Sammlung zeichnet sich durch Seltenheit und Interesse eine Suite ceylonischer und capischer Pflanzen aus, welche Schmiedel von seinem Freunde und langjährigen Correspondenten N. L. Burmann, Prof. in Amsterdam, erhalten hatte. Mit Schmiedels Herbarium kam auch diejenige Sammlung in Schrebers Hände, welche Schöpf in Nordamerika gesammelt hatte, wo er als Arzt der markgräfl. ansbachischen Truppen diente (s. dessen Reise, Erlangen 1788. 2 Bde. 8.). Auch ein eigenhändiges Manuscript, „Index plantarum Noveboracensium“ durch den fleißigen Schöpf ausgeführt, erhöhet den Werth dieser Sammlung. Ueberdieß war Schreber stets bedacht gewesen, sein Material durch Tausch oder Kauf zu vermehren. Insbesondere stand er mit Herrnhutern in Verbindung; aus Südrußland (Sarepta), Labrador, West- und Ostindien empfieng er häufige Sendungen der Brüder, durch Kauf die Centurien Hoppe's, die Decaden Ehrharts, die Kryptogamen des Harzes von Schrader, jene des Fichtelgebirgs von Funck, und die Schweizer-Pflanzen von Schleicher. Sonach enthält dieß Herbarium eine nicht unbeträchtliche Zahl von deutschen Pflanzen. Das südliche Gebiet, und namentlich die Alpen von Krain und Kärnthen, war in jener Zeit von Rainer, v. Wulfen, Hoppe und Fröhlich genauer durchforscht worden und es finden sich in der Sammlung viele wichtige Arten aus den Händen jener Botaniker. Aus dem nördlichen Deutschland lieferte A. W. Roth, Physicus in Vegesack, der erste Verfasser einer vollständigen Flora germanica, seinem Lehrer manchen schätzbaren Beytrag.

Cas. Christ. Schmiedel, dessen große Verdienste um die Pflanzen-Analyse in neuerer Zeit besonders von Robert Brown anerkannt worden sind, hatte von seinen Reisen Pflanzen aus dem südlichen Frankreich, der Schweiz, Nizza und Neapel seinem Herbarium zugebracht; eine andere, besonders interessante Suite vom Monte Baldo, Originalien von Seguiers Flora Veronensis, verdient eigens angeführt zu werden. Aus Spanien empfieng Schreber einige Seltenheiten von Gmelin, aus Frankreich

vorzugsweise käufliche Sammlungen (von Loiseleur) aus der Umgegend von Paris und aus botanischen Gärten. Die Flora von Sibirien findet sich in Schrebers Herbarium durch Mittheilungen von Pallas, Georgi, Messerschmied, wenn auch in geringer Anzahl, repräsentirt. Auch einige Arten von Gundelsheimer, dem Gefährten von Tournefort auf der Reise in den Orient, sind, wahrscheinlich durch Gleditsch mitgetheilt, vorhanden.

Aus den asiatischen Tropenländern hatte Schreber Einiges von Joh. Gerh. König erhalten, der schon im J. 1769 nach Ostindien gegangen war, und im Dienste des Nabobs von Arcot weite Länder durchreist hatte (starb 1785). Ansehnlicher sind die Beyträge, welche von den dänischen Missionarien zu Trankenbar, John und Rottler, Schülern Königs, an Schreber gesendet wurden. Sie machen, nebst den bereits erwähnten Exemplaren von Burmann aus Ceylon, einen der wichtigsten Theile dieser Sammlung aus.

Minder reich ist das Herbarium an afrikanischen Arten. Zwar haben Vahl Einiges aus Nordafrika, Isert einige Arten aus Guinea, Sparrmann und Thunberg einige vom Cap der guten Hoffnung mitgetheilt; doch sind alle diese Beyträge schwach, im Verhältniß der Pflanzenschätze, welche in neuerer Zeit aus jenen Gegenden nach Europa gekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. C. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. XII. Bd. Neue Folge. Wien 1849. 4.



Von Hrn. Prof. Thom. Gaisford in Oxford:

Joannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Tom. I. II. Oxonii 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 5. Mai 1850. Par. 1850. 8.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

Preisschriften: II. Geinitz; das Quadergebirge oder die Kreideformation in Sachsen. Leipzig 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Goldenthal in Wien:

Grundzüge und Beyträge zu einem sprachvergleichenden rabbinisch-philosophischen Wörterbuche. Wien 1849. gr. 4.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. IX. April I. 1850. Lond. 8.

Von der Auxiliary Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal. No. 36. Vol. XV. July — Decbr. 1849. Madras 1850. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft zu Basel:

Das Münster zu Basel. Basel 1850. 4.

Ueber einige Gegenstände der Sammlung von Alterthümern im Museum zu Basel. Basel 1849. 4.

Von der Reale accademia delle scienze in Neapel:

Rendiconto delle — e d' lavori. No. 41—45. Napoli. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XX. Heft I. II. Januar. Februar. Landau 1850. 8.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. I. Heft. (Der XXVI. Versammlung der Naturforscher und Aerzte gewidmet.) Regensburg 1849. 8.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 38.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.
Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Die amerikanischen Floren betreffend, besaß Schreber, wie erwähnt, Manches aus den Missionen der Herrnhuter in Labrador, ein ziemlich reiches Material, das von Wangenheim und Mühlenberg aus Neu-England gesendet worden war, letzteres meistens anonym und weiterer Prüfung empfohlen. Aus St. Thomas und den Bahama-Inseln sind mehrere hundert Arten von Dr. Crudy gesammelt, vorhanden, und als das Schätzbarste eine Auswahl von Original-Exemplaren der westindischen Flora, durch Ol. Swartz mitgetheilt, dessen Observationes botanicae, Icones plantarum incognitarum und Flora Indiae Occidentalis in Erlangen unter Schrebers Aufsicht (1791 — 1806) zum Druck befördert worden sind. Dagegen war die Flora des südamerikanischen Continents kaum durch ein einziges Exemplar repräsentirt, und eben so fehlte die eigenthümliche Vegetation von Australien, mit Ausnahme weniger, von Joh. Reinh. Forster käuflich erworbenen Gattungen.

Diese Uebersicht zeigt, daß daß Herbarium Schreberianum weder vom systematischen noch vom pflanzengeographischen Standpunkte den Anforderungen der neueren Zeit entsprechen konnte, indem sich beträchtliche Lücken in der Darstellung der Hauptformen finden, und sehr große Floren-Gebiete ohne irgend einen Repräsentanten geblieben waren. Genau genommen ließ sich aussprechen, daß diese Sammlung zur Zeit, da sie vom Staate angekauft ward, bereits drey Decennien hinter dem Entwicklungsgange der systematischen Botanik zurückgeblieben war *).

*) Schreber, welcher sich schon seit 1775 mit der Herausgabe seiner Naturgeschichte der Säugthiere beschäftigte, war erst später, durch die Aufforderung des Buchhändlers, eine neue Auflage von Linné's Genera plantarum nach der Reichard'schen (Frankfurt 1778) zu besorgen, veranlaßt worden, sein Herbarium zu vermehren. Dazu setzte er sich jedoch mit den französischen Botanikern, die ihm die wichtigsten Beyträge hätten liefern können, nicht in Verkehr. Das berühmte Werk Ant. Lor. de Jussieu's, welches die Pflanzengattungen nach einer tieferen Auffassung darstellte, als sie in den Linnéischen Generibus zu finden ist, kannte er nicht zeitig genug, um es für seine Arbeit vollständig zu benützen. Jussieu's Genera waren 1789 und in Usterl's zweytem Abdrucke 1791, also gerade in denselben Jahren erschienen, da Schreber den ersten und den zweyten Theil seiner Genera veröffentlichte. Die größere Tragweite der Behandlung des französischen Naturforschers mußte der Schüler Linnés anerkennen, welcher sich strenge an den Schritt seines Meisters gehalten hatte. Dieß erzeugte in dem Gemüthe des überaus ängstlichen Gelehrten eine Mißstimmung, welche durch mißliebige Kritiken des Auslandes (besonders über Schrebers Linnéischen Purismus in der Nomenclatur von Aublets Gattungen) gesteigert, ihn allmählig gegen das botanische Studium erkältete; wie er denn auch später außer den Schlußheften des Werks über die Gräser (Beschreibung der Gräser, Leipzig 1769 — 1810, 3 Thle. Fol.) und den Beyträgen zu

Es mußte daher in der Absicht der k. Akademie liegen, eine größere Gleichförmigkeit in der Repräsentation des gesammten Pflanzenreiches herbeyzuführen. Doch erhielt die Sammlung in den ersten Jahren nach jener Erwerbung keinen weiteren Zugang durch Kauf. Nur das Geschenk, welches der Sachsen-gothaische geheime Rath Grimm, auf Betrieb des General-Sekretärs der Akademie v. Schlichtegroll, mit seinem in den Jahren 1780 bis 1800 gesammelten Herbarium machte, kann hier erwähnt werden. Diese Sammlung enthält manche Pflanzenart, welche in der angegebenen Periode in den botanischen Gärten cultivirt, gegenwärtig daraus verschwunden oder doch selten geworden ist, und überdieß die von Grimm selbst in Deutschland und in dem südlichen Frankreich gesammelten Arten; hat also vorzüglich ein historisches Interesse.

Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt das akademische Herbarium durch die Reise von Spix und Martius nach Brasilien (1817 — 1820). Man darf ihn auf nahe an 8000 Arten anschlagen, wovon 800 in Istrien, Malta, Gibraltar, Madera, Portugal, die übrigen in Brasilien gesammelt wurden. In Madrid erhielt Martius von Don Fel. Bauzá, dem Begleiter des unglücklichen Weltumseglers Malaspina, etwa 400 Arten bolivianischer Pflanzen, die Thad. Haenke in Cochabamba und der Umgegend gesammelt hatte, der erste Beytrag aus dem spanischen Amerika, welcher dem Herbarium einverleibt werden konnte. Die Adversaria botanica, welche Dr. Martius während der Reise in Brasilien über die von ihm beobachteten Pflanzen niedergeschrieben, und welche 3318 Nummern begreifen, sind im k. Herbarium in sechs Quartbänden aufbewahrt. An einer Abschrift derselben, nach den natürlichen Pflanzenfamilien geordnet, wird, nach Zeit und Gelegenheit, gearbeitet.

Als im Jahre 1826 die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München versetzt wurde, trat eine beträchtliche Vermehrung des k. Herbariums ein, indem die botanischen Sammlungen der Universität mit jenem, unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes von Seiten der Universität, vereiniget und der gemeinsamen Verwaltung des Vorstandes des botanischen Gartens, welcher auch Conservator des k. Herbariums ist, untergeben wurde. (Reg. Blatt 1827. 21. März.) Das Universitäts-Herbarium war von Hofrath Schultes gleich beym Antritte der botanischen Professur angelegt, aber besonders nachdem derselbe mit Römer in Zürich die Herausgabe des Systema Vegetabilium unternommen hatte (1817), fleißig vermehrt worden. Es ist namentlich schätzbar durch die Mittheilungen Bertero's aus Westindien, Balbis' aus Italien, Rochels und Kitaibels aus Ungarn, Bessers aus dem Kaukasus und dem südlichen Rußland, und Römers aus verschiedenen Ländern. Auch die käuflichen Sammlungen Siebers aus Martinik, den Maskarenen, dem Caplande, Neuholland, Aegypten sind hier vorhanden. — Für die Instandhaltung und Vermehrung des Universitätsherbariums wurde eine jährliche Etatssumme von 50 fl. ausgeworfen, welche vom Jahre 1831 an in der Art ihre Verwendung fand, daß theils der nöthige Papiervorrath, theils käufliche Sammlungen, wie sie sich eben von Zeit zu Zeit darboten, erworben wurden. In dieser Weise sind deutsche Alpenpflanzen von Hoppe, 600 abyssinische und 500 nubische von Schimper, arabische von Lunz und Fischer, mexicanische von Bar. Karwinski gesammelt, angeschafft worden. Die Pyrenäen-Flora ward durch die käufliche Sammlung von Endreß, die von Gallizien und Südrußland desgleichen von Szowitz vermehrt, und auch aus Nordamerika und Neapel wurden Pflanzen angekauft. Zur Erleichterung der Uebersicht aller nun vereinigten Pflanzenarten, zur gegenseitigen Completirung, und um der wohlfeileren Aufstellung wegen, sind die aus Landshut übernommenen oder seitdem angekauften Pflanzenexemplare in das allgemeine Herbarium eingeschaltet worden, so daß sie mit diesem ein großes Ganzes ausmachen. Sie sind jedoch auf

---

Schweiggers und Körte's Flora Erlangensis keine botanischen Arbeiten mehr veröffentlicht hat. Aus diesem Grunde nahm er sich auch nach Herausgabe seiner Genera Plantarum im Jahre 1791 kaum mehr die Zeit, neue Erwerbungen seinem Herbarium einzufügen, und man darf mit Fug annehmen, daß die literar-historische Bedeutung dieser Sammlung nicht über das Jahr 1791 hinausgeht.

großen halben Papierbögen besonders befestiget und durch eigene Etiketten als Besitzthum der Universität bezeichnet. Eigenthum der Universität ist auch eine Sammlung von Schwämmen, welche Trattinik in Wien aus Wachs nachgebildet (1804. 1805) in den Handel gebracht hat.

Nach dem Jahre 1827 erhielt das allgemeine Herbarium noch vielfache Vermehrungen durch Geschenk, Tausch und Kauf.

Im Jahre 1832 übergab der geh. geistliche Rath v. Schrank (geb. 21. Aug. 1747, gest. 22. Dec. 1835) seine ganze Pflanzensammlung als Geschenk. Dieselbe begriff eine Sammlung bayerischer Gewächse, das Material zu des berühmten Naturforschers Flora von Bayern, München 1789, 2 Bände, 8., in 42 Holzkästen aufgestellt, ferner etwa 700 Arten von Pflanzen aus dem Caplande, welche von Brehm dort gesammelt worden. Unter ihnen befinden sich auch die Originalien von Schranks Abhandlung über capische Irideen (Denkschr. der k. b. botan. Gesellsch. Bd. II. S. 165 — 224) und über die Gnaphaloiden (Denkschriften der Münchner Akedamie d. W. Bd. VIII. S. 141 — 172), ferner mehrere kleinere käufliche Sammlungen, wie jene aus der Gegend von Montpellier durch Salzmann gesammelt. Ein Jahr später begannen auch die Mittheilungen von Pflanzenexemplaren aus Ostindien, welche der verdienstvolle Wallich mit Genehmigung der Directoren der ostindischen Compagnie an öffentliche und Privatsammlungen vertheilte, und von Pöppig wurden 350 Arten aus den südlichen Andesgebirgen und Chile erkauft.

Im Jahre 1834 erwarb das Herbarium 1040 Arten aus den Capländern von Zeyher und Ecklon gesammelt und das ganze Herbarium, welches ein bayerischer Botaniker, Fr. Xav. Berger aus Berchtesgaden, während mehrjähriger Wanderungen durch Süddeutschland und während eines dreyjährigen Aufenthaltes als Feldkaplan bey den k. bayerischen Truppen in Griechenland, wo er starb, zusammengebracht hatte. Der Ankauf dieser schätzbaren Sammlungen wurde durch allergnädigste außerordentliche Zuschüsse im Betrag von 1200 fl. ermöglichet. Später acquirirte das allgemeine Herbarium 810 Arten von Preiß in dem westlichen Neuholland, und gegen 1300 Arten von Patricio da Silva Manso, Ackermann, Luschnath, Clausen und Riedel in Brasilien gesammelt. Aus Mexico erhielten wir einen nicht unwichtigen Beytrag durch die zwey Reisen des Hrn. Baron v. Karwinski in jenes so pflanzenreiche Gebiet. Auf Tauschwege giengen mehrere hundert Arten von Andrieux in Mexico, von Allan Cunningham in Neuseeland, Fried. Zuccarini jun. in Griechenland, Tenore in Neapel, Szowitz in der Umgegend von Odessa, von Salzmann um Tanger gesammelte Pflanzen hinzu. Mehrere hundert Specimina aus Algier erhielt die allgemeine Sammlung durch das correspondirende Mitglied der k. Akademie d. W. und Oberarzt der Armee in Algier Dr. Guyon, 192 seltne pyrenäische Pflanzen von Hrn. v. Zwackh, 150 ausgewählte Bürger der mitteldeutschen Flora von Hrn. Papperitz in Dresden. Die Vegetation von Tirol wird in unserm Herbarium ziemlich vollständig repräsentirt durch mehrfache Sendungen Seitens des k. k. Ferdinandeums in Insbruck, das der k. Akademie über 1000 Arten übermachte. Besonders aber sind die großmüthigen Schenkungen zu erwähnen, mit welchen uns Hr. Dr. v. Barth in Calw, correspondirendes Mitglied der k. Akademie der W., bereichert hat: 160 Arten aus Nordpersien von Kotschy und Hohenacker gesammelt, 154 Arten aus Labrador, von dortigen Missionarien eingesendet, darunter vorzüglich schöne Exemplare von kryptogamischen Meergewächsen und von Moosen, 600 Arten aus Georgien und dem übrigen Kaukasus, und 295 Arten von dem Missionär Metz in der ostindischen Provinz Canara gesammelt. Aus Ungarn wurden 250 Arten von Hrn. Kovátz erworben. Von dem k. niederländischen Oberarzte Dr. Kollmann in Java erhielten wir einige hunderte javanischer Arten. Wir übergehen mehrere andere Einsendungen von geringerem Umfange, und die aus mehreren Gegenden Deutschlands von den Herren Dr. Kummer und Sendtner eingelieferten Beyträge. Von letzterem befindet sich auch eine vollständige Suite aller Gewächse in dem allgemeinen Herbarium, welche derselbe auf einer, mit königlicher Unterstützung unternommenen, Reise an die dalmatischen Küsten und nach Bosnien gesammelt hat.

Auch der k. botanische Garten lieferte ein nicht unwichtiges Contingent, indem namentlich solche Ar-

ten, die zur Zeit nur schwer aus ihrem Vaterlande erhalten werden, getrocknet wurden. Es sind deren einige tausend Specimina, unter denen sich besonders die von Dr. Kummer aufgelegten durch sorgfältige Behandlung empfehlen.

Nach dem Tode des verdienstvollen Professors und zweyten Conservators Dr. Jos. Gerh. Zuccarini (geb. 10. Aug. 1797, gest. 18. Febr. 1848) erwarb die k. Universität das von ihm während fünfundzwanzig Jahren mit großer Thätigkeit zusammengebrachte Herbarium um die Summe von 10,000 fl. in sechszehn Jahresraten zahlbar. Durch diesen großartigen Zugang ist das allgemeine Herbarium in seiner Gesammtmasse fast verdoppelt worden. Es finden sich hier nicht bloß die Arten, welche Zuccarini bey seinen häufigen Herborisationen im südlichen Deutschland und bey seinen Reisen nach Berlin und Leiden erworben, sondern zahlreiche Beyträge aus den Händen sehr vieler der namhaftesten jetzt lebenden Botaniker, mit welchen er fleißig correspondirte *).

*) So sind hier deutsche Pflanzen von Koch, Hoppe, Funck, Fürnrohr, Treviranus, Ernst Meier, Schiede, Hargasser, Leo, Fleischer, Vahl jun., Bischoff, Albers, Nolte, Lessing, Unger, Sauter, Graf, Schultz, Alex. Braun, Mohl, Noë, Köberlin, Tratzel, Raab, Schnitzlein, Schenk, Kittel, Frölich, Hinterhuber, Bentham, Biasoletto, Lehmann, Berger, Pritzel, Schimper, Kummer, Sendtner, Ohmüller, — schweizer von Mohl, Raab, Trachsel, Schleicher, Seringe, Thomas, Brunner vorhanden. Aus Ungarn und der übrigen österreichischen Monarchie empfieng Zuccarini Beyträge von Sellow, Eubel, Leyßdolt, Reissek, Lang, Sadler, Vahl, Hoppe. Aus Dalmatien sind Arten von Peters, Fenzl, Visiani; aus dem Bannat von Heuffel, Rochel, Besser; aus der Moldau von Czyhak und Szowitz; aus Rumelien von Grisebach vorhanden. Wir fügen zur leichteren Uebersicht und Würdigung des bedeutenden Reichthums dieses Herbariums auch die übrigen Länder, welche hier vertreten sind, und die Namen der Mittheilenden an. Italien und Piemont: De Notaris, Balsamo, Savi jun., Bertoloni, Tenore, Viviani, Visiani, Biasoletto, Petter, Noë, Michahelles, Soleirol, Fleischer, Schiede, Gussone, Tineo, Bracht, ein sehr fleißiger Sammler in der Lombardei, der als Hauptmann des 52. Regiments in der Schlacht bey Novara gefallen ist. Spanien und Portugal: Holl, Bentham, Schultes, Boissier. Frankreich: De Candolle, Duby, Delille, Schultz, Vahl jun., Schimper, Bentham, Soleirol, Baumann, Buchinger, Brunner, Schnitzlein, Schimper. England und Schottland: Bentham. Schweden und Norwegen: Vahl jun., Fries, Wahlberg, Hornemann, Boek, Clason. Rußland: v. Ledebour, Richter. Griechenland: Sieber, Friedrich Zuccarini, Berger, Sartori, Spruner, Fraas.

Besonders reichlich ist in diesem Herbarium die Flora von Asien repräsentirt. Aus den Küstengegenden von Kleinasien sind die von Fleischer gesammelten und durch den württembergischen Reiseverein ausgegebenen Arten vorhanden, ferner von Aleppo und dem Taurusgebirge 285 Arten, von Kotschy gesammelt, aus der syrisch-arabischen Flora Pflanzen von Sieber, von Schimper, von dem herz. Leuchtenbergischen Leibmedicus Hrn. Dr. Fischer, welcher mehrere Jahre lang als Professor der Medicin an der medicinischen Schule zu Kasr El Ainie bey Kairo gelebt, und von dort aus sowohl Niederägypten als mehrere Striche von Arabien fleißig untersucht hat, ferner die ganze Ausbeute, welche Dr. Roth und Dr. Erdl, die Begleiter des Herrn Hofrathes von Schubert auf seiner levantischen Reise, vom Libanon und von der ägyptisch-arabischen Wüste zurückgebracht haben, endlich eine werthvolle Sammlung des englischen Obersten Chesney, aus dem Flußgebiet des Euphrat, eine Mittheilung der Londoner Gartenbaugesellschaft. Aus Georgien und den übrigen kaukasischen Landstrichen sind Pflanzen von Hohenacker, Brunner, Steven, A. Richter in Moskau, Dr. Tschernjajew, Prof. in Charkow, von Bunge, v. Ledebour und von der kaiserlichen Akademie in Petersburg vorhanden. Altaische, dawurische und andere sibirische sind von den beyden letzten Autoritäten, von C. A. Meyer, Bunge, Turczaninow und Drége eingesendet.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 39.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Aus Kamtschatka finden sich mehrere von Joerdens und Chamisso gesammelt; chinesische aus der Hand von Bunge, Bentham und von der kaiserlich-russischen Akademie mitgetheilt. Die Flora von Japan ist durch die Mittheilungen von Siebold und Bürger und durch Ankäufe von Göring vertreten. Dieß Material diente bey den schönen Arbeiten, welche Zuccarini und von Siebold über die Flora von Japan bekannt gemacht haben. Aus Indien finden sich Pflanzen, welche Baron Karl von Hügel mitgebracht hat, andere aus den Wallichschen Sammlungen von Bentham und Lindley mitgetheilt, von Krauer; aus der vorderen Halbinsel sind etwa 200 Arten von dem verdienstvollen Director der Baumwollenkulturen in Koimbatore Dr. Robert Wight, aus Assam und von den Kassiya-Bergen 290 Arten, Mittheilung des vortrefflichen Pflanzenforschers William Griffith, und aus Java und den übrigen Sundainseln sind Pflanzen von Reinwardt, von Siebold, Blume, Korthals und Müller vorhanden. Auch hier ist, wie in dem allgemeinen Herbarium, die Flora von Afrika mit Ausnahme des Caplandes nicht reichlich vertreten. Es finden sich, ausser einer nicht unbeträchtlichen Zahl ägyptischer Gewächse, einige wenige aus der Insel Madera, von Pohl, Hochstetter und Holl mitgetheilt; aus der Flora von Senegambien eine schätzbare Suite von Thomas Döllinger und andere von Sieber und Baumann. Die Flora des Caplandes dagegen ist in mehr als 2000 Arten vertreten, Sammlungen von Ecklon, Drége, Sieber, Brehm, Kraus (letztere durch Henschel, E. Meyer und v. Schrank mitgetheilt). Die verhältnißmässig noch selten in den Herbarien vorkommenden Gewächse der maskarenischen Inseln sind auch hier nur durch wenige von Sieber und Boyer mitgetheilte Arten repräsentirt.

Amerika ist verhältnißmässig am reichsten vertreten. Aus Sitcha und den Nachbarländern sind Pflanzen von Chamisso, Rupprecht und der kais. russischen Akademie, aus Grönland durch Hornemann, Bahl jun. und Steetz mitgetheilt vorhanden. Canada, Labrador und die vereinigten Staaten von Nordamerika haben nahe an 2000 Arten geliefert: Einsendungen von Hooker, von Barth (Missionär Heldenberg), Bischoff, Waldmann, Tuckermann, Torrey, Asa Gray, Martens, Lindley und Bentham (aus Kalifornien). Ferner sind vorhanden merikanische von Schiede und Baron von Karwinski, westindische von Sieber, Lindley, v. Barth, surinamische von E. Meyer, Baron Römer, Martius und Baumann; brasilianische von Döllinger, Beyrich, Sellow, von Langsdorff, Martius, Schott, Pohl und Mikan, chilesische von Lindley, Cumming, Bertero, Pöppig, peruvianische von Endlicher und Pöppig.

Australien. Aus Neuholland von Sieber, Lindley, Loddiges, Baron Hügel, aus Vandiemens-

land, Neuseeland und der Norfolkinsel, von Hooker, Lindley und Baron Hügel mitgetheilte Arten. *)

Auch mehrere botanische Gärten, der Erlanger, Münchner, Berliner, Wiener, Pariser, der von Padua, Verona, Mailand, Kew, Löwen, Neapel, Bonn, Montpellier, St. Petersburg haben eine

*) Im Allgemeinen ist dieses Herbarium reicher an phanerogamischen als an kryptogamischen Gewächsen; dennoch hat ein Theil auch in dieser Beziehung großen Werth. Es ist dieß der bryologische, welcher die höchst bedeutende, sich auf 700 Arten ziffernde Sammlung von Moosen enthält, die der berühmte Anatom und Physiolog Döllinger während 30 Jahren zusammengebracht und testamentarisch dem Professor Zuccarini hinterlassen hatte.

Die Döllingersche Moossammlung besteht: 1) aus dem Voitischen Herbarium. (J. G. G. Voit, Arzt in Schweinfurt, bearbeitete die Laubmoose des Großherzogthums Würzburg. Siehe Voit histor. Muscor. in magn. duc. herbipol. crescentum. Norimb. 1812 (8). 2) aus den käuflichen Sammlungen: a) Funck's kryptogamische Gew. des Fichtelgebirges. b) Funck's Moostaschenbuch. c) Dietrich's und Zenker's musci Thuringiaci. d) der Sardinischen Sammlung von Müller. e) käuflichen Beyträgen von Funck, Hoppe, Schleicher, Salzmann. 3) aus Beyträgen von Nees, Göppert, Schimper, Alex. Braun, Hepp, (Th. Hepp gab die Lichenen-Flora von Würzburg heraus). Hornschuch, Bock in Norwegen, Schnitzlein in Monheim, Opitz, Hübener, Martens, Vahl jun., v. Martius, Rhode, Leiblein, Dr. Krämer, Dr. Kittel, Zuccarini und durch Zuccarini von Hornemann, De Notaris, Balsamo. 4) aus den Sendungen der Söhne Döllingers, aus der Krim und aus Brasilien. 5) aus vielen Laubmoosen, welche Döllinger selbst um Würzburg, München, in den bayerischen Alpen und um Gastein sammelte.

Die von Zuccarini selbst zusammengebrachte Sammlung enthält: was er selbst um Erlangen, München und in den Alpen gesammelt hatte, und Beyträge von: Hoppe, Fürnrohr, Sauter, Funk, Sendtner, Kummer, Balsamo in Mailand, De Notaris, Elason aus Schweden, Bock aus Norwegen, Vahl jun., v. Martius, Döllinger, W. P. Schimper, Baron Hügel.



nicht unbeträchtliche Anzahl von Exemplaren in dieses Herbarium geliefert, welches von dem Sammler selbst auf 30,000 Arten angeschlagen worden ist. Bey dem beklagenswerthen, frühzeitigen Tode Zuccarini's fand sich eine nicht nach Arten, wohl aber nach Gattungen durchgeführte numerische Aufzählung dieses bedeutenden Pflanzenschatzes *)

*) Wir geben aus ihr die allgemeinste Uebersicht, nach Endlicher's System zusammengestellt, wieder, weil es nicht uninteressant scheint, in den hier beygebrachten Ziffern einen etwaigen Maaßstab für die Zahlenverhältnisse der einzelnen Hauptabtheilungen des Gewächsreiches niederzulegen, wie sie ein auf dem Continente lebender Botaniker, mittelst des oben verzeichneten Tauschverkehres, in den letzten Decennien zusammenzubringen im Stande war.

| | | |
|---|---|---|
| 1. | Algae | 306 |
| 2. | Lichenes | 165 |
| 3. | Fungi | 204 |
| 4. | Hepaticae | 101 |
| 5. | Musci | 767 |
| 6. | Equiseta | 12 |
| 7. | Filices | 560 |
| 8. | Hydropterides | 8 |
| 9. | Selagines | 54 |
| 10. | Zamieae | 4 |
| 11. | Rhizantheae | 4 |
| 12. | Glumaceae | 1813 |
| 13. | Enantioblastae | 152 |
| 14. | Helobieae | 22 |
| 15. | Coronariae | 597 |
| 16. | Artorhizae | 28 |
| 17. | Ensatae | 363 |
| 18. | Gynandrae | 385 |
| 19. | Scitamineae | 34 |
| 20. | Fluviales | 46 |
| 21. | Spadiciflorae | 60 |
| 22. | Principes | 18 |
| 23. | Coniferae | 139 |
| 24. | Piperitae | 57 |
| 25. | Aquaticae | 9 |
| 26. | Juliflorae | 404 |
| 27. | Oleraceae | 443 |
| 28. | Thymeleae | 489 |
| 29. | Serpentarieae | 34 |
| 30. | Plumbagines | 149 |
| 31. | Aggregatae | 2817 |
| 32. | Campanulinae | 296 |
| 33. | Caprifoliaceae | 620 |
| 34. | Contortae | 520 |

Eine handschriftlich hinterlassene Schätzung des Sammlers stellt für die einzelnen Welttheile folgende Ziffern auf:

| | |
|---|---|
| 35. Nuculiferae | 1312 |
| 36. Tubiflorae | 471 |
| 37. Personatae | 1090 |
| 38. Petalanthae | 270 |
| 39. Bicornes | 439 |
| 40. Discanthae | 780 |
| 41. Corniculatae | 346 |
| 42. Polycarpicae | 561 |
| 43. Rhoeades | 854 |
| 44. Nelumbia | 20 |
| 45. Parietales | 350 |
| 46. Peponiferae | 60 |
| 47. Opuntiae | 11 |
| 48. Caryophyllinae | 585 |
| 49. Columniferae | 455 |
| 50. Guttiferae | 200 |
| 51. Hesperides | 38 |
| 52. Acera | 218 |
| 53. Polygalinae | 175 |
| 54. Frangulaceae | 254 |
| 55. Tricoccae | 370 |
| 56. Terebinthaceae | 317 |
| 57. Gruinales | 387 |
| 58. Calyciflorae | 360 |
| 59. Myrtiflorae | 505 |
| 60. Rosiflorae | 569 |
| 61. Leguminosae | 2325 |
| | 26230 |

Von einem gleichartigen literar-historischen Interesse dürfte es seyn, alle Botaniker aufgeführt zu sehen, von welchen Zuccarini in den Jahren 1819 bis 1848 entweder mittel- oder unmittelbare Beyträge erhalten hat, weßhalb wir diese Liste hier ebenfalls beifügen.

Albers, Andrzeiowsky, Balsamo, Baumann, Bentham, Berger, Bertero, Bertoloni, Besser, Beyrich, Biasoletto, Bieberstein, Bischoff, Boissier, Bongard, Boek, Bracht, A. Braun, Brehm, R. Brown, Bruch, Brunner, Bunge, Chamisso, Chesney, Cumming, Czyhak, De Candolle sen. et jun., Delille, D'Herigoyen, Diesing, Döllinger s. et j., Drege, Duby, Duval, Ecklon, Ehrhardt, Einsele, Elsmann, Endlicher, Endreß, Erdl, Eschweiler, Eschenloher, Eubel, Fenzl, Fischer petrop., Fleischer, Fraas, Frank, Fries, Frölich, Fürnrohr, Funck, Gay, Graf, Gray, Hargaßer, Haenke, Henschel, Heuffel, Hinterhuber, Hohenacker, Holl, Hooker, Hoppe, Hornemann, Hügel, Karwinski, Köberlin, Koch, Krauer, Krämer, Kraus, Kröber, Kummer, Landerer, Lang, Langsdorff, v. Ledebour, Lehmann, Le Maire, Leo, Lessing, Leydoldt, Lindlachner, Lindley, Loddiges, Lucas, Lunz, Martens, v. Martius, C. A. Meyer, E. Meyer, Meisner, Mertens j., Mettingh, Michahelles, Mikan, Mohl, Noë, Nolte, de Notaris, Ohmüller, Otto, Panzer, Petter, Plaschnik, Pohl, Pöppig, Pritzel, Putterlick, Raab, Reinwardt, Reisseck, A. Richter, Rochel, Römer, Röper, Roth, Sadler, Salzmann, Sartori, Sauter, Savi, Schenk, Schiede, C. Schimper, N. Schimper, W. Schimper, v. Schlechtendal, Schleicher, Schnitzlein sen., Schott, Schubert, Schuch, Schübler, Schultes, Schultz j. et s., Seitz, Sellow, Sendtner, Seringe, Sieber, v. Siebold, Soleirol, Steven, Szovitz, Talbot, Tenore, Thomae, Trachsel, Tretzel, Treviranus, Trinius, Tschernjajew, Turczaninow, Unger, Vahl jun., Visiani, Viviani, Voit, Wahlberg, Waldmann, Wallich, v. Welden, Wiest, Waltl, Wolf, Fried. Zuccarini (des Sammlers Bruder).



| | |
|---|---|
| Flora europaea | 6500 Arten. |
| Flora asiatica | 6750 „ |
| Flora africana | 3380 „ |
| Flora americana | 7860 „ |
| Flora australasica | 1700 „ |
| | 26290 „ |

Hiezu rechnete Zuccarini noch 5,000 Arten von Kulturgewächsen aus verschiedenen Gärten.

Dieses Herbarium, in einem kleineren Formate als das akademische und zur Zeit noch in Papier von ungleicher Qualität aufgestellt, wird erst dann mit der allgemeinen Sammlung verschmolzen werden, wenn diese dem Publikum vollständig zugänglich gemacht ist.

Herbarium Boicum. Nachdem durch allerhöchste Entschließung Seiner königl. Majestät die botanische Erforschung des Königreiches zu einer besonderen Aufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften gemacht, und der Adjunkt des botanischen Conservatoriums Dr. Otto Sendtner bereits während dreyer Jahre im Sommer und Herbst zur Erhebung pflanzengeographischer und anderer hier einschlägiger Thatsachen, auf Reisen in die südlichen Theile des Königreiches geschickt worden ist, ergab

sich die Nothwendigkeit, ein besonderes Herbarium boicum zu gründen. Dasselbe ist bestimmt, alle bisher in Bayern aufgefundenen und der königl. Akademie der Wissenschaften mitgetheilten Pflanzen, nebst den einschlägigen pflanzengeographischen Notizen zu umfassen, und kann als das wesentlichste Hülfsmittel zur Förderung der oben erwähnten Aufgabe seitens der Botanik betrachtet werden. Außer den von Dr. Sendtner, zumal in dem bayerischen Alpengebirge und auf der bayerischen Hochebene, gesammelten Bürgern der Flora bavarica begreift dieser Theil des königl. Herbariums zur Zeit schon höchst schätzbare Beyträge aus der Hand des kgl. Ministerialforstrathes Hrn. v. Spitzel, des kgl. Landgerichtsphysikus Hrn. Dr. Einsele zu Berchtesgaden, des Herrn Kustos am königl. Herbarium Dr. Kummer, des Herrn Pfarrer Ohmüller, des Herrn Revierförsters v. Krempelhuber zu Mittewald, des Herrn Prof. Dr. Fürnrohr zu Regensburg, des Augsburgischen botanischen Vereins u. s. w.

Es ist bey der Gründung dieses Herbarii boici besonders darauf Rücksicht genommen worden, daß jede einzelne Pflanzenart in möglichst instructiven Exemplaren, aus verschiedenen Punkten ihres Verbreitungsbezirkes, repräsentirt werde, und daß durch die beygefügten Notizen über ihre Standorte nach Länge, Breite, Höhe über dem Meere und nach verschiedenen Bodenarten oder anderen eigenthümlichen Lebensbedingungen die geeigneten Thatsachen Behufs einer bayerischen Pflanzengeographie und Pflanzenstatistik in geeigneter Weise festgestellt und vereiniget werden können.

Das botanische Conservatorium hat zur baldigen Bereicherung der hier angestrebten Sammlung von Pflanzen und von pflanzengeographischen Thatsachen einen ausgedehnten Verkehr aller für die patriotische Unternehmung thätigen Botaniker in Bayern organisirt und wird über die Resultate der einschlägigen Arbeiten, an denen sich vorzüglich auch die königl. bayerische botanische Gesellschaft zu Regensburg betheiligt, von Zeit zu Zeit öffentlichen Bericht erstatten.

Dieß sind also die wesentlichsten Bestandtheile des Schatzes getrockneter Pflanzen, welchen das k. Herbarium von seiner Gründung an bis zum Jahre 1850 erhalten hat. Nach einer Schätzung dürfte das k. Herbarium in seiner Gesammtheit gegenwärtig etwa 42,000 Arten umfassen.

Die Anordnung folgt dem Systeme von Endlicher: **Genera plantarum secundum ordines naturales disposita Vindobonae 1836 — 1840 2 Bde. 4°.**

Aufstellung. Das Herbarium ist theils in hohen Schränken mit Glas-, theils in niedrigen mit Holzthüren, aufgestellt.

Die einzelnen Pflanzenexemplare sind auf halben Bögen weißen Papiers in Regal-Folioformat durch kleine Leisten geleimten Papieres befestiget; neben ihnen die Etiketten der Autoren oder Einsender. Durch genaue Kontrole der Autographen sucht man den literar-historischen Werth der Sammlung zu erhöhen. Alle Exemplare einer und derselben Art liegen innerhalb eines Bogens grauweißen Papiers vereinigt, welcher auf seiner unteren Aussenseite links die aufgeklebte Etikette mit dem recipirten Specialnamen trägt. Die Arten Einer Gattung liegen innerhalb eines Bogens von blauem Papiere, welcher in ähnlicher Weise mit dem systematischen Gattungsnamen versehen ist. Die Gattungen werden in Mappen von Pappendeckel verwahrt, welche mittelst durchgezogener Bänder geschloßen werden können. Zur Sicherung gegen Wurmfraß liegen zahlreiche Papierkapseln mit einer geeigneten Quantität Styrax liquida getränkt zwischen den Paqueten. Solche Exemplare, welche vorzugsweise von Würmern angenagt zu werden pflegen, werden entweder bey dem erstmaligen Aufkleben oder bey der Durchsicht von Zeit zu Zeit mit Mercurius dulcis eingestäubt. Die Durchsicht behufs dieser Sicherung wird alljährlich während der Sommermonate mit einem Theile der Sammlung vorgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 40.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Katalog. Was die Katalogisirung dieser Sammlungen betrifft, so folgt sie der angenommenen Reihe des Endlicher'schen Systems in den natürlichen Familien und Gattungen. Die Arten sind in alphabetischer Ordnung gelegt und verzeichnet. Der allgemeine Katalog ist zur Zeit bis zu der Familie der Compositae incl. durchgeführt.

Der Artenkatalog über die Zuccarinische Sammlung konnte zur Zeit so weit geführt werden, daß er die Acotyledonen und Monocotyledonen begreift. Ueber die der königl. Ludwigs-Maximilians-Universität gehörigen Pflanzenexemplare, welche zur Zeit schon dem allgemeinen Herbarium einverleibt sind, liegt ein in ähnlicher Weise verfaßter Katalog vor. Ausserdem werden für die einzelnen Acquisitionen besondere Accessionskataloge gehalten. Sobald das Aufkleben aller Pflanzenexemplare in gleichem Formate durchgeführt, und das Zusammengehörige vollständig vereinigt ist, beabsichtigt der Conservator, alle Bögen mit einer durch das Gesammtherbarium durchlaufenden Nummer zu versehen, welche dem Artenkataloge beygefügt als Controle für die Zahl der vorhandenen Exemplare dienen wird.

Andere Theile der Sammlung. Außer den hier angeführten Sammlungen getrockneter Pflanzen, enthält das k. Herbarium auch noch eine bedeutende Anzahl von Früchten, Samen, Blüthen und Früchten in Weingeist, Hölzern, Droguen und anderen merkwürdigen Producten des Pflanzenreiches. Schon aus der Schreber'schen Sammlung kamen manche dieser Gegenstände hieher, namentlich eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Hölzern. Wichtiger ist die Suite von Früchten und Samen aus Brasilien, eine ebenfalls auf der Reise von Spix und Martius acquirirte Suite von Proben peruvianischer Chinarinden, aus den Händen des Sohnes von Hippolyt Ruiz*), Verfassers der Quinologia, und einzelne merkwürdige Droguen. Diese Sammlung konnte jedoch zur Zeit wegen Mangels an Raum und an den nöthigen Behältern für ihre wissenschaftliche Aufstellung noch nicht geordnet und dem Publikum zugänglich gemacht werden. Vielmehr war es nothwendig, die Holzsammlung, welche mit mancherley anatomisch merkwürdigen Exemplaren von den im botanischen Garten abgestorbenen Holzarten vermehrt worden ist, vor dem Locale des k. Herbariums in dem offenen Gange in Glasschränke zusammenzuhäufen.

In dem k. Herbarium befindet sich auch eine kleine botanische Bibliothek, welche größtentheils bey Uebersiedlung der Manheimer Akademie nach München, aus dem dortigen botanischen Garten hieher gebracht worden ist. Behufs der systematischen Ar-

*) Quinologia, o tratado del Arbol de la Quina ó Cascarilla. Madr. 1792. 8°.

beiten im k. botanischen Garten, ist sie in den letzten Jahren mit den nöthigsten Handbüchern aus dem Etat des botanischen Gartens vermehrt worden. Dieser kleinere, vorzugsweise im Garten nothwendige Theil der Amtsbibliothek ist in dem Garten aufbewahrt. Dort befindet sich auch eine Sammlung von Pflanzengemälden, größtentheils von dem Pflanzenmaler Jos. Prestele, nach merkwürdigen Exemplaren des bot. Gartens, unter Leitung der Conservatoren in Aquarell ausgeführt und mit Analysen versehen.

Localität. Als das k. Herbarium lediglich aus der Schreber'schen Sammlung bestand, war es in einem Einzigen Zimmer, dem gegenwärtigen Canzley-Locale der k. Akademie d. W., aufgestellt. Nach der Vermehrung durch die Ergebnisse der brasilianischen Reise von Spix und Martius wurde es in diejenigen 3 Zimmer verlegt, worin zur Zeit die Classensitzungen gehalten werden; im Jahre 1839 erhielt es die Localität, im östlichen Flügel des Wilhelminischen Gebäudes, worin früher das königliche Kupferstichkabinet aufbewahrt war, und dieser wurden, nach Ausbau der neuen Hof- und Staatsbibliothek noch jene zwey Gemächer zugefügt, welche das Directorium der Bibliothek inne gehabt hatte. Zur Zeit occupirt dieses Attribut einen Flächenraum von 2755 Quadratschuhen, wovon 1767 Schuhe auf die 6 Zimmer, 988 Schuhe auf den zwischen ihnen gelegenen Saale kommen. Diese Localität ist jedoch bestimmt, von dem mineralogischen Cabinete eingenommen zu werden, sobald der Neubau für das Herbarium am k. botanischen Garten, dessen Führung bereits von S. K. Majestät genehmigt worden, hergestellt seyn wird. Dort, in der, seiner Bestimmung vorzugsweise entsprechenden Nachbarschaft des Gartens, wird erst dem Herbarium seine volle Bedeutung und den Interessen der botanischen Wissenschaft jene wirksame Entwickelung gegeben werden können, welche nur durch die gegenseitige Ergänzung beyder Attribute zu erzielen ist.

Literarische Leistungen, die aus d. k. Herbarium hervorgegangen.

Mit Beziehung und unter Benützung der im k. Herbarium niedergelegten Pflanzenschätze sind von den Vorständen desselben mehrfache größere und kleinere Schriften veröffentlicht worden, welche wir hier aufführen, und zwar

I. von Franz v. Paula von Schrank:

Anmerkungen zu Panzers Verzeichniß von 25 zur bayerischen Flora gehörigen Pflanzen. 4. Jahresbericht der mathemat. physikalischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften. 1812. S. 236.

Omphalodes, eine wiederhergestellte Pflanzengattung, Denkschriften der Münchner Akademie für 1811 u. 12. S. 217.

Drey seltene bayerische Pflanzen, ebendaselbst 1813. S. 313.

Botanische Beobachtungen in den Münchner Denkschriften. 1813. V. S. 57.

Botanische Beobachtungen, in den Denkschriften der k. bayerschen botanischen Gesellschaft zu Regensburg, Band I 1815. S. 104.

Porella, keine eigene Pflanzengattung, in dem Nürnbergischen Magazin für Nutzen und Vergnügen. 1816.

Anacis, eine neue Pflanzengattung. Denkschriften der Münchner Akademie. 1817. II. Klasse S. 1.

Aufzählung einiger Pflanzen aus Labrador mit Anmerkungen, Denkschriften der bot. Gesellschaft zu Regensburg. I. Bd., 2. Abth. 1817. S. 1.

Pflanzen aus Sarepta, ebendaselbst. S. 157.

Vier neue Pflanzen. Bot. Zeitung. 1819.

Commentatio de rarioribus quibusdam maximam partem Arabicis plantis in amplissima Schreberi collectione repertis. Münchner Denkschriften VI. Bd. 1817 S. 161.

Neue Beyträge zur Flora von Bayern. VII. Bd. 1820. S. 41.

Observationes in P. Leandri de Sacramento nova genera plantarum. Ebendas. S. 239.

De plantis quibusdam Africanis commentariolus in Sylloge plantarum novarum vel minus cogitarum. Ratisbonae Vol. I. 1824. S. 41.

Plantae Ucranicae, Bot. Zeitung 1822. II. S. 641.

Quatuor nova genera plantarum in Sylloge etc. Vol. I. 1824. S. 85.

Commentariolus in Irideas capenses; Denkschr. der bot. Gesellschaft in Regensburg II. Thl. I. 1822. S. 165.

Commentarius in Gnaphaloideas capenses. Münchner Denkschriften, VIII. Bd. S. 141.

Botanische Beobachtungen in der botanischen Zeitung. 1824. Bd. II Beil. S. 1—46.

Plantae novae aut minus cognitae in Sylloge plantarum novarum Ratisbonae. Vol. I. S. 189 Vol. II. 1828. S. 55.

Spergula laricina restituta. Münchner Denkschriften X. vom Jahr 1832. S. 171.

II. Von C. Fr. Ph. v. Martius.

Fasciculus plantarum herbarii academici in Denkschriften der Münchner Akad. Bd. VI. 1816. 1817.

Polygalae quatuor novae in Denkschr. der botan. Gesellsch. zu Regensburg. Bd. I. 1815. S. 183.

De plantis nonnullis antediluvianis ope specierum inter tropicos viventium illustrandis. Ebendaselbst. II. 1822. S. 121. T. 2. 3.

Lychnophora, novum plantarum genus, ibid. 148. T. 4—10.

Beytrag zur Flora Brasiliens, von Max Prinz von Wied, mit Beschreibungen v. Nees v. Esenbeck u. Martius. Nova Acta phys. medica Acad. Caes. Leop. Car. XI. I. 1823. p. 1—88. T. 1—6 u. XII. 1824. p. 1—54. T. 1—8.

Fraxinellae, plantarum familia naturalis definita, auct. Nees et Esenbeck et Martio ibid. p. 147—190. T. 18—31.

Specimen Materiae medicae brasiliensis in Münchner Denkschr. Bd. IX. 1823. mit 9 Tafeln.

Beytrag zur Kenntniß der natürl. Familie der Amarantaceae. Ebendas. XIII. 1826. S. 209—322.

Beyträge zur Kenntniß der Gattung Erythroxylon. Münchn. Denkschr. 1840. (Bd. XVI. 2.) S. 281 mit 9 Tafeln.

Fridericia, novum plantarum genus, Nova Acta Acad. C. Leop. XIII. II. 1827. p. IV—XII. c. 2 tab.

Die Eriocauleae als selbstständige Pflanzenfamilie aufgestellt und erläutert. Ebendas. XVII. 1835. S. 1—72. T. 1—5.

Plantae aliquot brasilienses descriptae in Denkschr. d. Regensb. bot. Gesellschaft. III. 1841. S. 295. mit T. 4.

Herbarium Florae Brasiliensis, in der Flora oder allg. botan. Zeitung. 1837. Bd. II. (Beyblätter) und in den folgenden Bänden.

Von größeren Werken, denen großentheils die im k. Herbarium aufbewahrten Pflanzen zu Grunde liegen, sind zu nennen:

Nova Genera et species Plant. brasil. 3 V. kl. Fol. 1823—30.

Historia naturalis Palmarum, gr. Fol. 3 V. 1823—1850.

Icones selectae plant. cryptogamicarum Brasiliae. kl. Fol. 1826—31.

Flora Brasiliensis s. Enumeratio plantar. in Brasilia provenientium 2 V. oct. Erster Theil: Cryptogama auctore Martio, Nees ab Esenbeck et Eschweiler. Zweyter Theil: Agrostologia auctore Nees.

Flora Brasiliensis ediderunt Steph. Endlicher et Martius, bis jetzt 9 Hefte, 1840—47. Fol. c. tabb.

III. Von Jos. Gerh. Zuccarini:

Bemerkungen zu Aug. de St. Hilaire's Monographie der Gattungen Sauvagesia u. Lavradia, in Botan. Zeitung. 1825.

Monographie der amerikanischen Oxalis-Arten. Münchner Denkschr. Bd. IX. 1823. S. 125 mit 9 Taf.

Nachtrag zu obiger Abh. Ebend. Bd. X. 1829. S. 177.

Plantarum novarum vel minus cognitarum descriptio fasc. I. Ebendas. S. 287.

Fasciculus II. Bd. XIII. 1831. S. 309 mit 10 Tf.
— — III. Ebendas. S. 597 mit 5 Tafeln.
— — IV. Bd. XVI. 1. 1837. S. 219 mit 9 Tf.
— — V. Bd. XIX. 2. 1845. S. 1 mit 6 Tf.

Plantarum quas in Japonia collegit Dr. Ph. Fr. de Siebold genera nova fasc. I. in Münchner Denkschr. XVI. 1843. S. 717 mit 5 Tf.

Zuccarini et Siebold Florae japonicae familiae naturales. Sectio I. Münchner Denkschr. XIX. 2. 1845. S. 111 mit 2 Tafeln. Sectio II. ibid. XIX. 3. 1846. S. 125 mit 1 Tafel.

## Administration und deren Bedürfnisse.

Aus der vorausgehenden Geschichte von der Entstehung und Erweiterung des Instituts ist zur Genüge ersichtlich, daß hier Alles neu gegründet werden mußte. Die Materialien, aus welchen das Herbarium nach und nach zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung aufgebaut worden ist, waren mannichfaltig, ihr Zugang unregelmäßig, und großentheils von der Art, daß er erst ausgedehnte wissenschaftliche Untersuchung, die systematische Bestimmung vieler tausend Pflanzen nöthig machte, ehe zur Aufstellung und Katalogisirung geschritten werden konnte. Besonders hindernd trat dabey in den früheren Jahren der Mangel an Localität, an Schränken und andern Utensilien und die geringe Dotation entgegen. Bis zum Etatsjahre 1827/28 hatte das Herbarium gar keine besondere Regie, und die allernöthigsten Bedürfnisse mußten aus den Fonds des Gartens bestritten werden, welchem mit gutem Gewissen von dem Vorstande desselben kein beträchtlicher Aufwand zu Gunsten des Herbariums angemuthet werden konnte. Erst nachdem das gegenwärtige geräumigere Locale im J. 1839/40 bezogen wurde, konnten die durchgreifenden Arbeiten einer systematischen Aufstellung in Angriff genommen werden, während früher für die Bestimmung und Nomenclator die geeigneten Vorarbeiten gemacht waren. Bey dieser Veranlassung ergab sich die dringende Nothwendigkeit, die durch Amtsgeschäfte im Garten und auf dem akad. Lehrstuhle mehrfach in Anspruch genommenen Arbeitskräfte der Conservatoren durch einen kundigen Gehülfen zu unterstützen, wozu vom Jahre 1839/40 an Hr. Dr. Med. Ferd. Kummer aufgestellt wurde.

Gegenwärtig ist das Herbarium zwar im Genusse eines jährlichen Etats von 300 fl. für die unmittelbaren Zwecke der Erhaltung, Aufstellung und Vermehrung; diese Summe erscheint aber in jeder Weise ungenügend, und die wiederholt gestellten Anträge auf Erhöhung des Etats bis zu der Summe von 700 fl. erweisen sich bey genauer Prüfung der Bedürfnisse als vollständig begründet.

(Schluß folgt.)



## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XX. Heft III — VI, Landau 1850. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1850. I. Jahrg. No. 1. Jan. — März.

Von Hrn. Prof. Wilh. Haidinger in Wien:

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. V. und VI. Bd. Wien 1850. 8.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. 3. Bd. Wien 1850. gr. 4.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. Nro. 10 — 27. Prag 1850. 4.

Von Hrn. Christian Bartholmeos in Paris:

Jordano Bruno. Tom. I. II. Par. 1849. 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen des Vereins. XIII. Band. Regensburg 1850. 8.

Von dem Gartenbau-Verein für Neupommern und Rügen in Greifswald:

Vierter und fünfter Jahresbericht und Mittheilungen. Greifsw. 1850. 8.

Von der Academy of nat. scienc. in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. II. Phil. 1850. 8.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues lausitzisches Magazin. 25. Bd. 3. und 4. Heft. Görlitz 1849. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 41

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.
Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Schluß.)

Schon eine Uebersicht der bisherigen Ausgaben, seitdem das Herbarium mit einer besonderen Regie bedacht ist, dürfte dieses Bedürfniß in das hellste Licht setzen. Es stellen sich nämlich diese Ausgaben vom Jahre 1827/28 bis 1849/50 folgendermaßen.

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| 1. Meubles, zur Aufnahme der Pflanzen und für die nöthigen Bedürfnisse der Beamten | 1033 | 37 |
| 2. Fracht- und Porto-Auslagen | 567 | 2 |
| Papier für die Pflanzen nnd Kataloge ꝛc. | 1372 | 54 |
| Ankauf von Pflanzen (theilweise durch außerordentliche Zuschüsse ermöglicht) | 1654 | 59 |
| Honorare für wissenschaftliche Hülfsarbeiten, Copialien u. s. w. | 1466 | 12½ |
| Buchbinder-Arbeit | 54 | 39 |
| Kleinere Requisiten, als Etiketten, Gläser, Zubereitung der Hölzer, Weingeist, Deckelchen und Schachteln, Bänder und Bindfaden, Staniol, Ochsenblasen, Gummi, Styrax, chemische Präparate, Waschgegenstände, Körbe | 262 | 31 |
| Taglöhne für Aufkleben der Pflanzen | 745 | 26 |
| Taglöhne für Reinigung des Locals | 86 | 31 |
| | 7243 | 51½ |

Es geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß für neue Erwerbungen innerhalb des Zeitraumes von 33 Jahren nur die Summe von 1939 fl. 56 kr. (für Ankauf und Porto), also im Durchschnitte jährlich nicht einmal 60 fl. verausgabt worden seyen. Daß aber einer öffentlichen Sammlung eine solche Summe nicht genüge, wenn sie in ihrem Stande den jeweiligen Stand der Wissenschaft, und in ihrem Zuwachse den Gang der Wissenschaft abspiegeln, wenn sie als Repräsentant des gesammten Materials der botanischen Wissenschaft gelten soll, bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Wir wollen hierbey nur auf den einzigen Umstand aufmerksam machen, daß in den letzten vierzig Jahren zahlreiche Reisen von Privaten, von Actiengesellschaften und auf Kosten vieler Regierungen unternommen worden sind, durch welche die Pflanzenschätze vieler Gegenden, die früher botanisch ganz unbekannt waren, zum Gemeingute der Wissenschaft in der Art erhoben wurden, daß die von dort zurückgebrachten Herbarien Gegenstand des Handels wurden. Dieses Verhältniß hat auf die Kenntniß von den Formen und von der geographischen Verbreitung den wesentlichsten Einfluß ausgeübt, und zwingt die größeren öffentlichen Anstalten, welche der Verbreitung botanischer Kenntnisse gewidmet sind, keine einseitige Vermehrung ihrer Pflanzenschätze, sondern eine gleichförmige aus allen Zonen und Ländern der Erde stets im Auge zu behalten.

Ueberdieß aber machen selbst die bereits in dem Münchner Herbarium vorfindlichen Sammlungen für ihre Aufstellung zum allgemeinen wissenschaftlichen

Gebrauch Ausgaben nothwendig, welche mit einem jährlichen Fond von 300 fl. unmöglich bestritten werden können. Hieher gehört insbesondere das mühsame und zeitraubende Geschäft des Pflanzenaufklebens, wozu, nebst den übrigen Handleistungen, welche in dem Herbarium vorkommen, ein gelernter Buchbinder und zwey Zöglinge aus dem rühmlich bekannten Institute des Inspektor Mayer für krüppelhafte Knaben beschäftiget werden.

Inzwischen steht von der wohlwollenden Fürsorge einer erleuchteten Regierung zu erwarten, daß die so nothwendige Erhöhung der Exigenz zeitig genug eintreten werde, damit die gegenwärtig eingeleiteten Arbeiten in so weit gefördert werden, um das k. Herbarium nach Ausbau des dafür projectirten Gebäudes am königlichen botanischen Garten dorthin in einem solchen Zustand übertragen zu können, welcher die allseitige Benützung desselben durch das größere Publikum möglich macht.

---

Hr. Prof. Vogel jun. las:

Ueber den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Keimen.

---

Die ersten Versuche über die Einwirkung der Magnesia auf die Vegetation sind von Smithson Tennant angestellt worden *). Er hatte beobachtet, daß zwey in der Gegend von Doncaster gewonnene und zur Mergelung angewandte Kalksorten sehr verschiedene Resultate gaben. Die Analyse ergab, daß die eine der Kalksorten fast zur Hälfte Magnesia enthielt, woraus er den Schluß zog, daß die Magnesia nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation ausübe. Direkte Versuche mit gebranntem Dolomit zeigten ebenfalls zerstörende Wirkung, welche indeß hauptsächlich der alkalischen Reaction der gebrannten Magnesia zuzuschreiben seyn dürfte, indem diese wegen ihrer schwachen Verwandtschaft zur Kohlensäure mehrere Monate lang ungeachtet des Zutritts der Luft im kaustischen Zustande verbleibt. Diesen Beobachtungen entgegengesetzt behauptet Giobert *), daß die kohlensaure Magnesia sogar einen günstigen Einfluß auf die Vegetation ausübe, indem sie den kohlensauren Kalk ersetzen und auch in die Constitution der Pflanze übergehen könne. Hiefür spricht, daß in manchen Pflanzenaschen Magnesia in nicht unbedeutender Menge angetroffen wird, und daß in verschiedenen Gegenden, z. B. in Piemont, das Doppelsalz von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia einen fruchtbaren cultivirten Boden ausmacht. Diese Ansicht wird noch bestätigt durch Davy's **) Versuche, welcher reine kohlensaure Magnesia auf Gras und auch auf Saaten von Weizen und Gerste ausstreute, ohne daß die Pflanzen davon nachtheilig affcirt worden wären. Der Umstand, daß die phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, welche Boussingault***) als Düngmittel angewendet hat, den Pflanzenwachsthum befördere, scheint ausschließlich dem Gehalte an Phosphorsäure und Ammoniak zugeschrieben werden zu müssen.

Endlich hat noch Runge mehrere Monate hindurch ein Exemplar von Mimosa pudica mit einer sehr verdünnten Auflösung von essigsaurer Magnesia begossen und nicht gefunden, daß es ihr nachtheilig war. Unter diesen Verhältnissen schien es mir nicht überflüßig, den Gegenstand einer neuen Bearbeitung zu unterstellen. Die Versuche hatten den doppelten Zweck:

1) die Wirkung der kohlensauren Magnesia auf das Keimen und
2) auf das Wachsthum und Gedeihen der schon gebildeten Pflanze kennen zu lernen.

I.

a) In reine kohlensaure Magnesia wurden Kressensamen gesäet, dieselben mit einer dünnen Schichte

*) Philosoph. Transact. 1799. Part II. 305.

*) J. d. Pharmacie XXV. 32. 1839

**) Agriculturchemie p. 373.

***) Compt. rend. XXI. 722.

kohlensaurer Magnesia überstreut, und stark begossen mit destillirtem Wasser. Es zeigte sich auch nach Verlauf einiger Tage durchaus keine Entwicklung des Keims. Die kohlensaure Magnesia war ungeachtet des mehrmaligen Begießens in eine compacte Masse übergegangen, woraus hervorgeht, daß hier eine große Menge Wasser absorbirt worden war.

b) Kohlensaure Magnesia wurde mit destillirtem Wasser in einem Porcellanmörser umgerührt und so viel Wasser hinzugesetzt, bis sie einen dünnen Brey darstellte, und in diesem Zustande durch Ersetzen des verdampften Wassers mehrere Tage erhalten. In diesen beynahe dünnflüssigen Boden Kresse gesäet zeigte sich allerdings ein schwaches Keimen nach 3 — 4 Tagen. Allein ungeachtet starken Begießens fand eine so bedeutende Volumverminderung des Bodens statt, daß die kohlensaure Magnesia als ein fester Kuchen beym Umkehren des Blumentopfes herausfiel, und die Wurzeln der jungen Pflanzen nicht in die Tiefe eindringen konnten, weßhalb auch die Keime bald absterben ohne weitere Entwicklung der Pflanze.

c) Kohlensaure Magnesia wurde mit dem gleichen Gewichte Glaspulver vermengt und mit Kressensamen besät. Es fand in der gewöhnlichen Zeit (nach 24 Stunden) die regelmäßige Keimung statt und die darauf folgende normale Entwicklung der Pflanze. Derselbe Fall tritt ein, wenn Kressensamen auf einen Boden aus gleichen Theilen kohlensaurer Magnesia und Gartenerde bestehend gesät wird.

d) Gewundener Platindraht wurde mit kohlensaurer Magnesia umgeben, so daß der Zusammenhang des Bodens auf allen Stellen unterbrochen war, und mit Kressensamen besät. Auch hier trat Keimen und Wachsthum ein.

e) In fein gepulvertem natürlichen Dolomit ging die Keimung erst nach vier Tagen vor sich, und es folgte, wenn auch nicht eine verkümmerte, doch verzögerte Entwicklung.

f) In grünem und schwarzem Serpentin, welcher bekanntlich Magnesia mit Kieselsäure verbunden enthält, ging die Keimung in der gewöhnlichen Zeit und normal vor sich.

g) Kohlensaure Magnesia wurde statt mit destillirtem Wasser mit kohlensäurehaltigen Wasser zu einem dünnen Brey angerührt und mit Kressensamen besät. Nachdem das Begießen der Samen einige Tage mit demselben kohlensäurehaltigen Wasser fortgesetzt war, fand ein schwaches Keimen statt, welches indeß bald wieder aufhörte, wie dieß im Versuch b) beschrieben ist.

## II.

a) Kressenpflanzen, die sich in einem Thongefäße mit Gartenerde entwickelt hatten, wurden mit kohlensaurer Magnesia dicht überstreut, so daß die ganze Oberfläche des Bodens damit bedeckt war. Auch nach mehreren Wochen zeigte sich kein Unterschied in der Uppigkeit der Vegetation.

b) Derselbe Versuch wurde in größerem Maaßstabe wiederholt, indem auf Grasboden kohlensaure Magnesia verbreitet wurde, so daß die Oberfläche ganz weiß war. Das Bestreuen mit kohlensaurer Magnesia geschah 6 Wochen hindurch wöchentlich einmal, allein die Pflanzen hatten davon nicht den mindesten Nachtheil.

c) Wird eine Pflanze mit einer concentrirten Auflösung eines Magnesiasalzes begossen, so beginnt das Verwelken nach einigen Tagen. Dieß ist jedoch nicht der specifischen Wirkung der Magnesia zuzuschreiben, sondern es ist dieß mit einem, jeden auch noch so indifferenten Salze der Fall, wenn es den Pflanzen ausschließlich in zu großer Menge dargeboten wird. Es ist schon früher beobachtet worden *), daß Chlormagnesium, Salpeter und Jodkalium aus ihren Auflösungen durch Pflanzen, die man in dieselben hineinstellt, absorbit werden und das baldige Absterben der letzteren bewirken. Diese früheren Versuche sind mit Auflösungen vorgenommen worden, die auf 1 Theil Salz 30 Theile Wasser enthielten. Indessen zeigt sich auch bey einer weit größeren Verdünnung noch eine Wirkung der Salze auf Pflanzen. 4 im Freyen gewachsene Pflanzen von gleicher Größe wurden mit der Wurzel herausgenom-

*) A. Vogel Journal für prakt. Chemie XXV.

men und die erste in destillirtes Wasser, die zweyte in Salpeter-, die dritte in Bittersalz-, die vierte in Phosphorsalzlösung gestellt, und zwar enthielten die Lösungen **1 Theil Salz auf 100 Theile Wasser.** In den ersten 3 Tagen war keine Veränderung wahrzunehmen. Nach dieser Zeit aber begann das Verwelken an den 3 in die Salzlösung gestellten Pflanzen, während die erste im destillirten Wasser sich noch aufrecht erhielt und noch keine Spur von Verwelken zeigte, als die anderen 3 schon gänzlich umgesunken waren. Es ergiebt sich hieraus, daß auch sehr verdünnte Lösungen indifferenter Salze, wenn sie, wie es in dem angegebenen Versuche der Fall ist, ausschließlich den Pflanzen zugeführt werden, nachtheilige Wirkung auf dieselben äußern.

Die Resultate, die sich aus den mitgetheilten Versuchen ergeben, sind folgende:

1) die kohlensaure Magnesia ist nicht als ein specif. Hinderniß des Keimens wie z. B. Kupfer, Arsenik ꝛc. zu betrachten, sondern ihre nachtheilige Wirkung auf die Entwicklung der Keime ihrem eigenthümlichen Verhalten zum Wasser zuzuschreiben, indem sie mit demselben eine compakte Masse bildet, ihr Volumen bedeutend vermindert und überdieß durch ihre feine Vertheilung die aufsteigenden Gefäße der Pflanzen zu verstopfen im Stande ist.

2) Auf die vollkommen entwickelten Pflanzen äußert die kohlensaure Magnesia keinen nachtheiligen Einfluß.

3) Die auflöslichen Magnesiasalze haben keine mehr schädliche Wirkung auf die Pflanzen, als dieß überhaupt mit den Lösungen anderer indifferenter Erd- oder Alkalisalze der Fall ist.

Seit längerer Zeit werden im chemischen Laboratorium der Akademie Versuche fortgesetzt, welche zum Zwecke haben, das Verhalten der verschiedensten mineralischen Verbindungen zur Keimung festzustellen. So wie es von Interesse ist zu wissen, ob ein Körper als Gift auf das thierische Leben zu betrachten sey, ein Verhältniß, welches von den meisten Substanzen schon längst durch direkte Versuche dargethan ist, eben so gut gehört das Verhalten einer Substanz zum vegetabilischen Leben, zur Kenntniß ihrer chemischen Eigenschaften. Obgleich bis jetzt zwar schon eine nicht unbedeutende Anzahl von Verbindungen und einfachen Körpern in solcher Weise untersucht worden, so fehlen doch noch viele, und ich beschränke mich darauf, hier die vorläufigen Resultate und nur das, was sich als Faktum herausgestellt hat, mitzutheilen, indem ich mir vorbehalte, noch specieller auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Man kann die Körper nach ihrem Verhalten zum vegetativen Leben in 3 Klassen eintheilen:

1) Körper, welche dem Keimen nicht nachtheilig sind, d. h. in denen das Keimen eben so schnell und normal vor sich geht, als in der Gartenerde.

2) Körper, welche das Keimen verzögern oder theilweise verkümmern.

3) Körper, welche das Keimen gänzlich verhindern.

Die Versuche sind unter gleichen Bedingungen der Einwirkung des Lichtes und der Wärme in Gefäßen von Porzellan vorgenommen und zum Begießen nur destillirtes Wasser angewendet worden. Sehr feine Pulver, die daher nur schwer das Wasser annehmen, wurden, vor der Einlegung der Samen, mit Wasser in einem Mörser zu einer homogenen Masse angerührt. Zu sämmtlichen Versuchen ist Kressensamen angewendet worden, welcher vor andern den Vorzug sehr schneller Keimung besitzt, indem schon nach 24 Stunden dieser Same den Keim deutlich wahrnehmbar entwickelt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 42.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.
Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Keimen.

(Schluß.)

In dem Folgenden sind neben den neuen Versuchen auch die älteren, welche wiederholt und wo es nöthig berichtigt wurden, angegeben.

1. Klasse, (das Keimen nicht störend): kohlensaurer Kalk, kohlensaurer Baryt, kohlensaurer Strontian, ungebrannter Gyps, Schwerspath, schwefelsaurer Strontian, Serpentin (grüner und schwarzer), Dolomit, Thonerde, künstl. Ultramarin, Glaspulver, Schwefelblumen (gewaschene), Schwamm, Minium, Chromoxyd, Wismuthoxyd, Zinkoxyd, metallisches Quecksilber, Spiegelbeleg, Cinnober, Calomel, Bleyglätte, phosphorsaures Bleyoxyd, Schwefelzinn, Uranoxyd, Nickeloxyd, Manganhyperoxyd, chromsaures Bleyoxyd, Vitrum Antimonii. Letztere 3 bilden den Uebergang zur 2. Klasse.

2. Klasse, (das Keimen verzögernd): Flußspath, Quecksilberoxyd, Antimonium crudum, Zinnoxyd, kohlensaure Magnesia, phosphorsaure Ammoniakmagnesia, Smalte.

3. Klasse, (das Keimen verhindernd): Arsenik und dessen Verbindungen mit Einschluß des Operment, Kermes, Sulfur auratum, Kupferoxyd und kohlensaures Kupferoxyd, chromsaures Quecksilberoxydul, Berlinerblau.

Eine Uebersicht dieser Zusammenstellung bestätigt die Erfahrung, daß Substanzen, welche auf den thierischen Organismus giftig wirken, keinen Nachtheil auf die Entwicklung der Pflanzen äußern; als Beyspiele dienen hier das Zinkoxyd, Bley ꝛc., ferner daß Verbindungen, deren chemische Zusammensetzung gleich oder doch sehr ähnlich ist, verschiedene Wirkung auf das Keimen äußern, wie z. B. das natürliche und künstliche Schwefelantimon.

Die Versuche sind bis jetzt noch nicht auf andere, als Kressensamen ausgedehnt worden. Es läßt sich indessen wohl vermuthen, daß Samen, die weit schwieriger keimen als die Kresse, in einem Boden, der für letztere schädlich, ebenfalls nicht zum Keimen gelangen.

Erbsen, Bohnen und die Samen der Cerealien können auf einer Unterlage, die ihnen durchaus keine Nahrung zuführt, z. B. auf Porzellan, Platinblech, wohl zum Keimen gebracht werden; hieraus läßt sich schließen, daß auch diese Samen unter den gehörigen Cautelen auf den Substanzen der 1. Klasse Keime entwickeln. Der Umstand, daß Samen auf einer Unterlage, aus der sie durchaus keine Nahrung ziehen können, wie z. B. auf Platinblech, Platindraht ꝛc., sich entwickeln, gibt zu erkennen, daß die als der Keimung schädlich aufgeführten Substanzen, wie z. B. Berlinerblau ꝛc., entweder der Keimung ein mehr mechanisches Hinderniß, wie die kohlensaure Magnesia, entgegense-

tzen oder durch die Keimkraft des Samens aus ihrem ursprünglich unlöslichen Zustand in einen theilweise löslichen übergeführt werden, und so im gelösten Zustande als Gifte aufzutreten vermögen. Die Empfindlichkeit der Pflanzen gegen Cyanverbindungen, wie sich dieß mit dem Berlinerblau gezeigt hat, ist auch durch Begießen einer Erbsenpflanze, mit einer sehr verdünnten Lösung von Blutlaugensalz nachgewiesn worden, wodurch die Pflanze schon nach wenigen Tagen dem Verwelken zugeführt wird.

---

Herr Adjunkt Dr. Johannes Roth erstattete Bericht:

Ueber eine Sendung abyssinischer Coleopteren.

Ich erlaube mir, der verehrten Klasse anzuzeigen, daß ich in einigen Monaten derselben eine entomologische Arbeit zur Prüfung vorlegen werde. Gegen Ende des letzten Jahres erhielt die zoologisch-zootomische Sammlung des Staates von dem als Pflanzensammler rühmlichst bekannten Herrn Wilhelm Schimper, welcher sich in dem abyssinischen Fürstenthume Tigré häuslich niedergelassen hat, eine reichhaltige Sendung von Coleopteren, die von einem Gehülfen desselben, Herrn Zander, zusammengebracht und zum Kaufe angeboten war. Ich fühlte mich um so mehr berufen, diese meist aus neuen Arten bestehende Sammlung wissenschaftlich zu bearbeiten, als ich während eines fast zweyjährigen Aufenthaltes in dem südabyssinischen Königreiche Schoa wohl den größten Theil dieser Insekten beobachtet und eingesammelt hatte, welche nun in dem Museum der ostindischen Compagnie in London aufbewahrt werden, aber mit Ausnahme der augenfälligsten Art, einer neuen Goliathidenform, Compsocephalus Horsfieldianus White, noch keine Bearbeitung gefunden haben. Eben so wenig wie die von mir zurückgebrachten Insekten-Sammlungen, wurden die der französischen Reisenden Lefebvre, Galinier und Ferret bekannt gemacht, obwohl von namhaften Entomologen, Guérin und Reiche, deren Beschreibung für die betreffenden Reisewerke angekündigt war. Die Ungunst der Zeiten hat die Herausgabe dieser Werke, welche auf Staatskosten erscheinen sollten, bisher gehindert, und wird sie wohl noch lange verzögern. Ich befürchte um so weniger mit diesen Arbeiten, wenn sie wirklich noch einmal erscheinen, auf unbillige Weise zu kollidiren, als bekanntlich Naturaliensammler, welche oft ihren Wohnort ändern, und nur gelegentlich augenfälligere Insekten aufbewahren können, fast nie Minutien zurückbringen; der Werth der Sammlung des Herrn Zander aber besteht darin, daß er zu allen Jahreszeiten auf einem und demselben beschränkten Gebiete seine Nachforschungen anstellen, und auch die kleinen Formen mit Muße einsammeln konnte.

Der mir brieflich mitgetheilte Umstand, daß die Sendung an die zoologische Sammlung nur die Hälfte der seit Jahren von Herrn Zander aufbewahrten Insekten umfaßt, erklärt hinlänglich, warum die verschiedenen Gruppen der Coleopteren so ungleich darin enthalten sind. Bey weitem der größte Theil gehört in die Gruppe der Lamellicornien, nämlich 74 Arten, während z. B. von der schönen Gruppe der Longicornien nur 5, von Carabicinen nur 18 vorkommen. Unter den Lamellicornien ist wieder überwiegend die Abtheilung der Coprophagen, welche freylich nach meinen Erfahrungen dort allenthalben schwärmen, und wenn auch nicht wie in der vorliegenden Sammlung in dem Verhältniß von 3 zu 8, so doch in einer in anderen Faunen unbekannten Mehrzahl auftreten.

Herr Schimper wohnt zu Antitscho (zwischen dem 14. und 13. Grad nördlicher Breite) in einer Meereshöhe von 6500′; in der Nähe seiner Besitzung sind Thäler von 5000 und Berge von 9000′ absoluter Höhe. Zur Regenzeit, Juny bis September, zeigt der Thermometer Morgens 11, Mittags 16, Abends 12 — 14°; in der trockenen Jahreszeit, Oktober bis Mai, Morgens 10 — 14, Mittags 18 — 23, Abends 14 — 18°. Im Dezember und Januar treten manchmal kühle Nächte ein von + 4° R. Ungeachtet der bedeutenden Elevation über den Meeresspiegel, besitzt jene Gegend

noch viele tropische Gewächse; sie eignet sich aber auch, wie der größere Theil von Abyssinien, ganz vortrefflich zum Anbau unserer Cerealien und Gemüse. Unter den Insekten finden sich wenige rein tropische Formen; die Mehrzahl weist auf die oberen Nilländer und auf Arabien hin, doch mit solchen Eigenthümlichkeiten, daß ihre Zusammenstellung zu einer eigenen Fauna nicht nur gerechtfertigt, sondern nothwendig erscheint. Mit Südafrika einerseits und Europa andererseits hat Abyssinien nur wenige Insektenarten gemein.

Die ganze Sammlung besteht aus 290 Arten in 3537 Stücken, fast allein Coleopteren, indem aus den übrigen Ordnungen nur sehr wenige Arten eingesendet worden sind. Wenn bearbeitet, wird sie eine wesentliche Lücke in unserer Kenntniß der ostafrikanischen Fauna ausfüllen, von welcher die leider unterbrochenen Symbolae physicae von Ehrenberg und die Schriften von Rüppell bereits so Wichtiges geliefert haben.

---

Hr. Conservator Lamont erstattete Bericht:

Ueber die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen vom Hohenpeißenberg und einigen anderen zur **Societas palatina** gehörigen Stationen in Bayern.

---

Unser verehrter Vorstand, Herr Hofrath von Thiersch, hat im Verlaufe des verflossenen Frühjahres in verschiedenen Räumen des Akademiegebäudes ältere meteorologische Beobachtungen vom Hohenpeißenberg und anderen Stationen in Bayern vorgefunden und solche mir zu näherer Untersuchung ihres wissenschaftlichen Werthes übergeben. Dadurch fand ich mich veranlaßt, nicht bloß die übergebenen Materialien zu ordnen und genau zu prüfen, sondern auch die Vervollständigung der Beobachtungsreihen zu versuchen. Eine Correspondenz wurde deßhalb eingeleitet mit Hrn. Pfarrer Ott von Hohenpeißenberg, Hrn. Dekan Kiener von Tölz, Hrn. Prof. Meister in Freising und dem k. Lycealrektorate daselbst, wodurch mehrere Bruchstücke der Beobachtungsreihe vom Hohenpeißenberg zusammengebracht wurden.

Ueber die sämmtlichen, auf solche Weise gesammelten, sehr voluminösen meteorologischen Acten habe ich nun die Ehre Folgendes zu berichten.

Unter den Acten befinden sich meteorologische Beobachtungen von 17 Stationen, welche in folgender Tabelle zugleich mit Angabe der Jahrgänge verzeichnet sind.

| | Jahrgänge | |
|---|---|---|
| Ander | 2 | |
| Aufkirchen | 7 | |
| Benedictbeuern | 6 | |
| Beuerberg | 3 | und 1 Jahrgang das Mittel. |
| Constein | 6 | |
| Ettal | 7½ | |
| Frauenau | 2 | |
| Fürstenfeld | 3 | |
| Hohenpeißenberg | 52 | |
| Mallersdorf | 7 | |
| Niederaltaich | 7 | |
| Raitenhaslach | 6 | |
| Roth (Kloster am Inn) | 7 | und 3 Jahrgänge das Mittel. |
| Straubing | 2 | |
| Tegernsee | 7 | |
| Landshut | 4 | |
| Neuburg a. D. | 4 | |

So wie die Zahl der Jahrgänge, so ist auch der Werth der verschiedenen Beobachtungen sehr ungleich. Die Temperatur Bestimmungen scheinen überall brauchbar zu seyn; das Gleiche gilt von der Regenmenge, wo sie bestimmt worden ist. Die Aufzeichnungen des Luftdruckes dagegen können bey keiner Station, mit Ausnahme von Hohenpeißenberg und Tegernsee, benützt werden, weil die Beobachter glaubten, daß die Temperatur auf den Stand des Barometers keinen Einfluß ausübe, eine Ansicht, die, obwohl von einzelnen Gelehrten schon zur Zeit der Entstehung der Societas palatina gründlich widerlegt, dennoch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts sich ziemlich

allgemein erhalten hat. Bey einzelnen Stationen kommen auch magnetische Beobachtungen, Pegelbeobachtungen, Aufzeichnungen des Verdunstungsmaßes u. s. w. vor; ich beabsichtige indessen nicht für jetzt in eine nähere Analyse derselben einzugehen: mein heutiger Bericht soll speciell auf die Beobachtungen des Hohenpeißenbergs, welche bey weitem an Wichtigkeit und Umfang alle anderen übertreffen, sich beziehen.

Das meteorologische Observatorium auf dem Hohenpeißenberge zeichnet sich durch seine eigenthümliche, für den Zweck höchst angemessene Lage, vor allen bestehenden Observatorien aus. Die Mannheimer Akademie hatte diesen hoch und frey gelegenen Punkt ausgewählt, weil die vielen Localeinflüße, die in Städten und Ortschaften auf den Gang der Instrumente Einfluß ausüben, hier wegfallen. Es wurden dafür auf Kosten des Churfürsten Carl Theodor in Mannheim Instrumente (nämlich ein Barometer mit daran befindlichem Thermometer, ein Thermometer für freye Luft, ein Haarhygrometer, ein Declinatorium und ein Elektrometer) verfertigt. Hemmer selbst, der Gründer der Societas palatina, verfügte sich im Herbste 1780 auf den Hohenpeißenberg, stellte daselbst die Instrumente auf und ertheilte den Beobachtern Unterweisung in ihrem Gebrauche. Zu den obigen Instrumenten kamen noch ein Inclinatorium von Brander, ein Regenmesser und eine Windfahne, und mit Anfang des Jahres 1781 wurde eine regelmäßige Beobachtungsreihe von den beyden regulirten Chorherren des Stiftes Rothenbuch, Fischer und Schlögel begonnen. Bis zum Jahre 1791 nahmen noch zwey andere Mitglieder jenes Stiftes, Herculanus und Albinus Schwaiger, an den Beobachtungen Theil. Später setzte letzterer allein die Beobachtungen bis zum Jahre 1795 fort. Ihm folgte Gelasius Karner; seine Thätigkeit dauerte bis zum Jahre 1805. Von 1806 bis 1812 war Primus Koch als akademischer Observator aufgestellt, in gleicher Eigenschaft beobachtete Gilbert Niedermayer von 1812 bis 1817, Wagner von 1818 bis 1828, Hr. Mathias Kiener, jetzt Pfarrer und Dekan in Tölz, von 1828 bis 1835, Hr. Georg Köpf, später Pfarrer in Kohlgrub, von 1836 bis 1840. In letzterem Jahre trat der gegenwärtige Observator, Hr. Pfarrer Chr. Ott ein.

Als bey Säcularisirung der Klöster auch das Chorherrnstift Rothenbuch aufgelöst und das Observatorium auf dem Hohenpeißenberg unserer Akademie übertragen wurde, hielt man es für zweckmäßig die Einrichtung zu treffen, daß außer dem jedesmaligen Pfarrer, als Observator, auch der Schullehrer, als dessen Gehülfe, an den Beobachtungen Theil zu nehmen, insbesondere aber bey Erledigung der Pfründe und bis zur Ernennung eines neuen Pfarrers allein das Observationsgeschäft zu versehen habe. Der erste Schullehrer, der auf solche Weise an den Beobachtungen Theil genommen hat, ist Hr. Johann Georg Schmauz; derselbe hat seine Function nahe ein halbes Jahrhundert mit unverdrossenem Eifer fortgesetzt und erst vor einigen Jahren an seinen Sohn übergeben; als ehrwürdiger Greis dem neunzigsten Lebensjahre nahe besteigt er indessen noch täglich den Berg, um die Witterungsverhältnisse nachzusehen, ein sprechender Beweis von dem, was ein Observator des vorigen Jahrhunderts von dem günstigen Einfluße der dortigen Luft und Lebensweise auf die Constitution der Bewohner sagt *).

(Schluß folgt.)

*) „Die Leute erreichen ein hohes Alter, und sterben nicht anders, als an der unheilbaren Krankheit — am Alter. Bemerkenswerth ist, wie Leute von 60, 70 bis 80 Jahren munter, und ohne viele Beschwerde den Berg heraufsteigen, da indessen Fremdlinge von mittlerm Alter unter ängstlichem Schnauben wohl mehr als zehnmal den Schweiß vom Gesichte wegtrocknen, bis sie dessen Spitze erreichen." — (Versuch einer meteorologischen Beschreibung des Hohenpeißenberges von Albinus Schwaiger. S. 35.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 43.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.
Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Oeffentliche Sitzung am 27. November 1850.

Die k. Akademie der Wissenschaften hielt zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern eine öffentliche Sitzung, in welcher Hr. Universitäts-Professor Dr. Haneberg, ordentliches Mitglied der philosophisch-philologischen Classe, eine Rede über „das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner im Mittelalter," und hierauf Hr. Geheime Rath v. Ringseis eine Denkrede auf das im letzten Jahre verstorbene Mitglied der Akademie, Geheimen Rath v. Walther hielt.

Eröffnet wurde sie durch folgenden Vortrag ihres Vorstandes, des Hrn. Hofr. Fr. v. Thiersch.

„Die königliche Akademie der Wissenschaften ist versammelt, zum dritten Male das hohe Geburtsfest ihres erhabenen Monarchen und Beschützers durch eine Vorfeyer in gebührender Weise zu begehen.

Wenn schon in gewöhnlichen Zeiten ein solches Fest das Herz mit Dank für den Ordner und Lenker des menschlichen Schicksals erfüllt und den Wunsch belebt, daß dem Monarchen der Schutz des Herrn auch während des für ihn neu beginnenden Jahres zur Seite stehen, und das Licht von Oben ihm den dunklen Pfad des Lebens beleuchten möge, so werden sich diese Gefühle und Wünsche noch lebhafter und inniger in einer Zeit gestalten, in welcher durch Leidenschaften und Partheyungen, wie durch Stürme das Geschick der Völker im Wirbel gedreht wird, gleich dem Rade des Irion, hinter dem eine verborgene Stimme den Ruf erschallen ließ:

**Discite justitiam moniti et non temnere divos!**

Möge unserm erhabenen Monarchen im Verein mit mächtigen Freunden und Männern aufrechter Gesinnung es gelingen, durch weisen Rath und männlichen Entschluß zu bewirken, daß das furchtbare Loos, von welchem unser gemeinsames deutsches Vaterland bedroht wird, von ihm abgewendet und die Einigung desselben auf Besonnenheit und Gerechtigkeit gegründet werde.

Nicht nur für das Ganze, für die höchsten politischen und bürgerlichen Güter gilt dieser Wunsch, sondern auch für das Gebiet der Wissenschaften, das die Akademie anzubauen berufen und bemüht ist. Denn obwohl es jenen Fluren gleicht, die nach alter Sage nicht von Stürmen und Ungewittern verwüstet werden, sondern von immer heiterem Himmel umleuchtet und von milden Lüften durchweht sind, so steht es doch durch seine Beziehungen nach Außen unter dem Einfluße der allgemeinen Erschütterungen und Katastrophen. Nur wo ein auf Gesetz und Freyheit gegründeter Friede waltet, werden seine Pflanzungen fröhlich gedeihen und die Früchte tragen, welche dem Ganzen zum Nutzen und dem Einzelnen zur Zierde gereichen.

Wenn hier des Nutzens wissenschaftlicher Forschungen gedacht wird, so ist damit Dasjenige, was den praktischen Vortheil und die materielle Wohlfahrt betrifft, weder unmittelbar gemeint noch ausgeschlossen.

Der größte Erfolg wie der höchste Nutzen auf ihrem Gebiet ist die Erkenntniß der Wahrheit, und aus dieser allein fließt der wahre Gewinn für das Leben und sein Bedürfniß.

Darum haben die edelsten und größten Geister aller Zeiten die Erforschung der ewigen Gesetze, nach denen im Reiche der Natur und des Geistes die Dinge gestaltet und die Erscheinungen bedingt werden, als die eigentliche Aufgabe und das höchste Ziel ihres Lebens erkannt, in die Erfolge solcher Bestrebungen aber ihre Glückseligkeit gesetzt und darin ihren Ruhm gefunden. Sie waren von den Bedürfnissen des Lebens nicht abgewendet, erkannten aber den Gewinn, der aus ihren Entdeckungen floß, als einen zufälligen, der nicht zu verschmähen, auch in jeder Weise zu pflegen, aber nicht an sich zu erstreben sey. So versagte Archimedes dem Wunsche seines Freundes und Verwandten, des Königs Hieron nicht, Syrakus mit jenen Kriegsmaschinen auszurüsten, durch welche seine Vaterstadt drey Jahre lang gegen ein römisches Kriegsheer vertheidiget wurde; aber auf seinem Grabmale fand Cicero keine Beziehung auf jene Werke, welche beym Volk ihm Ruhm und Ehre brachten, sondern Kugel und Cylinder gebildet, deren Verhältniß er auf geometrischem Wege gefunden und als den Schlüssel der höchsten mathematischen Probleme erwiesen hatte.

Es liegt aber der Bedeutung und Würde des Festes, welches wir begehen, nicht fern, wenn wir, zumal gegenüber der oft wiederkehrenden Mißdeutung unserer Thätigkeit durch Gegner darauf hinweisen, daß auch die Akademie nach den großen Vorbildern vergangener Zeiten unter dem Schutze einsichtsvoller Monarchen und Staatsmänner treu ihrem Wahlspruche rerum cognoscere caussas zwar die wissenschaftliche Forschung als eine solche gepflegt, die ihr Ziel in sich selber trägt, dabey jedoch auch auf den Nutzen Bedacht genommen hat, der aus ihr für das öffentliche Wohl fließt, und auf die Bedürfnisse des Staates und des bürgerlichen Lebens tief greifend und umgestaltend einwirkt.

Um nicht der Arbeiten zu gedenken, durch welche die erste und dritte Classe derselben die ihnen anvertrauten Wissenschaften gepflegt und dadurch für klassische und deutsche Literatur, für Kenntniß des Alterthums, der alten und neuen Kunst, für Erziehung und Unterricht, für die Kunde des Vaterlandes, der Sitte und des Rechtes von Bayern mannigfaltigen Nutzen zu Tage gefördert haben, werden wir nur bey einigen Leistungen von Mitgliedern der zweyten Classe verweilen, die Bezug haben auf die beyden praktisch wichtigsten und größten Erfindungen der Gegenwart, durch welche die bewegenden und elektrischen Kräfte zu Trägerinnen des Verkehrs und der Völkerverbindung geworden sind. Wir meinen die Arbeiten Josephs v. Baader über die Eisenbahnen, und von Samuel Thomas v. Sömmering über den elektrischen Telegraphen.

Schon bey seiner ersten Reise nach England im J. 1810 überzeugte sich Baader, daß die Belegung kurzer Wegstrecken mit Eisenschienen, die er dort seit mehr als hundert Jahren im Gebrauche der Fabriken fand, einer unermeßlichen Entwicklung fähig und in ihr der Keim einer großen Länder verbindenden und Völker bewegenden Erfindung gelegt sey. Nach der Heimath zurückgekehrt, war er bemüht, in seinem Systeme der fortschaffenden Mechanik die Gesetze zu finden und wissenschaftlich nachzuweisen, welche dabey in Anwendung kommen mußten. Nicht nur bessere Construction der Eisenbahnen, und ihrer Wagen selbst, sondern auch seine Compensationsmaschine für das Emporheben der Wagenzüge an schrägen Flächen, und seine Bergwinde für das Herablassen an denselben sind aus diesen Untersuchungen der höhern Mechanik hervorgegangen. Als er im Jahre 1815 nach England zurückkehrte, um seiner Erfindung Eingang zu verschaffen, traf er bey den Technikern daselbst noch so wenig Empfänglichkeit dafür, daß, wie er sich in seiner akademischen Rede darüber ausdrückt, er überall tauben Ohren predigte.

Nicht viel mehr Anerkennung wurde seiner mit Unverdrossenheit fortgesetzten Bemühung zu Theil, als er endlich im Jahre 1825 zu Folge königlichen Auftrages in Nymphenburg eine Eisenbahn mit ihrem Apparat als Probe hergestellt hatte. Die Akademie zwar betheiligte sich mit Eifer an dem Unternehmen ihres ausgezeichneten Mitgliedes, und die

von ihr abgeordnete Commission erklärte in ihrem Protokoll, daß die Aufgabe zu ihrer vollen Zufriedenheit gelöst sey, daß ein Pferd die Last von 115 Centnern mit Leichtigkeit ziehe, daß die Wagen der krummlinigten Bewegung ungestört folgten, und daß sie durch die Compensationsmaschine an der aufsteigenden Fläche eben so sicher emporgehoben, wie durch die Bergwinde an ihr herabgeleitet würden.

Indeß beruhte damit, wenigstens für Bayern und Deutschland, diese wichtige Erfindung, und es verflossen neue 10 Jahre, ehe sie im Großen unter uns zur Anwendung kam.

Als endlich auch in Deutschland der Ruf nach Eisenbahnen ein allgemeiner und das Unternehmen durch Erfindung des Dampfwagens beflügelt wurde, war Baader bereits tödlich erkrankt. Erst auf dem Todtenbette empfing er die Aufträge, welche bezüglich der Anlage, Ausführung und Leitung größerer Eisenbahnen von mehreren Seiten an ihn gerichtet wurden.

Wie Joseph v. Baader bezüglich der Eisenbahnen, so ist Samuel Thomas v. Sömmering in Anwendung und Ausführung des elektrischen Telegraphen seiner Zeit vorausgeeilt, ein Physiolog und Anatom ersten Ranges, der durch seine Untersuchungen über das Auge und über das Gehirn der neuern Physiologie und ihren für die praktische Heilkunde so wichtigen Erfolgen in Verbindung mit seinem Freunde und Collegen Ignaz v. Döllinger die Wege geöffnet hat. Gewohnt, seinen forschenden Geist auch über das Gebiet seiner Wissenschaft hinaus auf jedes Problem zu heften, das sich ihm zufällig darbot, hat er die Eigenschaft der Thierhäute entdeckt, bey Verdünstung nur die wässerigten Theile zu transspiriren und die alkoholischen zurückzuhalten, und in Folge davon gelehrt, den Wein in Gefäßen, welche von Blasen geschlossen sind, zu verstärken und zu veredeln. Eben so führte die Betrachtung der bey der Akademie vorräthigen versteinerten Thierreste ihn zu Arbeiten auf dem damals noch weniger angebauten Felde der Paläontologie, die in unserer Zeit für Geschichte und Entwickelung des Erdkörpers von so großer Bedeutung geworden ist und den Blick des Menschen bis in die fernsten Aeonen zurück



ausgedehnt hat, in welcher das Schöpfungswort unsern Planeten aus dem Chaos sich gestalten ließ.

(Schluß folgt.)

---

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. November 1850.

Hr. Conservator Lamont erstattete Bericht:

Ueber die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen von Hohenpeißenberg und einigen anderen zur Societas palatina gehörigen Stationen in Bayern.

(Schluß).

Was wir von den meteorologischen Arbeiten des Observatoriums auf dem Hohenpeißenberg gegenwärtig besitzen, wird folgende kurze Uebersicht lehren. Die ersten Jahrgänge von 1781 angefangen sind in den Ephemeriden der Societas palatina in Extenso abgedruckt; die daraus sich ergebenden Mittelwerthe hat der früher schon angeführte Beobachter Albinus Schwaiger in einer eigenen Schrift (Versuch einer meteorologischen Beschreibung des hohen Peißenbergs; München bey Anton Franz sel. Wittwe — ohne Jahreszahl —) bekannt gemacht. Die späteren Jahrgänge bis zur neuesten Zeit habe ich unter den oben erwähnten Papieren vorgefunden mit Ausnahme von 1793, 1798, 1799, 1810, 1811. Vom Jahre 1817 sind nur wenige Monate vorhanden; ob das vorgefundene Manuscript unvollständig ist, oder ob die Beobachtungen selbst in diesem Jahre eine Unterbrechung erlitten haben, läßt sich aus den vorhandenen Documenten nicht entnehmen.

Die sämmtlichen vorhandenen Jahrgänge von 1792 anfangend sind nun geordnet und gehörig zusammengeschrieben; die Mittelwerthe sind berechnet und in Tabellen gebracht; die Bestimmungen endlich durch eine genaue Untersuchung der Instrumente mit den neuern meteorologischen Beobachtungen vergleichbar gemacht.

Nachdem wir auf solche Weise die vorhandenen Beobachtungen erwähnt haben, wird es zunächst nöthig seyn, auf eine nähere Würdigung derselben einzugehen.

In keinem Zweige der Wissenschaft ist so viel umsonst gearbeitet worden wie in der Meteorologie. Wir besitzen Tausende von meteorologischen Aufzeichnungen, aus denen schlechterdings kein Resultat zu gewinnen ist. Die einen haben ihre Instrumente so aufgestellt, daß sie theilweise dem directen oder reflectirten Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, viele haben auf die Temperatur des Quecksilbers im Barometer niemals Rücksicht genommen, der größte Theil der Beobachter hat nicht die Ausdauer gehabt, ohne Aenderung der Instrumente oder Beobachtungsweise auf eine längere Reihe von Jahren ihre Aufzeichnungen fortzusetzen; endlich kommt noch der Hauptübelstand hinzu, daß unter zwanzig Beobachtern kaum einer zu finden ist, der sich von der Richtigkeit seiner Instrumente und der Vergleichbarkeit seiner Resultate mit denen anderer Beobachter versichert hätte.

Bey den Beobachtungen auf dem Hohenpeißenberge fallen alle diese Uebelstände weg. Von dem Tage an, wo die Beobachtungen angefangen wurden, bis zum Jahre 1840 sind die Hauptinstrumente (Barometer, Thermometer, Regen- und Schneemesser) unverändert an derselben Stelle gestanden; und wenn in dem eben erwähnten Jahre ein neues Barometer und Thermometer substituirt wurden, so geschah dieß nur nach der sorgfältigsten Vergleichung mit den früheren Instrumenten, so daß die Beobachtungsreihe durchaus keine Unterbrechung erleidet *). Auch die Beobachtungsweise ist unverändert geblieben; es sind vom Anfange bis zum heutigen Tage dieselben Stunden beybehalten und die Instrumente nach derselben Instruction aufgezeichnet worden. Unter dem reichlichen Vorrathe von Beobachtungen, welche die Meteorologie aufzuweisen hat, findet sich keine Reihe von gleichem Umfange vor, welche dieselben Vorzüge besitzt.

Aus dem was eben über den eigenthümlichen Werth der Hohenpeißenberger Beobachtungen gesagt worden ist, ergibt sich von selbst der Schluß, daß die Veröffentlichung derselben durch den Druck in hohem Maaße wünschenswerth erscheint und gerade in gegenwärtiger Zeit besonders willkommen seyn dürfte, wo meteorologische Arbeiten in allen Welttheilen mit dem regsten Eifer betrieben werden. Wie aber die Veröffentlichung zu bewerkstelligen sey, unter den jetzigen ungünstigen Verhältnißen und bey der allbekannten Unzulänglichkeit der akademischen Fonds, war ein schwieriges Problem. Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände schien nur ein Ausweg übrig, nämlich die Beobachtungen vom Hohenpeißenberg in den „Annalen der k. Sternwarte“ aufzunehmen, was einerseits zwar eine temporäre Retardation in der Bekanntmachung der eigenen Arbeiten zur Folge hat, anderseits aber schon deßhalb angemessen erschien, weil in neuerer Zeit das Observatorium auf dem Hohenpeißenberg der k. Sternwarte zugetheilt worden ist. Nachdem der Antrag, den ich deßhalb dem Vorstande der Akademie Herrn Hofrath von Thiersch mündlich vortrug, dessen Genehmigung erhalten hatte, wurde der Druck sogleich begonnen und ich habe jetzt die Ehre der mathematisch-physikalischen Klasse die ersten 15 Bogen vorzulegen. Bis Mitte des künftigen Sommers wird, wie ich hoffe, die vollständige Folge der Hohenpeißenberger Beobachtungen bis 1850 inclusive gedruckt seyn.

Zum Schluße habe ich noch die Mühe dankbar anzuerkennen, welche Herr Prof. Hainz auf Zusammenstellung und Berechnung der Hohenpeißenberger Beobachtungen verwendet hat; ohne seine wirksame Beyhülfe würden die sonstigen Geschäfte der Sternwarte nicht gestattet haben, diese umfangreiche Arbeit gegenwärtig zur Ausführung zu bringen.

*) Das alte (Mannheimer) Barometer steht jetzt noch an der früheren Stelle neben dem neuen und wird täglich aufgezeichnet. Das Mannheimer Thermometer aber wird an der hiesigen Sternwarte aufbewahrt.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 44

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.
Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Oeffentliche Sitzung am 27. November 1850.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise ward er zu der Anwendung der Elektricität auf Fernschrift geführt. Schon Andere hatten die Möglichkeit erkannt, den elektrischen Funken zum Träger der Mittheilungen in die Ferne zu machen, ohne daß man dem Gedanken weitere Folge gab, oder wo es geschehen sollte, über geringe Versuche hinauskam. Sömmering griff die Sache tiefer, indem er die galvanische Elektricität zu Hülfe nahm. An die Endpunkte der Metalltasten eines Instrumentes, das dem Clavier nicht unähnlich war, band er so viele Drähte als Buchstaben im Alphabete zu bezeichnen waren, die Drähte wurden in ihrer Fortsetzung zu einem Strange vereiniget, und an den Ort geleitet, wohin man schreiben wollte. Dort breiteten sie sich wie in einen Fächer aus, und endeten in einem Wasserbehälter, über dem an den Stellen ihrer einzelnen Spitzen der Reihe nach die Buchstaben, deren Träger sie waren, auf einer Leiste verzeichnet standen. Diese Vorrichtung ward in den Kreis einer wirkenden elektrisch-galvanischen Säule gebracht. So wie man die Tasten des Instrumentes anschlug, zeigten sich in dem Wasser um die entgegengesetzten Spitzen der Drähte Gasentwickelungen. Ihre Bläschen zeigten auf den Buchstaben darüber, der angeschlagen und gemeint war; die Correspondenz ging so schnell wie es das Anschlagen der Buchstaben nach oder mit einander gestattete. Sömmering hatte, wie natürlich, erkannt, daß die Entfernung des Endpunktes der Zeit nach gar nicht in Anrechnung komme, weil es sich hier von einer Schnelligkeit handelt, mit der allein die des Lichtes kann verglichen werden, und welche erst bey vielen tausenden von Meilen meßbar und bemerkbar wird.

Um aber die Schnelligkeit oder vielmehr die Unmittelbarkeit der Mittheilung auch bey seiner durch das Lokal beschränkten Vorkehrung deutlich zu zeigen, war der Strang der Drähte 2000 Fuß lang gemacht und in seinen mittlern Theilen um eine Walze gewunden. Auch so wurden die Buchstaben in demselben Momente angezeigt, in welchem die Tasten berührt wurden.

Sein Apparat war während des Jahres 1820 in seinem Wohnzimmer und in den Sälen der Akademie aufgestellt, untersucht, und als dem Zwecke vollkommen entsprechend erkannt worden.

Auch diese Erfindung blieb über zwanzig Jahre wenig beachtet, und Sömmering sah nicht einmal, wie Baader vor seinem Tode, daß sie von den Zeitgenossen nach Verdienst gewürdiget wurde. Einen genauen und durch sechs Kupfertafeln erläuterten Bericht darüber hatte er dasselbe Jahr in den Denkschriften der Akademie, wie er sagte, zur Aufbewahrung und Benutzung niedergelegt, „es andern gerne überlassend, seinen durch Elektricität vermittelten Telegraphen, zum Gebrauche des Staates anzuwenden“.

Erst in den jüngsten Jahren ward die Erfindung wieder aufgenommen und weiter geführt. Das Instrument wurde vereinfacht, die Mittheilungen desselben auf Einen Draht beschränkt, und mit Beseitigung des Wassers, dem Ohre durch Schläge vernehmbar gemacht, deren einfache Gruppirung die Zeichen der Buchstaben dem Papierstreifen aufdrückt. So wurde, ohne daß man die Grundlage von Sömmering verließ, und auch dieses wieder unter Mitwirkung der Akademie und der besondern Thätigkeit eines ihrer Mitglieder, die telegraphische Kunst auf rein wissenschaftlichem Wege zu einer Vollendung geführt, in welcher sie die Gedanken und Mittheilungen der Völker und die Befehle der Mächtigen, selbst unter Flüßen und über Meeresgrund, mit mehr als Lichtesschnelle hinwegträgt.

Leicht wäre es, die Darlegung dessen, was die Akademie durch ihre Mitglieder auch auf andern Gebieten dieser Classe für den öffentlichen Nutzen geleistet hat, zu erweitern, wenn wir die Entdeckungen und Erfolge ausführlich zu bezeichen hätten, welche sich an die rein wissenschaftlichen Arbeiten eines Gehlen, Fraunhofer, Reichenbach, Döllinger anschließen; doch das Erwähnte genügt, um zu zeigen, daß diese Corporation, obwohl auf reinwissenschaftliche Forschung hingewiesen, doch auch durch den praktischen Erfolg ihrer Bemühungen des Schutzes großmüthiger Monarchen sich würdig erwiesen hat und die Achtung verdient, die ihr von ebenbürtigen Gesellschaften und Männern deutschen und fremden Bodens in reichem Maaße zu Theil wird.

Künftiger Zeit muß es vorbehalten bleiben, daran zu erinnern, daß auch die gegenwärtig in ihr vereinigten Männer in dem Geiste der Vorgänger thätig, und nicht ohne Theil an den Forschungen und Entdeckungen geblieben sind, welche das Reich der Erkenntniß in früher kaum geahnter Weise erweitert und geschmückt haben.

---

Seit der letzten Feyer dieses hohen Festes hat die Akademie drey auswärtige Mitglieder durch den Tod verloren, Francesco Avellino in Neapel, Quatremère de Quincy und Gay-Lussac in Paris.



Avellino hat während einer langen Reihe von Jahren sich um die archäologischen Studien im Königreiche Neapel, um genauere Kunde der durch Ausgrabungen auf dem Boden von Herkulanum und Pompeji zu Tage geförderten Alterthümer, zuletzt aber als Direktor des Museo Borbonico durch genaue Schilderung und gelehrte Deutung eines großen Theils der in ihm vereinigten Schätze der alten Sculptur und Malerey ein bleibends Verdienst erworben, und war eben so durch Charakter und Gesinnung wie durch Gelehrsamkeit einer der ausgezeichnetsten Männer des neuen Italiens.

Der größte Theil des langen Lebens von Quatremère de Quincy fällt in die Periode der französischen Revolution, in deren Verwickelungen er hineingezogen, und durch deren Katastrophen er mehr als einmal in das Gefängniß und in Gefahr des Lebens gebracht wurde. Seit seiner Rückkehr aus der Verbannung, im Jahre 1816, hat er allein der Kunst und der Wissenschaft gelebt. Er war zugleich geachteter Bildhauer und Schriftsteller über die Kunst. Seine beyden Werke über ägyptische Architectur und über Raffaels Leben, vorzüglich aber das große Werk, unter dem Titel: Le Jupiter Olympien, haben seinen Ruhm in der Archäologie und Kunstgeschichte gegründet. Das zuletzt genannte hat die Statue des olympischen Zeus von Phidias zum nächsten Gegenstande, einen Coloß von mehr als 50 Fuß, der aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt war. Zwar fehlt es den Untersuchungen bezüglich der Texte, auf denen sie ruhen, an genauer philologischer Kunde und kritischer Schärfe, die bey des Verfassers Richtung und Bethätigung nicht zu erwarten standen; doch dieser Mangel wird reichlich aufgewogen durch die technischen Kenntnisse, die seiner Restauration der Bildsäule zur Verfügung standen, und durch eine lange Reihe von Untersuchungen über die Toreutik der Griechen, deren Mittelpunkt und höchste Leistung jenes berühmte erste Werk des größten hellenischen Meisters gewesen ist.

Wie diese beyden Männer der Erforschung der Kunst des Alterthums, so hat Gay-Lussac sein Leben der Beobachtung der Natur und der Ent-

deckung der Gesetze gewidmet, auf denen Physik und Chemie beruhen. Vorzüglich war es die Atmosphäre, deren Bestandtheile, Verhalten und Eigenschaften er in Gemeinschaft mit Alexander von Humbold erforschte; und er wagte, um für seine Untersuchungen festen Grund und verlässigen Stoff zu gewinnen, in einem Ballon sich 3600 Toisen hoch, höher in die oberen Schichten der Luft zu erheben, als es irgend einem Anderen vor ihm gelungen war.

Nicht weniger wichtig sind seine Entdeckungen auf dem chemischen Gebiete. Um nur einige zu erwähnen, so fand er in Verbindung mit Humbold, daß 200 Raumtheile Wasserstoffgas genau 100 Raumtheile Sauerstoffgas zu ihrem Verbrennen erfordern, und entdeckte, daß sich alle Gasarten in bestimmten Proportionen verbinden. Ihm zumeist haben wir die Nachweisung der Gesetze der Volumtheorie zu verdanken. Seine Forschungen über das Jod und Cyan, dessen Natur durch seine Arbeiten zuerst bekannt wurde, haben, als Muster von Scharfsinn und Genauigkeit, Epoche in der Chemie gemacht. Durch die von ihm gefundenen Mittel, Kalium und Natrium auf pyrotechnischem Wege im Großen darzustellen, ist der berühmten Davy'schen Entdeckung erst ihr voller Werth verliehen worden, und um nur eines praktischen Erfolges dieses großen Naturforschers zu erwähnen, so ist seine Münzprobe auf nassem Wege als vollkommen bewährt gefunden und in ganz Frankreich eingeführt worden.

---

Zum Ersatz dieser Verluste, zur Ergänzung ihrer Classen und zur Erweiterung ihrer Verbindungen, hat die Akademie im Laufe des Sommers eine Reihe von Wahlen vollzogen, welche sämmtlich durch Allerhöchstes Rescript vom 6. November die königliche Bestätigung erlangt haben und sofort öffentlich verkündiget werden. Es wurden gewählt

I. als ordentliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften:

a) für die philosophisch-philologische Classe:
der Rector des Maximiliansgymnasiums dahier Dr. Karl Halm;

b) für die historische Classe:
der Adjunct des k. Reichsarchivs Dr. Franz Wittmann;



II. als außerordentliches Mitglied in München für die historische Classe:
der quiescirte k. Landrichter Gerstner dahier;

III. als auswärtige Mitglieder:

a) für die philosophisch-philologische Classe:
1) Franz Bopp, Professor an der Universität in Berlin;
2) August Meineke, Gymnasial-Rector in Berlin,
3) Hermann Bonitz, Professor an der Universität in Wien,
4) Friedrich Ritschl, Professor in Bonn,
5) Ludwig Kayser, Professor an der Universität in Heidelberg,
6) Dr. Franz Delitsch, Professor an der Universität in Erlangen,
7) Benjamin Thorpe Esq., in London;

b) für die mathem. physikalische Classe:
1) Dr. Albert Kölliker, Professor an der Universität Würzburg,
2) Gustav Magnus, Professor der Chemie und Physik an der Universität in Berlin,
3) Dr. David Brewster, Professor in Edinburg;

IV. als außerordentliche auswärtige Mitglieder:

a) für die mathem. physikalische Classe:
1) Franz Unger, Professor der Botanik an der Universität in Bonn,
2) Alphons De Candolle, Professor in Genf;

b) für die historische Classe:
1) Johann Baptist Weigl, Domkapitular in Regensburg und
2) Hofrath Böttiger, Professor an der Universität in Erlangen.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Novembre 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des sciences in Lüttich:

Mémoires. Tom. VI. Lüttich 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte Mai — Juli 1850. Berlin 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin No. 6. u. 7. Juin. Juillet 1850. P. 1850. 8.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Dreyzehnter Bericht. Bamb. 1850. 8.

Quellensammlung für die fränkische Geschichte. Bayreuth 1850. 8.

Von Hrn. v. Hagen, Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. IV. Bd. 3. Heft. Bayreuth 1850. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. August, September 1850. München 1850. 8.

Von Hrn. August Grunnert, Professor in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 14. Th. 3 — 5. Heft. Greifswald 1850. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen der philos. histor. Classe 1849 IV. V. 1850 I. II. Leipzig. 8.

Abhandlungen der philos. historischen Classe. I. Bd. Leipzig 1850. gr. 8.

Von der Société impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. X. XI. (Vol. IV. No. 1. 2.) u. Supplement. St. Petersb. 1850. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte Lucern, Uri ꝛc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. VII. Lief. VI. Bd. Einsiedeln 1849. 8.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

Transactions. Vol. XXII. Part. I. II. Dublin 1849. 1850. 4.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nachträge zum ersten Bande der Urkunden-Sammlung. Kiel 1848. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 4. Bd. Leipzig 1850. 8.

Von dem Vereine für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. 3. Bd. 1. u. 2. Heft. Hamb. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy und Molkenboer in Leyden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. 2. Thl. 3. St. Leyden 1850. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. XX. Bd 1. Heft. Berlin 1850. 4.

Von Hrn. Dr. Mathias Koch in Wien:

Beyträge zur neuern Geschichte aus unbenützten Handschriften. Wien 1849. 4.

Von der Society of natural history in Boston:

Journal. Vol. VI. No. II. Bost. 1850. 8.

Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Deel V. Stuk 2. und Deel VI. Harlem u. Leiden 1849. 50. 4.

Von der Académie des sciences, belles-lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux, pendant l'année 1849. Rouen 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Wackenroder in Jena:

Archiv der Pharmacie. CX. Bd. 1. Heft. Jena 1850. 8.

De cerevisiae vera mixtione et indole chemica. Jena 1850. 8.

Von der Société impériale de Normandie in Paris:

Mémoires. 8 Vol. Paris 1849. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 24. 25. T. XXXI. No. 1 — 9. Juillet — Août 1850. Paris. 4.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

**Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt, nebst der ersten deutschen Uebersetzung der Rede des Synesius de dono Astrolabii, oder über das Lob der Astronomie, mit verbessertem griechischen Texte herausgegeben von Dr. Bernhard Kolbe. Berlin 1850. J. A. Stargardt, Charlottenstrasse No. 54. in 8.**

---

Hr. Kolbe fährt rüstig fort, seine Uebersetzungen einzelner Schriften des Synesios zu Tage zu fördern. Später gedenkt er, wie er sich S. 6. Anm. 4. vernehmen läßt, den Dion desselben mit deutscher Uebersetzung herauszugeben. Doch können wir ihm nicht verhehlen, daß er, anstatt so sehr zum Drucke zu eilen, weit besser gethan haben würde, wenn er seinen Schriftsteller vorerst gründlich studirt und seine Verdeutschung wiederholter strenger Prüfung unterworfen hätte; denn der griechische Text, den er in der vorliegenden Schrift nach Petau's erster Ausgabe (Paris 1612.) abdrucken ließ, wimmelt von Fehlern und Unrichtigkeiten, ungeachtet auf dem Titel steht, „mit verbessertem griechischen Texte herausgegeben," und die Uebersetzung leidet an vielen argen Gebrechen, welche auf den Leser einen höchst widrigen Eindruck machen. Der wohlgemeinte Rath, den wir ihm unlängst in diesen Blättern *) bey der Beurtheilung seiner Bearbeitung der Homilien des Synesios gaben, scheint sonach nichts gefruchtet zu haben.

In der Einleitung S. 3 — 4. handelt Hr. Kolbe „von dem Zustande der Astronomie vor Synesius" und S. 5 — 9. schildert er „den Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronomen." Den Zusatz „Bischof" hätte er jedoch füglich weglassen können, da Synesios erst im Jahre 410. mit der Bischofswürde betraut wurde und der fünfzehnte Brief desselben, in dem die Beschreibung der Wasserwage vorkommt, wegen welcher Hr. Kolbe den Verfasser als Physiker aufführt, einer frühern Zeit angehört, und die Schrift an Paeonios über das Geschenk des Astrolabions schon im Jahre 399. verfaßt worden war.

S. 8., wo die Beschreibung von der Wasserwage aus dem fünfzehnten Briefe gegeben wird, heißt es in der Urschrift: *ἐπιπωματίζει γὰρ αὐτὸν* (nämlich *σωλῆνα κυλινδρικὸν αὐλοῦ καὶ σχῆμα καὶ μέγεθος ἔχοντα*) *ἐκ θατέρου κώνος κατὰ θέσιν ἐγκείμενος, ὡς εἶναι κοινὴν βάσιν ἀμφοῖν* (,) *τοῦ κώνου τε* (nicht *τέ*, wie Hr. Kolbe accentuirt) *καὶ σωλῆνος. αὐτὸ δὴ τοῦτό ἐστιν Βαρύλλιον* (vielmehr *βαρύλλιον*). Die Uebersetzung lautet so: „Von der der einen (soll heißen andern) Seite verschließt diese Röhre ein in gleicher Lage anliegender Kegel, so daß die Basis des Kegels, wie der Röhre, beyden gemeinsam ist. Das Baryllium ist ganz dasselbe Instrument." Dafür hätte man erwarten sollen: „so daß die Basis beyder, des Kegels und der Röhre, eine gemeinsame ist. Eben dieß nun ist das Baryllion." *Βαρύλλιον*, sagt J. G. Schneider, welcher in seinen Eclogg. physicc. p. 279 sq. diese

*) Bd. XXX. Nr. 99 — 101.

Stelle anführt, in den Anmerkungen und Erläuterungen S. 164., ist der Kegel, der das eine Ende im Wasser niederdrückt, und S. 343. bemerkt er in Bezug auf diese Stelle: *Βαρύλλιον* ist der beschwerende oder herunterdrückende Theil oder Körper, wenn es nicht *βαρύδιον* heißen soll, wie bey Hero Pneumaticc. p. 197. *βαρύδιον γὰρ ἔχει προσκείμενον τῷ πνθμένι.*

S. 10. In der Aufschrift zur Epistel an Paeonios haben die meisten und besten Handschriften *περὶ τοῦ δώρου* statt *ὑπερ τοῦ δώρου*, und dieß ist die einzig richtige Lesart, wie aus Synesios eigenen Worten in dem hundertvierundfünfzigsten Briefe S. 293. B. erhellt. Der erste Textesabdruck dieser Schrift, welchen Esrom Rüdinger hinter seiner lateinischen Uebersetzung von Synesii Cyrenaei Aegyptii seu de Providentia etc. (Basel bey Oporin 1557. 8.) nach dem ihm von seinem Schwiegervater Camerarius mitgetheilten Pirckheimerischen Codex besorgte, führt den Titel *ΠΡΟΣ ΩΡΟΝ*, welcher, nach Veesenmeyers höchst glaubwürdiger Erklärung (s. dessen bibliographische und biographische Analekten ꝛc. S. 30. f.) sich nur daraus erklären läßt, daß in dem Pirckh. Cod. oder in dem, aus welchem dieser geflossen, die mit rother Dinte oder Farbe geschriebene Aufschrift bis auf *πρὸς* und *ωρον* verblichen war, so daß man sonach auf *πρὸς Ὧρον*, ad Orum, verfallen mußte. Die zehn Jahre später zu Basel in Oporins Verlage erschienene Ausgabe des Wilh. Canter *), welcher außer dem Sermo ad Paeonium de dono zuerst die zweyte Homilie, die beyden Katastasen und die Hymnen mit nach zwey Handschriften verbessertem Texte und lateinischer Uebersetzung ꝛc. lieferte, hat *ΣΥΝΕΣΙΟΥ ΠΡΟΣ ΠΑΙΟΝΙΟΝ ὑπὲρ τοῦ δώρου. τὸ δὲ ἦν ἀστρόλαβος.* Morells Ausgabe hingegen, die Ref. nur aus dem von Maittaire in den Annall. typogr. T. III. p. 838. angeführten Titel kennt, welcher so lautet: Synesii Dissertatio super dono astrolabii ad Paeonium; Graece, antiqui cod. manuscr. e bibliotheca H. Messaei eruti accurateque collati ope locupletior et castigatior edita et Latina facta notisque insignita a Fed. Morello ap. Fed. Morell. Paris. 1601, 8., scheint, nach diesem Titel zu schließen, und weil Petau in der zweyten Ausgabe *πρὸς Παιόνιον ὑπὲρ τοῦ δώρου Ἀστρολαβίου λόγος* setzte, während die erste *Ἀστρολαβίου* nicht hat, überschrieben zu seyn. Dafür spricht auch das Lemma: Synesii Sermo de dono Astrolabii ad Paeonium, welches die von Petau 1. 2. aus Morell aufgenommene lateinische Uebersetzung an der Stirne trägt.

Das. Z. 11. f. soll nach *φύσεως* und nach *συμβαίνῃ* ein Punkt stehen.

S. 11. Z. 1 — 3. *οὗτοι μὲν οὖν ἔστων λαμπροὶ καὶ τοῖς θεάτροις στεφανούσθων.* Sieben Handschriften haben ganz richtig *κἂν* für *καὶ*. Wie konnte der Herausgeber Z. 17. f. nach Petau

*Οὕτι με ταύτης χρεὼ τιμῆς·*
*Φρονέω δὲ τετιμῆσθαι Διὸς αἴσῃ*

schreiben, anstatt *χρεὼ τιμῆς* an die Spitze des nächsten Verses zu setzen?

— Z. 19. *ἀγαπᾶν δὲ καὶ διασμενίζειν ἐντυχεῖν ἀνδρὶ φρόνησιν ἅμα καί δύναμιν κεκτημένῳ.* Für *διασμενίζειν*, welches Rüdinger und Petau 1. 2. mit einander gemein haben, lesen alle Handschriften *ἀσμενίζειν*, was schon Canter's Ausgabe bietet.

— Z. 20. ff. *οὕτω γὰρ οὔτ' ἀναξίοις ἂν συγγενοίμεθα, οὔτ' ἂν ἄτιμοι παντάπασιν νομιζοίμεθα.* Ref. stimmt für *συγγιγνοίμεθα*, welches die älteste der bisher bekannten Handschriften des Synesios, die Coislinische Nr. 249. aus dem X. Jahrhundert, die Pariser 1040., drey Münchner und zwey Barroccische befolgen. Die zweyte älteste unter den Parisern, Nro. 1039., aus dem XII. Jahrhundert hat *συγγινοίμεθα*, was der Hauptsache nach auf eins hinausläuft. Ferner muß er sich für *παντάπασι*, welches von allen Handschriften, mit Ausnahme der Pirckh., bestätigt wird, erklären; denn *παντάπασιν* vor *νομιζοίμεθα* klingt zu hart. Ebenso schreibe man S. 12. Z. 13. *κατήγαγε* (st. *κατήγαγεν*) *νικῶντας*. Oben S. 10. Z. 8. geben alle jene Handschriften *εὐδοκιμοῦσι* und Z. 3. v. u. *φρόντισασι*. — Z. 1. v. u. lese man *Ἀρχύται τε καὶ Φιλόλαοι* nach acht Handschriften, während *τε* in den Ausgaben und einigen Handschriften ausgefallen ist.

*) Daß die Rüdingersche und die Cantersche Ausgabe in Einem Jahre, 1567., erschienen seyen, ist eine irrige Behauptung Veesenmeyers a. a. O.

S. 12. Z. 1. setzte der Herausgeber zu *ἐπολιάρχει* im Texte *γρ. ἐπολιτάρχει* in Parentheſen, ein Verfahren, welches bey ihm öfter Statt findet (ſ. S. 8. Anm. 2. u. 3. S. 10. Z. 16 — 17. S. 13. Z. 5. S. 15. Z. 7. v. u. S. 16. Z. 21. S. 17. Z. 9.), aber als höchſt unpaſſend bezeichnet werden muß. Statt *ἐπρέσπευε* leſe man Z. 2. *ἐπρέσβευε*. — Z. 6. bieten alle Codd. und Canters Ausgabe *εὐδαίμονα τὴν Ἰταλίαν ἐτήρησαν* für *διετήρησαν*, welches Rüdinger und Petau 1. 2. aus dem Pirckh. Cod. haben. Hierauf verbeſſere man: *καὶ μὴν τὸ Ἐλεατικὸν* (ſtatt *Ἐλαιατικὸν*, was Hr. Kolbe mit allen Ausgaben gemein hat) *τότε* (ſo drey der beſten Pariſer und drey der Münchner Handſchriften, während *τότε*, wofür zwey Barocciſche *τό τε* ſchreiben, in den bisherigen Ausgaben fehlt) *Ἀθήνησι διδασκαλεῖον λόγων τε ἅμα καὶ ὅπλων ὁμοτίμως ἐπεμελήθησαν* (ſo ſt. *ἐπεμελήθησεν* alle Handſchriften und Ausgaben mit Ausnahme der erſten des Petau, welcher Hr. Kolbe nicht hätte folgen ſollen). — Z. 16. *ἐν ἀρχῇ* ſtammt aus dem Pirckh. Cod., mit welchem bloß der Barocc. Nr. 219. übereinſtimmt. Alle übrigen leſen richtig *ἐν αὐτῇ*. *Ἀρχῇ* iſt ein pures Gloſſem.

S. 13. Z. 7. hätte *Μουσῶν* ſt. *μουσῶν* geſchrieben werden ſollen. — Z. 14. vermuthet der Herausgeber ganz richtig *ἐπὶ μόνης ὀχούμενος τῆς φυσικῆς ὑποσχέσεως*. Doch ließ er den Fehler der erſten Ausgabe Petau's *ἐπὶ μόνους* im Texte ſtehen. Ueber *ὀχεῖσθαι ἐπί τινος* ſehe man Wyttenbach z. Plat. Phädon S. 227. Erſteres befolgt auch Canter's Ausgabe. — Z. 6. v. u. haben die beſſern Handſchriften insgeſammt *ἔχωσι νοῦν* ſt. des harten *ἔχωσιν νοῦν*. S. oben die Anmerk. zu S. 11. Z. 20. ff.

S. 14. Z. 11. ff.: *ἐπεὶ μηδὲ νῦν ἀγεννῶς ἐνῆρξας τῆς συμμαχίας, τοὺς κύνας ἀνθυλακτῆσας, καὶ τὴν Δεκέλειαν ἡμῶν ἀποτειχίζειν ἐπιβαλόμενος*. Vor *ἐπεὶ* iſt ſtatt des Punktes ein Komma zu ſetzen. Dann ſchreibe man *ἀνθυλακτήσας* und im Folgenden mit eilf Handſchriften und Canter's Ausgabe *ἐπιβαλλόμενος*. Denn die Verbindung des Aoriſts und des Präſens iſt nichts Ungewöhnliches. Aehnlich ſagt übrigens Syneſios Br. 79. S. 225. D.: *νυνὶ γὰρ οὗτός ἐστιν ὁ πᾶσιν αὐτὸν τοῖς εὐγενέσιν ἐπιτειχίσας Δεκέλειαν*. Ueber dieſe figürliche Ausdrucksweiſe vergleiche man Hemſterhuys z. Lukian Nigrin. Bd. I. S. 264. ed. Bip. und Boiſſonade in d. Anecd. Gr. Vol. p. 195. sq. — Z. 10. v. u.: *ἀλλ' ὑπηρέτισι χρῆται γεωμετρίᾳ καὶ ἀριθμητικῇ*. Vollſtändiger zwey Pariſer, ſämmtliche Münchner und zwey Barocciſche Handſchriften nebſt der Berner *γεωμετρίᾳ τε καὶ ἀριθμητικῇ*.

S. 15. Z. 9 — 6. v. u.: *ἐπιδιδοῦσαι δὲ οὐκ ἔτ' ἀγαπῶσιν* (nämlich *αἱ πόλεις*) *τὸ ἀναγκαῖον, ἀλλ' ἡ δαπάνη πλείων αὐταῖς εἰς κάλλη στοῶν καὶ γυμνασίων μητετέθη* (γρ. *μεγέθη*) *καὶ λαμπρότητα ἀγορᾶς*. Daß hier *γυμνασίων μεγέθη*, welches alle Handſchriften und Canter's Ausgabe bieten, geleſen werden müſſe, iſt einleuchtend; denn *μετετέθη* iſt offenbar ein Schreibverſehen, welches aus Rüdinger's Ausgabe in die Petau'ſchen überging. — Z. 5 — 4. von unten *τὸ δὴ σκέμμα τὸ περὶ τῆς ἐξαπλώσεως*. Rüdinger und Petau 1. 2. haben *δὲ* im Texte, a. R. *δή*. Zu verwundern iſt, daß hier Hr. Kolbe einmal das Richtige, welches die beſten Handſchriften und Canter anerkennen, wählte.

S. 16. Z. 4.: *καὶ τὴν ὁμαλὴν κοίλην εἰς τοὺς αὐτούς τέμνειν διδούσης*. Der Pariſer Cod. 1040., zwey Münchner und der Barocc. Nr. 56. geben ganz paſſend *ὁμαλῶς*. — Z. 6. ff.: *ὑπεμβολαίᾳ τὸ πλάτος ἐκοιλάναμεν, τάτε ἄλλα ἐπεμελέθημεν, ὅπως ἂν ἡ φαντασία τοῦ ὀργάνου τῆς ἀληθείας ὑπομιμνήσκῃ τὸν ἔννουν θεατήν*. Man ſchreibe *τά τε* und unten mit den zwey älteſten Pariſer Handſchriften, zwey Münchnern und zwey Barocciſchen, mit denen auch die Berner ſtimmt, *ὑπομιμνήσκοι*. — Z. 9. f.: *καὶ γὰρ τοῖς ἐξ μεγέθεσιν τοὺς διαφέροντας ἀστέρας ἐνετάξαμεν*. Künſtlicher die Pariſer, drey Münchner und die Barocciſchen Handſchriften nebſt der Berner und der Pirckheimeriſchen *διαφέροντας τοὺς ἀστέρας*. — Z. 13.: *ἅπαντας ἐτέμομεν μοιρικῶς, τὰς πέντε μοιριαίας γραμμὰς μείζους τῶν μοιριαίων ποιήσαντες*. Nach *ἅπαντας* iſt bey Hrn. Kolbe *δὲ* ausgefallen. Statt *πέντε μοιριαίας* möchten wir *πεντεμοιριαίους* leſen, auf die Pariſer Handſchrift 1039. geſtützt, welche *πεντεμοιριαίας* bietet, oder *πενταμοιριαίους* (ſ. Henr. Stephan. Thes. ling. Gr. ed. Dindorf. s. h. v.). Im Folgenden geben die Pariſer, zwey Münchner und

zwey Barocciſche Codd. *παρηνξήκαμεν*, wofür auch Canter's Ausgabe ſtimmt, ſt. *παρηνξήσαμεν*. — Z. 19. ff.: *ἀλλ' οἱ μὲν εἰς ἴσας τομάς, οἱ δὲ ἀνωμαλῶς μὲν καὶ ἀνίσως κατὰ τὴν αἴσθησιν, τῷ λόγῳ δὲ ὁμαλῶς τε καὶ ἴσα* (γρ. *ἴσως*). Paſſender zwey Barocciſche Handſchriften nebſt der Berner *ἴσα*. So auch Canter's Ausgabe; denn die joniſche Form *ἴσα* eignet ſich nicht für die Proſa. Uebrigens iſt *ἴσα*, welches hier mit *ἴσως* gleichbedeutend iſt, nicht zu verwerfen; denn die Verknüpfung eines Adjectivs im Neutrum vielfacher oder einfacher Zahl mit einem Adverbium iſt (man ſehe Lobeck's Paralipom. P. I. p. 152.) nichts Seltenes. Doch ziehen wir die Lesart *εἰς ἴσα*, welche drey Pariſer und drey Münchner Handſchriften mit Zuſtimmung einer Barocciſchen bieten, vor.

S. 17. In dem Programme des Ptolemaeos V. 4. ſchwankt die Lesart gewaltig. Hr. Kolbe ſchrieb, während Petau 1., wie Planudes und Canter, *διοτρεφέος* hat, *διοτροφέος*, welches bloß der Münchner Cod. 212. anerkennt. Zwey Barocciſche Handſchriften und die Florentiner (bey Bandini Catalog. Codd. Mss. Graecc. Biblioth. Mediceo-Laurent. T. I. p. 489), mit Zuſtimmung der Pirckheimeriſchen geben *θεοτροφέος*. Die Pariſer hingegen mit Ausnahme der Coisl., welche *διοτρεφέως* ſchreibt, ferner ſämmtliche Münchner, eine Barocciſche und die Berner *θεοτρεφέος*, was auch die von H. Stephanus in den Anmerk. zu ſeinem Florilegium benutzte anerkennt. Uebrigens vergleiche man Jacobs z. Philostrat. Imagg. pag. 417. — Z. 6.: *ὑφ' οὗ τὸ ἔργον*. Die richtige Lesart iſt *ὑφ' οὗ καὶ τὸ ἔργον*. So mit Canter's Ausgabe alle dem Ref. bekannten Handſchriften, die Barocc. Nr. 219. ausgenommen, welche, wie Rüdinger's Text, *καὶ* wegläßt. — Z. 8 — 9., wo Syneſios von ſeinem eigenen Epigramme ſagt: *ἐπιστημονικῶς μᾶλλον ἢ ἀκριβῶς* (γρ. *ἀβρῶς*, sic) *συγκείμενον*, ſtimmen die Pariſer Codd., mit Ausnahme des mit der Nr. 1038. bezeichneten, die Münchner und die Barocciſchen nebſt Canter's Ausgabe für *ἁβρῶς*, was Beyfall verdient. Unterhalb ſchreibe man *ἐποχὰς* ſt. *ἐποχείας*, welches aus dem Pirckheimeriſchen Codex gefloſſen iſt und in dem Barocciſchen 219. vorkömmt. — Z. 12. ſetze man vor und nach *φησὶ* Komma. — Z. 21. verbeſſere man *ἐπεὶ* ſt. *ἐπεί*.

In dem erſten Verſe des Epigramms des Syneſios ſchreiben einige Handſchriften allerdings *ὦ μέγα θαῦμα*, andere *ὦ μ. θ.*; wieder andere *ἆ μ. θ.*, wie Stephanus und Canter leſen. Rüdinger hat *εἶ μ. θ.* und überſetzt: mirane res est? Referent ſtimmt jedoch unbedingt für die geiſtreiche Conjectur Schäfers z. Lamb. Bos. Ellipss. p. 239 *οὐ μέγα θ.*, welcher auch Jacobs in der Anthолog. Palat. T. II. nr. 92. p. 788 folgte. — V. 4 hätte *ἴσα* für *ἴσα* geſchrieben werden ſollen. Statt *ὁμαλαῖσι τέμε* (ſo der Cod. Palat., der Barocc. 219 und der Bern. nebſt Rüdingers und Petau's Ausgaben) verdient das ſchon von Canter aufgenommene *ὁμαλαῖσι τέμεν*, welches drey Pariſer Handſchriften, ſämmtliche Münchner und die andern zwey Barocciſchen beſtätigen, den Vorzug. Jacobs vermuthete *ὁμαλαῖς ἔτεμε*. V. 7 leſen wir ſtatt *ζωδιακοῦ* nach dem Vorgang des Cod. Barocc. 139 *ζωοφόρου*, was ſchon Stephanus und Canter herſtellten und Schäfer und Jacobs a. d. a. O. für richtig erkannten. Die nämliche Lesart hat der Cod. Barocc. 56 am Rande, während er im Texte, wie die übrigen Codd. und Ausgaben, *ζωδιακοῦ* gibt. — V. 8 ſchreibt Ref. für *συνηλύσεος* mit den Pariſer und Münchner Handſchriften, mit welchen auch die Mediceiſche bey Bandini T. II. p. 591 ſtimmt, *συννηλύσιος*, dem ſchon Stephanus und Canter Beyfall ſchenkten.

Auch in der Orthographie und Accentuation iſt keineswegs mit der gehörigen Sorgfalt und Genauigkeit verfahren worden.

Befremdend iſt es, daß an drey Stellen (S. 13 Z. 4, S. 14 Z. 4 und S. 16 Z. 7) *τάτε* für *τά τε* und S. 13 Z. 9 *ἄ τε* für *ἅτε* ſteht. S. 14 Z. 14 hätte *περί σον* in *περὶ σοῦ* und Z. 2 v. u. *ἔν σοι* in *ἐν σοὶ* umgeändert werden ſollen. S. 15 Z. 5 iſt *ταὐτότητα* f. *ταυτότητα*, z. B. *ἠνίξατο* f. *ἠνίξατο* u. Z. 13 *χρείαν* f. *χρεῖαν* zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt.

(Fortsetzung).

Wunderlich bricht der Herausgeber am Ende der Zeilen die Worte, indem er, z. B. S. 13 Z. 4 πράττ-ειν st. πράτ-τειν, Z. 9 — 8 v. u. παρ-εγράπτων st. παρε-γράπτων. S. 14 Z. 1 — 2 πραγ-μάτων f. πρα-γμάτων und Z. 8 — 7 προσάγω st. προς-άγω schreibt.

So wenig nun der angeblich verbesserte griechische Text den Leser befriedigen kann, eben so wenig wird ihm die deutsche Uebersetzung des Hrn. Kolbe genügen, da sie weder von Seite der Treue und Genauigkeit, noch von Seite der Kürze, Reinheit und Schönheit des Ausdruckes den Anforderungen entspricht, die man heut zu Tage an einen Uebersetzer der Schriftsteller des Alterthums macht, zumal eines Synesios, dessen ganz eigenthümlicher Styl *) schon den lateinischen Uebersetzern **) von jeher die größten Schwierigkeiten verursachte. Eine französische Uebersetzung der in der vorliegenden Schrift enthaltenen Beschreibung des von Synesios erfundenen Astrolabions gab J. B. Gail in den Oeuvres complètes de Xénophon, traduites en François etc. Tom. I., I. Part., I. Sect. p. CCCCIV. seqq.

Keineswegs bemüht, in den Geist und die eigenthümliche Anschauungs- und Darstellungsweise des Schriftstellers einzudringen und sich kurz und bündig auszudrücken, folgte der deutsche Uebersetzer gar häufig der breiten und nicht selten incrustirten lateinischen Uebertragung Morells.

Wie gedehnt, pleonastisch und obendrein falsch gibt er den Anfang der Schrift, welcher bey Synesios so lautet: Ἀκούων σου πρώην ὑπὲρ φιλοσοφίας ἀγαναχτοῦντος, mit diesen Worten: „Als du mir vor eben nicht langer Zeit deinen tiefen

*) S. Theodor. Metochit. Miscellan. philosoph. et histor. κεφ. ιζ. p. 127 u. κεφ. νή. p. 138.

**) Mit Recht bemerkt Camerarius vor seiner lateinischen Uebersetzung der Rede des Synes: über das Königth. (Lips. 1555. 8. Wieder abgedruckt in seinen Opuscull. morall. Francof. 1583.) in der Dedicat. an den Frhrn. Joh. v. Bonar: Synesii autem oratio inprimis peculiaris cuiusdam modi est, non solum abhorrentis a natura Latinae linguae, sed a veteris quoque Graecae forma alienioris. Affectavit illa aetas et brevitatem sententiosam ac rotundam, atque teretem comматis, id est, incisam et quasi vibrantem. Et audacter metaphoris usa est sine mitigatione ulla, et verbis singulis orationem reddere studuit luculentam et claram, quod genus ἐμφατικὸν Graeci nominarunt. Stanislaus Iovius äußert sich in der Dedication vor seiner Uebersetzung d. näml. Rede so: Mihi quidem — — adeo probatus est Synesii hic liber, ut me tenere non potuerim, quin eum, quanquam obscurissimum et multis difficultatibus ad intelligendum impeditum, in Latinum sermonem transferrem: est enim adeo spinosa, adeo contracta eius oratio, ut non modo Latine commode verti, sed vix intelligi aut percipi vel ab eruditissimis hominibns possit. In ähnlicher Weise sprechen sich Cornar und Rüdinger aus.

Mißmuth und deine Unzufriedenheit mit der Philosophie klagtest", während er ganz einfach so hätte schreiben können: „Als ich dich jüngst über das Geschick der Philosophie klagen hörte!" Mit welchem Wortschwall drückt er den bald darauf folgenden Satz: *ἦν οἱ μὲν προσποιούμενοι διὰ συχνῆς τερατείας εὐδοκιμοῦσιν παρά τε δυνάσταις καὶ ἐν τοῖς πλήθεσιν* aus, durch: „indem diejenigen, welche sie (nämlich die Philosophie) heucheln und mit ihr prahlen, durch ihr (wo ist *συχνῆς* geblieben?) Gaukelspiel sowohl bey den Volksmassen, als auch bey den Großen und Machthabern (ein wahres *ὕστερον πρότερον!*) in hohem Ansehn und gefeyertem Rufe stehen"? — Die Worte *ὧν τυχεῖν ἐσπούδακεν* (S. 10 Z. 13 f.) heißen nicht was er erstrebte, sondern wonach er strebte.

S. 11 Z. 11—12 sagt Synesios: *οὔτε γὰρ ὁρᾶν ψυχῆς ἐκκεκαθαρμένης κάλλος οἱ μὴ καθαροὶ δυνατοί*, die bekannte *καθάρσις* der Platoniker (s. Plat. Phädon S. 67 C. u. 69. B.; vergl. Wyttenbach das. S. 172 und Creuzer in d. Praeparat. ad Plotin. de pulcrit. p. CVII. u. CXI. und in d. Annot. ad Plot. l. c. p. 277 u. 290) im Auge habend. Da die *ἀρεταὶ καθαρτικαὶ* (s. Plat. Politeia VII. S. 518 D., Fabric. Prolegg. ad Marin. vit. Procli p. XLVI., Creuz. Praep. ad Plot. de pulcr. p. C. II. und dessen Annot. p. 176. sq.) in der platonischen, so wie schon in der pythagoreischen, dann in der aristotelischen und in der stoischen Philosophie eine große Rolle spielen (s. Wyttenb. a. a. O.) und Synesios selbst in einer sehr merkwürdigen Stelle seines Dion S. 49 C. f. sich ausführlich darüber verbreitet (vgl. auch dessen Br. 140 (nicht 139) S. 276 C. u. D.), so hätte man um so mehr erwarten sollen, daß Hr. Kolbe den Sinn jener Worte richtig gefaßt haben würde, als ihnen offenbar der im Dion S. 50 A. aus Plat. Phädon S. 67 B. (vergl. Wyttenb. S. 162) angeführte Spruch: *Τὸ μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θεμιτὸν ᾖ*, auf welchen Synesios auch Br. 57 S. 199 A. u. Br. 137 S. 274 A. wieder zurückkommt, zu Grunde liegt. Doch weit gefehlt! Ohne nur eine Ahnung davon zu haben, übersetzt er (S. 19 Z. 6 ff. v. u.) gar wunderlich: „denn nicht vermögen Unreine die Schönheit einer glanzvoll polirten Seele zu schauen", anstatt: „denn die Unreinen vermögen nicht die Schönheit einer (durch die Philosophie oder durch das Streben nach Tugend) gereinigten Seele zu schauen."

S. 11 Z. 22 ff. heißt es in der Urschrift: *Πῶς οὖν οὐ μέλλω τὴν μέσην ἐν τῇ ψυχῇ χώραν τῷ θαυμαστῷ Παιονίῳ νέμειν, ὃς ἐκ πολλοῦ διατετειχισμένας θριγκοῖς μεγάλοις φιλοσοφίαν καὶ στρατείαν ἐξεῦρεν ἐπαναγαγεῖν καὶ συνάψαι, παλαιάν τινα ἐνιδὼν τοῖς ἐπιτηδεύμασι τούτοις συγγένειαν;* Hr. Kolbe übersetzt: „Wie sollte ich daher nicht dem erlauchten und bewunderungswürdigen Paeonios einen Platz mitten in meinem Herzen anweisen, der die seit geraumer Zeit durch starke Wälle und gegenüberstehende Mauerzinnen getrennte und verschanzte Philosophie und die Kriegskunst einander näher zu rücken und zu verknüpfen wußte, der die uralte, nahe Verwandtschaft dieser beyden Beschäftigungen so scharf durchschaut hat?" Dieser durch fremdartige Zusätze entstellten und geschmackwidrigen Uebertragung setzen wir folgende entgegen: „Wie nun soll ich nicht die innerste Stelle in meinem Herzen dem bewunderungswürdigen Paeonios einräumen, der Philosophie und Kenntniß des Kriegswesens, welche seit langer Zeit durch mächtige Schranken geschieden waren, einander nahe zu bringen und zu vereinen wußte, weil er sah, daß beyde Wissenschaften von Alters her gewissermassen miteinander verwandt sind?"

Das ausgezeichnete Lob, welches Synesios hier dem Paeonios ertheilt, wiederholt er fast mit den nämlichen Worten Br. 142 S. 278 D. an Herkulianos, mit dem höchst ehrenvollen Beysatze: *Μεγαλόφρων δὲ ὢν ὡς οὐδείς πω στρατιώτης, ἐκ γειτόνων τῆς μεγαλοφροσύνης παροικοῦσαν, τὴν ἀλαζονείαν ἐκφεύγει. Τὸν οὖν τοιοῦτον, κἂν μὴ γράφω, φιλῶ· κἂν μὴ θεραπεύω, τιμῶ.* Paeonios wird dort (C.) als *ὁ θαυμάσιος Κόμης* bezeichnet, woraus wir entnehmen können, daß er Generalsrang hatte, und nach Br. 154 S. 293 B. als *ἀνὴρ παρὰ βασιλεῖ παραδυναστεύων* geschildert.

Während nun der Verf. (Z. 5 ff. v. u.) in feyerlichem Tone und kurz und kräftig sich ausdrückend, so fortfährt: *Ἰταλία μὲν γὰρ πάλαι τοὺς*

αὐτοὺς ἔχουσα Πυθαγόρου τε ἀκουστὰς καὶ τῶν πόλεων ἁρμοστὰς Ἑλλὰς ἡ μεγάλη προσηγορεύετο, καὶ μάλα ἐν δίκῃ; παρ' οἷς Χαρώνδας μὲν ἐνομοθέτει καὶ Ζάλευκος, ἐστρατήγουν δὲ Ἀρχύται τε καὶ Φιλόλαοι, ὁ δὲ ἀστρονομικώτατος Τίμαιος ἐπολιάρχει τε καὶ ἐπρέσβευε, καὶ τἆλλα ἐπολιτεύετο, παρ' οὗ καὶ Πλάτων ἡμῖν περὶ κόσμου φύσεως διαλέγεται, läßt Hr. Kolbe in seiner breiten Manier ihn so reden: „Denn als einst Italien dieselben Männer zu Zuhörern des Pythagoras und zu Lenkern seiner Staaten hatte, wurde es Groß-Griechenland genannt, und das mit vollem Recht, da ja bey diesen Völkern ein Charondas und Zaleucus Gesetze gaben, Männer aber, wie Archytas und Philolaos, Führer der Heere waren; sogar Timaeus, jener Fürst der Astronomen, die Stadt beherrschte, welcher als Gesandter mit fremden Mächten unterhandelte und andere wichtige Staatsgeschäfte besorgte, von dem selbst Plato sich mit uns in seinem Dialog „über die Natur der Welt" unterhält." Der Sinn des Schlußsatzes ist vielmehr dieser: aus dem auch Platon schöpfte oder den sich auch Platon zum Muster nahm, als er seinen Dialog — verfaßte. Ganz richtig gab schon Cornar: ex quo etiam Plato nobis de mundi natura disserit, dann Canter: a quo etiam Plato, quae — disputaret, accepit, und später Morell: quo etiam autore Plato nobis — disputationem instituit; denn Synesios folgte der schon lange vor ihm herrschenden Ansicht, daß Platon die Schrift des Lokrers Timaeos über die Natur der Welt und der Seele bey der Abfassung seines Timaeos vor Augen gehabt habe. Man sehe nämlich Nikomach. von Gerasa Harm. manual. L. I. p. 24 ed. Meibom., Jamblich. z. Nikomach. Arithm. p. 148 B. u. 186. B. u. bey Stobäi. Eclogg. phys. p. 865 ed. Heeren. und Prokl. z. Plat. Timae. L. I. p. 3.

Die Unächtheit der auf uns gekommenen Schrift des Lokrers Timaeos, welche vermuthlich aus dem zweyten Jahrhundert n. Chr. stammt, haben schon Meiners, Tenneman, Ast und in neuester Zeit Gelder mit den triftigsten Gründen dargethan. S. des letztern Vorrede z. Timaeus Locrus de anima mundi et natura. — Ref. würde demnach die fragliche Stelle im Deutschen so ausdrücken: „Denn als einst in Italien die Nämlichen zugleich Hörer des Pythagoras und Lenker der Staaten waren, wurde es mit vollem Rechte die große Hellas genannt; denn dort gaben Charondas und Zaleukos Gesetze, Archytas und Philolaos führten Heere an und der größte Sternkundige, Timaeos, stand an der Spitze der Staatsverwaltung, übernahm Gesandtschaften und bekleidete andere Aemter, und er war es auch, den sich Platon zum Vorbilde nahm, als er sein Gespräch über die Natur der Welt verfaßte."

S. 21 Z. 2 ff. übersetzt Hr. Kolbe die S. 12 Z. 6 ff. vorkommenden Worte: καὶ μὴν τὸ Ἐλεατικὸν Ἀθήνῃσι διδασκαλεῖον λόγων τε ἅμα καὶ ὅπλων ὁμοτίμως ἐπεμελήθησαν, durch: „Gewiß hielt die Eleatische Schule zu Athen Wissenschaften und Waffen in gleichen Ehren." Besser hätte er, unsers Erachtens, gethan, wenn er so gegeben hätte: „Fürwahr, auch die Eleatische Schule, welche damals zu Athen blühte (wir fügen nämlich, wie oben bemerkt wurde, τότε nach τὸ Ἐλεατικὸν ein; denn Synesios hatte hier vermuthlich Platons Parmenides vor Augen), sorgte gleich ehrenvoll für Wissenschaft und Führung der Waffen." Allein wozu noch der Zusatz: „und strebte eben so nach literärischen (richtiger literarischem), wie nach Waffenruhm?"

In der Urschrift heißt es weiter: Ζήνων τε γὰρ οὐδ' ἂν ἀριθμήσαις (Hr. Kolbe schreibt ἀρίθμησαις) ῥᾳδίως ὅσας ἐξέκοψε τυραννίδας, συνιστὰς ἐπ αὐτὰς τὸ ὑγιαῖνον τῶν πόλεων. Diese Stelle faßte der Uebersetzer ganz falsch, sie so ausdrückend: „Denn nicht leicht möchtest du alle die vielen Zwingherrschaften herzählen können, welche Zeno als krankhafte Auswüchse aus dem Staatsorganismus ausschnitt und statt ihrer den gesunden und natürlichen Zustand in den Städten herstellte und befestigte." Ἐκκόπτειν wird, wie bekannt, eigentlich vom Aushauen und Ausrotten der Bäume und Gewächse (s. C. F. Hermann. ad Lucian. de conscrib. histor. p. 209 sq.; vergl. Synes. über die Vorseh. S. 100 D.); öfter auch figürlich gebraucht. So

z. B. von Syneſ. in der eben angeführten S. 112 B., wo es heißt: *Ἐπέθετο τοίνυν ὁ Τυφὼς καὶ παντάπασι τὴν Ὀσίριδος βασιλείαν τῆς ἀνθρώπων μνήμης ἐκκόψαι.*

Der folgende Participialſatz machte ſchon den lateiniſchen Ueberſetzern Rüdinger und Cornar zu ſchaffen, von denen der erſtere: et pro his sanum statum civitatibus reddiderit, der andere: constituto pro his sano civitatum statu gab. Eben ſo unrichtig überſetzte ihn Morell, deſſen Uebertragung Petau in der erſten Ausgabe beybehielt und Hr. Kolbe befolgte, durch: et pro his integrum statum civitatibus constabiliverit. In der zweyten Ausgabe verbeſſerte Petau, nach Canter ſich richtend: cum (das vorausgehende et iſt zu ſtreichen) adversus eas saniores civitatum partes concitasset. Demnach ſollte die fragliche Stelle im Deutſchen ſo lauten: „Denn nicht leicht dürfte man aufzählen können, wie viele Gewaltherrſchaften Zenon austilgte, indem er den geſunden Theil der Staaten gegen ſie aufregte.“ Unſer Ueberſetzer fügte unten die Bemerkung bey: „Zeno ſtiftete eine Verſchwörung gegen Tyrannen.“ Allein Diogenes von Laërte IX. 26—27 weiß bloß von einer Verſchwörung, nämlich gegen den Tyrannen Nearchos (nach Andern Diomedon) von Elea, den er zu ſtürzen ſuchte. Er wurde aber, ehe er ſein Vorhaben ausführen konnte, ergriffen. Nach der Erzählung des Antiſthenes (bey Diogen. v. Laërt. §. 27.) biß er ſich die Zunge ab und ſpie ſie dem Tyrannen ins Geſicht. Dadurch, heißt es, ſeyen die Bürger ſo ſehr aufgebracht worden, daß ſie den Wütherich auf der Stelle ſteinigten. Nach Hermippos ſoll Zenon in einen Mörſer geworfen und zermalmt worden ſeyn. Cicero, von dem Weſen der Götter III. 33. ſagt: Zenonem Eleae in tormentis necatum (näml. accepimus), und in den Tuſc. Unterſ. II. 22.: Zeno Eleates perpessus est omnia potius, quam conscios delendae tyrannidis indicaret. Vergl. Menage z. Diog. v. Laërt. T. II. p. 403 sq. ed. Meib. und Moſer z. der letztern Stelle des Cicero. Da nach dem Diogenes a. a. O. der Philoſoph ſich am liebſten in Elea aufhielt und den Aufenthalt daſelbſt dem in dem geräuſchvollen Athen vorzog, ſo muß man annehmen, daß er durch ſeine Verbindungen auf andere Staaten Einfluß geübt, oder daß Syneſios hier einen Gedächtnißfehler begangen habe, was bey ihm gerade nichts Ungewöhnliches iſt. S. unſere Anmerkk. z. Syneſ. über d. Königth. S. 261 f. So nennt er im Dion S. 35 B. Eudoros den Knidier *ἄνδρα τὰ πρῶτα τῶν Ἀριστοτέλους ὁμιλητῶν*, was offenbar falſch iſt. S. Petau z. dieſer Stelle S. 14.; ferner z. Lobe der Kahlköpfigkeit S. 32 f.

Die darauffolgenden Sätze: *καὶ Ξενοφῶν ἀπειρηκότας ὑπὸ τῶν συμφορῶν καὶ θανατῶντας ἤδη τοὺς μυρίους παραλαβών, ἀπ' ἄκρας τῆς Περσῶν ἐπικρατείας κατήγαγεν νικῶντας ἅπαν τὸ ὑφιστάμενον*, dolmetſcht Hr. Kolbe nach gewohnter Weiſe ſo: „Auch Xenophon führte jene 10,000 Griechen, von ihnen an den Thoren des Königsſitzes zum Feldherrn erwählt, als ſie bereits den Unglücksfällen faſt erlagen und zu ſterben wünſchten, von der äußerſten Gränze der perſiſchen Herrſchaft als Sieger jedes Widerſtandes glücklich zurück.“ Wie läßt ſich die Ueberſetzung des Wortes *παραλαβών* durch: von ihnen an den Thoren des Königsſitzes zum Feldherrn erwählt, rechtfertigen? *Ἤδη* (ſchon) gehört zu *θανατῶντας*. Anſtatt Sieger ſollte Beſieger ſtehen. Glücklich iſt ein Flickwort.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

**Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum; with minutes of evidence. Presented to both Houses of Parlament by Command of Her Majesty. London 1850. 44 u. 823 S. fol.**

---

Unter den vielen großartigen Anstalten, die England aufzuweisen hat, ist bekanntlich eine der bedeutendsten das brittische Museum. Als einer dem öffentlichen Gebrauche gewidmeten und viel benützten Staatsanstalt konnte es nicht fehlen, daß ihre Verwaltung einer scharfen Kritik von Seiten des Publikums sich ausgesetzt sah, und als die Beschwerden und Klagen gegen dieselbe zahlreicher und immer lauter wurden, so nahm sich die Regierung der Sache an, und durch Erlaß der Königin Victoria vom 17. Juni 1847 und 5. Mai 1848 wurde eine Commission zusammengesetzt zur Untersuchung der Verfassung und Leitung des brittischen Museums, der Verwaltung seiner Fonds und der Organisation, Einrichtung und gegenwärtigen Beschaffenheit der verschiedenen Abtheilungen dieser Anstalt, mit Hinsicht auf die Erforschung, in welcher Weise dieses Nationalinstitut am wirksamsten zur Förderung der Wissenschaften und Künste eingerichtet werden könnte.

Die Commission bestand aus folgenden, von der Königin ernannten Mitgliedern: Francis Earl of Ellesmere, Lord Seymour, Viscount Canning, Bischof von Norwich, Lord Langdale, Lord Wrottesley, Sir Philip de M. Grey Egerton, Baronet, Sir Ch. Lemon, Baronet, Sir R. J. Murchison, Knight, A. Rutherford, Esquire, Lord-Advokat J. Hume, Esquire, S. Rogers, Esq., R. Monckton Milnes, Esq. und J. G. Shaw Lefevre, Esq. Diese Commission unterzog sich ihrem Auftrage mit großem Eifer, was sich schon daraus abnehmen läßt, daß sie den bey dem brittischen Museum Angestellten, so wie vielen andern Personen, die mit demselben und ähnlichen Instituten bekannt waren, nicht weniger als 10,933 Fragen zur Beantwortung vorlegte. Alle diese Fragen und Antworten, zugleich mit dem summarischen Berichte über das Ergebniß der Untersuchung, sind nunmehr im Druck erschienen und dem Parlamente wie dem Publikum vorgelegt worden. Man erhält dadurch umfassende Aufschlüsse über die innern Verhältnisse dieses im großartigsten Maaßstabe angelegten Institutes, und es wird daher hier nicht am unrechten Orte seyn, wenn im Nachstehenden einige der vorzüglichsten Punkte daraus hervorgehoben werden.

Die vorliegende Berichterstattung der Commission theilt sich in zwey Abschnitte: in den eigentlichen Bericht, der nur 44 Seiten zählt und eine gedrängte Uebersicht über den Befund der Untersuchung und die Vorschläge zur Verbesserung der bey dem brittischen Museum bestehenden Einrichtungen enthält. Der andere Abschnitt, welcher 823 Seiten ausmacht, theilt in protokollarischer Abfassung die Aussagen mit, welche von den, vor die Comission geladenen Personen abgegeben wurden. Wir wollen uns zunächst dem ersten Abschnitt zuwenden, um dann noch manches Interessante aus den Protokollen daran anzuschließen.

Der Commissionsbericht beginnt mit einer Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der obersten Verwaltung des Museums. Die Gründung des letzteren fällt in das Jahr 1755, wo durch Ankauf der berühmten Sammlung des Sir Hans Sloane von Seiten des Parlaments und durch Zuweisung der Cottonian-Bibliothek und der Harleian-Sammlung von Manuscripten der Anfang zur Errichtung des brittischen Museums gemacht wurde. Als oberste Vorstände (Trustees) wurden bestellt der Erzbischof von Canterbury, der Lord Kanzler und der Sprecher des Unterhauses. Diese sollten zwey Personen in Vorschlag bringen, unter welchen der König einen Oberbibliothekar (Principal Librarian) erwählen würde, der die Verwaltung der ganzen Sammlung zu leiten hätte; die Ernennung des unter ihm stehenden Personals war ganz den drey obersten Vorständen anheim gegeben. Außer den letzteren waren aber noch andere Vorstände ernannt, die in Gemeinschaft mit jenen dreyen zu gewissen Zeiten in Sitzungen zusammentreten sollten, um solche Einrichtungen zu treffen, wie sie zur Erhaltung und Vermehrung der verschiedenen Sammlungen nothwendig wären, die Gehalte für die Aufseher und andere Bedienstete zu bestimmen, und die untauglichen Subjekte unter dem Dienstpersonale nach Gutdünken zu entfernen. Zur Zeit, wo die Commission ihre Untersuchungen vornahm, bestand das Collegium der Trustees aus 48 Mitgliedern, wovon eines, der Herzog von Cambridge, unmittelbar von der Krone ernannt, 23 aus den Großwürdenträgern des Staates, der Kirche und der Akademien genommen und daher als officielle Vorstände bezeichnet sind, 9 von den Geschenkgebern an das Museum bestellt werden und 23 erwählt sind. Unter den officiellen Vorständen finden sich der Präsident des Rathes, der erste Lord der Schatzkammer, der erste Lord der Admiralität, der Bischof von London, die Präsidenten der Royal Society, des College of Physicians, der Society of Antiquaries und der Royal Academy. Auch unter den erwählten Vorständen ist der hohe Adel stark vertreten, doch findet sich unter ihnen auch Buckland und W. R. Hamilton.

Schon aus der Zusammensetzung dieses Verwaltungsrathes läßt es sich leicht errathen, daß die oberste Leitung des brittischen Museums eine sehr schwankende und unsichere gewesen seyn mag, da der Mitglieder desselben zu viele und ihre Obliegenheiten nicht gehörig fixirt waren, so daß die Hauptsache zuletzt der von ihnen bestellte Sekretär wurde, durch dessen Hände alle Verwaltungsangelegenheiten und alle Anstellungen unter unmittelbarer Respicienz des Erzbischofs von Canterbury giengen. Dabey hatte sich der Sekretär selbst nicht schlecht bedacht, denn er hatte nicht nur eine der besten Wohnungen im Museum, sondern einen Gehalt von 700 L., wohl der höchste oder doch der nächsthöchste, der irgend einem dort Angestellten ausbezahlt wurde. Zur Erleichterung seines Geschäftes hatte er sich außerdem noch 10 Gehülfen verschiedenen Ranges zugesellt, die ebenfalls zusammen einen nicht geringen Gehalt bezogen. Dem Statut gemäß hätte allerdings der Oberbibliothekar die Hauptleitung des Museums haben sollen, da er aber nicht in demselben persönlichen Verkehr mit den Trustees stand als der Sekretär, so hatte dieser doch bey Stellenbesetzungen und Vertheilung der vom Parlament angewiesenen Gelder an die einzelnen Sammlungen den überwiegenden Einfluß. Der Oberbibliothekar hatte auch allmählig dadurch an Bedeutung verloren, daß die Vorsteher der andern Abtheilungen factisch von ihm sich emancipirten, was freylich mit Nothwendigkeit aus der großen Verschiedenartigkeit der im brittischen Museum aufgestellten Sammlungen sich ergeben mußte, da keines Mannes geistige Kraft, möchte sie auch ganz ungewöhnlicher Art seyn, ausgereicht hätte, um selbstständig die spezielle Verwaltung der einzelnen Abtheilungen zu führen.

Solcher Abtheilungen bestehen aber dermalen sieben, nämlich 1) Manuscripte, 2) gedruckte Bücher, 3) Antiquitäten, 4) Kupferdrucke und Handzeichnungen, 5) Mineralogie, 6) Zoologie und 7) Botanik; die letztern drey bilden die Abtheilung für Naturgeschichte. Jede von diesen Abtheilungen hat ihren besondern Conservator (Keeper), unter dem wieder die Adjunkten, Assistenten und das untergeordnete Personale steht. Das Museum hat seinen blühenden Zustand den großartigen öffentlichen Unterstützungen zu verdanken. Die Gebäude allein, in welchen diese reichen Sammlungen aufbewahrt werden, haben seit dem Jahre

1823 die Summe von beynahe 700,000 L. gekostet. Die Summen, welche für Unterhaltung und Vermehrung der verschiedenen Sammlungen seit 1755, ungerechnet die seit 1823 aufgewendeten Baukosten, verwilligt wurden, überschreiten weit die Summe von 1,1000,000 L., wovon wenigstens 345,000 L. für Ankäufe neuer Gegenstände verausgabt wurden. Dazu kommen nun noch die beträchtlichen Geschenke von Privatpersonen. Der Sekretär schätzte den Werth der in den 12 Jahren vor 1835 erlangten Geschenke auf nicht weniger als 400,000 L., und Grenville's neuliche Schenkung einer Bibliothek, die über 50,000 L. kostete, giebt ein Beyspiel, welche ansehnliche Vermehrungen das Museum durch die Munificenz von Privatpersonen zu gewärtigen hat. Die jährlichen Geldbewilligungen des Parlaments haben sich fortwährend erhöht, denn während sie im Jahre 1838 nur 28,839 L. betrugen, beliefen sie sich 1848 bereits auf 53,735 L., wovon die Gehalte 21,000 L. wegnahmen. Aus eignem Vermögen bezieht das Museum eine Rente von 900 L.

Um der obersten Verwaltung des Museums eine zweckmäßigere Grundlage zu geben, hat sich die Commission einstimmig in dem Antrage geeinigt, daß die Aemter des Oberbibliothekars und des Sekretärs in ihrer gegenwärtigen Verfassung abgeschafft, dagegen ein verantwortlicher executiver Rath eingesetzt werden solle. Ueber die Art der Zusammensetzung des letzteren konnten sich aber die Mitglieder der Commission nicht einigen. Die Einen wollten, daß der executive Rath aus einem von der Krone ernannten Vorsitzenden (Chairman), aus vier von den Trustees aus ihrer eignen Mitte erwählten Mitgliedern und aus zwey andern, von der Krone ernannten bestehen sollte. Von diesen letztern sollte der eine durch seine Leistungen in der Literatur, d. h. in den schönen Wissenschaften und Künsten, der andere durch solche in der Naturgeschichte sich ausgezeichnet haben, so daß der letztere die besondere Aufsicht über die naturhistorische Abtheilung, der erstere die über Manuscripte, Bücher, Antiquitäten, Kupferstiche und Münzen übernehmen könnte. Gegen diesen Vorschlag erinnerten indeß andere Mitglieder der Commission, daß dadurch, wenn auch unter anderem Namen, der Oberbibliothekar wieder eingeführt würde und zwar in doppelter Person, einmal für die Literatur, das andremal für die Naturgeschichte. Sie beantragten daher, daß der executive Rath bloß aus einem von der Krone ernannten Vorsitzenden und aus vier von den Trustees aus ihrer eignen Mitte erwählten Mitgliedern bestehen solle, welche unmittelbar mit den Conservatoren der 7 Abtheilungen des Museums sich ins Benehmen zu setzen hätten.

Wenn wir um unsere Meinung hinsichtlich der Zusammensetzung des obersten Verwaltungsraths des Museums befragt würden, so würden wir, falls wir nur zwischen den beyden eben besprochenen Vorschlägen zu wählen hätten, entschieden uns dem letzteren zuwenden. Das Gedeihen irgend einer Sammlung ist noch niemals von einem Verwaltungsrathe, sondern lediglich von den Spezialvorständen derselben ausgegangen. Diese deßhalb in ihrem Wirkungskreise nicht zu beengen oder gar ihnen denselben zu verleiden, ist erstes Erforderniß, soll eine Sammlung freudig heranwachsen. Man soll zu Vorständen von Sammlungen keine andern Männer wählen als solche, die sich nach ihren Kenntnissen und ihrem moralischen Charakter dazu eignen; hat man aber solche gefunden, so soll man ihnen auch das Vertrauen schenken, daß sie die Verwaltung des ihnen anvertrauten Institutes am besten verstehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt.

(Schluß.)

S. 13 Z. 1 f.: *ὡς οὐδὲν ἂν γένοιτο πόλεσι δυστύχημα μεῖζον τοῦ τὸ μὲν ἰσχυρὸν ἀόητον ἔχειν, τὸ δ'ἔμφρον ἀδύνατον.* Wie widerlich lauten diese Worte in der Verdeutschung des Hrn. Kolbe (S. 22 Z. 8 ff.): „Wenigstens kann ein härteres Mißgeschick gewiß Staaten nicht treffen, als

wenn sie blinde Kraft und machtlose Einsicht haben?“ Ref. würde sie so ausdrücken: „denn für die Staaten dürfte es kein größeres Unglück geben, als wenn sie Stärke ohne Verstand oder Einsicht ohne Macht besitzen.“ Der Sinn derselben aber ist kein anderer, als: das größte Unglück für die Staaten ist es, wenn die Machthaber in denselben nicht mit Verstand begabt oder die Einsichtvollen ohne politischen Einfluß sind. Synesios hatte nämlich sowohl hier, als in der Rede über das Königth. S. 7 A — C. u. 32. A., über d. Vorseh. S. 101 B — C. u. Br. 103. S. 242 D. den vielgepriesenen Platonischen Grundsatz (Politeia S. 473 C — D.) vor Augen, daß kein Staat glücklich seyn könne, so lange nicht in demselben die Freunde der Weisheit herrschen, oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber wahrhaft und eifrig der Liebe zur Weisheit obliegen, und Macht im Staate und Liebe zur Weisheit in der nämlichen Person vereint sind.

S. 14 Z. 1 ff.: *ἐπεὶ καὶ νῦν οὐχ ἥκιστα τῇ τῶν πραγμάτων ἀτοπίᾳ τὸ πλῆθος ἑπόμενον τοὺς ἀκερσεκόμας, καὶ πάντας τοὺς τολμῶντας περιττοὺς δή τινας ἡγηνται· τά τε ἄλλα ποικιλώτερα γένη τῶν σοφιστῶν μονονουχὶ σέβονται τε καὶ ἄζονται καὶ μάλιστα αὐτῶν ὅσοι βαίνουσι κορύνῃ, καὶ πρὸ τοῦ φθέγξασθαι χρέμπτονται.* Hr. Kolbe übersetzt S. 23 Z. 16 ff. mit unerträglicher Breite und Gedehntheit: „ja selbst jetzt noch hält der große Haufe, der auffallenden Erscheinungen und wunderlichen Dingen so gern nachlauft, am meisten die Langhaarigen und alle die dreisten und entschlossenen Menschen für wer weiß wie außerordentliche Männer. Das Volk verehrt sonach mit aller Hochachtung fast allein nur die mehr buntfarbigen und verschlagenen Sophistengeschlechter, besonders diejenigen von ihnen, welche mit einer Keule oder einem Stabe einherschreiten, und, ehe sie ein Wort ertönen lassen, erst sich räuspern“, anstatt genauer und kürzer sich so zu fassen: „denn auch jetzt hält, besonders durch die Neuheit der Gegenstände angezogen, der gemeine Haufe die Ungeschornen und alle Waghälse gewissermassen für wunderherrliche Männer und bezeigt nicht nur den übrigen verschiedenen Classen von Sophisten fast die tiefste Ehrfurcht und Ergebenheit, sondern auch ganz besonders denjenigen von ihnen, welche mit einer Keule einherschreiten und, bevor sie reden, sich räuspern.“

Wie überladen und geschmacklos ist die Verdeutschung der folgenden Stelle (S. 14 Z. 19 ff.): *ἀστρονομία γὰρ αὐτή τε ὑπερσεμνός ἐστιν ἐπιστήμη, καὶ τάχ' ἀναβιβασμὸς ἐπί τι πρεσβύτερον γένοιτ' ἄν· ἣν ἐγὼ προσεχὲς ἡγοῦμαι πορθμεῖον τῆς ἀπορρήτου θεολογίας!* „Die Astronomie“, übersetzt (S. 24 Z. 8 ff.) Hr. Kolbe, „ist selbst eine übererhabene und ehrwürdige Wissenschaft und kann leicht der Aufgang und Uebergang zu etwas noch Aelterem und Erhabnerem werden, ich wenigstens halte sie für die nächste Ueberfahrt zur geheimnißvollen Theologie.“ Warum nicht ganz einfach und in zweckmässiger Kürze so? „Denn die Sternkunde ist nicht nur an sich eine überhehre Wissenschaft, sondern dürfte leicht die Stufe zu etwas Erhabnerem werden. Ich halte sie für die nächste Fähre zur geheimnißvollen Theologie.“

Ohne uns weiter in die Beurtheilung der Verdeutschung des Hrn. Kolbe einzulassen, wollen wir nur noch bemerken, daß die Uebersetzung der zwey Epigramme, des Ptolemaeos (S. 28) und des Synesios (S. 29), ganz mißlungen ist; denn seine Hexameter und Pentameter sind voll von Trochäen. Das erstere übersetzte der verewigte Jacobs zweymal, nämlich in seinem Tempe Bd. II. S. 55 und in seinen vermischten Schriften Th. II. S. 234 Nr. 35, und zwar jedesmal anders. Daraus möge Hr. Kolbe lernen, wie man mit Geist und Geschmack übersetzen müsse und was Feilen und Glätten sey. In dem zweyten Epigramme entgleitete ihm V. 4 (einem Pentameter) sogar auf dem vierten Fusse ein Trochäos.

J. G. Krabinger.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Fortsetzung.)

Mit einem Obervorstand für die Literatur und einem andern für die Naturgeschichte, wie ein Theil der Commissionsglieder es wollte, ist indeß nichts gewonnen, leicht aber viel gefährdet. Denn er harmonirt entweder mit den Vorständen der einzelnen Sammlungen, und dann sind sie die Hauptsache, oder er harmonirt nicht mit ihnen, und dann fragt es sich erst, wer Recht hat, und in wie weit die Verantwortlichkeit jedes Vorstandes für seine besondere Sammlung noch bestehen kann, wenn er zweckwidrigen, dem ihm anvertrauten Institute nach seinem bessern Wissen offenbar verderblichen Anordnungen Folge zu leisten hätte. Die Trustees würden in diesem Falle wenigstens mit fortwährenden Klagen von der einen wie von der andern Seite belästigt werden, und am meisten würden die Sammlungen darunter leiden, weil ihren Vorständen Lust und Freude an denselben verkümmert würde.

Daß die Commissionsmitglieder nicht einstimmig für den zweyten Vorschlag votirt haben, läßt sich wohl aus der Zusammensetzung der Commission erklären. Nur zwey von ihnen, Murchison und Buckland, sind mit der Verwaltung öffentlicher Sammlungen aus eigner Erfahrung bekannt und davon hat der letztgenannte keinen Antheil an der Unterzeichnung des Berichtes, also wohl auch nicht an der Berathung desselben genommen. Die andern Mitglieder aber scheinen hauptsächlich von der Meinung ausgegangen zu seyn, daß die Vermehrung der Controle das Universalmittel zur Heilung etwaiger Schäden in der Verwaltung öffentlicher Institute sey, wobey sie freylich übersahen, daß in der Art, wie sie sich diese Controle dachten, die Gefahr nahe gelegt wurde, daß gerade dadurch das Gedeihen der Sammlungen in hohem Grade verkümmert werden könnte.

Auf dem Continente wird man sich wahrscheinlich wundern, daß von keinem der Commissionsglieder der Antrag gestellt wurde, den Verwaltungsrath des brittischen Museums nach dem Vorbilde des Jardin des plantes in Paris einzurichten, wo die sämmtlichen Vorstände der einzelnen Sammlungen die oberste Administration selbst bilden und diese unmittelbar unter dem Ministerium steht. Man sollte meinen, daß in England, wo die individuelle Selbstständigkeit so hoch geachtet wird, dieser in der Person der sieben Vorstände des brittischen Museums ihr Recht am ersten zuerkannt worden, und daß man ihnen nicht durch das Zwischenglied der Trustees den unmittelbaren Verkehr mit der Regierung und dem Parlamente benommen hätte. Noch mehr möchte es befremden, daß selbst Owen, obwohl Vorstand einer der größten öffentlichen Sammlungen, auf Anfrage der Commission, ob nicht für das brittische Museum ein ähnlicher Verwaltungsrath wie der französische beantragt werden sollte, mit größter Entschiedenheit sich dagegen aussprach und für die Beybehaltung des Institutes der Trustees sich erklärte.

Diese Vorliebe für letztere Einrichtung läßt sich bey näherer Einsicht in die englischen Verhältnisse

wohl erklären und rechtfertigen. Der Engländer, der durch Geburt, Rang und Vermögen eine ausgezeichnete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, weiß es schon aus der Tradition, daß er zur Behauptung dieser Stellung sich an der Mitwirkung für vaterländische gemeinnützige Zwecke bethätigen müsse. Zu diesen gehören nun vorzugsweise die großen National-Institute für Wissenschaft und Kunst; und Prinzen vom Geblüt, die ersten Würdenträger im Staate, wie in der Kirche, der hohe Adel, ausgezeichnete Parlamentsglieder setzen ihren Ehrgeiz darein, zu Präsidenten, Curatoren oder Trustee's dieser Institute ernannt zu werden, wogegen sie dann diesen wieder ihren ganzen Einfluß bey der Regierung und im Parlamente zuwenden. Bey dem brittischen Museum bestand nur der Uebelstand, daß die Vorstände der Sammlungen nicht unmittelbar mit den Trustees, sondern durch das Organ des Oberbibliothekars oder gar des Sekretärs in Verbindung standen, und daher nicht jeder Vorstand von ihnen in gleichem Maaße bedacht wurde, wie dieß namentlich Robert Brown, obwohl der berühmteste englische Botaniker, zu seinem großen Schmerze erfahren mußte. Wo dagegen, wie bey dem k. Collegium der Wundärzte in London, die Trustee's unmittelbar mit den Vorständen der Sammlungen verhandelten, und letztere in den Sitzungen der ersteren Sitz und Stimme hatten, da konnten die Conservatoren, wenn ihnen das Vertrauen der Trustee's entgegen kam, mit Sicherheit darauf rechnen, von diesen alle Unterstützung zu erhalten. Wir werden später zeigen, welche ungeheuere Mittel auf diese Weise Owen zur freyen Verfügung erhielt, und es wird uns vollkommen verständlich, warum die englischen Vorstände öffentlicher Institute ihre aristokratischen Trustee's eben so wenig wollen fahren lassen als wir unsere republikanische Administrationsweise. Es zeigt sich eben hier wie in tausend andern Fällen, daß nicht Allen Alles gleich zuträglich ist, und daß man seine Einrichtungen den gegebenen Verhältnissen gemäß zu treffen habe.

Unter den sieben Abtheilungen des brittischen Museums hat keine der Commission mehr zu schaffen gemacht als die Bibliothek. Von den verschiedensten Seiten her waren Klagen gegen die Einrichtung in der Benützung derselben eingelaufen und insbesondere war der Katalog ein Hauptgegenstand der Beschwerden geworden. Neben billigen Anforderungen waren auch eine Menge unbilliger und geradezu unausführbarer gemacht worden, und nicht wenige der Ankläger hatten von dem Katalog eine Vorstellung ohngefähr wie der Bauer von der Brille, durch deren Besitz er hoffte, die Kunst zu lesen in den Kauf mitzubekommen. Leute dieser Art verlangten seit langer Zeit mit Ungestüm die Herstellung gedruckter Fachkataloge, die käuflich zu haben wären, um zu Hause sich mit der Literatur des Faches, zu dem sie eben eine Zuneigung gewonnen hatten, in aller Bequemlichkeit vertraut machen zu können. Andere, das Schwierige der Abfassung von Fachkatalogen berücksichtigend, wollten wenigstens einen gedruckeen alphabetischen Katalog. Die Trustees hatten auch wirklich schon früher den Anfang gemacht und durch den Bibliothekar Panizzi den ersten Band, den Buchstaben A umfassend, im Druck erscheinen lassen. Allein theils die großen Kosten, die schon dieser einzige Band veranlaßte, theils ein wahres Sturmlaufen berufener und noch weit mehr unberufener Kritiker gegen die Einrichtung desselben bewog die Trustees, die Fortsetzung des Druckes einzustellen. Gleichwohl blieb das Publikum fortwährend auf seinem Verlangen nach einem gedruckten Kataloge bestehen, und angesehene Gelehrte unterstützten dasselbe durch ihre gewichtige Autorität. Demohngeachtet hat die Commission nicht geglaubt, sich zum Organ dieses Verlangens hergeben zu sollen, indem sie von der Meinung ausgieng, daß die Hauptvertheidiger des gedruckten Katalogs seine Nützlichkeit überschätzt und seine Schwierigkeiten unterschätzt hätten. Wir unsererseits stimmen dieser Ansicht ganz bey, denn abgesehen von den ungeheuern Kosten, die der Druck des Katalalogs einer Bibliothek von 450,000 Bänden verursacht, so müßten bey der raschen Vermehrung derselben fortwährend Supplemente ausgegeben werden, ohne daß man doch damit auf dem Laufenden bleiben könnte, und man müßte also gleichwohl wenigstens für die Zugänge immer wieder auf den geschriebenen Katalog recurriren. Nimmt man hinzu, daß es gar keine von den großen Bibliotheken giebt, die einen gedruckten Katalog besitzt, ferner daß im brittischen Museum jedem

Leser die Einsicht in den Katalog gestattet ist, und daß er im Lesezimmer so viel Bücher auf einmal erhält als er nur immer will, so ist eigentlich Alles gewährt, was billiger Weise von einem solchen Institut gefordert werden kann.

Trotz der Erklärung der Commission und des Zeugnißes, welches der Amerikaner Jewett, der Europa in der Absicht bereiste, um die Einrichtungen der Bibliotheken kennen zu lernen, zu Gunsten der des brittischen Museums ablegte, daß nämlich dieses die bestgeordnete Bibliothek besässe und daß in derselben das Publicum auf's prompteste bedient würde, hat gleichwohl in den öffentlichen Blättern das Verlangen nach einem gedruckten Katalog nicht nachgelassen und allerley Vorschläge sind deßhalb gemacht worden. Da indeß die größte Meynungsverschiedenheit über die Einrichtung eines solchen Katalogs unter den Wortführern besteht, so wird die Bibliothek diesem Handel wenigstens so lange ruhig zusehen können, bis die Kämpfer sich geeinigt haben und zu solcher Einigung ist auf lange Zeit hin noch keine Aussicht.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, den die Commission umständlich zu beachten hatte, war die Denkschrift, welche im Jahre 1847 von einer großen Anzahl Naturforscher dem ersten Lord der Schatzkammer überreicht wurde und in welcher sie gegen die gegenwärtige Anordnung der naturhistorischen Abtheilungen des brittischen Museums Klagen erhoben hatten. Unter den verschiedenen Beschwerdepunkten, welche in jener Schrift enthalten sind, hat die Commission vorzüglich den hervorzuheben geglaubt, welcher die gegenseitige Abgrenzung der zoologischen und mineralogischen Sammlungen betrifft. Nach der bisherigen Anordnung gehörten zu letzterer alle Ueberreste von fossilen Thieren, zu ersterer alle Skelete. Daraus entstund nun die Inconvenienz, daß diejenigen, welche sich mit dem Studium der fossilen Ueberreste, namentlich von Wirbelthieren befassen wollten, zur sichern Bestimmung nicht die von den lebenden Thieren aufbewahrten Stücke zur Hand hatten, was insbesondere in Bezug auf Wirbelthiere jede Arbeit unmöglich macht. Um den Wünschen des Publicums zu entsprechen, hatte deßhalb der Vorstand der zoologischen Sammlung den Vorschlag gemacht, alle fossilen thierischen Ueberreste seiner Abtheilung zuzuweisen; dagegen hatte jedoch der Vorstand der mineralogischen Sammlung entschiedenen Protest eingelegt, indem er nicht ein Stück davon, als zur Erläuterung der geognostischen Verhältnisse dienend, ablassen könnte.

Zur Schlichtung dieses Zwiespalts und zur Befriedigung des Publicums hat sich die Commission zu folgenden Anträgen verständigt. 1) Die mineralogische Sammlung soll außer den Mineralien alle fossilen Wirbelthiere und solche fossile Wirbellose enthalten, die zur Ausfüllung der Lücken in der Reihe der lebenden Wirbellosen in der zoologischen Sammlung nicht nothwendig sind. Mit den fossilen Wirbelthieren sollen dann solche Skelete oder analoge Theile von lebenden Thieren verbunden werden, als sie zur Erläuterung der Natur und Verwandtschaft der fossilen Exemplare nothwendig sind. Dieß würde sich leicht machen, da bereits die zoologische Abtheilung im Besitz einer Skeletsammlung ist.

2) Die zoologische Sammlung soll alle Exemplare enthalten, welche die äußern Merkmale der lebenden Wirbelthiere aufzuweisen haben, so wie alle andern Thiere. Bey den wirbellosen Thieren, die Schalen oder andere harte Theile haben, sollen typische Exemplare von den untergegangenen generischen Formen beygefügt werden, damit die in der natürlichen Reihe nunmehr verlornen Glieder durch fossile Exemplare ergänzt werden, was den Geognosten zum großen Vortheile in ihren Studien gereichen würde.

3) Die botanische Abtheilung soll alle Exemplare aus dem Pflanzenreiche, sowohl frische als fossile, in sich begreifen.

Man wird sich in Deutschland wie in Frankreich über die sonderbare Abgrenzung, welche die Commission zwischen der zoologischen und mineralogischen Sammlung gezogen wissen will, nicht wenig verwundern und es wird insbesondere befremden, daß selbst Owen einer solchen seltsamen Vertheilung das Wort reden konnte. Bey näherer Betrachtung der Zusammensetzung der Commission sowohl, als auch des Standes der Naturgeschichte in England wird es indeß leicht verständlich, wie eine solche

Ansicht dort sich geltend machen konnte. Schon das Athenaeum sprach seine Verwunderung darüber aus, daß das Fach der Naturgeschichte in der Commission lediglich durch den Bischof von Norwich, Egerton und Murchison vertreten war; die Zoologie fand in ihr gar keinen Repräsentanten, während die Geognosie und Palaeontologie in den beyden letztgenannten Mitgliedern auf entschiedene Fürsprecher rechnen konnte. Nun sind aber in England gerade diese beyden Abtheilungen der Naturgeschichte weitaus die begünstigsten, und ihnen haben sich nicht bloß eine Menge Dilettanten, sondern Männer von der gründlichsten Bildung und der größten Celebrität wie Owen, Murchison, Buckland, de la Beche und so viele Andere zugewendet, während die Zoologie, obwohl vielfach cultivirt, doch keine Männer von so eminenter Geltung ihnen gegenüber stellen kann. Kein Wunder daher, daß in allen gemischten naturhistorischen Versammlungen die Geognosten und Palaeontologen die Majorität behaupten und daher bey Vertheilung von Sammlungen so viel als nur möglich an sich zu bringen suchen, sollte dabey auch eine andere in ihrem wissenschaftlichen Bestande ganz zu Grunde gerichtet werden. Dieß ist aber mit einer zoologischen Sammlung der Fall, sobald ihr die Skelete entzogen werden, denn damit verliert sie die Mittel, um selbstthätig die Systematik der Wirbelthiere auf eine feste wissenschaftliche Basis zu begründen. Die Klassen der Wirbelthiere beruhen nun einmal auf dieser Grundlage, und wenn demnach die von der Commission vorgeschlagene Castration mit der zoologischen Sammlung des brittischen Museums in Ausführung gebracht werden sollte, so wäre diese damit zu wissenschaftlicher Impotenz verurtheilt. Sie könnte zwar immerhin dem Verzeichniße der Arten noch neue auf die äußerlichen Merkmale hin beyfügen; sie müßte aber die sichere Begründung derselben durch osteologische Merkmale dem mineralogischen Departemente überlassen, was wohl weder Beruf noch Befähigung in sich finden würde, die auf solche Weise von der zoologischen Sparte gelassenen Lücken auszufüllen.

Die Commission scheint freilich nicht alle Skelete der zoologischen Sammlung entreissen zu wollen; sie verlangt, wie sie sagt, nur diejenigen, welche zur Erläuterung der fossilen Ueberreste wesentlich sind. Allein damit ist eben Alles verlangt, denn da in der Tertiär- und Diluvialperiode die fossilen Formen identisch oder doch nahe verwandt mit den lebenden sind, so sind die Skelete der letzteren sämmtlich zur Erläuterung der urweltlichen Thierüberreste nothwendig, und der zoologischen Sammlung würden daher höchstens die Doubletten von Skeleten verbleiben. Natürlich würde die letztere, sobald sie sich durch die vorgeschlagenen Spoliationen bedroht sähe, keine osteologischen Präparate mehr anfertigen, sondern deren Herstellung der mineralogischen Sammlung überlassen, wobey nur zu fragen wäre, wie denn letztere z. B. bey einer Sendung unbestimmter indischer Fische oder Reptilien es mit der Artenbestimmung, die doch dem Skeletiren vorausgehen müßte, halten würde. Die Commission hätte doch bedenken sollen, daß die ganze Kenntniß des Knochengerüstes der lebenden und urweltlichen Thiere nicht von den Geognosten, sondern von den Zoologen ausgegangen ist, aus dem einfachen Grunde, weil diese Gegenstände einen wesentlichen Bestand der Zoologie ausmachen und die speciellsten zoologischen Kenntnisse voraussetzen.

Der Vorschlag, den Gray machte, nämlich die fossilen thierischen Ueberreste der zoologischen Sammlung als eine besondere Abtheilung zuzuweisen, ist daher der einzig sachgemäße; die urweltlichen Thiere sind eben so gut Thiere als die der gegenwärtigen Zeitperiode und ihre Bestimmung erfordert gar keine geognostischen, sondern lediglich zoologische Kenntnisse, freylich nicht bloß der ausgestopften Bälge, sondern der ganzen thierischen Organisation.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Fortsetzung.)

Allerdings haben die Geognosten zur Unterscheidung der Abtheilungen der geschichteten Gebirgsformationen gewisser Versteinerungen nöthig, die ihnen hauptsächlich zum Anhaltspunkte dienen. Aber gerade diese gehören nicht den Wirbelthieren, sondern den wirbellosen Thieren und zwar fast ausschließlich den Conchylien an und werden als Leitmuscheln bezeichnet, weil sie nicht bloß durch ihr Aeußeres charakteristisch sind, sondern durch ihre Menge zugleich auf die rechte Deutung der Gebirgsschichten hinweisen. Hinsichtlich dieser kann also recht wohl eine Theilung zwischen der geognostischen und palaeontologischen Sammlung stattfinden, ohne daß die eine oder die andere benachtheiligt wird; zugleich sind die fossilen Conchylien ungleich leichter und mit einem gar nicht vergleichbar geringeren Aufwande anzuschaffen als die fossilen Ueberreste von Wirbelthieren, so daß also doppelte Sammlungen von jenen recht wohl nebeneinander bestehen können.

Es könnte zuletzt noch als Inconsequenz von Seiten der Commission erscheinen, daß sie die fossilen Pflanzen nicht ebenfalls der geognostischen Sammlung zugewiesen, sondern der botanischen überliefert wissen will. Inconsequent ist es allerdings, daß sie für die Verweisung der fossilen Pflanzen eine andere Rücksicht als für die der fossilen Thiere nimmt. Consequent ist es aber gleichwohl, daß sie von ihrem geologischen Standpunkte aus der geognostischen Sammlung Alles zugelegt wissen will, was dieser nicht bloß zum wesentlichen Bedarf, sondern auch zum Schmucke und zur Erhöhung des Interesses an ihr gereicht, dagegen von ihr abhält, was ihr nicht wesentlich nöthig ist und nur eine lästige Vermehrung der Arbeit herbeyführen würde. Dieß Letztere ist hinsichtlich der fossilen Pflanzen der Fall. Der Geognost kann ihrer zur Bestimmung seiner geognostischen Abtheilungen entbehren, und darf sie daher getrost dem Botaniker überlassen, dessen Resultate er dann hinterdrein immerhin benützen kann. Sollen ja doch auch die Skelete zuerst von den Zoologen gefertigt und bestimmt und dann erst der geognostischen Section zur Parade-Aufstellung in ihren Sälen abgelassen werden. Die zoologische Sammlung wäre daher nach Ansicht der Commission nicht mehr eine mit den andern gleichwerthe selbstständige Abtheilung, sondern die dienende Magd des mineralogischen Departements; eine Herabwürdigung, die sich wohl jene nachdrücklichst verbitten wird und die auf einen dauerhaften Bestand ohnedieß nicht zählen dürfte.

Am Schluße ihres Berichtes gibt die Commission noch die Erklärung ab, daß nach Aussage der höchsten Autoritäten auf diesen Gebieten die naturgeschichtlichen Sammlungen des Museums als ein Ganzes jeder andern in der Welt gleich, wenn nicht gar überlegen sind.

Wir wollen nun noch aus den Protokollen verschiedene Punkte hervorheben, die geeignet sind eine

nähere Einsicht in den Stand der naturhistorischen Sammlungen des brittischen Museums zu gewähren. Wir beginnen mit den Erklärungen, die R. Owen, Professor und Curator des Museums des kgl. Collegiums der Wundärzte, die höchste Autorität in England auf dem zootomischen und palaeontologischen Gebiete, vor der Commission abgegeben hat; sie sind um so interessanter, als sie sich auf Vergleichungen mit andern Sammlungen eingelassen haben.

R. Owen erkennt es gleichfalls an, daß im Ganzen die zoologischen und palaeontologischen Sammlungen des brittischen Museums, wenigstens hinsichtlich der Anzahl, jeder andern europäischen Sammlung gleichkommen. Im Einzelnen findet er dieß namentlich von den ausgestopften Säugthieren bestätigt, an Skeleten aber aus dieser Klasse hält er sowohl Paris als Leiden für reicher. Die Sammlung von ausgestopften Vögeln wird von ihm sehr belobt; an Reptilien sey in Paris mehr, und nach mündlichen Mittheilungen auch in Wien. Die Fische seyen ebenfalls zahlreicher in Paris, dagegen schien ihm das brittische Museum mehr Conchylien zu enthalten; aber an nackten Mollusken sey großer Mangel. Mit Ausnahme der zahlreich vorhandenen Insekten seyen in den untersten Klassen noch große Lücken auszufüllen. Hinsichtlich der fossilen Wirbelthiere gab Owen die Erklärung ab, daß ihr reichhaltigster Theil die Reptilien seyen, daß von Säugthieren ebenfalls höchst bedeutende Ueberreste aufbewahrt würden, daß aber die Fische den beyden Privatsammlungen des Earl von Enniskillen und des Sir Philip Egerton weit nachstehen müßten. Zuletzt befragt, ob er von der Administration des Jardin des plantes in Paris eine nähere Kenntniß habe, gibt Owen hierüber sehr genaue Aufschlüsse, die Ref. hier mittheilen will, weil die Verwaltung dieser großartigen Anstalt unter uns noch wenig bekannt ist.

Der pariser Pflanzengarten, wie er aus ältern Zeiten her benannt ist, begreift folgende Abtheilungen oder Sammlungen: Physik, Mineralogie, Chemie, desgl. in Anwendung auf die Künste, Botanik und Pflanzen-Physiologie, ökonomische Botanik, Agricultur, Zoologie (abgetheilt in 4 Departements), menschliche Anatomie, Physiologie, vergleichende Anatomie, Geognosie, Iconographie oder die Zeichnungskunst naturgeschichtlicher Gegenstände.

Jede dieser Abtheilungen ist der Obhut eines oder mehrerer Beamten anvertraut, die den Titel Professeurs-Administrateurs führen, und welche gleiche Rechte als Vorstände ihrer besondern Abtheilungen haben. Sie sind mit der Leitung der Conservation, so wie mit der Erläuterung ihrer Sammlungen durch Kataloge, systematische Anordnung, Abhandlungen und Vorlesungen beauftragt. Die Details hinsichtlich der Anzahl von Vorlesungen, der Berathungstermine u. s. w. werden durch die Professoren selbst im Verwaltungsrathe bestimmt und dem Minister des öffentlichen Unterrichtes mitgetheilt. Die Professoren-Administratoren werden durch die wirklichen Professoren erwählt, entweder als solche oder als Mitglieder des Instituts, d. h. Candidaten für vacante Professuren werden der Regierung durch die Corporation der Professoren und durch die Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht, wobey die Abstimmung der Professoren durch die Akademie gewöhnlich unterstützt wird, und die in solcher Weise präsentirten Candidaten sind immer von der Regierung bestätigt worden.

Die wirklichen Professoren-Administratoren sind nach Owen's Angabe folgende, wobey jedoch zu bemerken, daß seitdem Gay-Lussac und Blainville gestorben sind:

| | | |
|---|---|---|
| Becquerel | für | Physik, |
| Gay-Lussac | „ | allgemeine Chemie, |
| Chevreuil | „ | angewandte Chemie, |
| Dufresnoy | „ | Mineralogie, |
| Cordier | „ | Geognosie, |
| A. Brongniart | „ | Botanik, |
| Jussieu | „ | ökonomische Botanik, |
| Mirbel | „ | Cultur, |
| De Blainville | „ | vergleichende Anatomie, |
| Flourens | „ | Physiologie, |
| Serres | „ | menschliche Anatomie, |
| Is. Geoffroy | „ | Mastozoologie u. Ornithologie, |
| Dumeril | „ | Herpetologie u. Ichthyologie, |

Milne Edwards für Entomologie u. Gliederthiere,
Valenciennes „ Conchyliologie u. Zoophytologie.

Die letzten vier Professuren exemplificiren die Eintheilung der Sammlungen für Naturgeschichte der Thiere und die Wichtigkeit und Ausdehnung derselben. Die Sammlung für vergleichende Anatomie hat einen besondern Curator, Laurillard, zur Unterstützung des Professor-Administrators, und außerdem noch, gleich allen andern Abtheilungen, eine Anzahl untergeordneter Beamten und Diener. Die Professoren des Departements der Iconographie sind Chazal für Botanik und Werner für Zoologie, unter denen wieder drey andere ausgezeichnete Künstler stehen. Das Personal der Naturalistes-Voyageurs macht einen sehr wichtigen Bestandtheil in der Einrichtung des Pflanzengartens aus. Im Jahre 1835 waren z. B. acht von diesen auf Reisen in Hindostan, Madagaskar, dem Kap der guten Hoffnung, Nubien und anderwärts begriffen, um zoologische und botanische Gegenstände zu sammeln, wozu die Regierung 25,000 Fr. bestimmt hatte. Jeder Professor-Administrator hat eine Wohnung im Pflanzengarten, frey von Taxen, Reparaturkosten u. s. w., und sein Gehalt ist durch Dekret vom Jahre 1793 auf 5000 Fr. festgesetzt. Der Professor darf, und in der That thut es auch jeder, noch andere lucrative Stellen annehmen. Ihr Einkommen wird durch die Bezüge vergrößert, die sie als Mitglieder des Instituts erhalten. Einige Beyspiele von den Besoldungsbezügen der Professoren-Administratoren, die Owen anführt, mögen auch hier eine Stelle finden, um zu zeigen, in welchem Contraste die Besoldungen der französischen Professoren und Administratoren der naturwissenschaftlichen Institute zu den deutschen der gleichen Anstalten stehen.

| | | |
|---|---|---|
| Chevreuil, | Pflanzengarten (Prof.-Adm.) | 5,000 Fr. |
| | Gobelins (als Director) | 5,000 „ |
| | Comm. des arts et manufactures . . . . | 2,500 „ |
| | Journal des Savans (Mitherausgeber) . . . | 2,500 „ |
| | Institut (Mitglied) . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 16,500 Fr. |
| Dufresnoy, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | Inspector der Bergwerke . | 8,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 14,500 Fr. |
| Cordier, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | Gen.-Inspector der Bergw. | 12,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 18,500 Fr. |
| Mirbel, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | Faculté des sciences (Prof.) | 5,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Comm. des arts et manuf. | 2,500 „ |
| | Summa: | 14,000 Fr. |
| Is. Geoffroy, | Pflanzengarten . . | 5,000 Fr. |
| | Gen.-Inspector der Universf. | 8,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 14,500 Fr. |
| Flourens, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | beständ. Secretär d. Instituts | 6,000 „ |
| | Journal des Savans (Mitherausgeber) . . . | 2,500 „ |
| | Summa: | 13,500 Fr. |
| Dumeril, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | Faculté de medicine (Prof.) | 12,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 18,500 Fr. |
| Blainville, | Pflanzengarten . . . | 5,000 Fr. |
| | Faculté des sciences (Prof.) | 5,000 „ |
| | Institut . . . . | 1,500 „ |
| | Summa: | 11,500 Fr. |

Der letzte Name gewährt ein Beyspiel von der geringsten Besoldung, die dermalen ein Professor-Administrator bezieht. Das amtliche Einkommen von Cuvier betrug 43,500 Fr. und das von Gay-Lussac war noch höher. Es wäre interessant, wenn man die Gehaltsbezüge der Professoren und Administratoren der naturwissenschaftlichen Anstalten in Berlin, Wien und München neben den französischen zur Vergleichung aufführen könnte, um in Ziffern nachzuweisen, wie weit die französischen Besoldungen die deutschen übertreffen; bey uns wenigstens hat der höchstbesoldete noch nicht die Hälfte von dem geringstbesoldeten in Frankreich. Daraus

ist es auch erklärlich, warum in Deutschland die Bearbeitungen größerer naturwissenschaftlicher Werke, namentlich solcher, die Abbildungen bedürfen, immer seltner werden, weil die wenigsten Naturforscher bey uns aus eignem Vermögen die hierzu erforderlichen Geldmittel aufbringen können. Welche große Beyhülfe haben nicht schon unsere französischen Collegen dadurch, daß ihnen 5 eminente Künstler zur freyen Verfügung stehen, und daß außerdem die Regierung jährlich große Summen zur Unterstützung der Herausgabe kostspieliger wissenschaftlicher Werke anweist. Nimmt man nun noch den dermaligen gänzlich zerrütteten Zustand des deutschen Buchhandels hinzu, so sollte man uns nicht, wie es geschieht, den Vorwurf machen, daß wir so wenig publiciren, sondern vielmehr darüber sollte man sich verwundern, daß trotz all dieser Ungunst der Zeit und der persönlichen Stellung, noch so viel von deutschen Naturforschern geleistet wird als es in der That der Fall ist.

Wir fahren in unserer Schilderung der Verwaltung des Pflanzengartens weiter fort. Ein Professor-Administrator dieser Anstalt ist in Bezug auf Conservation und Anordnung der ihm übergebenen Sammlung Keinem direct verantwortlich. Seine Stelle wird als erledigt angesehen, wenn er sich weigert oder es vernachläßigt seine Obliegenheiten zu vollziehen; eine solche Resignation oder Erledigung muß aber wenigstens von zwey Dritteln der ganzen Corporation der Professoren erklärt werden. Das Collegium der Professoren, oder eine Majorität, ernennt alle untergeordneten Angestellten und Diener des Museums, und eine Majorität von zwey Dritteln der Professoren des Verwaltungsrathes kann jeden Subalternen dimittiren. Jeder Professor hat das Recht, einen bey seiner Sammlung angestellten Subalternen provisorisch zu suspendiren; er muß aber den Fall in der nächsten Sitzung des Professoren-Collegiums vorlegen. Die Professoren erwählen alle zwey Jahre aus ihrer Mitte den Vorstand, Sekretär und Schatzmeister. Der Vorstand hat den Titel Director, und verkehrt in Gegenständen der Verwaltung mit dem Minister des öffentlichen Unterrichts und hinsichtlich der Baulichkeiten, mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten.



Mit der Einrichtung, daß aus dem Gremium der Professoren der Verwaltungsrath des Museums selbst zusammengesetzt ist, kann sich übrigens Owen nicht befreunden, weil er in dem englischen Institut der Trustees ein besseres Mittel zur Controle wie zur Vertretung der Interessen der Anstalt sieht. Wir haben schon vorhin bemerklich gemacht, daß wir für unsere Zustände auf dem Continent der entgegengesetzten Meinung sind, würden aber allerdings gern seiner Ansicht beytreten, wenn sich bey uns Trustees finden würden, die über eben so große pekuniäre Mittel zu verfügen und eben so bereitwillig wären dieselben anzuweisen als es die Trustees des College of Surgeons sind, bey dem Owen als Professor und Conservator der zootomisch-palaeontologischen Sammlungen angestellt ist. Denn auf seine Vorstellung, daß ihm zur Bestimmung der Thiere, welche Hunter präparirt hatte, Bücher nothwendig wären, gaben sie ihm carte blanche zu deren Anschaffung, und er kaufte gleich in einem Jahre um 1000 Pfund Sterling an. In einem andern Jahre wurden dafür 3000 Pfund ausgegeben und seit 1830 wurden auf die Bibliothek dieses einzigen, und nur zu einem speciellen Zweck begründeten Institutes über 20,000 Pfund verwendet.

Wir wollen jetzt übergehen zu den Erklärungen, welche J. E. Gray, der Conservator der zoologischen Sammlungen des brittischen Museums, vor dem Collegium ablegte. Er wiederholte von Neuem seinen früher gestellten Antrag, daß die palaeontologische Sammlung von der mineralogischen getrennt und der zoologischen, die bereits reichlich mit Skeleten ausgestattet sey, einverleibt werden sollen, was mit Nothwendigkeit auch erfolgen muß.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Bd. III. Wien 1850.

---

Nach einer Unterbrechung von drey Jahren ist die Fortsetzung des Eingangs genannten Werkes wieder erschienen. Dem Vernehmen nach wird der Schluß desselben in kürzester Frist nachfolgen.

Der vorliegende Band behandelt auf 308 Seiten das Leben Khlesl's vom Tode K. Rudolfs II. bis zum Schlusse des Jahres 1617. Der Urkundentheil enthält auf 672 mit kleiner Schrift gedruckten Seiten 441 Stücke, größtentheils noch ganz unbekannte Briefe, Gutachten ꝛc. Khlesl's selbst. Leider müssen wir abermals über die des strengsten Tadels würdige Sorglosigkeit Klage führen, mit der diese wichtigen Actenstücke behandelt sind. Nie noch ist uns etwas Aehnliches vorgekommen. Es ist wahrhaft beklagenswerth, einen so reichen Schatz, für dessen Erschließung man sich Hrn. v. Hammer zum wärmsten Danke verpflichtet erachten müßte, so verkümmert und zum Theile unbrauchbar gemacht zu sehen.

Ueber die Behandlung der so außerordentlich lehrreichen und interessanten Lebensgeschichte Khlesels können wir leider nur wiederholen, was wir schon früher und insbesondere bey Besprechung des zweyten Bandes geäußert haben *). Außer dem allerdings sehr reichen im Urkundenbuche aufgespeicherten Material ist nur sehr Weniges benützt, daher fehlt, wie es nicht anders möglich ist, aller Zusammenhang und jede Klarheit. Die einzelnen Urkunden sind fragmentarisch zusammengestellt; von historischer Kunst ist keine Rede. Auch sind die Urkunden, wie schon früher bemerkt, nicht selten mißverstanden und immer nur unvollständig benützt. Beweise für unsere Behauptung zu liefern, dürfte ganz nutzlos seyn; wir haben solche zur Genüge in der Besprechung des ersten und zweyten Bandes angeführt. Der kundige Leser mag, welche Seite er immer wolle, nachschlagen, und er wird sich augenblicklich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen. Nur Einiges, was uns der Zufall an die Hand gibt, wollen wir berühren. Gleich im Eingange läßt er (S. 6) Khlesel in einem Gutachten sagen, „daß Erzherzog Albrecht nicht brüderlich gehandelt habe; er werde durch Eid und Zeugniß das Mißtrauen, das er beym verstorbenen Kaiser unterhalten, schwer entschuldigen können.“ Dann wieder S. 5: „Vierzehn Tage lang dauerten die Verhandlungen (bey der Kaiserwahl 1612), in welchen nicht sowohl die Werbungen fremder oder anderer deutscher Fürsten, sondern die Erzherzogs Albrechts, durch welchen Spanien die Oberherrlichkeit im deutschen Reiche zu gewinnen hoffte, zu beseitigen waren.“ In der Anmerkung S. 34 wird zum Ueberfluße K. A. Menzel zurecht gewiesen, welcher behauptet, daß Erzherzog Albrecht keine Neigung zur Annahme der Kaiserkrone bezeigte.

Von allen diesen Behauptungen finden wir in der Urkunde Nro. 373. nicht den geringsten Beleg,

*) Gelehrte Anzeigen Jahrgang 1849 Nr. 211—213.

vielmehr heißt es dort, daß Albrecht, im Falle er Kaiser würde, dem Verdachte unbrüderlichen Handelns nicht entgehen, und daß das Mißtrauen (unter den Brüdern), welches mit K. Rudolf ausgestorben, wieder erweckt würde. Wie sehr Hammer dem kranken Erzherzog Unrecht gethan, hätte ihn, von allem Uebrigen abgesehen, Khlesels Schreiben an K. Matthias Nr. 382 belehren können. Ferner ist bekannt genug, daß Spanien durchaus nicht für die Wahl Albrechts (s. 28. b.) war, sondern daß ihn vielmehr die geistlichen Kurfürsten in Vorschlag gebracht *).

(Fortsetzung folgt.)

## Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Schluß.)

Als Assistenten an der zoologischen Sammlung sind dem Conservator vier beygegeben: E. R. Gray mit einer Besoldung von 240 L. und Adam White, Dr. Baird und E. Dubleday, jeder mit 215 L. Gray bemerkt aber dabey, daß diese Assistenten viel zu gering besoldet seyen und daß ihr Gehalt erhöht werden müßte. Auch reiche er mit diesem Personale nicht mehr aus, namentlich nicht in der Herstellung des Katalogs, und daher sey ihm jetzt eine Summe von 250 L. zur Annahme von Hülfs-Assistenten verwilligt worden. Für Ankauf neuer zoologischer Gegenstände ist die Summe von 1000 L. ausgesetzt, die sich im letzten Jahre auf 1250 L. erhöhte. Dieser Betrag ist übrigens unter unserer Erwartung, denn bey den Geldmitteln Englands hätte man ihn weit bedeutender erwarten dürfen. Daß demohngeachtet, wie wir gleich hören werden, die zoologische Sammlung ansehnlich sich vermehrt hat, kann nur in den außerordentlichen Bewilligungen, die von Zeit zu Zeit erfolgen, und in den beträchtlichen Geschenken der Privaten ihren Grund haben, denn binnen 1840 und 1848 allein sind der Sammlung 161,154 neue Exemplare zugekommen, darunter 29,595 Wirbelthiere und über 72,000 Insekten, von welch letzteren 40,000 geschenkt wurden.

Nach eigner Vergleichung der hauptsächlichsten französischen und deutschen zoologischen Sammlungen steht Gray nicht an, die des brittischen Museums im Ganzen und Großen für reichhaltiger als irgend eine andere zu erklären, wobey sie vor diesen den großen Vortheil voraus hat, daß sie sich fortwährend außerordentlich vermehrt, während die Sammlungen des Continents fast stationär geworden sind, oder nur geringe Mittel verwenden können, oder wenigstens nur nach einer Richtung hin sich vergrößern. An Säugthieren, Vögeln, Conchylien und Schmetterlingen übertrifft bereits nach Grays Erklärung das brittische Museum alle Sammlungen des Continents; an Reptilien, Fischen und Crustaceen steht es höchstens der Pariser Sammlung nach. Die Insekten-Sammlung ist reicher und besser geordnet als die in Paris, doch in einigen Theilen geht ihr die in Berlin voran. Nach Doubleday's Angabe, der die Anzahl der bis jetzt bekannten Arten von Insekten nach einem mäßigen Ueberschlag auf 150,000 schätzt, enthält das brittische Museum davon ohngefähr 60 bis 70,000 Arten; in den letzten Jahren allein sind demselben 90,000 Exemplare mit ohngefähr 30,000 Arten zugekommen. Daß das Museum an Entozoen und Quallen arm ist, gesteht Gray zu, dafür sey es an Korallen und Echinodermen reicher als irgend ein anderes. Bey dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß Cuming seine Conchyliensammlung, die größte unter allen existirenden, dem Museum um 6000 L. angeboten hatte, daß aber die Trustees auf deren Ankauf nicht eingegangen waren *).

*) Wolf Geschichte Max. I. III. 295.

*) Auch John Gould hatte seine in Australien zusammengebrachte Sammlung von 600 Arten in beynahe 1800 Exemplaren und mit 1000 Eyern von 300 Arten dem Museum um 1000 L. angeboten, wurde aber abschlägig beschieden, worauf sie Wilson aus Philadelphia um dieselbe Summe an sich brachte. Man erfährt dabey, daß Gould

Die Skeletsammlung des Museums ist nach Gray bedeutender als sie Owen geschätzt hatte, denn er erklärt sie mindestens für die dritte, wenn nicht gar für die zweyte in Europa; nur die Pariser ist ihr entschieden überlegen.

Von der zoologischen wenden wir uns zur botanischen Abtheilung des Museums, an deren Spitze Robert Brown, der gefeyertste englische Botaniker steht. Seine Erklärungen sind überraschend, denn eine solche Zurücksetzung dieses ausgezeichneten Mannes und der ihm anvertrauten Sammlungen, als es hier geschehen ist, hätten wir nicht erwartet. Diese Verhältnisse sind aber folgende. Der berühmte Sir Joseph Banks, der eine außerordentlich reiche Bibliothek und ein großes Herbarium angelegt hatte und im Jahre 1820 starb, überließ in seinem letzten Willen die Benützung derselben seinem jungen Freunde R. Brown auf dessen Lebenszeit, und nach dessen Ableben den Trustees des brittischen Museums, wobey er indeß gestattete, daß sie mit Einwilligung R. Brown's auch noch bey dessen Lebzeit in dieses Museum verlegt werden könnte. Im Jahre 1827 trugen die Trustees auf diese Verlegung an und R. Brown gieng darauf ein unter der Bedingung, daß eine eigne botanische Abtheilung im Museum errichtet und er derselben als Unterbibliothekar, was damals der Titel jedes Vorstandes einer Abtheilung war, vorgesetzt würde. Als Gehalt begnügte er sich mit einer Besoldung von 350 L., und er übernahm dann auch noch die im brittischen Museum schon aufbewahrten Herbarien, unter denen das von Sir Thomas Sloane das bedeutendste war.

So ansehnlich nun aber auch diese Sammlungen waren, so mußte sich doch ihr jetziger Vorstand mehrere Jahre hindurch vergeblich bemühen, um einen Gehülfen und eine Dotation für dieselben zu erwirken, was allmählich zwar gelang und für die Assistenz ausreichend, aber für die Dotation zögernd und spärlich, denn erst im Jahre 1834 bewilligten ihm die Trustees zu letzterem Zweck 80 L., was nach und nach bis auf 175 L. erhöht wurde. Dabey war es ihm nur einmal gelungen eine besondere Verwilligung zu erhalten, die in einer Summe von 400 L. bestand. Und als ob die Trustees selbst über ihre Freygebigkeit gegen die botanische Abtheilung erschrocken wären, so erließen sie die Verfügung, daß 1) nach Ableben von R. Brown, dessen Nachfolger auch nicht mehr als er bekommen, dafür aber zu 6 Tagen Dienst wöchentlich verpflichtet werden sollte, während R. Brown nur 4 Tage in der Woche anwesend zu seyn braucht; 2) daß in Zukunft die Stelle eines Custos-Adjuncten abgeschafft werden solle. Gegen diese befremdlichen Beschränkungen beschwerte sich R. Brown ernstlich vor der Commission, indem er ihr zeigte, daß die Trustees die botanische Abtheilung wahrscheinlich nicht gleichwerthig mit den beyden andern naturhistorischen Museen hielten, weil ein Herbarium das Publikum nicht in dem Maaße wie ein zoologisches oder mineralogisches Kabinet anziehen kann, und daß auch nur dieß der Grund seyn könnte, warum diese hohen Vorstände schon auf die Zukunft hin eine Verfügung zur Verminderung des Personals und zur Verkürzung des Gehaltes des Conservators erlassen hätten, denn bey den beyden andern naturgeschichtlichen Abtheilungen hat der ältere Conservator einen Gehalt von 600 L. nebst freyer Wohnung, die auf 125 L. anzuschlagen ist, und der jüngere 425 L. nebst einer Wohnung von gleichem Werthe. Der Conservator des Herbariums steht also nicht bloß im fixen Gehalte seinen beyden Collegen weit nach, sondern erhält auch keine Wohnung, und soll überdieß in Zukunft der Beyhülfe eines Adjuncten entbehren. Diese Verfügungen sind so ganz ohne alle Kenntniß der an einem großen, in beständiger Vergrößerung begriffenen Herbarium erforderlichen Arbeiten erlassen, und zeugen zugleich von einer so beschränkten Vorstellung von der wissenschaftlichen Bedeutung eines solchen Nationalschatzes, daß es in England nur einer

---

vor seiner Reise nach Australien als Ausstopfer von Vögeln bey dem brittischen Museum verwendet war und daß er für jedes Stück 3 s. 6 d. erhielt. Die Auslagen für die Herausgabe seiner luxuriösen Kupferwerke gab Gould vor der Commission auf 40,000 L. an, und Gray meinte, daß derselbe damit einen beträchtlichen Profit gemacht habe.

kräftigen Anregung bedürfen wird, um die Gleichstellung der botanischen Abtheilung mit den andern herbeyzuführen.

Nach R. Brown's Angaben besteht das allgemeine oder geordnete Banks'sche Herbarium aus ohngefähr 30,000 Arten; die ungeordneten oder geographisch geordneten Sammlungen mögen noch weitere 5000 oder 6000 Arten liefern. Er gesteht selbst zu, daß dieß eine geringe Anzahl ist im Vergleich zu den Schätzungen von andern öffentlichen oder Privatsammlungen, obwohl er meint, daß diese Angaben immer zu hoch wären. Außer den genannten Sammlungen giebt es aber noch mehrere besondere Herbarien von Werthe, weil sie die Originalexemplare enthalten, auf welche viele Linneische Arten und die von andern Autoren begründet sind. Alle diese Herbarien gehören zur Sammlung von Banks. Dazu kommt nun weiter das große Herbarium von Hans Sloane in ohngefähr 300 Folianten, ferner viele Sämereyen, Hölzer, Pflanzen in Weingeist und eine Sammlung sehr genauer, von James Sowerby gefertigter Modelle englischer Schwämme.

Außer den Pflanzen sind aber auch noch Manuscripte und eine Menge bildlicher Darstellungen vorhanden. Die ersteren sind meist botanischen Inhalts; es giebt aber auch zoologische, welche hauptsächlich Beschreibungen von den auf Cooks erster Reise durch Banks und Solander beobachteten Thieren enthalten. An Zeichnungen sind vorhanden zuvörderst 1163 Stück von Pflanzen und Thieren aus Cooks erster Reise, und 300 aus dessen zweyter und von dem jüngeren Forster gefertigt. Ferner ein Band von 48 Tafeln, von Franz Bauer herrührend und die Structur und Krankheiten des Weitzens erläuternd. Zeichnungen und Skizzen desselben im Betrag von 1484 Stück, die auf Banks Kosten hauptsächlich von den merkwürdigsten Pflanzen, die von 1789 bis 1840 in den königlichen Gärten von Kiew blühten, gefertigt wurden. Eine Sammlung von 203 Zeichnungen von neuholländischen Pflanzen, die während Flinders Reise von Ferdinand Bauer abgebildet wurden. Ein Band mit 510 Zeichnungen und Skizzen von Ehret, dem berühmtesten botanischen Maler seiner Zeit, hauptsächlich von Pflanzen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Gärten um London geblüht hatten; und eine beträchtliche Sammlung Abbildungen von Pflanzen aus Guiana, als Geschenk von Robert Schomburgk. Außerdem sind noch von verschiedenen Künstlern aus verschiedenen Zeiten eine Menge Zeichnungen vorhanden, die zwar meist von geringerem Werthe sind als die vorhergehenden, aber doch zusammen 4660 Stück ausmachen. Unter allen diesen Zeichnungen erklärt R. Brown die der Gebrüder Bauer für diejenigen, die hinsichtlich ihrer Schönheit, Genauigkeit und Vollständigkeit des Details von keinen andern weder in England noch auf auf dem Continente übertroffen werden. Endlich werden noch 743 gravirte Kupferplatten aufbewahrt von Pflanzen, die Banks auf Cooks erster Reise fand, und eine kleinere Anzahl von Pflanzen, die Förster auf Cooks zweyter Reise beobachtete; diese Platten sind noch nicht publicirt.

Mit der mineralogischen Abtheilung hat sich die Commission, abgesehen von den jener zugewiesenen Versteinerungen, wenig zu schaffen gemacht. Mit Verwunderung erfährt man, daß König, der bey uns für längst verschollen gegolten hat, noch als ihr activer Vorstand am Leben ist. Er ist seit 1807 dort angestellt und aus dieser langen Lebenszeit ist uns von seinen wissenschaftlichen Leistungen nichts weiter bekannt geworden, als daß der Name Ichthyosaurus von ihm herrührt.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.


## Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaiser Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Hammer ist nie darauf ausgegangen, den Charakter Khlesels, die Motive seines Handelns und Wirkens aus den authentischen Documenten auffassen zu lernen. Dazu wären ihm Mittel zu Gebot gestanden, wie das sonst selten der Fall ist. Ein halbes Tausend oder noch mehr Briefe zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Lagen, an die verschiedensten Personen geschrieben, gestattet ganz sicher einen tiefen Blick in das Innere eines Menschen, und sie können allerdings einen sichern Prüfstein bieten für die Beurtheilung desselben. Diesen gewissenhaften Gang der Forschung hat der Verf. durchweg verschmäht. Er hat es vorgezogen alle Vorwürfe, welche Khleseln je sind gemacht worden, vorweg als wahr anzunehmen. Ihm ist Khlesel nichts mehr, als „ein schlauer Fuchs" ohne Grundsätze und ohne alle sittliche Würde; was er spricht und was er thut, ist nur „Larve," mit welcher er seinen grenzenlosen Ehrgeiz, seine Herrschsucht, seinen Haß und Eigennutz zu bedecken sucht. Solche Vorwürfe begegnen uns fast überall in der Darstellung Hammers; nach den Beweisen sieht man sich vergebens um. Im gemeinen Leben heißt man ein solches Gebahren „Verleumdung."

Alle Versicherungen Khlesels, daß er nur ungern die Verwaltung der Bisthümer Wien und Neustadt angenommen habe, sein Widerstreben gegen die Annahme des Cardinalat's war bloße Heucheley, durch welche der brennende Ehrgeiz des Mannes verkleistert werden sollte. Wer sich die Mühe nimmt, die Urkunden auch in der vorliegenden, corrumpirten Gestalt flüchtig, aber ohne vorgefaßte Meinung durchzulesen, wird hierin dem Verfasser sicher nimmermehr beystimmen können. Ueberhaupt ist uns in dieser Lebensgeschichte nicht selten die Bemerkung vor die Seele getreten, daß der Geschichtschreiber auch seine eigene Geschichte schreibe. Es versteht sich bey dieser Anschauungsweise von selbst, daß auch die katholische Religion und jeder religiös-kirchliche Act eben auch nur Heucheley und Mittel war zu ehrgeizigen Zwecken; war ja Ehrgeiz das Motiv, das ihn noch beynahe in seinen Knabenjahren zur katholischen Kirche herüberzog.

Wir haben bey frühern Gelegenheiten bemerkt, mit welcher Ungenirtheit Hr. v. Hammer dem Helden seines Werkes den schmutzigsten Eigennutz andichte. Hier wird S. 18 geradezu ohne allen Grund die Vermuthung ausgesprochen, daß er sich mit öffentlichen Geldern die „Finger versilbert" habe. Wir wissen kein Beyspiel, daß je ein ausgezeichneter Mann, — und der war Khlesel ohne allen Zweifel, — von seinem Biographen ärger und grundloser sey verunglimpft worden als Khlesel. Wir haben die Documente, auf die Hammer baut, sorgfältig durchgelesen; wir haben uns die Mühe genommen, ihren Sinn aufzufassen, was bey Hammer nicht der Fall ist, und nach dieser gewissenhaften Prüfung erscheinen uns alle Aeu-

ßerungen Khlesels wie aus Einem Guße. Wir haben keinen Grund gefunden, die Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu bezweifeln, daß er lediglich sein Gewissen zur Richtschnur seines Handelns genommen (S. 198. b. 224. b.), wenn er betheuert: „ich bin nicht falsch und „haimbisch“ (heimtückisch), sondern frey und offen handle ich meine Sachen. Wer Strafens verdient, dem unterschlage ich keinen Fuß, sondern strafe offen.“ Unseres Bedünkens hat sich Khlesel in einem schönen Briefe an den Landgrafen Ludwig von Hessen treffend geschildert (Nro. 428, von Hammer wie gewöhnlich vielfach mißverstanden): „ob ich wohl nicht der Religion, so bin ich doch deutsch und aufrecht, dahin mich meine Religion weiset . . Bin denen Subtilitäten, Falschheiten, Unbeständigkeiten und Vortheilen mein Leben lang feind gewesen, kann's weder geistlich noch leiblich nicht“ . . (274. b.). Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er auch in der Politik sich nach seinem ausgesprochenen Axiom verhalten habe: „Lügen muß man niemalen, aber nit allezeit die Wahrheit sagen.“

Ein merkwürdiger Beweis der Unbilligkeit des Verfassers ist sein Urtheil über eine Protestation Khlesels an den Herrenstand unter der Enns (Nro. 369). Derselbe hatte gegen die bisherige Observanz, zufolge welcher der Bischof von Wien in den Sessionen den ersten Platz nach dem Landmarschall einnahm, diesen während Khlesels Abwesenheit für immer dem Fürsten Lichtenstein zugewiesen. Khlesel verwahrt sich hiegegen und hofft, daß man ihm den vom Kaiser und Landesfürsten angewiesenen Platz nicht nehmen werde. Hammer findet in diesem „merkwürdig unhöflichen“ Schreiben Khlesels „einen unwiderleglichen Beleg seines hochfahrenden Ehrgeizes und seiner Keinem weichenden Rangsucht.“ — Khlesel forderte einfach, was ihm, nicht seiner Person, sondern seiner Würde gebührte. Das hätte damals an seiner Stelle jeder, selbst Hr. v. Hammer, gethan. Daß Khlesels Benehmen in dem Rangstreite mit den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand, nachdem er mit dem Purpur war bekleidet worden, noch weniger billige oder auch nur gerechte Beurtheilung bey Hrn. v. Hammer habe finden können, bedarf der Erwähnung nicht.

Ein anderes Mal (S. 20) wird die Anklage erhoben, daß Khlesel es darauf anlegte, „unter der Larve der größten Ruhe und Geschäftserforderniß gegen seine Feinde zu manipuliren,“ sie zu verschwärzen und dem Kaiser „seine Plane einzublasen.“ Ja noch mehr, er soll es auch versucht haben, dem „ältesten Bruder Albrechts (dieser war der jüngste) die größere Neigung zuzuwenden und hiedurch von dessen jüngsten (so) Maximilian abzuziehen“ . . — Einige Seiten früher ließ Hammer Khleseln sagen, daß Albrecht unbrüderlich gehandelt habe. Das scheint uns doch im Widerspruche zu stehen. Von niedriger Rachsucht, welche den so einflußreichen Mann beherrscht hätte, finden wir keine Spur. Gelegenheit sie zu befriedigen, würde ihm sicher nicht gemangelt haben. Die von Hammer angeführten Fälle finden ihre einfache natürliche Erklärung in dem warmen Eifer des Ministers für das Beste seines Herrn. Wie er selbst mit Aufopferung und Uneigennützigkeit unermüdlich arbeitete, so glaubte er gleiche Anforderungen auch an die übrigen Diener des Kaisers machen zu dürfen. Gerade seine von Hammer verläumderisch und ohne auch nur einen Schein der Wahrheit gedeuteten Aeußerungen (S. 70) sind ein ehrenvolles Zeugniß für Khlesels Freymüthigkeit, Eifer und innige Anhänglichkeit an den K. Matthias. Wenn Khlesel auf die Kammer übel zu sprechen war und Reformen und Ordnung forderte, war er denn im Unrecht, oder kann man den ersten Minister eines großen Reiches tadeln, wenn er seine ernste Unzufriedenheit äußert über die Wirthschaft am kaiserlichen Hofe, wo einmal bey der Ankunft der Post aus dem Reiche der Postillon in der ganzen Stadt Wien umherfahren mußte und vergebens Jemand suchte, welcher ihm sein Felleisen hätte abnehmen können, bis sich endlich Khlesel selbst seiner erbarmte? Wenn Khlesel seinem Gegner Breuner geradezu sagen durfte, dem Präsidenten der Hofkammer: „Und ist keiner aus euch Herren, so nit doppelt mehr als ich empfangen hätte,“ — darf man ihn „goldgeizig“ nennen, weil er Anspruch machte auf die ihm gebührende Besoldung als geheimer Rath, wenn ihm wie bisher alle Arbeit verbleiben sollte, — während er sich erbot, dem Kaiser ohne alle Besoldung wie bisher in Wien

zu dienen, wenn ihn derselbe seines Postens entheben wolle?

Durchaus unkritisch, ungenau und flüchtig ist die Successionsfrage Ferdinands von der Steiermark, der auch in diesem Bande wieder stets der Neffe des Kaisers seyn muß, abgehandelt. Hammer ist kein Verehrer Ferdinands, weßhalb wir mit ihm auch keineswegs rechten wollen. Wenn aber gesagt und angedeutet wird, daß er durch Schmeicheley und niedrige Mittel dem Ziele seines Ehrgeizes und der Befriedigung seiner Ländergier nachgetrachtet habe, so sollte das bewiesen werden. Warum hätte er aber erschmeicheln sollen, was ihm bey der Kinderlosigkeit der Söhne Maximilians II. von Rechts wegen zufallen mußte? Seine Wahl an das deutsche Reich lag unbezweifelt im Interesse des ganzen Hauses Habsburg und der österreichischen Lande selbst.

Die Vorwürfe, welche in der Folge insbesondere Erzherzog Maximilian Khleseln dieser Angelegenheit wegen gemacht hat, nimmt Hammer ohne weitere Untersuchung als erwiesen an und vermehrt sie mit neuen. Er scheint der Ansicht zu seyn, daß der Nachfolge Ferdinands durchaus keine Schwierigkeiten im Wege gestanden haben, daß alle Wege geebnet *) gewesen seyen und es nur von dem guten Willen Khlesels abgehängt habe, ob sie betreten werden sollen oder nicht. Welche Schwierigkeiten der Wahl Ferdinands sowohl im Reiche als in den österreichischen Landen im Wege gestanden, zeigt Khlesel oft genug, z. B. Nro. 456. 476. Allerdings war Erzherzog Maximilian anderer Meinung, indessen dürfte bey genauerer Abwägung kein Zweifel obwalten, auf welcher Seite der größere politische Verstand und die tiefere Einsicht war.

*) S. 118.

Schon auf dem Reichstage zu Regensburg (1613) wurde die Frage ernstlich behandelt, ungeachtet Hammer hievon nichts wissen will. Durch den Kurfürsten von Trier wurde mit den übrigen geistlichen Wahlfürsten verhandelt; Maximilian verzichtete nicht nur für seine Person auf sein Erbrecht, sondern machte sich auch anheischig, seinen Bruder Albrecht zur Entsagung zu vermögen und zu diesem Ende selbst nach Brüssel zu reisen. Auch auf der Zusammenkunft in Linz wurde die Besprechung wieder aufgenommen. Wie bestimmt der Kaiser selbst, der ja nach Hammer nur denken und wollen durfte, was ihm Khlesel „eingeblasen," von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt war, beweist sein Schreiben an Erzherzog Maximilian vom 10. März 1614, worin gesagt wird, daß Böhmen und Oberösterreich darauf denken, nach des Kaisers unbeerbtem Abgange einen ihnen beliebigen Fürsten zu wählen, daß daher ohne des Hauses gewissen Untergang die Sache nicht länger mehr aufgeschoben werden dürfe.

Hammer wirft abermal S. 173 u. ff. Alles durcheinander, bringt allerley Kauderwälsch auf die Bahn, wie es sich allenfalls für eine Spinnstube, aber nicht für ein Geschichtswerk gebührt. Mehr als einmal versichert er, daß Spanien auf die Nachfolge dringe, während gerade der spanische Hof der Nachfolge in Böhmen die größten Schwierigkeiten in den Weg legte.

Eine andere Schwierigkeit lag in dem Geldmangel, der so groß war, daß einmal die ganze Reichsjustiz stille stehen mußte, weil es an Geld fehlte, 6 Wägen zum Transport der Acten beyzuschaffen. Der Kaiser selbst hatte nicht genug Brod, die Pferde fielen vor Hunger um, das Pferdegeschirr war mit Riemen zusammengebunden, die Edelknaben sahen zerlumpt aus, im Reichshofrathe war

beynahe Niemand mehr, da die Räthe nicht mehr bezahlt werden konnten, ja es fehlten selbst Couriere und Boten*). (Nro. 569.)

Ein anderes Mal, S. 183, findet indessen Hammer wieder, daß die Nachfolge Ferdinands „wider alle Grundsätze der Legitimität“ verstoßen habe. Das mag begreifen, wer kann, da die nächst Berechtigten ja freywillig Verzicht geleistet hatten.

Wir können uns auf Hammers Darstellung nicht weiter einlassen; es müßte fast jeder Satz berichtigt werden. Gerade in dieser Angelegenheit sind die wichtigsten Documente mit einer Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit behandelt, die an das Unglaubliche grenzt. Man könnte folgenden Satz als Preisaufgabe in irgend einer Akademie der Wissenschaften aufstellen: „Sollten die Churfürsten Erzherzogs Ferdinands Wahl beanstanden, werde derselbe weder König von Ungarn noch Böhmen, könne sich der Kaiser gegen dieselben der künftigen Nachfolge reversiren.“ **) Hundert Dukaten in Gold für jeden, welcher einen Sinn herauszufinden im Stande ist. In der entsprechenden Urkunde heißt es sehr deutlich: Sollte man (im Reiche) wegen Ferdinands Wahl deßhalb Schwierigkeiten machen, weil er (wenn die römische Krone früher gesucht werde als die Nachfolge in Ungarn und Böhmen festgesetzt ist) weder König von Ungarn noch von Böhmen sey, so könne der Kaiser die Versicherung geben, daß ihm auch diese Kronen sollen gegeben werden.

*) S. 319 b. Der ander hauptpunkt ist die Raiss auf den Churfürstentag, daran nit allein E. Mag. vnd dem hauss Oesterreich . . absonderlich gelegen, welche materiam die Cammer kainen augenblick von Ihren gedanken lassen soll.

**) S. 192.



S. 193 schreibt der Hr. Biograph, wie folgt: „Dieses Schreiben (Nro. 653. vom 9. Juli 1616 an Erzherzog Max) vom vorhergehenden Gutachten (Nro. 652) beleuchtet erscheint im wahren Lichte der größten Lüge und zweyzüngiger Falschheit . . .“ Einen so entehrenden Vorwurf darf man wohl einem Lebenden oder Verstorbenen nur dann machen, wenn man die unumstößlichsten Beweise vor Augen hat. Ist das nicht der Fall, so muß er jedes menschliche Gefühl aufs tiefste empören und er fällt doppelt schwer auf denjenigen zurück, welcher ihn erhoben hat. Wir fühlen uns zu der Erklärung verbunden, daß wir lediglich in der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit des Verfassers einige Entschuldigung in diesem Falle finden können; keineswegs in den Urkunden. Hätte Hammer das Gutachten Nro. 652, worauf er seine Anklage stützt, ein wenig näher angesehen, so würde ihm nicht entgangen seyn, daß es nicht in das Jahr 1616, sondern in das Jahr 1615 gehört, wie erhellt aus S. 449 Z. 5 und 4 von unten: Im Kuningreich Böhaimb ist man schwär vnnd gefärlich mit dem General Landtag erst dits Jahr an ainen orth kommen. — Der Generallandtag war aber 1615. Selbst in dem Falle, wenn das Gutachten wirklich vom 3. Juli 1616 datirte, so wäre das Urtheil ungerecht, da in einer im Texte weggelassenen Stelle Khlesel behauptet, daß die Wahl im Reich und die Nachfolge in Ungarn und Böhmen gleichzeitig betrieben werden soll. Es fällt somit alles Fundament.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

## Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben.

(Schluß.)

Man weiß aus Khevenhiller, daß auf eine bisher noch nicht aufgeklärte Art ein Gutachten des Erzherzogs Maximilian (Hammer nennt Ferdinand) in eben dieser Angelegenheit am Heidelberger Hofe bekannt wurde, welches großes Aufsehen machte und mit großer Geschicklichkeit ausgebeutet wurde. Hammer weiß — woher, ist unbekannt — daß die Bekanntgebung „eine Bombe von Khlesels Treulosigkeit" war, und dagegen Alles, was er that zur Beglaubigung seiner Unschuld, „eine reine Posse."

Außerordentlich interessant und ein sehr schöner Beytrag zur Charakteristik Khlesels sind seine Briefe an den kaiserlichen Gesandten in Madrid, den Grafen Franz Christoph Khevenhiller. Khlesel erscheint aus denselben nicht bloß als ein tüchtiger, hellsehender Staatsmann, sondern es tritt uns aus ihm eine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit entgegen. Der Mann gibt sich hier dem jungen, kenntnißreichen Edelmann gegenüber wie er ist: offen, väterlich, wohlwollend, ehrlich und treu, so daß man ihm ein warmes Gefühl der Zuneigung nicht versagen kann. Selten dürfte ein Minister mit einem Gesandten jemals in diesem Tone verkehrt haben. Hammer hat auch hier wieder Alles durcheinander gemengt. Wo Khlesel selbst spricht, ist Alles hell und durchsichtig; Hammer's Darstellung leidet an den schon bekannten Gebrechen. Wo er doch die Nachricht hergenommen haben mag, daß Khevenhiller eine florentinische Galeere an der afrikanischen Küste befehligt habe?

S. 216 a. will Hammer „die grellsten Schlaglichter von dem siebenstrahligen Prisma Khlesl'scher Politik und Stylistik" geben. Wir bitten den Leser überzeugt zu seyn, daß Khlesel keinen Unsinn schreibt, wie er an der angeführten Stelle zu lesen ist. Man lese lieber Khlesels Memorial selbst bey Khevenhiller VIII. 1070 u. ff.

Sehr bezeichnend für Khlesels Denk- und Handlungsweise, für seine Stimmung und sein Verhältniß ist sein Brief an Khevenhiller Nro. 751. Er schreibt: hätte ich die Auctorität und das Geld des Königs von Spanien, wie der Herzog von Lerma, ich wollte mit dem halben Theile zufrieden seyn und bin mit der Gnade Gottes so vermessen mich anheischig zu machen, das Doppelte auszurichten . . . Das aber versichere der Herr der ganzen Welt, daß ich, wenn es mit der Gnade Sr. kais. Majestät geschehen könnte, das Cardinalat, Bisthum

und alle Würden von Herzen gern niederlegen, und mich mit einem Diener in einen Winkel für meine Lebensdauer zurückziehen wollte. Der Herzog von Lerma hat für seinen Dienst und Verstand die Belohnung eines Königreichs, ich aber gar nichts, denn mein Herr hat selbst nichts. Seine Vorfahren haben Alles vergeben. Für mich ist nichts übrig geblieben als seine Liebe und Zuneigung, die der Herzog von Lerma noch obenein auch hat; aber mir genügt diese, weil ich Sr. Majestät dafür ebenfalls nichts anderes als mein Herz und meine Treue geben kann. Sr. Majestät Jahre und Zeit sind den meinigen beynahe gleich. So lange als wir gelebt haben, werden wir nicht mehr leben, insbesondere kann es bey mir in diesem Arbeitsdrange nicht lange mehr dauern." — Bey Hammer ist freylich das Alles nur „Larve, verlarvter Cardinalstolz, verlarvte Feindschaft;" uns aber, die wir uns nicht anmaßen, die Gedanken der Menschen zu kennen und bey jeder unscheinbaren Wendung „den Fuchs" zu ertappen, sind diese Worte der Ausdruck wahrer und tiefer Ueberzeugung.

Wir können es uns nicht versagen, noch eine Probe dieses Scharfblickes unseres Herrn Verfassers zum Besten zu geben. Khlesel hatte unter dem 17. November 1617 an K. Ferdinand geschrieben: Ich habe bewiesen, wie gerne ich diene und arbeite, wenn man nur ein rechtes Vertrauen in mich stellt. Ich will künftig darin nicht weniger thun, weil, wie ich merke, das Vertrauen wächst. Nie habe ich Euere königliche Majestät irre geführt, sondern sie immer auf die rechte Straße geleitet. So lange ich zur Stelle bin, hoffe ich Euere königl. Majestät und Ihre Majestät (den Kaiser) innigst vereinigt zu erhalten, da ich eher sterben als zu einem Andern Ursache geben möchte.

Wir müssen abermal das demüthigende Geständniß ablegen, keinen Grund gefunden zu haben, die Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu bezweifeln. Hammer indessen hat gefunden, was folgt: „dieß war abermals eben so politisch salbungsvoll als falsch." Auf der nämlichen Seite (276) kömmt wie noch öfter ein Satz vor, dem wir leider keinen Sinn abzugewinnen vermögen: und lobt (Khlesel) das von Viler gegen den englischen Hof als Gesandten beobachtete Benehmen, wodurch er mehr genützt, als wenn er hundert Jahr Jesuit geblieben wäre . . . .

Wir fügen noch eine kleine Blumenlese von Uebereilungen und Leichtfertigkeiten bey, welche geeignet sind, den Werth des vorliegenden Bandes beurtheilen zu lassen. Von dem Verhalten des kaiserlichen Hofes und Khlesels insbesondere der katholischen Liga gegenüber, was doch von so großer Wichtigkeit ist, kömmt weder bey der Behandlung der Reichstagsangelegenheiten in Regensburg 1613 noch in der Folge irgend ein Wort vor.

Khlesel wurde am 31. März 1614 in der Stiftskirche zu Kremsmünster zum Bischofe geweiht. Da er im Lutherthume geboren worden und erst als sechzehnjähriger Jüngling zur katholischen Kirche übergetreten war, so bedurfte er einer besondern päpstlichen Dispensation. Hammer hat sie Nro. 39 f. geliefert, fügt aber nachstehende Bemerkung hinzu, deren Enträthselung wir dem Scharfsinne des Lesers anheim geben müssen: „Das päpstliche Breve, wodurch der Vorschlag des Kaisers, welcher Khlesl'n zum Bischofe von Wien ernannte, war schon im Julius des verflossenen Jahres erlassen; in demselben wird Khlesl'n in Erinnerung gebracht, daß er aus ketzerischen Eltern geboren, in der Ketzerey erzogen, dieselbe als sechzehnjähriger Jüngling freywillig abgeschworen und also ohne besondere Vergün-

stigung des apostolischen Thrones bis zum Bischofe geweiht werden könne."

Auf der folgenden Seite (62) sagt Hammer, Khlesel habe das Vergnügen gehabt zu erfahren, daß der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, welcher wegen einer von seinem Schwiegervater (!) empfangenen Ohrfeige katholisch geworden sey.. Diese anmaßende, ganz frivole und verleumderische Aeußerung mag man der Feder K. Friedrich II. von Preußen hingehen lassen, bey einem Geschichtschreiber aus der Mitte des 19. Jahrhunderts verdient sie die entschiedenste Rüge. Wie ganz anders urtheilt der besonnene K. Adolph Menzel (VI. 58 u. ff.)!

Wir haben oben schon der Correspondenz Khlesels mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen Erwähnung gethan. S. 69 gibt Hammer den Inhalt des Briefes Nro. 433 an und läßt den Bischof sagen: „Da der Landgraf sich über die Bekehrung des Pfalzgrafen geäußert, daß derselbe sich vielleicht wieder zur A. C. bekennen dürfte, meint Khlesl, daß demselben die Wahl unter so vielen gedruckten augsburgischen Confessionen schwer fallen dürfte. Er beziehe sich deßhalb auf diese mainzische Kanzley, in welcher das Original der wahren A. C. niedergelegt, und dann auf das, welches Herzog August, Churfürst von Sachsen, zu Meißen im Druck ausgehen ließ an alle Schulen, Kirchen und Oerter A. C. und auch an die mainzischen Räthe zur Vergleichung mit dem dort im Archiv liegenden Original geschickt." — Wenige Zeilen nachher steht wieder gedruckt aus dem nämlichen Schreiben: Khlesl berichtete dem Landgrafen auch über die jülichischen Sachen, über die er zu Regensburg mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm viele Zeit zugebracht, jüngst mit dem Herzog Maximilian von Bayern mündlich verhandelt und auch König zur Sequestration geeignet gefunden."

S. 79 schreibt Hammer, daß Khlesel am 31. Jäner 1615 von Wien aus an den kaiserlichen Residenten Starzer geschrieben habe; zwey Tage später aus Prag an Ali Pascha von Ofen, und abermals 10 Tage später wieder aus Wien. Der Brief an Ali Pascha wird in Hammers Manier nach seinem Inhalte als hieher gehörig angegeben, aber übersehen, daß er vom Jahre 1616 ist *). Ebenso ist nach der Aufschrift der Brief Nro. 447 an den Cardinal Forgatsch gerichtet, während er nichts anderes ist als die deutsche Uebersetzung oder vielmehr das deutsche Concept des lateinischen Briefes an den Palatin Turzo Nro. 446. Er ist datirt vom 13. October 1614. Später S. 108 kömmt Hammer abermals auf diesen Brief zurück und stellt ihn zum Jahre 1615 nach dem Frieden mit den Türken zu Wien.

S. 125 läßt Hammer den Minister in einem Schreiben an den Hofkriegsrathspräsidenten Hans v. Molart sagen: „der Palatinus sey dem Freyherrn (Molart) nicht gleich an Rang; doch um ihm einen Dienst zu thun, wollte er gern vor demselben niederfallen, der Palatin möge den Freyherrn behandeln wie er wolle, so würden die guten Worte dem Freyherrn nichts kosten und er würde dadurch vielleicht den Papst gewinnen." Vergleicht man Nro. 566, so liest man ganz deutlich: „Mir ist der Palatinus nicht gleich, aber meinem Herren (dem Kaiser) einen gefälligen Dienst zu thun, wollte ich sogar vor ihm niederfallen, geschweige mich höflich

*) S. Nr. 446.

accommodiren. Ich hätte kein Bedenken, dem Palatin vertraulich zu eröffnen, „„daß ich von Sr. Majestät Befehl erhalten habe, ihm auf Verlangen Beystand in dieser Sache zu leisten. Das wolle der Herr (Molart) gerne thun, damit der Dienst Sr. Majestät verrichtet und des Herrn Palatins Treue erkannt werde.““ — Dieser mag nun antworten, was es sey; er traue dem Herrn, wie er will; — die guten Worte werden nichts kosten, sondern es wird vielleicht der Palatin bey dieser Gelegenheit gewonnen werden.

Im Jahre 1615 kaufte Khlesel in Wien ein Haus von Karl v. Harrach. Hammer sagt, daß es der Hof für ihn bezahlt habe. Sofort wird erzählt, daß noch vor Ablauf des Jahres durch ein Schauspiel, dem der Hof beywohnte, dasselbe sey eingeweiht worden. Der Geschichtschreiber Khlesl's hätte doch nicht vergessen sollen, daß der Hof damals in Prag war, wenn ihm auch entgangen wäre, daß der Berichterstatter aus der Hauptstadt Böhmens berichtet und Khlesel gerade am 5. December, wo die Feyerlichkeit statt fand, einen Brief aus Prag dartirte.

Ueberhaupt fehlt es an falschen Datirungen keineswegs. So geht Nro. 742 offenbar nicht Dresden und das Jahr 1617 an, sondern Frankfurt und das Jahr 1612; Nro. 762 gehört nicht zum 15. October, sondern wahrscheinlich zum Februar 1617.

Hammer schließt das Werk mit folgenden Worten:

„Don Balthasar hat mir's zugesagt, wenn die Erzherzogin das Ihrige dazu thäte, so wäre es meines Erachtens genug. Ich werde ein Jahr oder zwey nicht leben, dennoch wünsche ich, daß man meine Dienste erkenne; — diese von Khlesl zum Schluße des Jahres gewiß nicht im Ernste gemachte Aeußerung, daß er kaum ein oder zwey Jahre mehr leben werde, war dennoch eine ernste Vorbedeutung des baldigen Endes, wenn nicht seines physischen, doch politischen Lebens im folgenden Jahre.“ — Warum sollte einem Manne von 64 Jahren, welcher öfters schwere Krankheiten zu bestehen hatte, nicht ernst seyn, wenn er sagt, daß er kaum ein Paar Jahre noch leben werde? Dieser ewig keifende, hofmeisternde Ton, in dem sich Hammer zu gefallen scheint, nimmt sich einer Persönlichkeit von solcher Bedeutung gegenüber eben nicht vortheilhaft aus.

Hammer hat uns auch in diesem Bande in Fortsetzung jenes ergötzlichen Streites über Grätz und Gratz in verschiedenen Beyspielen nachgewiesen, daß im 16. Jahrhundert ä wie ā gesprochen wurde. — Daran zweifelt Niemand. Er hätte aber beweisen sollen, daß auch e wie a gesprochen worden sey, was er zur Stunde noch nicht gethan hat.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. B. Kolbe, Der Bischof Synesius von Cyrene oder Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis. Th. 1. Lief. 1. Berlin 1850.

Cesarii Heisterbacensis monachi dialogus miraculorum. Ed. J. Strange. Vol. I. fasc. 1. Cöln 1850.

W. Cunningham, The certain truth, the science and the authority of the scriptural chronology. Lond. 1849.

Dr. T. Tobler, Bethlehem in Palästina. St. Gallen 1849.

O. Thenius, Das vorexilische Jerusalem und dessen Tempel. Leipzig 1849.

E. J. Kimmel, Appendix librorum symbolicorum ecclesiae orientalis. Ed. Weissenborn. Jenae 1850.

J. A. Köhler, Einleitung in die biblisch-kirchliche Religionslehre. Th. 1. Leipzig 1848.

Dr. J. P. Troxler, Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Himmel. Berlin 1850.

Dr. J. P. Lange, Kritische Beleuchtung der Schrift von L. Feuerbach: das Wesen des Christenthums. Heidelb. 1849.

J. Visser, Christelijke roeping en pligt, tegenoever nationale armoede etc. Amsterd. 1848.

A. Neander, Das Reich Christi, das Reich der wahren Freyheit und Gleichheit. Berlin 1849.

Fr. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. Bd. II. Abth. 1. Zürich 1849.

J. Fischarts genannt Mentzers geistliche Lieder und Psalmen. Berlin 1849.

C. Shmidt, Histoire de la doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois. T. 1. 2. Preisschrift. Par. 1849.

J. F. André, Histoire du gouvernement des recteurs Pontificaux dans le Comtat-Venaissin. Carpentras 1847.

J. J. de Smet, Coup d'oeil sur l'histoire ecclésiastique dans les premières années du XIX. siècle. 2. ed. Gand. 1849.

Le Maistre d'Anstaing, Recherches sur l'histoire et l'architecture de l'église cathédrale de Notre-Dame de Tournai. T. I. II. Tournai 1842.

Alb. Duboys, La grande-Chartreuse ou tableau historique et descriptif de ce monastère. Grenoble 1845.

Ant. Cipollina, Il giobertista di buona fede. Torino 1849.

Dr. K. R. Hagenbach, Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. verb. Aufl. Th. 2. Leipzig 1849.

R. Maitland, Essays on subjects connected with the reformation in England. Lond. 1849.

J. Belcher, The Clergy of America. Philadelphia 1849.

Saint-Ouen, Vie de Saint Eloi, évêque de Noyon (588 — 659) traduite par Ch. Barthelémy. P. 1. Par. 1847.

Cardinal de la Luzère, Dissertation sur les droits et devoirs respectifs des évêques et des prêtres dans l'église. Par. 1844.

Duc de Valmy, Liberté religieuse. Etude sur la législation de la Russie et de la France en matière de réligion. Par. 1848.

Traité de la jurisdiction ecclésiastique contentieuse par un docteur de Sorbonne. Vol. 1. 2. Par. 1769.

Dr. Th. Dolliner und J. Graßl, Handbuch des österreichischen Eherechtes. 5. verm. Aufl. Bd. 1—5. Wien 1848.

---

## Drittes Quartal. Juli — September.

### Manuscripte.

Chronik der Fürsten von Bayern von Bavarus bis Maximilian.

Historia der letzten Herzogen in Schwaben von 1138 bis 1528.

Chronik des Klosters Irsee, bis 1809.

Lebensumrisse des bayerischen Bürgers Johann Georg Hiltl.

### Druckwerke.

C. P. C. Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Hannover 1849.

C. Muquardt, De la contrefaçon et de la propriété littéraire. Bruxelles 1849.

Bibliotheca Sussexiana. An account of the books in the library of H. R. A. the Duke of Sussex. Vol. 1 — 3. Lond. 1827 — 1839.

M. Le Glay, Catalogue descriptif des Manuscrits de la bibliothèque de Lille. Lille 1848.

P. J. Laudé, Catalogue méthodique de la bibliothèque publique de la ville de Bruges. Bruges 1847.

A. Tolhausen, Klopstock, Lessing and Wieland. Lond. 1849.

P. Martini, Sulla biblioteca della regia università di Cagliari. Cagliari 1845.

F. V. Goethals, Histoire de lettres, des sciences et des arts en Belgique. Bruxelles 1840 — 1844.

Verhandlungen der Conferenz zur Berathung von Reformen in der Verfassung und Verwaltung der preußischen Universitäten. Dezember 1849. Berlin 1850.

H. Köchly, Der ursprüngliche Entwurf zu dem allg. Schulgesetze für das Königreich Sachsen. Leipzig 1850.

A. Jubinal, Une lettre inédite de Montaigne. Par. 1850.

Dr. H. Schröder, Lexikon der Hamburger Schriftsteller bis zur Gegenwart. Heft 1. Hamb. 1850.

M. Rothert, Das Latein im deutschen Gymnasium. Braunschweig 1850.

Bulletin de la société archéologique et historique du Limousin. T. 1. 2. Paris 1849.

The Publications of the Surtees Society. Vol. 15. A description of all the ancient monuments, rites and customes belonging the monastical church of Durham before the suppression. Written in 1593. London 1842. Vol. 16. Anglo-Saxon and early English Psalter. Vol. I. Lond. 1843.

An alphabetical index to subjects treated in the Reviews and other Periodicals to which no Indexes have been published. New York 1848.

Rob. Hall, The works. 9. edition. Vol. 1—6. Lond. 1845.

Th. Chalmers, The works. Vol. 1—25. Glasgow 1846

Fel. Bogaerts, Oeuvres complétes. Anvers 1850.

C. Bini, Scritti editi e postumi. Lugano 1849.

Southey's Commonplacebook. Ed. by J. W. Warter. Series 1. 2. Lond. 1850.

P. Raynal, Pensées, essais, maximes et correspondance de J. Joubert. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Edélestand du Méril, Mélanges archéologiques et littéraires. Par. 1850.

Phil. Chasles, Etudes sur les hommes et les moeurs au XIX. siècle. Par. 1850.

Dr. Erdmann, Ueber Lachen und Weinen. Ueber die Stellung deutscher Philosophen zum Leben. Berlin 1850.

J. J. Ampère, Littérature, voyages et poésies. P. 1. 2. Par. 1850.

J. W. Redhouse, Grammaire raisonnée de la langue ottomane. Par. 1846.

Mouhammad Ayyad El-Tantavy, Traité de la langue arabe vulgaire. Leips. 1848.

Samachsarius, Lexicon arabicum persicum ex codd. manuse. Lips. Oxon. ed. Wetzstein. Part. I — III. Lips. 1849.

Edélestand Alf. Duméril, Dictionnaire du patois normand. Caen 1849.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur, herausg. von A. Höfer. Bd. 1. Claws Bur. Greifswald 1850.

J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache

nach J. Grimm's deutscher Grammatik bearbeitet. Th. 1. Abth. 1. Abth. 1. 2. II. 1. Leipzig 1850.

W. J. A. Jonckbloet, Over Middennederlandschen epischen versbouw. Amsterd. 1849.

Dr. M. A. Castrén, Nordische Reisen und Forschungen. I. Versuch einer ostjak. Sprachlehre. Petersburg 1849.

D. Nisard, Etudes de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence. T. 1. 2. Par. 1849.

M. E. Egger, Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs suivi de la poétique d'Aristote. Par. 1849.

Theonis Smyrnaei Platonici liber de astronomia cum Sereni fragmento. Textum primus ed. Th. H. Martin. Par. 1849.

Herodiani scripta tria emendatoria ed. K. Lehrs, accedunt analecta. Koenigsb. 1848.

Christus patiens, Ezechielis et Christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ex codicibus emendavit et annotatione critica instruxit Fr. Dübner. Par. 1847.

Die Schriften der römischen Feldmesser, herausg. von Blume, K. Lachmann und A. Rudorff. Bd. 1. Texte und Zeichnungen. Berlin 1848.

E. C. de Gerlache, Etudes sur Salluste et sur quelques-uns des principaux historiens de l'antiquité. Bruxelles 1847.

S. Lewisohn, Investigationes linguae. Wilna 1849.

Dr. C. R. Peiper, Stimmen aus dem Morgenlande oder deutsch-morgenländische Blumenlese. Hirschberg 1850.

Chondemir, Die Geschichte Tabaristan's und der Serbedare. Persisch und deutsch von Dr. B. Dorn. Petersb. 1850.

Hitopadêsa. The Sanskrit Text with a grammatical analysis, alphabetically arranged. By Fr. Johnson. Lond. 1847.

Dr. Fr. Dieterici, Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhalten des Islam zum Christenthum. Berlin 1850.

Muhammed Ben Habib, Ueber die Gleichheit und Verschiedenheit der arabischen Stämmenamen. Aus einer Leydener Handschrift herausg. von F. Wüstenfeld. Göttingen 1850.

Lexicon geographicum, e duobus codicibus Mss., arabice editum. Ed. T. G. J. Juynboll, et J. J. B. Gaal. Fasc. I. Lugd. Batav. 1850.

Wise, Los Gringos. New York 1849.

Fr. Walpole, Four years in the Pacific. Par. 1850.

P. Drouilhed de Sigalas, Rome et Naples, religion, philosophie, art. Par. 1845.

S. W. Koelle, Narrative of an expedition into the country of West Africa and the discovery of a system of syllabic writing. Lond. 1849.

R. Hakluyt, Principal navigations, voyages, traffiques and discoveries of the English nation made by sea or overland. Lond. 1809.

J. Naumann, Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Herausg. von F. Bülau. Leipzig 1850.

F. Bodenstedt, Tausend und Ein Tag im Orient. Berlin 1850.

J. Barrow, A voyage to Cochinchina in the year 1792 and 1793. Lond. 1806.

—, An account of travels into the interior of Southern Africa in the years 1797—98. Lond. 1801.

Gaudy Le Fort, Promenades historiques dans le Canton de Genève. Vol. 1. 2. Par. 1849.

H. G. Knight, An architectural tour in Normandy. Lond. 1841.

M. Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846. T. I. II. Par. 1850.

T. L. Mitchell, Journal of an expedition into the Interior of tropical Australia, in search of a route from Sydney to the Gulf of Carpentaria. Longman 1848.

Dav. Urquhart, The Pillars of Hercules. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

L. Roß, Kleinasien und Deutschland. Halle 1850.

J. Burke, Encyclopaedia of heraldry or general armory of England, Scotland and Ireland. 3. ed. Lond. 1847.

L. M. Moreau-Christophe, Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaine. Par. 1850.

J. Arneth, Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabines in Wien. Wien 1849.

Dr. K. Fr. Hermann, Epikritische Betrachtungen über die polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Göttingen 1849.

J. Ziegler, Etudes céramiques. Par. 1850.

J. Friedländer, Die Oskischen Münzen. Leipzig 1850.

H. Ph. Cappe, Die Mittelalter-Münzen von Münster, Osnabrück, Paderborn, Corvei und Hervord. Dresden 1850.

F. de Saulcy, Recherches sur les monnaies des comtes et ducs de Bar. Par. 1843.

Will. Mitford, The history of Greece. Vol. 1 — 10. Lond. 1820.

G. B. Gliddon, Ancient Egypt. Her monuments, hieroglyphics, history and archaeology. Philadelph. 1848.

D. Cortès, Situation générale de l'Europe. Par. 1850.

M. de Cuendias, Espagne pittoresque, artistique et monumentale. Par. 1848.

W. H. Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic of Spain. 6. Ed. revised. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

Grönlands Historiske Mindesmaerker. Bind I — III. Kjobenhavn 1838 — 1845.

J. J. A. Worsaae, The primeval antiquities of Denmark, translated and applied to England by W. J. Thoms. Lond. 1849.

Jos. N. Ricciardi, Histoire de la révolu.ion d'Italie en 1848. Par. 1849.

M. Macchi, Istoria del consiglio dei dieci. Nr. 1 — 28. 57 — 70. Atlas 1. 2. Torino 1847 — 1849.

A. Helfferich, Briefe aus Italien. Th. 1—3. Leipzig 1850.

G. Head, Rome; a tour of many days. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

G. M. Ferrero, Journal d'un officier de la brigade de Savoie sur la campagne de Lombardie. 2. édition. Turin 1849.

Mass. d'Azeglio, Timore e speranza. Torino 1848.

Ant. de la Forge, Des vicissitudes politiques de l'Italie dans ses rapports avec la France. T. I. II. Par. 1850.

J. Lafarina, Un chapitre de l'histoire de la révolution Sicilienne de 1848 — 49. Par. 1850.

Marquis of Ormonde, An autumn in Sicily being an account of the principal remains of Antiquity existing in that island. Dublin 1850.

Gius. Ricciardi, Cenni storici intorno agli ultimi casi d'Italia e documenti da ricavarsene. Italia 1849.

M. O. d'Haussonville, Histoire de la politique extérieure du gouvernement français 1830 — 1848. T. 1. 2. Par. 1850.

L. Couture, Du gouvernement héréditaire en France et des trois partis qui s'y rattachent. Par. 1850.

A. Chéruel, De l'administration de Louis XIV (1661 — 1672) d'après les mémoires inédits D'Olivier D'Ormesson. Par. 1850.

F. Béchard, De l'administration de la France ou essai sur les abus de la centralisation. 2. édition. Vol. 1. 2. Marseille 1845.

Alb. Maurin, Histoire de la chûte des Bourbons; grandeur et décadence de la bourgeoisie 1815. 1830 — 1848. T. I. Par. 1849.

Ab. Stiévenart, Topographie historique et médicale de Valenciennes. Valenciennes 1846.

E. A. Pape, Notices historiques et biographiques sur la ville et le canton d'Aumale. Aumale 1849.

Ch. Ouin-Lacroix, Histoire des anciennes corporations d'arts et métiers de la Capitale de la Normandie. Par. 1850.

J. Chanin, La Normandie. Par. 1844.

L. de Ballyhier, Compiègne historique et monumental. Vol. 1. 2. Compiègne 1842.

J. F. Viaud et E. J. Fleury, Histoire de la ville et du port de Cherbourg. Vol. 1. 2. Rochefort 1845.

L. Stein, Geſchichte der ſocialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unſere Tage. Bd. 1 — 3. Leipzig 1850.

L. de la Hodde, La naissance de la république en Février 1848. 2. édit. Par. 1850.

V. de Falloux, Louis XVI. Par. 1840.

F. Dartot, La France démocratique. Par. 1850.

A. Chenu, Les conspirateurs. Par. 1850.

G. M. Henri, Histoire de la révolution de 1848 et du gouvernement provisoire. Par. 1850.

M. A. Granier de Cassagnac, Histoire des causes de la révolution française. T. I. II. III. Par. 1850.

Alfr. Delvau, Histoire de la révolution de Février. Vol. I. Par. 1850.

A. Chenu, Les Montagnards de 1848. Par. 1850.

L. de la Hodde, Histoire des sociétés secrètes et du parti républicain de 1830 à 1848. Par. 1850.

Pornin, La vérité sur la préfecture du police pendant l'administration de Caussidière. Par. 1850.

M. de Bignon, Histoire de France sous Napoléon. Redigée et terminée par A. Ernouf. T. 14. Par. 1850.

K. v. Schlözer, Livland und die Anfänge des deutſchen Lebens im baltiſchen Norden. Berlin 1850.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1850.

(Schluß.)

Baecker (L. de), Les Flamands de France. II. De la littérature chantée et de la littérature écrite. — Messager des scienc. hist. de Belgique. 1850. Livr. 3.

Delatre (L.), Cours de langue hindoustani, par Garcin de Tassy. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 No. 76.

Las joyas del gay saber. Recueil de poésies en langue romane, avec la traduction littérale et des notes par J. B. Noulet. 1 vol. Toulouse, 1849. — L'institut 1850. II. Sect. No. 170.

Saulcy, Sur le déchiffrement des écritures inconnues. — Ebendaſelbſt.

Norris (E.), Notes on the Vei language and alphabet. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. P. 1.

La Roquette, Expédition dans l'Afrique centrale. (Trad. de l'anglais.) — Bulletin de la Soc. de géogr. 1850. Sept.

— —, Note sur les différentes espèces de milles. — Ebendaſ.

Leigh (T. S.), A visit to the river Zambezi. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 1.

— —, Mayotta and the Comoro Islands. — — Ebendaſelbſt.

Seymour (George), Notes on the island of Cocos and two of the Galapagos. — Ebendaſ.

Thomson (Thom.), Successful journey to the Karakorum Pass, in Central Asia. — Ebendaſ.

Expedition of Mr. Assistant-Surveyor Edmund Kennedy to ascertain the course of the river Victoria — Ebendaſ. P. 2.

Hooker (J. D.), A fourth excursion to the passes into Thibet by the Donkiah Lah. — Ebendaſ. Vol. 20. P. 1.

Lhoyd (J. A.), Memoir on Madagascar. — Ebendaſelbſt.

Extracts of letters from the Rev. David Livingston, dated from the missionary station at Kolobeng, South Africa. — Ebendaſ.

Extract of a letter from William Cotton Oswell, Esq., of the Madras civil service, regarding the interior lake of South Africa. — Ebendaſ.

Wilkinson (G.), Remarks on the country between Wady Halfeh and Gebel Berkel in Ethiopia, with observations on the level of the Nile. — Ebendaſelbſt.

Vere (Aug. de), Picturesque sketches in Greece and Turkey. 2 vols. Lond. 1850. — Dublin Review 1850 Sept.

Rossignol (J. P.), Des services que peut rendre l'archéologie aux études classiques. (6. art.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 68.

Rossi (G. B. de), Iscrizione della statua ristabilita di Nicomacho Flaviano seniore. — Dublin Rev. 1850 Sept.

Champollion-Figeac, De la table manuelle des rois et des dynasties d'Égypte, ou papyrus royal de Turin, de ses fragments originaux, de ses copies manuscrites ou imprimées, et de ses interprétations. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 7.

Longpérier (A. de), Antiquités assyriennes. — Ebendaſ.

Troyon (F.), Lettre à M. A. Maury sur des découvertes archéologiques faites en Suisse. — Ebendaſelbſt.

Löwenstern (Isid.), L'inscription cunéiforme de Tarkou. — Ebendaſ.

Langlois (V.), Lettre à M. Ch. Lenormant sur les monnaies des rois arméniens. (3 et dern. P.) — Ebendaſ.

De l'origine des croisades considerée au point de vue philosophique: par Éd. T. — Revue de Brux. T. X. Livr. 18.

Desborough Cooley (W.), On the regio cinnamomifera of the ancients. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 2.

Paravey, Réfutation abrégée des erreurs et fausses assertions professées par Gibbon dans son Histoire de la décadence et de la chûte de l'Empire romain, relativement à l'établissement miraculeux de la religion chrétienne sur le globe. — Univ. cathol. 1850 Août.

Barbier (E. J. F.), Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. T. II. Par. 1849. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 70.

L'abbaye de Saint-Gildas et le paraclet au temps d'Abélard et d'Héloise. — Bulletin du Bibliophile 1850 No. 18 et 19.

Troche, Notice historique et archéologique sur la commune et paroisse de Chatillon-Bagneux. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 7.

German prophecies on the state of church. (Beykirch, Prophetenstimmen mit Erklärungen. Paderb. 1849.) — Dublin Review 1850 Sept.

Schaepkens (L.), Église et monastère de l'ordre de Saint Antoine à Maestricht. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Volkaersbeke (Kervyn de), Un mot à propos du livre: Philippe II et la Belgique etc. par Ad. Borgnet. — Ebendaſ.

Strengleikar or Liothabok. A collection of romantic tales, after Breton originals. Translated from the French into Norse in the middle of the XIII. century, by order of king Haakon Haakonson. Edited by R. Keyser and C. R. Unger. Christiania 1850. — Dublin Rev. 1850 Sept.

Beaufort (Franc.), The isle of Skyros. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 2.

Hogg (John), On the city of Abila and the district called Abilene near Mount Lebanon and on a latin inscription at the river Lycus, in the north of Syria. — Ebendaſ. Vol. 20. P. 1.

Gutzlaff, Frontiers of China towards Birmah. — Ebendaſ. Vol. 19. P. 1.

— —, Geography of the Cochinchinese Empire. — Ebendaſ. P. 2.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. (Suite.) — Bullet. de la Soc. de géogr. 1850. Sept.

Cruttenden (C. J.), Memoir on the western or Edoor Tribes, inhabiting the Somali coast of N. E. Africa, with the Southern branches of the family of Darrood, resident on the banks of the Webbe Shebeyli. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 1.

Chaix (Paul), Geographical notes of the Nile. — Ebendaſ. P. 2.

Squier (E. G.), Antiquités de l'Amérique centrale. Découverte d'anciens monuments sur les îles du lac de Nicaragua. (Suite et fin.) — Bullet. de la Soc. de geogr. 1850 Sept.

Bollaert (Will.), Observations on the geography of Texas. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. P. 1.

Vidal (Alex.), The Formigas bank, near Santa Maria (Azores.) — Ebendaſ. Vol. 19. P. 2.

Examen des travaux des nouveaux Bollandistes. (5. art.) — Univ. cathol. 1850 Août.

Girlaud (Alfred), Notice biographique et littéraire sur Nicolas Rapin (poète français du XVI siècle.) — Bulletin du Bibliophile 1850. No. 20. et 21.

Magnin, Discours prononcé aux funérailles de Sir Graves Chamney Haughton. — L'Institut. 1850 II. Sect. No. 169.

Fuss, Hommage à la mémoire de Isaac-Jacques Schmidt, membre des Société asiatique de Londres, de Paris et de Calcutta etc. — Ebendaſ. No. 170.

Damas (Nic. de), Vie de César. Paris 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 No. 72.

Anciens écrivains français. IV Mademoiselle de Gournay. — Ebendaſ. No. 74.

Notice biographique de Mr. P. J. G. baron Surmont de Volsbeke; par A. V. L. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Dyer (Thom. H.), The life of John Calvin. Compiled from authentic sources and particularly from his correspondence. Lond. 1850. — Dublin Rev. 1850 Sept.

Crolly (George), The life and death of Oliver Plun-

kett, Primate of Ireland. Dublin 1850. — Ebendaſelbſt.

Portraits parlementaires. M. Proudhon. — Rev. de Brux. T. X. Livr. 18.

Broglie (Alb. de), M. de Chateaubriand. Étude morale et politique. — Ebendaſ. Livr. 19.

Deschamps de Pas (Louis), Essai sur le pavage des églises antérieurement au quinzième siècle. — Annal. archeol. T. X. Livr. 5.

Verneilh (Fél. de), Architecture civile du moyen âge. Villes neuves du XIII. siècle. — Ebendaſ.

Zantedeschi (Franc.), Della interferenza e difrazione del calorico raggiante. — Annali di fisica 1849—50. Fasc. 1.

— —, Dello sviluppo della elettricità nell' atto della contrazione muscolare. — Ebendaſ.

— —, Delle variazioni di temperatura immediatamente prodotte dal magnetismo. — Ebendaſ.

— —, Del fenomeno dell' aqua non bollente in mezzo all' aqua bollente. — Ebendaſ.

— —, Dei fenomeni luminosi studiati ai due poli dell' elettromotore Voltiano. — Ebendaſ.

— —, Del suono elettrico considerato come mezzo per verificare le alterazioni d'intensità che avvengono in una corrente elettrica. — Ebendaſelbſt Fasc. 2.

— —, Dell' aurora boreale osservata in Venezia nella notte del 17—18 Nov. 1848 e delle correnti elettriche telluro-atmosferiche considerate come cagione di tale meteora. — Ebendaſ.

— —, Dell' azione della luce lunare sopra i vegetali ed i corpi inorganici, e della sua azione calorifica. — Ebendaſ.

— —, Dei movimenti che presentano le Mimose pudiche tenute in una camera obscura. — Ebendaſ.

— —, Delle cause e dei caratteri delle linee longitudinali dello spettro solare, corrispondenti a quelli delle linee transversali di Fraunhofer. — Ebendaſ.

— —. Rivendicazione della scoperta elettro-fisiologica all' Italia. — Ebendaſ.

Botto (J. D.), Note sur un nouveau système de télégraphie électrique. — Ebendaſ. Fasc. 3.

Mossotti (O. F.), Sulle proprietà degli spettri di Fraunhofer formati dai reticoli, ed analisi della luce che somministrano. — Ebendaſ.

Ragona-Scinà (Domenico), Costituzione dello spettro luminoso nel punto in cui mostra le righe di Fraunhofer. — Ebendaſelbſt.

Zantedeschi (Franc.), Osservazioni intorno a due articoli del Prof. Orioli, risguardanti le dimensioni che riprendono i solidi ricondotti alla temperatura iniziali etc. — Ebendaſ.

Dell' influenza che esercita l'elettrico nel modificare o distruggere le chimiche affinità. Osservazioni ed esperienze di Matteucci, Millon e Zantedeschi. — Ebendaſ.

Catullo (Tom. Ant.), Sopra le nummuliti delle Alpi Venete. — Ebendaſelbſt. Fasc. 4.

Claudet (A.), Dell' azione ch' esercitano le irradiazioni solari sulle lamine di joduro, di cloruro o di bromuro d'argento allorchè sono modificate dai vetri rosso, arranciato e giallo, e dai vapori dell' atmosfera. — Ebendaſ.

Zantedeschi (Franc.), Dello spettro solare considerato come fotodoscopio il più squisito che abbia la fisica, e della necessità di stabilire una camera oscura ad elementi fissi. — Ebendaſ.

— —, Nota sopra i fili metallici a doppio involucro, destinati alla telegrafia sotteranea e sottomarina. — Ebendaſ.

Fusinieri (Ambrog.), Falsità di fatto e contradizioni con se stesso del sig. Macedonio Melloni scrivendo sulla rugiada. — Ebendaſelbſt.

Fizeau e Foucault, Del fenomeno delle interferenze fra due raggi di luce nel casa di grandi differenze di cammino. — Ebendaſelbſt.

Mitchell (John), Analysis of deep well-water, from Mssrs. Holt's Brewery, Ratcliffe. — Quart. Journ. of the chemical Soc. 1850 No. IX.

Gladstone (J. H.), On the action of sulphur upon the pentachloride of phosphorus. — Ebendaſ.

Edwards (John B.), On the action of arsenious acid upon albumen. — Ebendaſelbſt.

Cahours (A.), On the composition of M. mesitilole. — Ebendaſelbſt.

Muspratt (Sheridan), On the identity of bisulphethylic with hyposulphethylic acids, and of bisulphimethylic with hyposulphamethylic acids. — Ebendaſelbſt.

Graham (Thom.), Observations on etherification. — Ebendaſ.

— —, On the application of liquid diffusion to produce decomposition. — Ebendaſ.

Field (Fred.), On a natural alloy of silver and copper from Chile. — Ebendaſ.

— —, On the composition of the ashes of the Cactus. — Ebendaſ.

Frankland (E.), Researches on the organic radicals; P. II, Amyl. — Ebendaſ.

Warbuton (Henry), On the precipitation of the colouring matter of Sugar by a metallic oxide. — Ebendaſ.

Ether and chloroform. — Dublin Review 1850 Sept.

Waringston (Rob.), Notice of observations on the adjustment of the relations between the animal and vegetable kingdoms, by which the vital functions of both are permanently maintained. — Quart. Journ. of the Chem. Soc. 1850. No. IX.

Quatrefages (A.), Expériences sur la fécondation artificielle des oeufs de Hermelle et de Taret. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 Mars.

Dufour (Léon), Recherches pour servir à l'histoire des métamorphoses des Asiliques. — Ebendaſ.

Lebert, Recherches sur la formation des muscles dans les animaux vertébrés etc. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Orbigny (Alc. d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe etc. — Ebendaſ. Avril.

— —, Recherches zool. sur l'instant d'apparition dans les âges du monde des ordres d'animaux, comparés au degré de perfection de l'ensemble de leurs organes. — Ebendaſ.

Nordmann (Ald. de), Note sur le système gastro-vasculaire des Eolidiens. — Ebendaſ.

Huguier (P. C.), Mémoire sur les appareils sécréteurs des organes génitaux externes chez la femme et chez les animaux. — Ebendaſ.

Focillon (Ad.), Du G. Pangolin (Mannis. Linn.) et de deux nouvelles espèces de ce genre. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Sept.

Bonaparte (Charles-Lucien), Revue générale de la classe des oiseaux. — Ebendaſ.

Lucas (H.), Description et figure d'une Aranéide nouvelle pour la Faune parisienne. — Ebendaſ.

— —, Observations sur les Carabus qui habitent les possessions françaises du Nord de l'Afrique, et description d'une espèce nouvelle de ce genre. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Musaeo parisiensi continentur monographicae descriptionis tentamen. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Mars.

Morot (F. S.), Recherches sur la coloration des Végétaux. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Montagne (C.), Pugillus Algarum Yemensium, quas collegerunt annis 1847—1849 Arnaud et Vaisière. — Ebendaſ. Avril.

Weddell (H. A.), Additions à la Flore de l'Amérique du Sud. (Suite.) — Ebendaſ.

Leycester (E. M.), Some account of the volcanic group of Santorin or Thera, once called Callistê or the Most Beautiful. — Journ. of the royal geogr. Soc. of Lond. Vol. XX. P. 1.

Du crime de sorcellerie. Lettre du grand Conseil en Flandre. (2 Déc. 1595.) — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Malan (Ém. Chavin de), Education religieuse et morale. — Rev. de Brux. T. X. Livr. 17.

La Fons et Didron, Procession dramatique au XVI siècle. — Annal. archéol. T. X. Livr. 5.

Carlyle's works. — Dublin Review 1850 Sept.

Jouve, Manuscrits de musique ancienne. — Annal. archéol. T. X. Livr. 5.

Wilson (E.), Rapport de M. Thiers sur l'assistance et de la prévoyance. — Le Correspondant T. XXVII. Livr. 1.

Giraud, Des tribunaux secrets ou vehmiques. (Suite.) — L'Institut. 1850. II Sect. No. 169.

Das Inhalts-Verzeichniß für den Band XXXI. folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Inhalts-Verzeichniß

## der Gelehrten Anzeigen von 1850, Band XXXI.

Die arabische Ziffer verweist auf die Seite des Bandes.


Agassiz, Louis, *Lake Superior.* With a narrative of the tour by J. *Elliot Cabot.* Boston. 1850. 393.

Anstruther, Robert Goodsir, an Arctic voyage to *Baffin's Bay* and *Lancaster Sound.* London. 577.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausg. von dem historischen Verein für Kärnthen. Klagenfurth, 1849. 673.

Arrians Anabasis, erklärt von C. Sintenis. 2 Bändchen. Leipzig 1849. 161.

Bernardi opera omnia edid. C. F. Th. *Schneider.* Libri IX. Berolini, 1850. 537.

Blattmann, Alphons Dr. Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern. Zürich 1850. 593.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo — edidit Car. Timoth. *Zumptius.* Brunsvigae 1849. 161.

— — Dasselbe Werk. Ausgabe zum Schulgebrauch. Mit einem deutschen erklärenden Commentar von C. H. Bumpt. Braunschw. 1849. 161.

Dieterici, Dr., Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniß des Islam zum Christenthum. Berlin 1850. 438.

Dorn, Bernhard, Dr., Die Geschichte Taberistans und der Serbedare nach Chondemir. St. Petersburg 1850. 409.

Epicedion Drusi cum commentariis *Mauricii Hauptii.* Lipsiae 1850. 497.

Hammer-Purgstall, Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben. Bd. III. Wien 1850. 817.

Hanusch, Ign. Joh., Geschichte der Philosophie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Philosophenschulen durch Kaiser Justinian. Olmütz 1850. 550.

Hildebrandslied, dafs — von A. *Vollmer* und K. *Hofmann*. Leipz. 1850. 102.

Historians of Muhammedan India —. By H. M. *Elliot*. Calcutta 1849. 121.

Hoeven, J. van der — Handbuch der Zoologie. Bd. I. Leipzig. 591.

Hoffmann, Car. Aug. Jul. — Quaestiones *Homericae*. Clausthaliae 1847 u. 48. Vol. I. II. 505.

Homerisches Glossarium von Ludw. Döderlein. 1. Bd. Erlangen 1850. 177.

Kolbe, Bernhard, Dr., Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt. Berlin 1850. 777.

Lynch, W. F., Narrative of the United States Expedition to the river *Jordan* and the *dead Sea*. London 1849. 265.

Mac Farlane, Charles, *Turkey* and its destiny. London. 2 Bde. 1850. 353.

Mohr, Theodor von, Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. 1. 1848 — 1850. 533.

Nägelsbach, C. Friedrich Dr., Anmerkungen zur Ilias. Nürnberg 1850. 441.

Pfeiffer, Franz, Dr., Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch. Stuttgart 1850. 529.

Rae, John, Narrative of an expedition to the shores of the *Arctic sea* in 1846 and 1847. London 1850. 577.

Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. London 1850. 657.

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the *British Museum*. London 1850. 793.

Ritter, Carl, der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres, ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 1850. 265.

Smetana, Aug. Dr., Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie. Hamburg 1850. 625.

*ΣΤΟΒΑΙΟΥ, ΙΩΑΝΝΟΥ, ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β.* Joannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Accedit Hieroclis commentarius in aurea carmina Pythagoreorum, recensuit Thomas *Gaisford*. Oxonii 1850. Tom. I. 241.

Taciti Germani — übers. von *Döderlein*, Erlangen 1850. 89.

Taciti, Cornelii opera illustrata cura Francisci *Ritteri*. Cantabrigiae et Lipsiae 1850. 329.

Urkundenbuch, wirtembergisches, herausgeg. von dem k. Staatsarchiv in Stuttgart. 1. Bd. Stuttg. 1849. 193.

Volkmann, D. A. W., die Haemodynamik nach Versuchen. Leipzig 1850. 209.

Woodcock, W. J., *Scripture Lands*, being a Visit to the Scenes of the Bible. London 1849. 313.

Wyß, Friedrich v., Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert. Zürich 1850. 401.

# Bulletin (Intelligenzblatt).

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1850.

Rede des Vorstandes der k. Akademie, Hrn. Hofraths von Thiersch, zur Feyer des Allerhöchsten Geburtsfestes. 761.

### Sitzungen der Klassen;

#### Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 5. Januar 1850:

M. J. Müller, kritische Bemerkungen. 9.
Streber, über die Vorhalle des Salomonischen Tempels. 10.

Sitzung am 6. Juli 1850:

Thiersch, von, Vortrag über die im Jahre 1849 zu Rom gefundene halbcolossale Marmorstatue eines Apoxyomenos. 361.

Sitzung am 2. August 1850:

Krabinger, über die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios d. G. und des Libanios. 369.

Außerordentliche Sitzung am 19. October:

Carrara, Franz, über den bisherigen Verlauf und die Erfolge der Nachgrabungen in Salona. 713.

#### Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 8. Juni:

Martius, von, Bericht über das große Mikroskop, welches von dem Merz'schen optischen Institute dahier für das botanische Conservatorium hergestellt worden ist. 53.
— —, über die fossile Flora von Sotzka in Südsteiermark. 55.
Nasse in (Bonn), die Natur der Pflanze. 57.
Wagner, A., über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten. 73.

Sitzung am 9. November 1850:

Martius, von, Bericht über das k. Herbarium zu München. 717.
Vogel, jun., über den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Klima. 747.
Roth, Johannes, über eine Sendung abyssinischer Coleopteren. 755.
Lamont, über die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen von Hohenpeißenberg und einigen andern zur Societas palatina gehörigen Stationen in Bayern. 757.

Verzeichniß der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März bis November 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

55, 72, 87, 376, 391, 719, 744, 775.

## Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1850,

| | |
|---|---|
| Januar — März | 137, 281, 417. |
| April — Juni | 423, 561, 697, 841. |
| Juli — September | 843. |

Uebersicht der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek 1850,

| | |
|---|---|
| April — Juni | 145, 289, 415. |
| Juli — September | 569, 705, 849. |

# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

---

Zweyunddreyßigster Band.

---

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

# Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny

1851.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Gedichte von Heine.

(Gedruckt in den Sitzungsberichten Jahrgang 1851. XXXVII. Band. III. Heft.)

| Name der Pflanzenart. | Zustand der Ruhe vom Herbste bis Frühling. | Phasen der vegetativen Sphäre = V | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Niederblätter = n | | | Laubblätter = l | | | Hochblätter = h | |
| | | | | | | | Vollständige Entfaltung | | | |
| | | Cotyledonen (Sichtbarwerden über der Erde). | Anfang der Bildung I. Grades. | Vollendung des Compleres. | Vortreten der Turionen. | Sichtbarwerden I. Grades. | I. Grades. | Letzten Grades. | Erstes Sichtbarwerden I. Grades. | Vollständige Entfaltung I. Grades. |
| Zeichen. | | c | I na | nz | tz | I la | I lz | ? lz | I ha | I hz |
| | | | | | | | | | | |

| Phasen der reproductiven Sphäre = R. | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| ine Blüthe = Fl. | | | | Mehrblüthige Inflorescenz = J | | | | Fruchtreife = Fr. | | Entfärbung = D. | | Tod = M. | | |
| ewerden. | | | | | Stäuben der Antheren. | | | | | | | | | |
| der Blumenkrone. | Stäuben der Staubgefäße. | Abfallen des Perigons ꝛc. | Sichtbarwerden der Fl. I. Grades. | I. Grades. | Letzten Grades. | Abfallen der letzten Blüthen. | I. Grades. | Letzten Grades. | I. Grades. | Letzten Grades. | I. Grades. | Letzten Grades. | Bemerkungen. | |
| con | st | Flz | I Jfla | I Jst | ? Jst | ? Jflz | I Fr | ? Fr | I D | ? D | I M | ? M | | |
| | | | | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | | | | | | |

| | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | | | | | | | |

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 1.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. December 1850.

Hr. Prof. Wagner las:

### Bemerkungen über einen neu aufgefundenen Mystriosaurus.

Hr. Dr. Fischer, der mit großem Eifer Petrefakten sammelt und davon bereits eine schöne Sammlung angelegt hat, hat in diesen Tagen ein ziemlich vollständiges Skelet eines Mystriosaurus aus den Steinbrüchen von Boll erhalten, von woher auch die Exemplare unserer Sammlung herstammen. An diesem habe ich nun einige Verhältnisse, die an unsern Platten nicht wahrnehmbar waren, beobachten können, und dadurch bin ich in den Stand gesetzt worden, meiner früheren Abhandlung *) über „die fossilen Ueberreste gavialartiger Saurier aus der Lias-Formation" einige weitere Aufschlüsse beyzufügen.

Das erwähnte Skelet hat nämlich zum Vortheil meiner Untersuchungen die entgegengesetzte Lage von der, welche die in unserer Sammlung vorfindlichen Exemplare haben. Denn während diese mit ihrer Bauchseite auf der Platte aufliegen, liegt dagegen jenes mit seiner obern oder Rückenseite auf dem Gesteine und wendet seine untere oder Bauchseite frey dem Beobachter zu. Dadurch ergiebt sich also die Gelegenheit den Unterkiefer, der fast in seiner ganzen Vollständigkeit erhalten ist, und was noch wichtiger ist, den Bauchpanzer, der bisher von unsern Lias-Mystriosauren noch wenig bekannt war, und den insbesondere keines unserer Exemplare aufzuweisen hatte, genau kennen zu lernen.

Das neue Exemplar ist an Größe wenig von unsern beyden Skeleten des Mystriosaurus Münsteri verschieden; der Rumpf scheint durch etwas größere Streckung der Wirbel länger, Schädel und Gliedmassen dagegen etwas kürzer zu seyn; dem Schwanze fehlt ein Theil des hintern Endes. Ich beabsichtige hier keine vollständige Beschreibung dieses Skeletes, sondern hauptsächlich nur derjenigen Theile desselben, die an unsern andern Exemplaren mehr oder minder verdeckt waren.

Der Schädel ist mit seiner obern Fläche ganz in das Gestein eingesenkt, so daß nur der Unterkiefer und der zwischen seinen beyden Aesten von der Symphyse an freygelassene Theil der Schädelbasis sichtlich ist. Der Unterkiefer ist fast vollständig erhalten und durchaus von der charakteristischen Form der Mystriosauren. Der Symphysentheil ist lang und schmal, vorn löffelartig geformt mit mittlerer Einkerbung, hinten schnell sich erweiternd, so daß der Symphysenwinkel der beyden Kieeräste ziemlich weit geöffnet ist. Der Unterkiefer von seiner Spitze bis zum Ende des einen Kieferastes (in gerader Linie gemessen) ist 25″ 4‴ lang, wovon der Symphysentheil 13″ 3‴ wegnimmt. Die Breite an der vordern löffelartigen Anschwellung beträgt 1″ 7‴, und

*) Abhandl. der II. Cl. der k. bayer. Akad. d. W. V. Bd., 3. Abth. S. 511 u. f.

der innere Abstand der beyden Enden der Kieferäste ohngefähr 6″.

Die Zähne beyder Kiefer, des obern wie des untern, sind größtentheils sichtlich, zumal auf der rechten Schnautzenseite, wo der Oberkiefer etwas über den untern vorragt. Sie zeigen ebenfalls ganz das für diese Gattung normale Verhalten, und halten hinsichtlich ihrer Stärke meist das Mittel zwischen denen des Mystriosaurus Münsteri und M. Egertoni.

Von der Grundfläche des Schädels ist nur so viel sichtlich als der Zwischenraum zwischen den Kieferästen hinter der Symphyse frey läßt. Bekanntlich hat die Lage der hintern Nasenöffnung bey den Mystriosauren Veranlassung zu Discussionen gegeben, die noch nicht mit voller Sicherheit entschieden sind, und durch die Exemplare aus den Boller Liasschiefern auch nicht leicht mit voller Evidenz beschieden werden können, da bey der der Versteinerung vorgehenden Erweichung der Knochen die Grundfläche des Schädels durch den Druck am meisten mit gelitten hat. Bey unserem Exemplare kommt nun noch ein breiter Querriß hinzu, der quer durch die ganze Schädelbasis verläuft, so daß sich hinsichtlich dieser nur so viel sagen läßt, daß sie sich im Allgemeinen so verhält wie es die Bronn'schen Abbildungen angeben, und daß dieß insbesondere vom Gelenkkopf und den sogenannten Tuberositäten des Grundbeins (b′, b′ bey Bronn Tab. II) gilt, daß jedoch das Loch (b) nur als eine Grube sich darstellt, welche Veränderung indeß sowohl vom Druck als von der Bearbeitung herrühren kann *).

*) Eudes-Deslongchamps hat in neuester Zeit wiederholt die Angabe von Geoffroy und Cuvier hinsichtlich der vorgerückten Lage der hintern Nasenöffnungen gegen Bronn zu vertheidigen gesucht. Als weiteren Beweis führt er in den Mém. de la Soc. Linnéenne de Normandie VIII (1849) S. XXXI einen bey Caen im Mergel aufgefundenen, fast vollständigen Krokodilschädel an, der mit Cuvier's Crocodil d'Honfleur à museau court übereinstimmt. Bey dem guten Zustand dieses Exemplares glaubt er mit Sicherheit angeben zu dürfen, daß die Lage der hintern Nasenlöcher etwas hinter dem Niveau der Augenhöhlen ist, also viel weiter vorwärts als bey den lebenden Krokodilen, aber so wie bey Geoffroy's Teleosaurus.



Die Hals- und Rumpfwirbel bieten nichts Besonderes dar; die Rückenwirbel haben in der Regel eine Länge von 1″ 8‴.

Da der Rumpf auf dem Rücken liegt, so sind zwar die Rückschilder verdeckt, dafür aber ist ein großer Theil des Bauchpanzers zum Vorschein gekommen. Er erstreckt sich noch vom sechsten Rückenwirbel an bis hinab gegen die Beckengegend, indem er in dieser Erstreckung der Wirbelsäule angepreßt ist und zugleich auf der linken Leibesseite sich weiter ausbreitet. Der Länge nach sind noch 18 Querreihen von Schildern vorhanden, die der Länge von ohngefähr 12 Wirbeln entsprechen. Obwohl viele dieser Schuppen durch die Bearbeitung gelitten haben, so daß von mancher selbst die gegenseitigen Grenzen verwischt sind, so sind doch andere gut erhalten und man unterscheidet deutlich 5 — 6 Schilder in den genannten Querreihen. Sie kommen im Wesentlichen mit den Schildern des Bauchpanzers vom Teleosaurus cadomensis *) überein, indem sie eben so grubig, ungekielt, viel kleiner und, was insbesondere von den äußern gilt, viel schmäler als die Schilder des Rückenpanzers sind.

In der Beckenregion ist die Wirbelsäule verrenkt, so daß die Schwanzwirbelreihe auf die eine Seite gewendet ist, wodurch die ihr zunächst verlaufende Längsreihe der obern Schwanzschilder mit zum Vorschein kommt. Diese aber zeigen sich ganz von der Beschaffenheit, wie ich sie am M. Münsteri charakterisirt habe, und unterscheiden sich durch ihre ansehnlichere Größe, mehr quadratische Form, größere Gruben und randständigem Längskiele auffallend von den Schildern des Bauchpanzers.

Die Gliedmassen bieten in ihren Formen und Verhältnissen nichts Abweichendes von denen des M. Münsteri dar, und ich gebe daher nur von den hauptsächlichsten ihre Längenmaaße an.

*) Auch die Bauchschilder vom Pelagosaurus typus scheinen von ähnlicher Form zu seyn.

| | | |
|---|---|---|
| Länge des Oberarmbeins | 5‴ | 2‴‘ |
| Länge des Ellenbogenbeins | 3 | 6? |
| Länge der Speiche | 3 | 0 |
| Länge des Oberschenkels | 8 | 6 |
| Länge des Schienbeins | 5 | 1 |

Trotz der schon vorhin angegebenen Differenzen in den Längenverhältnissen einzelner Theile halte ich diese doch nicht für ausreichend, um eine specifische Trennung von unserem Mystriosaurus Münsteri vorzunehmen. Es würde ja sonst jedes neu aufgefundene Exemplar die Liste der Arten um eine vermehren, während doch die Differenzen innerhalb bestimmter und keineswegs weit gesteckter Grenzen sich bewegen. Mit Befriedigung ersehe ich, daß auch Quenstedt *), nach Untersuchung des reichhaltigen Materials in der Tübinger Sammlung, nicht zur Vermehrung, sondern zur Reduction der Mystriosaurus-Arten geführt worden ist, so daß er selbst an der Identität des Pelagosaurus typus mit den andern Lias-Gavialen nicht zweifelt.

---

Hr. Professor Vogel jun. erstattete Bericht:
Ueber das chemische Laboratorium des k. General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

---

Die Anfänge des chemischen Unterrichts in München, so wie überhaupt die Pflege der Chemie als einer selbstständigen Wissenschaft reichen in jene Zeit zurück, in welcher das Interesse für Naturwissenschaften ein allgemeineres zu werden begonnen hatte. Das rege Streben, auch in dieser Richtung nicht hinter dem Auslande zurückzubleiben, offenbarte sich in Bayern zunächst in den Bemühungen, die Akamie der Wissenschaften auf eine ehrenvolle Stufe zu heben. Bis dahin war die Chemie als eigentliche Wissenschaft kaum in einige technische und pharmaceutische Privatlaboratorien eingedrungen. Aber auch

*) Jahrb. für Mineralog. 1850. S. 319.



an der Akademie wurde sie längere Zeit stiefmütterlich behandelt, und erscheint bis zum Jahre 1807 nur als gelegentliche Zugabe zur Physik und Mineralogie. Doch schon in dieser untergeordneten Stellung gelang es ihr bald, sich allgemeine Theilnahme und Beachtung zu sichern, wozu natürlich die erstaunenswerthen Fortschritte auf diesem neuen Gebiete der Wissenschaft, die anderwärts gemacht wurden, nicht wenig beytrugen. Die k. Akademie der Wissenschaften erkannte mit richtigem Takte sehr bald die Bedeutung dieser jungen Wissenschaft und sie war bemüht, für die ausschließliche Pflege derselben einen ihrer hervorragendsten Jünger zu erwerben. In diesem Sinne handelnd erging 1807 von der Akademie an Dr. Adolph Ferdinand Gehlen die Berufung als Mitglied der Akademie nach München. Gehlen, der unter Klaproth's Leitung sich durch gehaltreiche Schriften schon einen rühmlichen Namen erworben hatte, befand sich damals in Halle, wo er im Reil'schen Institute Chemie lehrte, und zögerte nicht, diesem ehrenvollen Rufe der Münchner Akademie zu folgen.

Leider erlaubten es die damaligen kriegerischen Zeitumstände nicht, ihm sogleich nach seiner Berufung ein chemisches Laboratorium zu erbauen, an welche Bedingung gleichwohl die volle Wirksamkeit des Chemikers gebunden ist. Die Thätigkeit für sein Fach mußte demnach mit mannichfachen Aufopferungen verknüpft seyn, indem er sich genöthigt sah, einen großen Theil seiner Wohnung wissenschaftlichen Zwecken einzuräumen. Ist es auch eine oft bewiesene Thatsache, daß Talent und fester Wille sich nicht durch Raumverhältnisse und Mauern beengen lassen, so bleibt es doch unvermeidlich, daß selbst bey dem regsten Eifer der Gelehrte sich am Ende unbehaglich und bedrückt fühlen müsse, wenn ihm die nothwendigsten Hülfsmittel, welche die Bearbeitung seines Faches fordert, fehlen. Unter solchen Umständen konnte die Anlegung eines zum Unterricht und zur chemischen Forschung nothwendigen Cabinets chemischer Präparate nur in sehr geringem Maaßstabe statt finden. Man ging zwar damit um, in dem Wilhelminischen Gebäude selbst eine Localität für das chemische Laboratorium ausfindig zu machen;

indeß erhielt dieser Plan die Genehmigung der Staatsbehörde nicht, in Berücksichtigung der Feuersgefahr für die Bibliothek und andere in diesem Gebäude angehäufte Schätze.

Ungeachtet der noch an den Folgen großer Anstrengung leidenden Zeit hatte doch damals schon König Maximilian Joseph I., nichts versäumend, was seinem Reiche Nutzen bringen, des Staates Wohlfahrt auch für die späteren Geschlechter sichern und den Ruhm seiner so glorreichen Regierung ausbreiten konnte, seine Blicke auf die Akademie der Wissenschaften gewendet; dieses Institut, von einem seiner erlauchten Vorfahren gegründet, sollte im Sturm der Zeiten nicht untergehen, sondern zu neuem regen Leben sich entfalten. Die Akademie erhielt eine neue Verfassung und in ihr die Bestätigung, daß der Staat die Befestigung des Wissens als die erste Grundlage eines vernünftigen Handelns erkenne, das Wissen ohne materielle Zwecke als solches befördert sehen wolle. Einer der Förderung der Wissenschaften so günstig gesinnten Regierung konnte es nicht entgehen, daß der Chemie ein selbstständiger Platz in dem gesammten Gebiet der Naturforschung gebühre. Zu dieser Zeit wurde Gehlen beauftragt, seine Ansichten, Wünsche, Forderungen und Pläne zur Erbauung eines chemischen Laboratoriums vorzulegen. Gehlen hob hiebey ganz besonders die Nothwendigkeit einer Wohnung für den Chemiker in der Anstalt selbst hervor, in besonderer Rücksichtnahme darauf, jede Stunde des Tages den Gang der Experimente überwachen zu können.

Nachdem Gehlens Vorlagen von der Akademie geprüft und von der Regierung gebilligt worden waren, wurde der k. Hofbauintendant Gärtner beauftragt, einen Plan zur Erbauung eines chemischen Laboratoriums mit Rücksicht auf die vorgelegten Entwürfe anzufertigen. Es kam nun darauf an, einen Bauplatz zu finden, welcher von allen Seiten frey, wenigstens 2 Tagwerke umfasse, damit das in dessen Mitte aufzuführende Gebäude in der Folge keine Beengung durch Nebengebäude zu befürchten hätte und mit der möglichsten Leichtigkeit fließendes Wasser in das Gebäude zu leiten gestattete. Ein solcher erwünschter Platz zeigte sich in der Nähe des botanischen Gartens in der Arcisstraße, da wo sie das Eck mit der Sophienstraße bildet. An diesem Platze wurde im Frühjahr 1815, also erst 8 Jahre nach der Berufung Gehlens nach München, unter Leitung des Hofbauinspektors Thurn der Bau des chemischen Laboratoriums begonnen.



Der ursprüngliche Plan ging dahin, daß das gewölbte Erdgeschoß ausschließlich zum chemischen Laboratorium nebst Hörsaal, die erste und zweyte Etage nach Gehlen's Vorschlag zu Wohnungen für die Conservatoren des chemischen Laboratoriums und des botanischen Gartens, wie es schien, bestimmt waren. Als aber das Gebäude bis zum Beginn des zweyten Stockwerks vollendet war, entstand eine Unterbrechung des Baues. Sey es nun, daß Rücksichten auf die Kosten hier hindernd in den Weg traten, oder daß bezüglich des früher projektirten zweyten Stockes die Ansichten sich geändert hatten, der Schluß der Verhandlungen war, daß man auf die Erbauung des zweyten Stockwerkes verzichtete und unmittelbar auf das erste den Dachstuhl setzte. An der vorderen Façade des Hauses waren 2 dorische Säulen aufgeführt, welche nach dem ursprünglichen Plane für ein weit höheres Gebäude berechnet nun bey der mangelnden oberen Etage etwas zu umfangreich erscheinen. Doch ist ihnen dieß nicht zum Nachtheil gewesen, — hat ja doch der königliche Dichter, gleichsam um die Säulen für ihr architektonisches Mißverhältniß zu entschädigen, sie durch ein Epigramm verewigt *). Aus dieser Aenderung des Planes erklärt sich auch das etwas gedrückte Ansehen des Hauses, wenn gleich hiedurch natürlich dem eigentlichen Zwecke desselben kein Nachtheil zugeführt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) König Ludwigs Gedichte. Bd. I. S. 274. „An die Säulen des Münchner chemischen Laboratoriums."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 2.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das chemische Laboratorium des k. General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

(Fortsetzung.)

Daß sowohl schon bey Entwerfung des Risses als auch bey der Ausführung des Baues selbst von der Regierung wiederholt und auf das bestimmteste die möglichste Rücksichtnahme auf Kostenersparniß anempfohlen wurde, kann in einer Zeit, welche die schwersten Opfer aller Art erheischte, nicht auffallend erscheinen. Es wurde nur auf das Nothdürftigste sowohl was die wissenschaftlichen Erfordernisse, als insbesondere auch die Wohnung des Chemikers betraf, Bedacht genommen.

Gleichsam in einer Vorahnung, welche Wichtigkeit die Anstalt in der Folge für den Unterricht gewinnen sollte, hatte Gehlen schon in dem Entwurfe einen sehr großen Raum, wohl den größten des Gebäudes, zu einem Hörsaal bestimmt. Dieser wurde auch in der Weise ausgeführt, daß er das Licht durch eine im Mittelpunkt des Daches befindliche runde Glaskuppel von oben erhält, so daß also um diesen, die ganze Höhe des Hauses einnehmenden Hörsaal die übrigen Localitäten wie um einen Mittelpunkt gruppirt erscheinen. Die nothwendige Folge dieser Einrichtung ist, daß die einzelnen Räume keine gesonderten Eingänge haben, sondern ohne Unterbrechung dergestalt ineinander laufen, daß ein Zugang nur durch den Hörsaal oder durch das dem Eingange zunächst befindliche Arbeitszimmer des Chemikers und die dazwischen liegenden Räume möglich ist.

Die Mißstände dieser Anordnung sind unverkennbar und sie traten bey dem ersten Gebrauche in so hemmender Weise hervor, daß man längere Zeit einen Theil der Räume gar nicht benützen konnte, theils vergebliche Versuche zur Beseitigung dieser Mißstände machte. Abgesehen von der Schwierigkeit der Beheitzung eines so hohen Hörsaales, indem selbst bey dem größten Aufwande von Heizmaterial alle Hitze in die Höhe geleitet wird, während der untere Raum kalt bleibt, so war seine Construction so wenig akustisch berechnet, daß es dem Zuhörer selbst in der Entfernung von wenigen Schritten unmöglich war, den Vortrag des Lehrers zu verstehen. Eben so wenig konnten die entfernter stehenden die Experimente und Manipulationen des Lehrers deutlich sehen. Diese Mißstände sind dermalen durch eine bessere Heizeinrichtung, durch eine Bekleidung der Wände mit Tuch, so wie durch eine stufenweise Erhöhung der Sitze für die Zuhörer wesentlich gemindert, wenn auch keineswegs vollständig beseitigt. Die bauliche Einrichtung macht leider eine Besserung der zahlreichen übrigen Mißstände nahezu unmöglich. Dahin gehört vor Allem der Mangel gehöriger Beleuchtung, weil das vorhandene Oberlicht weder die Aufstellung eines Mikroskopes gestattet, noch auch bey der Höhe des Raumes jederzeit die nöthige Lichtmasse gewährt. Ueberhaupt kann bey

dieser Einrichtung keine direkte und willkührliche Einführung von Lichtstrahlen, noch eine willkührliche Verdunklung statt finden, wie sie zur Anstellung mancher Versuche nöthig ist. Plötzlicher Schneefall unterbricht durch gänzliche Lichtentziehung jeden Gebrauch des Hörsaals. Dabey ist die Glasbedachung so construirt, daß sie weder irgend eine Oeffnung, noch auch einen Zugang von innen gestattet, und der Zugang von außen ist mit Schwierigkeit und sogar Gefahr verbunden. Es ist darum auch jede Lüftung des Hörsaals unmöglich, ein Umstand, der manche chemische Operationen erschwert, andere mit empfindlichen Unannehmlichkeiten für die Anwesenden verbindet. Aus demselben Grunde sind alle Reparaturen kostspielig und schwierig. Eine weitere Folge dieser Construction, nämlich ein fortwährender Tropfenfall bey kühler Witterung ist für die Zuhörer, so wie für chemische Operationen gleich mißlich.

Diese Einrichtung des Hörsaals bedingte auch für die übrigen Localitäten eine Raumesvertheilung, die mit wesentlichen Nachtheilen verbunden war; so ist das eigentliche Laboratorium zwar hell und geräumig, aber schwer heizbar; die Repositorien für Materialvorräthe und Produkte sind weit davon getrennt und nur durch Zwischenräume zugänglich.

Gehlen sollte sich der Erfüllung seines so lange gehegten Wunsches, das nach seinem Plane erbaute Laboratorium vollendet zu sehen, nicht zu erfreuen haben. Die ihn längere Zeit beschäftigende Untersuchung arsenikhaltiger Metallmischungen mochte den Grund zu den heftigen Zufällen gelegt haben, die bey Gelegenheit der Einathmung einer übrigens nicht beträchtlichen Menge giftiger Dünste plötzlich ausbrachen und am 15. Juli 1815 nach neuntägigem unaussprechlichen Leiden seinem thätigen Leben im 40. Jahre seines Alters ein Ende machten. Er hatte sich allgemeine Achtung und Liebe erworben, und sein Name wird in den Annalen der Wissenschaft als leuchtender Stern fortleben.

Es verfloß beynahe ein Jahr, bis die Stelle des akademischen Chemikers in München durch die Berufung des Dr. Heinrich August v. Vogel wieder besetzt wurde. Derselbe befand sich damals in Paris, wo er sich unter Fourcroy und Vauquelin ausgebildet und als Professor der Chemie am Lycée Napoleon und Aide Conservateur des physikalischen Cabinets gewirkt hatte. Zu jener Zeit gerade waren ihm von Kopenhagen und Brüssel aus Anerbietungen gemacht worden, denen er jedoch den ehrenvollen Ruf ins deutsche Vaterland vorzog. Im Juni des Jahres 1816 kam v. Vogel von Paris in München an, berufen zum Conservator des chemischen Laboratoriums und zum Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften. Der Bau des Laboratoriums war indessen so weit vorgeschritten, daß an der innern Einrichtung schon keine Aenderung mehr möglich war; dem Conservator blieb somit die wichtige Aufgabe gestellt, das neue Laboratorium für die Wissenschaft einzuweihen. Diese Aufgabe, die selbst unter günstigen Verhältnissen immer mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden bleibt, war unter den gegebenen Umständen eine solche geworden, welche selbst einem ausdauernden Freunde der Wissenschaft hätte unlöslich erscheinen können. Gehlen hatte bey dem Mangel eines geeigneten Locales kaum nothdürftig für die Anschaffung der unentbehrlichsten Hülfsmittel sorgen, geschweige denn an die Herstellung einer vollständigen Präparaten-Sammlung denken können. Nach seinem Tode blieb seine Stellung ein Jahr lang unbesetzt; die Extradition des Vorhandenen an seinen Nachfolger verzögerte sich wieder fast ein volles Jahr, so daß letzterer beym Anfange seiner Thätigkeit sich zwar im Besitze eines geräumigen, aber höchst unbequemen Hörsaales, jedoch fast ohne alle Einrichtungen zum Beginne chemischer Arbeiten sah. Wenn schon bey Entwerfung des Planes und während des Baues selbst die möglichste Sparsamkeit angeordnet war, so wurde dieses System in noch höherem Grade auf die nun statt findende innere Einrichtung des chemischen Laboratoriums angewendet. Zu jener Zeit war der allgemeine Etat der Akademie zwar schon bestimmt, aber noch nicht wie jetzt eine Summe für jedes einzelne Attribut festgesetzt, so daß demnach die Vertheilung lediglich von dem Gutdünken Einzelner abhing. Daß dieser Zustand viele Schwierigkeiten und Verwicklungen veranlaßte, kann nicht auffallend erscheinen. Um nur die Anschaffung der nothwendigen Anzahl von Glasschränken zu bewerkstelligen, waren

vielfache Verhandlungen und Vorstellungen nöthig, wovon die aus jener Zeit noch vorhandenen Akten reichlichen Beweis liefern.

Es war nun vor Allem die Aufgabe des Conservators, eine Sammlung chemischer Präparate anzulegen, und da diese nicht, wie es heutzutage der Fall ist, im Handel vorkamen oder aus größeren chemischen Fabriken bezogen werden konnten, wodurch natürlich zu ihrer Erwerbung jetzt kaum so viele Monate, als damals Jahre erforderlich sind, so blieb nichts anderes übrig, als den größten Theil der Zeit auf diese unumgänglich nöthwendige Arbeit zu verwenden. Dem anhaltendsten Fleiße gelang es, eine Sammlung von Präparaten herzustellen, welche sowohl in Beziehung auf Vollständigkeit und Art der systematischen Aufstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Da fortwährend auch hier der Kostenpunkt hindernd im Wege stand, so wurde auf Antrag des Conservators der größte Theil des zum Gebäude gehörigen Terrains käuflich abgegeben mit dem Vorschlag, den Ertrag zur Einrichtung des Laboratoriums zu verwenden. Ursprünglich war der in der Nähe gelegene Wiesenplatz zur Errichtung einer Mustersalpeterplantage bestimmt. In der Folge hat es sich gezeigt, wie angemessen es war, diesen Plan aufzugeben, indem bey der raschen Vergrößerung der Vorstädte Münchens eine Salpeterplantage so nahe an der Glyptothek, St. Bonifaciuskirche und andern in dieser Gegend entstandenen Kunstwerken höchst ungeeignet am Platze gewesen wäre.

Neben der wissenschaftlichen Thätigkeit des Conservators wurde das chemische Laboratorium sogleich nach seiner Einrichtung sehr häufig durch Aufträge der verschiedenen Regierungsbehörden, besonders für gerichtliche Untersuchungen, und durch Private in Anspruch genommen. Diese gelangten um so zahlreicher an die einzige chemische Anstalt in München, als damals die polytechnische Schule noch nicht bestand. Wie sehr verschiedener Art diese Aufträge waren, ergibt sich aus dem über diese Arbeiten geführten Journal. Hierher gehört auch die im Jahre 1823 von dem Conservator des chemischen Laboratoriums vorgenommene Untersuchung der bayerischen Mineralwässer und die alljährlich statt findende chemische Untersuchung der Arzneystoffe und Präparate in den hiesigen Apotheken, deren pünktlicher und angemessener Ausführung stets die belobende Anerkennung der Staatsregierung zu Theil geworden ist.

Die wissenschaftlichen Leistungen im chemischen Laboratorium sind in den Annalen der Wissenschaft verzeichnet und von ihren Führern von jeher auf das Ehrenvollste anerkannt worden. In dem Almanach der k. bayer. Akademie der Wissenschaften findet sich in dem Verzeichniß der von ihren Mitgliedern durch den Druck alljährlich veröffentlichten literarischen Arbeiten eine specielle Nachweisung der im chemischen Laboratorium seit dessen Bestehen ausgeführten Arbeiten, welche hier wegen Beschränktheit des Raumes nicht alle aufgezählt werden könnten.

Die innere Einrichtung des Laboratoriums ist mehrfach als Muster bey Errichtung neuer Laboratorien im Auslande benützt worden, wie sich überhaupt die Anstalt stets des häufigen Besuches und der anerkennenden Beurtheilung sachverständiger Fremder zu erfreuen hat. Im Jahre 1825 (6. März) wurde die Anstalt durch den Besuch König Ludwigs, damals Kronprinz von Bayern beehrt.

Schon bald nach der Vollendung des chemischen Laboratoriums wurde der Conservator von einer Deputation des pharmaceutischen Vereins ersucht, Vorträge über Chemie zu halten; diesem schloßen sich noch andere Freunde der Wissenschaft an, so daß im Jahre 1822, obschon noch manches an der inneren Einrichtung mangelte, der erste vollständige Curs der Chemie gegeben wurde. Diese Vorträge stets von Experimenten begleitet und in dieser Art die ersten, welche in München gehalten wurden, hatten sich eines so allgemeinen und ungetheilten Beyfalls zu erfreuen, daß, um ihnen eine noch weitere Verbreitung und Nutzanwendung zu verleihen, der Conservator aufgefordert wurde, die Vorlesungen über Chemie an der in München befindlichen medicinischen Schule zu übernehmen. Während des Bestehens der medicinischen Schule besuchten 210 Candidaten die chemischen Vorlesungen, so daß also

schon vor Uebersiedlung der Universität nach München das chemische Laboratorium eine ausgebreitete Thätigkeit als Lehranstalt entwickelte. Hiezu kömmt noch, daß in den ersten Jahren eine Abtheilung von Artillerie-Offizieren auf Antrag des damaligen Oberst von Zoller zum erstenmal an dem chemischen Unterricht Theil nahm. Da der Hörsaal noch nicht eingerichtet war, wie schon früher erwähnt, so mußten die Vorlesungen großentheils in dem einzigen Arbeitszimmer des Laboratoriums gehalten werden. Mehrere Anträge auf Veränderung der architektonischen Eintheilung des Gebäudes, wodurch namentlich eine geeignetere Localität für den Hörsaal hätte gewonnen werden können, wurden von der Regierung wegen der daraus erwachsenden Kosten nicht genehmigt hatten aber doch das gewünschte Resultat, daß der bestehende Hörsaal durch treppenförmig eingerichtete Sitze und namentlich durch die schon erwähnte Tapezierung der Wände zur Aufnahme eines Auditoriums passender eingerichtet werden konnte.

Mit der Translocation der Universität nach München im Jahre 1826 beginnt ein neues und wichtiges Feld der Thätigkeit des chemischen Laboratoriums. Der Conservator wurde zum ordentlichen Professor der Chemie an der philosophischen Facultät der Universität ernannt und die Anstalt dem Unterricht an der Hochschule vorzugsweise gewidmet *). Durch dieselbe Verordnung geschah die Trennung der wissenschaftlichen Attribute von der Akademie der Wissenschaften und ihre Vereinigung unter der Behörde: „General-Conservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.“ Dem chemischen Laboratorium, so wie allen übrigen Attributen, deren Aufgabe bis dahin einzig und allein die Förderung und Pflege der reinen Wissenschaft war, wurde hiedurch ein neues und würdiges Ziel gegeben, die Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch unmittelbaren Unterricht, — die Ausbildung der studirenden Jugend. Es kann nicht im Plane dieser Darstellung liegen, der innigen Verbindung der Akademie mit der obersten Lehranstalt, wodurch es der Akademie vergönnt ist, zum Vortheile beyder ihre thätigsten Mitglieder in den

*) Rescript vom 21. Marz 1827.



Lehrern der Hochschule zu finden, das Wort zu reden. Hierüber hat die Erfahrung und das Urtheil der Sachverständigsten längst entschieden *).

In diesem Sinne und dem Wortlaut der Verordnung folgend wurde von nun an im chemischen Laboratorium vorzugsweise auf den Unterricht Rücksicht genommen und kein Opfer, keine Mühe gespart, dasselbe zu einer würdigen Lehranstalt zu erheben. Alle neuen Anschaffungen von Apparaten, so wie die Erwerbung und Darstellung der Präparate hatten besonderen Bezug auf die Anschaulichkeit und Gründlichkeit der bey chemischen Vorlesungen nothwendigen Versuche. Die Aufstellung eines Assistenten war unter solchen Umständen zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden; um durch dessen Remuneration dem Staate keine neuen Lasten zu verursachen, wurde diese aus der Dotation des Laboratoriums selbst möglich gemacht.

(Schluß folgt.)

*) „Gleich den Anfang seiner Regierung bezeichnete Er (König Ludwig) durch die beschlossene und ausgeführte Verlegung der altbayerischen hohen Schule in die Hauptstadt, die ich in Erwägung der mächtigen Vorurtheile und Abneigungen, die diesem Beschluß sich entgegenstemmten, auf der einen, und der nicht zu berechnenden auf alle Zukunft sich erstreckenden Wirkungen auf der anderen Seite auch jetzt keinen Anstand nehme, König Ludwigs folgenreichste That zu nennen.“ (Schelling's Rede zum 72. Jahrestag der k. Akademie d. W. am 28. März 1831.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 3.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das chemische Laboratorium des k. General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

(Schluß.)

Eine solche Hingebung an den Beruf des Unterrichts konnte nicht verfehlen, bald die schönsten Früchte auf diesem Felde zu tragen. Gleich im ersten Universitätsjahre fanden die Vorlesungen eine sehr zahlreiche Theilnahme (204 Inscribirte), welche sich in den folgenden Jahren so vermehrte, daß, nachdem einmal von hier aus für den chemischen Unterricht Bahn gebrochen und allgemeines Interesse erweckt war, noch mehrere andere Lehranstalten entstehen konnten, welche sich stets einer regen Theilnahme zu erfreuen haben. Zugleich mit dem jährlichen ganzen Curs der Chemie wurden im Laboratorium im Sommersemester analytische Uebungen gegeben, um auch Gelegenheit zu praktischer Ausbildung zu bieten. Sie fanden durch ihre Eigenthümlichkeit und ungewohnte instructive Form sogleich einen so großen Anklang, daß sie bald zweymal im Jahre, im Sommer- und Wintersemester, veranstaltet werden mußten und überhaupt auch anderwärts viele Nachahmung fanden.

Dem Conservator des chemischen Laboratoriums wurde, wie dieß bey den meisten übrigen Attributen der Fall ist, 1840 ein Adjunkt zur Seite gestellt zugleich mit der Verpflichtung, an der Hochschule Vorträge zu halten, und derselbe, um im Lehrfache thätigere Hülfe leisten zu können, mehrere Jahre später zum außerordentlichen Professor der Chemie an der philosophischen Facultät ernannt. Leider aber ging hiedurch die Stelle eines Assistenten an der Anstalt verloren, deren Wiederbesetzung bis jetzt dringender Wunsch geblieben ist.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß das chemische Laboratorium von jeher, namentlich aber seit der Verlegung der Universität, außer der Förderung der reinen Wissenschaft, ganz besonders die Aufgabe hatte, als Lehranstalt thätig zu seyn. Die Auffassung der doppelten Bestimmung der Anstalt, die Art und Weise, wie diese Aufgaben erfüllt wurden, haben stets die vollste Anerkennung der Staatsregierung gefunden, und noch in der neueren Zeit durch König Max II. in der Verleihung des Verdienstordens der bayerischen Krone an den Conservator des chemischen Laboratoriums als Vorstand der Anstalt einen Beweis allerhöchster Zufriedenheit erhalten.

In allen Gauen des bayerischen, wie des gesammten deutschen Vaterlandes sind die chemischen Kenntnisse, welche hier geschöpft worden, weit verbreitet durch Männer, die nun dem Staat und der Menschheit nützliche Dienste leisten, und somit von der fruchtbringenden Thätigkeit des chemischen Laboratoriums sprechenden Beweis geben.

Die Betrachtung dieses erfreulichen Resultates führt natürlich auch noch zur Erwähnung der Mittel, denen wir dieselben verdanken. In materieller

Beziehung kann aber die Ausstattung des chemischen Laboratoriums für Unterricht sowohl als für eigene wissenschaftliche Forschungen nicht als genügend betrachtet werden. Die jährliche Dotation wird größtentheils durch die Bedürfnisse des Unterrichtes in Anspruch genommen, und Ergänzungen und Vervollständigungen des Materiales können nur sparsam statt finden. Es ist dieses am meisten bey einer Wissenschaft zu bedauern, deren Bedeutung mit jedem Tage steigt, in welcher Erfahrung an Erfahrung, Erfindung an Erfindung sich reiht, und deren Cultur so reiche Früchte für Industrie und Wohlstand gewährt. Um so mehr steht daher von unserer erlauchten Regierung zu erwarten, daß mit der Rückkehr ruhigerer Zeiten auch diesem Institute die Mittel zu gesteigerter Thätigkeit werden gewährt werden.

---

## Sitzung der historischen Classe am 23. November 1850.

Hr. Ritter v. Koch-Sternfeld, k. Legationsrath, hielt nachstehenden Vortrag,

### Die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betreffend.

Vor mehr als 30 Jahren waren nach Aufstellung und Anordnung der k. Steuer-Cataster-Commission in Oberbayern auch die Landgerichte Reichenhall, Berchtesgaden, Laufen, Titmanning, Trosberg, Wasserburg u. s. w. vermessen worden.

Diese Detail- und Flurkarten waren technisch vorerst mangelhaft; ihre Beschreibung, vielfältig nur aus dem vulgären Element, aus dem Jargon der Landleute geschöpft, war es nicht minder. Das technische Personale, meistens aus dem Handwerkerstand hervorgegangen, war für eine der Geschichte und den Urkunden gemäße Ortsbezeichnung nicht vorgebildet; auch die Amtsvorstände, die Revisoren, Obergeometer, Taratoren, bis zu den Steuerräthen hinauf waren es nicht. Die Localbehörden, die weltlichen und die geistlichen, mit seltener Ausnahme, wußten oder wollten in Sachen der Art keinen Bescheid; allenfalls ward auf den mehr ortskundigen Gerichtsdiener oder Rentboten hingewiesen. Diese sind heute noch die Authentiken für die Graphik der Steuer- und Militärkarten.

Es ist nun anerkannte Thatsache, daß eine sinnvolle und verständliche Nomenclatur zunächst in den Urkunden des Mittelalters beruht, daß dieses Verständniß auch Bayern in Tausenden von Urkunden bewahrt, und daß in den Kanzleyen und von den gebildeten Ständen bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts diesen Quellen analog geschrieben und gesprochen wurde. Selbst auf Grab- und andern Denkmälern läßt sich das nachweisen. Damals waren lateinische Schulen in jedem Marktflecken, in den Klöstern ohnehin. Die Stadt Titmanning z. B., ihre älteste Schreibart ist das ganz wohlverständliche Titamainga (s. Indiculus Arnonis), und ihre Umgebung, Türlaching, Balling, Fridolfsmoos, Sundermaring, Trasmaring, Tetelheim, Märing bey Burghausen (mar, mör, Sumpf!) werden erst seit dem dreyßigjährigen Kriege, in dessen Gefolge sich Schrift und Sprache verschlechterte, als: Titmonning, Dürling, Freitsmoos, Sundermonning, Trasmonning, Tödelheim, Mehring ꝛc. geschrieben. Die seit 1816 angefertigten Steuerkarten, und alle gerichtlichen und amtlichen Ausschreibungen, ja sogar die der historischen Vereine verlauten nun in derselben Graphik und Entstellung. Da seither dieser Uebelstand anderseits sowohl bey den höchsten Landesstellen, als bey dem lesenden und geschichtskundigen Publikum wiederholt angeregt worden war, — durch die historische Classe der Akademie, und einzelne Forscher, — da gleichzeitig im benachbarten Oesterreich für eine bessere und den Urkunden analoge Graphik für Geographie und Topographie der Landkarten die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen worden sind; — da eben auch in Oberbayern und namentlich die oben genannten Landgerichte durch ein zahlreiches und wohl bezahltes Personale neuerdings vermessen und beschrieben werden, während sich die Vorstände der Steuerkataster-Commission persönlich allerorten begegnen: — so war wenigstens Ref. der guten Hoffnung, daß auf den neuen Kar-

ten jener barbarische Jargon vermieden, und eine verständliche, der Geschichte analoge Ortsbeschreibung beliebt werden würde. Leider ist dem nicht so. Kaum von Titmanning in der Residenz angekommen, und bey dem Lithographen und Revisor bey der königlichen Steuerkataster-Commission, durch dessen Hände alle neuen Steuerkarten gehen, wie gewöhnlich einlogirt, ward er von demselben mit dem neuen Stadtplan von Titmanning überrascht. Die neue Vermessung des Landgerichts Titmanning und der Stadt, und deren Beschreibung durch circa 15 Geometer ꝛc., im Laufe des Jahres 1849 und 1850, mag mit Einrechnung der normalen Revisions-, Superrevisions-, Taxations-, Liquidations- und dgl. Kosten 15 bis 20,000 fl. betragen; nichts desto weniger trägt der neue Stadtplan in großen Uncialbuchstaben die Aufschrift: „Tittmoning." Aehnlich mag die übrige Nomenclatur lauten. Hätte man nicht erwarten sollen, daß die k. Steuerkataster-Commission, wozu sie schon unter dem Ministerium Montgelas angewiesen worden, sich mit der Akademie der Wissenschaften und insbesondere der historischen Classe und dem k. Reichsarchive zeitlich benommen, daß sie in den Provinzen die historischen Vereine, und einzelne Geschichts- und Ortskundige zu Rath gezogen, und sich so eine correctere und gereinigtere Topologie verschafft hätte? Ref. verwahrt sich hier ausdrücklich vor der Meynung, als beziele er eine pedantische, grillenhafte, mit Umgehung der Urkunden lediglich auf angebliche germanische oder nordische Autoritäten und analoge Spitzfindigkeiten gebaute Nomenclatur; unser norisches, romanisches und zum Theil slavisches Terrain verträgt sich nicht mit einer so exclusiven Wissenschaft. Ref. „salvans animam suam" bemerkt nur noch, daß ohnehin die meisten Steuerplatten in Folge der neuen Gerichtseintheilung wegen Aufhebung der Herrschaftsgerichte ꝛc. ausgeschliffen werden müssen.



## Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 7. December 1850.

Der Vorstand der Akademie, Hr. Hofrath v. Thiersch, legte einige für das k. Antiquarium gewonnene Kunstgegenstände vor, namentlich drey Gypsabgüsse von Terracotta's des britischen Museums, welche in Gräbern auf Milos gefunden sind, und deren eine den Kampf des Bellerophon mit der Chimära, die andere den Perseus als Besieger der Medusa, die dritte den Alcäus mit Sappho vorstellt, — sodann, als Muster älterer deutscher Sculptur in Holz, eine wahrscheinlich von Veit Stoß in Nürnberg geschnittene Grablegung.

Sofort theilte derselbe das Ergebniß seiner Untersuchungen mit über die nach den verschiedenen Stellen ihres Vorkommens verschiedenen, unter den Kritikern noch controversen Bedeutungen der aus χείρ und νίπτω gebildeten Composita χέρνιψ, χέρνιβον, χέρνιβα. Die Untersuchung soll in den Denkschriften der k. Akademie erscheinen.

Hierauf legte Hr. Rector Halm sein neuestes Werk vor: Cornelii Taciti opera quae supersunt ex recognitione Caroli Halmii. Tomus prior, Annales continens, Lipsiae 1850, und brachte damit zugleich eine Reihe von Stellen des gedachten Werkes zur Sprache, die ihm der Emendation bedürftig erschienen, wobey nur die eine oder andere der vom Hrn. Herausgeber gewählten Verbesserungen von Seite der Classe beanstandet wurde.

Endlich richtete Hr. Prof. Dr. Spengel unter Vorlage einer Abbildung des in Mainz aufbewahrten „Schwertes des Tiberius," auf welchem in einem Kreise eine sitzende Figur, mit den Worten: „Felicitas Tiberii" unter ihr, und eine andere vor ihr stehende dargestellt sind, an die Archäologen der Classe die Frage, welche der beyden Figuren als die des Tiberius und welche als die des Augustus zu nehmen sey. Hr. Hofrath v. Thiersch entschied sich aus Gründen für die sitzende als die des letzteren.

## Vortrag des Hrn. Rector Karl Halm über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen.

Ann. II. 43. In diesem Kapitel ist erzählt, wie der von dem germanischen Heere abberufene Germanicus wegen der in Armenien ausgebrochenen Händel zum militärischen Befehlshaber der Provinzen des Orients mit ausgedehnter Vollmacht ernannt wurde. Von der Verwaltung der Provinz Syrien wurde Creticus Silanus, ein Verschwägerter des Germanicus, entfernt und an seine Stelle der stolze Cn. Piso gesetzt, ein persönlicher Feind des Germanicus. Wie dieser selbst seine Ernennung betrachtete, sagt Tacitus mit den Worten: nec dubium habebat, se delectum qui Suriae imponeretur ad spes Germanici coërcendas. Darauf fährt er fort: Credidere quidam data et a Tiberio occulta mandata, et Plancinam (die Gattin des Piso) haud dubie Augusta monuit muliebri aemulatione Agrippinam insectandi. Ueber den Genitiv insectandi ist von den Herausgebern und Grammatikern viel verhandelt worden. Die Einen wollen ihn von monuit abhängig machen, Andere (wie C. L. Roth zu Tac. Agr. S. 266 und Weissenborn de Gerundio et Gerundivo S. 118 Anm. 239) von aemulatione muliebri. Gegen die erstere Construction hat man mit Recht eingewendet, daß sie unerhört und ohne ähnliches Beyspiel sey; aber nicht mindere Bedenken erheben sich gegen die zweyte. Denn macht man insectandi von aemulatione abhängig, so müßte man erstlich annehmen, daß monuit absolut, etwa im Sinne von mandata dedit, gesetzt sey, was eine eben so gezwungene Annahme ist, als die Deutung des Genitivs selbst, der ein erklärender seyn soll: aus weiblicher Eifersucht, die in Verfolgung der Agrippina bestand. Da nach beyden Beziehungen des Genitivs der Sprache Gewalt angethan wird, so haben Madvig in seiner Epist. critica ad Orellium (Hauniae 1828) und Bezzenberger im Programm von 1844 ein Verderbniß der Stelle angenommen und beyde von einander unabhängig die Verbesserung insectans in Vorschlag gebracht, die kein Herausgeber des Tacitus beachtet hat. Allein auch bey dieser Verbesserung bleibt noch das Bedenken, ob monuit absolut stehen kann, und nicht die bestimmte Angabe zu erwarten ist, wozu die Plancina von der Livia aufgefordert wurde. Eben so leicht wäre die Aenderung von insectandi in *insectari* (das nächste Wort beginnt mit der Sylbe di) und ganz dem Stile des Tacitus entsprechend, der auf die Verba des Aufforderns, Ermahnens ꝛc. fast immer statt ut den bloßen Infinitiv folgen läßt. Eine Stelle der Art hat man im Tacitus noch übersehen, wo in den Ausgaben steht Ann. XI, 24: Maiores mei . . . hortantur uti paribus consiliis rem publicam capessam, der cod. Med. aber liest: hortantur uti p. c. rem publica capessenda. Es ist offenbar, daß uti Infinitiv von utor und zu schreiben ist: hortantur uti p. c. *in re publica capessenda.*

Ann. III, 5. Nach der Beerdigung des Germanicus erhoben sich Stimmen, welche die in Rom gehaltene Leichenfeyerlichkeit für zu geringfügig erklärten und besonders die pompa eines publicum funus vermißt hatten. Unter andern Ausstellungen wird erwähnt: Sane corpus ob longinquitatem itinerum externis terris quoquo modo crematum, sed tanto plura decora mox tribui par fuisse, quanto proxima sors negasset, d. h. allerdings sey der Leichnam wegen der Länge des Wegs in fremden Landen, wie es eben anging, verbrannt worden, aber um so mehr Auszeichnungen hätten billigerweise später erfolgen sollen, je mehrere anfangs der Zufall versagt habe. Einigen Anstoß gewährt in diesen Worten crematum, was einfach besagt, was geschehen ist, während nach dem ganzen Inhalt der Anführung und besonders nach dem Gegensatz par fuisse man eher den Gedanken erwarten sollte: allerdings habe der Leichnam in fremden Landen, so gut es eben ging, verbrannt werden müssen. Man sieht, daß ich *cremandum* (scil. fuisse) statt crematum erwarte, muß aber andern überlassen, ob es als nothwendig erscheint, diese Verbesserung in den Text aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 4.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Vortrag des Hrn. Rector Karl Halm über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen.

(Fortsetzung.)

Ann. IV, 57. erzählt Tacitus, einen größern Abschnitt beginnend, wie Tiberius seinen längst gehegten Plan, Rom zu verlassen zur Ausführung gebracht habe: Inter quae diu meditato prolatoque saepius consilio tandem Caesar in Campaniam specie dedicandi templa etc. Daß hier ein Verbum fehlt, ist die Ansicht der größeren Zahl der Herausgeber; nur schwankt man, welches zu ergänzen sey. Wahrscheinlicher als frühere Ergänzungsversuche ist die Einsetzung von abscessit oder decessit vor specie, da Tacitus bald darauf sagt: causam abscessus, quamquam secutus plurimos auctorum ad Seiani artes rettuli etc., und so auch Ann. VI, 38. von derselben Sache: continuo abscessu.

Einen schlimmen Fehler haben die Herausgeber Ann. VI, 16. durch falsche Aenderung in den Text gebracht, deren Verkehrtheit merkwürdiger Weise noch Niemanden aufgefallen ist. Man liest nämlich, wo von der Regulirung der Schuldverhältnisse die Rede ist, in den bisherigen Texten Folgendes: Nam primo duodecim tabulis sanctum, ne quis unciario fenore amplius exerceret, cum antea ex libidine locupletium agitaretur: dein rogatione tribunicia ad semuncias redacta, postremo vetita versura. Was dieß heißen soll, die versura sey ad semuncias beschränkt worden, wird Niemand zu erklären wissen. Da die Handschrift, wie aus Baiters Collation ersichtlich ist, redactu hat, so ist es klar, daß redactum scil. fenus zu schreiben ist, wie es bey Livius VII, 27. heißt: T. Manlio Torquato C. Plautio coss. semiunciarium tantum ex unciario fenus factum.

Ann. XI, 9. Tunc distractis Orientis viribus et quonam inclinarent incertis casus Mithridati datus est occupandi Armeniam, vi militis Romani ad excidenda castellorum ardua, simulque Hibero exercitu campos persultante. Statt excidenda muß excindenda verbessert werden, welche Verbesserung aus dem Grunde einer längeren Rechtfertigung bedarf, weil auch noch in den neuesten Lexicis eine Anzahl von Stellen, die zu exscindere gehören, unter excidere aufgeführt sind, wie eine kritische Sichtung auch den Ungläubigsten überzeugen würde. Die nahe liegende Verwechslung ist dadurch entstanden, daß auch die ältesten Codices in der Regel nicht exscindere, sondern excindere schreiben, welche letztere Schreibart jetzt von der Mehrzahl der Kritiker angenommen ist. Doch wäre es unnöthig die Untersuchung auch auf andere Schriftsteller auszudehnen, da sich aus zahlreichen Stellen des Tacitus allein nachweisen läßt, wie beyde Wörter von scheinbar nahestehender Bedeutung im Sprachgebrauche geschieden sind. Ich habe zu diesem Behufe alle Stellen des Tacitus gesammelt, und beginne mit den Verbindungen, die bey Tacitus mit excidium (exscidium) vorkommen, dessen Quantität mit kurzem i keinen Zweifel übrig läßt, daß das

Wort nicht von excido, sondern von exscindo herzuleiten ist, s. Schneiders lat. Elementarl. I. S. 559. Die Stellen für excidium sind folgende: excidium urbis, oppidi, civitatis oder mit Beyfügung einer bestimmten Stadt oder städtischen Bevölkerung (z. B. Cremonensium) findet sich zehnmal, Ann. I, 36. XV, 39. Hist. I, 63. 69. 80. III, 32. 53. 76. 84. IV, 63; excidia castellorum H. IV, 15, castrorum H. IV, 72, excidium gentis H. V, 25, legionum H. IV, 61, domus H. III, 67, rei publicae H. IV, 13. Außerdem kommt das Wort in folgenden Verbindungen vor: hosti facile excidium cogitanti Ann. I. 68; vulnera luctus excidia A. II, 69; excidium*) procul afuisse A. XI, 28, von dem Sturze des Claudius gesagt; iniuriam excidio ipsius ulturum A. XII, 45; exscidium (so hier der Cod. Med.) minitans Tencteris A. XIII, 56; ad excidium destinare agros . . . dominos H. I, 56; in excidium petimur, näml. wir Britannen Agric. c. 31.

Ich gehe auf das Verbum excindere über, und lasse zunächst die vom Präsens abgeleiteten Formen, in denen das n erhalten ist, folgen, die ich der Kürze halber im Infinitiv anführe. Es finden sich ganz dieselben Verbindungen, die oben für excidium nachgewiesen wurden, nämlich excindere coloniam A. XIV, 31, urbes H. IV, 58, sedem belli Gallici H. I, 65, Capitolium H. III, 72, vicos A. III, 20 (hier hat der Codex exscindere), castella A. II, 64. XV, 27, castra H. III, 46. IV, 78. 81, hostem A. II, 25, virtutem ipsam A. XVI, 21, von der Vernichtung des Pätus Thrasea gesagt.

Im Perfect und in den abgeleiteten Formen kommt das Wort nur zweymal vor, nämlich Hist. IV, 34. castra excidisset, wo der Med. das s erhalten hat, und Hist. IV, 32. vana illa castrorum spatia excidimus, wo nach den für die Verbindung von castra excindere beygebrachten Stellen Niemand die Perfectform von excindere verkennen wird.

Noch bleiben die vom Supinum gebildeten Formen übrig, welches von excindere nicht excissum, sondern excisum bildet, wie Zumpt zum Curtius S. 137. überzeugend nachgewiesen hat. Auch ich kann aus meinen Ciceronischen Collationen bestätigen, daß die Form exscissum oder excissum in Handschriften nicht gefunden wird. Nach den oben für excidium und excindere nachgewiesenen Verbindungen gehören aus Tacitus diesem Wortstamm unzweifelhaft an: Tigranocertis excisis Ann. XIV, 23, Cremona excisa Hist. III, 31, Sugambri excisi A. XII, 39, aemulis urbibus regibusve excisis H. II, 28, pulsis Bructeris ac penitus excisis Germ. 33. Auch wird Ann. III, 28. multorum status excisi „der Hausstand von vielen wurde zerrüttet und vernichtet," nicht an eine Ableitung von excidere zu denken seyn, die ich auch Ann. XIV, 30. excisi luci, saevis superstitionibus sacri „die Haine wurden zerstört," kaum anerkennen möchte, da agros excindere und Aehnliches (im Sinne von devastare) sich wiederholt findet. Ein sicheres excidere steht nur Ann. I, 65. exciditur caespes und Agric. 19. causas bellorum excidere, wo das Bild von radices excidere zu Grunde liegt. Hingegen muß es als ein Verderbniß angesehen werden, wenn im Mediceus Hist. V, 16. steht: victum hostem in aeternum exciderent, wo schon Lipsius aus anderen Handschriften excinderent verbessert hat, vergl. bes. Ann. II, 25. Eben so nothwendig erscheint die gleiche Verbesserung in der Stelle, von welcher unsere Untersuchung ausgegangen ist, Ann. XI, 9, deren Richtigkeit nach den oben angeführten Stellen, in welchen excidia castellorum oder excindere castella verbunden vorkommt, schwerlich auf eine Anfechtung stoßen dürfte.

Ann. XI, 24. erörtert und widerlegt der Kaiser Claudius die Einwürfe, die man gegen die Verleihung des ius honorum an die primores der Gallia comata erheben könnte, indem er bemerkt: At cum Senonibus pugnavimus: scilicet Volsci et Aequi numquam adversam nobis aciem struxere.

*) Erst zu spät habe ich erfahren, daß Walthers Angabe, P. Victorius habe im cod. Med. discidium gelesen, irrig ist; sie ist aus einer falschen Lesung der schwer zu entziffernden Hand des Victorius entstanden, wornach die Angabe in meiner Ausgabe Praef. p. X. zu berichtigen ist. Auch Victorius las, wie Baiter, im Codex et scidium = exscidium, von dessen Richtigkeit ich mich jetzt überzeugt habe.

Capti a Galli sumus: sed et Tuscis obsides dedimus et Samnitium iugum subiimus. Attamen si cuncta bella recenseas, nullum breviore spatio quam adversus Gallos confectum. In dem letzten Satze zweifle ich sehr an der Richtigkeit von attamen, was bey guten Schriftstellern schwerlich in einer andern Bedeutung als der herabsteigenden, welche at saltem hat, vorkommen dürfte, und glaube, daß auch hier ac tamen, aus dem in den Handschriften so oft attamen gefälscht wurde, gelesen werden müsse: „und doch ist, wie schwer auch diese Kämpfe gewesen sind, kein Krieg schneller beendigt worden." Denn auch auf die historischen Schriften des Tacitus hat seine volle Anwendung, was Madvig zu Cic. de Finibus pag. 289 (vgl. auch pag. 872) über den Gebrauch von ac oder et tamen gelehrt hat: Ubi adiungitur aliquid, quod superiori contrarium est, ibi Cicero et alii dicunt *et tamen* vel *ac tamen*. Uno modo recte dicitur *ac tamen*, ubi *at* in descensu ad minus post *si*, *si non*, *etsi* posito supperadditur *tamen*, interposito (plerumque) vocabulo; ut de Orat. III. §. 14. Noch genauer sagt er p. 429: *at tamen* tum infertur, si oratio ad minus descendit, si maius aliquid effici non potest. Diese Bemerkungen werden in den Ciceronianischen Schriften, zu denen ich genaue Collationen von guten Handschriften besitze, vollständig bestätigt. Unter Anderen werden durch sie fast alle Stellen beseitigt, die Stürenburg in der zweyten Ausgabe der Rede pro Archia p. 51 für attamen beygebracht hat. Was den Sprachgebrauch des Tacitus betrifft, so hat erst die Collation von Bekker und Baiter gezeigt, daß er von dem Ciceronianischen, wie er sich nach den ältesten Handschriften auf das sicherste ergibt, nicht im mindesten abweicht. Es ist mir bis auf die oben beanstandete Stelle keine einzige bekannt, wo nicht die genaue Collation der beyden Mediceischen Handschriften das irrthümliche attamen aus dem Text entfernt hätte; nicht wird man einwenden wollen Ann. IV, 39. Dort steht zwar bey Orelli: attamen, quod pulcherrimum adeptum, ut coniunctione Caesaris dignus crederetur, ohne daß Baiter eine Abweichung aus dem Codex bemerkt hätte. Allein J. Bekker hat in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen II. p. 222 berichtigend mitgetheilt, daß seine Collation die Variante ac tamen aufweise und diesem ausdrücklichen Zeugnisse wird gewiß selbst mein Freund Baiter größern Glauben beymessen als seinem Stillschweigen zu dieser Stelle.

Ann. XII, 12. militares artes per otium ignotae, industriosque aut ignavos pax in aequo tenet. Es kann nur als ein Uebersehen erscheinen, wenn man an der Disjunctivpartikel aut vor ignavos, wofür ich et oder atque erwarte, noch keinen Anstoß genommen hat.

Ann. XII, 65. wird der Sturz der Domitia Lepida durch die Agrippina erzählt, welche Erzählung Tacitus mit den Worten schließt: Ob haec mors indicta multum adversante Narcisso, qui Agrippinam magis magisque suspectans prompsisse inter proximos ferebatur, certam sibi perniciem, seu Britannicus rerum seu Nero poteretur. Verum ita de se meritum Caesarem, ut vitam usui eius impenderet. Convictam Messalinam et Silium, pares iterum accusandi causas esse, si Nero imperitaret, Britannico successore nullum principi meritum; ac novercae insidiis domum omnem convelli maiore flagitio quam si impudicitiam prioris uxoris reticuisset. Diese Stelle gehört zu den schwierigsten der Annalen und man darf kühn die Behauptung aussprechen, daß sie noch keine befriedigende Erklärung oder Verbesserung gefunden hat. Eine solche geben zu wollen, maße ich mir nicht an, sondern theile nur einen Versuch mit, welcher der Stelle von einer neuen Seite beyzukommen sucht und so vielleicht Andere auf eine Lösung der Schwierigkeiten bringen mag. Der Grundgedanke, den Narcissus ausspricht, ist folgender: Er sey seines sichern Unterganges gewiß, es möge Britannicus oder Nero dem Claudius in der Regierung folgen; deßhalb könne seine Aufgabe nur seyn, dem Claudius seine Dienste zu weihen, da er von einem Nachfolger doch nichts zu hoffen habe. Von Britannicus hatte Narcissus nur Schlimmes zu erwarten, weil er einer der Hauptanstifter des Todes seiner Mutter, der Messalina, gewesen war; von Nero aber, weil er sich der Vermählung des Claudius mit der Agrippina und damit der Erhebung

des Nero widersetzt hatte. Faßt man diesen Grundgedanken in das Auge, so kann in dem Folgenden nicht mehr davon die Rede seyn, was, wenn Nero oder Britannicus zur Regierung käme, für ihn erfolgen würde, sondern es werden einzig die Gründe entwickelt, weßhalb auch gegen die Agrippina eine Anklage zu unternehmen sey. Narcissus sagt nämlich: Messalina und Silius seyen von ihm überführt worden (dieß war in zweyfacher Beziehung geschehen: 1) wegen des Ehebruches, 2) wegen der Absicht, mit Verdrängung des Claudius den Silius zum Principat zu erheben); die gleichen Gründe zur Anklage seyen auch jetzt vorhanden. Wenn Nero die Herrschaft erhalten sollte, worauf alle Absichten der Agrippina hindeuteten, dann habe er sich um den Fürsten durch die Vernichtung der Messalina kein Verdienst erworben, mit der zugleich Claudius sicherlich nicht auch seinen eigenen Sohn vernichten wollte; auch werde durch die Ränke der Stiefmutter das ganze kaiserliche Haus erschüttert, d. h. das Leben des Britannicus und der Octavia gefährdet, eine Schmach, die zu verschweigen ärger wäre, als wenn er damals von der Unkeuschheit der Messalina geschwiegen hätte. Nimmt man an, daß dieß der Gedankengang gewesen ist, den Tacitus dem Narcissus in den Mund legt, so stimmt Alles gut zusammen, und nur die grammatische Erklärung einiger Worte, wie z. B. von nullum principi meritum bietet noch einigen Anstoß, der aber auch gleichmäßig bleibt, wenn man einen andern Zusammenhang der Gedanken annimmt. Allein was ist mit den Worten Britannico successore zu machen, welche die einen versetzen wollen, wie Döderlein, andere ganz streichen, wie jüngst Nipperdey vorgeschlagen hat; andere wie Fr. Jakob im Lübecker Programm von 1838 und Ritter sind noch weiter gegangen, indem sie nebst Britannico successore auch noch si Nero imperitaret tilgen wollen. Allein statt anzunehmen, daß der Text durch eine Glosse entstellt sey, könnte man auch die umgekehrte Vermuthung aufstellen, daß in demselben etwas fehle; ich vermuthe nämlich nach successore den Ausfall eines Particips, wie z. B. demoto, welche Annahme auch dadurch nicht wenig an Wahrscheinlichkeit gewinnt, weil, wie Baiter ausdrücklich bemerkt, mit successore in dem Codex eine Seite schließt. — Es ist dieß nur ein Versuch, der schwierigen Stelle durch eine neue Fassung aufzuhelfen; ebenso gut kann es auch der Fall seyn, daß ihre Zerrüttung durch ein Ausfallen von mehreren Worten (nach Brit. successore) entstanden ist.



Ann. XIII, 25. liest man gewöhnlich: Nero autem metuentior in posterum milites sibi et plerosque gladiatores circumdedit. Ueber autem bemerkt Baiter, daß sich nicht mehr unterscheiden lasse, ob die Handschrift aū oder tū habe. Statt autem, welche sonst so häufige Partikel Tacitus nach der Bemerkung von Fr. Haase (Philologus III. S. 154) in den Annalen und Historien außer dieser zweifelhaften Stelle nur sechsmal gebraucht hat, läßt der Gedanke eher eine fortführende Partikel erwarten, so daß vielleicht Nero *iam* metuentior zu verbessern ist.

Ann. XIII, 46. Saepe auditus est (Otho) consurgens e convivio Caesaris, seque ire ad illam (Sabinam Poppaeam), sibi concessam dictitans nobilitatem, pulchritudinem, vota omnium et gaudia felicium. So schreibt die Stelle Orelli, allein seine Vertheidigung von que in seque wird kaum als befriedigend erscheinen können. Doch möchte ich ebenso wenig rathen que zu streichen, sondern glaube, daß der Vorschlag Weissenborns (Neue Jahrb. für Philol. Bd. 52. S. 30) se quidem ire zu schreiben, sich durch größere Wahrscheinlichkeit empfiehlt, wenigstens sind mir schon wiederholte Beyspiele von der Verwechslung von que und quidem beym Collationiren aufgestossen. Aber auch in dem nächsten Satzgliede ist die Lesart unsicher. Für sibi concessam, was Conjectur von Lipsius ist, hat nämlich der cod. Mediceus ubi concessam. Andere haben ibi vorgeschlagen, Döderlein sibique. Beyden Vermuthungen ziehe ich die von Lipsius vor; allein ebenso leicht ließe sich ubi in uni verbessern, und es frägt sich, ob nicht dieses kräftigere Wort einen Vorzug vor sibi verdiene.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 5.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Vortrag des Hrn. Rector Karl Halm über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen.

(Fortsetzung.)

Im 14. Buch c. 10 ff. schildert Tacitus die Gewissensbisse, die Nero nach dem Morde seiner Mutter gefühlt habe. Namentlich kostete es ihm große Ueberwindung nach Rom zurückzukehren trotz der Dankfeste und Ehren, die der Senat sich selbst entwürdigend erkannt hatte. Um den Haß gegen seine Mutter zu steigern, hob Nero mehrere Verbannungsdecrete gegen Opfer ihrer Rachsucht auf; eine Begnadigung der Silana konnte jedoch nicht mehr erfolgen: nam fato functa erat longinquo ab exilio Tarentum regressa, labante iam Agrippina, cuius inimicitiis conciderat vel tamen mitigata. Für tamen, was der Medic. Codex hat, lasen die frühern Ausgaben unpassend tum, bis J. Bekker viel passender tandem vorschlug und diese Lesart zur Vulgata machte. Allein wenn man die folgenden Worte betrachtet, so kann auch diese Verbesserung noch nicht als sicher erscheinen. Tacitus fährt nämlich c. 13. fort: Cunctari in oppidis Campaniae, quonam modo urbem ingrederetur, an obsequium senatus, an studia plebis reperiret anxius etc. Dieser Uebergang ist so schroff, daß man wohl Grund hatte an der Reinheit des Textes zu zweifeln und verschiedene Abhilfe versuchte. Da zur Einführung des neuen Gedankens eine Conjunction und zwar eine adversative unentbehrlich erscheint, so dürfte die einfachste Verbesserung der ganzen Stelle folgende seyn, daß man die Worte tamen mitigata umstellt. So wird eine Aenderung des handschriftlichen tamen entbehrlich gemacht und für den neuen Satz diejenige Partikel gewonnen, welche dem Zusammenhang am meisten angemessen ist. „Wiewohl, sagt Tacitus, diese Begnadigungen erfolgt waren, so verblieb Nero doch noch länger zögernd in den Städten von Campanien ꝛc.“

Bald darauf berichtet Tacitus von dem ersten öffentlichen Auftreten des Nero in agonistischen Spielen. Sehr schwierig sind die Worte, mit denen c. 14. beginnt: Vetus illi cupido (so Lipsius für copia) erat curriculo quadrigarum insistere, nec minus foedum studium cithara ludicrum in modum canere, cum cenaret, quod regium et antiquis ducibus factitatum memorabat idque vatum laudibus celebre et deorum honori datum. Enimvero cantus Apollini sacros, talique ornatu adstare non modo Graecis in urbibus, sed Romana apud templa numen praecipuum et praescium. Wenn man je eine unglückliche Conjectur mit Langmuth in den Texten geduldet hat, so ist es an dieser Stelle der Fall. Statt quod regium hat nämlich die Medic. Handschrift: quis regium. Daß mit der angeführten Verbesserung nichts ausgerichtet ist, ergibt sich aus dem Umstande, daß das Relativ quod sich nur auf das erste Glied cubiculo quadrigarum insistere beziehen kann; denn eine Entschuldigung

für das cithara canere wird erst in den folgenden Worten: enimvero cantus Apollini sacros beygebracht. Diesen Mißstand hat der geistreiche Bezzenberger trefflich erkannt, der statt „quis regium“ equos regere regium zu schreiben vorschlug und gewiß richtig entdeckt hat, daß in dem verderbten quis eine Form von equus versteckt liegt. Nur weist das erhaltene quis ziemlich deutlich auf equis hin, so daß nur noch erübrigt einen passenden Infinitiv dazu zu gewinnen. Sowohl der Gedanke, da hier von Wettkämpfen zu Roß und zu Wagen die Rede ist, als das vorausgehende cenaret macht es höchst wahrscheinlich, daß die kleine Lücke so auszufüllen ist: *certare* equis regium et antiquis ducibus factitatum memorabat. Ueber certare equis vergleiche man XIV, 21: a Thuriis equorum certamina scil. accita esse.

Eine sehr auffällige Construction, die zu erklären die Herausgeber schuldig geblieben sind, findet sich Ann. XIV, 26, wo man jetzt liest: pars Armeniae, ut cuique finitima, Pharasmani Polemonique et Aristobulo atque Antiocho parere iussae sunt. Ich kann mich nicht überzeugen, daß Tacitus geschrieben hat pars — iussae sunt für partes — iussae sunt, und glaube, daß der Singular entweder dem benachbarten ut cuique finitima seinen Ursprung verdankt oder durch Interpolation entstanden ist, da der cod. Medic. für Pharasmani Polemonique, was die scharfsinnige Verbesserung von J. Fr. Gronov ist, die verderbte Lesart pars nipulique hat. So konnte es leicht kommen, daß ein Abschreiber es ungehörig fand, daß dem zweyten (fälschlichen) pars im ersten Gliede partes entgegen stehe, und so auch dort partes in pars abänderte.

Ann. XIV, 59. Sed ad senatum litteras misit (Nero) de caede Sullae Plautique haud confessus, verum utriusque turbidum ingenium esse, et sibi incolumitatem rei publicae magna cura haberi. Decretae eo nomine supplicationes, utque Sulla et Plautus senatu moverentur, gravioribus tamen ludibriis quam malis. Statt tamen ludibriis hat der cod. Med. tam ludibriis. Ist die gemachte Aenderung auch eine sehr leichte, so ist es doch ebenso leicht tam in tum zu verwandeln, eine Aenderung, die sich nach meinem Gefühle durch den Zusammenhang besser empfiehlt: „diese Strafe erschien damals, wo Sulla und Plautus schon todt waren, mehr als ein Possenspiel denn als ein Unglück.“ Der Sache nach ist zu vergleichen Ann. XVI, 11: ea caedibus peractis ludibria adiciebantur.

Ann. XIV. 64: ac puella (Octavia, die verstossene Gattin des Nero) vicesimo aetatis anno, inter centuriones et milites, praesagio malorum iam vita exempta, nondum tamen morte acquiescebat. Nicht verhehlen kann ich, daß mir bey dieser Stelle der Gedanke gekommen ist, ob Tacitus nicht vitae exempta statt vita exempta geschrieben hat. Es fällt mir nicht ein, bestreiten zu wollen, daß er auch vita exempta schreiben konnte, allein schöner und, ich möchte sagen, poetischer ist der Gedanke nach der vorgeschlagenen Aenderung, bey der bloß ein *e* vor einem anderen *e* zugesetzt wird: „wenn gleich im Vorgefühl ihres Unglücks schon vom Leben geschieden (kaum noch zu den Lebendigen gehörig), konnte sie sich doch noch nicht mit dem Tode vertraut machen.“

Ann. XV, 51: Interim cunctantibus prolatantibusque spem ac metum (scil. coniuratis) Epicharis quaedam, incertum quonam modo sciscitata (neque illi ante ulla rerum honestarum cura fuerat), accendere et arguere coniuratos, ac postremo lentitudinis eorum pertaesa et in Campania agens primores classiariorum Misenensium labefacere etc. An diesen Worten hat noch Niemand Anstoß genommen; ich zweifle aber sehr an der Richtigkeit von arguere coniuratos und erwarte dafür urgere, oder nach alter Schreibart, die auch im Medic. die vorherrschende ist, urguere. Arguere hat bey Tacitus immer den bestimmten Sinn von „anklagen, beschuldigen, überführen,“ wie ich aus genauer Ansicht aller Stellen, wo es vorkommt, versichern kann; von der Bedeutung „Vorwürfe machen,“ die es hier haben soll, fand ich bey ihm keine Spur, und sie wird sich auch kaum in einem andern Schriftsteller sicher nachweisen lassen. Was die Aenderung selbst betrifft, so ist sie von der leichtesten Art, da a und u im Medic. so ähnlich sich

sehen, daß an manchen Stellen das geübte Auge Baiters beyde Buchstaben kaum zu unterscheiden vermochte s. Heraeus in den Studia critica in codd. Mediceos Taciti I. p. 87 sqq. Dieselbe Verwechslung findet sich umgekehrt Ann. VI, 26, wo das handschriftliche urgebatur von Ernesti richtig in arguebatur verbessert wurde.

Im 60. Capitel und den folgenden des 15. Buches ist die schöne und ergreifende Schilderung von dem Tode Senecas enthalten. Der Tod war über ihn verhängt worden als angeblichen Theilnehmer an der Verschwörung des Piso, und es ward ein Centurio an ihn geschickt ihm anzukündigen, daß seine Lebenszeit abgelaufen sey. Darauf heißt es c. 62: Ille interritus poscit testamenti tabulas, ac denegante centurione conversus ad amicos, quando meritis eorum referre gratiam prohiberetur, imaginem vitae suae relinquere testatur; cuius si memores essent, bonarum artium famam, tum constantis amicitiae laturos. Tum constantis ist Conjectur von Acidalius und Muretus für tam constantis. Allein wie schlimm es mit dieser beschaffen ist, geht daraus hervor, daß man sich über die Erklärung streitet, indem die einen vor bonarum artium cum oder ein zweytes tum ergänzen wollen, andere tum in dem Sinne von praeterea oder insuper fassen. Allein sieht man auch ganz von dem Gedanken ab, so war unschwer zu erkennen, daß tum hier ein völlig müssiger, ja störender Begriff ist, während sich das handschriftliche tam constantis amicitiae für sich allein betrachtet von selbst empfiehlt, wenn man diesen Genitiv nur mit den übrigen Worten in Einklang bringen könnte. Daß die Conjectur tum constantis nicht allen Herausgebern so gut behagt hat als den neuesten, die sie ohne Widerrede, aber auch ohne Rechtfertigung angenommen haben, ist leicht denkbar; aber auch die übrigen bekannt gewordenen Verbesserungsversuche können nicht genügen; so wollten z. B. Faërnus und die Bipontiner bonarum artium streichen; Brotier und Burnouf durch die Interpunction helfen: cuius si memores essent bonarum artium, famam tam constantis amicitiae laturos; andere Versuche kann man in der Ausgabe von Ruperti mitgetheilt lesen. Man hat, wie ich glaube, bey den Verbesserungsversuchen der Stelle allzu wenig den ganzen Gedanken ins Auge gefaßt; sonst würde man schwerlich angenommen haben, daß Tacitus den Seneca sagen lasse, seine Freunde würden durch das Bedenken an die imago vitae suae famam constantis amicitiae laturos. Da dem Seneca verwehrt war, ein Testament zu machen, so daß er nicht im Stande war, in diesem seine Freunde für ihre Treue zu belohnen, so sagt er, er könne ihnen nichts als das Bild seines Lebens hinterlassen; dieß sey das Einzige, aber gerade auch das Schönste, worüber er noch verfügen könne. Was läßt nun der Gedanke erwarten, wenn Tacitus fortfährt: cuius si memores essent . . . . laturos? Ich denke nichts anderes, als die Andeutung eines andern Lohnes, den sie für ihre so treue Freundschaft erhalten würden. Dieser Gedanke wird gewonnen, wenn man an den in den Handschriften erhaltenen Worten keinen Buchstaben ändert, aber den Ausfall eines Wortes annimmt. Ich glaube nämlich, daß Tacitus so etwa geschrieben habe: cuius si memores essent, bonarum artium famam *pretium* tam constantis amicitiae laturos. Sein Leben stelle das Bild eines vollendeten Weisen dar; wollten sie dessen eingedenk bleiben, so würden sie als Lohn einer so treuen Freundschaft den Ruf edler Bildung davontragen. Daß unter den bonae artes besonders die Philosophie verstanden sey, und zwar die stoische mit ihren wohlthätigen Einwirkungen auf das praktische Leben, bedarf kaum einer besonderen Bemerkung.

Hist. I, 13. Namque Otho pueritiam incuriose, adolescentiam petulanter egerat, gratus Neroni aemulatione luxus; eoque iam Poppaeam Sabinam, principale scortum, ut apud conscium libidinum deposuerat, donec Octaviam uxorem amoliretur. Hier hat iam den Erklärern manche Schwierigkeit verursacht. Walther bemerkt: exprimit Graecorum δή inservitque asseverationi. Germ. 45: *ergo iam dextro Suevici maris litore Aestiorum gentes alluuntur* etc. Est *ideoque iam etiam*. Hingegen bezieht Döderlein iam auf den Gedanken antequam Octaviam amoliretur, welcher in den Worten donec — amoliretur versteckt liegen soll; es soll

sich also iam auf eine Redewendung beziehen, deren sich der Historiker nicht bedient hat. Ist iam richtig, so dient es dazu, den Fortschritt der gratia des Otho bey Nero zu bezeichnen: seine Gunst war schon so weit gediehen, daß er bey ihm die Poppäa in Verwahr gab; doch ist es auch möglich, daß die leichte Aenderung etiam vorzunehmen ist, wie Walther die Stelle verstanden, aber der Partikel einen Begriff unterlegt hat, der ihr fremdartig ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Prof. Franz. Zantedeschi in Padua:

Annali di Fisica. Fasc. V. Padova 1850.

Von dem voigtländischen alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben:

Jahresberichte. 22. 23. 24. Gera 1850. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft der vaterländischen Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen im J. 1849. Breslau 1850. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Darmstadt 1850. 8.

Von dem historischen Verein des Kantons Bern in Bern:

Abhandlungen. 1. Jahrg. I. u. II. Heft. Bern und Zürich 1848. 49. 8.

Von Hrn. Ritter Joseph v. Moczalski in Linz:

Die Kaltwasser-Heilanstalt Kreuzen in Oesterreich ob der Enns. Linz 1850. 12.

Von Hrn. Karl v. Estorff, Kammerherr in Hannover:

Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue. Hannover 1846. 4.



Von Hrn. Professor Dr. Francesco Carrara in Spalato:

Chiesa di Spalato un tempo Salanitana. Spal. 1844. 8.

Teodora ducaina paleologhina piombo unico inedito. Vienna 1850. 8.

Topografia e scavi di Salona. Trieste 1850. 8.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. Vol. V. Part 4 — 8. Vol. I. New Series Part. Lond. 1848. 8.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1849. No. IV. 1850. No. I. Moskau. 8.

Von Hrn. Georg Typaldos, Ephor zu Athen:

*Ραγγου-Βανσα ἡ γενεαλογία τοῦ Ραγγου μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλάνου Ἀθηναίου.* Ἐν Ἀθήναις 1850. 8.

Von Hrn. Macédoine Melloni in Neapel:

La thermochrôse ou la coloration calorifique. I. Partie. Naples 1850. 8.

Von dem Muséum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. 4. Paris 1850. 4.

Vor der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. LXI. 1850. London. 8.

Von der royal Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. XIX. Part II. Vol. XX. Part I. Edinb. 1850. 4.

Proceedings. Vol. II. 1849. 1850. No. 35 — 39. Edinb. 8.

Report to General Sir Thomas Makdougall Brisbane of the observations made en his observatory at makerstoun. Edinb. 1850. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathem. naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1850. I. Abth. März — Mai. Wien 1850. 8.

Sitzungsberichte. Philosophisch historische Classe. Jahrg. 1850. I. Abth, Januar — Mai. Wien 1850. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Jahrg. 1850. I. Bd. III. u. IV. Heft. Wien. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 6.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Vortrag des Hrn. Rector Karl Halm über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen.

(Fortsetzung.)

Noch mehr Schwierigkeit macht ein iam in der Rede, die Galba an den adoptirten Piso Licinianus hielt. Dort heißt es I, 15: irrumpet adulatio, blanditiae, pessimum veri affectus venenum, sua cuique utilitas. et iam ego ac tu simplicissime inter nos hodie loquimur; ceteri libentius cum fortuna nostra quam nobiscum. Daß hier et iam keinen Sinn gibt, wie man aus der Lesart des Mediceus etiam, die ebenso wenig paßt, geschrieben hat, ist von der Mehrzahl der neuern Herausgeber erkannt; allein ihre Verbesserungsversuche können auf keinen Beyfall rechnen. Mir scheint der Gedanke eine concessive Partikel zu erheischen: Wenn auch ich und du heute in größter Aufrichtigkeit mit einander reden, so doch andere nicht. Dieser Sinn wird erreicht, wenn man entweder etiamsi, oder was noch wahrscheinlicher scheint, etenim schreibt. Auf letztere Emendation ist auch Weißenborn (Neue Jahrb. für Philol. Bd. 57. S. 230) gefallen, der jedoch in dem Satz nur eine Erweiterung und Erklärung des vorausgehenden erkennt; allein wenn etenim richtig ist, dann muß es in dem oft verkannten Sinne von „gewiß, allerdings“ gefaßt werden; denn nur so gewinnen wir die concessive Form des Gedankens, die dem Zusammenhange allein zu entsprechen scheint. — Am Schluße von Hist. I, 29 liest man in den bisherigen Ausgaben: solatium proximi motus habebamus incruentam urbem et res sine discordia translatas. Allein da der cod. Med. *re* hat und das s in translatas nach Baiters Versicherung als Correctur beygefügt scheint, so ist die Aenderung rem — translatam einfacher, da in dem cod. Med. der Strich für *m* am Schluße eines Wortes ebenso häufig fehlt als am unrichtigen Orte beygefügt ist. Gerade so sagt Cic. de rep. I, §. 52. Difficultas curandi negotii rem a rege ad plures, error et temeritas populorum a multitudine ad paucos transtulit.

Ohne Anstand las man bis jetzt in den Hist. I, 87: quod reliquos caesorum ad pontem Mulvium, et saevitia Galbae in custodiam habitos, (Otho) in numeros legionis composuerat, wo man die Redensart in custodiam habitos als Kürze des Ausdrucks für in custodiam datos et in ea habitos erklärte. Da mir jedoch eine ganz ähnliche Stelle bey Tac. nicht bekannt ist, so darf man wenigstens die Frage erheben, ob nicht vielleicht in custodiam abditos zu schreiben ist. Hist. I, 58. heißt es: in custodia habitus. Zu der Stelle ist die Lesart des Med. unbekannt, da daselbst ein Blatt verloren gegangen ist. Noch mehr ist dieß zu bedauern in der schwierigen Stelle I, 89. Dort schildert Tacitus die Stimmung der Stadt Rom bey dem Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Otho und Vitellius, und wie das Volk zum erstenmale wieder seit der Regierung des Augustus die

Leiden des Kriegs unmittelbar zu fühlen gehabt habe. Denn, heißt es: ex quo divus Augustus res Caesarum composuit, procul et in unius sollicitudinem aut decus populus Romanus bellaverat. Sub Tiberio et Gaio tantum pacis adversa rei publicae pertimuere. Statt rei publicae pertimuere, wie der Wolfenbüttler Cod. und andere lesen, haben die zwey von Baiter verglichenen Florentiner Handschriften r. p. pertimuere. Für die Verwerfung der letztern Lesart spricht die Latinität, es müßte wenigstens ad rem p. pertinuere heißen; aber auch an der erstern Lesart haben die Herausgeber mit Recht Anstoß genommen. „Man fürchtete unter Tiberius nur die Widerwärtigkeiten des Friedens für den Staat," als ob man diese bloß zu fürchten, nicht auch zu fühlen gehabt hätte. Auf eine Kritik der verschiedenen Conjecturen, welche die Stelle hervorgerufen hat, einzugehen, würde hier zu weit führen; ich will nur bemerken, daß auch die von mehrern Seiten gebilligte Emendation des geistreichen Bezzenberger: tantum pacis adversa rei publicae periti timuere aller Wahrscheinlichkeit entbehrt. Soll die Stelle erklären, wie auch die große Masse erst jetzt angefangen habe, die Leiden des Krieges zu fühlen, und demnach rei publicae periti, oder wie Ritter vorgeschlagen hat, rei publicae primores im Gegensatz zu dem vulgus stehen, so ist leicht zu erkennen, daß dann die Stellung von tantum falsch ist und vor rei publicae periti gehörte. — Deßhalb habe ich versucht, in dem verderbten Texte einen anderen Gedanken zu suchen, dessen Schwerpunkt in den Worten tantum adversa pacis zu liegen scheint. Ich vermuthe nämlich, daß Tacitus geschrieben habe: sub Tiberio et Gaio tantum pacis adversa rem publicam perditum ivere, welche Vermuthung mir wahrscheinlicher vorkömmt, als eine in gleichem Sinne früher von mir versuchte: rei publ. perniciem tulere. Daß damit das Wahre gefunden sey, bin ich weit entfernt zu behaupten; aber es schien doch der Mühe werth zu zeigen, daß die Verbesserung der Stelle noch manche Möglichkeiten zulasse, an die man bis jetzt noch nicht gedacht hat.

Hist. II, 14. ist von dem Kampfe einer Abtheilung der Heere des Otho und Vitellius die Rede, in welchem die Othonianer siegten. Bloß das Eintreten der Nacht rettete die Vitellianischen Truppen vor gänzlicher Vernichtung: deletaeque omnes copiae forent, ni victorem exercitum attinuisset obscurum noctis, obtentui fugientibus. Da statt obtentui, was ein ziemlich gesuchter Ausdruck scheint, der Cod. obtenui hat, was man eben so gut obteniu oder obtentu lesen kann, so glaube ich, daß die Verbesserung obtentum eben so leicht erscheinen wird, während sie rücksichtlich des Sinnes: „das Dunkel der Nacht, das die Fliehenden einhüllte, über sie einen Schleyer warf," offenbar einen Vorzug vor der Vulgata hat. Der Ausdruck entspricht dann genau dem Virgilischen obtenta nocte Georg. I, 248.

In der Schilderung von dem Heranzug des siegreichen Vitellianischen Heeres gegen Rom, der von Ausschweifungen aller Art begleitet war, heißt es unter anderm Hist. II, 88: sed plurima strages ad septimum ab urbe lapidem. Singulis ibi militibus Vitellius paratos cibos ut gladiatoriam saginam dividebat; et effusa plebes totis se castris miscuerat. Incuriosos milites — vernacula utebantur urbanitate — quidam spoliavere, abscissis furtim balteis „an accincti forent" rogitantes. Wir sehen, wie der liebenswürdige Pöbel der Stadt Rom sich einen Spaß daraus macht, den sorglosen Soldaten einen Schabernak zu spielen. Einige Schwierigkeit macht nur das Wort utebantur, an dem sich schon der große Lipsius gestoßen hat. Mir erregt das Wort besonders dadurch Bedenken, daß das Subjekt dieses Zwischensatzes nicht in den unmittelbar vorausgehenden Worten incuriosos milites liegt, sondern aus dem hinter dem Zwischensatze stehenden quidam zu entnehmen ist. Diesem aller natürlichen Darstellung widersprechenden Mißstande könnte man gut durch die leichte Aenderung: vernacula *ludebantur* urbanitate abhelfen.

Hist. III, 6. heißt es in den bisherigen Ausgaben: relictum Altini praesidium adversus classem Ravennatem, nondum defectione eius audita. Die Worte scheinen so rein als irgend welche, allein die Med. Handschrift hat nicht adversus clas-

sem Ravennatem, sondern adversus classis Ravennatis, und da kein äußerer Grund vorliegt, weßhalb classem in classis verwandelt wurde, so hat man gewiß Ursache, an der Richtigkeit der Aenderung zu zweifeln. Wie Weißenborn treffend bemerkt hat, so weist der Genitiv classis Ravennatis auf den Ausfall eines Wortes hin, von dem er regiert ist; nur möchte ich nicht coepta ergänzen, sondern lieber motum, bey welchem Worte, da nondum folgt, auch der Ausfall sich leichter erklären läßt. Einen gleichen Ausfall vermuthe ich auch im folgenden Kapitel, wo Orelli also schreibt: vulgata victoria, post principia belli secundum Flavianos duae legiones, septima Galbiana, tertiadecima Gemina, cum Vedio Aquila legato Patavium alacres veniunt. Statt duae legiones hat die Med. Handschrift datae legiones, so daß die Vulgata auf sehr schwachen Füssen steht; denn das ist klar, daß es keine Wahrscheinlichkeit hat, daß duae in datae verderbt worden sey. Trefflich haben Böttticher und Kießling datae in data verbessert, und die Redensart post principia secundum Flavianos data ist von Walther und Heräus (Studia critica I, p. 26 seqq.) mit zahlreichen Beyspielen belegt worden. Allein so nahe die Muthmaßung liegt, so kann doch die Stelle noch nicht als völlig geheilt erscheinen, weil vor legiones der Zusatz duae nicht entbehrt werden kann. Man sagt wohl septima et tertia decima legiones, aber nicht umgekehrt legiones VII. et XIII. Daher wird die richtige Verbesserung in der Verbindung beyder bis jetzt gewonnenen Worte: post principia belli secundum Flavianos data duae legiones etc. liegen.

Hist. III, 12. erzählt Tacitus, wie der Abfall der Flotte von Ravenna zur Vespasianischen Partey bewerkstelligt ward: Trierarchi magno tumultu Vitellii imagines invadunt, et paucis resistentium obtruncatis ceterum vulgus rerum novarum studio in Vespasianum inclinabat. Obtruncatis ist Verbesserung der Med. Lesart obūbratis, die sich schon im cod. Gud. findet, an der besonders auszusetzen ist, daß sie sich von den handschriftlichen Zügen etwas weit entfernt. Näher läge die Aenderung obturbatis, ein Wort, das Tacitus sonst mit Vorliebe gebraucht (s. Ann. I, 66; III, 24; VI, 24; Hist. III, 10, 25), während er obtruncare vielleicht bloß Hist. I, 80. gebraucht hat. Welche Verbesserung den Vorzug verdiene, wird sich deßhalb nicht mehr sicher ermitteln lassen, weil aus andern Quellen nicht bekannt ist, ob die Wenigen, die sich dem Angriff auf die Bildnisse des Vitellius widersetzten, in Stücke gehauen oder nur durch übertäubendes Schreyen überwältigt worden sind.

Hist. III, 17. In der Schilderung des Treffens bey Bedriacum, in welchem durch die Entschlossenheit des Antonius Primus dem Vitellianischen Heere der Sieg wieder entrissen wurde, begegnen wir folgender Scene: Firmati inter se densis ordinibus excipiunt (scil. Flaviani) Vitellianos temere effusos, atque illi consternantur; Antonius instare perculsis, sternere obvios. Wer einigermaßen mit der Darstellung des Tacitus vertraut ist, muß sich hier an illi stoßen. Da die Worte Vitellianos — effusos, worauf sich dieses illi bezieht, von demselben nur durch atque getrennt sind, so würde kaum ein anderer Schriftsteller, geschweige Tacitus, ein Pronomen demonstrativum im Subjekt gesetzt haben. Dazu kommt noch, daß illi nicht einmal im cod. Med. steht, der vielmehr illic hat, woraus besser illico oder nach richtiger Schreibung ilico (Ritschl Prolegg. ad Plaut. CII u. CXXII) verbessert wird. So gewinnen wir auch denjenigen Begriff, den schon J. Fr. Gronovius in den Worten vermißt hat; er meinte nämlich atque stehe hier in der Bedeutung et statim. So viel kann aber nicht in atque liegen, sondern der vermißte Begriff war in dem Verderbniß illic zu suchen. Zur Bestätigung der Verbesserung ist noch zu bemerken, daß auch Hist. III, 34 der Med. illic hat, wo längst das nöthige ilico durch Freinsheim hergestellt ist.

Hist. III, 44. ist von der Stimmung der Provinzen die Rede, die sich nach der Gefangennehmung des Vitellianischen Heerführers Valens ganz für Vespasianus aussprachen. Von Britannien heißt es: Et Britanniam inditus erga Vespasianum favor, quod illic secundae legioni a Claudio praepositus et bello clarus egerat, non sine motu adiunxit ce-

terarum, in quibus plerique centuriones ac milites a Vitellio provecti expertum iam principem inviti mutabant. Daß Tacitus nicht geschrieben hat inditus . . . . favor, darüber sind die Ansichten so ziemlich einig. Die frühern Herausgeber haben sich mit der Lesart inclitus begnügt, die eine Aenderung nicht heißen kann, da in der Cursivschrift cl und d in den Handschriften oft kaum zu unterscheiden ist. Allein die neuern Kritiker haben mit Recht von einem inclitus favor, was im Sinne von insignis favor stehen soll, nichts wissen wollen und verschiedene Aenderungen versucht, von denen aber kaum eine entsprechend erscheinen kann. So schlugen Ernesti und Orelli insitus vor, Fr. Jacob inde initus, Ritter olim initus. Sehr nahe lag, durch den Gedanken gegeben, die Verbesserung inclinatus, die auch nach den handschriftlichen Zügen nicht zu kühn erscheinen wird, wenn man sich an die sehr zahlreichen Beyspiele von übersprungenen Sylben erinnert, die der fleißige Heräus in seinen Studia critica I. p. 48 sqq. besonders aus dem Mediceus, der die spätern Bücher der Annalen und die Historien enthält, gesammelt hat.

(Schluß folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. August, September, October 1850. Berlin. 8.

Von der Société du muséum d'histoire naturelle de Strassbourg:

Mémoires. Tom. IV. 1. livr. Strassb. Paris 1850. 4.



Von der Entomological Society in London:

Transactions (new series). Vol. I. London 1850. 8.

Von Hrn. Lieut. Colonel Everest T. R. S. in London:

An account of the measurement of two sections. London 1847. gr. 4.

Von der Royal Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part IV. u. Vol. XVIII. Edinb. 1847. 48. gr. 4.

Proceedings. Vol. II. No. 31. 32. 1847. 1848. Edinb. 8.

Von dem Royal observatory in Edinburgh:

Astronomical observations. Vol. IX. for 1843. Edinb. 1850. gr. 4.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. Part I. for the year 1850. London 1850. gr. 4.

Proceedings. No. 73. 74. 75. Lond. 1849. 8.

Von Hrn. Charles Brooke in London:

On the automatic registration of magnetometers and meteorological instruments, by Photography No. III. London 1850. gr. 4.

Von der Académie imperiale des sciences in St. Petersburg:

Mémoires. VI. Serie, Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tom. VII. I. Partie. tom. 5. livr. 3. 4. II. P. t. 5. l. 5. 6. III. P. t. 6. l. 4. St. Pétersb. 1849. 50. 4.

Mémoires par divers savants. Tom. VI. 4. livr. St. Pétersb. 1849. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. VII. St. Pétersb. 1850. 4.

Bulletin de la classe des sciences historiques, philologiques et politiques. Tom. VI. St. Pétersb. 4.

Recueil des actes des séances publiques. St. Pétersb. 1849. 4.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 7.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Vortrag des Hrn. Rector Karl Halm über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen.

(Schluß).

Hist. IV, 11. wird kurz von dem Schicksal der besiegten Führer der Vitellianischen Partey berichtet: Julius Priscus praetoriarum sub Vitellio cohortium praefectus se ipse interfecit, pudore magis quam necessitate. Alfenus Varus ignaviae infamiaeque suae superfuit. Asiaticus enim (is libertus) malam potentiam servili supplicio expiavit. Daß is libertus eine Glosse sey, wie Ritter mit vieler Zuversicht zu beweisen gesucht, wird sich Niemand so leicht einreden lassen, da es ziemlich nahe liegt, daß die Erwähnung des servile supplicium mit dieser Angabe in enger Beziehung steht. Aber ebenso wenig kann ich mich von der Richtigkeit der handschriftlichen Lesart überzeugen, und spreche die Vermuthung aus, daß Tacitus geschrieben habe: Asiaticus etsi libertus malam potentiam servili supplicio expiavit, d. h. bey dem Asiaticus wurde die bey Sklaven gewöhnliche Todesstrafe (der Kreuzigung) vollzogen, wiewohl er ein Freygelassener war, also durch das Vorrecht der libertas von einer solchen Strafe verschont seyn sollte.

Hist. IV. 12. beginnt Tacitus die Anfänge des großen Aufstandes der Bataver unter Claudius Civilis zu schildern. Nachdem er zuerst die Sitze der Bataver beschrieben hat, fährt er fort: nec opibus Romanis, societate validiorum attriti, viros tantum armaque imperio ministrant, diu Germanicis bellis exerciti, mox aucta per Britanniam gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant. Erat et domi delectus eques, praecipuo nandi studio arma equosque retinens integris turmis Rhenum perrumpere. Es lohnt sich der Mühe, über den sehr schwierigen letzten Satz eine Umschau in den neuesten Ausgaben zu halten. Döderlein bemerkt: „*Erant et domi* per synesin ut Ann. VI, 42. *spernuntur Parthi.* At editiones *erat.* Reliqua vix sana sunt. Nam unde infinitivus *perrumpere* pendere dicatur? Quodsi ita sententiam suppleas: *Erat et domi delectus* (et egregius) *eques . . . . ad id delectus, ut . . . perrumperet,* praeter duritiem offensioni erit *praecipuo studio,* pro quo exspectares *praecipua arte.* Suspicor: *erant et domi delectatus eques . . . . . perrumpere.*“ Dazu bemerkt Bernhardy: Latitat, opinor, in *erant* verbum illud,

ex quo pendebat infinitivus *perrumpere*. Orelli gibt zu erat et domi die Erklärung: praeter cohortes auxiliares in Britanniam missas remanserat etiam in insula Batavorum delectus equitatus; über den Infinitivus perrumpere wiederholt er Dübner's Note: Infinitivus secundum Graecae linguae usum, pendens a verbis *praecipuo nandi studio*, ὥστε *διαπερᾶν*, quod Gallice exprimas *excellents nageurs à passer* etc., nando exerciti adeo, ut perrumperent. Aehnlich ist die Erklärung, die Ritter gibt und die deutsche Uebersetzung beyfügt: „die mit vorzüglichem Eifer das Schwimmen betreiben, so daß die Schaaren mit Roß und Waffen in Reih und Glied den Rhein durchbrechen.“ Auch bey dieser Stelle wird man noch lange auf eine sichere Lösung ihrer großen Schwierigkeiten warten müssen, die ich ebenso wenig wie andere völlig zu beseitigen weiß. Zu verwundern ist es nur, daß, während man die höchst gewagte Annahme, daß der Infinitiv perrumpere einem griechischen Infinitiv nach ὥστε entspreche, auch nicht durch Ein ähnliches Beyspiel zu stützen weiß, noch Niemand auf den Gedanken gerathen ist, die Worte arma equosque retinens bis perrumpere von dem Vorausgehenden zu trennen und als historischen Infinitiv zu fassen, den Tacitus besonders bey Schilderungen mit Vorliebe gebraucht. Ob dann erat vor et domi, oder wie die Handschrift hat, erant richtig ist, will ich dahin gestellt seyn lassen. Mir scheinen die Worte einen ganz erträglichen Sinn zu geben: „auch hatten sie daheim auserlesene Reiterey, die im Schwimmen einen ausnehmenden Eifer zeigte.“ Doch ist es immerhin möglich, daß in erant auch ein Adjectiv, wie z. B. clarus versteckt liegt, von dem der Ablativ studio regiert ist.

Ich verbinde mit dieser Stelle die Besprechung einer andern, in der man auch noch immer den Tacitus eine Sprache reden läßt, die ihm sicherlich so fern gestanden ist als dem Cicero. Man liest nämlich Hist. IV, 55, wo Tacitus eine kurze Charakterschilderung des von den Römern abgefallenen Classicus mittheilt, folgendes: Classicus nobilitate opibusque ante alios: regium illi genus et pace belloque clara origo, ipse e maioribus suis hostis populi Romani quam socius iactabat. Die letztern Worte erklärt Orelli: „ipse inde a maioribus suis, qui ipsi iam hostes populi Romani fuissent, velut hereditarium eorum hostem se esse iactabat potius quam socium.“ So fassen die Stelle auch Döderlein und Ritter, nur daß letzterer meint, daß wenn auch die Structur: iacto hostis populi Romani esse nicht zu beanstanden sey, doch nicht auch gesagt werden könne: hostis populi Romani iacto, und schiebt daher esse nach Romani ein. Irre ich nicht, so haben die Erklärer bey dieser Stelle sich die Sache allzu leicht gemacht. Ich kann so wenig zugeben, daß Tacitus ipse hostis iactabat gesagt habe, daß ich sogar zweifle, ob ein Dichter eine dem lateinischen Sprachidiom so fremdartige Verbindung sich erlaubt hätte, deren Möglichkeit in letzter Zeit Jacob (Observationes critic. in Tac. Hist. II. p. 26) und Weißenborn mit Recht abgeläugnet haben. Allein gänzlich schweigen die Erklärer von einer andern Schwierigkeit, die wo möglich noch größer ist als die eben besprochene. Sie scheinen es nämlich als eine ausgemachte Sache, die keines Beweises bedürfe, zu betrachten, daß e maioribus die Bedeutung habe „von seinen Vorfahren her,“ während ich, und mit mir gewiß auch noch andere, der Ansicht bin, daß e maioribus suis keine andere Bedeutung als inter maiores suos haben könne. Diese Ueberzeugung besonders brachte mich auf die Vermuthung, daß mit Aenderung eines einzigen Buchstabens zu schreiben sey: „ipse e maioribus suis hostis populi Romani quam *socios* iactabat, „er selbst führte ruhmredig aus der Zahl seiner Vorfahren mehr

Feinde als Bundesgenossen des römischen Volkes an.“ Das Verderbniß ist dadurch entstanden, daß man hostis als Nominativ Singul. ansah, und sonach auch socius für socios schrieb, womit der ganz gleiche Fehler in den Ann. XIV. 37. zu vergleichen ist, wo die Handschrift hat: postquam propius suggressus hostis certo iactu tela exhauserat, und Döderlein trefflich verbesserte: postquam *in propius suggressos hostis* . . . tela exhauserat. Erst als ich diese Verbesserung, die ich für evident halte, einem Freunde mittheilte, machte mich dieser aufmerksam, daß so schon Mercerus vermuthet hat, was mir deßhalb entgangen war, weil keiner der neuesten Herausgeber und auch nicht Jacob und Weißenborn, die in der Tacitus-Literatur so wohl bewandert sind, die Vermuthung erwähnt haben. Eine genaue Besprechung der Stelle schien aber doch nothwendig, weil es erstlich galt, eine verschollene Verbesserung wieder zu Ehren zu bringen, sodann weil ich der Erklärung des Mercerus, wie sie in der Ausgabe von Ruperti mitgetheilt ist „magis laudabat sive praedicabat eos maiorum, qui hostes quam qui socii populi Romani fuissent,“ nicht beystimmen kann.

Kurz sey bemerkt, daß einige Capitel später, IV, 58, die Interpunction zu verbessern ist. Es heißt nämlich: Sane ego displiceam, sunt alii legati, tribuni, centurio denique aut miles. Ne hoc prodigium toto terrarum orbe vulgetur, vobis satellitibus Civilem et Classicum Italiam invasuros. Wird nach aut miles ein Punkt gesetzt, so muß man ne — vulgetur als negativen Wunschsatz fassen, was gewiß nicht richtig ist; dieser Satz schließt sich vielmehr ganz eng an den vorausgehenden an nach einer im Lateinischen sehr häufigen Kürze: „Es sind andere Legaten, Tribunen ꝛc. im Heere, was ich bemerke, damit nicht die Wundererscheinung dem ganzen Erdkreise bekannt werde ꝛc.“ Aus grammatischen Gründen ist dieselbe Verbesserung im Dial. de orat. c. 17 (duravit, ne dividatis) nothwendig, wie ich in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 S. 29 nachgewiesen habe. Ueberhaupt ließen sich in der Interpunction noch mehrere Berichtigungen vornehmen. So glaube ich in den Annalen XII. c. 36 richtig mit den Worten: At non Caractacus aut vultu demisso aut verbis misericordiam requirens, ubi tribunali adstitit, in hunc modum locutus est, geschlossen zu haben, während die bisherigen Ausgaben ganz ungehörig nach requirens ein Punktum haben und mit den folgenden Worten ein neues Kapitel beginnen.

V, 4. werden verschiedene Vermuthungen mitgetheilt, weßhalb die Juden den siebenten Tag in Muße hinbringen. Alii honorem eum Saturno haberi, seu principia religionis tradentibus Idaeis, quos cum Saturno pulsos et conditores gentis accepimus, seu quod e septem sideribus, quis mortales reguntur, altissimo orbe et praecipua potentia stella Saturni feratur; ac pleraque caelestium viam (so Bezzenberger und Döderlein für vim) suam et cursum septimos per numeros commeare. Es ist mir hier ein Bedenken an der Richtigkeit von septimos aufgestiegen, wofür ich septenos erwarte, zumal da Tacitus das Wort commeare, und nicht etwa conficere oder einen ähnlichen Begriff angewendet hat. Doch will ich die Möglichkeit nicht läugnen, daß septimus in Verbindung mit numerus seine Richtigkeit hat, und der Ausdruck dem Griechischen ὁ ἑπτὰ ἀριθμός entspricht. Ich habe die Frage nur angeregt, weil mir der Gebrauch des Plurals numeri meine Vermuthung zu unterstützen scheint. Ein anderer Zweifel, der vielleicht auch unbegründet ist, ist mir V, 21. aufgestoßen, wo es heißt: Civilis, dum fugientes retentat,

agnitus petitusque telis relicto equo tranatavit. Idem Veracis effugium. Tutorem Classicumque adpulsae lintres vexere. Ist mir auch wohlbekannt, daß Tacitus häufig ein Verbum simplex statt eines compositum gebraucht, so scheint doch hier vexere sehr bedenklich, so daß ich zu der Annahme geneigt wäre, daß wegen der vorausgehenden Sylbe *tres* vexere aus transvexere verderbt worden ist, wie es vorher von Civilis, der in ähnlicher Weise seine Rettung fand, heißt: tranatavit.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXI. Heft I. II. Juli und August. Landau 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. No. 28 — 32. Prag 1850. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 4. Bd. 4. Heft. Leipzig 1850. 8.

Von der Academie nat. sc. in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. III. IV. Phil. 1850. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXI. No. 10 — 18. Sept. — Oct. 1850. Paris. 4.

Von Hrn. C. F. Mooger, Bibliothekar in Minden:

Ueber die angebliche Abstammung des normanischen Königsgeschlechtes Siciliens von den Herzogen der Normandie. Minden 1850. 4.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm:

Handlingar för år 1848. II. Heft. Stockh. 8.

Öfversigt af förhandlingar. Sjette årgången 1849. Stockh. 1850. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi under år 1848. Af L. T. Svangberg. Stockh. 1850. 8.

Register öfver Berzelii årsberättelser 1821 — 1847. Stockh. 1850. 8.

Von den Herren August Böckh und Joh. Franz, Professoren in Berlin:

Corpus inscriptionum graecarum. Vol. III. fasc. 3. Berolini 1850. gr. fol.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 27. Bd. 1. u. 2. Heft. Görlitz 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Grunnert in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 15. Thl. I. u. II. Heft. Greifsw. 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 8. 9. Août. Sept. Oct. 1850. Par. 8.

Von Hrn. Rector Halm in Münchnn:

Cornelii Taciti opera quae supersunt. Lips. 1850. 8. Vol. I.

Von der physikalisch medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. I. Bd. No. 6 — 10.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Recueil de Chartes, Statuts et documents concernant l'ancien évêché de Lausanne, par MM. Fréd. de Gingins-La-Sarra et François Forel, membre de la Société d'histoire de la Suisse romande. Lausanne 1846. 1848.**

---

Die Geschichtsforschende Gesellschaft der romanischen Schweiz, zu unterscheiden von der allgemeinen schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft, obwohl ein großer Theil der Mitglieder jener auch zu dieser gehört, hat seit dem Jahre 1836 in ihren „Mémoires et Documents“ eine Reihe theils von geschichtlichen Abhandlungen theils von Urkundensammlungen veröffentlicht, deren Werth allgemeine Anerkennung verdient und erlangt hat. Von besonderem Interesse für die Rechtsgeschichte des Mittelalters ist die Herausgabe der Urkunden des Bisthums Lausanne, welche in zwey Abtheilungen den VII. Band der „Mémoires et Documents“ bildet.

Die Diöcese des Bisthums Lausanne hatte einen weiten Umfang. Sie erstreckte sich über einen großen Theil der nunmehrigen westlichen Schweiz, zum Theil mit romanischer zum Theil mit deutscher Bevölkerung. Das Waadtland bis an die Aubonne, die Grafschaft Neuchatel, der Canton Freyburg, die Herrschaft Gruyère, das Berner Oberland und das ganze Gebiet der jetzigen Cantone Bern und Solothurn auf der Westseite der Aare waren dem geistlichen Hirtenamte des Bischofs von Lausanne anvertraut. Schon frühe erwarben die Bischöfe auch eine weltliche Herrschaft, die sich nicht bloß auf die Immunität ihrer Residenz und ihrer Domainen gründete.

Im Jahre 1011 nämlich vergabte der König Rudolf III. von Burgund, der zu Lausanne zum Könige gewählt und eingesegnet worden war, dem Bischof von Lausanne, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren die Grafschaft Waadt (comitatum vvaldensem sicut ab antiquis terminationibus est determinatus). Diese Vergabungsurkunde wird in einem Facsimile mitgetheilt, aus dem sich die bezweifelte Aechtheit derselben augenscheinlich ergibt. Freylich scheint der Vergabung entweder nicht volle Anerkennung und Durchführung geworden oder nachher wieder ihre Wirkung aufgehoben worden zu seyn; denn wir finden später die Grafschaftsrechte des Bischofs auf Lausanne, eine Anzahl zu der fürstlichen Domaine gehöriger Dörfer in der Nähe von Lausanne und auf die weinreichen Uferhöhen von La Vaux, die ursprüngliche bischöfliche Stadt Avenches (das römische Aventicum) und einige Dörfer zwischen Moudon und Payerne und in der Landschaft Gruyère beschränkt.

Ueber die Rechte des Bischofs (sie werden da schon „regalia“ genannt) gibt eine Urkunde aus der Mitte des XII. Jahrhunderts (nach 1144) interessante Aufschlüsse. (Nro. IV.) Es ist das ein Weisthum, eine „recognitio a clericis, baronibus, militibus et burgensibus facta;“ somit werden hier schon die drey Stände, Geistlichkeit, Adel und Bürgerstand deutlich bezeichnet, welche bey der

Bildung neuer Statuten zusammenwirken mußten. Als königliche Rechte „regalia“ des Bischofs werden genannt: „*strate*“ d. h. die öffentlichen Straßen, „*pedagie*,“ die Zölle, und „*vende*,“ das Recht von den Waarenverkäufen je 4 Denare, Pfenninge vom Pfund Abgabe zu erheben, „*nigre jurie*,“ noires joux, der Hochwald, „*moneta*,“ das Münzrecht, „*mercata*,“ das Marktrecht, worunter nicht bloß das Recht, Märkte zu erlauben, sondern auch das Recht verstanden wird, die Verkäufer zum Bezug der Märkte zu nöthigen, „*mensure*,“ das Recht über Maß und Gewicht, „*feneratores manifesti*,“ das Recht über die offenbaren Wucherer, die auf Zinse liehen und deren Verlassenschaft dem Herrn zufiel (vergl. Du Cange s. v. usurarius), die „*banni veteres vel de communi consilio constituti*,“ herkömmliche oder mit gemeinem Rathe gesetzte; — der alte Commentar des „Plaict-Général“ führt an Bänne von 60 Pfund, von 60 Schillingen, von 10 und 3 Schillingen, und gibt als Beyspiele eines neu gebotenen Bannes den von 60 Schillingen für eine meretrix Lausanne non portans signum in veste sua apparens, und die Bänne „contra focum facientes Lausanne sine caminatis“ —; ferner die „*cursus aquarum*,“ das Recht über fließendes Gewässer — der Commentar (§. VI.) erklärt es so: „Quapropter nemo potest seu debet dictos cursus aquarum deviare disruere seu quovismodo destruere, nec supra ipsis *molendinos*, *baptitoria* (battoirs, die Anstalten, Tücher zu waschen und zu klopfen), *folles* (foules, Walken), *reysses* (Sägen), *martinet* (Hammerwerke) seu quodcunque aliud instrumentum operaturum in dictis aquarum cursibus facere sine licentia prefati domini Episcopi —: *fures*, *raptores*, die hohe Gerichtsbarkeit und das Recht, die Güter der Gerichteten einzuziehen. Dem advocatus, der die Vogtey nur aus der Hand des Bischofs empfangen konnte, kommt der dritte Theil der Bänne zu, aber an den eingezogenen Gütern, in escheitis, échütes, hat er keinen Theil. Die Burgleute, burgenses, werden ausdrücklich als waffenfähig bezeichnet; sie sind aber nur verpflichtet, dem Major (maire) oder Seneschal oder dem Pfaltarius so weit zu folgen, daß sie noch an dem nämlichen Tage nach Hause zurückkehren können, es wäre denn, daß mit gemeinem Rathe eine längere Frist beschlossen worden. Gegen Säumige ist ein Bann von 3 Schillingen, wenn der Bischof in Person zu Felde zieht, von 60 Schillingen festgesetzt. Merkwürdig ist folgende Bestimmung über den Credit des Bischofs und der Chorherren. Die Bürger sind schuldig, für Lebensmittel und Schmiedearbeit dem Bischof auf vierzig Tage Credit (*credentia*) zu geben, wenn sich ein Dienstmann desselben dafür verbürgt; d. h. innerhalb dieser Frist, die in andern Savoiischen Urkunden auch *quarantena*, quarantanie genannt wird, dürfen sie keine Pfänder fordern. Nach dieser Frist aber sollen, wenn inzwischen nicht bezahlt worden, Pfänder gegeben und diese Jahr und Tag verwahrt werden. Für die Chorherren ist jene Frist auf 15 Tage bestimmt. Dafür soll der Bischof die Bürger und ihre Güter sowohl mit dem weltlichen als mit dem geistlichen Schwerte schützen.

Schon in diesem Weisthum wird das *placitum generale* erwähnt, welches alljährlich vom 1. Mai an, früher auch am Gallustage zu Lausanne gehalten wurde, wie auch anderwärts die ordentlichen Mai- und Herbstdinge häufig erwähnt werden. Auf diesem gemeinen Landtage müssen nach dem Commentar des Plait général erscheinen: das Capitel und die Geistlichkeit zu Lausanne, die Ritter und Dienstleute des Bischofs und die Bürger von Lausanne, insbesondere die Burgleute aus der Burg Lausanne, der Seneschal, der Psalterius (sautier), der Meier und der Mistralis (Mestral) von Lausanne, und die „menens,“ huissiers, sergens des weltlichen Gerichtshofes daselbst, der Amtmann, ballivus, von Lausanne, der Seneschal und Psalterius von Pulliez, der Meier von Lustriacum, Lutry. Diese Beamten waren verpflichtet, dem Landtage beyzuwohnen, die übrigen Bürger, welche alle Zutritt haben, bildeten früher den Umstand. Noch im Jahre 1518 wurde von dem Bischof eine zahlreiche Versammlung der drey Stände seiner Herrschaft nach Lausanne berufen, um neuerdings seine Hoheitsrechte gegen die versuchte Usurpation der Herzoge von Savoyen anerkennen zu lassen. In der darüber ausgestellten Urkunde (Nr. C. II. S. 686 ff.) werden eine Menge von Personen der drey Stände genannt und außerdem

noch erwähnt, daß „la meilleure et plus grande partie“ der Gemeine und Stadt Lausanne Antheil genommen haben. Auch die Dörfer waren zahlreich vertreten. Nur der zweyte Stand war schwach repräsentirt, vermuthlich, weil ein Theil des Adels auf der Partey des Herzogs stand; in demselben werden auch ein Doctor der Medicin: „*Maistre* Benoict Raveri“ und der „*spectable Monsieur* Girard Grand *Docteur ès Droits*“ erwähnt.

Jenes Weisthum ging sodann wörtlich über in den sog. „*Plaict-Général* (No. LIX.) *de Lausanne*,“ in welchem noch weitere Gewohnheiten und Rechte aufgezeichnet sind. Den Namen hat dieses Rechtsbuch von dem gemeinen Landtage, dem placitum generale, auf welchem diese Rechte in Gegenwart des Bischofs und der versammelten Geistlichkeit, Ritter und Burger geöffnet und sodann von einem kaiserlichen Notar in Schrift verfaßt wurden. Es ist dasselbe offenbar nach und nach entstanden durch Erkenntnisse und neue Statuten der Landtage; und wir haben hier eine selbstständige und daher für die Rechtsgeschichte der burgundischen und schweizerischen Länder um so wichtigere Rechtsbildung vor uns. Die letzte umfassende Recension wurde unter dem Bischof Aymo de Cossonay im Jahre 1368 veranstaltet, und daher das Statut regelmäßig von diesem Jahre datirt. Die ersten 17 Artikel enthalten das alte Weisthum des XII. Jahrhunderts; dann folgen weitere Statuten bis zu Art. 154, von da an Zusätze des Jahres 1368. Ausdrücklich wird in demselben §. 25. 68. bestimmt, daß jede Aenderung, Minderung oder Mehrung dieser Statuten (consuetudines lausanenses) durch den gemeinen Landtag beschlossen und durch den Gerichtshof publicirt werden müssen. Vor demselben schwört jeder neue Bischof, die Rechte und Freyheiten der Stadt und des Landes zu bewahren (§. 26.).

Die drey ersten Tage der Landesversammlung sind der Entscheidung von Gerichtssachen gewidmet. Binnen dieser Frist muß den Parteyen Recht gesprochen werden. Der Vogt leitet die Processe und die Beamten des weltlichen Gerichtshofes sind dabey vorzüglich thätig (§. 23.); dieser selber kann inzwischen keine Sitzung halten. Am vierten Tage wird ein öffentlicher Umzug gehalten, über die Straßen und auf die Almende — außerhalb der Stadt. Wer zu Lausanne einen Heerd besitzt, ist verpflichtet dem Vogte, wenn er gerufen wird, mit einem Stock oder Beil oder einem andern Instrumente zu folgen. Je zwey ehrbare alte Männer aus den benachbarten Ortschaften werden geordnet, bey ihrem Eide anzuzeigen, was inzwischen über die Wege und die Almende gebaut worden; und der Vogt sorgt sofort dafür, daß alles Ungehörige wieder beseitigt und der Schade vergütet werde. (§. 18. vgl. Commentar XIV.)

Auch der weltliche Gerichtshof des Bischofs, die *curia secularis Lausannae* wird aus den drey Ständen gebildet (§. 64. Comm. LXVII.). Er ist gewissermaßen ein Ausschuß der Landesversammlung und besteht aus dem Bischof als Richter, der indessen gewöhnlich sich durch den Amtmann (ballivus) vertreten läßt, aus dem Capitel und der Geistlichkeit, welche durch den Propst oder Pfleger und einige Chorherren des Capitels und einige andere Geistliche vertreten werden, aus den Rittern und Dienstleuten und aus den Bürgern und Burgleuten (cives et burgenses), welche wieder durch einige Beamte und Glieder des betreffenden Standes repräsentirt werden. Jeder Bürger aus der Burg muß, wenn der Bischof ihn verlangt, seine Berufsgeschäfte liegen lassen und unverzüglich zum Gerichte kommen, sey es um zu urtheilen oder um seinen Rath zu geben. Dafür sind die Häuser in der Burg frey von Ehrschatz und dürfen diese Bürger vor ihren Häusern Bänke haben zum Verkauf ihrer Waaren (§. 69. Comm. LXXII.). Die Bürger in den andern Stadttheilen dürfen daher die Kaufläden nur einen Fuß breit über die Mauer hinaus vorlegen. Ebenso dürfen nur in der Burg Gasthäuser gehalten und Gastschilder (ensegny hospitis) ausgehängt werden (§. 70.); nur dort wird der Wochenmarkt (feyriz) an jedem Samstag gehalten (§. 71. 73. Comm. LXXV. LXXVII.). Die Sachen, welche dem Beklagten an das Leben gehen oder die Verstümmelung eines Gliedes nach sich ziehen, können nur in diesem Gerichtshofe beurtheilt

werden (§. 82. Comm. LXXXV.). Ihm sind auch die andern Gerichte des Seneschals, der einen Bann von 3 Schillingen (§. 53.), des Maiers, der einen solchen von 6 Pfenningen hat (§. 54.), des Psalterius, welcher auch die peinlichen Strafen vollstreckt und daher einen „*carnaciens*“ (bourreau) unter sich hat (§§. 55. u. 56. Comm. LXII.), so daß von diesen Gerichten an den weltlichen Gerichtshof Berufung Statt findet, wenn einer glaubt, daß ihm von denselben Unrecht widerfahren sey (§. 83. Comm. LXXXVI.). Es wird hier unterschieden zwischen *boschier*, *abochiamentum* und *appellatio*. Das erstere wird erklärt als „provocatio pro iudicio recusando“ und hemmt jedes weitere Verfahren des untern Gerichts, bis das höhere das Erforderliche angeordnet hat. Es ist somit das „abochiamentum“ auch mit dem deutschen „Zug“ nicht völlig gleichbedeutend.

Die gerichtlichen Zweykämpfe kommen wieder nur vor diesem Gerichtshofe vor. Sehr ausführlich verbreitet sich über dieselben der lateinische Commentar des Plait Général (zu §. CXXVIII. p. 433 — 440.). Es war somit das Institut zu der Zeit, als der Commentar abgefaßt wurde, d. h. jedenfalls nach dem Jahre 1412, zu Lausanne noch praktisch. Dabey wird vorausgesetzt: 1) daß ein Verbrechen eingeklagt sey, welches mit dem Tode bestraft wird; 2) daß vor dem Richter und den Urtheilern feyerliche auf den Zweykampf gerichtete Worte gesprochen werden. Der Kläger behauptet, daß der Beklagte das Verbrechen begangen habe und erklärt, wenn dieser läugne, werde er seine Person gegen dessen Person setzen und ihn im Kampfe tödten oder besiegen an dem Tage und an dem Ort, welche der Hof bestimmen werde; dafür werfe er sein Pfand hin. Der Beklagte dagegen bezüchtigt den Kläger der Lüge und wirft ebenfalls sein Pfand hin (jette son gaige). 3) Die Erklärungen können vor jedem ordentlichen Richter geschehen, welcher mit Urtheilern zu Gericht gesessen ist, aber nur vor einem Richter mit hoher Gerichtsbarkeit (Jurisdictio alta) darüber erkannt werden. 4) Beyde Parteyen müssen Bürgen stellen, daß sie sich stellen werden, bis auf 60 Schillinge. 5) Der Richter bestimmt Tag, Stunde, Ort und Waffen des Kampfes, der innerhalb sechs Wochen Statt finden soll. 6) Wenn ein Edelmann einem Bauern oder einem nicht adelichen Bürger den Zweykampf anbietet, so muß jener sich mit den Waffen begnügen, welche für diesen geordnet werden; wenn aber der Bauer oder Burgmann dem Edelmann den Kampf anbietet, so ist dieser nicht verpflichtet, denselben anzunehmen, wenn er nicht will. 7) Die Waffen der Edelleute sind: das Schwert, die Lanze, der Dolch (doga) und „achit„ (?), die der Bürger, welche zu Fuße streiten und in eiserner Rüstung kämpfen dürfen: das Waidmesser (ensis venabulus) oder der Dolch, die der Bauern, welche von der Fußsohle bis zum Nacken in lederner Kleidung stecken, der Knotenstock und ein hölzerner Dolch, die der Weiber, drey Steine in einem Sack. 8) Vor dem Kampfe müssen die Kämpfer vor dem Priester, der den „heiligen Leib Christi“ trägt, die Gerechtigkeit ihrer Sache beschwören. Auf das Signal der Herolde beginnt sodann der Kampf innerhalb der Schranken. Der Besiegte verliert Leben und Güter.

Auch wer eines Verbrechens angeklagt wird, darf nicht verhaftet werden, wenn man nicht entweder die geraubte Sache bey ihm gefunden oder er das Verbrechen bekannt hat (§. 62.) Ohne ein gerichtliches Erkenntniß darf überhaupt Niemand gefangen gesetzt werden (§. 66.). Der Bischof wird sogar im Interesse der Freyheit der Bürger und Einwohner von Lausanne zur Fehde verpflichtet, wenn ein solcher gefangen wurde (§. 81.). Es darf Niemand gefoltert werden außer nach einstimmigem Erkenntniß des großen Gerichtshofes und nicht heimlich, sondern öffentlich (§. 63.). Ueberhaupt ist die peinliche Untersuchung in der Regel nicht zuläßig. (§. 66. Der Commentar LXXI. geht schon weiter.)

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


**Deutsche Gedichte des XI. und XII. jahrhunderts. Aufgefunden im regulirten chorherrnstifte zu Vorau in der Steiermark und zum ersten male mit einer einleitung und anmerkungen herausgegeben von Joseph Diemer, scriptor an der k. k. universitäts-bibliothek in Wien etc. Auf kosten der kais. academie der wissenschaften. Wien 1849.**

---

Unter den Denkmälern, welche die althochdeutsche Periode unserer Literatur mit der mittelhochdeutschen verknüpfen, nimmt der hier zum erstenmal herausgegebene Vorauer Codex jedenfalls eine der ersten Stellen ein. Die Handschrift wurde im Jahre 1841 von Hrn. Joseph Diemer, gegenwärtig Scriptor an der k. k. Universitätsbibliothek zu Wien, im regulierten Chorherrnstift zu Vorau im nördlichen Steyermark aufgefunden. Sie ist von mehreren Händen in verschiedenen Zeiten geschrieben. Die älteren Theile sind aus der Mitte, die jüngeren aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig. Der erste Theil enthält die Kaiserchronik und die im vorliegenden Bande abgedruckten Gedichte, der zweyte das Leben Kaiser Friedrich I. durch Otto von Freisingen. Die Gedichte, die Hr. Diemer hier veröffentlicht, sind in unsrem Codex aus älteren Handschriften abgeschrieben. Sie gehören verschiedenen Zeiten, alle aber der Uebergangsperiode vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen an. Hr. Diemer setzt sie (S. XXXVI der Einleitung) in die Jahre 1060 bis 1170. Da wir aus der ersten Hälfte dieser Periode nur sehr wenige poetische Denkmäler besitzen, so sind die älteren unter den hier mitgetheilten für die Geschichte der deutschen Sprache und der deutschen Literatur von besonderem Werth.

Dem sehr sorgfältigen, mit Recht buchstabengetreuen Abdruck der Handschrift schickt Hr. D. eine ausführliche und eingehende Untersuchung über das Alter und die Verfasser der Gedichte voraus. Die hier mitgetheilten Gedichte sind mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich geistlichen Inhalts. Mit diesen geistlichen Gedichten beschäftigt sich deßhalb auch hauptsächlich Hrn. D.'s Einleitung. Das einzige weltliche Stück des Bandes ist der Alexander des Pfaffen Lamprecht, den zuerst Maßmann in seinen Denkmälern deutscher Sprache und Literatur (München 1828) bekannt gemacht hat und der in der Literaturgeschichte von Gervinus ein wohl etwas zu hoch gegriffenes Lob erhält. Die Vorauer Handschrift giebt ihn in einer kürzeren Fassung als die Straßburger, aus der ihn Maßmann entnommen hat.

Die geistlichen Stücke, die Hr. D. in der Reihenfolge, in der sie die Handschrift giebt, veröffentlicht, sind folgende: 1) die Bücher Moses. 2) Die Schöpfung. 3) Das Lob Salomons. 4) Geschichte der Judith nach älterer Bearbeitung. 5) Geschichte der Judith nach jüngerer Bearbeitung. 6) [Hier folgt Lamprechts Alexander.] 7) Vom Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht. 8) Loblied auf die Jungfrau Maria. 9)

Die vier Evangelien. 10) Loblied auf den H. Geist 11) Von dem himmlischen Jerusalem. 12) Ein gereimtes Gebet einer Frau, dem der Hr. Herausgeber noch zwey verwandte Stücke anschließt, die er aus Handschriften des Stiftes Lambrecht entnommen hat.

Das älteste und wohl auch in anderer Hinsicht bedeutendste unter diesen Stücken ist das zweyte, dem Hr. D. den Titel „die Schöpfung" gegeben hat. Hr. D. hat deßhalb, um den Leser, schon ehe er sich an den Mühseligkeiten des Grundtextes versucht, mit den Vorzügen dieser Dichtungen bekannt zu machen, von diesem Stück so wie von dem neunten eine prosaische neuhochdeutsche Uebersetzung vorangeschickt. Daß diese Uebersetzung mit gründlicher Kenntniß der alten Sprache abgefaßt ist, wird Niemand bezweifeln, der die gelehrten und eindringenden Anmerkungen gelesen hat, die Hr. D. allen hier mitgetheilten Stücken folgen läßt. Wenn sich nichtsdestoweniger hin und wieder einige Unrichtigkeiten in Hrn. D.'s Uebersetzung finden, so beweist dieß eben nur, daß eine solche Arbeit mit mehr Schwierigkeiten verknüpft ist als manche Leute meinen. S. 99, 18 heißt es: Wanti got almag uñ al guot wil. Dieß giebt die Uebersetzung S. LV, 21: „Da Gott alles Gute kann und will." Es heißt aber: Da Gott Alles kann und alles Gute will. S. 97, 15: Got wolti daz cruci in uir spaltin. di si werilt alli gihaltin, giebt S. LIV, 15 durch „beschützen," es heißt aber salvum facere, wie Notker psalm. 17, 42: got, kehalt mih (deus salvum me fac), woher haltare (salvator) im Athan. Symb. der St. Galler und der Wiener Handschrift u. s. w. — S. 94, 29: Der selbo, derdir wisi uñ almechtig ist samfti ir uulter disin gibrist, wird samfti nicht heißen „gnädig," wie es S. LIII, 7 gegeben wird, sondern „leicht, ohne Mühe," wie es bey Kero c. 65 heißt: samfto ist farstantan (facile advertitur) und bey Notker psalm. 39, 5: unde uuieo samfto er fier ros sament turnet. Als Adverb ist samfti zu fassen trotz des schließenden i, wie tiuri 97, 14. — 97, 9: do achti der uiant di meinnisheit, steht in der Uebersetzung S. LIV, 14 „da verfolgte der feind der menschen." Unter den Druckfehlern am Schluß des Bandes seltsamerweise dasselbe noch einmal. Es wird heißen sollen: der Feind (i. e. diabolus) den Menschen.

Die Sprachformen, welche diese Denkmäler darbieten, sind mit den älteren zusammengehalten nicht bloß abgestumpft, sondern zum Theil sehr verwildert. So zeigt sich namentlich in einigen Stücken ein Umsichgreifen des i, das die alten Formen innerlich verunstaltet. So erhält in der Schöpfung die Flexion des schwachen Indicativ präteriti das i, das eigentlich nur dem Conjunctiv zukommt: bimeinti 93, 18. wolti 94, 2. gihabitin 94, 26. lobitin 94, 27. lerti 101, 8. uirluginoti 101, 25 u. s. w. Ebenso im Plur. Ind. prät. starker Verba: ansahin 94, 25. Die Infinitive werden auf in gebildet statt auf an: uuribringin 93, 20. fingin 94, 2. giwinnin 97, 2. gebin 97, 4. wesin 96, 23. genesin 96, 24. Auch für die ursprünglichen e 3 sv., z. B. sagin 94, 1. habin 97, 5. Die st. Accus. Sing. des Adjektivs auf in statt auf an: sinin 97, 1. Und so noch sehr vieles, so daß in diesem Dialekt das i, wenn auch bey weitem noch nicht ganz, so doch in ähnlicher Weise die übrigen Flexionsvokale ersetzt wie seit dem 13. Jahrhundert das e.

Ueber die Form dieser und ähnlicher Arbeiten des 11. und 12. Jahrhunderts hat W. Wackernagel in seiner Geschichte der deutschen Literatur §. 40. treffend gesprochen. Es sind keine eigentlichen Gedichte, sondern es ist durchgereimte Prosa, aus der sich erst späterhin ein wirkliches Versmaaß entwickelt hat. Der Ursprung dieser Art, Prosa durchzureimen, ohne ein eigentliches Metrum zu befolgen, ist in den ähnlichen lateinischen Arbeiten zu suchen, die den deutschen vorangiengen. So bilden auch in dieser Hinsicht die hier mitgetheilten Stücke den Uebergang von der geistlichen Prosa der althochdeutschen Zeit, wie sie namentlich zu St. Gallen geblüht hat, zu den geistlichen und den höfischen erzählenden Gedichten des Mittelhochdeutschen im 12. und 13. Jahrhundert.

Der Inhalt dieser Dichtungen ist von großem Interesse. Sie liefern eine Reihe neuer Belege für

die Einbürgerung und Fortpflanzung des Christenthums in Deutschland. Manche unter ihnen haben als geistliche Poesien bedeutenden Werth und sprechen in einzelnen Stellen tiefsinnige Wahrheiten in klarer und einfacher Form aus. Man vergleiche z. B. in der Bearbeitung der Bücher Mosis S. 89, 17 fg. die Schilderung von Gottes Güte gegen den Menschen; oder den Eingang des Gedichts von der Schöpfung S. 93; oder in dem Loblied auf den Heiligen Geist, was S. 335 fg. über die geistigen Gaben gesagt wird.

Was die Verdienste betrifft, die sich der Hr. Herausgeber um diese Dichtungen erworben hat, so verdanken wir ihm außer deren sorgfältigem Abdruck eine Reihe sehr gründlicher erklärender Anmerkungen und eine gehaltreiche einleitende Untersuchung über die Verfasser der Gedichte. Zu den Anmerkungen haben außer dem Hrn. Herausgeber auch Prof. Haupt in Leipzig und Prof. W. Müller in Göttingen, denen Hr. Diemer die Gedichte vor dem Abdruck mitgetheilt hat, beygesteuert, und es läßt sich demnach denken, daß die Hauptsache zur Erklärung dieser Dichtungen gethan ist, wenn auch immer noch manches Einzelne nachzuholen bleibt. So wird z. B. 47, 22 ez nicht zu streichen seyn, wie Anm. S. 20 will, sondern statt dessen der Genitiv es zu lesen. — 49, 1 si uirmerrent di gotes triwe hat nichts zu thun mit dem mhd. vermaeren, wie Anm. S. 21 angiebt. Es gehört zum goth. marzjan (hindern, während vermaeren zu goth. mêrjan (κηρύσσειν) gehört. — 17, 11 sin dir ein derinne schlägt Haupt Anm. S. 10 zu ändern vor: sin dir iender inne. Sollte man nicht lieber bey der Lesart der Handschrift bleiben und ein in der Bedeutung von allein nehmen? — Zu 103, 5 wäre auf Ev. Matth. 26, 29 zu verweisen. —

(Schluß folgt.)



## Recueil de Chartes, Statuts et Documents concernant l'ancien évêché de Lausanne.

(Schluß.)

Ueber den Verkauf von Lebensmitteln und die darauf bezüglichen Gewerbe finden sich mancherley nähere Bestimmungen. Die Schenkwirthe z. B. sind nicht verpflichtet, den Wein zu schenken, wenn nicht entweder sofort der Preis in baarem Gelde bezahlt oder genügende Pfänder hinterlegt werden (§. 108.). Verläßt ein Trinker die Schenke, ohne zu bezahlen, so kann der Wirth ihm gegenüber die Schenke in den Bann legen, so daß er nur wiederkehren darf, wenn er vorher bezahlt hat. Kommt er, ohne zu zahlen, so kann der Wirth über ihn das Geschrey erheben (clamare de non solvente) und der Herr nöthigt ihn, sofort zu zahlen und den Bann mit 3 Schillingen (solidi) zu lösen (§. 112.). Sehr sorgfältig ist folgende Bestimmung: Item si aliqua persona in taberna inebriat de nocte et recusat solvere quod expendit in taberna, tabernarius tenetur eum ducere vel duci facere ad domum suam aut hospitium sui cum vna candela et crastina die potest se facere solvi ab ipsa persona et creditur tabernarius juramento suo usque ad quinque solidos lausannenses (§. 113.).

Das Pfändungsrecht in Form der Selbsthülfe des Gläubigers ist noch in weitem Umfang anerkannt. Außerhalb der Stadt kann jeder Bürger es noch gegen jeden Schuldner oder Bürgen üben für eine urkundlich anerkannte Schuld (§. 130.). Dagegen an Markttagen dürfen sie die Bauern nicht an den Sachen pfänden, die diese mit zu Markt bringen, außer mit Bewilligung des Herrn und nach Marktrecht (§. 131.). Dem Pfandgläubiger wird mit Bezug auf die Größe der Schuld, für welche er Pfänder besitzt, Glauben geschenkt, wenn er seine Behauptung beschwört (§. 132.). Die Pfänder werden an Markttagen öffentlich verkauft. Dem

Schuldner aber soll davon möglichst bald Kenntniß gegeben und der Erlös ausgehändigt werden (§. 95.). Pfänder, die der Bischof gegeben, dürfen indessen erst nach Jahr und Tag verkauft werden; Pfänder, die von den Chorherren und Edelleuten für Lebensmittel und Schmiedarbeit bezogen wurden, erst nach 15 Tagen, die der Bürger und Einwohner von Lausanne nach 7 Tagen. Während 7 Tagen nach der Veräußerung steht es dem frühern Eigenthümer des Pfandes noch zu, dasselbe gegen Erstattung des Preises und eines Zuschlags von einem „obolus" für jeden „solidus" zurück zu kaufen (§. 96.).

Haftet auf einem Hause ein Zins und wird derselbe nicht bezahlt, so kann der Zinsherr die Thüre verschließen, bis zur Entrichtung des Zinses. Haftet derselbe auf einem Weingarten oder einem andern Grundstücke, so mag der Zinsherr auch dieses abschließen und die Arbeiter ausweisen, bis der Zins bezahlt ist. Lastet der Zins auf Gütern, die nicht bewohnt noch cultivirt werden, so mag der Zinsherr den Zinsmann auch pfänden für den ausstehenden Zins (§. 141 — 143. Comment. CXXVII.).

Verbieten und Verheften (barrare, mit Arrest belegen) darf die Herrschaft die Fahrniß oder die Besitzungen eines Bürgers nur nach vorher gegangener Klage (clama) und Erkenntniß. Würde das Verbot ohne solches angelegt, so wird der Bürger nicht straffällig, wenn er trotzdem in seine Güter geht und seine Sachen nimmt. Wer genug Pfänder hat, dem darf überhaupt nicht „verboten" werden (§. 146. Comm. CXXIX.).

Das Hausrecht ist in ausgedehntem Maße gewahrt. Wer angefallen wird in seinem Hause und den Angreifer verwundet oder tödtet, hat weder Buße noch Strafe zu leiden (§. 148.). Ebenso wer einem andern die Betretung seines Hauses untersagt hat, wird, wenn er den dennoch eintretenden Gegner in dem Hause schlägt, verwundet oder tödtet, weder straffällig noch zu einem Ersatz verpflichtet (§. 149.). Wird der Dieb bey Nacht in dem Hause von dem Hausherrn oder den Seinigen getödtet, so ist auch dafür keine Buße zu entrichten. Auch kann der Dieb ungestraft festgehalten, muß sodann aber an den Herrn abgeliefert werden (§. 150.).

Zu der gerichtlichen Auflassung des Eigenthums an Grundstücken ist nach den Zusätzen von 1368 bereits die Nothwendigkeit urkundlicher Beglaubigung hinzu getreten (§. 155. 156.) und die Ersitzung von Grundstücken wird nur unter dieser deutschrechtlichen Voraussetzung der öffentlichen und urkundlichen Begründung des Besitzes, d. h. nur in dem Sinne anerkannt, wie sie allein mit dem modernen System der Grundbücher vereinbar ist. Auch über die Güterrechte der Ehegatten und die väterliche Vormundschaft finden sich manche Bestimmungen, welche eine eigenthümliche Mischung römischer und deutscher Bestandtheile zeigen, in denen aber, wie in der ganzen merkwürdigen Rechtsquelle, das germanische Element überwiegt.

Der Commentar dieses Plait-Général von 1368 (I. S. 313 — 473) ist zwar von einem gelehrten Juristen zu Anfang des XV. Jahrhunderts verfaßt, aber auch in ihm sind die einheimischen Rechtsansichten und Auffassungen durchaus vorherrschend und die Kenntniß des römischen Rechts doch nur gering.

Die auch sonst um die Geschichtsforschung verdienten Herren von Gingins-La-Sarra und Forel, welche die Herausgabe dieser merkwürdigen Rechtsdenkmale besorgt haben, verdienen demnach den Dank nicht bloß der waadtländischen, burgundischen und schweizerischen Historiker im engern Sinne, sondern aller derer, welche sich für die Geschichte des Rechts in dem civilisirten von römischen und germanischen Gedanken und Instituten beherrschten Europa während des spätern Mittelalters interessiren.

Dr. Bluntschli.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Dritter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1850.

Wir haben zu seiner Zeit von dem Inhalt der beyden ersten Bände dieses Werkes einer reich begabten Meisterhand Bericht erstattet (Gel. Anz. Bd. XX. Nr. 122 — 126. Bd. XXVI. Nr. 1 — 4); möge es uns gelingen, einen Theil des Genußes, den der Inhalt des hier vorliegenden dritten Bandes dem Freunde einer höheren Weltanschauung gewährt, auch auf die Leser unsrer Anzeige überzutragen. Alexander von Humboldt, der mit den größten Physikern seiner Zeit nahe befreundete, hochgeehrte Greis, der ebenbürtige Mitwisser mit dem Wissen des Alterthumes über die sichtbare Welt und ihre Bedeutung, die er mit eigenem Auge gesehen, mit eigenem Verständniß erforscht hat, erinnert uns in den Leistungen, namentlich dieses dritten Theiles seines Kosmos, an die raumdurchdringende Kraft jener bewundernswürdigen Riesenteleskope des Lord Rosse und des Hrn. Lassel, deren er auf S. 81 erwähnt. So wie diese durch ungewöhnliche Mittel zu Stande gebrachten Reflectoren die zerstreuten Lichtstrahlen, welche bis dahin allen, auch den besten Werkzeugen dieser Art sich entzogen, zusammenfassen und zu einem sichern Bild vereinen, hat auch der Verfasser des Kosmos die einzelnen Strahlen der Forschungen und Erkenntnisse, die von seinem Gegenstand ausgehend, durch das Gebiet des Wissens verstreut waren, in dankenswerther Weise zusammengefaßt. Was wir zunächst meinen und mit höchster Theilnahme in seinem Werke auffanden, das sind die niemals noch öffentlich bekannt gewordenen vertrauten, schriftlichen wie mündlichen Mittheilungen einiger, zum Theil schon verstorbener Forscher der letztvergangenen Menschenalter, mit denen der Nestor der lebenden Naturforscher noch in nahem Verkehr gestanden. Es sind zum Theil Ahnungen, ja Seherblicke, welche den Ergebnissen der schon bestätigten Erforschungen voraus eilten, und die deßhalb als Erbtheil einer künftigen Zeit zur weiteren Benutzung anvertraut werden, andern Theiles aber auch schon von eigenthümlichem Reiz und Werth durch die anspruchslose Natürlichkeit ihrer Auffassung und Darstellung. So bringt uns der Verfasser des Kosmos in diesem Werk nicht bloß Selbstgesehenes und Erfahrnes, nicht bloß Gelesenes, sondern auch Gehörtes und Vernommenes, das nur ihm zu Theil werden konnte, der auf seinen Wanderungen durch die Länder der Welt und das Gedränge der Völker die Gabe des Ausfragens und Anhörens eben so glücklich geübt hat, als die des Beschauens und Forschens.

Wir wenden uns jetzt zur näheren Betrachtung des Inhaltes des vorliegenden Buches selber.

Das, was der Arbeit des Verfassers, wie dieser sich hierüber selber ausspricht, ohne Aufhören ihre Richtung gab, war das Streben, die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen; zu zeigen, wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen gemeinsame Bedingnisse: die waltenden Ein-

flüße mächtiger Gesetze erkannt worden sind; wie man von den Gesetzen zu der Erforschung ihres ursächlichen Zusammenhanges aufsteigt. Der sichere Weg, um zum Verstehen des Weltplanes, d. h. der Naturordnung zu gelangen, geht durch eine denkende Betrachtung dessen, was die Erfahrung, die sinnliche Anschauung uns darbietet, wie dieses schon ein volles Jahrhundert vor Fr. Baco Leonardo da Vinci in den Worten aussprach: „cominciare dall' esperienza e per mezzo di questa scoprirne la ragione."

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Das Wichtigste unter den Beygaben des Hrn. Herausgebers für die deutsche Literaturgeschichte sind die Untersuchungen über die Verfasser der Gedichte, die er in der Einleitung giebt. Es vereinigte sich hier ein doppeltes Interesse in den Bemühungen des Hrn. Verf. Einerseits das an der Aufklärung dunkler Partien in unsrer Kulturgeschichte und dann das patriotische, den bedeutenden Antheil Oesterreichs an unsrer Poesie immer mehr ins Klare zu setzen. Und in der That werden die Verdienste der Oesterreichischen Lande um die Ausbildung unsrer alten Poesie durch die Entdeckung der Vorauer Handschrift noch sehr gesteigert. In seinen Untersuchungen über die Verfasser eines Theiles dieser geistlichen Dichtungen des 12. Jahrhunderts kommt Hr. Diemer (S. XIV fg.) zu dem Ergebniß, daß folgende Handschriften unter einander in Zusammenhang stehen: 1) Unsre Vorauer. 2) Die Handschrift zu Lambrecht in Steiermark. 3) Die Straßburg-Wolfsheimer. 4) Die Handschrift zu Engelberg im Kanton Unterwalden. 5) Die Handschrift zu Muri im Aargau. Die geistlichen Dichtungen und Gebete dieser Handschriften rühren nach Hrn. D. einem großen Theile nach her von einer Dichterin Ava und deren zwey Söhnen Hartmann und Heinrich. Die Mutter Ava starb im Jahre 1127 als Inclusa bey einem österreichischen Kloster. Vor ihrem Eintritt in den geistlichen Stand war sie verheirathet gewesen und hatte ihrem Gemahl die beyden genannten Söhne geboren. Hartmann, der eine von ihnen, war erst Prior zu St. Blasien im Schwarzwald, später wurde er der erste Prälat des Stiftes Lambrecht in Steiermark und starb daselbst noch bey Lebzeiten seiner Mutter Ava im Jahre 1114. Der zweyte Sohn Heinrich, der gleichfalls an unsern Poesien Antheil hat, war kein Geistlicher, sondern Laie. Die geistlichen Dichtungen und Gebete, von denen hier die Rede ist, vertheilt Hr. D., meist nach den ausdrücklichen Angaben der Gedichte selbst, in folgender Weise: Der Dichterin Ava gehört das Leben Jesu (bey Diemer S. 227 — 292) großentheils; dann die Gebete, die D. unter Nr. XII. giebt, und die in Graffs Diutiska, 2, 288 — 297. Von Hartmann und Heinrich rührt außer dem von Diemer edirten ein großer Theil dessen her, was Maßmann in seinen Gedichten des 12. Jahrhunderts herausgegeben hat. Von Hartmann Der glouhe. Dann hat er Theil gehabt an der Abfassung des Lebens Jesu (bey Diemer S. 227 — 292) durch den beygefügten Antichrist und das jüngste Gericht. Wahrscheinlich sind von ihm auch die Bücher Mosis, vielleicht auch die Vier Evangelien, die Hr. D. für eine neue Auflage des Liedes von Ezzo hält. Dann wohl auch der Hymnus auf die Jungfrau Maria in der Handschrift zu Melk (fdgbe. 2, 142). Endlich Pilatus (bey Maßmann 1, 145), vielleicht in einer Umarbeitung. Dem zweyten Sohn, Heinrich, gehört die Litaney in beyden Gestalten, die Erinnerung an den Tod, das Pfaffen- und gemeine Leben, das Angengi, das Lob Mariens und außerdem Antheil an der Bearbeitung vom Leben Jesu. (Diemer, Einleitung S. XXXV.)

Zu diesen Angaben Hrn. Diemers will ich noch eine fügen, die wenn sie sich bestätigt, ein weiteres Bindeglied zwischen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur abgeben würde. Es stehen mir gegenwärtig nicht alle die Hilfsmittel zu Gebot, die eine eindringendere Untersuchung der Frage for-

dert. Aber vielleicht kann einer, der im Besitz dieser Hülfsmittel ist, der Sache weiter nachgehen. Die Wiener Handschrift von Notkers Psalmen (Cod. 2681), enthält neben manchem Anderen auch eine ausführliche Beichte, die Maßmann herausgegeben hat in seinen deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zwölften Jahrhundert (Quedlinburg 1839) S. 139. Diese Beichte gehört einer Frau an, wie sich aus mehrern Stellen derselben ergiebt. So heißt es S. 140: nu fliuho ih *abtrunnigiu*, und etwas weiter unten: mir *fundegiftera* unde mir *meintatigiftero*. Steht nun, woran nach der ganzen Anlage des Codex wohl kaum zu zweifeln, die Abschrift der Notker'schen Psalmen mit dieser Beichte in Beziehung, so ist die Handschrift im Besitz einer Frau gewesen. Das Nächstliegende ist, an die Kaiserin Gisela, Konrads II. Gemahlin, zu denken, von der wir wissen, daß sie sich Notkers althochdeutsche Bearbeitung des Hiob und der Psalmen abschreiben ließ. Ekkehard IV. sagt darüber in der Anmerkung zu seinen Rhythmis de S. Otmaro (bey Pertz II, 58): ab illo psalterium, in quo omnes, qui barbaricam legere sciunt, multum delectantur; Kisila imperatrix, operum ejus avidissima, psalterium ipsum et Job sibi exemplari sollicite fecit.

Daß wir in der Wiener Handschrift eine Ueberarbeitung von Notkers Psalmenwerk zu einem andern Zweck besitzen als dem ursprünglich von Notker verfolgten, das ergiebt sich auch, wenn wir die Abweichungen der Wiener Handschrift von der St. Galler näher ins Auge fassen. Notkers Absicht ging bekanntlich auf eine gelehrte exegetische Arbeit zum Gebrauch der unter ihm blühenden St. Galler Schule. Daher die Mischung von lateinischen und deutschen Worten oft auch in dem, was Notker selbst als Erklärung hinzufügt. Diese lateinischen Beymischungen giebt nun die Wiener Handschrift gleichfalls bloß in deutscher Sprache, während sie die St. Galler Abschrift von Notkers nicht mehr vorhandener Urschrift nur über den Zeilen verdeutscht. Wo aber Notkers Erklärung sich auf Dinge einläßt, die nur für den gelehrt und lateinisch Gebildeten Werth haben, da läßt sie die Wiener Handschrift aus. So hat die St. Galler Handschrift zu Psalm 1, 1 die Bemerkung: pestis chît latine pecora ſternens; ſô pestis ſih kebreitet, ſô iſt iz peſtilentia. i. e. late peruagata peſtis, uuîto uuallende ſterbo. Das läßt sich nicht verdeutschen. Es fehlt in der Wiener Handschrift. Daß der Ueberarbeiter bisweilen irre wurde, dafür werden wir unten auf ein Beyspiel verweisen. Alle diese Umänderungen deuten auf die Absicht, ein Buch, das ursprünglich für den gelehrten Schulgebrauch bestimmt war, in eine Gestalt zu bringen, die den Bedürfnissen einer frommen und Erbauung suchenden Frau entsprach.

Die Abschrift, welche die Kaiserin von Notkers Hiob und Psalmen nehmen ließ, ist nach obiger Notiz des St. Gallischen Geschichtschreibers wohl ohne Zweifel in St. Gallen angefertigt worden. Nun ist aber die Wiener Handschrift 2681 nach ihren Sprachformen, wie W. Wackernagel §. 39. Anm. b bemerkt, nicht in St. Gallen geschrieben, und es bliebe uns deßhalb nur die Wahl, sie entweder für eine anderwärts von dem Exemplar der Kaiserin Gisela genommene Abschrift zu erklären, oder bey der Frau, auf die sich die Wiener Beichte bezieht, an Jemand andern zu denken als die Kaiserin Gisela. Es wäre nun die Frage, ob sich diese Beichte und mithin der ganze Codex 2681 mit der Dichterin Ava in Verbindung bringen ließe. Die Punkte, auf die es dabey ankäme, scheinen hauptsächlich folgende zu seyn: 1) In welche Zeit gehört der Wiener Cod. 2681? Nach Hoffmann, Fundgruben I, S. 48, wäre er aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts. Ist dieß richtig, so ist natürlich an die Dichterin Ava, die erst 1127 starb, nicht zu denken. Ja selbst die Kaiserin Gisela († 1043), deren Gemahl Konrad II. im Jahre 1027 Kaiser wurde, würde wenigstens als Imperatrix sich diese Handschrift nicht haben bestellen können. Das Alter der Handschrift muß aber nicht so ganz sicher seyn. Denn Maßmann in der oben angeführten Sammlung (S. 35) theilt sie dem 11 — 12. Jahrhundert zu. Daß die Handschrift kein so hohes Alter hat, wie Hoffmann annimmt, scheint unter Anderem auch daraus hervorzugehen, daß sie selbst schon aus einer Ueberarbeitung der ältesten Fassung abgeschrie-

ben ist, wie ich in meinem Buch über die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache S. 350 Anm. 4 dargethan habe. 2) Der zuletzt erwähnte Umstand scheint somit auf den ersten Anblick der Annahme nicht günstig, daß unsre Handschrift mit einer Frau in Verbindung stehe, die etwa vom Jahre 1047 — 1127 gelebt hat. Denn wenn auch unsre Handschrift selbst erst dem Anfang des 12. Jahrhunderts angehören sollte, so würde doch die Urschrift, aus der sie geflossen ist, wahrscheinlicher Weise einer Zeit angehören, die weiter zurückliegt als die Dichterin Ava. Allein es nöthigt uns nichts anzunehmen, daß diese Urschrift der von Notker und seinen Zeitgenossen herrührenden Stücke auch unsre Frauenbeichte schon enthielt. 3) Setzen wir bloß die Wahl zwischen der Kaiserin Gisela und der Inclusa Ava, so wird nicht zu läugnen seyn, daß der Charakter der überladenen und mehr als zerknirschten Wiener Frauenbeichte weit mehr dem entspricht, was wir sonst von der Ava, als dem, was wir von der Kaiserin Gisela wissen. 4) Die Sprachformen der Wiener Beichte sind um Vieles alterthümlicher als das Gedicht vom Leben Jesu in der Vorauer Handschrift. Der erste Blick schon ergiebt den großen Abstand zwischen beyden. Aber wir haben auch in dem Vorauer Codex eine Abschrift vor uns, die um ein halbes Jahrhundert jünger ist als die Urschrift des Gedichts, und wie sehr solche Abschriften die alten Sprachformen zu verwischen und in die Redeweise ihrer Zeit zu übertragen pflegten, ist bekannt. Auch in unsrem Gedicht schimmern die älteren Formen noch durch. So wird es z. B. S. 288, 27 geheißen haben: zeſwun statt zeſwen, wie es jetzt heißt im Reim auf gotesun. Dazu aber ist in Betreff der alterthümlichen Formen der Wiener Beichte noch das zu bedenken. Die Verfasserin dieser Beichte, mag sie geheißen haben wie sie will, hatte Notkers Psalmen vor sich. Es fragt sich deßhalb, ob nicht auf ihre schriftlichen Aufzeichnungen die älteren Sprachformen einen Einfluß übten, der ihre Schriftsprache von der in der Abstumpfung der älteren Formen schon weiter vorgeschrittenen Umgangssprache etwas unterschied. Wäre dieß der Fall, so dürften wir auch annehmen, daß sich ihre Sprache um so weiter von der älteren, in dieſer Form nicht mehr lebenden entfernt und der damals gesprochenen genähert oder identificirt haben werde, je selbstständiger und den alten Schriftwerken unähnlicher ihre Erzeugnisse waren. Es ließe sich deßhalb wohl denken, daß etwa um das Jahr 1110 entstandene Dichtungen der Ava auch schon in der Urschrift andere und wesentlich jüngere Sprachformen gezeigt hätten als eine vielleicht noch dazu um einige Jahrzehnte ältere Beichte. Wer die merkwürdige Umgestaltung der hochdeutschen Sprache zwischen dem zehnten und zwölften Jahrhundert näher erwogen hat, dem werden solche Untersuchungen nicht kleinlich erscheinen. Ein abschließendes Urtheil, ob die Wiener Handschrift 2681 mit der Kaiserin Gisela oder mit der Ava oder auch mit beyden in der Art in Beziehung steht, daß wir in der Wiener Handschrift eine jüngere Abschrift des Exemplars der Kaiserin besitzen, getrau ich mir nicht zu fällen. Es würde aber für die Geschichte der Sprache sowohl als für die der Cultur von großem Interesse seyn, wenn Hr. Diemer, der in der Uebergangsliteratur des zwölften Jahrhunderts zu Hause ist wie Wenige, auch das Verhältniß dieser Literatur zu der alten St. Galler näher ins Auge fassen wollte.

Rudolf von Raumer.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Allerdings liegen die Keime gewisser Grundwahrheiten, die leitenden Ideen, die uns das Zusammenfassen, das Gestalten der zerstreuten Elemente der Erfahrung zu einem verständigen Ganzen möglich machen, ursprünglich in unserm Geiste; es tritt uns diese Macht des Menschengeistes das ihm Verwandte, Göttliche: die Grundursache alles Seyns und Bestehens der Dinge zu erkennen, namentlich in den Schriften des Aristoteles deutlich vor die Augen. Alle Erscheinungen der Natur sind ihm bewegende Lebensthätigkeiten einer allgemeinen Weltkraft; die Natur ein harmonisch zusammengeordnetes Ganzes, „in welchem sich nichts zusammenhanglos Eingeschobenes findet wie in einer schlechten Tragödie.“ Als eine Aeußerung jener leitenden, dem Menschengeiste eingebornen Ideen, in der Form von Ahnungen, müssen in Beziehung auf die Gesetze der Bewegungen der Weltkörper solche Aussprüche betrachtet werden wie jene des Eklektikers Simplicius, nach welchem das Herabfallen der himmlischen Körper dadurch verhütet wird, daß der Umschwung (die Centrifugalkraft) die Oberhand hat über die eigene Fallkraft. Oder wie die Ansicht des Joannes Philoponus war, nach welcher die Bewegung der Weltkörper einem primitiven Stoße und dem fortgesetzten Streben zum Falle zugeschrieben wird. Dennoch konnte erst die genaue, gründliche Berücksichtigung der sinnlichen Erfahrungen einem Kepler und Neuton das sichere Erkennen der Gesetze der Bewegungen der Weltkörper möglich machen.

Bey der Betrachtung der Unermeßlichkeit des Weltraumes und seiner Sternenheere, welche uns das Fernrohr kennen lehrt, erinnert der Verfasser an die Unermeßlichkeit jenes Gebietes des Kleinsten, in welches uns das Mikroskop die Aussicht eröffnet. In jenem Polierschiefer, welcher bey Bilin eine 40 Fuß hohe Bergkuppe bildet, enthält jeder Cubikzoll nach Ehrenberg die Schalen von 41,000 Millionen Einzelthieren der Galionella distans; von der Galionella ferruginea enthält jeder Cubikzoll über 1 Billion und 750,000 Millionen Individuen.

Nur im Vorübergehen werden die Ansichten des Alterthumes über den Aether angeführt, welcher den Weltraum erfüllt, und der nach Aristoteles alle lebendigen Organismen der Erde, Pflanzen und Thiere durchdringt, ja der in diesen das Princip der Lebenswärme und selbst der Keim eines seelischen Princips wird, welches unvermischt mit dem Körper die Menschen zur Selbstthätigkeit anfacht. Bey dem in unsern Tagen so vielfach erforschten innigen Verkehr zwischen Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus wird es für wahrscheinlich gehalten, daß, wie die Transversal-Schwingungen des den Weltraum erfüllenden Aethers die Erscheinungen des Lichtes erzeugen, die thermischen und elektromagnetischen Erscheinungen auf analogen Bewegungsarten (Strömungen) beruhen. Das Licht und die von diesem unzertrennliche strahlende Wärme sind für die nicht selbst leuchtenden Weltkörper, für die Oberfläche unsers Planeten eine Hauptursache aller Bewegung und alles organischen Lebens. Selbst im Innern der

Erde ruft die eindringende Wärme elektro-magnetische Strömungen hervor, welche anregend und bewegend auf Stoffverbindungen und Zersetzungen wirken; das durch Aetherschwingungen im Weltraum fortgepflanzte Sonnenlicht scheint beständig von elektromagnetischen Strömungen begleitet zu seyn, und mit dieser Ansicht verwandt ist die Hypothese des Sir William Herschel, daß die Sonne selbst sich in dem Zustand eines perpetuirlichen Nordlichtes befinde.

Jene merkwürdige drehende oder schwingende Bewegung des ausströmenden Lichtkegels, welche Bessel am Halley'schen Kometen vom 12. zum 22. October 1835 beobachtete, hatte denselben von dem Daseyn einer Kraft überzeugt, welche von der Gravitation oder der gewöhnlichen anziehenden Kraft der Sonne bedeutend verschieden seyn muß, weil diejenigen Theile des Kometen, welche den Schweif bilden, die Wirkung einer abstoßenden Kraft des Sonnenkörpers erfahren.

Für minder problematisch als die elektromagnetischen hält man die Wirkungen der strahlenden Wärme im Weltraum. Auch von den entfernten Sonnen: den Fixsternen, muß mit dem Lichte zugleich strahlende Wärme ausgehen. Die Temperatur des Weltraumes ist nach Fourier und Poisson das Resultat der Wärmestrahlung der Sonne und aller Gestirne, vermindert durch die Absorbtion des Aethers. Fourier schätzt die Temperatur des Weltraumes etwas niedriger als die der Pole: auf 40° bis 48° Reaumur unter dem Gefrierpunkt, setzt mithin jene Temperatur zwischen die Gränzen des Gefrierens des Queckſilbers und des Weingeistes. Uebrigens fällt der Eispol (Punkt der größten Kälte) eben so wenig mit dem Erdpole zusammen, als der Wärme-Aequator mit dem geographischen Aequator. Aus der allmähligen Abnahme der Mitteltemperaturen hat Arago geschloßen, daß die des nördlichen Erdpoles — 20° R. sey, während Nevcroff am 21. Januar 1838 zu Jakutsk (62° 2′ n. Br.) eine Kälte von — 48° R. beobachtete, Back im Fort Reliance im Januar 1834 eine von 45° R.

Jenen Zweifeln, welche von mehreren Physikern und Astronomen über die vollkommene Durchsichtigkeit des Weltraumes erhoben wurden, begegnet John Herschel in seinen Outlines mit mehreren Gründen der Erfahrung, unter andern mit Berufung auf die Thatsache, daß sein 20füßiges Teleskop in dem größten Theile der Milchstraße, in beyden Hemisphären, ihm die kleinsten Sterne auf schwarzem Grunde projicirt zeigt.

Einen ziemlich einleuchtenden Beweis von dem Daseyn eines Widerstand leistenden, hemmenden Fluidums haben die Beobachtungen des Encke'schen Kometen gegeben, dessen Umlaufszeit von $3\frac{1}{2}$ Jahren seit 63 Jahren in regelmäßiger Aufeinanderfolge sich beschleunigt hat (nach Bessel und Enckes Berechnungen). Zur Erklärung der Verminderung der großen Axe der elliptischen Bahn dieses Kometen kann nur die Annahme einer Tangentialkraft ausreichen, welche in dem Widerstand eines Fluidums ihren Grund hat, durch das jener kleine Weltkörper sich bewegt. Die größte Wirkung dieses Widerstandes äußert sich in den nächsten 25 Tagen vor dem Durchgang des Kometen durch seine Sonnennähe, so wie in den nächsten 25 Tagen nach diesem Durchgange. Nahe am Sonnenkörper scheinen mithin die so dünnen, dennoch aber gravitirenden Schichten des hemmenden Fluidums dichter zu seyn, und wenn dieses nach Olbers Vermuthung rechtläufig um die Sonne rotirt, dann muß der Widerstand gegen rückläufige Kometen, wie der Halley'sche, ein ganz andrer seyn als gegen rechtläufige, wie der Encke'sche ist. Sir John Herschel hält die dunstartige Materie, welche den Ring des Thierkreislichtes bildet, für jenen dichteren Theil des kometenhemmenden Fluidums.

Mit der Frage über die Existenz eines ätherischen Fluidums im Weltenraume hängt die von Wollaston angeregte über die Begrenzung unsrer Atmosphäre zusammen. Faradays Versuche über die Grenze einer Queckſilber-Atmosphäre (über die Höhe, welche an Goldblättchen niedergeschlagene Queckſilberdämpfe in luftvollem Raume kaum zu erreichen scheinen) haben der Annahme einer bestimmten Oberfläche des Luftkreises, gleich der Oberfläche des Meeres, ein größeres Gewicht gegeben. Doch kann der Luftkreis, wie das November-Phänomen (das Durchkreuzen desselben von Myriaden der Sternschnuppen bey gleichzeitigen Nordlicht-Erscheinungen 1799, 1833 und 1834) zu bezeugen scheint, aus dem Weltraum etwas empfangen, das ihm fremd war und was elektromagnetische Prozesse zu begründen vermag.

Von der Betrachtung des Weltraumes geht der Verfasser auf die des Lichtes über, durch welches dieser Raum für uns ein Erkennbares und zum Theil Meßbares wird. Alles Licht, sein Quell sey welcher er wolle, zeigt dieselben Brechungsverhältnisse, während dagegen bey den prismatischen Farbenbildern, die aus verschiedenen Arten des Lichtes erzeugt sind, eine Verschiedenheit in der Lage jener dunklen Linien wahrnehmbar ist, auf welche zuerst Wollaston aufmerksam machte, und um deren genauere Erkenntniß Fraunhofer sich ausgezeichnete Verdienste erwarb. Die wahrnembare Zahl der dunklen Linien (der Lücken oder Unterbrechungen des Farbenbildes) stieg durch Brewsters Anwendung des Stickstofforydes auf das mehr denn Dreyfache, und auch die Verschiedenheit der Sonnenhöhe in verschiedenen Jahreszeiten hat durch den Grad der Absorbtion der Lichtstrahlen durch die Atmosphäre Einfluß auf die Erscheinung. Im Ganzen jedoch gewährt uns diese die Ueberzeugung, daß das Spectrum, welches von reinem oder zurückgeworfenem Sonnenlicht hervorgebracht wird, sogar wenn dieses von den Wolken geschieht, sich in Beziehung auf jene Linien gleich bleibe. Anders aber verhält es sich bey den Fixsternen. Die dunklen Linien im Spectrum des Sirius sind verschieden von denen die Castor erzeugt, die letzteren wieder anders als die von Pollux und Procyon, und die Farbe des Sternes hat hierauf keinen Einfluß.

Es war das zufällig von den Fenstern des Palais du Luxembourg zurückstrahlende Licht der Sonne, welches dem scharfsinnigen Physiker Malus die Veranlassung zur Entdeckung der Polarisation des Lichtes gab (1808); eine Entdeckung, welche das Mittel darbot, directes und reflectirtes Licht zu unterscheiden, in die Constitution des Sonnenkörpers und seiner leuchtenden Hüllen einzudringen, den Druck und den kleinsten Wassergehalt der Luftschichten zu messen.

Wenn man auch diese so eben nur kurz angedeuteten Entdeckungen der neuern Zeit über das Wesen und die Wirkung des Lichtes, und noch mehr, wenn man die riesenhafte Erweiterung unsers Gesichtskreises über die Welt des Leuchtenden und Erleuchteten beachtet, dann erscheint das, was die letzten 240 Jahre (seit der Entdeckung und astronomischen Benutzung der Fernröhre) geleistet haben, gewaltiger als das, was die zehnfach längere Vorzeit durch mühsame Forschungen sich errungen hatte. Und dennoch, was wäre die Sternkunde ohne den geistig erhabenen Unterbau, welchen Hipparch und Ptolemäus durch die Entdeckung des Zurückweichens der Aequinoctialpunkte, die verwickelten Bewegungen der Planeten, die zwey vornehmsten Ungleichheiten des Mondes und von den Sternörtern; Eratosthenes von der Größe der Erde aufgefunden hatten.

Alle Beobachtungen des Alterthums waren mit bloßen Augen, höchstens durch beyläufige Anwendung eines langen Sehrohres gemacht, welches den störenden Einfluß der äußern Lichtstrahlen vom Auge abhielt. Daß die Sehkraft jenes älteren Menschengeschlechtes, dem wir die große Erbschaft der Erkenntniß verdanken, keine stärkere war als die unsrige, bezeugen uns die Plejaden, in denen die alten ebenso wie wir aufs Höchste nur 7, großentheils nur 6 Sterne wahrnahmen, obgleich jene Gruppe (abgesehen von einer größeren Zahl teleskopischer Sterne) mehrere enthält, deren erscheinende Größe ganz nahe an der Gränze des Maximums der jetzigen Gesichtsschärfe liegt. Alcor, das Reiterchen, über dem Mittelstern in der Deichsel des großen Wagens (Schwanz des großen Bären) hieß schon bey den Arabern Saidak, der Prüfer, weil man an seinem Erkennen wie noch bey uns die Schärfe des Gesichtssinnes zu prüfen pflegte.

Für die Möglichkeit, Sterne von tiefen Schächten oder andern Gruben aus mitten am Tage zu sehen, bot sich dem Verf. keine eigene, die Thatsache bezeugende Erfahrung dar, obgleich die Alten (namentlich Aristoteles und Plinius) jene Möglichkeit behaupten und John Herschel von einem berühmten Optiker es berichtet, daß dieser in seiner Jugend Sterne am Tage durch einen hohen Rauchfang gesehen habe. Auch Saussure erwähnt es, daß man im Schatten des Abfalls von Montblanc bey hellem Tage Sterne mit bloßem Auge sehen könne.

Kepler und Galilei stehen an dem wichtigsten Wendepunkte, den die Geschichte der messenden Sternkunde darbietet: an jener Gränze, wo sich das Beobachten mit unbewaffnetem Auge von dem teleskо-

pischen Sehen schied. Galilei war damals schon 44, Kepler 37 Jahre alt; jener hatte schon vorher das Gesetz des Falles der irdischen Körper entdeckt, dieser war ohne Fernrohr zur Anerkennung jener drey Gesetze der Raum- und Zeitverhältnisse der Weltkörper gelangt, deren Werth und hohe Bedeutung keiner der Zeitgenossen, sondern erst die Nachwelt erkannte. Zu dem, was Neuton hierauf weiter baute, hatten ihm auch nicht die Fernröhre das Material gegeben.

Dennoch, um von einer minder scheinbar bedeutenden Macht dieser Werkzeuge den Anfang zu machen, waren sie es, welche schon im Jahre 1634 dem um die Längenbeobachtungen hochverdienten französischen Astronomen Morin besser und sicherer als nach der vorhin erwähnten Behauptung des Alterthums die Bergschachte und Cisternen, das Mittel darboten, Sterne selbst am hellen Tage zu beobachten, was in Verbindung mit dem von Gascaigne (1640) hergestellten Mikrometer (der feinen, im Brennpunkt des Fernrohres ausgespannten Fäden) einen unberechenbaren Vortheil für geographische Ortsbestimmungen gewährte. Seit der Aufstellung großer Mittagsfernröhre durch Römer (1691) wurden die Tagesbeobachtungen immer häufiger und fruchtbarer, und in neuester Zeit durch Struve selbst auf Messungen der Doppelsterne mit Nutzen angewendet.

Die Thatsache, daß das Fernrohr in Zeiten, wo das diffuse Licht der Atmosphäre durch vielfache Reflexion hinderlich ist, solche Deutlichkeit des Sehens in die Weiten der Sternenwelt gewähren könne, interessirte namentlich in hohem Maaße den trefflichen Bessel. In seinem langen Briefwechsel mit dem Verfasser des Kosmos kam er oft darauf zurück und bekannte, daß er keine ihn ganz befriedigende Lösung dafür finden könne. Eine solche Lösung suchte jedoch Arago gerade in der vergrößernden Kraft der Fernröhre zu finden. Seine Ansicht hierüber war in einer jener zahlreichen Handschriften nieder gelegt, deren Benützung unsrem hochgeehrten Landsmann während seines öfteren Aufenthalts in Paris in unbeschränktestem Maaße frey stand. Die Wirksamkeit eines starken Fernrohres geht zugleich auf den Fixstern, den man am Tage beobachtet, und auf die Himmelsluft, die ihn umgiebt. Auf den ersteren wirkt das Fernrohr nicht vergrößernd, sondern es dient nur insofern der Sehkraft, daß es der Pupille eine größere Menge des intensiven Lichtes zuführt. Ganz anders aber verhält sich dasselbe gegen das Luftfeld, das den Stern umgiebt. Seine vergrößernde Kraft wird hier zu einer dilatirenden; sie entfernt die vom Tageslicht erhellten Theile der Luft von einander (verdünnt sie gleichsam), und verändert hierdurch ihre Helle, so daß sich nun der Fixstern eben so deutlich auf dem matthellen Grunde hervorhebt als in der Morgen- oder Abenddämmerung des nordischen Himmels. Dagegen wird ein Planet, auf dessen Scheibe die vergrößernde Kraft des Fernrohres eben so einwirkt als auf das Luftfeld am Tage nur in sehr bleichem Lichte gesehen, was namentlich von Jupiter und Saturn, viel weniger von Venus und Mercur gilt.



Das Funkeln (Scintilliren), wodurch sich die Fixsterne von den größeren Planetenscheiben unterscheiden (selbst bey Venus und Mercur kommt es zuweilen vor), wird auch nicht bey allen Fixsternen in gleichem Maaße wahrgenommen. Einige, z. B. Wega zittern weniger als Arctur und Procyon, und man wird hierbey an des älteren Herschel Angabe erinnert, nach welcher Wega einen, wenn auch sehr kleinen, dennoch schon meßbaren Durchmesser zeigen sollte. Zwischen den Wendekreisen, wie dieß der Verf. auch aus eigner, öfterer Anschauung erwähnt, ist das Funkeln nur bey jenen Fixsternen deutlich bemerkbar, welche sich etwa 12 bis 15 Grade über den Horizont erheben, während die höher nach dem Zenith stehenden in ruhigerem Lichte glänzen. Nicht zwar der Zustand der Feuchtigkeit, wohl aber die elektrische Stimmung der Atmosphäre wirkt verändernd auf die Erscheinung ein. So kündigt sich der Eintritt der gewitterhaften Regenzeit, so auch das nahe Ereignen von Erdstößen durch ein merkbares Funkeln auch der höher stehenden Sterne an.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Die Geschwindigkeit des Sternenlichtes durchmißt nach Struves neuesten Beobachtungen und Berechnungen den Abstand der Sonne zur Erde in 8′ 17″, 78, mithin in jeder Secunde 41,549 geogr. Meilen, und dieselbe Schnelligkeit scheint auch das gemeine terrestrische Licht zu haben. Dagegen zeigte das Licht der Reibungs-Elektricität nach Wheatstone eine um $\frac{1}{3}$ größere Schnelligkeit, welche 62,500 geogr. Meilen auf die Secunde ergab. Hievon verschieden fanden die Beobachter des Telegraphen in den vereinigten Staaten die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des hydrogalvanischen Stromes um mehr denn 10mal geringer als die des Sternenlichtes, nur zu 4060 g. Meilen in einer Secunde.

Durch einen genauen Vergleich des Lichtes der Fixsterne mit dem des Vollmondes, das 801,072 mal schwächer ist als das der Sonne, fand Wollaston, daß die Lichthelle des Sirius 20,000 Millionen, fand Sir John Herschel, daß die von α Centauri 22,000 Millionen mal von jener der Sonne übertroffen werde. Wenn man jedoch nach der für beyde Sterne angenommenen Parallaxe die Entfernungen derselben mit jener der Sonne vergleicht, dann findet man, daß α Canopus ein $2\frac{3}{10}$, Sirius ein 63 mal stärkeres Licht ausstrahlen müsse als unsre Sonne, welche demnach in Beziehung auf die Intensität ihrer Lichtprocesse zu den schwächeren Fixsternen gehören würde.

Wäre das ganze Himmelsgewölbe in endloser Ausdehnung mit hinter einander liegenden Sternenschichten bedeckt und zugleich der Durchgang des Lichtes durch den Weltraum ungeschwächt, dann würde, wie dieß Olbers zuerst mit Recht erinnert, von allen Punkten des Himmels her uns ein Licht bestrahlen, welches so hell wäre als das der Sonne, so daß von dieser Königin des Tages nichts für unser Auge bemerkbar bliebe als ihre Flecken, während nur der Mond als eine dunklere Scheibe, von den andern Sternen keiner uns sichtbar würde. Ein Zustand, welcher das andre Extrem von jenem bildete, welcher Monate lang auf der Peruanischen Ebene, zwischen der Andeskette und der Südsee lastet, wo man durch die neblige, jeder elektrischen Entladung unfähige, blitz- und donnerlose Atmosphäre, vom Beginn der Nebelzeit bis zu ihrem Ende kaum den Ort, da die Sonne steht, errathen kann. Wäre ein solcher nur an einen bestimmten Länderstrich und an bestimmte Zeit gebundene Zustand der Atmosphäre, wie einige Geologen dieses vermuthen, in einer ältesten Periode der Ausbildung der Erdveste und ihres Luftkreises ein bleibender gewesen, dann würde man es begreiflicher finden, daß damals die Erde noch nicht zu einem Wohnsitz des Menschen geeignet gewesen sey, welcher zum Beachten des Himmels gemacht scheint.

Diese Richtung des Forschens nach der Welt des Lichtes ist eine so uralte und frühe gewesen, daß man die Himmelskunde als die Muttermilch betrachten kann, durch welche der forschende Menschengeist seine erste Nahrung und Bekräftigung empfieng; denn das Auge, durch die Welt des Lichtes

geweckt, ward nun auch für die des Irdischen und Dunklen aufgethan. Die Idee von der Beziehung der Planeten und Fixsterne auf die Sonnenbahn, die Eintheilung der Ekliptik in 12 gleiche Theile sind alt chaldäisch und höchst wahrscheinlich den Griechen aus Chaldäa selbst (nicht aus dem Nilthale) höchstens im 6. Jahrhundert vor Chr. zugekommen. Aber auch die Griechen kannten schon zu Homers und Hesiods Zeiten die Sternbilder der Bärin, den Arctur, Bootes und den Hund des Orion (Sirius), den Orion selber, die Plejaden und Hyaden, und schon bey den ältesten Hebräern (wie das Buch Hiob bezeugt) waren die vornehmsten dieser Constellationen benannt und bekannt. Der kleine Bär war von den Phöniciern gekannt und bey der Schiffahrt längst benützt worden, als Thales ihn in die griechischen Sternbeschreibungen einführte; den „Thierkreis-Gürtel" nahmen die Griechen erst zu den Zeiten des Anaxagoras in ihre Himmelssphäre auf, behielten aber, wie es scheint, so viele Unbequemlichkeiten dieß auch mit sich führte, selbst für die Sternenregion des Zodiacus die Namen der früher von ihnen gebildeten Sternbilder bey, obgleich nur in der Zahl 11, indem sie den Scorpion in zwey Abschnitte theilten, bis sie zu Hipparchs Zeiten die Waage hinzufügten.

Obgleich der viel besprochene ägyptische Thierkreis zu Dendera, Esne und den Propyläen zu Dendera als Werke aus den ersten Zeiten der römischen Weltherrschaft neuerdings erkannt sind, und durch Adolph Holtzmanns Untersuchungen über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises (1841) Aug. Wilh. Schlegels Annahme des hohen Alters der in Indien gefundenen Thierkreise zweifelhaft gemacht worden ist, so bleiben dennoch Zeugnisse genug übrig, durch welche die Beobachtung der Sterne und des Sonnenlaufes als eine schon von den Urahnen unsers Geschlechtes gelöste Aufgabe sich anerkennen läßt. Die Sothis Periode und der heliakische Aufgang des Sothis (Sirius) berechtigt nach Lepsius neuesten Untersuchungen zu der Annahme, daß die vollständige Einführung des ägyptischen Calenders in jene dunkle Periode von fast 33 Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung zu setzen sey, dahin, wo nicht nur die Sonnen-Sommerwende und mithin der Anfang des Nil-Anschwellens auf den Anfang des ersten Wassermonates (den ersten Pachon) fiel, sondern auch der heliakische Aufgang des Sothis.

Nicht nur einzelne Sterne und ihre Configuration, sondern auch einzelne für das bloße Auge erkennbare Sternhaufen und Sternenschwärme waren bereits dem frühesten Alterthum bekannt, namentlich die Plejaden, die Krippe im Krebs, der Sternhaufen am Handgriff des Schwertes des Perseus, das Haupthaar der Berenice. Doch ist diese bedeutungsvolle Parthie der Sternkunde, welche einer unendlich viel höheren Stufe unsers sinnlichen Erkennens angehört, erst durch die Anwendung der Fernröhre der Beobachtung zugänglich geworden. Die Stellung der Sternhaufen und Sternenschwärme (nicht der Nebelflecke, welche uns das Teleskop sichtbar macht) fällt mit der Lage der Milchstraße (diesem alten Wege des Phaeton nach Demokrit und Manilius) zusammen, deren Pole der eine in die Nähe des Haupthaares der Berenice, der andere zwischen Phönix und Wallfisch zu stehen kommen. Wenn alle planetarischen, örtlichen Verhältnisse auf die Ekliptik, auf den größten Kreis, in welchem die Ebene der Sonnenbahn die Sphäre durchschneidet, bezogen werden; so finden, gleich bequem, viele örtliche Beziehungen der Fixsterne (z. B. die ihrer Anhäufung oder Gruppirung) auf den fast größten Kreis der Milchstraße statt. In diesem Sinne ist dieselbe für die siderische Welt, was die Ekliptik vorzugsweise für die Planetenwelt unsers Sonnensystemes ist. Die Milchstraße schneidet den Aequator, gegen den sie um 63° geneigt ist, im Einhorn, zwischen Procyon und Sirius und in der linken Hand des Antinous, sie theilt mithin die Himmelssphäre in zwey etwas ungleiche Hälften, deren Areal sich ohngefähr wie 8 zu 9 verhält. Ihre Breite ist sehr veränderlich, beträgt zwischen dem Vordertheil des Schiffes und dem Kreuze nur 3—4 Grade, anderwärts 16, ja da, wo sie getheilt ist, 22°. Der weißliche Lichtschimmer, den die Milchstraße zeigt, kommt nicht von den nur sparsam eingestreuten Nebelflecken, sondern von den zusammengedrängten kleinen Sternschichten, die sich im Teleskop großentheils in Sterne auflösen lassen, welche sich auf einem schwarzen, ganz dunstfreyen Grunde projiciren.

Kugelförmige Sternhaufen und Nebelflecke von regelmäßiger ovaler Form sind in der Milchstraße gleich selten, beyde finden sich dagegen in großer Entfernung von der Milchstraße auffallend angehäuft, namentlich sind in den Maghellanischen Wolken isolirte Sterne, kugelförmige Sternhaufen in allen Zuständen der Verdichtung und Nebelflecke von ovalem so wie unregelmäßigem Umriß vermischt erschienen.

Unser an eignen Anschauungen so reiche Reisender giebt der südlichen Hemisphäre des Sternhimmels einen entschiedenen Vorzug vor der nördlichen. Sie ist reicher an sichtbaren Sternen der Zahl nach, reicher an Sternhaufen und Nebelflecken. Auch die Milchstraße hat ihren herrlichsten Glanz zwischen dem Vordertheil des Schiffes und dem Schützen, sie übertrifft hierin noch den Glanzpunkt an der nördlichen Halbkugel, der in die Gegend vom Adler und Schwan dahin fällt, wo die Milchstraße sich theilt. Die Stelle des geringsten Glanzes und der Verödung der Milchstraße fällt in die Gegend des Einhorns wie in die des Perseus.

Die neuesten Forschungen haben zu der Ueberzeugung geführt, daß die Milchstraße aus einem System von concentrischen, von einander abstehenden Ringen gebildet sey. Der Standort, den man unserer Sonne anweist, ist excentrisch, in einer der verödeteren Regionen, die dem südlichen Kreuze (dem einen Knoten der Milchstraßenringe) näher liegt als dem entgegengesetzten Knoten. Die Tiefe, zu der unser Sonnensystem in das Sternstratum, welches die Milchstraße bildet, eingetaucht liegt, soll nach John Herschel von der südlichen Grenzoberfläche an gerechnet, dem Abstande oder Lichtwege von Sternen der neunten und zehnten Größe gleich seyn.

Ausführlicher und tiefer auf die räthselhafte Erscheinung eingehend, als dieß gewöhnlich in den astronomischen Werken zu geschehen pflegt, verweilt sich der Verfasser des Kosmos bey der Betrachtung der neu erscheinenden und bald nach ihrem meist plötzlichen (nicht allmählichen) Aufglänzen wieder verschwundenen Sterne. Er führt 21 derselben an: 1) den von 134 v. Chr., Hipparchs Stern, von den Chinesen erwähnt, im Scorpion. 2) Den von 123 nach Chr. im Ophiuchus, welcher ebenfalls, wie die folgenden drey von den Chinesen beobachtet war. 3) Vom J. 173 wurde im Centaur gesehen; 4) 369; 5) 386 einer im Schützen, 6) 389 bey α im Adler zur Zeit des Kaisers Honorius (leuchtete 3 Wochen), 7) 393 im Scorpion, chinesische Beobachtung; 8) 827, abermals im Scorpion, arabische Beobachtung; 9) in der Cassiopea 945; 10) 1012 im Widder; 11) und 12) nach chinesischem Bericht 1203 und 1230 im Schwanz des Scorpions und zwischen Ophiuchus und der Schlange. 13) Zwischen Cepheus und Cassiopea 1264. 14) Tycho's neuer Stern 1572 in der Cassiopea. 15) und 16) in den Jahren 1578 und 1584 nach chinesischer Beobachtung nur vom letzteren die Stellung im Scorpion angegeben. 17) Der von Kepler beschriebene im Schwan 1600 bis 1621, dann 1655, dann 1665, seit 1682 als Stern sechster Größe geblieben. 18) Der große neue Stern am rechten Fuße des Ophiuchus 1604, 19) nach chinesischen Beobachtungen 1609. 20) Schon 1670 im Fuchs, dann erst nach einem Zeitraum von 178 Jahren wieder ein kleiner Stern im J. 1848 neu erschienen, von sechster Größe, jetzt 1850 kaum noch von eilfter.

Allerdings scheint die Beobachtung von γ Argus, der nach unbestimmbaren Zeiträumen plötzlich in ungewöhlich hellem Lichtglanz dasteht, die Vermuthung zu begründen, daß vielleicht einige der eben angeführten Fälle unter die Reihe der veränderlichen Sterne gestellt werden könnten (namentlich der von 1600); dennoch hat Arago gezeigt, daß man sich sehr irren würde, wenn man alle neu erscheinende Sterne als periodisch aufglänzende betrachten wollte. Fast alle zeigten sich meist plötzlich von erster Größe, nur die Sterne von 1600 und 1670 im Schwan und Fuchs und der von 1848 im Ophiuchus waren, jener von dritter, dieser von fünfter Größe. Vier Fünftheile der eben angeführten neuen Sterne zeigten sich in der Nähe der Milchstraße oder in ihr selber, mehrere davon in einem und demselben Sternbild, nämlich 5 im Scorpion, 3 in der Cassiopea und dem Cepheus, 4 im Ophiuchus. Der Verfasser des Kosmos erinnert bey der Frage über die Ursache

der merkwürdigen Erscheinung an die Verwandtschaft des Leuchtens der Sonnen-Photosphären mit elektromagnetischen Naturprocessen unsrer Erde.

Ueber die periodisch veränderlichen Sterne werden uns in dem weiteren Verlauf des vorliegenden Werkes aus dem Briefwechsel seines Verfassers mit dem berühmten Argelander mehrere sehr beachtenswerthe Bemerkungen des letzteren mitgetheilt.

Allerdings erscheint die Mehrzahl der veränderlichen Sterne in röthlichem Lichte, doch ist diese Farbe keineswegs ein constantes Anzeichen der Veränderlichkeit. Nur bey 24 veränderlichen Sternen hält Argelander die Periode des Lichtwechsels für ziemlich nahe bestimmbar, bey 10 von diesen kommt sie der Dauer eines Erdjahres nahe oder übertrifft dieselbe noch, bey zweyen erreicht sie die Länge von 5 bis 6 Monaten, überhaupt bey vieren währt sie mehrere Monate, bey einem über einen Monat lang, bey den andern nur einzelne Wochen oder Tage. Nur ein veränderlicher Stern ($\alpha$ Orionis) ist von erster, 4 sind von zweyter Größe, die andern sind Sterne von geringerem Range der Lichtstärke. Bey einigen veränderlichen Sternen ist das Maaß sowohl des Maximums als des Minimums der Lichthelle äußerst schwankend und der Abstand zwischen beyden bald mehr, bald minder groß. Der veränderliche Stern im Sobieskyschen Schild wechselt zuweilen (in je 71 Tagen 17 Stunden) nur von der 6. bis zu $6\frac{1}{2}$., andre Male von der 5. ja 4. bis zur 9. Größe. Die kürzeste Periode hat $\beta$ Persei (68 Stunden 49 Min.), die längste M. 30 Hydrae Her. (von 495 Tagen). Mehrere nehmen geschwinder zu als ab, bey andern, wie bey $\beta$ Lyrae, dauert die Zunahme ohngefähr eben so lang als die Abnahme, an Mira Ceti ist dieses Verhältniß ein unbestimmtes und sogar wechselndes.

Höchst beachtenswerth erscheint Argelanders auf die astronomischen Beobachtungen von 58 Jahren begründete Nachweisung von einer fortgehenden Abnahme der Dauer des Lichtwechsels an Algol. Diese Abnahme wird in neuerer Zeit immer bemerkbarer, obgleich der Unterschied im Ganzen im Verlauf von 7600 Perioden der Lichtwandlung nur auf 7 Secunden angewachsen ist. Bey $\beta$ Lyrae findet in der Zeit von 13 Tagen ein zweymaliges geringeres und größeres Abnehmen des Glanzes statt, bey ihm hat seit der Entdeckung der Veränderlichkeit die Schnelligkeit der Zunahme des Lichtes eine Zeit lang sich vermindert, ist aber jetzt wieder im Zunehmen. Bey $\chi$ Cygni scheinen im Verlauf der größern Periode der Veränderlichkeit mehrere kleine Einzelperioden statt zu finden, ebenso bey Mira Ceti und $\delta$ Cephei. Bey einigen ist die Veränderlichkeit zuweilen so gering, daß sie für unsre Beobachtungen unmerklich wird, so bey Variabilis Coronae borealis.

Unter den an keine bestimmte Periode ihres starken Ausstrahlens und ihrer darauf folgenden Lichtabnahme gebundenen Sternen steht $\eta$ Argus obenan. Dieser in einem Nebelfleck stehende Stern glänzt mit einem gelblich rothen Lichte, welches dunkler als das des Mars ist. Oefters, in Zeiträumen von unbestimmbarer Dauer, übertrifft seine Lichtstärke kaum die der Sterne von zweyter Größe, ja Burchell schätzte ihn von 1811 bis 1815, während seines Aufenthaltes im südlichen Afrika, nur von viertem Range, während er ihn 1827 in Brasilien wie einen Stern der ersten Größe, dem $\alpha$ Crucis gleich glänzen, 1828 wieder zum zweyten Rang herabgesunken sah. Auch Halley hatte den merkwürdigen Stern im Jahr 1677 von vierter Größe geschätzt, Lacaille im Jahr 1754 von zweyter. Am genauesten beobachtete die Lichtveränderung des $\eta$ Argus Sir John Herschel während seines Aufenthaltes am Cap. Er sah denselben am 16. Dec. 1837 so hell glänzen, daß er an Lichtstärke nur dem Sirius und Canopus nachstand.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. **Herausgegeben von Mitgliedern** 23. Januar.

Nro. 13. **der k. bayer. Akademie der Wissenschaften** 1851.


**Cours de Chimie générale. Par J. Pelouze, membre de l'Institut, professeur de chimie au Collège de France, Président de la Commission des Monnaies et E. Fremy, professeur de chimie à l'Ecole polytechnique. Ouvrage accompagné d'un Atlas de 49 planches gravées en taille douce. Tome troisième in 8. Paris chez Victor Masson libraire rue de l'Ecole de Medicine. 950 pages 1850.**

In Nr. 201 und 202 Jahrgang 1849 dieser Blätter haben wir über die beyden ersten Bände dieses Werkes, welche die unorganische Chemie enthalten, Bericht erstattet. Der vorliegende dritte Band, womit das Werk beschlossen wird, umfaßt die organische Chemie, eine Sparte, welche sich in unseren Tagen zu einem sehr hohen Grade der Ausbildung emporgeschwungen hat.

Als vorläufige Notiz über die allgemeinen Eigenschaften der organischen Substanzen werden hier die unmittelbaren organischen Stoffe erwähnt, d. h. diejenigen Gebilde, welche nur Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten, dann eine zweyte am häufigsten vorkommende Klasse aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehend, und endlich diejenigen, welche außer den drey genannten Elementen noch Stickstoff enthalten. Häufig finden sich außer diesen Stoffen noch Schwefel, Phosphor, Chlor, Jod, Eisen ꝛc. in der Zusammensetzung. Die unmittelbaren organischen Stoffe kommen in der Natur nur selten rein vor, fast immer sind sie von anderen organischen Stoffen begleitet, von welchen sie getrennt werden müssen; dieß geschieht durch die unmittelbare organische Analyse, welche vermöge der leichten Beweglichkeit und Zersetzbarkeit der Stoffe vermittelst Wärme, Säuren und Alkalien, wodurch ihre Individualität aufgehoben wird, viel größere Schwierigkeiten darbietet, als die Analyse der unorganischen Verbindungen. Vorläufig berühren hier die Verf. den Einfluß der Wärme, des Sauerstoffs auf organische Gebilde, so wie einiger Flüssigkeiten, welche mit der Fähigkeit begabt sind, dieselben aufzulösen oder zu verändern. Keine der organischen Substanzen vermag der intensiven Glühhitze zu widerstehen, jedoch je nach der Natur des organischen Stoffes können die Erscheinungen, welche die Wärme auf dieselben hervorbringt, von dreyfacher Art seyn.

1) Die Substanz ist flüchtig und kann destillirt werden, ohne irgend eine Zersetzung zu erleiden; hieher gehören Weingeist, Aether, Holzgeist, Essigsäure ꝛc.

2) Ein Theil der Substanz verflüchtigt sich, während ein anderer zersetzt wird, wie Oxalsäure und Indigotin.

3) Die Substanz wird durch die Glühhitze vollkommen zersetzt und giebt zu neuen Verbindungen Veranlassung, wie Stärke, Gummi, Zucker, Harze ꝛc.

Die ternären organischen Gebilde in ganz trocknem Zustande absorbiren in den meisten Fällen bey der gewöhnlichen Temperatur den Sauerstoff aus der Luft nicht, bey erhöhter Temperatur geht aber die

Absorption des Sauerstoffs von statten, was die Bildung von Wasser und Kohlensäure zur Folge hat. Unter Mitwirkung der Feuchtigkeit absorbiren viele Körper den Sauerstoff, wodurch sie sehr verändert werden und eine Art von langsamem Verbrennen erleiden, was Liebig mit dem Ausdruck Eremakausie belegt hat. Dieß langsame Verbrennen erleiden vorzüglich die fetten und ätherischen Oele, so wie auch einige stickstoffhaltige Körper, wie die thierische Faser, Albumin, Käsestoff ꝛc.

Was die auflösende Einwirkung der Flüssigkeiten betrifft, so werden hiezu Wasser, Weingeist, Aether, selten Holzgeist, Terpentinöl, verdünnte Auflösungen von Säuren und Alkalien verwendet. Zu den verschiedenen Reagentien, durch deren Wirkung die organischen Gebilde Veränderungen erleiden, gehören vorzüglich Chlor, Salpetersäure, die Alkalien, Kalk und Baryt ꝛc. Einige stickstoffhaltige Substanzen geben Veranlassung zur Bildung flüchtiger Basen, wenn sie in Berührung mit Kali destillirt werden; auf diese Weise entsteht nach Fritsche durch die Destillation des Indigo mit Kali das flüchtige Anilin, nach Gerhard aus dem Chinin das flüchtige Chinolein; die Cyansäure verbindet sich mit Ammonium und bildet nach Wöhler den künstlichen Harnstoff. Das Zinkchlorür wurde von Masson, Gerhard und Balard bey Untersuchung organischer Substanzen angewendet; der Alkohol wird davon in Aether und in zwey neue Kohlenwasserstoff-Verbindungen verwandelt und das Kartoffelöl in Anyl.

Durch das Einwirken von Reagentien auf organische Substanzen ist man dahin gelangt, die Ameisensäure nicht mehr aus den Ameisen abzuscheiden, sondern sie direkt zu bilden mit Hülfe der Schwefelsäure und des Manganhyperoxyd auf Stärke oder Zucker, die Oxalsäure nicht mehr aus dem Rumex oder der Oxalis zu scheiden, sondern durch Salpetersäure aus Stärke darzustellen, die Bernsteinsäure nicht mehr aus dem Bernstein zu gewinnen, sondern sie zu bilden durch die Einwirkung der Salpetersäure auf verschiedene fette Körper, den Harnstoff nicht aus dem Harn abzuscheiden, sondern ihn nach Liebig durch Behandlung des cyansauren Kalis mit schwefelsaurem Ammoniak zu erzeugen. Aus den angeführten Thatsachen ergiebt sich, daß es dem Chemiker gestattet ist, verschiedene unmittelbare organische Stoffe künstlich darzustellen. Die Zahl dieser durch Kunst erzeugten organischen Gebilde vermehrt sich täglich und das Studium derselben bildet in unseren Tagen einen der interessantesten Gegenstände, welche die organische Chemie aufzuweisen hat.

Die Elementar-Analyse der organischen Substanzen wurde zuerst von Lavoisier ausgeführt. Alle Verbesserungen und die verschiedenen Methoden, welche seit jener Zeit von Berzelius, Gay-Lussac, Chevreuil, Liebig ꝛc. befolgt wurden, sind von den Verf. hier ausführlich beschrieben worden.

Bevor die Verf. die Untersuchung der größtentheils in der Natur vorkommenden unmittelbaren Stoffe beginnen, geben sie eine Uebersicht der durch Kunst hergestellten Amide, worunter man solche neutrale, saure oder basische Verbindungen versteht, die sich von einem Ammoniaksalz durch die Elemente des Wassers unterscheiden und durch Benetzung mit Wasser in Ammoniaksalze umgewandelt werden. Wahrscheinlich ist es, daß dereinst alle organischen Basen als Amide betrachtet werden dürften, obgleich für diese Ansicht zur Zeit noch nicht hinreichende Thatsachen vorhanden sind.

Hierauf werden die vorzüglichsten organischen Säuren in eine Gruppe zusammengestellt. Die Oxalsäure im krystallisirten Zustande $= C^2\ O^3, 3HO$ im leeren Raum getrocknet, verliert zwey Aequivalente Wasser und ist nun $= C^2\ O^3\ HO$. Sie hat mit der Honigsteinsäure gemein, daß sie wie jene in ihren Salzen keinen Wasserstoff enthält. Die Destillation des neutralen oxalsauren Ammoniaks gab nach Dumas Veranlassung zur Entdeckung des Oxamids, welche Substanz der Typus der Amidklasse wurde. Eine bey weitem größere Menge von Oxamid wird gebildet, wenn man dem Oxaläther flüssiges Ammonium hinzusetzt. Bey Gelegenheit der Essigsäure werden die verschiedenen Methoden Essig zu bereiten, so wie auch die Schnellessigfabrication von Schutzenbach angeführt. Die reine concentrirte Essigsäure $= C^4\ H^3\ O^3, HO$ hat ein spec. Gewicht von 1,063; sie besitzt die merkwürdige Eigenschaft, daß ihre Dichtigkeit durch einen Zusatz von

30 Proc. Wasser erhöht wird und nun durch das hinzugefügte Wasser ein spec. Gewicht von 1,079 erreicht. Die Essigsäure zeichnet sich vor vielen organischen Säuren dadurch aus, daß sie das Eyweiß aus seiner Auflösung nicht niederschlägt, dagegen aber den Faserstoff auflöst. Die Affinität der Essigsäure kann durch Alkohol gestört werden, und zwar bis zu dem Grade, daß ein Gemeng von Alkohol und Essigsäure nicht mehr das trockne Lacmuspapier röthet, noch ferner auf einige kohlensaure Salze zersetzend wirkt. Mehrere essigsaure Salze, wie z. B. das essigsaure Silber und Kupfer, entwickeln beym Glühen eine concentrirte Essigsäure, während die Basis in metallischem Zustande zurückbleibt; andere, wie der essigsaure Baryt geben Aceton, indem kohlensaurer Baryt bleibt. Das essigsaure Kali mit einem Ueberschuß von Kali destillirt bildet Sumpfgas oder Halbkohlenwasserstoffgas, welches bisher im reinen Zustande nicht dargestellt werden konnte. Doppeltessigsaures Kali ist in neuerer Zeit von Melsens entdeckt worden; es wird gebildet, wenn man ein Gemeng von neutralem essigsauren Kali in Essigsäure aufgelöst bis zur Trockne abraucht.

(Fortsetzung folgt.)

## Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

Er erreichte das Maximum seiner Helligkeit am 2. Juni 1838, wurde bald nachher schwächer als Arctur, blieb aber bis Mitte April noch heller als Aldebaran. Hierauf wurde er noch etwas schwächer, blieb kaum noch ein Stern der ersten Größe, dann aber, im April desselben Jahres glänzte er wieder so mächtig auf, daß er nach den Aussagen der Beobachter in Calcutta und am Cap heller als Canopus, fast wie Sirius erschien. Auf dieser Stufe der Helligkeit hat sich der Stern noch zu Anfang des Jahres 1850 gezeigt, ist sich mithin hierin 7 Jahre lang gleich geblieben. Ueberhaupt scheint $\eta$ Argus seit 1677 ohngefähr 8 — 9 Oscillationen der Lichtstärke gehabt zu haben.

Eine Zunahme des Lichtes haben Struve und J. Herschel seit 1838 an Capella, Veränderungen der Lichthelle hat man am $\varepsilon$ des großen Bären so wie am Polarstern bemerkt. Indem der Verfasser des Kosmos die Möglichkeit der Veränderung in der Stärke des ausstrahlenden Lichtes und der ausstrahlenden Wärme in Anspruch nimmt, findet er auch darin einen Grund der Erklärung jenes Temperaturwechsels, der unsern Planeten im Verlauf seiner Entwicklungsgeschichte betroffen haben muß, obwohl hiebey jene Vorgänge der Wärmeentwicklung, welche im Innern des Planeten statt fanden, vom bedeutendsten Gewicht waren.

Während die fortrückende Bewegung im Weltraum für Arctur, $\mu$ der Cassiopea und 61 des Schwans in 1000 Jahren bis zu $1\frac{1}{4}$, $1\frac{3}{4}$ und 3 Vollmondsbreiten anwächst und überhaupt bey 20 Fixsternen die fortrückende Bewegung als eine nicht viel minder ansehnliche erscheint, ist sie bey vielen andern so gering, daß sie nur durch die vollkommensten Meßwerkzeuge erkannt werden kann. Durch jene Bewegung wird allmählig der gegenseitige Abstand und die Stellung der Sterne so verändert, daß z. B. einst in unbestimmbar ferner Zeit das Sternbild des südlichen Kreuzes seine jetzige Configuration verlieren wird, indem seine vier Hauptsterne in verschiedenen Richtungen sich fortbewegen.

Von hohem Interesse ist das, was Al. v. Humboldt nicht nur aus den öffentlich bekannt gewordenen Berichten Bessels über die veränderlichen Bewegungen bey Sirius und Procyon, sondern aus dem vertraulichen Briefwechsel jenes großen Astronomen mittheilt. Bessel war zu der Ueberzeugung gekommen, daß dergleichen Sterne, deren veränderliche Bewegungen in den vervollkommensten Instrumenten bemerkbar werden, Theile von Systemen seyen, welche vergleichungsweise mit den großen Entfernungen der Sterne von einander auf kleine Räume beschränkt sind. Als die einzig statthafte Erklärung erschien ihm die, daß die veränderliche Bewegung in der Anziehung eines uns unsichtbaren (sehr lichtschwachen oder planetarisch dunklen) Weltkörper begründet seyn müsse, der mit dem hellleuchtenden ein

gemeinsames System bildet. In einem Briefe vom Juli 1844, einem der letzten, den vielleicht der treffliche Mann vor seinem Tode schrieb, spricht Bessel noch einmal seine Ueberzeugung aus, daß Sirius und Procyon wahre Doppelsterne seyen, bestehend aus einem sichtbaren und einem unsichtbaren Sterne. „Es ist," so sagt er, „kein Grund vorhanden, das Leuchten für eine wesentliche Eigenschaft der Weltkörper zu halten. Daß zahllose Sterne sichtbar sind, beweist nichts gegen das Daseyn eben so zahlloser unsichtbarer." — — Man kann die einfache Voraussetzung nicht tadeln, daß eine Veränderung der Geschwindigkeit nur in Folge einer Kraft statt findet, und daß die Kräfte nach den Neutonischen Gesetzen wirken. Obgleich Struve und Fuß aus ihren Berechnungen und aus den zu Pulkowa angestellten Beobachtungen ein Resultat erhielten, das sie an Bessels Ansicht zweifeln machte, ist dennoch diese Ansicht — das letzte Vermächtniß eines treuen Beobachters der Gestirne an die Nachwelt, — durch eine große Arbeit von Peters in Königsberg und durch den fleißigen Calculator am nordamerikanischen Nautical Almanac vollkommen bestätigt worden.

Schon La Place spricht sich bey Gelegenheit seiner Erwähnung der plötzlich aufflammenden (neu erscheinenden Sterne) über die Möglichkeit aus, daß z. B. der Tychonische Stern von 1572 ein noch immer an seinem Orte stehender Weltkörper seyn könne, der nur dadurch zu einem für uns unsichtbaren (dunklen) geworden sey, daß der Lichtproceß in ihm ein schnell vorübergehender war. So könnten selbst Sonnen ihren Schein verlieren.

Was die Parallaxen und die aus ihnen berechneten Entfernungen der Fixsterne betrifft, so führt Peters in seiner Arbeit über die Entfernung der Fixsterne (1846) bereits 33 Sterne an, deren Parallaxe er für bestimmbar und für bereits berechnet hält.

Es geht aus diesen Beobachtungen hervor, daß im Allgemeinen weder die unserm Auge als die größten erscheinenden Fixsterne auch die größte Parallaxe haben und mithin uns die nächsten sind, noch auch die schnellbeweglichsten. Denn Wega, Arctur und vor Allen Capella haben eine 3 bis 8mal kleinere Parallaxe als der unansehnliche 61 im Schwan. Noch schneller als der zuletzt genannte Stern rücken 2151 Puppis und ε Indi im Weltraum fort, und dennoch beträgt ihre Entfernung von uns 3 und 4mal so viel als die von α Centauri, der unter allen in dieser Beziehung genauer beobachteten Fixsternen der nächste an unsrer Sonne ist.

Von den bis zu unsern Tagen verzeichneten Doppelsternen, deren Zahl sich auf 6000 beläuft, sind bereits gegen 650 als wirkliche physische, ein gemeinsames System bildende anerkannt, indem man an ihnen, wenn auch nicht Bewegungen um den gemeinsamen Schwerpunkt, so doch eine gemeinsame, fortrückende Bewegung im Weltraum beobachtet hat. Die größten, hellglänzendsten Doppelsterne am Himmel sind α Centauri und α Crucis der südlichen Hemisphäre; zu den schönsten Gegenständen der teleskopischen Beobachtung gehören an unsrem nördlichen Himmel die auch für das unbewaffnete Auge nicht unansehnlichen, obgleich nur einfach erscheinenden ζ Bootis und γ Leonis. Nur von 14 bis 16 Doppelsternen haben sich bisher die Bahnelemente berechnen lassen. Die meisten von diesen zeigen eine Eccentricität der Bahn, welche jener unsrer Cometenbahnen gleich kommt, nur η Coronae und Castor beschreiben Bahnen, deren Eccentricität jene der Pallas- und Junobahn nicht übertrifft. Die Umlaufszeit von ζ Herculis ist die kürzeste, sie dauert nur 30, die von ξ Urs. maj. 60 bis 61, von p. Ophiuchi 74, von α Centauri 77 Jahre; die Dauer des Umlaufes der andern bisher berechneten beträgt Hunderte von Jahren.

Mit den Betrachtungen der Doppelsterne schließt der Verfasser des Kosmos die erste Abtheilung des dritten Bandes seines großartigen, reichen Werkes, auf dessen Vollendung Leser unter allen gebildeten Nationen unsrer Zeit mit Verlangen aufsehen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Cours de Chimie générale.

(Fortsetzung.)

Bey 200° giebt es die hinzugefügte Essigsäure in krystallisirtem Zustande wieder ab und kann daher nach Melsens dazu dienen, sich durch Erwärmen krystallisirte Essigsäure zu verschaffen; ferner kann es benützt werden, eine verdünnte Essigsäure zu concentriren, indem man dieselbe mit essigsaurem Kali vermengt und dann abraucht. Das Aceton ($C^6 H^6 O^2$), früher bekannt unter dem Namen von Pyro-Essiggeist, wird durch Destillation in einer eisernen Retorte aus einem Gemenge von 2 Theilen essigsauren Bley und 1 Theil Kalkpulver erhalten; es muß zu wiederholtenmalen über Chlorcalcium rectificirt werden. Das gereinigte Aceton ist eine durchsichtige farblose Flüssigkeit, kocht bey 56° und hat ein spec. Gewicht von 0,792. Der chlorigtsaure Kalk zersetzt es in Chloroform.

Bey der Weinsteinsäure werden nicht weniger als fünf verschiedene Modificationen angegeben, zu welchen dieselbe bey einer allmählig erhöhten Temperatur Veranlassung giebt.

Die Citronensäure, welche außer im Saft der Citrone in vielen anderen sauren Früchten vorkömmt, unterscheidet sich durch die auffallendsten Charaktere von der Weinsteinsäure. Plantamour hat in der neuesten Zeit die interessante Beobachtung gemacht, daß wenn Citronensäure in Chlorgas den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird, dieselbe sich in eine ölige Substanz von penetrantem Geruch verwandelt, welche ein specif. Gewicht von 1,75 hat, bey 200° ins Kochen geräth und die Formel $C^8 Cl^8 O^3$ hat. Durch Erwärmen wird die Citronensäure in Aconitsäure und in einige andere Säuren zersetzt.

Die Gallussäure entsteht durch die allmählige Zersetzung des in Wasser aufgelösten Gerbstoffs; ihre Bildung wird dadurch sehr beschleunigt, daß man der Auflösung eine stickstoffhaltige Substanz hinzusetzt. Die Umwandlung des Gerbstoffs in Gallussäure wird mit dem Ausdruck Gallusgährung bezeichnet. In den Galläpfeln ist sie nicht, wie man früher glaubte, enthalten, sondern sie bildet sich erst an der Luft auf Kosten der in den Galläpfeln enthaltenen animalischen Substanz.

Organische Basen. Obgleich man geraume Zeit der Meinung gewesen, daß in der vegetabilischen und animalischen Organisation nur neutrale oder saure Stoffe vorhanden seyen, so hat sich doch gezeigt, daß in derselben auch Verbindungen vorkommen, welche alkalische Eigenschaften besitzen und wie die Metalloxyde oder Ammoniak sich mit Säuren zu wirklichen Salzen vereinigen. Diese sind mit dem Ausdruck organische Basen bezeichnet worden. Nachdem Sertürner zuerst 1817 eine organische Base im Opium entdeckt hatte, wurden bald darauf mehrere in der China und in anderen Substanzen organischer Natur aufgefunden; in unseren Tagen ist man dahin gelangt, einige organische Basen durch Kunst darzustellen. Fast alle sind fest, mehr oder weniger fähig zu krystallisiren mit Ausnahme derjenigen aus dem Tabak und dem Schierling, welche flüssig sind; alle enthalten mehr oder weniger Stickstoff. Leucin, Cantharidin, Kreatinin ꝛc. gehören zu den künstlich dargestellten Basen. In den Pflanzen kommen die Basen selten frey vor,

fast immer sind sie mit Säuren verbunden, wie mit Salzsäure, Aepfelsäure, Milchsäure, Essigsäure oder mit eigenthümlichen Säuren, der Meconsäure und Chinasäure. Das von Wurz dargestellte Methylammoniak und das Ethylammoniak sind als künstliche Basen zu betrachten. Im Opium sind außer dem Morphium noch 7 andere organische Basen entdeckt worden, Codein, Narkotin, Thebain ꝛc., unter denen aber das Morphium, welches zu 10 Proc. darin vorkömmt, das meiste Interesse gewährt. Die beyden organischen Basen aus der China, das Chinin und das Cinchonin unterscheiden sich nur durch ein Aequivalent Sauerstoff, welches sich im Chinin mehr befindet, als im Cinchonin. Jede dieser Basen unter Zusatz von Kali einer Destillation unterworfen giebt Veranlassung zu einer neuen flüchtigen Basis, schwerer als Wasser, welche Gerhardt mit dem Namen Chinolein oder Leukol, bestehend aus $C^{18}$ $H^{7}$ N, belegt. Das basische schwefelsaure Chinin ist fast das einzige Chininsalz, welches eine große Anwendung gefunden hat. Die Fabrication desselben ist der Gegenstand einer bedeutenden Industrie geworden. Wenn es nach dem Schmelzen in der Dunkelheit gerieben wird, so verbreitet es einen Phosphorglanz. Das Strychnin ist in der Nux vomica (Krähenaugen) nicht mit Igasursäure, wie die Entdecker desselben (Pelletier und Caventou) angaben, sondern mit Milchsäure verbunden. Das Nicotin mit Aepfelsäure und Citronensäure verbunden in den getrockneten noch nicht der Gährung ausgesetzten Tabakblättern enthalten, ist ein flüssiges Alkaloid, welches keinen Sauerstoff enthält; es hat die Formel $C^{20}$ $H^{14}$ $N^{2}$. Obgleich außerordentlich giftig und in dieser Hinsicht der Blausäure sehr nahe kommend, ist es dennoch im Rauche des brennenden Tabakes enthalten. Da der Tabak mit der Landwirthschaft, der Chemie und Industrie in innigem Zusammenhange steht, so geben die Verf. hier sehr interessante Aufschlüsse über das in Frankreich befolgte Verfahren in der Fabrication des Tabaks, was aber umständlich mitzutheilen uns der Raum dieser Blätter nicht gestattet. Die getrockneten Tabakblätter hinterlassen bey ihrem Verbrennen eine große Quantität Asche, nämlich 17 bis 24 Proc., in welcher fast niemals Thonerde und Natron, um so mehr aber kohlensaures Kali gefunden wird. Die Menge der in Wasser auflöslichen Theile aus der Tabakasche ist indeß sehr verschieden; die Asche der Blätter von Maryland enthält 41 Proc. und die der Rippen dieser Blätter enthält sogar 70 Proc. in Wasser auflösliche Theile, welche in dem in Frankreich cultivirten Tabak in weit geringerer Menge enthalten sind. Die Blätter von Virginien und von einigen Departementen Frankreichs werden vorzugsweise zum Schnupftabak verwendet; sie enthalten die größte Menge Nicotin, während in den sogenannten leichten Tabaksorten aus Maryland, Elsaß ꝛc., welche zur Fabrication des Rauchtabaks und der Cigarren verwendet werden, die geringste Menge Nicotin enthalten ist. Wenn nun in den frischen Blättern des Tabaks saures apfelsaures Nicotin, apfelsaurer Kalk, ein eyweißartiger Stoff und Holzfaser vorkommen, so finden wir in dem gegohrenen Tabak essigsaures Nicotin, kohlensaures Ammoniak nebst der aus der Holzfaser entstandenen Ulminsäure, welche dem Tabak seine braune Färbung ertheilt. Obgleich durch diese aus Versuchen hervorgegangenen Ansichten die Theorie der Tabakgährung um etwas deutlicher geworden ist, so lassen die Erscheinungen dieser wichtigen Operation doch noch manches zu wünschen übrig. Die Fabrication des Schnupftabaks, des Rauchtabaks und der Cigarren ꝛc. ist bekanntlich für Frankreich Regie; im Jahre 1847 hat der Staat davon einen reinen Gewinn von 85 Millionen Franken bezogen.

Man gab den Namen Caffein der krystallisirbaren Substanz, welche in den Kaffeebohnen gefunden wird, und bezeichnete mit dem Ausdrucke Thein den aus dem Thee abgeschiedenen krystallisirbaren Stoff. Späterhin wurde wahrgenommen, daß die beyden genannten Substanzen identisch sind. Sowohl im Kaffee, als im Thee ist die alkalische Basis mit Aepfelsäure verbunden enthalten. Im Kaffee befinden sich 3 bis 5 Proc. dieser Substanz, und zwar wahrscheinlich mit einer eigenthümlichen Säure, der Kaffeesäure, verbunden. Beym Brennen des Kaffee's bildet sich außer dem bitteren ein flüchtiges aromatisches Princip, braun, von ölartiger Consistenz und schwerer als Wasser; man hat es mit dem Namen Kaffean belegt.

Neutrale Körper. Holz. Es besteht aus zwey in ihrer Zusammensetzung abweichenden Substanzen, der Pflanzen- oder Holzzelle, und der Zel-

lenfubſtanz (Celluloſe). Erſtere iſt im harten Holze vorherrſchend, ſo wie in den Fruchtkernen. Das reine Holz wird durch Schwefelſäure ſchwarz und löst ſich in Chlor auf, was mit der Celluloſe nicht der Fall iſt; auch giebt erſteres mehr Wärme beym Verbrennen, als die Celluloſe, aus welchem Grunde die harten Hölzer den weichen zur Heizung vorzuziehen ſind. Die Celluloſe wird in alter Leinwand, der Charpie, dann im weißen Filtrirpapier und im Hollundermark am reinſten angetroffen. Die in den Pflanzen enthaltene Celluloſe wird beym Genuß der Gemüſe nicht verdaut. Wenn ſie ſich in Schwefelſäure auflöst, wird ſie, ohne ſich zu färben, in Dextrin und Traubenzucker verwandelt. Wird die Celluſe in concentrirte Salpeterſäure getaucht, ſo verbindet ſie ſich mit der Säure, ohne ihre Form zu verändern. Hiedurch entſteht das Pyroxyl oder die Schießbaumwolle, eine Entdeckung, welche zwey deutſchen Chemikern, Schönbein und Böttcher, gebührt, deren Priorität aber hier für Pelouze, obgleich ganz mit Unrecht, vindicirt wird.

Stärke. In kaltem Waſſer ſo wie in reinem Eſſig und Weingeiſt iſt ſie nicht auflöslich, wohl aber in den übrigen verdünnten Säuren und in den alkaliſchen Laugen. Obgleich neutral, kann ſie ſich doch mit einigen Baſen und Metalloxyden in beſtimmten Verhältniſſen verbinden. Wird die Stärke einer Temperatur von 160° ausgeſetzt, ſo verwandelt ſie ſich in Dextrin. Dieſe Subſtanz wird im Großen dadurch hergeſtellt, daß man z. B. 1000 Theile getrocknete Stärke mit 2 Theilen Salpeterſäure, welche zuvor mit 300 Theilen Waſſer verdünnt iſt, benetzt. Nachdem die mit der verdünnten Säure gut vermengte Maſſe an der Luft getrocknet iſt, wird ſie in dünnen Scheiben bis zu einer Temperatur von 120° C erwärmt, und nach Verlauf von 2 Stunden iſt alle Stärke in Dextrin verwandelt. Da das Dextrin in vielen Fällen das Gummi zu erſetzen im Stande iſt, ſo wird die Darſtellung desſelben fabrikmäßig und ſehr im Großen betrieben. Faſt Alles, was über den anderen Beſtandtheil, welcher in den Cerealien die Stärke begleitet, das Gluten und über das Brod ſelbſt geſagt wird, iſt ſo unvollkommen und lückenhaft, daß wir es hier mit Stillſchweigen übergehen; die über dieſen Gegenſtand gemachten Erfahrungen beſonders hinſichtlich der Zuſammenſetzung des Brodes ſcheinen dem Verf. gänzlich unbekannt geblieben zu ſeyn.

Zucker. Die beyden vorzüglichſten Zuckerarten, welche im organiſchen Reiche vorkommen, ſind erſtlich derjenige, welcher in unſeren ſauren Früchten angetroffen wird, bekannt unter dem Namen Traubenzucker, Glucoſe, — dann der Rohrzucker aus dem Zuckerrohr, den Runkelrüben, Ahorn, Ananas ꝛc. Nur der erſtere, nämlich der Traubenzucker kann künſtlich aus neutralen Subſtanzen durch verdünnte Säuren und auf andere Weiſe erzeugt werden. Auch der unkryſtalliſirbare Zucker, ſo wie der Milchzucker werden hier erwähnt, obgleich die Eigenſchaften des letzteren denen des Rohr- und Traubenzuckers weit entfernt liegen. Der Traubenzucker oder Stärkezucker (Glucoſe) kann aus dem Honig und aus allen ſauren Früchten abgeſchieden oder künſtlich aus Stärke, Holz ꝛc. gebildet werden. Er kömmt am häufigſten in weichen, runden Körnern vor. Durch Schwefelſäure wird er in eine eigenthümliche Säure, Zuckerſchwefelſäure zerſetzt, welche mit Kalk und Baryt auflösliche Salze bildet. Durch Zuſatz von Kali wird der Traubenzucker augenblicklich braun, wodurch er ſich vom Rohrzucker auf eine auffallende Weiſe unterſcheidet. Er reducirt leicht das in Kali gelöste weinſaure Kupfer. Mit Baryt verbunden verwandelt ſich der Traubenzucker allmählich in Glucinſäure.

Rohrzucker. Kryſtalliſirt in ſechsſeitigen Prismen, iſt ſehr hart, leuchtet im Dunkeln beym Reiben, ſchmelzbar zu einer durchſichtigen Maſſe (amorpher Zucker), in wenig Waſſer leicht löslich, die Löſung wird durch kein Reagens getrübt. Durch die meiſten verdünnten Säuren, auch durch die organiſchen, wird er ſchnell in Traubenzucker verwandelt. Der Rohrzucker verbindet ſich mit Kali, Baryt und Kalk, ohne eine Zerſetzung zu erleiden und ohne eine braune Farbe anzunehmen. Hiedurch unterſcheidet er ſich weſentlich vom Traubenzucker.

Nach den Eigenſchaften des Zuckers wird die Theorie der geiſtigen Gährung, wozu der Zucker Veranlaſſung giebt, entwickelt. Man betrachtet die Gährung als eine Modification, die ſich unter dem Einfluß des Ferments in der Natur eines Körpers offenbart, wobey das Ferment nur durch ſeine Gegenwart wirkt, ohne dem zu zerſetzenden Körper etwas zu nehmen, noch abzutreten. Hiebey ſind als

unabweisbare Bedingungen eine Temperatur von 10° bis 30°, so wie die Gegenwart des Wassers und der Luft nothwendig. Die Beobachtung, daß der Rohrzucker durch die Einwirkung des Ferments zuerst in Traubenzucker umgewandelt und dann erst die Gährung beginnt, wird ohne Bedenken Dubrunfaut zugeschrieben, ohne die früher in Deutschland über diesen Gegenstand angestellten Versuche zu erwähnen.

Der wasserfreye, über Kalk oder kohlensaures Kali destillirte Weingeist (absoluter Alkohol) ist giftig; nach seinem Einspritzen in die Adern erfolgt unmittelbar der Tod, wahrscheinlich durch die Coagulation des Blutes. In Berührung mit Chlor verliert er zwey Aequivalente Wasserstoff, wodurch er in Aldehyd verwandelt wird. Das von Döbereiner entdeckte Aldehyd ist von Liebig einer genauen Untersuchung unterworfen worden. Es besitzt das Reductionsvermögen in einem so hohen Grade, daß das damit in Berührung gebrachte salpetersaure Silberoxyd schnell auf metallisches Silber zurückgeführt wird. Der Weingeist kann durch Schwefelsäure, durch einige andere Säuren, so wie durch Zinkchlorür und Kalium in Aether übergeführt werden, woraus der Schwefeläther, der sogenannte Normaläther entsteht. Bey seiner Bildung verbindet sich die Schwefelsäure mit dem im Weingeist enthaltenen Aether, wodurch Schwefelweinsäure entsteht. Der Aether, diese leichte, höchst brennbare Flüssigkeit, hat außer ihren vielfälligen Anwendungen in der neueren Zeit auch noch die gefunden, daß sie in die Respirations-Werkzeuge eingeführt das Bewußtseyn aufhebt, wodurch dem Wundarzt gestattet wird, am menschlichen Körper Operationen zu verrichten, welche in diesem Zustande schmerzlos vorübergehen.

Durch die Wasserstoffsäuren wird der Weingeist in eigenthümliche Aetherarten verwandelt, welche aus dem Radikal des Normaläthers mit dem Radikal der angewendeten Säureverbindungen bestehen. Wenn daher der Normaläther die Formel $C^4\ H^5\ O$ hat, so würde der sogenannte Salzäther durch $C^4\ H^5\ Cl$ zu repräsentiren seyn. Wir umgehen eine große Reihe von Aetherarten, welche hier beschrieben werden, indem sie mit Ausnahme des Essigäthers nur ein untergeordnetes Interesse gewähren.

Bey den verschiedenen Weinen werden die Methoden, fremde Substanzen im Weine nachzuweisen, so wie die Analyse des Weines überhaupt, sehr unvollständig angegeben; beym Bier ist weder von einer Untersuchung auf die Qualität desselben, noch von einer Bierprobe die Rede.

Der von Taylor entdeckte Holzgeist ist diejenige Flüssigkeit, welche am besten mit dem Weingeist verglichen werden kann. Bey der Destillation des Holzes bildet sich der Holzgeist, und in den übergehenden Producten ist er namentlich von Essigsäure und von Aceton begleitet. Nach Dumas und Peligot, welche ihn genauer untersucht haben, hat er die Formel $C^2\ H^4\ O^2$. Er besteht aus einem Radikal Methyl, welches die Formel $C^2\ H^3$ hat. Wird der Holzgeist mit Platinschwamm in Berührung gebracht, so verwandelt er sich schnell in Ameisensäure. Mit Schwefelsäure destillirt gibt er Veranlassung zu einem eigenthümlichen Aether, den Methyläther. Dem Holzgeist reiht sich das Chloroform an. Wegen der Vorzüge, welche dieser Körper in Bewirkung der Anästhesie vor dem Aether gewährt, wird derselbe auch in Frankreich sehr im Großen fabricirt. Das Chloroform ($C^2\ H\ Cl^3$) hat im reinen Zustande ein spec. Gewicht von 1,48 und charakterisirt sich durch die Eigenschaft vermittelst Alkalien in ameisensaure Salze und Chlorverbindungen umgewandelt zu werden.

Aetherische Oele. Die meisten derselben befinden sich im organischen Reiche völlig ausgebildet und einige können schon durch einen mechanischen Druck abgeschieden werden, wie das Oel aus den frischen Citronen- und Pomeranzenschaalen; andere entstehen erst durch Berührung mit Wasser, wie das Oel im Senf; eine dritte Classe endlich kann nur künstlich vermittelst Reagentien gebildet werden. Wenn man z. B. das Salicin mit doppelt chromsaurem Kali und Schwefel behandelt, so entsteht ein eigenthümliches ätherisches Oel. Die Verf. theilen die ätherischen Oele nach ihrer Zusammensetzung in drey Classen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Cours de Chimie générale.

(Fortsetzung.)

Die erste Classe umfaßt diejenigen, welche nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen; die zweyte diejenigen, welche außer diesen beyden Elementen noch Sauerstoff enthalten, und endlich die dritte die schwefelhaltigen Oele. Unter den Oelen der ersten Classe ist das Terpentinöl ($C^{20} H^{16}$) eines der wichtigsten. Es kann sich mit 6 Atomen Wasser verbinden, woraus farblose, durchsichtige Prismen entstehen. Läßt man in Terpintinöl einen Strom von Chlorwasserstoff streichen, so bildet sich ein weißer krystallinischer Körper, welchen man mit dem Namen künstlicher Kampher belegt hatte. Diese Entdeckung wurde von Kind in Lübeck gemacht. Der Name des Entdeckers wird aber hier nicht erwähnt, wohl aber werden einige französische Chemiker genannt, welche späterhin Versuche über diesen Gegenstand angestellt haben. Die Formel des künstlichen Kamphers ist $C^{20} H^{16} H Cl$; er kann betrachtet werden als eine Zusammensetzung aus gleichen Raumtheilen Terpentinöl und Chlorwasserstoffsäure. In diese Classe der ätherischen Oele gehören auch das Citronen- und Pomeranzenöl; beyde haben die Formel $C^{10} H^{8}$. Unter den ätherischen Oelen, welche außer Kohlenstoff und Wasserstoff auch noch Sauerstoff enthalten, ist das Oel der bittern Mandeln eines der merkwürdigsten. Es ist ursprünglich in den bittern Mandeln nicht enthalten, sondern wird nur durch die Berührung derselben mit Wasser gebildet, indem das Emulsin oder Synaptas auf das in den Mandeln enthaltene Amygdalin zersetzend einwirkt. Die Verf. nennen dieß die Mandelgährung. Das Oel der bittern Mandeln, schwerer als Wasser, ist sehr giftig. An der Luft, so wie durch einige Reagentien wird es in Benzoesäure und in verschiedene andere Substanzen verwandelt. Seine Form ist $C^{14} H^{6} O^{2}$.

Aus der Classe der schwefelhaltigen Oele erwähnen wir das Oel aus dem schwarzen Senf, dem Meerrettig, Löffelkraut, der Asa foetida und dem Knoblauch. Das Senföl ist nicht ausgebildet in den Senfkörnern enthalten, sondern entsteht erst während der Gährung durch die Einwirkung des in den Samen enthaltenen Ferments (Myrosin). Das durch Destillation mit Wasser erhaltene Senföl ist schwerer als Wasser, von stark penetrantem Geruch. Die Haut wird davon augenblicklich zerstört. Es hat die Formel $C^{8} H^{5} N S^{2}$. Mit flüssigem Ammoniak in Berührung gebracht bildet es eine organische Basis in Krystallen (Thyosinammin). Auch durch braunes Bleyhyperoxyd verliert das Senföl Schwefel und wird in eine andere organische Basis umgewandelt (Sinapolin). Das Knoblauchöl, leichter als Wasser, enthält keinen Stickstoff und hat die Formel $C^{6} H^{5} S$.

Die Harze, welche zum Theil aus den ätherischen Oelen entstehen, haben zwar eine große industrielle Wichtigkeit, lassen aber hinsichtlich einer genauen Kenntniß ihrer chemischen Zusammensetzung noch Vieles zu wünschen übrig. Die sauren so wie die neutralen Harze sind mit Oelen verbunden, andere Harze dagegen enthalten kein Oel.

Fette Körper. Diese waren vor der großartigen Arbeit Chevreul's sowohl in ihrer Zusammensetzung, als in ihren vorzüglichsten Eigenschaften nur wenig bekannt. Chevreul zeigte, daß sich die Oele, wie auch die festeren Fette als ein Gemeng von verschiedenen Fettstoffen verhalten, nämlich von Stearin, Elain, Margarin (letzteres vorzüglich im Menschenfett enthalten), und daß dieselben bey der Seifenbildung in Glycerin, in Stearinsäure und Elainsäure umgewandelt werden. Das Stearin ist vorherrschend in den festen Fetten, das Elain in den leicht flüssigen Fetten und den Oelen. Das Stearin wird durch Kali, Natron oder Kalk beym Kochen in Stearinsäure und Glycerin zersetzt und zwar in der Art, daß 100 Theile Stearin ein Gemeng von 102,6 an Gewicht geben, bestehend aus 94,6 Stearinsäure und 8 Glycerin. Die Stearinsäure, welche aus dem Talg durch Kalk gebildet und davon durch Schwefelsäure getrennt wird, ist es, welche fabrikmäßig im Großen zur Bereitung der Stearinkerzen dargestellt wird. Die Stearinsäure wird durch die Einwirkung der Salpetersäure in Korksäure verwandelt. Das von Scheele entdeckte Glycerin begleitet stets die bey der Seifenbildung hervorgehenden Produkte durch die fetten Oele; nur das Spermaceti macht eine Ausnahme, indem sich durch Einwirkung der kaustischen Alkalien auf dasselbe statt des Glycerin eine eigenthümliche Substanz, das Ethal bildet. Das Glycerin scheint nach Rochleder, so wie die Fettsäuren selbst, in den Fetten schon ausgebildet enthalten zu seyn. Wenn man nämlich in eine Auflösung von Ricinusöl in absolutem Alkohol einen Strom von trocknem Chlorwasserstoffgas streichen läßt, das Gemeng mit Wasser schüttelt, um die Fette davon zu trennen, die wäßrige Lösung abraucht und dann mit Aether behandelt, so bleibt ein Rückstand, welcher alle Eigenschaften des Glycerins besitzt.

Wir können nicht unterlassen, mit wenig Worten eines wichtigen Zweiges der Industrie zu gedenken, welcher aus Chevreul's in kleinem Maaßstabe angestellten Versuchen hervorgegangen ist, d. i. die Darstellung der Stearinsäure und hieraus die Fabrication der Stearinkerzen. Nachdem Chevreul bekannt gemacht hatte, auf welche Weise die alkalischen Basen auf die Fette einwirken, um sie in Seifen zu verwandeln, unternahmen es zwey geschickte Fabrikanten, Milly und Motard, hiezu den wenig kostspieligen Kalk anzuwenden und fanden, daß der Kalk die fetten Oele und den Talg schneller verseife, als dieß mit Kali und Natron der Fall ist. Von ihnen wurde der Kalk zum erstenmale im Großen angewendet, in der Absicht, mit Hülfe von Wasserdämpfen geschmolzenen Talg zu verseifen, d. h. ihn in Stearinsäure zu verwandeln. Der hierauf in kleine Stücke zerschlagene stearinsaure und elainsaure Kalk wird in großen hölzernen Gefäßen vermittelst verdünnter Schwefelsäure und wieder unter Mitwirkung von Wasserdämpfen zersetzt, wodurch schwefelsaurer Kalk gebildet wird, der sich zu Boden setzt, während Stearin- und Elainsäure abgeschieden werden, und nun auf der Oberfläche schwimmen. Die beyden hinreichend gewaschenen Fettsäuren werden nach dem Erkalten in eine hydraulische Presse gebracht, um die flüssige Elainsäure von der festen Stearinsäure zu trennen. Die gereinigte feste Stearinsäure ist nun zur Fabrikation der Kerzen geeignet, und die ausgepreßte flüssige Elainsäure wird zur Darstellung der Elainseife verwendet.

Zum Beschluß dieses Abschnittes werden diejenigen Fette beschrieben, welche im Gehirn angetroffen werden, nämlich das feste Fett mit Phosphor (Hirnsäure), das flüssige Fett mit Phosphor und Cholesterin nebst Spuren von Elain und Margarin.

Farbstoffe. Obgleich die Farbstoffe in allen Theilen der Pflanzen und auch in einigen Thieren vorkommen, so sind einige doch nicht in der vegetabilischen Organisation ausgebildet vorhanden, sondern entstehen erst während der Gährung durch oxydirende Kräfte oder auch durch Berührung mit Ammoniak. Der Indigo wird durch Alkalien so wie auch durch Salpetersäure in Isatin und in einige neue Säuren verwandelt, welche die Verf. ausführlich beschreiben. Der Darstellung der Pigmente schließt sich die Angabe der Verfahrungsarten an, welche in der Färberey angewendet werden.

Animalische Chemie. Bey den animalischen Substanzen haben sich die Verf. an keine systematische Eintheilung gehalten, sondern tragen die

Gegenstände ziemlich nach Willkühr vor, nämlich zuerst die stickstoffreichen Gebilde, dann die animalischen Flüssigkeiten, und hierauf folgen wieder feste Substanzen, welche letztere sie animalische Gewebe nennen. Die zuerst vorkommenden festen Substanzen bezeichnet als unmittelbare Principien sind der Harnstoff und die Harnsäure nebst der reichhaltigen Gruppe von Verbindungen, welche aus der Zersetzung dieser beyden Körper entstehen. Der Harnstoff, welcher außer seinem Vorkommen im Harn aus der Cyansäure mittelst Ammoniak künstlich dargestellt werden kann, befindet sich nach Millon auch in der Thränenfeuchtigkeit und unter gewissen Umständen im Blute. Der Harnstoff hat die Fähigkeit sich mit verschiedenen Säuren zu verbinden, und verhält sich bis auf einen gewissen Grad wie eine organische Basis. Seine Formel ist $C^2 N^2 H^4 O^2$. Die Harnsäure befindet sich wie der Harnstoff im Urin der fleischfressenden Thiere, kömmt aber auch häufig vor bey den Vögeln, Schlangen, in den Harnsteinen ꝛc. Durch trocknes Chlor wird die Harnsäure mit Hülfe der Wärme in Cyansäure umgewandelt. Außerdem giebt sie Veranlassung zu vielen anderen Umwandlungen als Allantoin, Alloxan, Alloxansäure, Alloxantin, Murexid, merkwürdig wegen seiner schönen purpurrothen Farbe ꝛc. Das Xantin, welches nur selten in den Harnsteinen vorkömmt, wird als eine Modification der Harnsäure betrachtet. Ebenso wird das Cystin, welches immer Schwefel enthält, nur selten in den Harnsteinen angetroffen. Die stickstoffhaltige Hippursäure findet sich im Harn der Kinder und der grasfressenden Thiere. Das in den Muskeln verschiedener Thiere vorkommende Creatin ist weiß, ohne Geruch und Geschmack; durch concentrirte Säuren wird es in leicht krystallisirbares Creatinin, welches alkalisch reagirt, umgewandelt. Liebig hat nicht nur das Creatin, sondern auch das Creatinin im menschlichen Harne nachgewiesen. Das Creatinin wird durch Kochen mit Baryt in eine neue organische Basis, Sarkosin, umgewandelt.

Eyweißartige Substanzen. Protein. Alle eyweißartigen Substanzen, das vegetabilische und animalische Albumen, der Faserstoff, der Käsestoff ꝛc. sind nach Mulder die Verbindung von Schwefel, Phosphor und einigen Salzen mit einer eigenthümlichen stickstoffhaltigen Substanz, welche er Protein nennt. Es ist eine weiße geruchlose Substanz, welche schnell die Feuchtigkeit aus der Luft anzieht, und durch Schwefelsäure und Salpetersäure in eigenthümliche Säuren umgewandelt wird. Der Faserstoff ist im reinen Zustande weiß, völlig unlöslich in Wasser, Weingeist und Aether. Man hat indessen wahrgenommen, daß der Faserstoff, aus dem Blute junger Thiere abgeschieden, sich in warmem Wasser auflöst und sich wie Eyweiß verhält. Wenn der Faserstoff längere Zeit unter Wasser liegt, so zersetzt er sich in Eyweiß, Ammoniak, Essigsäure und Buttersäure. Sehr verdünnte Salzsäure verwandelt ihn in eine zitternde Gallerte, welche sich in reinem Wasser auflöst. Die Auflösung geht noch leichter von statten, wenn man dem Gemeng einige Tropfen Magensaft hinzusetzt; hieraus wird erklärbar, warum sich der Faserstoff so schnell im Magen auflöst.



Das Eyweiß ist sehr verbreitet nicht nur in den Thieren, sondern auch in den Pflanzen. In Wasser gelöst gerinnt es vollkommen bey einer Temperatur von 75° und bildet durch das Gerinnen eine isomerische Modification, ohne einen Verlust an Wasser zu erleiden. Ebenso wie durch Wärme wird das Eyweiß auch coagulirt durch Weingeist, Aether, ätherische Oele und Kreosot. Am leichtesten geht das Gerinnen durch Salpetersäure von statten, während die Phosphorsäure mit 3 Atomen Wasser und die Essigsäure das Eyweiß nicht zum Gerinnen bringen. Kalk und Baryt schlagen das Eyweiß aus seiner Auflösung nieder und bilden mit ihm eine im Wasser unlösliche Verbindung. Fast alle Auflösungen von Metallsalzen werden durch Eyweiß präcipitirt; aus diesem Grunde ist das Eyweiß ein Gegengift bey Sublimatvergiftungen, indem es sich mit dem Sublimat zu einer unlöslichen Verbindung vereinigt. Das geronnene Eyweiß zersetzt das oxydirte Wasser nicht, während dieß mit dem Faserstoff augenblicklich der Fall ist.

Der aus der Milch abgeschiedene und gereinigte Käsestoff ist weiß, in Wasser kaum auflöslich, in Weingeist unlöslich; in den Alkalien löst er sich auf, und wird daraus durch Säuren niedergeschlagen,

welche sich mit ihm verbinden. Die Phosphorsäure ist die einzige Säure, welche sein Gerinnen nicht veranlaßt. Die unauflöslichen Verbindungen des Käsestoffs mit Essigsäure, Weinsäure und Oxalsäure lösen sich in einem Ueberschuß dieser Säuren auf. Durch Fäulniß verwandelt sich der Käsestoff in eine eigenthümliche Substanz, Leucin. Diese Substanz wird auch gebildet durch die Einwirkung der Schwefelsäure auf den aus den Muskeln ausgeschiedenen Faserstoff.

Den Beschluß dieser Körper machen die gallertartigen Substanzen, der Leim und das Chondrin. Die Beschreibung derselben ist sehr oberflächlich und läßt hinsichtlich der bekannten Thatsachen viele Lücken.

Cyan $C^2N$. Die Cyanverbindungen sind alle sehr ausführlich und zweckentsprechend beschrieben mit Benützung der neuesten zahlreichen Versuche und Resultate auf diesem Gebiete. Es würde uns viel zu weit führen, hier auf das Speciellere einzugehen.

Animalische Flüssigkeiten. Die alkalische Reaction des Blutes der Menschen, Säugethiere und Vögel schreiben die Verf. dem Natron zu. Das durch die Ruhe erstarrte Blut setzt auf der Oberfläche eine grünlich gelbe Flüssigkeit, das Serum ab, welches außer verschiedenen unorganischen Salzen größtentheils Eyweiß mit Spuren von Fett enthält. Im Blute selbst befindet sich Sauerstoffgas, Stickstoffgas und kohlensaures Gas. Der rothe Farbstoff des Blutes, Hämatosin, hinterläßt beym Verbrennen in der Asche nur Eisenoxyd.

Der Speichel eines gesunden Menschen enthält nach der neuesten Analyse von Wright: Ptyalin, Fettsäure, Eyweiß mit Natron, Mucus, Schwefelcyankalium, Chlorkalium mit Chlornatrium, milchsaures Kali mit milchsaurem Natron.

Die Galle war der Gegenstand einer großen Anzahl von Analysen von Berzelius, Thenard, zuletzt von L. Gmelin und Demarcay. Letzterer kömmt auf die alte Meinung zurück, die Galle als eine Seife zu betrachten, entstanden aus einer Verbindung des Natrons mit einer harzigen stickstoffhaltigen Säure, welche er Cholsäure nennt und annimmt, daß das von L. Gmelin entdeckte Taurin in der Galle nicht präexistire, sondern erst gebildet werde. Berzelius nimmt in der frischen Galle eine eigenthümliche Substanz an, welche er mit dem Namen Bilin bezeichnet; sie verbindet sich mit Fellinsäure und Cholsäure zu eigenthümlichen Salzen. Liebig ist zu noch einfacheren Resultaten gelangt und betrachtet die Galle als eine Verbindung des Natrons mit der harzigen Bilinsäure. Strecker endlich ist der Meinung, daß die Galle eine Verbindung des Natrons mit 2 Cholsäuren sey, deren eine schwefelfrey, die andere eine große Menge Schwefel enthalte. Außer diesen beyden Natronsalzen hat Strecker in der Galle noch eine geringe Menge von Cholesterin, Fettsäuren und Salze wahrgenommen, deren Basen Kali, Ammoniak und Magnesia sind. Die Niederschläge, welche in der Galle durch neutrales essigsaures Bley und durch basisch essigsaures Bley entstehen, sind nach Strecker Verbindungen der beyden in der Galle vorhandenen Säuren mit Bleyoxyd.



Der Harn. Dir zusammengesetzte Natur des Harns ist nach den eingenommenen Nahrungsmitteln sehr verschieden. Dieß zeigt sich schon am Harn der grasfressenden und fleischfressenden Thiere. Während nämlich der Harn der Grasfresser trübe ist durch den darin schwebenden kohlensauern Kalk und kohlensaure Magnesia, reagirt der Harn der Fleischfresser sauer, ist klar und enthält eine große Menge Harnstoff. Daß die Verschiedenheit des Harns von der Natur der Nahrungsmittel abhängig ist, hat Chevreul dadurch zu beweisen gesucht, daß Hunde, welche ausschließlich mit Zucker genährt wurden, einen Harn lassen, welcher mit dem der Grasfresser vollkommen übereinstimmt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Oberrheinische Chronik**, älteste bis jetzt bekannte in deutscher Prosa, aus einer gleichzeitigen Handschrift zum erstenmal herausgegeben von Franz Karl Grieshaber, großherz. bad. geistl. Rath und Professor am Lyceum zu Rastatt. Rastatt. Beim Herausgeber. 1850. 8.

Ein Büchlein von nur geringem Umfange, aber dennoch in mehrfacher Hinsicht nicht ohne Wichtigkeit. Bekanntlich galt bis jetzt die im Jahre 1362 vollendete Straßburgische Chronik des Fritsche Closener (herausgegeben von A. W. Strobel und Albert Schott im ersten Bande der Bibliothek des litterarischen Vereins. Stuttgart 1843) für das älteste in deutscher Prosa geschriebene Geschichtsbuch. Der um die älteste deutsche Litteratur vielfach verdiente Herausgeber beschenkt uns so eben mit einer mindestens 20 — 30 Jahre früher entstandenen Chronik, welche ihrem Haupttheile nach bereits zu Ende 1334 oder Anfangs 1335 aufgezeichnet, und deren Schluß 1349 erfolgt ist.

An Umfang, Reichthum und Fülle des Inhalts darf sie sich zwar mit der Straßburgischen nicht messen; doch hat sie außer dem höhern Alter und sprachlichen Interesse den wesentlichen Vorzug, daß sie vom Ende des XIII. Jahrhunderts an auf gleichzeitigen Aufzeichnungen beruht und durchaus Original ist, während Fritsche Closener auf dieses Lob nicht überall Anspruch machen darf.

Die Handschrift — ein Geschenk von Freundes Hand — ist mit Schriftzügen aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auf Pergament in kleinem Format geschrieben und besteht aus zwey verschiedenen Hälften, von denen die erste auf 38 Blättern eine Disputation wider die Juden zum Behufe ihrer Bekehrung zum Christenthume, die zweyte dagegen auf 33 Blättern die vorliegende Chronik enthält. Die letztere besteht aus einem Haupttheil und mehreren Nachträgen. Der Haupttheil umfaßt 1) ein durch ein Vorwort eingeleitetes Verzeichniß der Päbste bis zur Erwählung Benedicts XIII. im Jahre 1334. 2) Ein gleichfalls mit einem Vorworte versehenes Verzeichniß der Kaiser, kaum etwas weniger weiter als das der Päbste reichend. Dieser Haupttheil ist, mit Ausnahme von einigen Zeilen, welche die Reihe der Päbste bis zu der Erwählung Clemens VI. im J. 1342 fortführen, von Einer Hand geschrieben. Von verschiedenen spätern Händen sind die drey Nachträge, von denen der letzte die Wahl und den Tod des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg bespricht und mit dem Aufkommen der Geißler schließt.

Daß der Haupttheil der Chronik am Oberrhein, etwa in Zürch oder im Argau oder der Umgegend geschrieben worden sey, vermuthet der Her-

ausgeber mit Recht aus der Sprache sowohl als auch aus den Aufzeichnungen, welche vorwiegend Begebnisse aus dieser obern Gegend betreffen. So wird z. B. der Bund der vier Waldstette, die Regimentsveränderung und neue Verfassung von Zürich (durch Rudolf Brun 1335) und die Fehde mit Rapperschwyl folgendermaßen erzählt (S. 32): Ouch swuoren die von Luzerne zuo den von Swîz und zen Waldsten, und sasten sich wider ir herren, die herzogen von Oestrîch, und wurden einander brennen und slahen. Dar nâch fuoren die von Luzerne die Riuse abe. dô si kâmen ûf das lant, dô sluogen die von Rottenburg mê denn fünfzig ze tôde. Dar nâch wart es gericht.

Es hât sich ouch gesast in fil steten diu gemeinde wider die rête, und ist das niden das lant har ûf komen unz gen Zürich. Dâ ist es alse stark alse ze welschem lande, da Gibilinge und Gelfe sint. Und die ûs geslagen (d. i. die vertriebene Obrigkeit von Zürich) kâmen an grâve Johannes von Habeebsburg; aber diu stat nam von Nellenburg und von Tokkenburg grâven und ander guote liute, mit den fuor diu stat mit gewalt für Grinouwe, und wolte si grâve Johannes von Habeebsburg von tannen trîben, und wart mit in fechten, und gieng ime wol die wîle die sînen bî im wâren: want er fienk den grâven von Nellenburg, und wart der grâve von Tokkenburg erslagen. Dar nâch wart ouch er wol selbzwölfte erslagen, und die von Zürich ferluren wol zwênzig und behielten das felt und fuorten fier baner mit in heim, die si den fienden hatten genomen.

Ferner der Krieg der Berner mit den Freiburgern und die Schlacht von Laupen (S. 33. 34): Und in dem jâre, dô man zalte nâch gottes gebürt 1339 jâr, dô samneten sich vil herren von tiutschen und von welschen landen und ouch die von Frîburg in Oechtlant und leiten sich vür Louppen. Dô samneten sich ouch wider si die von Berne mit dien von Swîz und vachten mit in an Sant Albans tag, und gesigten die von Berne, und wart erslagen der fromme grâve Ruodolf von Nidowe und gräfe Gêrhart von Valendis und der ûfser grâfe von Sapho und ânder guoter dienstherren vil. Und wart dâ erslagen beider armer und rîcher bî XV hundert. Und dar nâch an dem sibenzehenden tage erlasch diu sunne. —

Ouch in demselben jare (1340) dô wart ein fride gemachet fünf jâr an dem kriege der von Berne und der von Frîburg in Oehtlant, und was ein nôtdurft, wanne zuo beiden teilen dô hetten liute und lant grôfsen schaden geliten.

Erst bey Rudolf von Habsburg wird die Chronik ausführlicher, und von dieser Zeit an darf sie als selbstständige Quelle betrachtet werden. Die vorhergehenden Könige und Kaiser sind meist nur mit einigen wenigen Zeilen bedacht. Doch fehlt es auch hier nicht an einzelnen interessanten Zügen und Bemerkungen. Auffallend ist der für die Gefangennehmung Richards Löwenherz durch Leopold von Oesterreich angegebene Grund; es heißt nämlich S. 22: under ime (Kaiser Heinrich VI.) lebte der bederbe herzog Liupolt von Oestrîch, ân das, daz er sich vergas an dem küning von Engelant, der in sîner kuchen briet, daz er den schaste (d. h. schatzte).

Leopolds Handlung wird aber unritterlich getadelt; was man aber unter der vielleicht sprichwörtlichen Redensart: in eines Andern Küche bra-

ten, zu verstehen hat, bleibt noch zu ermitteln. Daß sie auf die gewöhnliche Erzählung vom Entstehen der beyderseitigen Feindschaft nur wenig passen würde, scheint klar. Ist sie vielleicht gleichbedeutend mit: einem Andern ins Gäu gehen, und hatte etwa Richard sich gegen Leopolds Gemahlin Ungebührliches zu Schulden kommen lassen?

Eine andere, bisher ganz unbekannte und unerhörte Begebenheit wird ebendaselbst zum Jahre 1208 erwähnt, wo es heißt: dô beschach ein grôfser strît von den herrn in obern Swâben von eins hirzes wegen.

S. 21 wird das Geschlecht der Staufer „die herzogen von Keisersstoufen in Swâben" genannt, eine Benennung, die ebenfalls neu und unerhört ist.

Anziehend und von einem besondern Reize, wenn auch weniger für den eigentlichen Historiker, so doch für den Freund der mittelalterlichen Poesie sind die hie und da eingestreuten Bemerkungen über mehrere, wie man aus der Litteraturgeschichte weiß, episch behandelte Volkssagen.

Ueber Pilatus und Christi Rock S. 16: Dô (unter Tyberius) wart Kristus gemartert und kam Pylatus mit Kristi rocke für Tyberius. Die wîle er den an hatte, dô geschah im dekein leit. Dô im der rock genomen wart, dô tôt er sich selben, und wil man, er lige ûf Fragmunde bî Luzerne.

Das Rolandslied wird S. 19 erwähnt, wo von Karl dem Großen gesagt ist, er heiße billig der Große: want er grôfse strîte streit ze Runschifâl in dem tale, dâ sîner swester sun Rôlant erslagen wart und fil der Kristen u. s. w.

Die Sage von Wilhelm dem Heiligen von Oranse S. 20: Luodewicus, sîn sun, der des



Markîs swester hatte, der in der heidenschaft gefangen lag, dem got half under Arabel die künigin, diu mit im fuor und lies sich toufen, der umbe ir fatter, küning Terremer, und ir bruoder und küning Tiebalt ir man und fil anderre küninge kâmen ûf Aleschantz und dâ stritten, dô er verlor Fifîanz und Mile, siure swester kint, und ander fil liuts, und half ime doch got und daz rîche und Rennüwart, daz er Kîburg die künigin und Orens die burg und den sik behielt an den heiden.

Die Sage vom Schwanritter wird S. 23 erzählt: Man wil ouch, daz die von Brâbant abe gegangen wêren unz an eine juncfrouwe und ir muoter, und wolt man in daz lant hân genomen. Dô kam ein swane und zôch ein schif, dar inne lag ein ritter, und wiste nieman, wannânt oder wer er wêre. Der nam die juncfrouwe, und dô stuont das geslechte wider ûf.

Diese wenigen Bemerkungen und Andeutungen mögen genügen, um den Leser auf den mannigfachen und interessanten Inhalt des Büchleins aufmerksam zu machen. Dem würdigen und uneigennützigen Herausgeber aber drücken wir unsern Dank aus für die willkommene Gabe und den Wunsch, ihm bald wieder auf diesem Gebiete der Litteratur zu begegnen.

Dr. Franz Pfeiffer.

## Cours de Chimie générale.

(Schluß.)

Bey einigen Reptilien ist der Harn von fester Consistenz, bey den Vögeln und Fischen findet sich kein eigenthümliches Ausführungsorgan für den Harn, sondern er geht zu gleicher Zeit mit Excrementen vermengt ab. Nach den Beobachtungen von Rayer beträgt die Menge des von einem gesunden Menschen in dem Zeitraum von 24 Stunden gelassenen Harnes im Minimum 656 Gramme und im Maximum 1656 Gramm. Von den Analysen des Menschenharns sind nur die von Lecanu und Becquerel angestellten aufgenommen worden. Alles Uebrige, was über diesen Gegenstand in Deutschland beobachtet wurde, ist unerwähnt geblieben. Nur am Schluße wird hinzugefügt: nach Liebig enthält der Harn Creatin und Creatinin. Wöhler hat bekanntlich im Harn der jungen Kälber die Gegenwart des Allantoins nachgewiesen. Das Capitel über den Harn der Thiere und über die Zusammensetzung der Harnconcremente ist noch weit dürftiger ausgefallen. Mit Umgehung aller übrigen sind nur die Analysen des Harnes der Pferde, Rinder und Schweine angegeben.

Milch. Die Milch ist bey ihrem Hervortreten aus den Brüsten stets alkalisch, verliert aber diesen alkalischen Charakter sehr schnell und wird sauer, indem sich Milchsäure bildet; um dieser sauren Gährung vorzubeugen bedarf es nur eines Zusatzes von 2 bis 3 Tausendtheilen kohlensauren Natrons. Das specif. Gewicht der Frauenmilch ist von allen Milcharten das kleinste = 1,020, hierauf folgt das der Kuhmilch = 1,032, das der Ziege = 1,039, das der Schafe = 1,040, welche letztere demnach die schwerste von allen seyn würde. Boussingault hat in der Stutenmilch keine wahrnehmbaren Spuren von Butter gefunden, hingegen ist die Menge der Butter und des Käsestoffs in der Milch der Hündin nach Simon am größten; sie enthält nämlich 14,75 Butter und 16 Proc. Käsestoff. Dumas will beobachtet haben, daß in der Milch einer mit Fleisch genährten Kuh kein Milchzucker vorhanden sey. Auch hier ist zu bedauern, daß die Verf. die neuern über diesen Gegenstand veröffentlichten Versuche wie z. B. von Meggenhofen, Pleischl, Fromherz und Guggert, Gay-Lussac ꝛc. nicht benützt haben.

Als Anhang der hiemit geschlossenen Chemie der organischen Gebilde geben die Verf. eine Betrachtung über die Assimilation der Substanzen beym Wachsthum der Pflanzen, die Untersuchungen der verschiedenen Ackererden, des Düngers, der stickstoffhaltigen Salze ꝛc., und endlich eine kurze Abhandlung Chevreul's über die die chemischen Actionen einleitenden Kräfte, welche er in chemische, physische und mechanische eintheilt.

Es ist unverkennbar, daß das vorliegende Werk die vorzüglichsten chemischen Thatsachen mit Klarheit, gesunder Kritik und vielem Scharfsinn darlegt, was besonders von diesem dritten und letzten Bande gilt. Zu beklagen ist es aber, daß auf die Arbeiten der nicht französischen Zeitgenossen so wenig Rücksicht genommen worden ist. Wenn diese Vernachläßigung auch nicht durch Leichtsinn oder Selbstdünkel, sondern nur durch Unkenntniß veranlaßt ist, so bleibt dieß doch immer ein Vorwurf, der dem sonst schätzbaren Werke zu machen ist.

A. Vogel sen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. X. Wegele, Karl August, Großherzog von Sachsen Weimar. Leipzig 1850.

Zur Statistik des Königreiches Hannover. Heft 1. Hannover 1850.

J. Schwarz, Buchenblätter. Fulda 1849.

G. Hagene, Kölnische Reimchronik aus dem 13. Jahrhundert. Köln 1847.

G. Goldschmidt, Geschichte der Grafschaft Lingen und ihres Kirchenwesens insbesondere. Osnabrück 1850.

J. B. Bekk, Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Mannheim 1850.

L. Curtze, Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck. Arolsen 1850.

Fr. Delitzsch, Aus dem Stammhause der Großherzogin. Rostock 1850.

K. v. Lützow, Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1849. Schwerin 1850.

Dr. Runde, Die sächsische Landesabschätzung und deren Rechtfertigung. Dresden 1850.

Die österreichische Nationalbank und ihre Zukunft. Frankfurt 1850.

J. A. Helfert, Oesterreich und die Nationalitäten. Wien 1850.

Fontes rerum Austriacarum. II. Abth. Diplomataria acta. Bd. I. Diplomatarium miscellum seculi XIII. Urkunden zur Geschichte von Oesterreich, Steiermark, Kärnten ꝛc. Aus den Jahren 1246 — 1300. Herausg. von J. Chmel. Wien 1849.

Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oesterreich. Pesth 1850.

L. Graf Ficquelmont, Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis 4. Mai 1848. 2. Aufl. Leipz. 1850.

Esquisse de la guerre de Hongrie en 1848 et 1849. Wien 1850.

Th. Lapinsky, Feldzug der ungarischen Hauptarmee im J. 1849. Hamburg 1850.

R. Kink, Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oesterreich. Th. 1. Innsbruck 1850.

J. Wagner, Klagenfurt und seine Umgebungen. Klagenfurt 1849.

Fried. von Seelhorst, Das Heerwesen des preußischen Staates. Erfurt 1841.

R. von Patow, Die Grundsteuer-Ausgleichung im preußischen Staate. Berlin 1850.

K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preußischer Geschichte. 1786 — 1806. Berlin 1849.

A. R. von der Nitzky, Die Preußische Armee. Eine Darstellung ihrer gesammten inneren Organisation Berlin 1849.

Dr. A. Zimmermann, Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Lief. 1. Berlin 1850.

F. G. J. Thimus, Traité de droit public ou exposition méthodique des principes du droit public de la Belgique. T. I — III. Liège 1848.

P. H. Engels, De Geschiedenis der belastingen in Nederland. Rotterdam 1848.

Codex diplomaticus Neerlandicus. Verzameling van oorkonden . . . uitgegeven door het historisch

gezelschap te Utrecht. Deel I. Af deel 1. 2. Utrecht 1849.

P. Blommaert, Aloude Geschiedenis der Belgen of Nederduitschers. Gent 1849.

E. van der Maaten, Geschiedenis der Nederlanden. Aflev. 1 — 19. Amsterd. 1848 — 1850.

M. Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, Prince d'Orange. T. II. Bruxelles 1850.

J. E. Decorde, Essai historique et archéologique sur le Canton de Neufchâtel. Par. 1848.

J. Cretineau-Joly, Histoire du Sonderbund. T. 1. 2. Par. 1850.

H. B. Staunton, Sketches of Reforms and reformers of Great-Britain and Ireland. Lond. 1849.

D. Owen Madden, Revelations of Ireland in the past generation. Dublin 1848.

K. W. Krüger, Geschichte der englischen Revolution unter Karl I. Berlin 1850.

R. Holinshed, Chronicles of England, Scotland and Ireland. Vol. 1 — 6. Lond. 1807 — 8.

M. Guizot, Histoire de la révolution d'Angleterre. 4. édition, précédée d'un discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. T. 1. 2. Bruxelles 1850.

Publications of the Camden Society.

W. Atthill, Documents relating to the foundation and antiquities of the collegiate church of Middleham in the county of York. Lond. 1847.

J. G. Nichols, The diary of Henry Machyn, citizen and merchant-taylor of London from A. D. 1550 to A. D. 1563. Lond. 1848.

Pol. Vergil, English history. Vol. I., containing the first eight books comprising the period prior to the norman conquest. Ed. by H. Ellis. Lond. 1846.

J. Robson, Three early english metrical romances. Lond. 1842.

J. Hayward, Annals of the first four years of the reign of Queen Elizabeth. Ed. by J. Bruce. Lond. 1840.

Junius Secundus, Congregational Dissent as it is and as it ought to be. Lond. 1850.

Chilcott, Descriptive history of Bristol in the 14. century and in 1849. Bristol 1849.

Monumenta historica britannica: or materials for the history of Britain from the earliest period to the end of the reign of King Henry VII. Vol. I. extending to the Norman Conquest. Prepared . . by H. Petrie, assisted by J. Sharpe, finally completed for publication . . . by Th. Duffus Hardy. Lond. 1848.

Dr. A. Zimmermann, Kurze historische Entwickelung des parlamentarischen Regierungs-Systems in England. Berlin 1849.

J. Thompson, The history of Leicester from the time of the Romans to the end of the seventeenth century. Leicester 1849.

Sussex archaeological Collections; illustrating the history and antiquities of the County. Vol. I. II. Lond. 1849.

Sketches of Ireland sixty years ago. Dublin 1849.

Mag. Gr. Thomsen, Udvalgte Sagastykker. Kjöbenhavn 1846.

Staatshandbuch für die Herzogthümer Schleswig-Holstein auf das Jahr 1849. (Von Professor Ratjen.) Altona 1849.

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. (Von J. G. Droysen und K. Samwer.) Hamburg 1850.

Ch. Macfarlane, Turkey and its destiny. London 1850.

W. Irving, Lives of Mahomet and his successors. Vol. I. Lond. 1850.

C. Ritter, Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres. Berlin 1850.

C. Sartorius, Mexico. Darmstadt 1850.

Dr. F. Kottenkamp, Geschichte der Colonisation Amerika's. Bd. 1. Spanische Colonisation und Herrschaft von der Entdeckung bis 1809. Frankfurt 1850.

R. Hildreth, The history of the united states of America. Vol. 1 — 3. London 1849.

Histoire de la Géorgie depuis l'antiquité jusqu'au XIX. siècle, traduite du Géorgien par M. Brosset. P. I. Livr. 1. Pétersbourg 1849.

G. R. Gliddon, The Nile; Pharaonic, Persian, Ptolemaic, Roman, Byzantine etc. Lond. 1849.

T. E. Bowditch, An account of the discoveries of the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique. Lond. 1824.

D. C. Smyth, Original Bengalese Zumeendaree accounts, accompanied by a translation, together with a few explanatory remarks. Calcutta 1823.

H. de T. d'Arlach, Souvenirs de l'Amérique centrale. Par. 1850.

G. Buist and J. Chesson, Annals of India for the year 1848. Bombay 1849.

J. C. R. Milliet de St. Adolphe, Diccionario geographico, hist. e descriptivo do imperio do Brasil . . . translada em Portuguez pelo Dr. Cae-

tano Lopes de Moura. Publicada de direcção de Aillaud. Vol. 1. 2. Atlas. Par. 1845.

M. Bened. Raphael de Jesus, Castrioto Lusitano ou historia da guerra entre o Brazil ea Hollanda, durante os annos de 1624 à 1654. Nova edição, segunda a de 1679 impessa en Lisboa por Graesbeeck. Par. 1844.

M. L. Lindau, Neu-Südwales. Leipzig 1850.

M. Noah, The jews, Judaea and christianity. Lond. 1849.

J. Da Costa, Israel and the Gentiles. Contributions to the history of the Jews. Lond. 1850.

Dr. J. M. Jost, Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes sowohl seines zweymaligen Staatslebens als auch der zerstreuten Gemeinden und Sekten bis in die neueste Zeit. Lief. 1. Leipzig 1850.

Une visite au roi Louis-Philippe. Par. 1849.

M. C A. Walckenaer, Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Colebrooke. Par. 1848.

W. Stevens, Memoirs of the life of John Bradford. London 1832.

C. Schmaltz, Das Leben Benjamin Franklin's. Leipzig 1850.

Max. de Ront-Mond, Jeanne d'Arc, ou le récit d'un chevalier. Lille 1846.

R. Milman, The life of Torquato Tasso. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Gallerie berühmter Schweizer in Biographien. I. Winterthur 1849.

Zur Erinnerung an J. E. Hitzig. Berlin 1849.

J. Ficker, Reinald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof von Cöln. Cöln 1850.

Ch. Cuthbert Southey, The life and correspondence of the late Rob. Southey. Vol. 3. 4. London 1850.

A. Quetelet, Notice sur Louis Vincent Raoul. Bruxelles 1849.

P. Scheltema, Het leven en de letterkundige verrigtingen van den Geschiedschrijver Mr. Jakobus Scheltema. Amsterd. 1849.

W. Rich. Stowell, Memoir of the live of Richard Winter Hamilton. Lond. 1850.

J. P. Thompson, Memoir of David Hale. New York 1850.

La vita politica di Massimo d'Azeglio. Torino 1850.

M. Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de M. Rossi. Par. 1849.

Notice sur Aimé Leroy. Mons 1849.

J. Casauboni Ephemerides, cum praefatione et notis, edente J. Russell. T. I. II. Oxonii 1850.

Th. Hill, Letters and memoir of the late W. Aug. Shirley, Lord Bishop of Sodor and Man. Lond. 1849.

A. de Blanche-Raffin, Jacques Balmès, sa vie et ses ouvrages. Par. 1849.

Balthazar Bekker in Franecker. Een portret.

H. Bouman, Memoria Joannis Clarisse, theologi. Utrecht 1850.

Ch. Bartholmes, De Bernardino Telesio. Par. 1849.

Guyard de Berville, Histoire du chevalier Bayard. Lille 1850.

H. Hardouin, Essai sur la vie et sur les ouvrages de Charles Dufresne Du Cange. Amiens 1849.

W. E. Forster, William Penn an Th. B. Macaulay being brief observations made in Mr. Macaulay's history of England against the character of William Penn. Lond. 1849.

H. J. Rose, A new general biographical dictionary. Vol. 1 — 12. Lond. 1848.

J. Coad, A memorandum of the wonderful providences of God to a poor unworthy creature during the time of the Duke of Monmouth's rebellion and to the revolution in 1688. Lond. 1849.

M. D. Nisard, Les classes moyennes en Angleterre et la bourgeoisie en France. Par. 1850.

P. Bataillard, De l'apparition et de la dispersion des Bohémiens en Europe. Par. 1844.

— —, Nouvelles recherches sur l'apparition et la dispersion des Bohemiens en Europe. Par. 1849.

J. A. Grunert, Lehrbuch der Mathematik und Physik. Th. 1 — 3. Leipzig 1850.

L. A. Sohncke, Sammlungen von Aufgaben aus der Differential- und Integralrechnung. Halle 1850.

L. Preyssinger, Grundsätze der Kegelschnittslehre. Augsburg 1849.

J. J. Guilloud, Théorie générale des Calculs par approximation. Par. 1849.

Dr. W. Matzka, Versuch einer richtigen Lehre von der Realität der vorgeblich imaginären Größen der Algebra. Prag 1850.

Fr. Kinck, Erfahrungen über die Eigenschaften und zweckmäßige Behandlung des in Kufstein erzeugten hydraulischen Cementes. Innsbruck 1849.

J. Britton, The architectural antiquities of Great Britain Vol. 1 — 5. London 1826 — 1835.

Winkles architectural and pitturesque illustrations of

the cathedral churches of England and Wales by Rob. Garland. With descriptions by Th. Moule. Vol. 1 — 3. Lond. 1842.

H. Müller, Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange. Bd. 1. Leipzig 1850.

S. Sachs, Das Sonnensystem oder neue Theorie vom Bau der Welten. Berlin 1850.

Dr. O. Ule, Das Weltall. Bd. 1. Halle 1850.

Dr. C. G. Giebel, Kosmos oder Geschichte des Weltalls, der Erde und ihrer Bewohner. Leipz. 1850.

H. A. Braungard, Theorie der Bewegung der Himmelskörper so wie der im Weltalle wirkenden Kräfte. Quedlinb. 1850.

H. Chr. Oersted, Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig 1850.

Dr. R. Leubuscher, Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Berlin 1850.

Dr. Fr. Ph. Dulk, Synoptische Tabellen über die Atomgewichte der einfachen und zusammengesetzten Körper. Leipzig 1848.

G. J. Mulder, Chemische Untersuchungen. Heft 2. 3. Frankf. 1849.

P. A. F. Gérard, Histoire des races humaines d'Europe. Bruxelles 1849.

Abhandlung des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Heft 1. Regensb. 1849.

Will. Yarrell, A history of British Fishes. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

J. Gould, The Mammals of Australia. Part I. Lond. 1845.

—, The Birds of Asia. Part I. Lond. 1850.

Dr. Blattmann, Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern mit bes. Berücksichtigung von Rana esculenta. Zürich 1850.

Th. Sh. Ralph, Icones carpologicae. P. I. Leguminosae complete. Lond. 1849.

W. H. Harvey, The genera of South-African plants. Cape Town 1838.

Dr. J. D. Hannon, Flore Belge. P. I. Brux. 1849.

K. Fr. Hagenbach, Tentamen Florae Brasiliensis. Vol. 1. 2. Basel 1821 — 1834.

J. Graham, A catalogue of the plants growing in Bombay and its vicinity. Bombay 1839.

Th. F. L. Nees ab Esenbeck, Genera plantarum florae germanicae. Fasc. 1 — 26. Bonnae 1849.

Dr. G. Mettenius, Beyträge zur Botanik. Heft 1. Heidelb. 1850.



H. A. Weddel, Histoire naturelle des quinquinas ou monographie du genre cinchona. Par. 1849.

C. S. Kunth, Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales dispositа adjectis characteribus, differentiis et synonymis. Vol. 5. Stuttg. 1850.

Chr. Keferstein, Mineralogia polyglotta. Halle 1849.

Dr. R. J. Murchison, Ueber den Gebirgsbau in den Alpen, Apenninen und Karpathen . . . Deutsch bearb. von Dr. G. Leonhard. Stuttg. 1850.

Dr. C. Vogt, Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde. Th. 1. 2. Braunschweig 1849.

W. Löbe, Encyklopädie der gesammten Landwirthschaft, der Staats-, Haus- und Forstwirthschaft. Lief. 1 — 3. Leipzig 1850.

W. A. Kreysig, Noth- und Hülfsbuch gegen die Wirkungen der herrschenden Kartoffelkrankheit. Königsberg 1850.

F. W. Johnston, Experimental agriculture. London 1849.

Dr. Heine, Denkschrift über die Beförderung der Landespferdezucht im preußischen Staate. Halle 1850.

F. A. Pinckert, Das Ganze der Landwirthschaft in ihren Hauptzweigen nach den Fortschritten der neuesten Zeit. Leipzig 1850.

A. v. Lengerke, Anleitung zum Anbau des Mais. Berlin 1850.]

F. Schubert, Ueber die Weingährung. Würzb. 1849.

Dr. C. Sprengel, Meine Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzen-Cultur. Bd. 2. Leipzig 1850.

M. Arzberger, Aktenstücke, die Reform des Gewerbwesens betreffend. Gotha 1850.

C. Hartmann, Populäres Handbuch der allgemeinen und speciellen Technologie. Bd. 1. Lief. 1. Leipzig 1850.

Tredgold, On the steam engine; its progressive and present state of improvement. In divisions. A new and revised edition. Vol. I. Completing Division A. Division B. Part 1 — 4. Lond. 1850.

J. Schaffraneck, Lexikon zur Bergmannssprache. Berlin 1850.

A. Richard, Legislation française sur les mines. Par. 1838.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1850.

---

A lecture on journalism. — Blackwood's Mag. 1850 Dec.

British Museum Commission. — Edinburgh Rev. 1850 Octob.

Mommsen (Th.), Die unteritalischen Dialekte. Lpz. 1850. 4. — Journ. des Sav. 1850 Oct.

History of the english language. — Edinburgh Review 1850 Octob.

Talvi, Historical view of the languages and literature of the slavic nations; with a sketch of their popular poetry. New-York 1850. — North Amer. Review 1850 Oct.

Egger (E.), Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs, suivi de la Poétique d'Aristote et d'extraits des ses Problèmes. Paris 1849. — Journ. des Sav. 1850 Oct.

Mure of Caldwell (Will.), A critical history of the language and literature of ancient Greece. — Edinburgh Review 1850 Oct.

Kâlidasa, Vicramorvasi, a drama. Edited by Monier Williams. Hertford 1849. — Westminst. and for. quart Rev. 1850 Oct.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. Par. 1850. — Blackwood's Mag. 1850 Oct. Rev. des deux Mond. T. IV. L. 3.

The Euphrates Expedition. — Edinburgh Rev. 1850 Octob.

Ferry (Gabr.), Cabecillas y Guerrilleros, scènes de la vie militaire au Mexique. II. Les sept Norias de Bajan. — Rev. des deux Mond. 1850 T. IV. Livr. 4.

Dumas, Rapport sur le voyage de MM. d'Abbadie frères en Ethiopie. — Univ. cathol. 1850 Sept.

Septenary institutions. — Westminst. and for quart. Rev. 1850 Oct.

Bock, Dernières solennités des jeux capitolins à Rome. — L'Institut. II. Sect. No. 171. 1850.

Schayes, Tumuli découverts à Omal (province de Liège.) — Ebendaſ. No. 174.

The navigation of the ancients. — North Amer. Rev. 1850.

Toilliez (Désiré), Antiquités découvertes dans le Hainaut. — L'Institut 1850. II. Sect. No. 172.

Champollion-Figeac, Table manuelle des rois et des dynasties d'Égypte, ou papyrus royal de Turin etc. (2. P.) — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 8.

Henri, Origine des monuments en pierres brutes, désignés sous le nom de monuments celtiques ou druidiques. — Ebendaſ.

Laborde, Inventaire du roi Charles V. 21. Janv. 1380. — Ebendaſ.

Durand (Hipp.), Bains et mosaïques antiques de Pont-d'Oli (Basses-Pyrénées). — Ebendaſ.

Sartiges, Sur un bas-relief de Bayazid. — Ebendaſelbſt.

Wilkie Collins (W.), Antonina, or the fall of Rome. 3 vols. Lond. 1850. — Edinb. Rev. 1850 Oct.

Grote (Ge.), History of Greece. Vol. II. Lond. 1849. — North Amer. Rev. 1850 Oct.

Laing (Sam.), Observations on the social and political state of the european people in 1848 and 1849. Lond. 1850. — Ebendaſelbſt.

Moeurs et usages d'Espagne. (4. art.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Oct.

Blanqui, Statistique de l'Espagne. — L'Institut 1850 II. Sect. No. 174.

Moreau de Jonnès, Travail et salaires agricoles en France. Statistique sommaire de la France. — Journ. des Économistes 1850 Oct.

Pardessus, Ordonnances des Rois de France de la 3. race, Vol. XXI. Par. 1849 in fol. — Journ. des Sav. 1850 Oct.

Bouillé (R. de), Histoire des Ducs de Guise. Vol. II. Par. 1849. — Blackw. Mag. 1850 Oct.

Difficulties of republican France. — Edinb. Review 1850 Oct.

The rise, power and politics of Prussia. (Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By A. Bisset.) — Blackw. Mag. 1850 Nov.

Roualeyn Gordon Cumming, Five years of a hunter's life in the far interior of South Africa, with notices of the native tribes. Lond. 1850. 2 vols. — North Amer. Rev. 1850 Oct.

The United States. — Edinb. Rev. 1850 Oct.

Alaux (G. d'), L'empereur Soulouque et son empire. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 5.

Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de Cabanis. — L'Institut 1850 Nro. 175.

Horace and Tasso. — Edinb. Rev. 1850 Oct.

Merrick (Jam. L.), The life and religion of Mohammed, as contained in the Sheeah traditions of the Hyât-ul-Kuloob. Translated from the Persian. Boston 1850. — North Amer. Rev. 1850 Oct.

The works of John Adams, second President of the United States: with a life of the author etc. by Ch. Fr. Adams. Vol. II. Boston 1850. — Ebendaſelbſt.

Memoirs of the public and private life of William Penn. By Thom. Clarkson. Lond. 1849. — Westminst. and for. quart. Rev. 1850 Oct.

Nisard, Lord Byron et la Société anglaise. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 3.

Cockle (Jam.), On impossible equations, on impossible quantities, and on tessarines. — Philos. Mag. 1850 Oct.

Kirkman (Th. P.), On bisignal univalent imaginaries. — Ebendaſ.

Rankine (Will. J. Macquorn), On the anomaly-ruler, an instrument to assist in the graphic representation of the place of a gravitating projectile in an elliptic orbit. — Ebendaſ.

Fizeau (H.) et L. Foucault, Mémoire sur le phénomène des interférences entre deux rayons de lumière dans le cas de grandes différences de marche et sur la polarisation chromatique produite par les lames épaisses cristallisées. — Annales de Chim. et de Phys. 1850 Oct.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur par réfraction simple. — Ebendaſ.

Du-Bois-Reymond (Em.), Note sur la loi qui préside à l'irritation électrique des nerfs etc. — Ebendaſelbſt.

Plateau (J.), Recherches expérimentales et théoriques sur les figures d'équilibre d'une masse liquide sans pesanteur. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Août 1850. — Ebendaſelbſt.

Newport (George), On the reciprocal relation of the vital and physical forces. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Nov.

Schoenbein, De l'influence de la lumière solaire sur l'activité chimique de l'oxygène et de l'origine de l'électricité des nuages et des orages. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Oct.

Porro, Note sur l'action préservatrice des paratonnerres. — L'Institut 1850 I. Sect. No. 853.

Brewster (Sir Dav.), Note sur les phénomènes du spectre solaire. — Ebendaſ. No. 856.

Adie (Rich.), On the causes which influence the changes of isothermal lines. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Oct.

Thomson (Will.), Remarks on the forces experienced by inductively magnetized ferromagnetic or diamagnetic non-crystalline substances. — Philos. Mag. 1850 Oct.

Graham (Thom.), On the diffusion of liquids. — Ebendaſ.

Figuier (L.), Les aérostats et les aéronautes depuis la découverte de l'aérostation. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 2.

Senarmont (H. de), Expériences sur la formation artificielle, par voie humide, de quelques espèces minérales qui ont pu se produire dans les sources thermales sous l'influence combinée de la chaleur et de la pression. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Oct.

Rivot (L. E.), De l'emploi de l'hydrogène dans les analyses des substances minérales. — Ebendaſ.

Corenwinder (Benj.), Mémoire sur les combinaisons definies de l'iode et du phosphore. — Ebendaſ.

Berthelot (Marc.), Sur quelques phenomènes de dilatation forcée des liquides. — Ebendaſ.

Bertholot (Marc.), Sur un procédé simple et sans danger pour démontrer la liquéfaction des gaz et celle de l'acide carbonique en particulier. — Ebendaſelbſt.

Alvaro-Reynoso, Note sur plusieurs combinaisons nouvelles de l'ammoniaque avec les cyanoferrures et en particulier avec le cyanoferrure de nickel. — Ebendaſ.

Hugard, Etude crystallographique de la strontiane sulfatée etc. — Annal. des Mines 1850 Livr. IV.

Martens, Moyen de reconnaître les falsifications des farines. — L'institut 1850 I. Sect. No. 852.

Wilson (G.), On the presence of Fluorine in blood and milk. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Oct.

— —, On the extent to which Fluoride of Calcium is soluble in water at 60° F.

Chatin, Recherches sur l'iode des eaux douces; présence de ce corps dans les plantes et les animaux. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Oct.

Lassaigne, Note sur les taches de matière cérébrale deposées sur les tissus. — Ebendaſ.

Dessaignes, Nouvelles recherches sur la production de l'acide succinique au moyen de la fermentation. — Ebendaſelbſt

Kosmann, Recherches sur le Kermes minéral. — — Ebendaſ. Nov.

Thorel, Préparation du sulfate de fer et du safran de mars. — Ebendaſ.

Gobley, Sur la cause de la coloration de l'argent par les oeufs soumis à l'action de la chaleur. — Ebendaſ.

Rose (H.), Sur le dosage quantitatif des matières inorganiques dans les substances organiques. — Ebendaſ.

Kyd (John), On the chemical formula of the Nitroprussides. — Philos. Mag. 1850 Oct.

Benson (W. H.), Characters of new species of Helix from India, Mauritius and the Cape of Good Hope; also of a new Mauritian Tornatellina. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Oct.

Gray (J. E.), On the animal of Nautilus. — Ebendaſelbſt.

Strickland (H. E.), Supplementary notices regarding the Dodo and its kindred. No. 9. — Ebendaſelbſt.

Clark (Will.), On the Pholadidae. — Ebendaſ. Nov.

Blackwall (John), Descriptions of some newly discovered species and characters of a new species of Araneidea. — Ebendaſ.

Gosse (P. H.), Descriptions of a new genus and six new species of Saurian Reptiles. — Ebendaſ.

Agassiz (Louis), The natural relations between animals and the elements in which they live. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Oct.

Owen, On british eocene serpents and the serpent of the Bible. — Ebendaſ.

— —, Observations on three skulls of Naloo Africans. — Ebendaſ.

On Lamprey Eels (Petromyzontidae) and their embryonic developement and place in the natural history system. — Ebendaſ.

Bryson (Al.), Remarks on a bone cave near the mouth of the North Esk. — Ebendaſ.

Classification of mammalia, birds, reptiles and fishes, from embryonic and palaeozoic data. — Ebendaſ.

Focillon (Ad.), Du genre Pangolin (Mannis. Linn.) et de deux nouvelles espèces de ce genre. (Suite.) Revue et Mag. de Zool. 1850 Oct.

Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. 4. art. (Palmipèdes.) — Ebendaſ.

Duvernoy, Des organes extérieurs de fécondation dans les Crustacés décapodes. — Ebendaſ.

— —, Cours d'hist. naturelle des corps organisés. — Ebendaſ. Nov.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon) Dendrocolaptes (Hermann, Illiger) etc. — Ebendaſ.

Cleghorn, On the hedge plants of India. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850. Oct.

Caspary (Rob.), Description of a new british Alga belonging to the genus Schizosiphon, Kütz. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have successively occupied the surface of the Earth. — Ebendaſ. Nov.

Clos, De la signification, des charactères et des limites du collet dans les plantes, et de la nature de quelques tubercules. — L'Institut I. Sect. No. 848. 1850.

Germain (E.), De la structure de l'embryon dans la famille des graminées et de la nature des coléorhizes. — Ebendaſ. No. 854.

Natural systems of botany. — Westm. and for. quart. Rev. 1850 Oct.

Dufrénoy, Note sur des cristaux de diaspore de Gumuchdagh près d'Ephése. — Annales des Mines 1850 Livr. IV.

Gueymard, Mémoire sur les variolides du Drac (spilites). — Ebendaſ.

Gruner, Mémoire sur le gisement et le mode de formation des minérais de manganèse des Pyrénées etc. — Ebendaſ.

Delesse, Sur le porphyre de Lessines et de Quesnast (Belgique). — Ebendaſ.

Wolski (A.), Procédé pour le foncement des puits dans les terrains recouverts de puissantes couches aquifères. — Ebendaſ.

Zeuschner (L.), Description géologique du dépôt de soufre de Szwoszowice, près de Cracovie. — Ebendaſelbſt.

Smith (Laur.), Mémoire sur l'émeri de l'Asie Mineure. — Ebendaſ. Livr. V.

Delesse, Mémoire sur le constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Ebendaſ.

Brodie (P. B.), Sketch of the geology of the neighbourhood of Grantham, Lincolnshire. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Oct.

M'Coy (Fred.), On some new genera and species of Silurian Radiata in the collection of the University of Cambridge. — Ebendaſelbſt.

— —, Descriptions of three new Devonian Zoophytes. — Ebendaſ. Nov.

Daubrée, Mémoire sur la production artificielle de quelques espèces minérales cristallines, particulièrement de l'oxyde d'étain etc. — L'Institut I. Sect. No. 848 1850.

Chambers (R.), Memoranda regarding an ancient iron boathook found in the Carse of Gowrie. — Edinb. new philos. Journ. 1850 Oct.

On fossil rain-drops. — Ebendaſ.

On the fossil Crocodilia of England. — Ebendaſ.

Hogg (John), On the geography and geology of the peninsula of Mount Sinai and the adjacent countries. — Ebendaſ.

Nicol (Jam.), Notes on the geology of the southern extremity of Cantyre, Argyleshire. — Ebendaſ.

Forbes (Edw.), On the succession of strata and distribution of organic remains in the Dorsetshire Purbecks. — Ebendaſ.

Scheult (V.), Renseignements sur la mine d'or du canton de Upata, province de Guyana (Vénézuela). — Annal. des Mines 1850 Livr. IV.

Rivot et Zeppenfeld, Description des gîtes métallifères, de la préparation mécanique etc. des minérais de plomb argentifères de Pontgibaud. — — Ebendaſ. Livr. V.

Lagorie, Note sur les mines d'or de la province d'Antioquia (Nouvelle-Grénade). — Ebendaſ.

Consular establishments. — Westm. and for. quart. Rev. 1850 Oct.

Froberville, Races nègres de l'Afrique orientale au sud de l'équateur. — L'Institut 1850 II. Sect. No. 173.

Marchal, Sur trois manuscrits inédits de Bossuet, composés pour l'enseignement du Dauphin et parallèle entre l'éducation de ce prince et celle de l'empereur Charles-Quint. — Ebendaſ. No. 175 — 176.

Leibnitii animadversiones ad Cartesii principia philosophiae. (3 et dern. art. p. V. Cousin.) — Journ. des Sav. 1850 Oct.

Sur le danger de mesurer le bonheur. Par F. R. — Biblioth. univ de Genève. (Litt.) 1850 Oct.

Ancient and modern eloquence. — Blackwood's Mag. 1850 Dec.

Planche (Gust.), Les romans et les confidences de M. de Lamartine. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 2.

Everett (Edw.), Orations and speeches on various occasions. Boston 1850 2 vols. — North Amer. Rev. 1850 Oct.

Essai d'études sur Poussin. Le Deluge. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Oct.

Maury, Sur l'étymologie du nom de Véronique donné à la femme qui porte la sainte face etc. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 8.

Merimée, Sur une peinture murale découverte dans la cathédrale du Puy. — Ebendaſ.

Vitet (L.), La fresque de S. Onofrio, à Florence. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 4.

Delaborde (H.), La gravure depuis son origine. — Commencement de la gravure en Italie etc. — Ebendaſ. Livr. 5.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 8.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.
Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. Januar 1851.

Die Académie nationale des Sciences, Belles-Lettres et Arts zu Lyon übersendet durch ihren Sécrétaire Archiviste, Hrn. E. Mulsant, die ersten beyden Bände ihrer Mémoires für die Jahre 1848 — 50 (8.), und die Bataafsch Genootschap der proefondervindelijke Wijsbegeerte te Rotterdam die 10 Bände der von ihr (vom J. 1800—1850) herausgegebenen Neuen Verhandlungen (4.).

Seitens der neuerdings zu Würzburg gegründeten physikalisch-medicinischen Gesellschaft wurde der erste Band von deren „Verhandlungen" (Nr. 1 — 13) vorgelegt.

Außerdem kamen noch Anerkennungs- und Einbegleitungsschreiben zur Vorlage: von der k. schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, dem k. Institut der Wissenschaften und schönen Künste zu Amsterdam, der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig und der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen zu Batavia. (Die von diesen gelehrten Körperschaften eingesendeten Schriften sind in der allgemeinen Nachricht vom akademischen Tauschverkehr aufgeführt.)

Hr. J. Heckel, Akademiker in Wien, sendete seine Abhandlung über die Wirbelsäule fossiler Ganoiden und über das Wirbelsäulen-Ende bey Ganoiden und Teleostiern.

Hr. Akad. Dr. Schafhäutl legte der Classe den ersten Theil seiner geognostischen Untersuchungen der bayer. Lande, München Literar. Artist. Anstalt 1851. gr. 8. vor.

Hierauf las das außerordentliche Mitglied Herr Dr. Buchner jun.:

Ueber einige neue Gährungs- und Verwesungs-Erscheinungen.

Ich habe vor einiger Zeit *) der k. Akademie von einigen neuen, von mir gemachten Beobachtungen über die freywillige Zersetzung der Rindsgalle berichtet, aus welchen hervorgeht, daß das Taurin, eines der hauptsächlichen Fäulnißprodukte der Galle, welches man bisher für einen der unveränderlichsten Körper der organischen Chemie gehalten hat, zu den gährungsfähigen Stoffen gezählt werden müsse, weil es im Verlaufe dieser Fäulniß selbst wieder allmählig unter dem Einfluße des hiebey wirkenden Fermentes in einfachere Produkte zerlegt wird. Ich habe damals auf die Gegenwart von schwefelsaurem Natron in gefaulter Galle aufmerksam gemacht und bewiesen, daß, da dieses Salz in frischer Galle ganz fehlt, dasselbe nur von der Veränderung des zuerst

*) S. gelehrte Anzeigen der k. Akademie, Jahrgang 1848. No. 232.

gebildeten Taurins, des einzigen schwefelhaltigen Zersetzungsproduktes der Gallengährung, herrühren könne und zunächst durch Oxydation von schwefliger Säure (schwefligsaurem Natron) entstehe, deren unmittelbare Bildung aus dem Taurin von mir als höchst wahrscheinlich bezeichnet worden ist.

Die complexe Natur einer solchen Flüssigkeit, wie die in Fäulniß begriffene Galle ist, erlaubte mir aber damals das nähere Studium dieser neuen Art Gährung, welche ich zum Unterschied von der allgemeinen Gallengährung Tauringährung nenne, nicht, weßhalb ich zu den späteren Versuchen hierüber, welche ich jetzt mittheilen will, reines Taurin genommen habe.

Wird dieser Körper nebst einer angemessenen Menge doppelt kohlensauren Natrons in Wasser gelöst, zur gehörig verdünnten Flüssigkeit ein wenig Gallenblasenschleim, der hier als Ferment wirken soll, gesetzt und dieselbe an einen mäßig warmen Ort hingestellt, so tritt nach einigen Tagen die Gährung deutlich ein. Sie gibt sich durch einen faulig-ammoniakalischen Geruch, durch das allmählige Freywerden von kohlensaurem Ammoniak und besonders durch die Entwicklung von schwefliger Säure zu erkennen, durch letztere, wenn eine Probe der Flüssigkeit mit einer starken Säure vermischt wird.

Ich habe bey meiner ersten Mittheilung über diesen Gegenstand unentschieden lassen müssen, ob diese Entwicklung von schwefliger Säure durch gebildetes schwefligsaures oder unterschwefligsaures Alkali veranlaßt werde; gegenwärtig aber kann ich nach wiederholten Versuchen mit Bestimmtheit sagen, daß bey fraglicher Gährung die schweflige Säure eines der unmittelbaren Produkte ist und daß, wenn bisweilen auch die Gegenwart von etwas Hyposulphit aus einer geringen Menge beym Erwärmen mit einer starken Säure sich ausscheidenden Schwefels wahrgenommen wird, dasselbe nur als Nebenprodukt in Folge einer theilweisen Reduktion von schon entstandenem schwefelsaurem Natron zu Schwefelnatrium und weiterer Umwandlung dieses in unterschwefligsaures Natron auftritt.

Die Menge der schwefligen Säure vermehrt sich ein Paar Wochen lang, nimmt aber hierauf, nach 5 — 6 Wochen ungefähr, wieder ab und verschwindet zuletzt in dem Maaße, als das gebildete schwefligsaure Natron unter Lufteinfluß zu schwefelsaurem Natron oxydirt wird.

Es wurde, damit das Taurin unter ähnlichen Umständen wie in faulender Galle sich befinde, doppelt-kohlensaures Natron zugesetzt, denn ich habe gefunden, daß es ohne Gegenwart einer alkalischen Basis vom Ferment nicht zersetzt wird; aus einer mit etwas Gallenschleim versetzten Taurinlösung konnte nach vier Wochen das Taurin wieder in unverändertem Zustande erhalten werden; die Flüssigkeit enthielt nach dieser Zeit nur leise Spuren von Schwefelsäure, die der geringen Menge Ammoniaks zu entsprechen scheinen, welches bey der Fäulniß der geringen Quantität Gallenblasenschleimes als alkalisches, die Zersetzung einer Spur Taurins unterstützendes Mittel auftritt. Das Alkali ist also bey dieser Art Gährung als ein die letztere prädisponirendes Agens nothwendig; es muß die Gährungsprodukte binden, welche, wenn sie frey blieben, die Wirkung des Fermentes hemmen und mithin die Gährung selbst unmöglich machen würden.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß ich mich durch einen besondern Versuch überzeugt habe, daß das Taurin durch doppeltkohlensaures Alkali ohne Gegenwart eines Fermentes eben so wenig verändert wird, wie durch letzteres ohne Beyseyn des ersteren. Sobald man aber beyde Agentien gleichzeitig auf Taurin einwirken läßt, findet die Gährung oder vielmehr Gährungs-Verwesung auf die vorhin beschriebene Weise statt.

Ich habe in meiner ersten Notiz erwähnt, daß die höchst wahrscheinliche Bildung von schwefliger Säure aus dem Taurin in einer faulenden Flüssigkeit an die Bildung derselben Säure bey der in neuerer Zeit von Redtenbacher näher studirten Einwirkung von ätzendem Kali auf Taurin erinnere; meine neueren Beobachtungen aber haben mich gelehrt, daß die ganze Tauringährung in Beziehung auf die dabey entstehenden Produkte mit der Einwirkung starker Alkalien auf Taurin identisch ist. Unter dem Einfluße des schmelzenden Aetzkalis zerfällt das mit dem sauren schwefligsauren Al-

dehyd-Ammoniak isomere Taurin in schweflige Säure, in Aldehyd oder dessen Elemente und in Ammoniak, welches gasförmig entweicht, während der Aldehyd sogleich zu Essigsäure oxydirt und diese nebst der schwefligen Säure vom Kali gebunden wird. Dieselbe Zersetzung erleidet dieser Stoff in der That auch durch die Einwirkung eines Fermentes unter Mithülfe des doppeltkohlensauren Natrons, dessen Basis die schweflige Säure so wie die durch Oxydation aus den Elementen des Aldehyds entstehende Essigsäure aufnimmt und dessen Säure mit dem Ammoniak als kohlensaures Ammoniak sich verflüchtiget.

So leicht und sicher aber auch die Wahrnehmung der Bildung von Ammoniak und schwefliger Säure bey dieser Gährung ist, eben so schwierig wird die Auffindung des dritten vorausgesetzten Produktes, nämlich der Essigsäure, unter den angegebenen Umständen. Ich habe zwar schon in meiner früheren Mittheilung auf die Gegenwart von Essigsäure in gefaulter Galle aufmerksam gemacht, allein in dem Destillat, welches man aus der der Gährung unterworfenen Taurinlösung mit Phosphorsäure erhält, konnte ich, nachdem daraus die schweflige Säure durch Bleyhyperoxyd entfernt war, bey weitem nicht die erwartete Menge Essigsäure bekommen, und noch mehr überraschte es mich, als ich einmal von dieser sonst so leicht erkennbaren Säure so viel wie gar nichts und auch keine ihr analoge Säure auffinden konnte.

Besondere Versuche haben mir aber hierüber bald die nöthige Aufklärung verschafft. Ich habe nämlich gefunden, daß eine neutrale Auflösung von essigsaurem Alkali, wenn man ihr etwas thierischen Schleim zusetzt, bald alkalisch und binnen ein Paar Wochen ganz und gar in kohlensaures Alkali verwandelt wird. Es ist zwar jedem Apotheker bekannt, daß die essigsaure Kaliflüssigkeit nach längerer Zeit verdirbt und zu kohlensaurem Kali wird; allein zu dieser Veränderung sind Monate erforderlich, während sie mit Beyhülfe eines schon in Zersetzung begriffenen, als Ferment wirkenden organischen Körpers nur weniger Wochen zur Vollendung bedarf. Ein Stück fauler Leber, Emulsinlösung, gewöhnliche Bierhefe zeigten sich zur Unterstützung dieser Umwandlung eben so tauglich wie faulender thierischer Schleim, welcher ohne Zweifel die Ursache war, daß auch das bey der Tauringährung zuerst gebildete essigsaure Natron im Verlaufe dieser Gährung wieder verschwand.

Diese Erfahrung hat mich veranlaßt, zu sehen, wie sich andere Alkalisalze mit organischen Säuren unter dem Einfluße von Fermenten verhalten. Ich habe bisher in dieser Beziehung das citronensaure, weinsteinsaure, bernsteinsaure und oxalsaure Alkali geprüft und gefunden, daß auch diese Verbindungen in mehr oder minder kurzer Zeit in kohlensaure Salze verwandelt werden, wenn man ihre wässerigen verdünnten Auflösungen mit etwas Ferment, wozu ich gewöhnlich einen kalt bereiteten wässerigen Auszug von Mandelkleye genommen habe, vermischt und an einem mäßig warmen Ort der Luft aussetzt. Bey einigen dieser Salze, bey denjenigen nämlich, deren Säuren eine etwas complicirte Zusammensetzung haben, geht diese Umwandlung besonders schnell vor sich, am schnellsten beym citronensauren und weinsteinsauren Alkali, minder schnell erfolgt sie beym bernsteinsauren und essigsauren Salze, und am langsamsten beym oxalsauren, dessen einfach constituirte Säure bekanntlich an der Grenze der organischen und unorganischen Körper steht.

Wir haben also hier eine Reihe von Verwesungserscheinungen, wo mehrere organische Säuren unter dem unverkennbaren Einfluße in Zersetzung begriffener stickstoffhaltiger Materien und unter der gleichzeitigen Mithülfe einer alkalischen Basis eine solche Veränderung erleiden, daß bey Zutritt der Luft ihre verbrennlichen Elemente, ihr Wasserstoff zu Wasser und ihr Kohlenstoff zu Kohlensäure oxydirt werden. Von der hiebey erzeugten Kohlensäure können höchstens nur zwey Mischungsgewichte von einem Mischungsgewicht des Alkalis gefunden werden; da nun mit Ausnahme der Oxalsäure alle übrigen genannten Säuren in ihren neutralen Salzen mehr als zwey Mischungsgewichte Kohlenstoff enthalten und mithin mehr als zwey Mischungsgewichte Kohlensäure liefern, so ist klar, daß ein Theil dieser Kohlensäure gasförmig sich entwickeln muß. Diese Entwicklung kann aber nur eine ganz allmählige, lang-

same seyn, denn sie gibt sich durch kein Aufschäumen oder auffallendes Perlen der Flüssigkeit kund.

Die genannten Erscheinungen erinnern uns an das Verhalten der pflanzensauren Salze im thierischen Organismus. Wir wissen seit den schönen Versuchen von Wöhler, daß diese Salze bey ihrem Durchgang durch den thierischen Körper auch in kohlensaure Salze verwandelt und als solche mit dem Harn wieder ausgeleert werden, allein diese Veränderung im thierischen Organismus erfolgt schon in einigen Minuten, während sie unter dem Einfluße von Fermenten erst nach mehreren Tagen und Wochen beendiget wird.

Es ist hier die Frage zu beantworten, ob diese Umwandlung genannter Salze in kohlensaure Alkalien eine unmittelbare ist, oder ob ihr eine wirkliche Gährung vorausgeht, wobey die organischen Säuren zuvor in Produkte von einfacher Constitution zerfallen, welche letzteren dann erst zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden?

(Schluß folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Januar 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der physikalisch medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. I. Bd. No. 6—13. Erlangen 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 10. Nov. 1850. Par. 1850. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine hier:

Centralblatt. Decbr. 1850. München 1850. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXI. Heft III. IV. V. September — November. Landau 1850. 8.

Von der Académie Royale des sciences, des lettres et beaux-arts de Belgique in Brüssel:

Bulletins. Tom. XVI. II. Partie 1849. Tom. XVII. I. Partie 1850. Bruxelles. 8.

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XXIII. 1848 — 1850. Brux. 1850. 4.

Mémoires. Tom. XXIV. Brux. 1850. 4.

Annuaire de l'académie. 1850. Seizième année. Brux. 1850. 8.

Annuaire de l'observatoire roy. de Bruxelles par Quetelet. 1850. 17. année. Brux. 1850. 12.

Catalogue des livres de la bibliothèque de l'académie. Brux. 1850. 8.

Mémoire sur la chimie et la physiologie végétales et sur l'agriculture par Henri le Docte. Bruxelles 1849. 8.

Exposé général de l'agriculture luxembourgeois par Henri le Docte. Brux. 1849. 8.

Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres par Ed. Ducpetiaux. Brux. 1850. 8.

Histoire naturelle des polypes composés d'eau douce, par M. M. Dumortier et van Beneden. II. Partie.

Rapport adressé à M. le Ministre de l'intérieur sur l'état et les travaux de l'observatoire royale pendant l'année 1849 par Quetelet. Brux. 8.

Von Hrn. Prof. Plantamour in Genf:

Résumé météorologique de l'année 1849 pour Genève et le grand St. Bernard. Genève 1850. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig:

Neueste Schriften. IV. Bd. 3. Heft. Danzig 1850. 4.

Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem. phys. Classe. 1850. I. Leipzig 1850. 8.

Elektrodynamische Maaßbestimmungen insbesondere Widerstandsmessungen von Wilhelm Weber. Leipzig 1850. 8.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. Eilfter Band. Erstes Hest. Würzburg 1850. 8.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 9.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.
Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber einige neue Gährungs- und Verwesungs-Erscheinungen.

(Schluß.)

Ich habe bey der einfachen Constitution der Oxalsäure Ursache zu glauben, daß das oxalsaure Alkali unter den besprochenen Umständen direkt zu kohlensaurem Salz oxydirt werde; auch bey der Veränderung des essigsauren Alkalis habe ich bisher keine Erscheinungen wahrnehmen können, welche für einen der Verwesung vorhergehenden Gährungsakt sprächen, allein ich habe gefunden, daß die Zersetzung der Salze der Citronensäure und Weinsteinsäure mit einer Spaltung in einfachere Körper beginnt, indem in der ersteren Zeit, beym citronensauren Alkali schon in der ersten Woche und beym weinsteinsauren etwas später, neben bereits gebildeter Kohlensäure eine große Menge von Essigsäure in der in Zersetzung begriffenen Salzlösung nachgewiesen werden kann, welche dann ihrerseits nach und nach zu Kohlensäure verbrannt wird. In der That haben diese beyden Säuren eine solche Constitution, daß man sie als gepaarte Verbindungen von Essigsäure und Oxalsäure betrachten kann, in welche Säuren sie beym Erhitzen mit Aetzkali wirklich auch zerfallen. Aber wenn zur Bestärkung der Meinung, daß in den genannten Säuren neben der Essigsäure auch die Oxalsäure gleichsam schon präexistire, die obigen Gährungserscheinungen zu Hülfe genommen werden müßten, so würde sie dadurch keineswegs unterstützt werden, weil in der in Zersetzung begriffenen Flüssigkeit nie, weder am Anfang noch später, die so leicht entdeckbare Oxalsäure nachgewiesen werden kann, während ich doch gefunden habe, daß gerade das oxalsaure Alkali weniger veränderlich als die anderen ist und der längsten Zeit zu seiner Umwandlung in kohlensaures Alkali bedarf.

Ich zweifle nicht daran, daß auch das äpfelsaure Alkali einer ähnlichen Gährung und Verwesung fähig sey. Dessaignes*) hat in neuester Zeit die interessante Entdeckung gemacht, daß die Aepfelsäure durch Gährung des äpfelsauren Kalkes in Bernsteinsäure verwandelt wird, und Liebig**) hat beobachtet, daß hierbey neben bernsteinsaurem auch essigsaurer und kohlensaurer Kalk entstehen, und daß unter gewissen Verhältnissen diese besondere Gährung in der Art abgeändert werden kann, daß dann unter Entwicklung von Wasserstoffgas die sich bildende oder schon gebildete Bernsteinsäure wieder zerstört wird und auch an die Stelle der Essigsäure Buttersäure ꝛc. tritt. Ich habe vorhin schon das bernsteinsaure Alkali unter denjenigen Salzen aufgeführt, deren Säuren mit der Zeit unter dem Einfluße eines Fermentes verändert und in Kohlensäure verwandelt werden; ich glaube aber durch einen vorläufigen Versuch auch gefunden zu haben, daß bey einem gewissen Zeitpunkt dieser Verwandlung eben-

*) Annal. d. Chemie u. Pharm. LXX, 102.
**) Ebendaselbst LXX, 104 u. 363.

falls Essigsäure und Buttersäure auftreten. Jedenfalls ist diese weitere Veränderung der Bernsteinsäure unter solchen Umständen ein neuer Fingerzeig, wie sehr bey derartigen chemischen Processen auch die Zeit als wesentliches Moment in Anschlag zu bringen ist; ihre Kenntniß möge ferner für diejenigen von Nutzen seyn, welche jetzt die Gährung des Vogelbeerensaftes oder des damit bereiteten äpfelsauren Kalkes zur Fabrikation der Bernsteinsäure benützen wollen.

Es war wahrscheinlich, daß auch unter den Gährungsprodukten des citronensauren Alkalis Bernsteinsäure aufgefunden werden könne; allein bey meinen bisherigen Versuchen hierüber habe ich diese Säure nicht wahrgenommen, welcher Umstand abermals einen Beweis von der verschiedenen chemischen Constitution der Aepfelsäure und Citronensäure bey ihrer scheinbar gleichen Zusammensetzung liefert.

Es bleibt mir noch zu erwähnen übrig, daß ich die Hippursäure und das aus dieser darstellbare Glykokoll (Leimsüß) als im hohen Grade gährungsfähige Körper erkannt habe. Die erstere scheint unter Einfluß eines Fermentes und bey Gegenwart eines Alkalis ebenso zersetzt zu werden, wie durch die von Dessaignes studirte Einwirkung der concentrirten Salzsäure, nämlich in Benzoësäure und Glykokoll, welches letztere aber unmittelbar darauf unter Entwicklung einer bedeutenden Menge kohlensauren Ammoniaks selbst wieder in einfachere Produkte zerlegt wird. Die Fäulniß des Pferdeharns scheint mir im Wesentlichen in nichts anderem als in der Aufeinanderfolge der Hippursäure- und der Glykokoll-Gährung zu bestehen, worüber ich indessen erst später Näheres berichten kann, wenn ich alle die Hindernisse beseitiget habe, welche sich derartigen Forschungen theils scheinbar, theils wirklich entgegenstellen.

---



Hr. Adjunkt Dr. Roth las:

## Ueber fossile Spinnen des lithographischen Schiefers.

Eine Unterabtheilung der eigentlichen Arachniden ist diejenige, bey welcher der Hinterleib mit dem Cephalothorax ohne merkliche Scheidung oder Abschnürung verbunden ist. Sie umfaßt alle Kanker oder Afterspinnen — das jetzt in viele Gattungen getheilte Geschlecht Phalangium von Linné. Zu diesen rechnete der verstorbene Graf Münster einige Spinnen-Ueberreste aus dem Solenhofer Schiefer, welche er unter dem Namen Phalangites priscus in dem ersten Hefte seiner „Beyträge zur Petrefaktenkunde“ Tab. VIII. abbilden ließ. Die Originalexemplare, jetzt in der paläontologischen Sammlung des Staates befindlich, ließen wohl bey ihrer Mangelhaftigkeit keine andere Deutung zu. Ein weiteres unbeschriebenes Exemplar, das sich in seiner Sammlung unter dem Namen Phalangites multipes vorfand, und eine Reihe anderer, theils der Staatssammlung gehörig, theils von dem Hrn. Dr. med. Fischer dahier zur Benützung mir gütigst mitgetheilt, weisen diesen Ueberresten eine andere Stellung an, und zwar in der zweyten Abtheilung, der der wahren Spinnen. Es ist an denselben deutlich genug der Umriß des Hinterleibes gegeben, welcher sich scharf von dem Cephalothorax abgränzt.

Leider können Organe, auf welche die weitere systematische Eintheilung der Araneiden sich gründet, Augen, Kiefer, überhaupt feinere Theile des Leibes hier nicht in Betracht kommen; selbst starke Vergrößerungen lassen davon Nichts mehr unterscheiden. Es tritt aber eine bey den jetzt lebenden Spinnen unbekannte Bildung der Taster auf, welche nebst anderen Merkmalen zu einer guten Charakteristik dienen kann. Die Taster sind vollkommene Füße geworden, ohne Scheeren oder sonstige Anhänge, wohl aber mit der einfachen Kralle der übrigen Tarsen. Ferner ist keine Zweygliederung der Tarsen zu bemerken, sehr deutlich hingegen die Theilung der Schienen; sogar die Coxae können bey einem Exem-

plare als abgesonderte Stücke noch unterschieden werden.

Zweifelhaft bleibt ein anderes, aus zwey langen gegliederten Fortsätzen oder Hörnern bestehendes Gebilde, welches bey drey Exemplaren über den wahrscheinlich von unten, der Bauchseite, sich darbietenden Hinterleib nach vorn und außen hingelagert erscheint, bey anderen, deren Hinterleib theilweise verloren oder verdrückt ist, weiter abseits liegt. Auch bey den vollständigeren Stücken ist die dickere Basis nicht genau in der Mitte des Hinterleibes, sondern bald nach links, bald nach rechts verschoben; ebensowenig ist die Richtung der Ausläufer bey sonst ziemlich regelmäßiger Lage der Füße übereinstimmend. Auf den ersten Anblick sollte man dasselbe für ein zu einem anderen Individuum gehöriges Fußpaar halten; aber es erscheint doch endlich ein unmittelbarer Zusammenhang beyder Ausläufer an der Basis. Wenn es wirklich zum Spinnenleibe gehört, kann es nur sehr verlängerte Spinnenwärzchen darstellen. Die deutliche Gliederung und die Lage auf der Bauchseite des Leibes erlaubt nicht, es für ein Analogon der Rückenfortsätze von Gasteracantha und anderen bewehrten Spinnengattungen zu erklären. Sehr verlängerte Spinnwärzchen, und zwar auch nur zwey (von den vieren), finden sich bey den Vierlungen-Spinnen; zu diesen möchte die fossile Gattung noch am ersten zu stellen seyn.

Die Form des Hinterleibes ist bey den verschiedenen Exemplaren nicht gleich, bald länger bald breiter birnförmig, queroval, und selbst unregelmäßig dreyeckig; dieß rührt ohne Zweifel von dem Drucke her, dem dieser weiche vollsaftige Theil, vielleicht schon in Fäulniß übergegangen, von dem bedeckenden Niederschlage ausgesetzt war.

Die Anwesenheit einer einzigen Kralle am Ende der Tarsen ist das alleinige Merkmal, was diese fossile Gattung mit der Familie der Phalangiten gemein hat. Dieß mag schließen lassen, daß sie nicht zu den netzwebenden, sondern zu den jagenden gehört hat. Daß sie auf und in dem Wasser ihrer Nahrung nachgehen mußte, ist wahrscheinlich, weil die ganze übrige Zahl ungeflügelter Thiere in jener Formation ausschließlich Wasserbewohner gewesen sind.

Zu Bildung einer neuen Familie fehlen, wie gesagt, wichtige Verhältnisse, welche möglicherweise an anderen Exemplaren noch nachzuweisen sind. Ich beschränke mich darauf, eine neue Gattung mit zwey Arten aufzustellen, welche zunächst der Familie der Araneidae, Unterabtheilung Mygalides, beyzuzählen seyn möchte.

### Palpipes.

**Novum genus Araneidarum fossile.**

Cephalothorax ab abdomine discretus. Palpi maximi, in pedes mutati. Pedum paria longitudine diversa. Tarsi monomeri, ungue valido simplici terminati. (Papillae textoriae duae magnae, exsertae, vel aliud quoddam organum bipartitum, cornutum, articulatum, in medio ventre situm, cornubus antice vergentibus.)

1. Palpipes priscus. (Phalangites priscus Mr.) Palpi tertia fere parte pedibus anticis breviores; pedes postici ceteris minores. Tibiae omnium ad basim articuli primi spina valida de femorum apice proficiscenti suffultae.

Long. corp. speciminis speciosissimi a fronte usque ad apicem abdominis lin. $4\frac{1}{2}$.

Proportio articulorum a coxis usque ad tarsos:

| | Palpi. | Ped. I. | Ped. II. | Ped. III. | Ped. IV. |
|---|---|---|---|---|---|
| Coxa | $\frac{3}{8}$. | $\frac{1}{2}$. | $\frac{5}{8}$. | $\frac{1}{2}$. | $\frac{5}{8}$. |
| Femur | $\frac{1}{2}$. | $1\frac{1}{4}$. | $1\frac{1}{4}$. | $1\frac{1}{4}$. | $1\frac{1}{2}$. |
| Tibiae | 2; $\frac{7}{8}$. | $2\frac{1}{4}$; 1. | 2; 1. | 2; 1. | $1\frac{5}{8}$; 1. |
| Tarsus | $2\frac{1}{2}$. | 4. | $4\frac{3}{8}$. | $3\frac{6}{8}$. | 3. |
| Long. tot. | $6\frac{1}{4}$. | 9. | $9\frac{1}{4}$. | $8\frac{1}{2}$. | $7\frac{3}{4}$. |

Long. singulorum cornuum de ventre orientium (sive papillarum) lin. $5\frac{1}{3}$.

2. Palpipes cursor.

Palpi pedibus primi et secundi paris longiores. Pedes tertii paris ceteris validiores et longiores, ungue fortiori terminati.

Long. corp. a fronte usque ad apic. abd. lin. $6\frac{1}{2}$. Unguis pedum tertii paris lin. 1; reliquorum minuti. Ante apicem tarsorum ejusdem paris internodium quoddam sive tuberculum in latere inferiori.

Von sechzehn Exemplaren, die ich zu untersuchen hatte, gehören 10 zu der ersten, 4 zu der zweyten Art; zwey Stücke sind zu sehr defekt, als daß man sie mit Sicherheit einer oder der anderen Art beyzählen könnte. Ein Exemplar der zweyten Art zeigt nur den Abdruck des Thieres; die übrigen haben das Thier selbst, welches sich außerordentlich leicht vom Gesteine ablöst.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Januar 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Professor Gerhard in Berlin:

Mykenische Alterthümer. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest. Berlin 1850. 4.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Mai—Decbr. 1849. Paris 1849. 4.

Vom Museum Francisco-Carolinum in Linz:

Eilfter Bericht. Mit einer Abhandlung über die nordöstlichen Alpen als Beytrag zur Landeskunde in geognostisch-mineralogisch-montanistischer Beziehung. Linz 1850. 8.

Von dem Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amsterdam:

Tijdschrift voor de Wis-en natuurkundige Wetenschappen. Derde Deel. 3. 4. Aflevering. Amsterd. 1850. 8.

Verhandelingen der eersten Klasse. Derde Reeks. II. u. III. Deel. Amsterdam 1850. 4.



Jaarboek van het Instituut 1850. Amsterd. 1850. 8.

Von Hrn. Dr. G. Th. Rudhart, Vorstand des k. Reichsarchivs hier:

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Gegründet vom Frhrn. v. Hormayr. XXIX. Jahrg. der gesammten XXI der neuen und I der neuesten Folge 1850. 1851. München 1850. Kl. 8.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. (New Series.) Vol. I. Part the third. Lond. 1850. 8.

Von der Bataafsch Genootschap in Rotterdam:

Nieuwe Verhandelingen. I — IX. Deel. 1800 — 1849. Amst. u. Rotterd. 4.

Von der Société Linnéenne in Lyon:

Annales. Années 1847 — 1849. Lyon 1850. 8.

Von der Académie des sciences, belles lettres et arts in Lyon:

Mémoires. Tom. I. II. Lyon 1848. 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. No. 33 — 39. Prag 1850. 4.

Von dem Lyceum of natural history in New York:

Annals. Vol. V. May 1849. No. 1. New York 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Karl Fricdr. Hermann, Prof. in Göttingen:

Eine gallische Unabhängigkeitsmünze aus römischer Kaiserzeit. Gött. 1851. 8.

Von der Academy of nat. sc. in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. V. Phil. 1850. 8.

Von dem Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. Sechstes Heft. Wiesb. 1850. 8.

Von der Bombay Geographical Society in Bombay:

Transactions. Vol. IX. Bombay 1850. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 10.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.
Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Conservator Dr. Lamont erstattet Bericht:

Ueber die zur magnetisch-meteorologischen Erforschung des Königreichs Bayern im Jahre 1850 unternommenen Excursionen.

Die Arbeiten des vorigen Jahres haben den Nachweis geliefert, daß die magnetische Kraft keineswegs so regelmäßig, als man früher sich vorgestellt hatte, vertheilt sey. Für die weitere Ausführung der magnetischen Untersuchung ist diese Thatsache gerade von wesentlichem Belange, denn wäre die magnetische Kraft einem einfachen Gesetze unterworfen, so würde die Messung der Constanten an wenigen Punkten genügt haben, und eine mehr ins Datail gehende Arbeit hätte zu näherer Erforschung dieser räthselhaften Kraft nichts beytragen können. So aber verhält sich die Sache anders. In jedem Landstriche, wo Unregelmäßigkeiten sich zeigen, muß auch die Ursache dieser Unregelmäßigkeiten vorhanden seyn, und die Ermittelung dieser Ursache führt uns nothwendig der richtigen Erkenntniß des Erdmagnetismus näher.

Um indessen beurtheilen zu können, ob der beobachtete magnetische Stand eines Orts als normal oder als abnorm gelten solle, ist es vor Allem nothwendig, eine allgemeine Uebersicht der bestehenden Verhältnisse sich zu verschaffen. Demnach hielt ich es für zweckmäßig, die dießjährigen Excursionen nicht auf einen besondern Bezirk zu beschränken, sondern Bestimmungen aus allen Theilen Bayerns zu sammeln und darnach magnetische Charten zu entwerfen, die bey der weitern Untersuchung zur Grundlage dienen sollen.

Diese Aufgabe habe ich in 6 Excursionen *) im Laufe der Monate Juli — October ausgeführt und ich beehre mich, als Resultat hiemit drey Charten zur Vorlage zu bringen, worauf die Verhältnisse der horizontalen Intensität, der Inclination und Declination graphisch dargestellt sind. Das Charakteristische dieser Darstellung läßt sich folgendermaßen in Kürze ausdrücken.

1) Die Intensitätslinien durchziehen Bayern in nordöstlicher Richtung unter einem Winkel von ungefähr 73 Graden gegen den Meridian. Die Linien laufen aber keineswegs vollkommen parallel, auch die Distanzen sind nicht gleich, sie erweitern sich beträchtlich nördlich und südlich von München. Abnorme Verhältnisse habe ich wahrgenommen in Berchtesgaden, Reichenhall, Schönberg und Nürnberg.

*) Bey den dießjährigen Excursionen habe ich im Ganzen 933 Stunden Weges zurückgelegt, und 3680 Winkel-Messungen vorgenommen; im vorigen Jahre betrug der zurückgelegte Weg 587 Stunden, und die Zahl der Winkel-Messungen belief sich auf 2189. Bey obiger Rechnung sind die zu Fuß zurückgelegten Wegstrecken nicht inbegriffen.

2) Die Inclinationslinien laufen mit jenen der Intensität sehr nahe, aber nicht vollkommen parallel. Wo ein abnormes Verhältniß bey der Intensität sich zeigt, findet dasselbe auch bey der Inclination statt.

3) Die Declinationslinien weichen von der Richtung der Meridiane sehr wenig ab (und zwar nach Nordost); sie zeigen, was Parallelismus und Distanz betrifft, ziemliche Regelmäßigkeit, mit Ausnahme der Gegend des Tyroler Gebirgs. Am auffallendsten tritt die Störung hervor zwischen Salzburg und Tölz; aber auch westlich, gegen Lindau, nimmt man eine Einbeugung der Linien wahr und zwar eine südöstliche, während bey Salzburg eine südwestliche Einbeugung statt findet. Merkwürdig ist noch, daß jenseits des Gebirgs und wie aus einzelnen Beobachtungen hervorzugehen scheint, selbst mitten im Gebirge die Declinationslinien ihre ursprüngliche Richtung wieder annehmen. Abnorme Verhältnisse habe ich außerdem bemerkt in Passau, Schönberg und Ingolstadt.

Den oben gegebenen Andeutungen gemäß wird es die Aufgabe der nächstfolgenden Zeit seyn, den Betrag der eben angezeigten Störungen genauer zu constatiren, die Ausdehnung derselben und das Centrum, von wo sie ausgehen, zu ermitteln.

In meinem vorjährigen Berichte hatte ich die Absicht ausgesprochen, bey den Excursionen dieses Jahres die Verhältnisse der Luftelektricität genauer zu untersuchen. Ich habe zu diesem Zwecke ein transportables Elektrometer construirt und von demselben wirklichen Gebrauch gemacht, jedoch nicht mit dem gewünschten Erfolge. Das Instrument gestattete nämlich, wie dieß bey sonstigen Instrumenten dieser Art immer der Fall ist, die Elektricität nur, in so ferne sie innerhalb gewisser Gränzen sich befindet, zu messen. Ist die Menge der Elektricität für das Instrument zu klein, so zeigt es dieselbe nicht mit hinreichender Sicherheit an, und ist sie zu groß, so reicht die Scala nicht aus. Das von mir angewendete Instrument war so regulirt, daß es zur Messung der Elektricität, wie sie an der hiesigen



Sternwarte sich zeigt *), angewendet werden konnte, als ich aber damit auf dem Thurm der Altenburg

*) Seit dem Monat April 1850 wird an der Sternwarte jede Stunde von 7 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends die Spannung der Luftelektricität gemessen mittelst eines Elektrometers, welches im Wesentlichen mit dem an der Brüsseler Sternwarte gebrauchten und von Peltier construirten Instrumente übereinstimmt. Die Resultate sind sehr merkwürdig. Sie zeigen die große Verschiedenheit der elektrischen Spannung, die einen Tag so schwach ist, daß sich kaum eine Spur wahrnehmen läßt, einen andern Tag so stark, daß die Scala des Instruments nicht ausreicht; unter besondern Umständen erhält man sogar Funken. Unsere Beobachtungen weisen ferner die von frühern Beobachtern constatirte tägliche Periode, das Zunehmen in den ersten Vormittagsstunden und das spätere Abnehmen nach.

Auch die Strömung der Elektricität haben wir längere Zeit hindurch stündlich aufgezeichnet, jedoch nicht mit entsprechendem Erfolge. Die dabey angewendete Vorrichtung möchte wohl die größte seyn, die bisher zur Ausführung gekommen ist. Vier Bäume von 45 Fuß Höhe sind um die Sternwarte und in ziemlicher Entfernung von dem Gebäude aufgepflanzt; in dem obern Ende eines jeden Baumes ist eine 8 Fuß lange spitzige Eisenstange mittelst Pech und Werg festgemacht, so zwar, daß die Stangen isolirt sind. Die Stangen sind mit einander durch Draht verbunden und bilden so ein ausgedehntes isolirtes System in der Luft. Von diesem Systeme geht nun eine Leitung in die Sternwarte, und führt das elektrische Fluidum durch ein Galvanometer in die Erde oder von der Erde aufwärts, wenn die Richtung des Stromes die umgekehrte ist. Das Galvanometer dient zur Messung der Stromintensität. Als das Instrument eingerichtet wurde im Juni 1850, zeigte das Galvanometer stets das Vorhandenseyn eines mäßigen Stromes an; bey Gewittern war der Strom

bey Bamberg Messungen vornehmen wollte, überzeugte ich mich sogleich, daß die Elektricitätsmenge daselbst für die Capicität des Instrumentes bey weitem zu groß war; auf der Mauer der Altenburg nahm ich aber einige Messungen vor, woraus hervorging, daß an dieser Stelle, in der unmittelbaren Nähe hoher Gebäude, wo nach der Angabe einiger Physiker gar keine Elektricität sich zeigen sollte, die Spannung ungefähr dieselbe war, wie auf der Sternwarte in München. Aus den eben erwähnten und ähnlichen Versuchen ergab sich wenigstens ein Resultat, daß nämlich die elektrische Spannung von der relativen Höhe, wenn nicht ganz, doch in vorherrschendem Maße abhängt. Der Einfluß der absoluten Meereshöhe scheint jedenfalls nur unbedeutend zu seyn.

Im Laufe dieses Winters werden neue Hülfsmittel zur Untersuchung der atmosphärischen Elektricität hergestellt werden, womit es hoffentlich in einem künftigen Jahre gelingen wird, die elektrischen Phänomene und ihren Zusammenhang näher zu ergründen.

Zunächst nach den eben erwähnten Untersuchungsgegenständen gehörte es zu meiner Aufgabe meteorologische Bestimmungen zu sammeln. In dieser Hinsicht bemerke ich, daß die Zahl der von mir selbst an verschiedenen Orten aufgezeichneten Beobachtungen sehr nahe 400 beträgt; vorzugsweise wird daraus die Höhe der magnetischen Stationen und anderer merkwürdigern Punkte über der Meeresfläche abgeleitet werden können.

Ferner habe ich die sämmtlichen auf meiner Route befindlichen meteorologischen Stationen besucht und kann darüber folgendes berichten. *)

oft so stark, daß gar keine Messung statt finden konnte. Im September 1850 hörte plötzlich der Strom auf, ohne daß irgend eine Unterbrechung in der Leitung hätte entdeckt werden können. Weitere Versuche müssen den Grund dieser Erscheinung darthun.

*) Drey Stationen habe ich in diesem Berichte unerwähnt gelassen, nämlich: Hohenpeißenberg, Regen und Oettingen. Die Verhältniße des Observatoriums auf dem Hohenpeißenberg sind aus sonstigen Berichten hinreichend bekannt. Was die Beobachtungen des Hrn. Hofrath Dr. Horlacher (in Oettingen) und des Hrn. Gerichtsarztes Dr. Brunner (in Regen) betrifft, so hat die Kürze der Zeit noch nicht gestattet die Resultate zusammenzustellen.



1) In Augsburg wird in dem dortigen Benedictinerstifte die Beobachtungsreihe fortgesetzt, welche im Jahre 1813 von dem verstorbenen Canonicus Stark angefangen wurde; ganz besondere Sorgfalt ist diesem Gegenstande von Herrn Prior Postelmayr gewidmet worden, auch Herr Professor Preysinger hat thätigen Antheil daran genommen.

In diesem wie im vorigen Jahre sind wiederholte Vergleichungen sowohl mit dem früher von Stark gebrauchten Barometer als auch mit dem tragbaren Barometer des Hrn. Postelmayr gemacht worden; auch hat Hr. Postelmayr zu diesem Behufe sein Barometer im Frühjahre nach München gebracht, so daß jetzt die Augsburger Beobachtungen, sowohl die ältere als auch die neuere Reihe, mit den hiesigen streng vergleichbar sind.

Hr. Postelmayr hat die Niveaudifferenz zwischen seinem Barometer und dem Pflaster der St. Ulrichskirche, so wie mehrere andere Niveaudifferenzen trigonometrisch bestimmt; eine analoge Bestimmung hinsichtlich des Bahnhofes bleibt noch auszuführen übrig und wäre von besonderem Interesse, weil dadurch die Resultate des Eisenbahn-Nivellements mit den barometrischen Bestimmungen in Verbindung gebracht würden; die von mir vorgenommene barometrische Messung kann nur als eine Näherung angesehen werden.

2. In Bamberg werden regelmäßige Beobachtungen von Hrn. Hofrath Dr. Funk ausgeführt, theils nach eigenen Instrumenten, theils nach solchen, die ihm aus dem Instrumentenvorrathe der hiesigen Sternwarte zur Disposition gestellt worden sind. Außer den gewöhnlichen Bestimmungen zeichnet Hr.

Dr. Funk auch die Temperatur der Regnitz täglich auf.

Die Bamberger Beobachtungen werden, wenn einmal mehrere Jahrgänge in der jetzigen Weise hergestellt sind, als ein höchst schätzbarer Beytrag zur Climatologie Bayerns zu betrachten seyn.

Den Höhenunterschied zwischen dem Barometer des Hrn. Dr. Funk und folgenden 2 Punkten: Altenburg (Thurm) und Bahnhof (Niveau der Schienen), habe ich barometrisch zu bestimmen gesucht. Die Höhe über dem Niveau der Regnitz (welche am Hause vorbeyfließt), hat Hr. Dr. Funk durch unmittelbare Messung bestimmt.

3) In Gunzenhausen wird seit dem Jahre 1841 von dem k. Gerichtsarzte Hrn. Dr. Eichhorn die Beobachtungsreihe fortgesetzt, welche er im Jahre 1829 in Herzogenaurach angefangen hat.

Die Barometerbeobachtungen vor dem 6. Juny 1850, wo ich eine Untersuchung und Rectification des Instrumentes vornahm, bedürfen einer beträchtlichen Correction, auch ist die Localität für Temperaturbestimmungen minder günstig; dieß wird indessen bey gehöriger Benützung der Resultate ohne Belang seyn. Eine wünschenswerthe Controle der Temperaturbeobachtungen werden die von Hrn. Dr. Eichhorn jetzt begonnenen Messungen von Fluß- und Quellentemperaturen darbieten.

Besondere Anerkennung verdient noch die Sorgfalt, welche Hr. Dr. Eichhorn den Beobachtungen selbst, so wie der Berechnung der Resultate widmet.

Den Höhenunterschied zwischen dem Barometer des Hrn. Dr. Eichhorn und dem Bahnhofe (Niveau der Schienen) habe ich in diesem sowohl als im vorigen Jahre barometrisch bestimmt.



4) In Bayreuth hat Hr. Regierungs-Assessor Blumröder mit einem reichlichen Vorrathe von Instrumenten eine sehr umfassende Beobachtungsreihe begonnen, wovon schätzbare Resultate zu erwarten sind. Meine Anwesenheit in dortiger Gegend habe ich benützt, um eine Barometervergleichung vorzunehmen.

5) In Aschaffenburg beobachtet Herr Rector Dr. Kittel mit großer Ausdauer und Consequenz seit dem Jahre 1833. Die Vergleichung des von ihm angewendeten Barometers hat zu wiederholten Malen stattgefunden, auch ist die Höhe des Beobachtungszimmers über dem Niveau des Mayns wenigstens ziemlich nahe bestimmt worden.

6) In Schönberg werden von Herrn Forstmeister Hilber zunächst Behufs der von ihm vorgenommenen Höhenmessungen tägliche Beobachtungen aufgezeichnet, welche zugleich für die Climatologie des bayrischen Waldes interessante Bestimmungen darbieten. Diese Beobachtungen umfassen bereits vier Jahre, und da die nöthige Untersuchung der Instrumente hergestellt ist, so sind die Resultate vollkommen mit den übrigen vergleichbar. Eine umfassende Untersuchung der Quellentemperatur ist von den Bemühungen des Hrn. Hilber zu erwarten; seine Ergebniße werden um so wichtiger sein, als er zugleich die Meereshöhe der einzelnen Quellen bestimmt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 11.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Conservator Dr. Lamont erstattet Bericht:

### Ueber die zur magnetisch-meteorologischen Erforschung des Königreichs Bayern im Jahre 1850 unternommenen Excursionen.

(Schluß.)

7) In Dillingen hat Hr. Prof. Pollak seit dem Jahre 1843 ein fortlaufendes meteorologisches Tagebuch geführt, außerdem auch Untersuchungen über die Temperatur der Gewässer und deren sonstige periodische Aenderungen angestellt. Die Vergleichung des von ihm gebrauchten Barometers hat nachgewiesen, daß dieses Instrument seit der ursprünglichen Regulirung im Jahre 1843 unverändert geblieben ist. Hrn. Prof. Pollak sind in letzterer Zeit neue Thermometer, sowohl zur Untersuchung der Quellentemperatur als auch zur Beobachtung der Temperatur in der Sonne, zur Disposition gestellt worden.

8) In Freising werden von Hrn. Professor Meister seit 12 Jahren tägliche Beobachtungen aufgezeichnet und zugleich auf Fluß- und Quellentemperatur Rücksicht genommen. Die Höhe des Beobachtungszimmers über dem Niveau der Isar hat Hr. Prof. Meister durch wiederholte Messungen festgesetzt; die Correction seines Barometers habe ich durch mehrere Vergleichungen bestimmt.

Nachdem ich im Vorhergehenden eine Uebersicht der Resultate meiner dießjährigen Excursionen gegeben habe, halte ich es für zweckmäßig in Kürze anzudeuten, was sonst zur Förderung des Unternehmens geschehen ist, was für die Zukunft vorbereitet wird oder was wünschenswerth erscheint.

Da bestimmt wurde, daß ein Theil der für die magnetisch-meteorologischen Excursionen bewilligten Summe zur Herstellung der nöthigen Requisite verwendet werden sollte, so habe ich die magnetischen Instrumente in gehörigen Stand setzen, zugleich eine hölzerne Hütte südöstlich von der Sternwarte, Behufs absoluter Bestimmungen aufführen lassen. Auch für Herstellung von Reisebarometern ist eine kleine Summe verwendet worden.

In so ferne die magnetischen Bestimmungen nach der bisherigen Weise vorgenommen werden, d. h. in so fern die Richtung des Meridians aus Triangulationspunkten abgeleitet wird, so kann der gegenwärtig vorhandene Instrumentenvorrath als genügend betrachtet werden. Unterdessen gibt es viele Localitäten, besonders in Gebirgsthälern, wo nur durch astronomische Hülfsmittel eine zuverläßige Meridianbestimmung möglich ist. Ich habe die Hoffnung, daß die jetzt etwas vermehrte Dotation der Sternwarte gestatten wird, ein gutes Chronometer *)

*) Das Hauth'sche Chronometer hatte, ehe es für die hiesige Sternwarte angekauft wurde, schon wesentliche Beschädigung erhalten und es ist deßhalb auch

zu erwerben und einen tragbaren Meridiankreis herzustellen, so daß der magnetischen Untersuchung, wie auch immer die Localität beschaffen seyn mag, kein Hinderniß mehr im Wege stehen wird.

Eine geschichtliche Uebersicht der zahlreichen Beyträge zur Herstellung einer Climatologie Bayerns, gewährt den genügendsten Nachweis, daß es bey uns niemals an intelligenten und eifrigen Beobachtern gefehlt hat; mit Bedauern muß man aber bekennen, daß durch die angewendeten Instrumente in den meisten Fällen der Erfolg völlig vereitelt wurde. Ich habe deßhalb in meinem Programme schon auf die Nothwendigkeit hingewiesen, einen angemessenen Vorrath meteorologischer Instrumente herzustellen, die an auswärtige Beobachter abgegeben werden können. Ich kann jetzt zur Anzeige bringen, daß dieses Desideratum Berücksichtigung gefunden hat, und daß eine Anzahl Barometer, Thermometer und Psychrometer, die ich gegenwärtig auf Kosten der Sternwarte herstellen lasse, bis zum kommenden Frühjahre zur Vertheilung bereit seyn wird.

Was in Bezug auf Erdmagnetismus und Electricität zunächst geschehen soll, habe ich oben bereits angedeutet, so daß ich hier darauf nicht mehr zurückzukommen brauche, dagegen glaube ich hinsichtlich der Höhenmessungen einen Umstand hervorheben zu müssen, der besondere Beachtung verdient.

Alle hypsometrischen Operationen, die in Bayern unternommen worden sind, haben die Frauenkirche in München zum Anfangspunkte und setzen die Höhe des Pflasters dieser Kirche über der Meeresfläche als bekannt voraus. In früherer Zeit nahm man allgemein die Meereshöhe des Pflasters der Frauenkirche zu 1569 Pariser Fuß an, theils nach barometrischen, theils nach trigonometrischen Bestimmungen, deren Detail mir nicht näher bekannt ist. In neuerer Zeit hat aber Hr. Major Delcros in Paris die von den französischen Ingenieuren beobachteten Zenithabstände *) neu berechnet und findet die eben erwähnte Höhe um 28 Fuß größer. Eine so beträchtliche Unsicherheit hinsichtlich des Haupt- und Anfangspunktes unserer Höhenmessungen ist als ein greller Uebelstand zu betrachten, der so bald als nur immer möglich beseitiget werden sollte.

Es wird keine Schwierigkeit haben nach der in meinem vorjährigen Berichte angedeuteten Methode die Höhendifferenz zwischen München und der Spitze des Großglockners oder des Venedigerhorns zu bestimmen; ließe sich dann südlich von der Alpenkette eine gehörig gelegene Station auffinden, von wo aus eine von den eben genannten Bergspitzen und zugleich ein Punkt in der Nähe des adriatischen Meeres sichtbar wäre, so würde der Zweck auf eine höchst einfache Weise erreicht werden. Ich werde in letzterer Beziehung mir nähere Kunde zu verschaffen suchen, um die Operation selbst, sobald die Mittel vorhanden sind, in's Werk zu setzen. **)

---

nur der vierte Theil des ursprünglichen Kaufpreises dafür ausgegeben worden. Dieses Chronometer leistet in der Sternwarte selbst noch ganz gute Dienste, ist aber auswärts nicht zu gebrauchen.

*) Diese Zenithabstände wurden zunächst deßhalb beobachtet, damit die mit Borda'schen Kreisen gemessenen terrestrischen Dreieckswinkel auf den Horizont reducirt werden konnten.

**) Ich nehme Gelegenheit, hier im Vorübergehen zu bemerken, daß zu den in nächster Zukunft auszuführenden Operationen auch eine Längenbestimmung des Anfangspunktes unserer Triangulation, nämlich des nördlichen Frauenthurms oder was gleichbedeutend ist, eine Längenbestimmung der hiesigen Sternwarte mittelst des galvanischen Telegraphen

In Beziehung auf Meteorologie gibt es mehrere Bestimmungen, die in unserm Beobachtungssysteme bisher ganz ungenügende Beachtung gefunden haben. Vor allem gehört hieher die Temperatur in der Sonne und die Temperatur unter der Erdoberfläche. Gewöhnlich mißt man die Temperatur der Luft im Schatten, was allerdings für die Theorie ausreichen würde, wenn die Aufstellung des Thermometers vollkommen normal wäre. Es wird indessen wenige Stationen geben, wo nachgewiesen werden könnte, daß Letzteres wirklich der Fall ist. Deßhalb bleiben immerhin Temperaturbestimmungen, die auf anderm Wege gewonnen werden und zur Controle dienen können, von großer Wichtigkeit.

Eine solche Bestimmung liefern die Ablesungen eines ganz frey in der Sonne aufgehängten Thermometers.

Auf einem freyen Platze, am besten auf einer Wiese, richtet man zwey Pfähle von 8 Fuß Höhe, etwa 15 bis 20 Fuß von einander entfernt auf, spannt einen Drath dazwischen und befestiget an der Mitte des Drathes ein Thermometer, welches keine besondere Scala hat, sondern die Theilung auf dem Thermometerrohre selbst trägt. Der Platz muß so gelegen seyn, daß die Sonne den ganzen Tag das Thermometer bescheinen kann. Im ersten Augenblicke möchte man glauben, daß ein solches Thermometer, wenn die Sonne darauf scheint, bedeutend höher stehen müsse als ein Thermometer im Schatten; bedenkt man indessen, daß die Sonnenstrahlen durch Luft, Wasser und Glas gehen, ohne diese Substanzen zu erwärmen, und daß ein Spiegel, der die Sonnenstrahlen reflectirt, selbst keine Temperaturerhöhung erhält, so wird man begreifen, daß auch bey dem Thermometer, wo theils freyer Durchgang (beym Glase), theils Reflexion (beym Queckſilber) stattfindet, keine Wärme *) hervorgerufen wird und das Thermometer also nur die Temperatur der umgebenden Luft anzeigt.

Beobachtungen dieser Art werden nun über ein Jahr an der hiesigen Sternwarte angestellt und es ist Aussicht vorhanden, daß an mehreren anderen Stationen ähnliche Bestimmungen demnächst zu Stande kommen werden.

Noch wichtiger als die eben angezeigten Beobachtungen sind jene der Bodentemperatur und es war ein wesentlicher Mangel unserer bisherigen meteorologischen Unternehmungen, daß in keinem Theile Bayerns solche Bestimmungen, unter den geeigneten Umständen, hergestellt worden sind. Ich kann nun ankündigen, daß auch diesem Mangel in nächster Zeit abgeholfen werden wird. Es sind bereits Erdthermometer für die hiesige Sternwarte und für das Observatorium auf dem Hohenpeißenberg hergestellt: bis zum künftigen Frühjahre wird die Regulirung derselben beendiget seyn und das Eingraben stattfinden können. **)



gezählt werden muß. Solche Operationen sind in Nordamerika bereits nach größtem Maaßstabe zur Ausführung gekommen; auch in Oesterreich wurde vor mehreren Jahren bereits auf diesem Wege die Längendifferenz zwischen Prag und Wien bestimmt. Wie übrigens die Sache am vortheilhaftesten einzurichten ist, läßt sich erst dann ermessen, wenn die projectirten Telegraphenlinien einmal hergestellt sind.

*) Ich setze hier voraus, daß ganz freyer Durchgang und totale Reflexion stattfinden, was nicht streng der Fall ist, daher auch bey Benützung der hier beschriebenen Beobachtungen eine kleine Correction, deren Ermittelung wenig Schwierigkeiten darbietet, angebracht werden muß.

**) Für die von den Herren Prof. Schenk und Prof. Herberger in Würzburg begonnenen meteorolo-

Unter die Bestimmungen, welche bey unserm Beobachtungssysteme bisher keine genügende Berücksichtigung gefunden haben, gehört auch die Kraft oder Intensität der Sonnenstrahlen und die Abhängigkeit dieser Kraft von der Höhe über der Meeresfläche. Auch hiefür werden gegenwärtig entsprechende Einrichtungen vorbereitet.

Da zur Förderung der Meteorologie bey uns vor Allem nothwendig wäre, die Zahl der meteorologischen Stationen zu vermehren, so glaube ich hier einen Antrag vorbringen zu müssen, von dessen Ausführung sehr ersprießliche Resultate sich erwarten ließen.

Der Antrag geht dahin, daß an 10 bis 12 geeignet gelegenen Stationen der Bayerischen Staatseisenbahnen meteorologische Beobachtungen aufgezeichnet werden sollten.

In verschiedenen Staaten hat man durch Behörden, die zunächst mit der Förderung der Naturwissenschaften in keiner Beziehung standen, Beobachtungsreihen zu wissenschaftlichen Zwecken ausführen lassen, aber fast immer mit schlechtem Erfolge, weil die Arbeiten gewöhnlich als etwas Fremdartiges und Aufgebürdetes mit Nachläßigkeit und Widerwillen besorgt wurden. Ich bin weit entfernt anzurathen, daß bey uns irgend ein Experiment dieser Art versucht werden sollte, vielmehr gehe ich bey dem obigen Antrage von der Voraussetzung aus, daß, da die Dauer und Festigkeit von Bauten aller Art sowohl, als die Wirkung der Maschinen von atmosphärischen Einflüßen abhängen, es für die Verwaltung der Eisenbahnen selbst von Wichtigkeit sey, diese Einflüße zu ermitteln, und daß hiezu eine genaue Kenntniß der atmosphärischen Verhältniße und Aenderungen erfordert werde.

Der praktische Nutzen, dessen Erzielung zunächst solche Beobachtungen veranlassen soll, wäre übrigens nicht der einzige und nicht der größte, den sie gewähren würden; die Wissenschaft würde ihrerseits wesentliche Vortheile daraus ziehen können. Mit Rücksicht auf den letzteren Zweck, vielleicht mehr als auf den ersteren, sind denn auch bereits in England sowohl als in Oesterreich Versuche in obigem Sinne gemacht worden.

Auf den Grund der dargelegten Verhältniße erlaube ich mir hier den Wunsch auszusprechen, daß das Präsidium der Akademie diese Angelegenheit höhern Ortes in Anregung bringen wolle; einen in's Detail eingehenden Antrag behalte ich mir vor, wenn das Prinzip einmal festgesetzt wird.

---

gisch-botanischen Untersuchungen werden ebenfalls Erdthermometer an der hiesigen Sternwarte hergestellt.

Ich glaube hier noch bemerken zu müssen, daß die sämmtlichen Barometer und Thermometer, welche bey den oben erwähnten Untersuchungen angewendet werden, von dem Mechaniker Hrn. Greiner (Althammereck, Nr. 5 München) verfertiget sind. Durch seine ausgezeichnete Kunstfertigkeit in Glasblaserarbeiten jeder Art hat sich Hr. Greiner einen ausgebreiteten und wohlbegründeten Ruf bereits erworben.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Ausgewählte Reden des Isokrates, Panegyricus und Areopagiticus, erklärt von Dr. R. Rauchenstein. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1849. 8. IV und 127.

Wir haben vor einiger Zeit in den Gel. Anzeigen über die Auswahl Lysianischer Reden gesprochen (1848, 223 sq.), welche, von Hrn. Direktor Rauchenstein mit vorzüglichen Einleitungen und Erklärungen ausgestattet, einen Theil der von Sauppe und Haupt besorgten Sammlung griechischer und lateinischer Schriftstelleller bilden. Mit gleicher Trefflichkeit ist dieses Bändchen bearbeitet, es ist eben so geeignet, in die Geschichte Athens und die Staatsangelegenheiten, welche der Redner vor Augen hatte, einzuführen, als belehrend und zweckmäßig für das Verständniß des Einzelnen abgefaßt, weßhalb man wohl erwarten darf, daß einsichtige Lehrer gern davon Gebrauch machen werden.

Damit würde der Redner in die wichtige Stelle wieder eingesetzt, woraus ihn die letzten Jahrhunderte verdrängt haben; er würde wieder in die Reihe der Schulautoren aufgenommen. Zu Melanchthons Zeiten las man kaum einen andern griechischen Prosaiker auf Schulen, als den Isokrates (vgl. z. B. J. F. Hautz lycei Heidelbergensis origines et progressus, 1846. p. 108); in unsern Tagen hat sich der Cyklus der Lektüre anders gestaltet; man beginnt mit Homer, um baldigst auf Sophokles überzugehen, die dazwischen liegende große Kluft wird entweder gar nicht, oder doch nur schwach ausgefüllt. Und doch wären die Redner, namentlich Lysias, Isokrates und Demosthenes vorzugsweise dazu dienlich, den Fortschritt von dem Einfachen und Klaren zu dem oft Verwickelten und Dunkeln zu vermitteln, indem sie, besonders anziehend für das jugendliche Gemüth, zugleich mit hellenischer Denk- und Redeweise den Schüler befreundeten. Hoffentlich wird man jetzt, wo so zweckmäßige Bearbeitungen geboten sind, den Vortheil nicht länger sich entgehen lassen, vielmehr gern dazu beytragen, die gesunkene Neigung zum Classischen durch bessere Auswahl und Leitung der Anagnose zu heben.

Der Panegyrikus galt von jeher als die schönste der Isokratischen Reden, und vermöge des darin niedergelegten Ideenreichthums wie der kunstreichen Ausführung verdient er auch dieses Prädikat. Doch mögen wir nicht verschweigen, daß wir in den Händen junger Leser andere Werke von Isokrates lieber sähen, welche weniger umfänglich sind und außerdem einen bestimmtern Eindruck machen, weil sie nur einer Redegattung angehören, wie etwa der Evagoras als Beyspiel des genus demonstrativum und der Archimedes als Muster des genus deliberativum. Zwar sagt der verehrte Herausgeber: „Denjenigen, welche den Isokrates nicht nur wegen des Styls, sondern auch wegen des Inhalts ihren Schülern in die Hände geben wollen, wird es nicht mißfallen, daß gerade diese zwey Reden gewählt worden sind. Die Vorzüge der harmonischen Darstellung, der plan fließenden Sprache und des klassischen Ausdrucks finden sich in seinen übrigen Werken nicht in höherem Maaße als in diesen zweyen; dagegen liegen die Stoffe der übrigen dem Studienkreise des Gymnasiasten theils ferner, theils sind sie verhältnißmäßig von minderer

Wichtigkeit. Diese beyden dagegen liefern bedeutungsvolle Bilder von innern und äußern Zuständen Athens, welches in seiner Herrlichkeit, wie in seinen Gebrechen eine unerschöpfliche Quelle von Erfahrungen, Warnungen und Belehrungen über alles bürgerliche, gesellschaftliche und politische Leben ist.“ Aber hier ist eine Seite der Isokratischen Kunst, die doch auch Beachtung verdient, unerwähnt geblieben; die Anlage, die Organisation, welche den Stoff in seiner vollen Bedeutung erscheinen läßt, aber auch durch ihn bestimmt und bedingt wird. Soll der Schüler der rednerischen Handlung im Einzelnen mit Interesse folgen, so muß er über den ganzen Bau, über den Zweck und Gang der Rede im Klaren seyn; um jedoch darauf achten zu können, darf er mit keiner zu complicirten Rede anfangen. Eine solche ist eben der Panegyrikus. Man kann ihn weder als reinen ἐγκωμιαστικὸς noch als reinen συμβουλευτικὸς betrachten, er ist ein Zwitter; angeblich bestimmt, zur Einigkeit zwischen Athen und Sparta zu rathen, preist er Athen und setzt Sparta herab; ohne aber den herben Tadel gegen letztern Staat zu mäßigen oder durch reiches Lob aufzuwägen, durfte Isokrates nicht hoffen, eine Versöhnung beyder Großmächte anzubahnen. Der Gedanke liegt daher nahe, daß es ihm selbst mit einer solchen Absicht nicht Ernst war, daß er nur beweisen wollte, Athen müsse, im Fall etwas gegen Persien unternommen werde, den Vorrang haben, und Sparta das Vorurtheil aufgeben, als gehöre ihm die Hegemonie allein an. Nirgends ist auseinandergesetzt, wie die Ausgleichung beyder Staaten herbeygeführt und zu Stande gebracht werden könne; und der Zweifel an der Möglichkeit einer Bekehrung Sparta's wird auch sehr bald (20) ausgesprochen, demnach die Aufgabe der Rede dahin abgeändert, daß sie dereinst darthun solle, an wem die Schuld lag, wenn Hellas nicht die Höhe von Macht und Wohlstand erreichte, worauf es durch natürliche Anlagen angewiesen war; natürlich an denen, die Athen seiner Herrschaft zur See beraubten. Wer die Seeherrschaft besitzt, hat τὰς πλείστας τῶν πόλεων in seiner Gewalt; vgl. Panath. §. 53, damit ist ein deutlicher Commentar zu dem hier im Paneg. §. 17 freundlich proponirten ἰσομοιρῆσαι πρὸς ἀλλήλας καὶ τὰς ἡγεμονίας διελέσθαι gegeben.

Diese Schlauheit muß, wenn der Schüler den Gedanken des Redners vollkommen fassen soll, aufgedeckt werden, und macht vielleicht doch auf ihn einen eben so ungünstigen Eindruck, als der zuversichtliche, fast prahlende Ton des Proömiums. Aus diesem Grunde würden wir von der Rede zum Schulgebrauch nur einige Parthien ausheben, namentlich den Schluß von §. 133 an, wo er den epidiktischen Charakter entschieden verläßt, um zu dem wirklich deliberativen überzugehen, und den Griechen zu Gemüth führt, daß sie Thoren seyen, unter einander wegen kleinlicher Vortheile zu hadern, und nicht nach dem Besitz des unendlich reichen Asiens zu streben, das sie, wenn sie nur wollten, wie in einem Triumphzug (182) durchwandern könnten.

Der Areopagitikus dagegen ist, wie schon oben bemerkt wurde, durchaus ein schönes Beyspiel des genus deliberativum, und wir können nicht der p. 93 geäußerten Behauptung beypflichten, daß Isokrates hier eine epideiktische Rede nur in das Gewand der symbuleutischen eingekleidet habe, indem er, um für die Darstellung einen äußerlichen festen Halt zu finden, die Form eines Vorschlags fingirte, den Areopag in seiner ehemaligen Bedeutung zu erneuern, was ihm den Vortheil verschafft habe, zur Unterstützung seiner Meinung die Vorzüge der alten Zeit auszuführen. Warum soll Isokrates nicht wie so manches andere kaum Mögliche bey seinem patriotischen Eifer auch die Herstellung des Areopags in seiner alten Würde und Bedeutung ernsthaft gewünscht und in diesem Sinn angerathen haben?

Uebrigens konnte leichter als am Panegyrikus an dieser Rede die technische Ausführung nachgewiesen werden. Der Herausgeber wollte vermuthlich die Besprechung dieser Gegenstände lieber dem mündlichen Unterricht überlassen; aber mancher Lehrer würde es ihm gedankt haben, hätte er auch darüber Winke gegeben. So konnte der junge Leser darauf aufmerksam gemacht werden, daß gegen den Schluß des Proömiums §. 16 mit den Worten εὑρίσκω γὰρ ταύτην μόνην ἂν γενομένην καὶ τῶν μελλόντων κινδύνων ἀποτροπὴν καὶ τῶν παρόντων κακῶν ἀπαλλαγήν, ἣν ἐθελήσωμεν ἐκείνην τὴν δημοκρατίαν ἀναλαβεῖν κτέ. (vergl. Anaximenes ed. Speng. 6, 20) die Rede als deliberative bezeichnet ist, ferner, daß jeder Abschnitt durch eine Recapitulation abge-

schlossen wird, welche Anaximenes παλιλλογία nennt (45, 24), der Redner selbst aber §. 35 κεφάλαιον (vgl. Philipp. §. 154, de pace §. 142); dieß geschieht hier §. 27, 30, 35 und 55, wo die ehemalige Wirksamkeit des Areopags erscheint als das συμφέρον, δίκαιον und καλόν befördernd und während, indem er Verarmung hinderte, gewissenlose Staatsverwaltung und alles Unrecht bestrafte, strenge Sittenzucht gegen die Jüngern übte, und dafür sorgte, daß dem Alter die gebührende Achtung zu Theil wurde. Vgl. über diese Hauptstücke der συμβουλία Anaxim. 5, 21. sqq. Hiemit war die confirmatio beschlossen, aber es blieb dem Redner immer noch etwas zu thun übrig, nämlich die möglichen oder auch schon gemachten Einwendungen zu widerlegen. Das geschieht hier in der Form der προκατάληψις, indem er gleichsam dem Gegner zuvorkömmt, und ihm unmöglich macht, festen Fuß wider ihn zu fassen (vgl. Panath. §. 111 ἐπειδὰν αἴσθωνται τοὺς τόπους ἅπαντας προκατειλημμένους καὶ μηδὲ πρὸς ἓν ἀντειπεῖν ἔχωσι τῶν εἰρημένων). Man könnte behaupten, die von Isokrates empfohlene Verfassung sey zu oligarchisch, und er falle dadurch selbst in den Verdacht ein μισόδημος zu seyn. Aber die Gründer der von ihm belobten gemäßigten Demokratie waren gerade die edelsten und besten Freunde des Volks, und er selbst hat sich immer als Feind der Oligarchie bewiesen. Um die hart getadelten Zeitgenossen zu begütigen, läßt er die gegenwärtigen an sich keineswegs glücklichen Zustände mit denen unter der Herrschaft der Dreyßig vortheilhaft contrastiren; er thut das, wenn auch Leute behaupten wollten, daß es ἔξω τῆς ὑποθέσεως (extra causam, wie Cic. p. Mil. §. 92 sich ausdrückt) geschehe — aber nur, um dann noch nachdrücklicher seinen Mitbürgern ans Herz zu legen, daß es nicht hinreiche, besser als die Verruchtesten zu seyn, da Athen ein anderer Beruf beschieden sey, als vom Perserkönig sich befehlen zu lassen und mit den schwächern griechischen Staaten in Haß und Zwietracht zu leben. Hiemit gewinnt er einen sehr wirksamen, kräftigen Schluß.

Jenes ἔξω τῆς ὑποθέσεως ist nicht terminus technicus von der epidiktischen Rede, im Gegensatz von ἔξω τοῦ πράγματος, wie die Note zu §. 63 annimmt, beydes sind gleich allgemeine Ausdrücke, und die Rede selbst hat ja eine vorzugsweis protreptische Haltung. Uebrigens ist es merkwürdig, wie genau manche Stellen mit der Theorie des Anaximenes selbst in Betreff der nicht rhetorischen Objekte übereinstimmen, z. B. was von der Wahl der Magistrate im Gegensatz zur Erloosung §. 22 gesagt ist, steht fast mit denselben Worten bey Anaxim. 13, 15, daher Spengel auch im Commentar unsere Stelle vollständig mitgetheilt hat. Anaximenes äußert sich nämlich, wo er die Berathung über die πολιτικὴ κατασκευὴ als einen wesentlichen Gegenstand des συμβουλευτικὸς λογός behandelt, folgendermaßen: „in demokratischen Staaten muß die Gesetzgebung die vielen kleinen Aemter durch das Loos vertheilen, denn dieß entfernt die Veranlassung zu einem Aufstande; die größten und wichtigsten Aemter aber müssen durch Wahl von dem Volk vergeben werden. Dadurch hat das Volk die Vollmacht, die Ehrenstellen zu geben, wem es will, und wird die, welche sie erhalten, nicht beneiden; andrerseits werden Letztere mehr angesehen, auch mehr sich tüchtig zu beweisen streben, weil sie wissen, daß bey ihren Mitbürgern in gutem Ruf zu stehen, ihnen selbst Vortheil gewährt.“ Unter die größten und wichtigsten Aemter zählten beyde Schriftsteller das der στρατηγοὶ und des ταμίας, welchen an Einfluß die Archonten nicht zu vergleichen sind. Rauchensteins Bemerkung zu §. 22 „Isokrates ist sich hier historisch nicht ganz klar, da er einer spätern Zeit zuschreibt, was früher geschah“ wird darnach berichtigt werden müssen. Wahrscheinlich wurde die Strategie in der Zeit des Isokrates bisweilen durch das Loos, mit dem man beliebig umzugehen verstand, vergeben. Auch was über die Opfer §. 29 sq. gesagt ist, wird man bey Anaximenes 10, 26 sqq. zum Theil wieder finden, wo sich dieser darüber in einem langen Abschnitt fast encyklopädisch verbreitet.

Die ethische Bedeutung des Areopagitikus wird in der Einleitung dazu vortrefflich entwickelt und der historische Gehalt gewürdigt.

Darauf, wie der Redner das Geschichtliche behandelt, geht der Verf. auch im Panegyrikus näher ein und zeigt bey jeder sich darbietenden Gelegenheit, wie wenig Isokrates sich scheute, die Fakta

nach seinem rhetorischen Bedürfniß umzugestalten. In den ältesten Zeiten wird von ihm ein durch Athen auf ganz Hellas geübter Einfluß fingirt §. 39, von dorther soll alle Cultur und staatliche Ordnung ausgegangen seyn. Die Eile, mit der die Athener vor der Schlacht bey Marathon zum Kampf sich vorbereiteten, war, zufolge Herodot VI, 109, nicht so groß, als sie hier geschildert ist §. 87; gegen Herodots Erzählung VIII, 1, 11, 16 wird §. 90 die Zahl der attischen Trieren bey Artemision verringert und ihnen ein entschiedener Sieg über einen bedeutenden Theil der persischen Flotte beygelegt.

Aus §. 94 müßte man schließen, daß die Anerbietungen der Perser vor die Schlacht bey Salamis fielen, sie wurden aber später von dem Macedonischen Alexander den Athenern vorgetragen, vergl. Herod. VIII, 40; die Peloponnesier hielten bekanntlich in jener Naumachie nicht aus Ehrgefühl Stand, sondern waren von Themistokles getäuscht worden, laut Herod. VIII, 75, mit dem §. 94 hier im Widerspruch ist. Isokrates setzt die Existenz des Cimonischen Friedens als diplomatisch sicher voraus, er spricht davon als hätte er die Urkunde vor Augen §. 120, indem er den schimpflichen Antalcidischen Frieden mit jenem vergleicht: *μάλιστα δ' ἄν τις συνίδοι τὸ μέγεθος τῆς μεταβολῆς, εἰ παραναγνοίη τὰς συνθήκας τάς τ' ἐφ' ἡμῶν γενομένας καὶ τὰς νῦν ἀναγεγραμμένας.* Mit Recht versteht Rauchenstein die Worte des Redners buchstäblich gegen Krüger (Historisch-philologische Studien p. 106), welcher *παραναγνοίη* auf das Lesen des einen in Vergleichung mit den angeblichen Bedingungen des andern bezog, so daß hier eine Art Zeugma angenommen werden müßte. Der Redner konnte in der That glauben, daß ein solches Aktenstück vorhanden sey, oder fand doch für gut, dem Glauben an dessen Bestehen hier wie Panath. §. 59 zu huldigen. Hinsichtlich der Melier ist das Geschichtliche absichtlich entstellt §. 100, vgl. Thuc. III, 91, V. 116, und die Einrichtung der Kleruchieen wird in zu vortheilhaftem Lichte gezeigt §. 107. Aus den 10000 Griechen macht Isokrates nur 6000, um dadurch die Perser, welche einem so kleinen Heere nichts anhaben konnten, noch mehr herabzusetzen.



Diese Behandlung der Geschichte wurde nicht etwa durch den Feuereifer des Patriotismus hervorgerufen; sie wurde vielmehr systematisch angewendet und Isokrates hat den Grundsatz mit einer Unbefangenheit ausgesprochen in seinem Busiris §. 4: *δεῖ τοὺς μὲν εὐλογεῖν τινας βουλομένους πλείω τῶν ὑπαρχόντων ἀγαθῶν αὐτοῖς προσόντ' ἀποφαίνειν, τοὺς δὲ κατηγοροῦντας τἀναντία τούτων ποιεῖν.* In Uebereinstimmung damit rechnet Anaximenes 19, 11 auch die *μὴ προσόντων συνοικείωσις* zu den Verrichtungen des genus encomiasticum.

Was den deliberativen Charakter des Panegyrikus betrifft, wird es ebenfalls gerathen seyn, für die §§. 133 — 189 den Anaximenes 16, 16 sqq. zuzuziehen und darnach die Gliederung jenes Theiles zu verfolgen.

Die Einleitung über das Leben des Isokrates und seine Beredsamkeit gibt ein treffendes Bild dieses interessanten Mannes. Zuerst wird nachgewiesen, daß persönliche Eigenschaften und besondere Erfahrungen, namentlich das Schicksal seines Freundes und Lehrers Theramenes ihn auf die eigenthümliche Bahn leiteten, welche er vom beginnenden Mannesalter bis fast zum hundertsten Lebensjahr einhielt. Der Grundgedanke seines politischen Strebens war die Nothwendigkeit einer Verbindung sämmtlicher griechischer Staaten, um den Barbaren gegenüber eine achtunggebietende Macht zu entfalten, ja diese, wo möglich, den Hellenen dienstbar zu machen; sodann die Bestimmung Athens an die Spitze der Verbündeten zu treten. Diese Idee hat er in seinen vorzüglichsten Reden, dem Panegyrikus, Areopagitikus, Philippus, Panathenaikus ausgeführt; er wurde im Laufe von vierzig Jahren nicht müde, Griechenland dafür zu bearbeiten; überzeugt von der Gesunkenheit der Zeitgenossen mochte er doch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgeben. Philipps Sieg bey Chäronea sollte ihn noch in seinen letzten Tagen belehren, daß der langgewünschte Zug gegen Persien nur über die Leiche seines Vaterlandes gehen könne.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


I. Jules Thurmann, essai de Phytostatique appliqué a la chaine du Jura et aux contrées voisines, ou étude de la dispersion de plantes vasculaires envisagée principalement quant à l'influence des roches soujacentes. Berne 1849. 8. Tomes II.

II. Alph. De Candolle, sur les causes qui limitent les espèces végétales du côté du Nord en Europe et dans les régions analogues. Annales des sciences naturelles. 3. Serie. Botanique. Tome IX. (1848.) p. 5.

III. Alph. De Candolle, du mode d'action de la chaleur sur les plantes et en particulier de l'effet des rayons solaires. Bibliothèque universelle de Genève. Mars 1850. Genève.

---

## I.

Der praktische Nutzen, welchen heutzutage die Chemie und Physik in ihrer Anwendung auf Technik stiften, mag zwar brillanter scheinen, demungeachtet aber nicht so tief eingreifen in den Wohlstand der Völker, als ihn die Anwendung derselben Fächer auf andere Wissenschaften zu schaffen vermag: und zwar auf diejenigen, welche wie die botanischen als Grundlage eines rationellen Betriebes der Landwirthschaft gelten dürfen. Dort wirken Chemie und Physik unmittelbar auf das bürgerliche Leben, hier wirken sie sowohl auf Wissenschaft zu höherer Ausbildung unserer Intelligenz, als auch durch diese auf das materielle Wohl, welches an die Productivität des Erdbodens geknüpft ist.

Derjenige Theil der botanischen Doctrin, in welchem sich diese praktischen Beziehungen concentriren, ist kein anderer als die Pflanzengeographie. Sie lehrt nicht bloß die Abhängigkeit der Pflanzen von bestimmten Factoren erkennen, die hauptsächlich in Klima und Bodenverhältnissen liegen, sondern auch die Abhängigkeit des Bodens und des Klimas von den Pflanzen. Das ist eine Sache, die zum unvertilgbaren Schaden von Völkerschaften ignorirt wurde. Diese lernen ihn erst dann kennen, wenn es in keiner menschlichen Macht mehr steht, ihn auszubessern. Früher warnte kein Pflanzengeograph. Erst Humboldt hat diese Wissenschaft ins Daseyn gebracht. Wohl den Völkern, welchen noch die aus ihr entspringende Lehre zu Statten kommen kann!

Thurmann's Werk ist eine der wichtigsten Erscheinungen in der Litteratur der Pflanzengeographie, obgleich das Gebiet, worauf sich seine Untersuchungen beziehen, den von jeher am meisten erforschten Theil Europas in sich schließt. Wir haben hier nicht eine Schilderung eigenthümlicher Erscheinungen nach herkömmlicher Anschauungsweise vor uns, sondern wir bekommen wohlbekannte Verhältnisse von einer neuen Seite zu sehen. Ueber die Beziehungen der Vegetation in den Schweizeralpen zum Boden und zum Klima ist, seit die Pflanzengeographie existirt, viel geschrieben worden. Bald wurden die Beziehungen zum Klima, bald die zum Boden mehr hervorgehoben und sorgfältiger behandelt. Den Einfluß des letztern auf die Pflanzen glaubte man von den chemischen Bestandtheilen

abhängig. Thurmann führt uns auf einen neuen Standpunkt. Die Tendenz seiner Arbeit geht dahin, zu zeigen, daß weniger die chemischen Bestandtheile, als vielmehr die physikalischen Eigenschaften des Bodens die Vegetation bedingen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ausgewählte Reden des Isokrates.

(Schluß.)

Da ihm Stimme und die nöthige Unerschrockenheit fehlte, war ihm der Zutritt zur Rednerbühne verschlossen, und er genöthigt, sich auf schriftliche Mittheilungen zu beschränken. Jener Mangel gewährte indeß den Vortheil, daß er durch die Macht des Augenblicks nie überwältigt, der ruhigen Ausbildung seiner geistigen Schöpfung sich ganz hingeben konnte. Diese Entstehungsweise seiner Werke hatte selbst auf die Form derselben sichtbaren Einfluß; eine so symmetrische, gerundete Periodik ist nicht der Ausdruck eines bewegten Staatslebens, man sieht aber, mit welcher Liebe und Sorgfalt er ein Glied nach dem andern bearbeitete, um durch die anmuthigste Harmonie des Ganzen, Leser oder Zuhörer für seine Vorschläge zu gewinnen.

Das Urtheil Platos über den Isokrates (Phaedr. 278, e sq.) betrifft diesen, wie er in seinen jüngern Jahren stand, als Sokrates noch lebte und Lysias noch nicht als eigentlicher Redner, nur als Verfasser von ἐρωτικοὶ λόγοι aufgetreten war. Ein Decennium später schon würde Plato sich anderst geäußert haben. Rauchenstein hält sich an die von Socher und Stallbaum adoptirte Ansicht, wornach der Phädrus erst Ol. 108, 1, abgefaßt wäre, was Ciceros Aussage im Orator §. 42. unterstütze. Und bey diesem liest man allerdings die Worte: haec (d. h. die aus dem griechischen Original übersetzte Stelle) de adolescente Socrates auguratur. at ea de seniore scribit Plato et scribit aequalis, et quidem exagitator omnium rhetorum, hunc miratur unum. me autem qui Isocratem non diligunt una cum Socrate et cum Platone errare patiantur. Doch in Fragen der Chronologie hat Ciceros Autorität bekanntlich nicht das größte Gewicht. Von Schleiermacher in seinem Proömium zur Uebersetzung des Phädrus, von Spengel (Art. Sc. p. 131) und neulich von Krische (Göttinger Studien, 1847, p. 930 sqq.) ist es außer Zweifel gesetzt, daß Phädrus Platos frühester Dialog sey; und von Sauppe (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1835, p. 407) nachgewiesen, daß auch zwischen Plato und Isokrates späterhin nicht das beste Vernehmen herrschte. Um den Widerspruch, der hieraus entsteht, zu beseitigen, ist unser Verf. auf die Vermuthung gefallen „die übergroße Erwartung von Isokrates, die zur Vergleichung mit seinen nachherigen wirklichen Leistungen reizen mußte, wäre von Plato nicht ohne Ironie angebracht.“ Doch eine solche Ironie wäre im Zusammenhang dieser Schlußrede nicht zu erklären oder zu rechtfertigen. Eher mag man vermuthen, Isokrates habe als Jüngling sich mehr zu philosophischer Betrachtung hingezogen gefühlt als in der spätern Epoche, welche allein uns bekannt ist, und erst die Verarmung seines Vaters ihn veranlaßt, durch eine mehr praktische Thätigkeit die eigene Existenz zu sichern, also zunächst durch Logographie, dann als Lehrer der Rhetorik, wobey nicht nur seine Unterweisung sondern auch die in Redeform abgefaßten politischen Abhandlungen seinen Ruf als Techniker über alle griechischen Lande verbreiteten.

Die eigene Art von Wirksamkeit, welche Isokrates ausübte, brachte es mit sich, daß er allenthalben die Theorie zur Schau trägt, während Demosthenes eben darin als vollendeter Künstler sich zeigt, daß er die Technik versteckt. Um diesen Vorzug vollkommen empfinden und beurtheilen zu können, wird man wohl thun, die Lektüre des Isokrates der des Demosthenes vorangehen zu lassen.

Auch im Panegyrikus, namentlich zu Anfang, finden wir viele Hinweisungen auf die rhetorische Form, die zum Theil noch eine mehr eingehende Interpretation vielleicht nicht für den Schüler, aber für andere Leser erheischen mögen. So kann z. B. §. 8. das περὶ τῶν νεωστὶ γεγενημένων ἀρχαίως εἰπεῖν im Gegensatz zu dem παλαιὰ καινῶς διελθεῖν kaum etwas anderes bedeuten als καινὰ κοινῶς εἰ-

πειν. „Neues in der schlichten Einfachheit der alterthümlichen Darstellungsweise vortragen“ will Isokrates schwerlich, warum sollte er gerade den neuesten Ereignissen eine archaisirende Behandlung zuwenden? er meint wohl nur, daß Neues, weil es schon materiell interessant genug ist, einer kunstvollen Darstellung weniger bedürfe als das schon Bekannte. In §. 9. versteht die Note τοῖς ὀνόμασιν εὖ διαθέσθαι von der dispositio und elocutio zugleich; doch betrifft es nur die letztere, da dispositio mit den ὀνόματα selbst nichts zu thun hat. Gegen die Leute, welche den Styl einer epidiktischen Rede nach dem einer für Privatstreitigkeiten abgefaßten vergleichen wollten, wird §. 11. erinnert, man müsse τοὺς μὲν ἀσφαλῶς, τοὺς δ' ἐπιδεικτικῶς schreiben, jenes ἀσφαλῶς wird auf die πιθανότης bezogen, welche in Geschäftsreden Haupterforderniß sey; aber dieser bedarf der Volksredner, welcher einen Vorschlag durchsetzen will, nicht weniger; mithin wird der Ausdruck eher die Vorsicht bezeichnen, mit der man verfährt und wobey man stets bedacht ist, sichere Angaben zu Grunde zu legen, überhaupt vor jeder Mißdeutung sich hütet, vgl. ἀντιδ. §. 143., was der Panegyrischen Rede fremd ist, bey der, wie wir gesehen haben, die Geschichte geflissentlich dem Zweck des Sprechers gemäß umgebildet wird. Allerdings kann in dieser Beziehung das Adverb auch auf den Schein von unvorbereiteter Rede gehen, der die Scheue vor der δεινότης des Sprechers nicht aufkommen läßt; in diesem Sinne würde aber ἀφελῶς noch besser passen.

Sehr verschieden hat man den §. 15. aufgefaßt, wo von denen, welche die Griechen zur Beylegung ihrer innern Streitigkeiten aufforderten und zugleich zum Krieg gegen die Perser, behauptet wird, daß sie ἀληθῆ μὲν λέγουσιν, οὐ μὴν ἐντεῦθεν ποιοῦνται τὴν ἀρχήν, ὅθεν ἂν μάλιστα συστῆσαι ταῦτα δυνηθεῖεν. Morus dachte bey dem συστῆσαι an den status causae; er übersetzte unde si ordirentur, hanc omnem causam constituere (statum controversiae) poterant. Aber bey dem genus deliberativum ist von keiner controversia, folglich auch von keinem status die Rede, wenigstens fällt beydes im Panegyrikus weg; der Vorschlag zur Vereinigung von Griechenland und zum Zug nach Asien betraf ja kein ἀμφισβητούμενον — endlich ist στάσις und σύστασις zweyerley. Andere verstanden das συστῆσαι von der Anordnung der Theile der Rede, was Rauchenstein mißbilligt; er deutet das Wort „auf Vereinigung der durch Krieg und Zerwürfniß gefallenen Griechen, denn die Rede hat einen praktischen Zweck.“ Wie ist es aber möglich, ταῦτα in diesem Zusammenhang von der zu bewerkstelligenden Eintracht der Griechen zu verstehen, da es zugleich auf den Feldzug gegen die Barbaren gedeutet werden muß? Nur der Gesammtinhalt der Reden jener, welche Isokrates tadelt, kann gemeint seyn, und συστῆσαι ist entweder einfach in der Bedeutung von commendare zu nehmen, wie ἀντιδ. §. 241, oder wir haben allerdings dabey an die Composition der Rede zu denken, nur nicht in formellem Betracht, sondern in sachlichem, etwa, wie sich Anaximenes 19, 6 ausdrückt τὰς μὲν οὖν προθέσεις (Objekte,) περὶ ὧν δημηγορήσομεν καὶ τὰ μέρη τούτων ἐξ ὧν τοὺς λόγους συστήσομεν καὶ προτρέποντες καὶ ἀποτρέποντες ἐκ τῶν εἰρημένων ἴσμεν. Die Uebersetzung wäre also: sie gehen nicht von den Grundlagen aus, auf welchen sie ihr Gebäude am besten aufführen könnten. Rauchenstein beruft sich für seine Erklärung auf Stellen, wie Philipp. §. 30., §. 41., die äußerlich große Aehnlichkeit haben, aber darum noch nichts zu beweisen vermögen; dagegen stützen die oben angegebene Interpretation Verbindungen, wie Phil. §. 96. συστῆσαι στρατόπεδον, §. 123. πόλεις συστῆσαι letzteres von Gründung neuer Städte gebraucht. Das ὅθεν ist = ἐξ ἧς ὑποθέσεως, und die nothwendige Festsetzung des bey einem Zug gegen Persien zu beobachtenden Verhältnisses der Athener und Spartaner gilt dem Redner für das Fundament, worauf erst die Einladung zu jenem Kriege ruhen müsse. Verstehen wir das συστῆσαι ταῦτα so, dann wird kein Zweifel mehr übrig bleiben, ob §. 19. διήλλαξαν s. διαλλάξαι oder ἐδίδαξαν s. διδάξαι zu lesen sey. Natürlich Letzteres: die Redner sollen ja nicht versöhnen, nur darthun, in welchem Verhältniß die hellenischen Großstaaten zu einander stehen müssen, und daß Isokrates nichts anderes im Sinne habe, zeigt der vorhergehende Satz in §. 18. ἦν δ' ἐπιδείξῃ τις αὐτοῖς (den Spartanern) ταύτην τὴν τιμὴν ἡμετέραν οὖσαν μᾶλλον ἢ ἐκείνων τάχ'

ἂν ἐάσαντες τὸ διακριβοῦσθαι περὶ τούτων ἐπὶ τὸ συμφέρον ἔλθοιεν. Ist die richtige Ansicht von der Sache bewiesen, so wird die Versöhnung von selbst erfolgen.

In §. 25. wird den Spartanern vorgehalten, sie seyen nicht Autochthonen, wie die Athener, und doch müßten Leute, die zu stolzem Selbstgefühl sich berechtigt glaubten und gegründeten Anspruch auf die Hegemonie von Hellas zu haben vermeinten, einen solchen Ursprung ihres Geschlechtes nachweisen können. Es dürfte hier hervorgehoben werden, daß Isokrates ganz mit denselben Worten καίτοι χρὴ τοὺς — μέγα φρονοῦντας auch unten §. 131 den Spartanern zum Vorwurf macht, sie thäten nichts für die Befreyung vieler Griechen, die unter dem Persischen Joch seufzten, ja sie drückten auch noch die ihrem Schutze anvertrauten kleinern Staaten; ferner, daß ihren Obern jeder Grund zum μέγα φρονεῖν §. 170. abgesprochen wird, wenn sie nichts zu sagen und nichts zu thun wußten, was jenen ruhmverheißenden Nationalkrieg herbeyführen könne. Gewiß ist derselbe Ausdruck mit Absicht wiederholt, um den Widerspruch zwischen Leistung und Anmaßung in grelleres Licht zu setzen, und zwar geschieht das gerade bey den Punkten, auf die sich die Athener etwas zu gut thaten, wenn sie sich als Autochthonen, als Beschützer der übrigen Hellenen und als Besieger der Barbaren betrachteten.

Zu §. 77. gibt die Note der Lesart τὰς ἄλλων den Vorzug vor τὰς ἀλλήλων, worin Rec. nicht zustimmen kann. „Für jenes spricht," wie Rauchenstein glaubt, „schon der reine Gegensatz τὰς αὑτῶν, auch läßt sich ζηλοῦν mit ἀλλήλων nicht gut vereinigen; denn ζηλοῦν kann man nur, was an Andern ist, hier aber würden die Bürger an den gegenseitigen ἐρασύντας nicht nur die fremden, sondern auch die eigenen ζηλοῦν." Warum soll aber nicht die Frechheit durch immer gegenseitigen Wetteifer gesteigert werden können? Hingegen ist es vollkommen zu billigen, daß R. §. 81. sich nicht auf die Lesart der Handschriften einließ, welche auf κοινὴν δ' αὐτῶν πόλιν τὴν Ἑλλάδα zu führen scheinen. Nirgends sieht Isokrates Griechenland als eine πόλις an, und die Wiederholung von αὑτῶν konnte ihm gewiß nicht gefallen. Der Gegensatz ist vielmehr: sie hielten ihre Städte bloß für ihre besondern Wohnsitze, Hellas aber für ihr gemeinsames Vaterland, statt daß jetzt jedermann den Begriff πατρὶς auf die Vaterstadt beschränkt; vgl. Paneg. §. 104., 110., 111. ꝛc., wo die vulgäre Vorstellung beybehalten ist. Die Tradition wird durch zwey andere Stellen hinreichend bestätigt, Philipp. §. 127. und ἀντιδ. 299. In letzterer heißt Athen ein ἄστυ τῆς Ἑλλάδος (ist also kein ἴδιον ἄστυ) wegen der mannichfaltigen Beziehungen, welche es mit ganz Griechenland unterhielt; in jener äußert der Redner gegen Philipp, die andern Herakliden müßten der πόλις zugethan seyn, in der sie zufällig geboren und aufgewachsen sind, ἐν ᾗ τυγχάνουσι κατοικοῦντες, σὲ δ' ὥσπερ ἄφετον γεγενημένον ἅπασαν τὴν Ἑλλάδα πατρίδα νομίζειν. Es leuchtet ein, wie verkehrt es wäre, wollte man das bedeutungsvollste Wort: πατρίδα in unserer Stelle als Glossem tilgen.

Die Griechischen Helden im Perserkrieg werden §. 83. selbst den Kämpfern vor Troja, welche zehn Jahre brauchten, um ihre Aufgabe zu vollenden, vorgezogen; hier war Gelegenheit auf Phil. §. 112. zu verweisen, wo auch dem Herkules, als dem früheren Sieger über Troja, der Preis vor jenen zuerkannt wird. Um so auffallender mag das Enkomium auf Agamemnon erscheinen, das §. 72. sqq. in dem Panathenaikus eingelegt ist. Die Worte im Paneg. §. 84. καὶ γὰρ ἐκείνων ἐποίησαν, welche noch in der neuesten lat. Uebersetzung (der Didot'schen Ausgabe) mißverstanden sind, hat R. treffend durch die Ellipse von οἱ θεοὶ erklärt und für den Gedanken der Stelle eine sehr passende Parallele aus J. v. Müllers Schweizergeschichte, IV, 77 beygebracht.

Kayser.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Cand'olle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

(Fortsetzung.)

So seltsam es auch scheinen mag, daß der Mensch, nachdem er seit Jahrtausenden den Boden bebaut, noch nicht im Reinen darüber ist, wie der Boden auf die Pflanzen wirke, ja daß sogar in unsern jüngsten Tagen diese Frage erst anfängt sorgfältiger erwogen zu werden, so giebt es dafür doch eine einfache Erklärung. Es ist dieß nämlich eine Frage, deren Lösung von der Pflanzengeographie abhängt; natürlich konnte vor der Begründung dieser Wissenschaft auch keine Rede von ihrer Beantwortung seyn. Jedenfalls aber wird jener Umstand dazu dienen, die Wichtigkeit dieser Wissenschaft einleuchtend zu machen.

Es dürfte daher nicht unzweckmäßig seyn, dem Gang der Betrachtungen, welche Thurmann's Schlüssen dienen, sorgfältige Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Verf. beginnt mit der Ordnung der allgemeinern Begriffe und der Feststellung ihrer Nomenclatur. Für „Pflanzengeographie" gebraucht er das schon früher angewendete Wort „Phytostatik." Er erläutert die Begriffe von Flora und Vegetation; unter ersterer versteht man die Anzahl von verschiedenen Pflanzenarten einer Gegend, unter der letzten deren Verhältnisse und Gruppirung.

Um von der Vegetation einer Gegend ein treues Bild zu haben, muß man 1) die Arten, 2) ihre Standorte (stations), 3) ihre Vertheilung (Dispersion), 4) ihre Heimath (habitation) kennen. Was Th. unter dieser Bezeichnung versteht, ist etwas verschieden von den gewöhnlich mit ihr verbundenen Begriffen.

Als Standort bezeichnet er den Inbegriff sämmtlicher, einer Pflanze eigenthümlichen Lebensbedingungen, und diese läßt er im Wesentlichsten auf Klima und Boden beruhen.

Seine Dispersion muß wohl mit „Vertheilung" übersetzt werden, wiewohl auch dieser Begriff in Schouw's Sinne ein anderer ist, indem Th. den Begriff Extensio (Verbreitung) für sich aufhebt, und in drey Stücke schneidet, wovon er eines, wie wir gesehen haben, den Stations einverleibt, ein zweytes aber seiner Dispersion ertheilt und das dritte endlich der Habitatio überläßt. Wenigstens geht dieses Verfahren aus seiner Erörterung über Dispersion hervor. Er spricht nämlich von dem Grade derselben, der von den Botanikern durch die Ausdrücke „gemein, häufig, selten" u. s. w. bezeichnet wird. Durch diese Erklärung möchte man sich ohne weiters für berechtigt halten, Dispersion mit Vertheilung zu übersetzen, wenn nicht Th. unmittelbar darauf fortführe: die Distribution einer Art im Pflanzenteppiche besteht aus zwey verschiedenen Elementen: erstens aus der Extensio oder dem Areal ihrer Dispersion, und zweytens der Menge (Quantité) dieser Dispersion! Hier ist also die Dispersion der Distribution untergeordnet; die Distribution ist aber die Vertheilung in Schouw's Sinne, hingegen

seine Extension etwas ganz anderes, als was Schouw damit bezeichnet *).

Das Verhältniß nun, in welchem die angeführte Extension (Verbreitung) einer Pflanze zu ihrer Menge steht, giebt zu nachfolgenden Unterscheidungen Veranlassung, deren Bezeichnungsweise allgemeine Anwendung verdient. Die Ziffern bedeuten die von Heer eingeführte Gradeintheilung **).

10. Ueberaus verbreitet (repandu). Z. B. Alchemilla alpina in der untern Alpenregion des Jura.
11. Sehr verbreitet. Z. B. Gentiana lutea in dessen Bergregion.
8. Verbreitet. Arabis alpina, Möhringia muscosa in der Region des Jura.
7. Ziemlich verbreitet. Thlaspi montanum ebenda.
6. Zerstreut (disseminé). Orobus niger in der mittlern Region des Jura.
5. Sehr zerstreut. Thlaspi alpestre in der Bergregion des Jura.
4. Ziemlich selten. Dentaria digitata ebenda.
3. Selten. Fritillaria Meleagris im Jura.
2. Sehr selten. Chaerophyllum torquatum ebenda.
1. Aeußerst selten. Iberis saxatilis ebenda.
10. Aeußerst zahlreich (abondant) oder gesellig. Carex brizoides im lehmigen Sundgau. Nardus stricta in der untern Alpenregion der Vogesen.
9. Sehr zahlreich. Sarothamnus vulgaris in den Schieferbergen der Vogesen.
8. Zahlreich. Gentiana lutea. Bergregion des Jura.
7. Ziemlich zahlreich. Rhamnus alpinus ebenda.
6. Wenig zahlreich. Orobus niger im Jura.
5. Durchaus nicht zahlreich. Senecio sylvaticus ebenda.
4. Ziemlich sparsam (distant). Paris quadrifolia ebenda.
3. Spärlich. Senecio viscosus ebenda.
2. Sehr sparsam. Ophrys muscifera ebenda.
1. Wie verloren (comme isolé).

Mit der Habitation bezeichnet Th. rein die geographische Umgrenzung eines Pflanzenareales.

Um den Vegetationscharakter einer Gegend bestimmen und mit dem einer andern benachbarten vergleichen zu können, hält es Th. für zweckmäßig, statt der Angaben der vorkommenden Familien und der Zahl der in diesen enthaltenen Arten, eine Anzahl charakteristischer Pflanzenarten, d. h. solcher, die an Menge der Individuen hervorragen, auszuwählen.

Nach einer sehr richtigen methodologischen Behandlung der Einflüsse, von denen die Vegetation abhängt, geht der Verf. auf die nähere Betrachtung dieser Faktoren über.

Die Temperaturverhältnisse des Gebietes (des Jura) werden mit den der angrenzenden Gegenden von Paris bis Mailand, von Carlsruhe und Augsburg bis Besançon verglichen, indem der Verfasser die Temperaturmittel der einzelnen in diesem Gebiete gelegenen Orte, von welchen Daten vorlagen, auf das dem Meeresniveau entsprechende reducirt, wobey er eine Temperaturabnahme von 1° R. auf eine Erhebung von 820,2 p. F. (oder 1° C. auf 200$^{m}$) rechnet.

Als Resultate dieser Vergleichung ergeben sich, daß bey gleicher Höhe

1) die mittlere Temperatur der Luft in den Vogesen etwas wärmer ist, als im Schwarzwalde, und daß in diesen beyden Ketten der Centralstock am kältesten ist. Ferner sind die Gegenden Lothringens im Westen der Vogesen wärmer als die würtembergischen östlich vom Schwarzwalde.

2) Die Temperatur im ganzen Jura so wie in jedem seiner Theile ist merklich höher als im

*) Später, im Bd. II. S. 11, wird unter Dispersion auch wieder die Verbreitung verstanden, es ist wenigstens die Rede von einem Bezirke der Dispersion innerhalb des Gebietes, außerhalb desselben u. s. w.

**) J. Fröbel und O. Heer, Mittheilungen aus dem Gebiete der theoretischen Erdkunde, Zürich 1836. I. S. 422.

Rheingebirge. Im Allgemeinen nimmt sie zu in der Richtung von Ost nach Süd und West. An der südlichen Grenze dieser Kette ist die Temperatur beträchtlich höher als in allen übrigen Theilen. Die vogesische, elsäßische und schwarzwäldische Gränze ist am kältesten; es folgt hierauf die Grenze gegen die Schweiz, die wärmsten sind die französische, westliche und sardinische östliche.

3) Die Temperatur ist in der Alpenkette höher als im Jura und im Rheingebirge, weit mehr indeß noch in den westlichen als in den centralen Theilen.

4) In dem zur Untersuchung vorliegenden Gebiete nehmen die Temperaturen in der Richtung von N. nach S. und von O. nach W. zu.

5) Nimmt man die Temperatur des Jura = 100, so ist die

| | | |
|---|---|---|
| des Schwarzwaldes | = | 92 |
| der Vogesen | = | 94 |
| der Centralalpen | = | 104 |
| der westlichen Alpen | = | 121 |

Der Verfasser erkennt an, daß die mittleren Jahrestemperaturen für die Beurtheilung der Vegetationserscheinungen nicht ausreichen, daß es auch auf die Temperaturextreme während des Jahres ankomme, die sich aus den Differenzen zwischen Sommer- und Wintertemperatur ergeben. Sehr wichtig werden deßhalb seine Vergleichungen; sie verrathen im Allgemeinen die Zunahme der Differenzen im Verhältnisse der Jahresmittel, in der Richtung also von N. und O. nach S. und W.

Nicht geringeres Interesse gewährt die Zusammenstellung von Daten über die Abnahme der Wärme in senkrechter Richtung nach oben. Als Mittel ergiebt sich für die Schweiz auf 1° C. eine Erhebung von 166$^m$ (oder auf 1° R. 730 par. F.) *). An steilen Abhängen ist dieß Verhältniß nach Martins 1° C. : 195$^m$ (oder 1° R. : 799,5), auf sanften 1° C. : 235$^m$ (oder 1° R. : 982,5). Zur bequemeren Rechnung nimmt Th. den aus diesen letzten beyden Verhältnissen gezogenen Mittelwerth von 200$^m$ auf 1° C. (820′ : 1° R.), und gebraucht diesen, um die bestimmten Höhenverhältnissen (Regionen) entsprechenden Temperaturen an verschiedenen Punkten seines Untersuchungsgebietes unter sich und mit England zu vergleichen. Diese Verhältnisse werden in zwey Tabellen übersichtlich gemacht, die wir hier wiedergeben, indem wir die Metres in par. Fuße und die Temperaturgrade nach der Centesimalskala in Reaumur'sche verwandeln.

*) Aus den Temperaturunterschieden von München und dem Peißenberg erhält Lamont auf 1° R. 1000 par. F. (Lamont Annalen der k. Sternwarte zu München III. pag. CLXXIII.)

A. Temperaturverhältnisse des Jura.

| | Pariser Fuße. | Oestlicher Jura. | Central-Jura. | Westlicher Jura. | Südlicher Jura. |
|---|---|---|---|---|---|
| Niedere Grenzen | 0 | 8°,98 | 9°,09 | 9°,36 | 10°,10 |
| Plateaux und niedere Ketten | 1312 | 7 ,38 | 7 ,49 | 7 ,76 | 8 ,50 |
| Hochplateaux und mittlere Ketten | 2300 | 6 ,18 | 6 ,29 | 5 ,56 | 6 ,30 |
| Höhere Gipfel | 3280 | 4 ,98 | 5 ,09 | 4 ,36 | 5 ,10 |
| Niedrige Alpengipfel | 4264 | 3 ,78 | 3 ,89 | 4 ,16 | 4 ,90 |
| Höhere Alpengipfel | 5576 | 2 ,18 | 2 ,29 | 2 ,56 | 3 ,30 |
| | 6590 | 0 ,98 | 1 ,09 | 1 ,36 | 2 ,10 |

B. Temperaturverhältnisse der Alpen, der Vogesen, des Schwarzwaldes und in England.

| Pariser Fuße. | Vogesen. | Schwarzwald. | Central-Alpen. | Westliche Alpen. | Nördliche Alpenkette nach Hegetschweiler. | Südliche Alpenkette nach Hegetschweiler. | England nach Watson zwischen 55 u. 56° Breite. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2300 | 6°,02 | 5°,80 | 6°,91 | 7°,71 | 5°,40 | 6°,20 | 2°,83 |
| 3280 | 4 ,82 | 4 ,60 | 5 ,71 | 6 ,51 | 4 ,74 | 5 ,54 | 0 ,99 |
| 4264 | 3 ,62 | 3 ,40 | 4 ,51 | 5 ,31 | 3 ,27 | 4 ,07 | — 0 ,81 |
| 5576 | 2 ,02 | 1 ,80 | 2 ,91 | 3 ,71 | 1 ,32 | 2 ,12 | — 3 ,26 |
| 6560 | - 0 ,82 | 0 ,60 | 1 ,71 | 2 ,51 | — 0 ,12 | 0 ,68 | |

Mit diesem Maaßstabe vergleicht Th. die in der Richtung der Höhe statt findende Verzögerung der Ernten und findet, daß dieselbe für gleiche Feldfrüchte auf 100$^{m}$ Erhebung (oder auf 328 p. F.) ungefähr 5½ Tag betrage.

Zur bessern Uebersicht theilt der V. sein Gebiet in fünf Klimate ein, nämlich in das nördliche, kalte, mittlere, warme und südliche. Eine Karte, die er beyfügt, bezeichnet die Vertheilung dieser Klimate auf eine sehr übersichtliche Weise und verdient als Muster Empfehlung. Die Klimate selbst erhalten folgende nähere Bestimmung.

1) Nördliches Klima. Mittlere Jahrestemperatur unter 6°,4 R. Pinus Abies, Gentiana lutea, Arnica montana, Alchemilla alpina beysammen oder separirt. Der Getreidbau mittelmäßig oder fehlend.

2) Kaltes Klima. Jährliches Mittel zwischen 6°,4 und 7°,2. Die Cerealien sind allenthalben, Wein und Mais aber fehlen noch fast gänzlich, während die Tanne nur noch an einzelnen Punkten erscheint.

3) Mittleres Klima. Temperatur zwischen 7°,2 und 8°,0. Wein an Gehängen und Mais gerathen fast überall. Buxus sempervirens und Coronilla Emerus auf trocknen Hügeln.

4) Warmes Klima. Temperatur zwischen 8°,0 und 8°,8. Die Rebe liefert treffliche Weinsorten, der Mais ist gemein. Auf trocknen Hügeln sind Cytisus Laburnum, C. alpinus, C. nigricans, Acer opulifolium, Ruscus aculeatus, Quercus pubescens, Ononis Natrix verbreitet und zahlreich gegen Süden, nordwärts aber zerstreut und sparsam.

5) Das südliche Klima hat endlich eine Temperatur von 8°,8 bis 9°,6 und etwas darüber. Hier wird der Weinstock häufig mit Erfolg an freyem Spalier und in der Fläche erzogen; Kastanien- und Maulbeer-Bäume sind eingebürgert. Pistacia Terebinthus, Rhamnus Alaternus, Acer monspessulanum, Rhus Cotinus, Osyris alba erscheinen zerstreut auf trocknen Hügeln.

Der Verf. legt mit Recht ein besonderes Gewicht auf die Temperatur der Quellen, indem er sie als Maaßstab erkennt sowohl für die mittlere Wärme der Luft, als des Bodens. Leider hat aber auch er sich, so gut als andere, über den Mangel an Daten zu beklagen, gerade da, wo es darauf ankommt, eine möglichst große Anzahl davon zu haben. Er hat indeß den Vorrath der vorhandenen durch eigene Beobachtungen vermehrt. Diese beziehen sich auf den dreyjährigen Gang der Wärme dreyer Quellen um Pruntrut und die Temperatur von 60 Quellen, die er aus vereinzelten Messungen mit Anwendung einer Correction bestimmte.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Candolle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

(Fortsetzung.)

Das Temperatur-Mittel der drey Quellen um Pruntrut beträgt 8°,21, während das Mittel von sieben um Basel von Merian beobachteten Quellen 7°,56 ist. Die Differenz der Extreme ist bey erstern 1°,2, bey den letztern 2,14 R. Die Höhe von Pruntrut ist 1476′, die von Basel (Rheinspiegel) 752′. Die Höhe der Quellen ist nicht angezeigt. Der Gang ihrer Temperaturen ist auf zwey Tafeln graphisch verzeichnet. Das Wärmemaximum der Quellen von Basel ist nicht viel höher, als das der Quellen von Pruntrut, aber ihr Minimum ist auffallend geringer als bey den letztern. Der jährliche Gang der Temperatur ist bey den Quellen von Basel von Januar bis Juni unter dem Mittel, vom Juli bis December über demselben; bey der von Pruntrut ist er vom December bis Mai unter dem Mittel und in den übrigen Monaten darüber.

Die höhere mittlere Temperatur der Quellen von Pruntrut erklärt der V. aus der mechanischen Beschaffenheit ihres Bodens. Diesen bildet hier ein dichter, weder poröser noch hygroskopischer trockner Jurakalk, während die Quellen von Basel in reinem oder kießigem Lehm und Kießlagern von poröser und hygroskopischer Masse entspringen, die von Wasser durchdrungen sind. Das Verdunsten der Feuchtigkeit bewirkt die Depression der Bodentemperatur.

Die zahlreichen vom V. nur einmal gemessenen Quelltemperaturen dienen ihm, mit Bezugnahme auf anderwärts erhobene, 1. zu Schlüssen über die Abnahme der Bodentemperatur mit zunehmender Höhe über dem Meere und 2. zur Bestimmung des Einflußes, den die Beschaffenheit des Bodens auf dieselbe ausübt.

Als Resultat findet er einer Abnahme der Bodentemperatur um 1° R. wenigstens 572′ verticale Erhebung entsprechen. Zugleich macht der Vf. darauf aufmerksam, daß die Quellentemperatur nicht allein von der Höhe abhänge, in der sie zu Tage tritt, sondern auch von derjenigen, aus welcher sie im Innern einer höhern Gebirgsmasse herabkam; daß ferner die eingeschlossene, beschattete, nach N. und O. exponirte und einer längern Schneedauer günstige Lage eine Depression der Quellentemperatur bewirke, hingegen eine Erhöhung auf südlichen und westlichen Abhängen statt finde.

Der Vergleich der Quellentemperaturen des Jura mit den in der Molasse des Schweizerbeckens zeigt einen Unterschied von 1°, um welchen die letztern kälter sind. Da ein gleiches Verhältniß der Vergleich des Jura mit den Vogesen und mit dem Schwarzwalde, sowie besonders auffallend der Alp mit dem Schwarzwalde bewährt, so zieht der Vf. den Schluß: daß unter sonst gleichen Umständen die Quellen im jährlichen Mittel kälter und zugleich vom Gange der atmosphärischen Luftwärme abhängiger sind, die in porösen, hygroskopischen und kalten Gebirgsarten (wie die krystallinischen und die

Molasse) entspringen, als solche, welche aus dichtem Gesteine (z. B. Kalk) kommen *).

Er begründet diesen folgenreichen Satz in zwey Tabellen, auf welchen er die Temperatur von fünf Quellen auf hygroskopischem Boden fünf andern aus Kalkgestein entgegensetzt und deren Differenz mit der Temperatur der Luft nachweist. Bey den erstern beträgt dieselbe $\frac{1}{3}$ Grad, bey den letztern ungefähr einen Grad.

Auch zur Beurtheilung der Regenmenge seines Gebietes stehen dem V. nur mangelhafte Daten zu Gebote. Er glaubt annehmen zu dürfen, daß auch hier die Beschaffenheit des Bodens und der Höhe Einfluß habe auf dieselbe, in der Art, daß die größere Regenmenge die krystallinischen Bodenarten treffe, so wie daß sie mit der Höhe zunehme.

Der Schnee wird seiner Ansicht nach als klimatischer Vegetationsfactor besser nach der Dauer der Schneedecke, als nach der Anzahl der Tage, an welchen es geschneit hat, in Betrachtung gezogen. Hiernach zeigt sich im Gebiete die Dauer der Schneedecke:

| | |
|---|---|
| zwischen 885 und 1312′ z. B. um Basel und der Höhe von Sundgau | 1 Monat |
| 1312—2296′ z. B. Pruntrut, Delemont, benachbarte Hügel | 2 „ |
| 2296—3281′ z. B. niedere Berge um Basel und Bern | 3 „ |
| 3281—4264′ z. B. Plateaux der Franche-Montagnes | 4 „ |
| 4264—5248′ z. B. Gipfel des Moron, Raimeux, Montoy, Graitery, Weißenstein | 5 „ |
| über 5248′ z. B. Gipfel des Chasseral | 6 „ |

Hieraus ergiebt sich, daß 984′ Erhebung die Schneedauer ungefähr um 1 Monat u. 328′ um 10 Tage verlängere. Es kommen aber auch 328′ Erhebung auf 3 Schneefalltage; mithin würden 3 Tage, an denen es schneit, 10 Tagen Schneedauer oder 1 Schneefalltag, 3,33 Tagen Schneedauer entsprechen.

Endlich behandelt Th. noch die Windverhältnisse. Die allgemein in der Ebene Frankreichs und Deutschlands vorherrschenden Windrichtungen erleiden hier durch die orographische Beschaffenheit der Berggegend mannigfaltige Umänderungen.

Längs des südlichen Fußes des Jura streicht nach warmen Tagen Abends ein starker frischer Luftzug von den Bergen herab, dort „Bergluft“ oder „Joran“ genannt, der bisweilen heftiger Natur wird. Er kommt von N. oder NNW. Auf der westlichen Seite herrscht derselbe Bergwind als Ostwind unter dem Namen „Juran“oder „Montaine.“ Diese Winde wehen nur eine geringe Strecke weit in die Ebene.

An die Schilderung der klimatischen Zustände seines Gebietes knüpft Th. eine Bemerkung, deren Beherzigung den gelehrten Anstalten, die sich Naturforschung angelegen seyn lassen, empfohlen werden darf: daß nämlich die schwierige und langwierige Untersuchung meteorologischer Verhältnisse durch die leichte und einfache Beobachtung gewisser Naturphänomene ergänzt werden könne, wie z. B. des ersten und letzten Frostes, ersten und letzten Schneefalles, der Dauer der Schneedecke, über das Grünen der Wiesen, die Belaubung, die Entfärbung und den Abfall des Laubes, über die Blüthezeiten verschiedener Pflanzen in sehr verschiedenen Höhen, über die Zeit der Fruchtreife und Ernte. Hätte man solche Bestimmungen für ungefähr zwanzig Localitäten von verschiedenen Höhen, so dürfte man sich hieraus leicht ein treues Bild von den Beziehungen der Vegetation verschaffen können, und zwar fast ohne Hülfe eigentlicher physikalischer Daten.

Ebenso dürften sich mit Glück den Beobachtungen über klimatologische Thatsachen die von Erscheinungen aus dem Thierreiche anreihen lassen. Dem Verf. stehen Belege zur Hand, welche den Erfolg solcher Beobachtungen vollkommen einleuchtend machen.

*) Eine gewissermaßen entgegengesetzte, freylich unsicher begründete Ansicht findet sich ausgesprochen in Poggendorfs Annalen Bd. 77. Stück 3. S. 352. Satz 3.

In seinem dritten Capitel schreitet nun der V. zu der Betrachtung der Regionenverhältnisse. Er folgt dem Beyspiele der meisten seiner Vorgänger in der Behandlung dieses Gegenstandes, und stellt eine neue Eintheilungsweise auf, indem er seine Regionen folgermaßen bestimmt.

1. Niedere Region, unter 400m (1312'), bezeichnet durch den Bau der Rebe, des Mais (im westlichen Jura), der Obstbäume, der Wallnuß und durch Eichenwälder. Auch die Buche ist häufig, aber die Tanne fehlt gänzlich und die Fichte zeigt sich nur im Schweizerbecken.

2. Die mittlere Region, zwischen 400 und 700m (1312—2300'). Die Rebe verschwindet, der Mais wird im westlichen Jura noch häufig gebaut, so wie sämmtliche Cerealien, aber ihr Ertrag ist von geringer Qualität, die Obstsorten sind minder edel, der Nußbaum noch ziemlich verbreitet, die Eiche sehr häufig und noch Bestände bildend, die Buche gemein, die Tanne erscheint hie und da unter die Buche gesellt, selten in reinen Beständen. Die Fichte fehlt durchgängig, ausgenommen am Schweizerrande.

3. Die Bergregion, von 700 bis 1300m (2296—4264'). Der Mais ist verschwunden, der Weizen ist der Gerste und dem Hafer gewichen, die Culturen verlieren sich gegen das obere Drittheil dieser Region. Die Obstculturen fehlen oder sind nur von geringem Belang. Der Nußbaum kommt nicht mehr fort. Die Eiche erscheint nur verloren; die Buche ist noch häufig, allein unter die Tannenbestände gemischt. Diese sind überall gemein, und gegen das zweyte Drittheil treten auch Fichtenbestände auf. Weide und Wald nimmt ausschließlich große Strecken ein. Die Torfmoore erscheinen an zahlreichen Stellen.

Zur Bestimmung der Stationen gewisser Pflanzen theilt Th. die Bergregion noch in eine untere (700—1000m oder 2296—3281') und in eine obere (1000—1300m oder 3281—4264').

4. Die subalpine Region (Region alpestre) 1300—1800m (oder 4262—5904'). Alle Culturen sind verschwunden. Die Buche wird selten, Tannen- und Fichtenwälder bedecken abwechselnd mit Weideland den Boden ausschließlich. Zwischen dem untern Viertel und der Hälfte dieser Region vermindert sich allmählich die Baumvegetation, endlich verschwindet sie. Ueber ihrer Mitte sind nur Sommerweiden vorhanden.

5. Die alpine Region von 1800—2200m (5900—7216') kommt im eigentlichen Jura nicht vor, wohl aber in den sardinischen Alpen und denen der Dauphinée, die noch in das Gebiet gezogen werden; ebenso die subnivale Region (bis 2700m oder 8856') und über dieser die Schneeregion.

Die „Additions" im 2. Bande enthalten S. 283 zu der Charakteristik der Regionenverhältnisse einige Nachträge, veranlaßt durch wichtige Daten über Lufttemperatur, Regen- und Frostverhältnisse zu La Ferriere, Basel, Delemont, welche dem Verf. zur Benützung gestellt wurden.

In Bezug auf die Temperatur stellt sich auch hier der allgemein angenommene Satz heraus, daß die Abnahme der mittleren Jahreswärme in den höhern Regionen weniger auf einer Erniedrigung der Wintertemperatur, als vielmehr der Sommerwärme beruhe.

Die Abnahme der Regentage und Zunahme der Schneetage steht in geradem Verhältnisse zur Erhebung über dem Meere, während die Summe beyder sich ziemlich gleich bleibt.

An diese Beobachtungen knüpft der Vf. höchst interessante Mittheilungen über die Periodicität in den Entwicklungsphasen der Pflanzen, aus deren Vergleichung sich folgende theoretische Resultate ergeben.

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 0′ = | 0,00 | Tage der Verspätung |
| Niedere Region | bis 1312′ = | 47,00 | „ „ |
| Mittlere Region | „ 2300 = | 29,75 | „ „ |
| Untere Bergregion | „ 3280 = | 42,50 | „ „ |
| Obere Bergregion | „ 4264 = | 55,25 | „ „ |
| Subalpine Region | „ 5248 = | 68,00 | „ „ |

Th. analysirt nun der Reihe nach die Ursachen, welche auf den Einfluß der Höhe abändernd wirken können.

Der Einfluß der Breite ist beträchtlich. Thurmann weist nach, daß durch ihn die obern Regionen im nordöstlichsten Jura um 100m (328′) deprimirt, im südlichen aber um 200m (656′) emporgerückt, im Ganzen also Differenzen bewirkt werden von 984′.

Die Abdachungsrichtung der Gebirge (Exposition générale) unterstützt den Einfluß der Breite. Nichts natürlicher, als daß die Lage, der Umstand, ob auf der nördlichen oder südlichen Seite, ob in großer oder geringer Entfernung von den Gebirgserhebungen, ebenfalls wirksam seyn müsse. Sie erklärt, warum die Vegetation von Paris südlicher ist als die von Straßburg, ebenso jene von Dijon südlicher als von Neuchatel.

Die Exposition der einzelnen Berglehnen giebt ihren Einfluß im Großen und Kleinen zu erkennen. Letztere hat Th. durch Beobachtung des Ganges zweyer Thermometer, die an entgegengesetzten Abhängen gegen ONO. und WSW. angebracht waren, geprüft. Als Mittel von 30 selbstständigen Beobachtungen ergiebt sich

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Morgens von 5—12 U. bey | ONO. | 14°,36 R. | — bey | WSW | 8°,29 |
| Abends von 12—7 U. bey | „ | 14°,00 R. | „ | „ | 27°,18 |
| Mittel | „ | 14°,18 R. | „ | „ | 18°,40 |

Die Größe dieses Einflußes auf die Vegetation hat Th. nicht weiter verfolgt. Zu Beurtheilung desselben im Großen erinnert er, daß an der Nordseite des Aetna der Oelbaum bey 2300′, auf der südlichen bey 3936′ seine Grenze hat, ferner daß die Buchengrenze an den verschiedenen Abhängen des Ventoux bis nahezu 980′ Differenz zu Gunsten des südlichen zeige. Die Nordseite ist dem Gedeihen der Kryptogamen am günstigsten.

Der unmittelbare Zusammenhang mit andern Erhebungen kann in so ferne eine Aenderung des allgemeinen Verhaltens bewirken, als unter sonst gleichen Umständen an einer Reihe von Vorbergen diejenige Seite, welche dem Centralstocke zugewendet ist, kälter ist, als die gegen die Ebene gerichtete. Dieser Satz wird mit zahlreichen Daten begründet.

Die Erweiterung der Verbreitungsgrenzen einer Pflanzenart durch ihr schrittweises Vordringen wird häufig Veranlassung, daß die Pflanzenregionen auffallend verrückt erscheinen, wie sich z. B. an Pflanzen zeigt, die von größern Höhen herabwandern.

Die abnorme Temperatur gewisser Quellen veranlaßt durch ihre Benetzung das Daseyn einer der Höhe nicht entsprechenden Vegetation.

Die Verschiedenartigkeit des Bodens bildet für sich einen selbstständigen Factor. Von einer Bestimmung der Vegetationsbedingungen unter gleichen Regionenverhältnißen kann also nur insoferne die Rede seyn, als sie mit gleicher Bodenbeschaffenheit in Verbindung stehen. In der That findet eine solche Uebereinstimmung da statt, wo sich niedrigere Regionen von den höhern auch durch besondere Bodenverhältniße unterscheiden.

Um die Höhe und Lage der Regionengrenzen im Jura mit der entsprechenden anderer Gebirge zu vergleichen, gibt der V. am Schluße dieses Capitels eine Uebersicht dieses Verhaltens.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Candolle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

---

(Fortsetzung.)

Indem er mit a die oberen oder unteren Grenzen der Regionen im Jura bey 46°,75 n. B. bezeichnet, zeigen sich dieselben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| bey 67° | in Lappland | = a — | 3116′ |
| „ 57° | in Schottland | = a — | 2460′ |
| „ 55° | in England | = a — | 2132′ |
| „ 50° | in Mitteldeutschland | = a — | 820′ |
| „ 48° | in den Vogesen und im Schwarzwalde | = a — | 328′ |

In den centralen Schweizeralpen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| bey 45°,80′ | auf der Nordseite | = a + | 328′ |
| „ 44°,80′ | auf der Südseite | = a + | 820′ |
| „ 44° | am Ventour | = a + | 984′ |
| „ 43° | in den Pyrenäen | = a + | 1394′ |
| „ 42° | in den Appeninen | = a + | 2296′ |

Das vierte Kapitel handelt vom unterliegenden Gesteine (des roches soujacentes). Th. schenkt seinen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Bodenverhältniße als Vegetationsbedingung eine besondere Sorgfalt. Da die von ihm entwickelten Ansichten großentheils neu und sämmtlich wissenschaftlich begründet sind, ist dieses Kapitel eines der wichtigsten im Buche und daher dürfte es einen ausführlichern Bericht verdienen.

Th. begreift unter dem Ausdrucke „Krume“ (sol) die Mengung organischer und unorganischer Zersetzungsproducte, von Wasser, Luft und Gas, in welcher sich die Pflanzenwurzel entwickelt, unter dem „unterliegenden Gestein“ das geognostisch-mineralogische Substrat, worauf die Krume liegt, endlich unter der „Unterkrume“ *) (sous-sol) das Zersetzungsproduct zwischen der Krume und dem unterliegenden Gesteine, dessen vorherrschend mineralische Beschaffenheit hauptsächlich von letzterem herrührt. In sie reichen noch die Wurzelspitzen, sie kann fehlen oder mächtig, mehr oder minder beweglich und mit Theilchen organischer Verwesung gemengt seyn. Das Wort „Terrain“ nimmt er im geologischen Sinne. In den folgenden Untersuchungen soll vorzugsweise die Wirkung des mineralischen Antheils an der Krume und der Unterkrume, soll die Wirkung des unterliegenden Gesteines auf die Vegetation behandelt werden.

Nach ihrer chemischen Beschaffenheit theilt der Verf. die Gebirgsarten:

1. in kieselige (z. B. Quarzgesteine, Sandsteine u. s. w.) ohne wesentliche Beymengung von Thon und Kalk;
2. kieselthonige, deren vorherrschende Bestandtheile Kieselerde und Thonerde sind, wobey die erstere fast immer die letztere überwiegt. Hiezu gehören die gemengten Gesteine von Quarz, Feldspath, Glimmerschiefer, Hornblende, Talk und andern Thonsilikaten, endlich die Thone;

---

*) Keineswegs gleichbedeutend mit dem „Untergrund“ der Landwirthschaft, welcher meist mit dem „unterliegenden Gesteine“ zusammenfällt.

3. Kalkgesteine: kohlensaure Kalke, Kalkmergel, Dolomit.
4. Gemengte Gesteine: Kießlager, Conglomerate, (Molasse, Sandsteine mit kalkigem Bindemittel, Löß, Lehm, kiesige und sandige Lehmarten, vulkanische Tuffe). Diese Gesteine sind bald kieselig-kalkiger, bald kalkig-kieseliger, bald kieselig-thoniger Zusammensetzung und ändern sich oft in geringen Strecken.

In Betracht des Uebergewichtes der Kieselerde über die Thonerde bey den kieseligthonigen Gesteinen ist Th. geneigt diese Abtheilung den kieseligen Gesteinen einzuverleiben, wenn es sich darum handeln sollte, den chemischen Einfluß des Bodens auf die Pflanzen zu erproben; er selbst aber entscheidet sich für deren physikalischen. Zur wissenschaftlichen Begründung dieser Ansicht classificirt er die Gebirgsarten nach der Art ihrer mechanischen Zertheilung. Diese ist es nämlich, von welcher die Beschaffenheit der Krume abhängt.

Nicht alle Gesteinsarten sind gleich verwitterbar. Ihre Zersetzung geht durch die Hydrometeore u. s. w. nicht gleich schnell und nicht bis zu gleicher Tiefe von statten. Die Erstreckung und die Menge von Spalten, welche die Gesteinsmasse bis zu einer gewissen Tiefe zerklüften, sind von großem Einfluß auf ihre Permeabilität, ihre Trockenheit u. s. w.; von geringerem auf das Format und die Verhältniße der mineralischen Verwitterungsproducte, welche in die Krume eingehen; diese bilden sich vielmehr aus der Verwitterung der Oberfläche der mehr oder minder zerklüfteten Gesteine. Damit die Krume für die Bedürfnisse der Pflanzenwurzeln geeignet sey, muß der mineralische Detritus mehr oder weniger locker und von hinreichend kleinen Fragmenten gebildet, d. h. er muß bröcklig, sandig oder pulverig seyn.

Der V. unterscheidet nun eine doppelte, wesentlich verschiedene Art der Verwitterung an den Steinen. Ihre Zertheilung geht entweder ins Unendliche und ihr Product wird pulverig, oder sie geht nur bis zu einem gewissen Grade, bey dem sie inne hält. Die pulverigen Zertheilungsproducte der ersten Kategorie vereinigen sich wieder durch Zusammenballen zu erdigen, mergeligen, thonigen, lettigen (Tegel), zu lehmigen, schlammigen Substanzen. Die Gesteine, welche sich so verhalten, nennt der Verf., ganz abgesehen von ihren chemischen Bestandtheilen „pelogene“ und ihren Detritus einen „pelischen.“ Die Gesteine der zweyten Klasse, welche einen permanenten Sand liefern, heißen dann „psammogene“, ihr Zertheilungsproduct „psammisch“.

Nach dem höhern oder mindern Grade der Entschiedenheit, in welcher diese beyden Eigenschaften auftreten, theilt Th. die Bodenarten in perpelische, hemipelische und oligopelische, in perpsammische, hemipsammische und oligopsammische. Ferner giebt es eine Anzahl Felsarten, deren Verwitterung halb erdige, halb sandige Producte liefert. Dieselben heißen pelopsammogene und ihre Producte pelopsammisch.

Nach diesen Bestimmungen werden die Gesteine folgendermaßen classificirt.

1. Pelogene (erdbildende) Gesteine:
   a. vollkommene: perpelische, z. B. Oxfordmergel, Keupermergel, reiner Lehm, reine Porzellanerde;
   b. mittlere: hemipelische, z. B. dichte Muschelkalkmergel, Liasmergel;
   c. unvollkommene: oligopelische, z. B. dichter Portlandkalk, gewisse Basalte und Porphyre.
2. Psammogene (sandbildende) Gesteine:
   a. vollkommene: perpsammische, z. B. Quarzsand, manche Vogesensandsteine und sandige Dolomite;
   b. mittlere: hemipsammische, z. B. Molasse, einige Grauwacken und körnige Kalksteine;
   c. unvollkommene: oligopsammische, z. B. gewisse Granite, Grauwacken, Flische und Dolomite.
3. Pelopsammogene Gesteine: z. B. kießiger Lehm, hemipelischer Quarzporphyr, kaolinische Granite.

Nach der Fähigkeit eine mehr oder weniger reiche und mächtige Krume zu bilden, theilt Th. die Gesteine in zwey Klassen:

1. Eugeogene (leicht Krume bildende) Gesteine:
   a. in höherem Maße: die perpelischen, perpsammischen und pelopsammischen;
   b. in mindern: die hemipelischen und hemipsammischen.
2. Dysgeogene (schlecht Krume bildende) Gesteine. Die oligopelischen und oligopsammischen.

Die größten Contraste in der Vegetation finden statt zwischen den perpsammischen und oligopelischen Gesteinsarten.

Zwischen dieser Eintheilungsweise und der am Eingange des Kapitels gegebenen chemischen findet der V. folgende Beziehungen:

1. Die Gesteine, in welchen die Kieselerde in Form von Quarz vorherrscht, sind meistens eugeogene perpsammische.

2. Diejenigen, in denen der Kalk vorherrscht, sind am häufigsten dysgeogene oligopelische.

3. Die kieselthonigen Gesteine, worin die Kieselerde nicht als Quarz isolirt auftritt, sind (entweder dysgeogene oder eugeogene) hemipelische, aber durchaus nicht psammogene Gesteine.

4. Die gemengten Gesteine sind sehr häufig psammogen oder pelogen, am häufigsten aber pelopsammogen.

Es besteht demnach keine genaue Uebereinstimmung zwischen der chemischen und mechanischen Beschaffenheit des Detritus, welcher in die Krume eingeht. Da indeß sehr häufig die Kieselgesteine eugeogen, die Kalke aber dysgeogen sind, so folgt hieraus, daß bey Beurtheilung des Einflußes der Krume auf die Vegetation man die pflanzengeographischen Erscheinungen ebensowohl der Hypothese der chemischen Einwirkung, als der der mechanischen der Gesteinsart entsprechend findet.

Es macht der V. auf Mißgriffe aufmerksam, die man bey solchen Untersuchungen zu begehen pflegt, wenn man bloß die Beschaffenheit der unterliegenden Felsarten in Betracht zieht. Oft sind diese mit einer mehr oder weniger mächtigen Lage von Diluvium, Lehm, Löß, Letten oder ähnlichen neuen Formationen bedeckt, die eigentlich als das unterliegende Gestein hier in Betracht kommen, im Großen zwar nicht zu übersehen, im Kleinen aber häufig der Beobachtung sich entziehend, wodurch sich manche scheinbare Anomalien ergeben.*)

Der V. zieht nun die Schlußfolgerung, daß das unterliegende Gestein seinen Einfluß auf die Krume in der Art ausübe, daß es ihr ein gewisses Quantum von mineralischem Detritus liefert oder entzieht. Dieser Detritus, der sich mit dem organischen Humus zum Pflanzenboden mengt, wird diesem unter sonst gleichen Umständen um so mehr Kraft verleihen, je reichhaltiger er ist. So wird die auf Granit ruhende Krume viel tiefer seyn, als die auf dichtem Kalke gebildete. Sie wird ferner um so lockerer seyn, je mehr sie von psammogenen Gesteinen herrührt, und um so zusammenhängender (bindender), je pelischer diese sind. Hieraus ergiebt sich, daß nach diesen Eigenschaften die Krume für das Keimen der Gewächse, die Entwicklung der Wurzel von bestimmtem Einfluß seyn muß; denn sicher werden sich manche Pflanzen leichter in diesen Bodenarten, andere leichter in jenen entwickeln können.

Nun ist es aber, außer der Zertheilungsfähigkeit des Gesteins, auch die Hygroskopicität, die in der Krume auf die Pflanze wirkt. Auch diese wird vom V. mit großer Umsicht behandelt.

Er unterscheidet hier die Hygroskopicität der Gesteine im Kleinen, und ihre Permeabilität im Großen.

In ersterer Beziehung theilt er die Gesteine nach ihrer Eigenschaft, die Feuchtigkeit aufzunehmen, in absorbirende und nicht absorbirende. Letztere sind um so trockner, je mehr sie dysgeogen sind (z. B. Kalk, Basalt). Die eugeogenen sind im Gegentheile am meisten absorbirend und zugleich am feuchtesten, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche wie feiner Quarzsand anscheinend trockne Standorte darstellen sollten. Ihre Oberfläche kann zwar in der That höchst dürr werden; in größern Tiefen jedoch bewahren sie jederzeit die Feuchtigkeit. Zu

*) Eine sehr richtige Bemerkung, zu welcher jeder Berg unserer Alpen Belege liefert.

den absorbirendsten Gesteinen gehören auch diejenigen, welche sehr reich an freyem Thone sind.

Um nach dieser Eigenschaft die Gesteinsarten zu classificiren, tauchte er ein bestimmtes Gewicht derselben (= 100 Grm.) 5 Minuten lang in Wasser und bestimmte hierauf die Gewichtszunahme. Diese betrug bey den untersuchten Gesteinsarten zwischen 0 und 30 proc. Er erhielt darnach folgende 5 Klassen.

1. Zunahme um 0 bis 1 Grm. Mittlere Zunahme = 0,50. Hieher dichter Kalk mit glattem Bruch, alle neokomischen, jurassischen, Lias-, Trias- und oolithischen Kalke; alle granitischen, leptynitischen und euritischen Gesteine der Vogesen und des Schwarzwaldes, die sich schwer zersetzen; die dichten Basalte, Dolerite, Trachyte, Phonolite des Kaiserstuhls u. s. w.

2. Von 1 — 3. Mittlere Zunahme von 1,50. Dichte Mergelschiefer und Kalkmergel, vorzüglich des Neocomien, Oolith, Lias, Muschelkalk und der Süßwasserbildungen; dann Granite, Gneiß, Eurite, Grauwacken, Phylladen und etwas verwitterbare Basaltgesteine.

3. Von 3 — 5. Mittlere Zunahme von 4. — Noch erdigere Kalke, wie der eisenhaltige Oolith des Jura, die Liasschiefer; dann die Vogesensandsteine, Arkosen, Argilophyren, Granite, Grauwacken u. s. w., die leichter verwittern.

4. Von 5 — 10. Mittel 7,50. Die pelischen Sandsteine, als: bunter Sandstein, Molassen- und gewisse Grünsandsteine; Kreidekalk, kiesiger oder sandiger Lehm; Granit und Gneiß, der mehr in Kaolin übergegangen ist; sehr verwitterte Basaltgebilde.

5. Ueber 10. Mittel 15. Vollkommen pelische Felsarten; Mergel und Thone von allen Formationen.

Mit dieser Eigenschaft, das Wasser aufzunehmen, steht auch die, das Wasser zurückzuhalten, in Verbindung. Ihr Verhalten bey den genannten Bodenarten findet hier geringere Berücksichtigung.

Je nachdem nun in größern Landstrichen die eine und die andere dieser Felsarten mehr oder weniger verbreitet ist, läßt sich, wie Th. zeigt, das allgemeine Verhalten derselben in der besprochenen hygroscopischen Beziehung bestimmen. Als Beyspiel dieses Verfahrens diene der Jura:

| | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Wenigstens | 0,3 | Bestandtheile | von | der | 1. | Classe | geben | 3 × | 0,50 | = 1,50 |
| „ | 0,3 | „ | „ | „ | 2. | „ | „ | 3 × | 1,50 | = 4,50 |
| Höchstens | 0,1 | „ | „ | „ | 3. | „ | „ | 1 × | 4,00 | = 4,00 |
| „ | 0,2 | „ | „ | „ | 4. | „ | „ | 2 × | 7,00 | = 15,00 |
| „ | 0,1 | „ | „ | „ | 5. | „ | „ | 1 × | 15,00 | = 15,00 |
| | | | | | | | | | Im Ganzen | 40,00 |

Den auf diese Weise gefundenen Werth der Hygroscopicität für den Jura zu 40 angenommen, verhalten sich zu ihm:

| | |
|---|---|
| der Kaiserstuhl | = 34,50 |
| die Vogesen | = 48,00 |
| der Schwarzwald | = 57,00 |
| die Thäler | = 82,50. |

Die für den Kaiserstuhl gefundene Zahl hält Th. für unsicher, wahrscheinlich etwas zu nieder.

Ein anderes, als Vegetationsbedingung an Gesteinsarten zu berücksichtigendes Moment liegt in deren Eigenschaft, in größern Massen dem Wasser den Durchgang zu gestatten oder zu verweigern. Schon ein oberflächlicher Anblick einer guten Landkarte verräth die Wichtigkeit dieses Verhaltens. Vergleicht man nämlich den aus Kalk bestehenden Jura mit dem krystallinischen Schiefergebirge der Vogesen, so treffen in letztern auf gleichen linearen Raum 3 — 6 mal so viel Bäche als im Jura, obschon die Wassermasse der größern Flüße so ziemlich dieselbe ist. Die Ursache liegt darin, daß im Kalkgebirge die kleinen Wasserkanäle unterirdischen Verlauf nehmen. In der That ist die Zerklüftung des Kalkes so groß, daß sich kaum ein Flächenraum von einem Quadratdecameter (108 □′) zeigt, der das Wasser im Stande wäre, zurückzuhalten. Wo sich dann im Jura Mergellager vorfinden, sammelt sich das Wasser zu Quellen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Candolle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

---

(Fortsetzung.)

Hiernach unterscheidet Th. die Gebirgsarten als permeable im Großen und impermeable im Großen. Erstere bleiben natürlich unter sonst gleichen Umständen trockner als die letztern. Bey diesen wird auch der oberflächliche Detritus beträchtlicher seyn als bey jenen. Am meisten erscheinen im Großen permeabel geschichtete Gebirgsarten von Kalk, desgleichen Sandstein, an sie reihen sich manche Porphyre, Basalte. Die nicht geschichteten Gesteinsarten und die geschichteten von pelischer Consistenz sind im Allgemeinen minder zerklüftet und mehr impermeabel im Großen. Letztere sind es vor allen, welche Sümpfen und Morästen ihr Daseyn geben.

Der V. knüpft an diese Erörterung die Bemerkung, daß die Hygroscopicität der Gesteine im Kleinen und ihre Permeabilität im Großen einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur der Quellen ausübe, und beruft sich hiebey auf seine oben schon mitgetheilte These, die sich nun von solchem Standpunkte aus betrachtet so ausdrücken läßt, daß in unsern Climaten die Temperatur von Quellen, die in dysgeogenen, wenig hygroscopischen und im Großen permeablen Gebirgsarten entspringen, höher und constanter sey, als in solchen von entgegengesetzter Beschaffenheit. Durch diesen Umstand bedingt der V. auch das Herabrücken der Regionen.

Uebrigens entspricht die Vertheilung der Gebirgsarten so ziemlich den Regionen. Da die Thäler und Niederungen in der Regel von tertiären und neuern Formationen gebildet werden, enthalten sie meistens psammogene, pelogeene, pelopsammogene, im Kleinen absorbirende, im Großen impermeable Bodenarten.

Die verschiedenen Felsarten erweisen sich aber auch dadurch einflußreich auf die Vegetation, daß sie eine verschiedene Gestalt der Oberfläche des Bodens veranlassen. Die dysgeogenen Gesteine z. B. erhalten durch ihre geringe Verwitterbarkeit eine mehr felsige Oberfläche, daher sie Felsenpflanzen vorzugsweise vor andern beherbergen. Auch die Böschung wird durch sie bedingt.

Zu den physikalischen Eigenschaften der Gesteinsarten gehört auch ihre Wärmeleitungs- und Ausstrahlungsfähigkeit. Der V. zeigt, daß auch diese auf die Vegetation von Einfluß sey, vor allem dadurch, daß sie die Wirkungen der Insolation modificirt. Aus den noch unvollständigen Erfahrungen, die man in der Wissenschaft über diese Verhältnisse besitzt, glaubt er schließen zu dürfen, daß bey gleicher Tiefe die Gesteinsarten um so mehr den Variationen der äußern Temperatur folgen, je poröser sie sind, und daß sie sich um so mehr, wenn auch langsamer, in den Sonnenstrahlen erhitzen, je mehr sie dicht sind. Ihre Abkühlung folgt dem gleichen Gesetze. Demnach dürften auch die dysgeogenen Gesteine im jährlichen Durchschnitte eine größere Menge Wärme von der Einwirkung der Sonnenstrahlen empfangen, als die psammischen und pelischen. Er hält dieses für um so wahrscheinli-

cher, als nach Willkomm der Granit der Serra Morena und Monchique in Spanien eine verhältnißmäßig kältere Vegetation darbietet, und wie bereits erwähnt worden, die aus dichtem Kalke kommenden Quellen mit verhältnißmäßig höherer Temperatur begabt zu seyn pflegen, als die der letztern Gebirgsarten, welches Verhalten freylich auch mit der Hygroscopicität im Zusammenhange steht.

Endlich wird auch noch die Farbe der Felsarten in Betracht gezogen. Von der bekannten Erfahrung geleitet, daß unter gleichen Insolationsverhältnissen das Thermometer in einem dunkeln Sande höher steigt als in einem hellen, hat der V. interessante Versuche angestellt, indem er den Stand des Thermometers auf Schichten verschiedener zerbröckelter Gesteinsarten, die der Sonne ausgesetzt wurden, mit seinem Verhalten auf schwarzem Thonschiefer verglich. Diesen bey einer Temperatur von 36° bis 40° R. = 0 angenommen, zeigten die erstern folgende Unterschiede:

| | |
|---|---|
| Ruß . . . . . | + 0°,70 |
| Schwarzer Thonschiefer . . | 0, 00 |
| Schwarzer Dolerit von Oberbergen am Kaiserstuhl . . . . . | — 0, 35 |
| Porphyrartiger Eurit aus den Vogesen | — 0, 48 |
| Dunkel weinrother Vogesensandstein | — 1, 82 |
| Sehr dunkler, grauschwarzer Liasschiefer | — 1, 92 |
| Dunkelbrauner, eisenhaltiger Oolit vom Jura . . . . . | — 2, 62 |
| Braungelber Granit . . . | — 2, 72 |
| Ziemlich dunkelgrüne Molasse . | — 2, 68 |
| Bräunlichgelber, bunter Sandstein . | — 2, 80 |
| Gelber oolitischer Neocomien-Kalk . | — 3, 33 |
| Grauer Liasschiefer . . . | — 3, 80 |
| Hellgrauer Oxfordmergel . . | — 3, 84 |
| Heller Granit . . . . | — 4, 16 |
| Gelblichgrauer Portlandkalk . . | — 4, 33 |
| Grauer Astartenkalk . . . | — 4, 44 |
| Ziemlich helle weiße Molasse . | — 5, 00 |
| Sehr weißer Nerineenkreidekalk . | — 6, 07. |

Ohne diesen Zahlenverhältnissen absolute Genauigkeit zuzuschreiben, hält sie der V. für geeignet, zu beweisen, daß die Erhitzung um so stärker eintritt, je dunkler die Farbe ist, ohne daß dabey die chemische oder mechanische Beschaffenheit einen bemerkbaren Einfluß ausübt. Wohl aber erinnert er, daß die Hygroscopicität in Anschlag kommen müsse, in so ferne unter gleichen Verhältnissen bey den weniger absorbirenden Gesteinen die Erhitzung stärker und anhaltender seyn muß, so daß selbst durch diese Eigenschaft der Einfluß der Farbe überwogen werden kann. Er erkennt ferner an, daß im Großen jene Unterschiede dadurch ausgeglichen werden, daß die ursprüngliche Farbe des Gesteins durch die Verwitterung der Oberfläche verändert, ferner, daß die letztere selten entblößt, sondern meist mit Vegetation bekleidet ist. Kiesige und entblößte Oberflächen werden diese Unterschiede deutlicher offenbaren.

Zum Schluße des vierten Kapitels deutet der V. die wichtige Rolle an, welche das Wasser im Pflanzenreiche übernimmt, und welche ebendeßhalb auf die hygroscopischen Eigenschaften der Gesteine übertragen ist. Das prädominirende Wasser stellt indeß einen besondern Boden für sich dar, wenn es nicht als analog mit der Gesteinsunterlage zu betrachten ist. Er spricht den Satz aus: je mehr eine Pflanze aquatisch ist, desto unabhängiger ist sie von den mineralischen Bestandtheilen der Unterkrume, (eine spätere Stelle sagt I. S. 126: auch von den Höhenregionen); im Gegensatze aber, je mehr sie eine Felsenbewohnerin ist, desto abhängiger ist sie davon.

Im fünften Capitel schildert Th. das Verhalten der bereits behandelten Vegetationsfactoren im Jura in allgemeinen Zügen, etwas ausführlicher die geognostischen Verhältnisse, und damit schließt die erste Abtheilung.

Die zweyte Abtheilung ist den Vegetationsverhältnissen gewidmet, deren Zustand im Jura für sich betrachtet, und dann mit dem in den benachbarten Ländern verglichen wird.

Da der V. als Geognost vom Fache sich im vorigen Abschnitte mit besonderer Vorliebe auf die Darstellung der im Boden für die Pflanzen enthaltenen Bedingungen verlegt hatte, ist es nun interessant zu erfahren, wie von diesem Standpunkte aus die Vertheilungsverhältnisse der Pflanzen beurtheilt werden. Sein wissenschaftlicher Credit erleidet hier in der That keinen Abbruch, denn der Gang seiner Untersuchungen erweist ihn als einen

eben so vortrefflichen Beobachter von Vegetationsverhältnissen, als er sich früher bereits als tüchtiger Geognost bewährt hatte. Die Vereinigung dieser beyden Eigenschaften ist wohl neben einer ausgebreiteten Litteraturkenntniß, einer klaren Methode und einem so gesunden wie anspruchlosen Urtheil vor allem geeignet, Thurmann's Namen auch in der Botanik bleibende Geltung zu verschaffen.

Um die im Gebiete vorkommende Verschiedenartigkeit der Vegetationsverhältnisse anschaulich zu machen, wählt Th. aus der Summe der daselbst enthaltenen (circa 2000) Pflanzenarten eine kleinere Anzahl von Pflanzen und zwar hauptsächlich solche aus, die sich durch die Häufigkeit ihres Vorkommens auszeichnen, und theilt diese in folgende Gruppen:

I. Section: Pflanzen die beym Vergleiche der verschiedenen Theile des Gebietes in Betracht kommen.

A. Wasserpflanzen, welche vorzugsweise an die Gegenwart eugeogener Krume gebunden — im Jura meistentheils sehr vereinzelt vorkommen oder fehlen.

B. Landpflanzen, welche im Kalkgebirge des Jura fehlen oder wenigstens sehr vereinzelt vorkommen, aber auf den eugeogenen Boden der umliegenden Gegenden wachsen.

C. Landpflanzen, welche im Jura unter Einfluß der dysgeogenen Bodenarten wachsen. 1. in der mittleren Region; 2. in der Bergregion; 3. in der subalpinen Region.

II. Section. Pflanzen, von denen bey oben genannten Vergleichungen Umgang zu nehmen ist.

D. Wasserpflanzen, die sich in Beziehung auf die Beschaffenheit des unterliegenden Gesteins indifferent verhalten.

E. Landpflanzen, die in jedem Gebiete die Masse der Vegetation ausmachen und von Höhe und Gesteinsart unabhängig sind.

F. Pflanzen, welche den Culturen oder den Menschen folgen.

G. Culturpflanzen, welche verwildern.

H. Pflanzen, deren Indigenat oder Vorkommen im Jura unsicher ist.

I. Pflanzen, die aus verschiedenen Beweggründen nicht classificirt wurden.

K. Endlich eine Anzahl von Berg- oder Alpenpflanzen, welche in der Nachbarschaft auf Höhen auftreten, welche der Jura nicht erreicht.

Es ist Schade, daß der Umfang dieses Berichtes nicht gestattet, von dem Inhalte dieser Gruppen und seinem Verhalten im Jura u. s. w. Mittheilung zu machen. Obgleich es gerade auf ihn ankömmt, um sich von der Richtigkeit der Folgerungen zu überzeugen, aus welchen die wichtigsten Sätze des V. hervorgehen, muß sich R. auf die bruchstückweise Mittheilung der von demselben aufgestellten Thesen und allgemein wichtiger Ausgaben beschränken.

Eine solche enthält unter andern die Behauptung, daß es im Jura fünf Pflanzenarten giebt, die als maaßgebend für die Regionenverhältnisse der Pflanzen betrachtet werden können. Diese sind der Weinstock, die Tanne, die Fichte, der große Enzian und das Frauenmäntelchen (Alchemilla alpina).

Die Tanne beginnt im Allgemeinen bei 2300′ und bezeichnet fast allenthalben im Jura die untere Grenze der Bergregion. Zwischen dieser Höhe und 3600′ bildet sie Bestände, von hier an aber wird sie von der Fichte vertreten, obgleich sie als Strauch noch die Mitte der subalpinen Region erreicht, z. B. am Chasseral noch 4900′. In den südlichen Theilen erhebt sich ihre untere Grenze um 650′.

Daß die Tanne im Jura auf Kalkboden vorherrsche vor der Fichte, (II. Vol. S. 216), ist ein entgegengesetztes Verhalten zu dem in den bayrischen Alpen beobachteten. Ohne Zweifel hatte der V. nur jenes vor Augen, als er (a. a. O.) behauptete: die Fichte verlange kältere und selbst feuchtere Standorte als die Tanne. Die mangelnde Feuchtigkeit wird im Jura bey dem Vorkommen der Fichte durch das Hinaufrücken ihrer untern Grenze auf ungefähr 3300′ ersetzt. Ihre Region ist zugleich die des Enzians.

Dieser (die Gentiana lutea) ist durch die ganze Bergregion des Jura von 3000 — 3300′ an verbreitet und fast überall häufig. Nur in den östlichsten Theilen der Kette scheint er zu fehlen.

Das Frauenmäntelchen bildet weite Rasenteppiche auf den Alpentriften, von ungefähr 4300′

an, und sein Erscheinen wird gemeiniglich von allen subalpinen Pflanzen begleitet, auch da, wo es weiter herunter geht.

Als Ursachen, welche den Pflanzen ihre obern und untern Grenzen anweisen, bezeichnet Th. die geringere Temperatur des Sommers, welche im Verein mit den Spatfrösten das regelmäßige Reifen der Samen verhindern, und in so ferne die obern Grenzen bewirken; ferner als die Ursachen der untern Grenzen den Mangel an hinreichendem Lichte, zu hohe Sommertemperatur und Schneemangel zum Schutze gegen die Winterkälte.

Einen wichtigen Bestandtheil der höhern Regionen im Jura bilden die durch Lesquereur bekannt gewordenen Torfmoore. Fast alle liegen über 2600′, die höchsten zwischen 3300 und 3600′. Th. nimmt die von Lesqu. eingeführte Eintheilung derselben in infraaquatische und supraaquatische an, und zählt die charakteristischen Pflanzen jeder dieser Abtheilungen auf. Im Wesentlichsten unterscheiden sich beyde durch das Fehlen oder Vorhandenseyn der Moose, namentlich der Sphagnen und einiger Hypnen. Diese zeichnen die supraaquatischen Torfmoore aus; indeß auch die Phanerogamen haben verschiedene Arten auf beyden.

Bey dem Vergleiche des Jura mit den Ebenen, die sich an seinem Fuße ausbreiten, findet der V. Anlaß, das schon oben hervorgehobene Verhalten des Weinstockes ausführlicher darzustellen. Seine Verbreitung, seine Häufigkeit und die Qualität seines Erzeugnißes ist ein treues Bild von der Beschaffenheit der spontanen Vegetation. Wo die Rebe reichlich angebaut die besten Weine liefert, sind auch gemeiniglich alle andern Culturen begünstigt; da wo sie wenig verbreitet ist und nur mittelmäßigen Ertrag gibt, tragen auch die andern Culturen denselben Charakter, und in der Flora verschwinden mit ihr die südlichen Arten. Da die Rebe dem ganzen Jura eine Einfassung gibt, und so als Maaßstab dient für die Vegetationsverhältnisse der niederjurassischen Gegenden, dürfte es nicht uninteressant seyn einige Züge aus ihrem Verhalten kennen zu lernen.

Im östlichen Theile des Schweizerbeckens reift die Traube nicht über 1800′ (Wahlenberg) bis 1900′ (Hegetschweiler). Die meisten Weinberge um



den Constanzer- und Züricher-See liegen zwischen 1200′ (nicht 450$^{m}$) und 1800′. Ihre Weine sind sehr mittelmäßig. In den westlichen Theilen, in den Umgebungen des Bieler- und Neuchateler-Sees liegen die Weinberge zwischen wenigstens 1410 und höchstens 1900′, d. h. im Mittel zwischen 1500 und 1800′, allein hier sind die Lagen am Fuße des Jura weit günstiger, und die Weine von höherer Qualität. Die Weinberge des Waadtlandes und am Ufer des Lemansee's variiren zwischen dem Minimum von 1300′ und dem Maximum von 2000′, also im Mittel zwischen 1500 — 1800′; treffliche Lagen gleichen die Wirkung der Höhe aus, und die Weine sind dort gut. Die obere Grenze der Rebe beträgt also im Schweizerbecken und am Fuße des Jura ungefähr 1800′. Diese Linie zeigt folgendes Verhalten.

Von Regensperg bis Biel trifft man längs dem Gebirgsfuße an den bessern Lagen nur sehr mittelmäßige Weinberge, die häufige Unterbrechungen erleiden. Fast ohne Unterbrechung folgen sie von Grange bis Grandson, und erlangen um Neuchatel und Boudry eine gute Qualität. Von Grandson aus über Yverdon, Orbe, Lasarraz u. s. w., werden sie aufs Neue mittelmäßig, dabey sind sie unterbrochen und vom Gebirge entfernter. Von Mursen bis Nyon erstreckt sich dann die geschätzte Rebe der „Côte“. Von Nyon bis Genf sind die Weingärten nur noch vereinzelt und von unbedeutendem Ertrag, außer an einigen sehr beschränkten Punkten, wie um Genthod. Um Genf gedeiht die Rebe nur unter großer Sorgfalt.

Tiefere Lagen bieten im Jura die Ausschnitte von Fort-l'Ecluse, die Seen von Sylant und Nantua, so wie einige an sie angrenzende Thäler dar; ferner enthalten die Umgebungen von Chatillonde, Michaille, die untern und offnen Theile des Anithales, und einige Nebenflüße des Suran Weingärten, deren Mehrzahl die obere Grenze von 1300′ nicht erreicht. So weit gehen sie bis Condes, deßgleichen in den Umgebungen von Saint-Julien und Arinthod.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Candolle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

---

(Fortsetzung.)

Gleiche Höhe erreichen die Weinberge am südlichen Fuße des Jura und der Alpen in den sardinischen Thälern und der Dauphinee. Dort wird die Rebe schon in freyen Spalieren und auf flachem Lande neben den Cerealien gebaut, so ziemlich innerhalb gleicher Grenzen mit den guten Sorten der Kastanien und der Cultur der Maulbeerbäume.

Längs den westlichen, gegen Frankreich gerichteten Abstürzen des Innern erstreckt sich eine lange Zone von Weingeländen, deren Niveau fast allenthalben unter 1300′, ja selbst unter 1150′ ist. Die Ursachen, daß hier höher kein Weinbau mehr stattfindet, sind folgende: Erstens bietet das Land gute Lagen in hinreichender Menge unter diesem Niveau, und meist zwischen 850 und 1250′ dar, so daß kein Bedürfniß vorhanden ist, Weinberge in größern Höhen anzulegen, wo sie ungünstigere Bedingungen finden. Zweytens befinden sich fast überall die Weinpflanzungen an Gehängen, welche den Fuß steiler Wände berühren, die von 1150′ bis zu einer Höhe von 1500 ja sogar 1650′ reichen, und kaum einen Raum darbieten, der sich für die Cultur eignete. Drittens ist das oben befindliche Plateau flach, und somit ungeeignet für den Weinbau. Endlich breiten sich die Weinberge vorzugsweise auf lockerem, kiesigen, mergeligen und dunkeln Boden der Lias- und oolitischen Bildungen aus. Dieser günstige Aggregationszustand mangelt dem Plateau. Auch an der Côte d'Or gehen die Weinberge nicht über 1300′.

Während so die obere Grenze des Weinbaues in Frankreich keine zufällige, sondern eine nothwendige ist, ist dieß in der Schweiz ihre untere, da dort überhaupt keine niedrigern Niveaus vorhanden sind, die in Frankreich dem Weinbau zu Statten kommen. Ueberdieß enthält die Westseite bey weitem günstigere Lagen für den Weinbau, da sie an Vorsprüngen und Einbuchtungen südliche und südwestliche Expositionen und sanfte Böschungen am Fuße steiler Wände, welche die Wärme concentriren, darbietet; lauter Umstände, die in der Schweiz nur in minderem Grade sich einfinden. Auch die oben geschilderte Bodenbeschaffenheit trägt zu der trefflichen Qualität der französischen Weine südlich von Besançon bey.

Diese Weinberge erstrecken sich mit geringen Unterbrechungen von Grenoble nach Voreppe, Cordon, Huis, Lagnieux, Pont d'Ain, indem sie sich meistens in die Thäler begeben, wie in das von Belley, Saint Rambert, Cerdon; dann noch Ceyseriat, Meillonaz, Saint Amour, Cuzeau, Cousance und Beaufort. Bis hieher liefern sie noch keine besonders edlen Weine, ausgenommen um Monferrand, bey dem Thale von Gizieux. Die besten Qualitäten finden sich zwischen Beaufort und Salins, bey Vincelles, Grasse, Saint Laurent, Césancey, Lons-le-Saulnier (Conliège, Périgny, Montaigu, Savigny, l'Etoile), Voiteur (Château-Chalons, Menetrux, Frontener u. s. w.), Poligny,

(Poligny, Saint Lothain u. s. w.), Arbois (Arbois, Pupillin, les Arsures u. s. w.), Salins.

Im Norden von Salins öffnet sich das Thal der Loue, welches einen großen Theil seiner Länge Weinbau hat, z. B. bey Lesnay, Lombard, Quingey u. s. w., dann wieder nach einer durch seine Enge verursachten Unterbrechung bey Cléron, Scey, Ornans, Montgesoye, Buillafans, Lods und Mouthier. Alle diese Weinberge sind südlich und südwestlich exponirt, und mehrere bringen gute Qualitäten hervor. Die wenigsten erreichen 1640′, und einige gehen darüber hinaus.

In der Umgegend von Boussières, südlich von Besançon, mündet das Thal von Doubs. Dieses hat Weinbau an vielen, jedoch nicht ausgedehnten Punkten, bis dießseits Audincourt, in Höhen zwischen 820 und 1150′, stellenweise auch bis 1300′. Die Expositionen sind durchschnittlich nach Südost; die Gehänge sind verschieden, jedoch minder geneigt, minder beherrscht, und minder geschützt als die des Louethales; auch ist sein Boden minder locker und sein Gewächs von geringerer Sorte als in diesem.

Zerstreute Weinberge kommen auch nordöstlich von Besançon vor, um Marchaux bis zu 1300′; ferner bis zu gleicher Höhe an den Ufern des Ognon; ihre Producte sind jedoch von geringerer Bedeutung. Auch in den Niederungen zwischen dem Jura und den Vogesen wird Wein gebaut. An sie schließen sich nordwärts die elsäßischen Weinberge an, die bis zu einer Höhe von fast 1500′ sich erstreckend, gleichfalls keine sonderlichen Producte liefern. Keine bessern hat das Rheinthal von Basel bis Schaffhausen, wiewohl fast überall unter 1300′. An manchen Punkten reifen sie sogar nicht immer.

Eine äußerst fleißig und umsichtig hergestellte Vergleichung der Vegetationsverhältnisse des Jura mit denen der benachbarten Gebiete, namentlich der Alpen, Vogesen, des Schwarzwaldes, der Alb u. s. w. dient wesentlich dem Verf. als Material zur Beurtheilung des Einflußes, welchen das unterliegende Gestein auf die Vertheilung der Pflanzenarten ausübt. Diese bildet den Gegenstand seiner III. Abtheilung.



Der V. zeigt zunächst durch 28 Beyspiele, daß die gleichen Vegetationsgegensätze, welche im Großen z. B. zwischen dem Jura und den Vogesen in Folge ihrer verschiedenartigen Gesteinsunterlage bestehen, auch im Kleinen bis ins Detail von den gleichen Gesteinsverschiedenheiten verursacht werden. Er stellt diese Gegensätze in 2 Gruppen von je 50 ausgewählten Pflanzenarten vor Augen, wovon jedesmal die letzten 10 den höhern Regionen angehören. Diese entgegengesetzten Gruppen werden repräsentirt einerseits von Orobus tuberosus, andererseits von Orobus vernus. Die Glieder einer jeden Gruppe stehen in Verbindung unter sich, in so ferne sie von gewissen gemeinschaftlichen Bodenverhältnissen abhängig sind. Indem er nun die Beschaffenheit dieser Verhältnisse untersucht, findet er, daß die Gruppe des Orobus tuberosus sich an eugeogene, die des O. vernus an dysgeogene Bodenarten halte. Da zugleich die Mehrzahl aus der ersten Pflanzengruppe kalten und feuchten Standorten, aus der letztern aber trocknen angehört, so nennt Thurmann jene hygrophile (naßliebende) Pflanzen, diese aber xerophile (trockenliebende). Die erstern aber theilen sich wieder in psammophile (sandliebende) und pelophile (erdeliebende) Pflanzen.

Darnach erhält Th. 3 Pflanzengruppen, deren jede durch 12 Repräsentanten dargestellt, folgendermaßen sich charakterisirt.

I. Hygrophile psammophile Pflanzen: *) Betula alba, Digitalis purpurea, Sarothamnus scoparius, Jasione montana, Scleranthus perennis, Galeopsis ochroleuca, Luzula albida, Filago minima, Silene rupestris, Orobus tuberosus, Sedum saxatile, Aira fleruosa, Asplenium septemtrionale.

II. Hygrophile pelophile Pflanzen: Prunus Padus, Ranunculus Flammula, Myosotis palustris, Hypericum humifusum, Lysimachia nemorum, Lotus uliginosus, Trifolium fragiferum,

*) Diese und die folgende Kategorie scheint ohne Zweifel durch ein Versehen Bd. I. S. 276 und 277 eine Verwechslung erhalten zu haben.

Senecio aquaticus, Scutellaria galericulata, Hieracium boreale, Holcus mollis, Carex brizoides.

III. Xerophile Pflanzen: Helleborus foetidus, Prunella grandiflora, Anacamptis pyramidalis, Orchis militaris, Euphorbia amygdaloides, E. verrucosa, Orobus vernus, Bupleurum falcatum, Veronica prostrata, Teucrium chamaedrys, Anthericum ramosum, Polypodium robertianum.

Der Umstand, daß die meisten reinen dichten Kalke zugleich dysgeogene Gesteine, die kieselthonigen aber in der Regel (keineswegs immer) eugeogene sind, ist, wie schon erwähnt, Ursache, daß die Pflanzengeographen das chemische Element als Bedingung dieser Vegetationsgruppen hervorhoben und so z. B. die xerophilen Pflanzen als Kalkpflanzen, die meisten psammischen hygrophilen als Kieselpflanzen bezeichneten. Th. widerlegt diese Ansicht durch zahlreiche Beweise. Zu diesen gehört namentlich die Thatsache, daß z. B. kieselthonige vulkanische Gesteine eine gleiche (xerophile) Vegetation zeigen, wie dichter Kalk. Deßgleichen sandiger Dolomit (eine psammische hygrophile) wie der sandige Quarz; ferner die Thatsache, daß Gestein von gleicher chemischer Constitution, wie z. B. der Portland- und der volitische Kalk, oder noch mehr der Liaskalk, je nach ihren verschiedenen Aggregationsverhältnissen Pflanzen der entgegengesetzten Gruppen zur Begleitung haben.

Die physikalischen Eigenschaften des Bodens combiniren sich gegenseitig mannigfach. Die hiedurch bedingte Modification ihrer Wirkungen auf die Vegetation erörtert mit vielem Takt und stets vom objektiven Standpunkte ausgehend, der V. in folgenden Sätzen.

1. Je weniger feucht ein pelischer Boden und je feuchter ein dysgeogener ist, desto verwandter können ihre Floren seyn.

2. Die xerophilen Pflanzen des dysgeogenen Bodens leben auch, wiewohl sparsamer, auf psammischem eugeogenem, weil dessen Trockenheit ihnen zusagt. Umgekehrt aber können die hygrophilen psammischen Pflanzen auf dysgeogenem Boden nicht gedeihen.

3. Die psammischen Pflanzen eignen sich unter gleichen Feuchtigkeitsbedingungen nicht für rein pelischen Boden, während die pelischen Pflanzen auf psammischem Boden leben können.

4. Die psammischen eugeogenen Bodenarten vereinigen also bey gleichen Feuchtigkeitsverhältnissen die angemessenen Bedingungen für alle Pflanzengruppen.

Die dysgeogenen Bodenarten weisen die hygrophilen pelischen, vor allen aber die psammischen von sich. Die eugeogenen pelischen Boden dulden keine Xerophilen und keine psammischen Hygrophilen. Die Geltung dieser Sätze nimmt der V. für alle Fälle in Anspruch, wo sich die genannten Bodenverhältnisse in ihrer Reinheit offenbaren. Da jedoch zahlreiche Uebergänge und Zwischenstufen zwischen diesen statt finden, werden Abweichungen hervorgerufen, in welchen sich aber stets die Ungeeignetheit der dysgeogenen Bodenart für die psammischen Hygrophilen zu erkennen giebt.

5. Da nun eine psammogene Gegend außer ihren Eigenthümlichkeiten auch die einer dysgeogenen enthalten kann, so folgt, daß sie reicher an Pflanzenarten seyn könne.

6. Wo pelische und aquatische Bedingungen sich vereinigen, heben sie den Einfluß der Höhe mehr oder weniger auf; wo aber im entgegengesetzten Falle sich diese Bedingungen zu ihrem Minimum verlieren, z. B. an Felsen, ist letzterer Einfluß am entwickeltsten. Daher enthalten auch die eugeogenen Bodenarten der Berghöhen mehr Thalpflanzen als die dysgeogenen. Dieser Satz steht im Einklange mit dem bereits früher erwähnten: daß nämlich je mehr die Vegetation aquatisch ist, sie desto unabhängiger von Breite und Höhe erscheint. Ebendeßhalb sind auch die Felsenpflanzen dysgeogener Gesteine charakteristischer für klimatische Zustände als jene.

7. Die Reichhaltigkeit der eugeogenen Bodenbeschaffenheit an Pflanzenarten offenbart sich mehr in der Flora, als in den vorherrschenden Gliedern der Pflanzendecke. Diese zeigt vielmehr hier eine größere Einförmigkeit wegen der großen Ausbreitung der geselligen Pflanzen.

8. Die Vegetation der dysgeogenen Bodenarten hat einen südlichern Charakter, d. h. ihre Glieder sind nicht so weit nach Norden verbreitet, als die des eugeogenen Bodens.

9. Die gleichen Höhenregionen können nur dann von einem gleichen Vegetationscharakter begleitet seyn, wenn sie von einigermaßen gleicher eugeogener oder dysgeogener Beschaffenheit sind. Der Einfluß der Höhe auf das Verhalten der Pflanzenregionen kann demnach nur unter gleichen Bodenverhältnissen beurtheilt werden.

10. Die Pflanzendecke des eugeogenen Bodens ist höher, dichter, mehr in Aeste und Blätter entfaltet, krautartiger, saftiger und von minder kräftigem Holzansatz. Zugleich herrschen die Arten mit verticalen, tiefen und getheilten Wurzeln, so wie solche vor, an denen die Stengelblätter auf Kosten der sogenannten Wurzelblätter entwickelt sind.

Diesen Satz setzt der V. mit einer Erörterung in Verbindung, welche auf die Bodenverhältnisse der Pflanzen besonderes Licht verbreitet. Er begnügt sich nämlich nicht damit, aus dem Thatbestande nachzuweisen, daß die physikalischen und nicht die chemischen Eigenschaften des Bodens auf die Vegetation wirken, er giebt auch eine Erklärung dieses Verhaltens, die er nirgends mit mehr Recht suchen kann als in der Subjektivität des vegetabilischen Organismus. Hier findet er in der That für seine Theorie bessere Anhaltspunkte, als denen zu Gebote stehen, welche es sich zur Aufgabe machen, die Abhängigkeit der Pflanzen von der chemischen Zusammensetzung des Bodens in allen Fällen zu erklären. Man kennt die Einwürfe, welche diesen in den Weg gelegt wurden, wie z. B. die Unlöslichkeit von Stoffen für sich, die wie die Kieselerde Vegetationsbedingung seyn sollen, oder der Mangel eines Bedürfnisses darnach von Seite der Pflanzen. Gewiß ist das Verhalten der Wurzel zum Boden ein besserer Anhaltspunkt. Es ist in der That leicht einzusehen, daß Bäume mit Pfahlwurzeln (Eichen, Kastanien) eine tiefe Krume verlangen, verästelte, mit Haarwurzeln versehene (Erle, Birke) eine lockere, solche hingegen, welche sich horizontal ausbreiten (Buche) mit einer dünnen auf zerstückelten Steinmassen ruhenden Krume verlieb nehmen. Diese Bedingungen theilen in gleichem Maaße die kleinern Gewächse. Auch der Akt der Keimung macht seine bestimmten Ansprüche an die physikalische Beschaffenheit des Bodens. In so ferne von der Lockerheit des Bodens der Zutritt von Luft und Gas abhängt, glaubt der V. in ihr das Moment erkennen zu müssen, welches den Pflanzen diese Bedürfnisse verschafft. Die Temperatur des Bodens, deren Schwankung die zunehmende Tiefe ausgleicht, kann hier gleichfalls in Anschlag kommen, da eine Pflanze, deren Wurzel tiefer gründet, die schädlichen Wärmeextreme zu vermeiden im Stande ist. Daß wirklich die Wurzel hier als maaßgebend ins Spiel tritt, weist der V. durch statistische Verhältnisse nach. Ein solches bietet zunächst die Proportion der jährigen und zweyjährigen Pflanzen zu den übrigen dar. Die Wurzeln der erstern sind vertikaler, zarter und faseriger als bey den perennirenden. Das Verhältniß der einjährigen Pflanzen zu den übrigen ist auf eugeogenem Boden = 1 : 3; auf dysgeogenem Boden = 1 : 10. Es bringt der V. auch sonst noch zahlreiche Belege für dieses Verhalten zum Vorschein, wobey er freylich mitunter Wurzel und Rhizom verwechselt (S. 309).

Der V. will auch finden, daß auf dysgeogenem Boden die Menge von Pflanzen mit sogenannten Wurzelblättern (folia radicalia), die er rhizophylle Pflanzen nennt, vorwalte, daß auf eugeogenem Boden aber die mit Stengelblättern reichlich ausgestatteten (thyrsophylle) überhand nehmen. Zugleich soll auch die Entwicklung der Wurzelblätter freyen Standörtern, und daher trocknen, die der Stengelblätter schattigen entsprechen.

Wie selbst die Richtung der Wurzel bestimmend wirke, erhellt aus dem von Th. gezeigten Umstande, daß die mittlere Richtung der Wurzeln der Jura- (dysgeogenen) Pflanzen einem Winkel von 60—70° Centesimalgr., die der Vogesen aber (eugeogene) einem von 75—85° folge.

11. Ebenso wie die Arten, sind auch die Varietäten der Pflanzen nicht vom chemischen, sondern vom physikalischen Einfluße des Bodens abhängig. Wärme, Feuchtigkeit und Licht kommen hiebey zunächst in Anschlag.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Jules Thurmann etc.
II. Alph. De Candolle etc.
III. Alph. De Candolle etc.

(Fortsetzung.)

12. Aus der Bezeichnung der beyden Kategorien von Pflanzen, nämlich der Xerophilen und Hygrophilen, folgt keineswegs der Schluß, daß jede Xerophile nothwendig einem Standorte angehören müsse, der im Allgemeinen minder mit Wasser versehen ist, als der einer jeden Hygrophile.

Der hygrophile oder xerophile Charakter ist nach Th.'s Auffassung auf die größere oder geringere Zugänglichkeit des Bodens für Feuchtigkeit zu beziehen, und keineswegs auf die Rolle, welche das Wasser unabhängig von der mineralischen Zusammensetzung des Bodens spielt. Die Xerophilen haben so gut wie die Hygrophilen ihre Pflanzen von kalten, beschatteten Standörtern, von Ufern und solchen Localitäten, die das Wasser als ein dem unterliegenden Gestein und der Krume fremder Factor benetzt; ebenso haben die Hygrophilen ihre Pflanzen von trocknen und warmen Standörtern; nur haben unter sonst gleichen Umständen die einen die Trockenheit der Felsen und der Krume für sich, die andern nicht. So liebt Bellidiastrum Michelii, eine Jurapflanze, beschattete Orte nicht minder als Meum athamanticum, eine Pflanze der Vogesen, und Möhringia muscosa ist so gut oft an Bächen als Saxifraga stellaris. Rumex pulcher und Crepis foetida, beyde hygrophile Pflanzen, bewohnen sonnigere Standorte als Asarum europaeum und Euphorbia verrucosa, die xerophile sind; aber die Vegetation der einen findet in einem weniger hygroskopischen und minder zertheilten Boden, die der andern in einem entgegengesetzten statt.

13. Je mehr sich die xerophilen dem Norden nähern, desto mehr verlangen sie unter gleichen Umständen trockne und dysgeogene Gesteinarten, während die gleichen Hygrophilen sich mit minder eugeogenem Boden begnügen, die Psammicität aber stets die unerläßliche Bedingung für die psammischen Hygrophilen bleibt. Das entgegengesetzte Verhältniß findet statt in der Richtung nach Süden, in der sich die gleichen Xerophilen immer minder dysgeogenen Gesteinarten anbequemen, die gleichen Hygrophilen aber in zunehmendem Maaße eugeogenen Boden verlangen, bey gleichem Vorbehalte für die psammischen Pflanzen.

Mit dieser Thatsache steht in landwirthschaftlicher Beziehung die Beobachtung Kirwan's im Einklange, daß ein guter Getreideboden um so mehr Kieselerde enthalte, als das Klima feucht, und um so mehr Thonerde, als es trocken ist.

Indem nun der V. auf die Landwirthschaft übergeht, und in den Erfahrungen derselben die Bestätigung sucht und zum Theil auch findet für seine Ansichten, findet er hier andererseits auch einige Widersprüche, die er zu widerlegen sich bemüht.

Unter andern hat die verbreitete Ansicht, daß zu den Eigenschaften eines guten Getreidebodens auch die gehöre, daß er dem Wasser kleine Theilchen seiner Substanz und namentlich von Kalk abgebe, die in diesem aufgelöst von den Pflanzen aufgenommen und in ihrem Gewebe wieder als fest abgesetzt wer-

den, dem Gebrauche des Kalkens und Mergelns eine Bedeutung gegeben, welche auf chemischen Vorgängen beruht. Auch hier hat der V. eine physikalische Erklärung. Mergel und Kalk nämlich halten das Mittel zwischen der Zähigkeit des Thones und der Beweglichkeit des Sandes. Bey der Verbesserung des Bodens durch andere Boden kommt es wesentlich nur darauf an, schweren, festen Boden durch leichteren aufzulockern und umgekehrt.

Schwieriger findet der Verf. dem Einwurf zu begegnen, den ihm der Fruchtwechsel bereitet. Gesetzt auch, die Wurzeln vermöchten eine Aenderung im Aggregatzustande des Bodens zu bewirken, so kann dieser Umstand hier nicht zur Erklärung dienen, da der Boden künstlich bearbeitet wird. Andererseits haben sich aber auch die chemisch-physiologischen Erklärungen des Fruchtwechsels nicht bewährt, welche auf der Fähigkeit der Pflanzen, sich bestimmte Bestandtheile aus der im Boden dargebotenen Nahrungsflüssigkeit auszusuchen oder auf der Hypothese von den Wurzelausscheidungen beruhen.

Zugegeben indeß, daß im Fruchtwechsel, in der Bodenverbesserung und in den Reizmitteln wirklich chemische Einflüsse auf die Pflanzen wirken, so werden diese keineswegs die physikalischen beseitigen. Der V. verwahrt sich ja selbst ausdrücklich in einem andern Theile seiner Schrift (Theil II. S. 333) gegen die Präsumtion, als wolle er dem Boden jeden chemischen Einfluß auf die Pflanzenwelt absprechen. Er giebt diesen sogar für bestimmte Fälle zu, für die Fälle, wo die mineralische Grundlage des Bodens auflösliche Salze enthält, an deren Daseyn gewisse Pflanzen gebunden seyn können. Auch darf nicht übersehen werden, daß sich die Untersuchung des V. nur auf die Wirkung der Gesteinsunterlage und nicht der organischen Bestandtheile in der Krume beziehen. Er berührt selbst nicht einmal die Beziehungen, welche zwischen den mineralischen und organischen Stoffen derselben statt finden, sonst würde er ohne Zweifel ein Verhältniß besprochen haben, in welchem die mineralischen Stoffe unläugbar auf die Pflanzen chemisch einwirken, in so ferne sie z. B. die Auflösung der Humussäuern bewirken können. Die Tendenz des Verf. geht nun dahin, der physikalischen Wirkungsweise der mineralischen Grundlage im Boden dahin Geltung zu verschaffen, daß sie und nicht die chemische die Ursache sey der großen durch den Boden hervorgerufenen Gegensätze in der Vegetation.

Abgesehen von Allem ist weder die Nothwendigkeit, noch sogar die Zweckmäßigkeit des Fruchtwechsels keineswegs als allgemein gültige Thatsache erwiesen. Ebenso bleibt es dahin gestellt, ob die Natur selbst Beyspiele eines solchen Wechsels liefere. Höchstens haben die Wälder solche aufzuweisen. Hier aber beruht evident die Ursache keineswegs in der Aussaugung der im Boden enthaltenen Nahrungssäfte, sondern vielmehr gleichfalls in physikalischen Verhältnissen. Der V. hat nämlich im Jura, wo der freywillige Wechsel zwischen Tannen- und Buchenwald eine häufige Erscheinung ist, beobachtet, daß in der geeigneten Region im Schatten eines dichten Tannenwaldes die jungen Buchen auf Unkosten der jungen Tannen sich entwickeln; wenn man hingegen durch einen lichten Buchenhain geht, wird man überrascht seyn durch das üppige Gedeihen der jungen Tannen vorzugsweise vor den Buchen. Diese Erscheinung erklärt Th. folgenderweise. In ihren ersten Jahren braucht die Tanne mehr Licht und kann im Schatten nicht aufkommen, die Buche hingegen braucht weniger Licht und gedeiht besser im Schatten. Bekanntlich aber giebt ein Tannenwald einen dichtern Schirm als ein Buchenwald *).

Der V. führt auch die Beobachtung an, daß nur bey Dunkelschlägen im Tannenwalde Buchen anfliegen; bey Kahlabtrieben setzt sich die Tanne fort. Es geschieht auch, z. B. im Bernerjura, daß wenn man die Buchen in einem gemischten Bestande, um die Tannen zu begünstigen, aushaut, gerade das Gegentheil erreicht wird, indem man dadurch nur die Fortpflanzung und größere Entwicklung der Buchen bewirkt.

14. In Beziehung auf die Fruchtbarkeit der Bodenarten stellt Th. den Satz auf, daß die Extreme ihrer physikalischen Eigenschaften aus drey Ursachen Unfruchtbarkeit veranlassen. Die harten, ab-

*) Ein Buchenwald soll auch wärmer seyn. I. S. 412.

solut dysgeogenen Felsarten sind steril in Folge ihres Widerstandes gegen jede Verwitterung; die weichen Felsarten von perpelischer eugeogener Beschaffenheit sind es theils in Folge ihres Zusammenhalts, theils ihrer Impermeabilität; die perpsammischen eugeogenen Gesteine werden oft unfruchtbar nicht in Folge ihrer äußersten Zertheilung, sondern ihrer besondern Lockerheit. Die erstern werden fruchtbar durch Zersetzung, die zweyten durch Zertheilung, die letztern durch Bindung; die erstern sind wesentlich trocken, die zweyten wesentlich naß, die dritten wesentlich zertheilt, und dabey mehr oder weniger trocken; sobald sie jedoch gebunden sind, nothwendig feuchter als die ersten, minder feucht aber als die zweyten.

15. Der größere Theil der Hygrophilen gehört den untern Classen des Gewächsreiches an.

Die allgemeinen Betrachtungen über die Vegetationsverhältnisse hatte der V. auf die Gefäßpflanzen bezogen. Zum Schluße seiner theoretischen Abhandlungen unterwirft er das Verhalten der Zellenpflanzen zu ihrer Bodenunterlage gleichfalls einer genauen Prüfung.

16. Das Resultat derselben ist, daß auch hier die Hygroskopicität der Gesteine, der Grad der Unebenheit ihrer Oberfläche im Kleinen (ihre Glätte oder Rauhigkeit) und die Art der Verwitterung derselben maaßgebend erscheine. Wenn auch bey einigen Zellpflanzen eine Beziehung zu chemischen Bestandtheilen des Bodens sich äußere, so glaubt Th. nichtsdestoweniger auch diese den sie begleitenden physikalischen Eigenschaften unterordnen zu können. Als Beyspiel citirt er das Verhalten der Lecidea geographica, die den krystallinischen Gebirgsarten (Ref. möchte lieber sagen den kieselhaltigen) eigenthümlich, den Kalk meiden soll, vermuthlich weil seine Oberfläche ihr zu pulverig ist. Der V. hat sie indeß in Savoyen auch auf späthigem kieselhaltigem Kalke beobachtet, und glaubt ihr Vorkommen daselbst dem Mangel dieser pulverigen Absonderung an der Oberfläche zuschreiben zu müssen.

Im Allgemeinen sind, wie schon aus dem vorigen Satze 15 hervorgeht, die dysgeogenen Gebirgsarten bey weitem ärmer an Zellpflanzen, als die eugeogenen. Doch haben erstere mehrere Eigenthümlichkeiten. Diese Thatsache begründet einen Widerspruch mit dem als 2. aufgeführten Satz Th.'s.

Am Schluße des Kapitels deutet der V. auf die Wichtigkeit hin, auch die physikalische und chemische Einwirkung von Seite der Pflanzen auf gewisse Gesteine zu erforschen, die bey einer Anzahl von Flechten, deren Apothecien in die Masse des Kalkgesteins eingesenkt sind, nicht zu bezweifeln ist.

Der zweyte Band des Werkes enthält als vierten Abschnitt die Aufzählung der im Gebiete (Jura, Vogesen, Schwarzwald, Alb, Rheinthal, Schweizerbecken, östlicher Theil des Saonethales) vorkommenden Gefäßpflanzen. Den Pflanzennamen sind beygefügt die Angabe der Höhenregionen, des Verbreitungsbezirkes und des unterliegenden Gesteines. Die Ordnung befolgt das System De Candolle's.

Den Schluß bilden Nachträge, deren Inhalt wir bey den betreffenden Abtheilungen bereits in Erwähnung gebracht haben.

## II.

Diese Blätter haben im XXVIII. Bande S. 137 die Abhandlung Grisebachs über die Vegetationslinien im nordwestlichen Deutschland besprochen. Der oben angezeigten Abhandlung, welche Alph. De Candolle in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris den 13. December 1847 gelesen hat, liegt ein ähnlicher Gegenstand zu Grunde. Er betrifft nämlich die Frage: auf welche Weise und nach welchen Gesetzen wird die geographische Verbreitung der Pflanzen begrenzt, und zwar abgesehen von bergigen Erhebungen auf der Fläche des Continents? Der Verf. beschränkt seine Untersuchungen auf die der nördlichen oder polaren Verbreitungsgränzen.

*) Ref. hat diese Flechte in ihrer gewöhnlichen Form auch auf dichtem Kalk angetroffen, der ebenfalls kieselhaltig ist, nämlich mit Hypnum Halleri (einem Kalkmoos) auf einem Blocke von Kalkhornstein bey der Buchenrainalpe im Algäu.

An die geschichtliche Darstellung der über diesen Gegenstand gehegten Meinungen reiht sich der Bericht seiner eigenen früher darüber geäußerten Ansicht, welche hauptsächlich dahin sich entschied, daß die Isotheren, nämlich die Linien gleicher mittlerer Sommerwärme, bestimmend für die nördlichen Grenzen sind *). Durch Boussingault **) angeregt hat DC. den Gegenstand neuern Untersuchungen unterworfen.

Diese erstreckten sich auf die Beobachtung von 40 verschiedenen Pflanzenarten, und zwar von jährigen, perennirenden und Holzgewächsen nach ihrer Verbreitung und den mit dieser verbundenen Temperaturverhältnissen. Es ergaben sich folgende Resultate.

1. Niemals entspricht eine Vegetationslinie (im Sinne Grisebachs) einer Temperaturlinie während irgend eines Jahresabschnittes.

2. Die Verbreitungsgrenzen jähriger Pflanzen im flachen Lande Europas schneiden sich häufig. Ebenso kreuzen sich die Grenzen der perennirenden und Holzgewächse in verschiedenen Richtungen, oder ihr Verlauf bietet wenigstens keine parallelen Linien dar.

Dieß beweist vor der Hand, daß die Vegetationslinien von denen der Temperatur verschieden sind, da die Temperaturlinien der verschiedenen Jahresabschnitte unter sich ziemlich parallel sich verhalten. Wenn auch die Isotheren die Isochimenen schneiden, so wird dieß in der Ebene doch nie der Fall seyn für alle.

Je nachdem das Klima einer Gegend mehr oder minder excessiv ist, findet der Vegetationsproceß einer Pflanze seinen Anfang und sein Ende zu verschiedenen Jahreszeiten.

Um nun das Gesetz zu finden, von welchem die Grenzen der Arten abhängen, gieng De Candolle von zwey Principien aus. Als erstes nimmt er an, daß die Wärme im Verhältnisse ihrer Größe und Dauer wirke, d. h. daß die höhere Temperatur während einer kurzen Zeit dieselbe Wirkung äußern könne, als eine niedrigere während einer längern Zeit. Als zweytes Princip kommt in Anwendung, daß jegliche Pflanzenart für jede ihrer physiologischen Functionen ein gewisses Minimum der Temperatur verlange. Dieses Minimum kann sich für verschiedene Arten auf verschiedene Grade über dem Gefrierpunkt erheben. Demnach kann nur derjenige Theil der Temperaturcurve des Jahres für eine Pflanze in Berechnung kommen, der sich über das von ihr verlangte Minimum erhoben hat. Um dieses jeder Pflanze nöthige Minimum zu bestimmen, bietet nur die Pflanzengeographie Hülfsmittel dar.

Der V. bestimmt nun die Temperaturgröße, welche eine Pflanze zu ihrem Gedeihen nothwendig verlangt, nach der Summe der Temperaturen (nach Boussingault's Methode), die über den ihr zuträglichen Minimis statt fanden.

Er führt als Erläuterung seines Satzes folgende Beyspiele an. Alyssum calycinum findet in Großbritannien seine Grenze zwischen Edinburg und Arbroath bey $56\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br. Wenn es an den westlichen Küsten, deßgleichen auch in der Bretagne und auf Calvados mangelt, so liegt die Ursache weniger in den Temperaturverhältnissen, als vielmehr an der Feuchtigkeit, denn das Alyssum will trockne Orte. Im Continent findet es seine nördliche Grenze in Holstein und am baltischen Meere bey 54°. Nordöstlich geht es bis Moskau; Kasan erreicht es nicht. Es bleibt also zwischen dem 56° und 55°. Arbroath hat eine mittlere Jahrestemperatur von 8° C., eine Sommertemperatur von 14° C. Moskaus mittlere Jahrestemperatur ist = 4°,5, die Sommertemperatur = 17°,8. Diese Temperaturverhältnisse stimmen sichtlicherweise nicht mit den Verbreitungsgrenzen unserer Pflanze überein.

(Schluß folgt.)

*) Distribution géographique des plantes alimentaires. (Bibl. univ. de Genève, Avril et Mai 1836.)

**) Économie rurale. T. II. p. 659.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Sophocles, erklärt von F. W. Schneidewin. 1. Bändchen: Ajax, Philoctetes. Leipz. Weidmannische Buchhandlung. 1849.

---

Erster Artikel.

Die mit diesem Bändchen begonnene Bearbeitung des Sophocles schließt sich einer Reihe von andern Bearbeitungen klassischer Autoren an, welche seit 1848 unter Leitung des Hrn. Prof. Dr. Moritz Haupt zu Leipzig und Gymnasialdirectors Hermann Sauppe zu Weimar zu erscheinen angefangen hat. Sie ist berechnet, die vorzüglichsten jener griechischen und lateinischen Autoren ganz oder mit Auswahl zu liefern, welche vor andern in den gelehrten Schulen gelesen werden, und bestimmt, den möglichst bereinigten Text mit kurzen, einem gut vorbereiteten und strebsamen Schüler zur Erleichterung des Verständnißes noch nöthigen exegetischen Anmerkungen zu liefern, ohne die kritischen geradezu auszuschließen. Nicht mit Unrecht finden die beyden ehrenwerthen Unternehmer in ihrer Ankündigung das mangelhafte Gedeihen der klassischen Studien in den Schulen nicht am wenigsten in der schlechten oder für den jungen Mann unbrauchbaren Beschaffenheit der ihm zugänglichen Schulausgaben begründet. Es seyen, sagen sie, diese Ausgaben zum großen Theil mit Schuld, daß die Werke der Griechen und Römer auf der Schulbank liegen blieben, und nicht mehr Liebe und Bewunderung auch den Mann zu ihnen zurückführe, was ihm doch so heilsam seyn würde, um sein Gefühl für Schönheit an ihrer vollendeten Kunstform zu erfrischen, und seinen Geist aus den verschlungenen Wegen moderner Bildung und Darstellung an die Quellen des lautern Schönen zurückzuführen, und durch den Genuß einfacher Hoheit und anspruchsloser Anmuth zu kräftigen. Sie verschweigen nicht, daß dieses Uebel an vielen Orten noch durch die falsche Methode des mündlichen Unterrichts gesteigert wird. Umsonst haben wir in Uebereinstimmung mit andern das Wohl der klassischen Studien im Herzen tragenden Schulmännern ernstlich daran gemahnt, daß der gelehrten Schule nicht obliege, Philologen zu bilden, sondern aus den Schätzen philologischer Gelehrsamkeit dem Knaben und Jünglinge möglichst genau, aber einfach, kurz und bündig mitzutheilen, was zu einem Form und Geist umfassenden Verständniß des ihm vorgelegten Autors nöthig ist und hinreicht. Gar viele, wo nicht die meisten, widerstehen auch jetzt dem Triebe nicht, bey Gelegenheit irgend einer Schwierigkeit den ganzen Vorrath ihrer Kenntnisse darzulegen, oder die erste beste Construction zu benützen, um an ihr einen erklecklichen Theil der Syntax in möglichstem Umfange zu erläutern, während andere dem alten Wege verkommener Ungründlichkeit folgend, sich mit einer obenhin gehenden Verdeutschung begnügen, und die Schwierigkeiten, die zu lösen sind, aus Unkunde nicht sehen, oder aus Verkehrtheit gering achten. Wie jene Methode mit Widerwillen erfüllt, so nährt diese die Trägheit und erzeugt die schlimmste Gewöhnung, bey schwierigen oder ernsthaften Dingen nichts zu denken. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen des gelehrten Schulwesens in Deutschland, daß man anfängt, diesen Mißständen

entgegen zu arbeiten, und durch Einführung eines beßern Unterrichts das Gedeihen der klassischen Studien mehr und mehr auszubreiten, dadurch aber die Waffe zu gewinnen, mit der man allein im Stande seyn wird, den Angriffen der verbundenen Feinde dieser Studien nachdrucksam zu begegnen. Nur durch beßern Erfolg der klassischen Studien können sie überwunden und kann die ideale Richtung der Jugendbildung gegen die materialistische Richtung einer niedergehenden Zeit geschirmt werden. Auch in unserm nähern Vaterlande liegen mehrfache Beweise jenes edlern Bestrebens vor, und wir werden später Gelegenheit nehmen, sie in den Schriften von L. Döderlein, Karl Halm, Ludw. v. Jan, Nägelsbach, Dr. Held und Andern zur nähern Kenntniß unserer Leser zu bringen, denen sie etwa bis dahin weniger bekannt geworden seyn sollten. Was übrigens in der oben erwähnten Sammlung unternommen wird, war von Seiten der Akademie der Wissenschaften zu München schon vor beynahe 30 Jahren eingeleitet worden. Es handelte sich bereits damals davon, eine Auswahl jener alten Autoren für die Zwecke der gelehrten Schulen in der eben bezeichneten Weise auszustatten. Der Plan war entworfen, vom Ministerium genehmigt, und die Vertheilung der Autoren an einzelne bedeutende Schulmänner großen Theils geschehen. Druck und Verlag sollte von dem Central-Schulbücher-Verlag übernommen, der Vertrieb dem inländischen Buchhandel überlassen werden. Daran scheiterte das Unternehmen; die Buchhändler reclamirten gegen jene Ausdehnung des Schulbücherverlags als gegen eine vermehrte Beeinträchtigung ihres durch denselben schon ohnehin beschränkten Gewerbes, und ein späteres Anerbieten der Cottaischen Buchhandlung, deren ruhmreicher Gründer sich bald darauf in München ansiedelte, die neuen Ausgaben unter den schon festgestellten Bedingungen in Verlag zu nehmen, hatte bey der indeß veränderten obersten Administration keinen weitern Erfolg, nachdem die übrigen Buchhändler ihre Betheiligung daran unter denselben Bedingungen verweigert hatten.

(Schluß folgt.)



## I. Jules Thurmann etc.
## II. Alph. De Candolle etc.
## III. Alph. De Candolle etc.

(Schluß.)

Nun aber findet sich, daß in Kinfauns in der Nähe von Arbroath sich die Temperaturcurve mit 7° vom 18. April bis zum 31. October erhebt, und daß die Summe der während dieser Periode statt findenden Temperaturen = 2281° beträgt*). Bey Königsberg ist diese Periode kürzer; weil aber der Sommer wärmer ist, beträgt ihre Summe 2308°; da die Grenze etwa 20 Meilen nördlich von Königsberg liegt, stimmt die dahin reducirte Temperatursumme genau mit der in Schottland überein. In Moskau steht die Temperaturcurve über 7° vom 22. April bis zum 5. October. In Folge der größern Sommerwärme ist die Temperatursumme 2473. Das ist mehr als das Alyssum braucht, deßhalb glaubt der V., daß sie noch 20 bis 30′ nördlicher vorkommen könne. Um dessen gewiß zu seyn, fehle es nur an einer Localflora. In Kasan fällt die Zahl auf 2196° herab; hieraus erklärt sich, daß dort die Art mangele. Als Beleg eines ähnlichen Verhaltens führt der V. auch ein Holzgewächs, den Evonymus europaeus an, welches mit 6° seine Vegetation beginnt und die Summe von ungefähr 2482° verlangt; ferner eine perennirende Pflanze, den Dianthus Carthusianorum, der mit 5° seine Vegetation anfängt und 2450° bedarf.

DC. drückt das hier zu Grunde liegende Gesetz folgendermaßen aus: Jede Pflanzenart, die

*) Die Quellen dieser Daten sind nicht angegeben, ohne Zweifel aber aus Kämtz Meteorologie II. S. 88, Tab. II. gezogen, wornach sich die gefundene Zahl aus der Summe der täglichen Temperaturen innerhalb dem angeführten Zeitraum oder aus dem Produkte der mittlern Temperatur dieser Periode mit der Anzahl ihrer Tage ergiebt.

ihre polare Grenze im mittleren oder nördlichen Europa hat, ist so weit verbreitet, als sie eine bestimmte Wärmesumme findet, die innerhalb einer Periode statt hat, wo die Jahrescurve über eine von ihr verlangte Temperatur sich erhebt.

Die Abweichungen von dieser Regel werden bedingt:

1. von dem Grade der Feuchtigkeit, den die Pflanze verlangt;
2. durch absolute Temperaturminima, welche perennirenden und namentlich Holzgewächsen ihre Grenzen vorschreiben, die dann in der Richtung von N.W. nach S.O. zu liegen kommen.

Der Grad der Feuchtigkeit übt seinen Einfluß namentlich im Süden. Dort sind auch die Temperaturverhältnisse der Jahreszeiten unter sich übereinstimmender, so daß ihre mittleren Werthe oder die der Monattemperaturen maaßgebend für die Pflanzengrenzen erscheinen.

Das aufgestellte Gesetz soll auch für die Grenzen der Pflanzenregionen in verticaler Erhebung gelten und die Epochen der pflanzlichen Entwicklungsphasen beherrschen.

Eine Bemerkung, die hier der V. in einer Note macht, mag dazu dienen, dem Meteorologen den Standpunkt zu verrathen, von welchem aus der Botaniker die Beziehung der Temperatur zur Pflanze betrachtet; deßhalb möge ihre wörtliche Uebersetzung hier eine Stelle finden.

„Ein Umstand macht es schwer, die Gesetzmäßigkeit der Vegetationsepochen in den Höhen- und Polargrenzen der Pflanzen nachzuweisen, nämlich die Methode der Temperaturbestimmungen. In der Bestimmung thermometrischer Mittel werden nämlich auch die negativen Zahlen unter 0. berücksichtigt. Um den Einfluß auf die Pflanzen zu schätzen, sollte man von diesen Umgang nehmen, ohne durch sie den Werthen über $0^{\circ}$, $1^{\circ}$, $2^{\circ}$ u. s. w. einen Abbruch zu thun. Eine Pflanzenart, welcher die Wirkung einer Wärme von $1^{\circ}$ zu Statten kommt, würde in einer Jahreszeit vegetiren können, deren mittlere Temperatur gemäß dem gewöhnlichen Calcul sehr unter 0 ist, wenn nur der Thermometer einige Stunden hindurch über 0 war. Diese Betrachtung hinderte mich, meinen Untersuchungen solche Arten zu unterlegen, die ihre Polargrenze in Island, Lappland oder andern hohen Breiten haben. Die meteorologischen Daten geben die monatlichen Mittel mit Abziehung der negativen Größen, und selbst wenn die Beobachtungen detaillirt gegeben sind, ist es schwer, oft unmöglich, daraus zu erfahren, wie viel Stunden während eines Monates die Temperatur über jedem Grade war. Auf diesen Punkt mache ich die Calculatoren aufmerksam."

Der Verf. spricht die Möglichkeit aus, daß sein Satz auch in der Zoologie bey Beurtheilung der Verbreitung der Thierarten, namentlich der Eyerlegenden, Anwendung finde.

Die Beziehungen der Pflanzengeographie zur Geologie mehren sich täglich. Auch DC. liefert hiezu einen Beytrag.

In der Richtung gegen die britannischen Inseln zeigen sich die Pflanzen bloß von Temperaturverhältnissen abhängig. Das Meer bietet da keine Schranken dar. Bey dem verwandten Klima beyderseitiger Küsten, namentlich der Bretagne, kommt eine an der Continentalküste wachsende Pflanze auch in England vor; fehlt sie dort, so fehlt sie auch hier. Hieraus bildet sich der Schluß, daß entweder die Samen über den Canal geführt wurden (ein Umstand, der bey vielen Arten nicht wahrscheinlich ist); oder daß dieses Meer zu einer Zeit entstanden sey, zu welcher die Pflanzenarten bereits da waren. Diese Erklärungsweise ist nicht anwendbar für die Inseln des Mittelmeeres, indem dort das Vorkommen oder Mangeln von Pflanzenarten oft genug unabhängig ist von Temperaturverhältnissen. Der Süden Sardiniens stimmt in Klima und Regenmenge mit manchen Gegenden Siciliens überein. Doch fehlen mehrere sicilianische Pflanzenarten in Sardinien und umgekehrt. Die Fächerpalme wächst auf Sardinien und um Nizza, fehlt aber dem dazwischen liegenden Corsica. Es dürften daher, nachdem bereits die Vegetation vorhanden war, die Ei-

lande, Corsica und Sicilien, geognostische Umwälzungen erfahren haben.

### III.

Theils von den obenerwähnten Grundsätzen, theils von der Ansicht geleitet, daß ein Queckſilber- oder Weingeiſtthermometer ein ungeeignetes Inſtrument ſey, um die Temperaturbedingungen zu meſſen, unter welchen Pflanzen in der Sonne ihre Entwicklungsſtufen erreichen, hat derſelbe V. ein höchſt ſinnreiches Verfahren eingeleitet, um die Wirkung der Sonnenſtrahlen auf die Gewächſe zu beſtimmen.

Er ſäete nämlich die gleichen jährigen Pflanzen, deren Blüthezeit und Fruchtreife ſich gut beſtimmen läßt, gleichzeitig an zwey Orte; die einen in einen perpetuellen Schatten, die andern an der Sonne zugängliche Stellen. Zugleich wurde die im Schatten ſtattfindende Temperatur beobachtet. Es zeigten ſich nun, wie leicht vorauszuſehen war, die Zeiten gleicher Entwicklung bey den Pflanzen im Schatten und in der Sonne verſchieden, indem die erſtern früher zur Entwicklung kamen als die letztern. Da nun das Thermometer im Schatten gleichen Wärmebedingungen ausgeſetzt war, als die ebendaſelbſt geſäeten Pflanzen, ſo ließ ſich genau beſtimmen, welches Wärmequantum dieſe zu ihrer Entwicklung bezogen haben, und die Summe, während dieſer Zeit im Schatten ſtattgehabten Temperaturmittel kann als ihr nothwendiges Wärmemaaß betrachtet werden. Die Pflanzen, welche in der Sonne ſchneller ihre Entwicklungsſtufen zurückgelegt haben, müſſen ohne Zweifel das gleiche Wärmemaaß oder ein Aequivalent dafür empfangen haben, welches Maaß aber von der Summe der inzwiſchen beobachteten täglichen Temperaturen im Schatten nicht erreicht wird. Was ihr nun am nothwendigen Wärmemaaß abgeht, muß den Pflanzen durch die Sonnenſtrahlen ergänzt worden ſeyn. Dieſe Differenz zwiſchen dem nothwendigem Wärmemaaß der Pflanze, und der im Schatten während ihrer Entwicklungszeit beobachteten Temperatur wird von DC. als Maaßſtab genommen für die Geſammtwirkung der Inſolation, wobey es vor der Hand dahin geſtellt bleibt, was an derſelben auf Rechnung des Lichtes, und was auf die der Wärme kommt. Die Beobachtungen, deren Ergebniſſe der V. mittheilt, wurden an einigen wenigen Pflanzen angeſtellt, nämlich an Iberis amara und umbellata, Sinapis dissecta, Nigella sativa, Lepidium sativum, Linum usitatissimum.

Ein Beyſpiel wird hinreichen, die Zweckmäßigkeit der Methode darzuthun.

„Samen von Iberis amara wurden am 27. April 1847 in den Schatten und in die Sonne geſäet. Die Pflanzen im Schatten blühten am 28. Juny, und reiften am 13. September; die in der Sonne blühten am 20. Juny und reiften am 15. Auguſt. Beſchränken wir uns auf die Betrachtung der letztern Phaſe, ſo bedurfte die erſtere Pflanze 139 und die zweyte 110 Tage, um als jährige Pflanzen ihren Vegetationscyclus zu vollenden. Die Stöcke im Schatten haben gemäß der im Schatten beobachteten Thermometer eine Summe von 2219° empfangen, (das Product von 139 Tagen mit der mittleren Temperatur), die Stöcke in der Sonne ſcheinen nur 1754° erhalten zu haben, wenn man die Temperatur ihrer 110 Tage nach Thermometergraden im Schatten in Rechnung bringt. Die Differenz 465 drückt die Wirkung des Sonnenlichtes nach Thermometergraden im Schatten aus. Dieß giebt 4°,2 für einen Tag Vegetationszeit.“

S.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Augusti Wilhelmi Zumptii Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen. Berolini in Ferd. Duemmleri libraria. 1850. 4. X und 502.**

---

Da viele bedeutende Ergebnisse dieses lehrreichen und ausgezeichneten Werkes nur aus Inschriften oder vorzüglich aus ihnen geschöpft sind, trägt es mit Recht den Titel Comm. epigraphicae; aber sein Inhalt ist auch abgesehen von dieser Quelle für das Studium römischer Geschichte und römischer Alterthümer von der größten Wichtigkeit, wie schon unsere Anzeige darthun kann, obgleich die Bestimmung derselben nicht einmal gestattet, selbst nur einen genügenden Auszug zu geben. Referent muß namentlich die Erörterungen über die einzelnen Colonien innerhalb und außerhalb Italiens, welche die Schrift dem Bearbeiter alter Geographie unentbehrlich machen, übergehen; deßgleichen, was über die consules suffecti und die Zeit vom Tode Cäsars bis zum sechsten Consulate Octavians auf Anlaß einer campanischen Inschrift, die nur in Abschriften erhalten ist, der Verf. vorträgt; unser Bericht beschränkt sich auf den Hauptgegenstand des Buches, welches die römischen Colonien, ihre Gründung und Verfassung betrifft. Die Gründung ist vorzugsweise in der vierten und längsten Commentatio: de coloniis Romanorum militaribus libri quattuor 195 — 491 behandelt; die Verfassung, insbesondere die Magistrate, in den drey vorhergehenden: 1) Fastorum municipalium fragmentum restitutum et explicatum (3 — 69); 2) de Quinquennalibus municipiorum et coloniarum (73 — 158); 3) de quattuorviris municipalibus (161 — 192). Der vierten ist eine Würdigung der vorzüglichsten Schriftsteller, die dabey am meisten in Betracht kommen, des Vellejus, Plinius (H. N. III. sqq.), Ptolemaeus, der Itineraria und des Verf. des liber coloniarum (Gromat. ed. Lachm. p. 209 sqq.), endlich der Inschriften und Münzen im Allgemeinen, so wie der neuern Bearbeitungen des Colonialwesens vorausgeschickt. Wir erlauben uns, aus allen vier Abhandlungen eine zusammenhängende Darstellung der Hauptsachen zu bilden, ohne die von dem Verfasser beliebte Vertheilung des Stoffes wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin.**

---

(Schluß.)

Die Bearbeitung des Sophocles durch Hrn. Prof. Schneidewin, in der oben bezeichneten Weise begonnen, folgt im Ganzen dem Texte von Dindorf, und geht von der Ueberzeugung aus, daß der Text auch des Sophocles „mehr als man wohl glauben mag, aber nicht grob gefälscht“ sey, der Kritiker aber nur auf Erfolg rechnen könne, wenn er mit der gewissenhaftesten Hermeneutik Hand in Hand gehe. Die Erforschung der wirklich ächten Grund-

lagen unsers Textes, von der das Verfahren bedingt seyn müßte, sey noch nicht geschehen, „so einfach, sagt er, steht die Sache nicht, wie Cobet meint, dem der Laurentianus als Stammvater aller übrigen Handschriften des Sophocles und Aeschylus gilt.“ „Das könne weder für diesen, noch für jenen zugegeben werden.“ Wir bemerken weniger für Sophocles als für Aeschylus, für den außer dem Laurentianischen Texte nur noch Eine und zwar spärliche, dazu durch Triclinius alterirte Quelle fließt.

Darüber wird dem Herausgeber wohl kaum ein Vorwurf gemacht werden können, daß er des kritischen Materials zu wenig gegeben habe; ein fähiger Lehrer wird das Fehlende leicht ersetzen, wenn es darauf ankömmt, an einzelnen schwierigen oder verdorbenen Stellen das Urtheil oder den Scharfsinn seiner Zöglinge zu üben, denn nicht ausgeschloßen, sondern nur beschränkt soll eine solche Uebung werden, da sie am wesentlichsten dazu beyträgt, einen Hauptzweck der klassischen Lesung zu erreichen, nämlich den mehr vorbereiteten Zögling zu gewöhnen, richtig und bestimmt aufzufassen und zu beurtheilen, was ein hervorragender Mann, und wie er es in dem gegebenen Fall sagen konnte oder mußte. Ist doch die hauptsächliche Thätigkeit eines jeden auf wissenschaftliche Beschäftigung gegründeten Berufes dahin gerichtet, klar und bestimmt aufzufassen und auszuscheiden, was ihm als Thatsache oder als Behauptung und Meinung von Andern besonders in schriftlicher Feststellung vorgelegt und zur Beurtheilung oder Entscheidung übergeben wird. Das ist die praktische Seite eines mit Gewissenhaftigkeit geführten klassischen Studiums, die Anwendung eines geschärften Urtheils auf jeden gegebenen Fall, welche neben der idealen, das ist neben der Bildung des Geschmacks, der Läuterung des Gefühls und der Veredlung der Gesinnung ihren eigenthümlichen und weitgreifenden Werth hat.

Gegenüber diesem, wenn auch ermäßigten Gebrauche einer besonnenen Kritik wichtiger Stellen, ist vom Hrn. Prof. Schneidewin in seinem Sophocles eher zu wenig als zu viel geschehen. Einem denkenden und fähigen Schüler so gut, wie einem verständigen Lehrer, würde mit einer kurzen Angabe der handschriftlichen Lesart und der Abweichung des vorgelegten Textes von ihr gedient seyn, und das ließe sich mit wenigen Zeilen unter dem Texte abthun. Eben so ist nicht zu billigen, daß für die Erkenntniß des rhythmischen und metrischen Charakters der lyrischen Theile fast nichts geschehen ist, obwohl in der hier unumgänglichen Kunde der Schlüssel der lyrischen Dramatik liegt, ohne den man in das Verständniß auch des Uebrigen nicht eindringen kann, indem der lyrische Character theils durch die vorangehenden Dialoge bedingt wird und in die Dialoge zum Theil eindringt, diesen aber eben dadurch eine von den übrigen abweichende Gliederung und Gestalt gibt. Was in der langen Scene des Ajas zwischen 865 *πόνος πόνῳ πόνον φέρει* bis *v.* 983 *φεῦ τάλας* zwischen den Chortheilen und der Termessa, dann zwischen eben diesen und dem Teucros über den Tod des Ajas verhandelt wird, ist durchaus lyrisch und daher die abgebrochenen jambischen Rhythmen und kurzen Sätze des Dialogischen, die ohne den lyrischen Vortrag für gewöhnliche Declamation ganz unbrauchbar, ja ihr widerstrebend wären. Selbst die Rede der Termessa von *v.* 915. *οὗτοι θεατός* und des Teucros 902. *ὦ τῶν ἁπάντων*, welche ruhigere Erwägung oder Darstellung enthalten und den zweyten Theil des mesodischen Systems in jenem kunstreichen Ganzen einschließen, haben noch an diesem Character ihren Theil und vermitteln den Uebergang und die Verbindung der einzelnen Glieder. Mit wenig Sätzen konnte jene Gliederung des vortrefflichen lyrischen Ganzen in den drey Strophenreihen des proodischen, mesodischen und epodischen Systems nachgewiesen, und dadurch selbst der Weg für die Deutung, und nach Umständen Herstellung des Einzelnen geöffnet werden, die im gemeinen Texte noch mehr als Eine wenn auch kleine Lücke auch in den gebrochenen Jamben zeigt. Es kommt bey dem Allen nur darauf an, den jungen Leuten nicht die Arbeit und Mühe zu zeigen, die man selbst bey der Erforschung solcher kunstreichen Ganzen aufgewendet hat, sondern ihnen nur das Ergebniß kurz und im Wesentlichen darzulegen, ein Verfahren, welches durch die Aufzeichnung der nöthigen Schemata sehr erleichtert wird. Der Verfasser nennt diese Sche-

mata unpraktisch, mit Recht, wenn sie kahl sind, wie er sagt, aber daß sie nicht kahl bleiben, ist Sache des Lehrers. Wenn er außerdem das Metrische dem Selbststudium überlassen will, so ist dafür schlecht gesorgt, im Fall weder dem Lehrenden noch dem Lernenden Gelegenheit geboten ist, jenes Studium zu bewähren. Was soll es heißen, wenn der Verfasser begehrt: „der Schule muß es überhaupt genug seyn, wenn der Schüler nach dem Vorgange des Lehrers die Chorgesänge richtig und schön lesen lernt, und dadurch allmählig das Gefühl für rhythmischen Klang und Lust am Studium der Metrik geweckt wird.“ Wie ist das möglich ohne feste rhythmische und metrische Grundlage, und wie kann der Schüler, was weiter begehrt wird, angehalten werden, den Grundrhythmus der einzelnen Chöre heraus zu finden, wenn ihm jene Grundlage mangelt? Uebrigens ist zwischen dem, was wir begehren möchten und der Kunde des vollständigen metrischen Systems noch ein großer Unterschied. Kunde der feststehenden Rhythmen und Versreihen, wie sie zum Verständniß des Catullus und Horatius nöthig ist, muß ohnehin vorausgesetzt werden. Kommt dazu die Darlegung der anapästischen Systeme und der Hauptgesetze der antispastisch dochmischen Rhythmen, so wie auch eine kurze Hinweisung auf allmählige Entfaltung des Strophenbaues vom Epodus des Archilochus an bis zu den Hauptgebilden der spätern Lyriker, so ist damit für die Schule genug geschehen, aber auch dann erst das Verständniß des lyrischen Theils der alten Tragödien ermöglicht. Allerdings ist dabey eine größere und weiter verbreitete Kunde der Rhythmik und Metrik unter den Lehrern vorausgesetzt, als gewöhnlich gefunden wird, aber es ist Sache der philologischen Seminare, dazu anzuleiten, und auf sie zu dringen. Ein Handbuch, welches neben der Metrik die Rhythmik der Alten, und diese zwar als Grundlage von jener behandelt, und sich bemühte, die hieher gehörigen Lehren mit Zurückstellung des Zufälligen aus den einfachen Grundrhythmen zu entwickeln und darzulegen, was der dorischen, der jonischen und äolischen Strophe zuständig ist, und bey der Mischung derselben in Mittelgattungen eintritt, ist ein noch unbefriedigtes Bedürfniß. An Vorstudien dazu in den Arbeiten von Gottf. Hermann, Apel und Böckh fehlt es nicht, aber der rechte Mann, der sie benutzte und zum Ziele führte, fehlt noch; exoriare aliquis! Die Hauptsache, ja, wie Hr. Sch. sagt, eine Herzenssache, war dem Herausgeber eine „geschmackvolle“ Erklärung des Dichters. Gebrauch des Lexicons und der Grammatik, auch des „unvergleichlichen“ Lexicon Sophocleum von Ellendt setzt er voraus, was freylich in den Händen nur weniger Schüler seyn wird. Wo jene Führer irre leiten, oder, wie er sagt, den Suchenden im Stiche lassen, hat er sich, nach seiner Erklärung bemüht, vorzubeugen und nachzuhelfen, und ist „mit Strenge darauf ausgegangen, auch nicht eine einzige Anmerkung zu machen, wenn sie den Zweck, das Verständniß des Dichters zu erleichtern, aus den Augen verlöre;“ was dem oben entwickelten Plane ganz entsprechend und an sich sehr löblich ist. Nur eine „den Sinn für das Wesentliche schärfende, das feinere, künstlerische und sprachliche Verständniß andeutende, dem eignen Nachdenken den Weg weisende Beyhülfe“ wollte er geben und hatte neben den jüngern Lesern auch die ältern Freunde des Dichters vor Augen, welche sich am Genuß alter Meisterwerke erholen und erfrischen wollen. Mögen es sich diejenigen Philologen, die es trifft, nur gesagt seyn lassen, daß durch ihre Mitschuld diese ehrenwerthe Klasse von Lesern der Alten täglich mehr zusammenschmilzt, und daß wir der klassischen Literatur die Wurzeln im Volke abgraben, wenn wir auf Gymnasien und Universitäten nicht wieder Humanisten heranziehen.

Daß bey der Kürze und mehr andeutenden Methode dieser exegetischen und ästhetischen Bemerkungen Angabe des von früher Geleisteten und Polemik gegen Andere vermieden wurde, war in der ganzen Anlage des Commentars begründet, doch wird auch hier bey weiterer Entfaltung solcher zunächst für Schulen berechneten Bearbeitungen, zufolge weiterer Erkenntniß ein Mittelweg zu finden seyn, und was die früheren wohl bemerkt, erläutert und gebessert haben, wird mit ihren Worten um so mehr anzuführen seyn, als in den Worten des Erfinders selbst nicht selten ein gewisser Reiz liegt, welcher

der Rede der Spätlinge abgeht, die sich der Weisheit ihrer Vorgänger wie ihrer eignen bedienen, wenn gleich „die Quellen den Mitforschern bekannt oder leicht zu ergründen sind.“ Was wir hier begehren, ist von den Ausgaben cum notis variorum gar sehr verschieden und mehrere glückliche Versuche, die hier bereits vorliegen, deuten darauf hin, daß man in Zukunft den eben bezeichneten Weg, den Hr. Prof. Schneidewin vorüberging, häufiger betreten und als einen guten erkennen werde.

Nimmt man die Arbeit des Hrn. Prof. Schneidewin im Ganzen, so wird man an ihr so wenig, als an seinen frühern Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Hinweisung auf das Wesentliche, auch wo es ferne liegt, vermissen; besonders sind die vollständigen Darlegungen des auf homerische Diction und Anschauung bezüglichen, bey diesem δημηρικώτατος unter den Dichtern sehr zu loben. Daneben sind seine umfassenderen Darstellungen in den Einleitungen, welche Veranlassung, Grundlage, Gang und Geist der Stücke zum Gegenstande haben, außerdem durch eine gewisse Frische und Lebendigkeit ausgezeichnet. Anders verhält es sich freylich mit der Form dieser Darstellung, die an mehreren Stellen etwas Lockeres, leicht Gewobenes, levi filo pertextum, und selbst Flüchtiges hat, auch im Ausdruck mehrmals Anstoß gibt, auf den man zumal in einer „geschmackvollen“ Erklärung nicht zu stoßen wünscht, wie z. B. Epiker und Lyriker hätten gewußt, der Heldensage neuen Reiz zu leihen, indem sie ihr ethische Ideen einer ausgebildeten Zeit unterlegten und ihr zahlreiche Belege derselben entlehnten. Oder wenn er den Teucros erwägen läßt, wie vor Troja alle wegen des Ajas auf ihn erbost seyen (Seite 13). Auch an modernen Anschauungsweisen fehlt es nicht, die ein so geistreicher Kenner des Alterthums den Adepten einer ohnehin verblichenen Schule romantischer Aesthetik nicht noch jetzo entlehnen sollte, wie wenn nach altschlegelischer Weise dem Schicksal eine Ironie beygelegt wird, die ihren Gipfel erreiche, wo der rasende Ajas die Athene bittet, ihm stets als eine solche Helferin zur Seite zu stehen (Seite 9), wo übrigens im Griechischen v. 116 τοῦτό σοι δ'ἐφίεμαι, vom Bitten nicht einmal die



Rede ist. Neben der Ironie des Schicksals fehlt auch der Humor des Pathos nicht, wenn Seite 12 vom Monolog des Ajas, vor seinem Tode gesagt wird, daß der Held vor dem Todesstreiche, mit einem Anfluge von Humor von dem Leben scheide. Wo wäre in dem tiefen Ernste jener Rede der Humor zu entdecken, und welche Zumuthung an einen Jüngling, jener hochfeyerlichen Situation etwa für seine Bewunderung eine humoristische Seite abzugewinnen? Doch das sind einzelne Flecken, die wir dem Verfasser nicht weiter in Anrechnung bringen wollen. Auch seiner Kritik, und zumal seinen Verbesserungen fehlt es nicht selten an hinreichendem Grunde, und seine Auslegung führt neben dem, was sie Irrthümliches berichtigt, anderes ein, was seinerseits wieder der Berichtigung bedarf.

Wir werden suchen, darüber mit aller Achtung vor dem Talente und dem Eifer des trefflichen Verfaßers, in dem Folgenden das Nöthige vorzutragen, und er wird, was etwa zu tadeln kommt, auch nach seiner eigenen Zusage um so williger hinnehmen, da er selbst das ἐλευθεροστομεῖν gegen Andere, selbst gegen große Vorgänger in nicht eben gewöhnlicher Weise zu üben pflegt. Was übrigens in dieser Ausgabe von ihm nur kurz angedeutet wird, findet zum Theil ausführlichere Behandlung in seinen Sophocleischen Studien, die im dritten und vierten Hefte des IV. Jahrgangs des Philologus enthalten sind, eines Journales, das wir wegen seiner Reichhaltigkeit und der Gründlichkeit eines großen Theils seiner Aufsätze auch unter den Schulmännern unserer nähern Heimath, in Bayern, möglichst verbreitet und beachtet wünschen.

Fr. Thiersch.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Das europäische Eisenhütten-Gewerbe. 2. bis auf das Jahr 1849 vervollständigte und verm. Aufl. Leipz. 1850.

F. W. Schell, Die Verhältnisse des Bergarbeiters am hannöver'schen Oberharze. Leipzig 1850.

Die Zoll- und Handelseinigung zwischen Deutschland und Oesterreich. Leipzig 1850.

J. Prince-Smith, Ein Gespräch über Handel. Berl. 1849.

E. Piil, Ueber unnachahmliche Werthpapiere. Braunschweig 1850.

E. G. Otto, Die Buchführung für Fabrik-Geschäfte. Berlin 1850.

W. Klesselbach, Die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung. Stuttg. 1850.

J. W. Gilbart, A practical treatise on Banking. 5. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Betrachtungen über die österreich. deutsche Zoll- und Handelseinigung. Dresden 1850.

H. Bosch-Spencer, Commerce de la côte occidentale de l'Amérique du Sud. Statistique commerciale du Chili, de la Bolivie, du Perou . . . Bruxelles 1848

Allgemeine Wechselordnung für die k. k. österreichischen Staaten. Wien 1850.

Eus. de Salles, Histoire générale des races humaines ou philosophie ethnographique. Par. 1849.

B. Goltz, Das Menschen-Daseyn in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. Bd. 1. Frankf. 1850.

G. Combe, Elements of Phrenology. Lond. 1850.

Rapport de la commission créée par S. M. le Roi de Sardaigne. Turin 1848.

V. Schoelcher, La verité aux ouvriers et cultivateurs de la Martinique. Par. 1849.

R. Wagner, Das Kunstwerk der Zukunft. Leipz. 1850.

Fred. Lacroix, Les moeurs et costumes de tous les peuples; Afrique-Océanie. Par. 1847.

Dr. J. J. Hanusch, Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Brünn 1849.

E. F. Fiske, The respective peculiarities in the creeds of the Mahometan and the Hindu. Lond. 1849.

G. A. Bernhard, Fragmente aus dem Briefwechsel zweyer Brüder oder Vernunftglaube und Mysticismus mit seinem Einfluß aufs Familienleben. Leipz. 1850.

A. J. Weidenbach, Mythologie der Griechen, Römer und nord. Völker, mit Bezugstellen aus deutschen Dichtern. Abth. 1. Frankf. 1850.

G. Smith, Sacred annals or researches into the history and religion of mankind. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

B. Bolzano, Was ist Philosophie? Wien 1849.

J. J. Hanusch, Geschichte der Philosophie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Philosophen-Schulen durch Justinian. Olmütz 1850.

W. Gravi, Tod und Leben. Leipzig 1850.

Ernst, Planetognosis. 3. verm. Aufl. Breslau 1850.

A. Daunas, Etudes sur le mysticisme. Plotin et sa doctrine. Par. 1848.

Dr. Ed. Beneke, Pragmatische Psychologie der See-

lenlehre in der Anwendung auf das Leben. Bd. 1. Berlin 1850.

Dr. G. Biedermann, Die spekulative Idee in Humboldt's Kosmos. Prag 1849.

E. von der Horst, Populäre Anschauung der übersinnlichen Welt. Bremen 1850.

J. S. Mill, Die induktive Logik. Nach dem Engl. bearb. von J. Schiel. Braunschweig 1849.

Dr. O. Ule, Untersuchungen über den Raum und die Raumtheorien des Aristoteles und Kant. Halle 1850.

Dr. F. W. Rettberg, Religionsphilosophie. Marburg 1850.

Ch. Secrétan, La philosophie de la liberté. T. 1. 2. Par. 1849.

E. Littré, Application de la philosophie positive au gouvernement des sociétés et en particulier à la crise actuelle. Par. 1850.

H. Lecouturier, La cosmosophie ou le socialisme universel. Par. 1850.

S. M. Girardin, Lectures on dramatic litterature. Transl. from the French by Rob. G. Barnwell I Series. New York 1849.

J. J. Prochat, Trois mois sous la neige. Par. 1849.

C. F. Bungener, Un sermon sous Louis XIV, suivi de deux soirées à l'hôtel de Rambouillet. Par. 1849.

Lieder Guillems von Berguedan. Herausg. von Dr. A. Keller. Mitau 1850.

L. H. Baratte, Poètes Normands. Notices bibliographiques. Par. s. a.

A. Dumas, Montevideo ou une nouvelle troie. Par. 1850.

Eug. Scribe, Oeuvres complètes. T. 1 — 10. Par. 1840 — 48.

Characteristic sketches of Ireland and the Irish. Dublin 1845.

J. R. Lowell, Conversations on some of the old poets. Lond. 1845.

Ed. Spenser, The works, with observations on his life and writings. Lond. 1845.

E. Bezier, Die Revolution der Wiener im 15. Jahrhundert. Bd. 1 — 3. Wien 1850.

K. Auerbach, Andree Hofer. Leipzig 1850.

Frz. Kugler, Jakobäa. Stuttg. 1850.

Zedlitz, Altnordische Lieder. Stuttg. 1850.

Schiller's Werke, Erklärungen von K. Schweuck. Frankfurt 1850.

C. v. Zeipel, Carl XI, Rabenius och Hexeri-Processen. Deel 1. 2. Stockholm 1845.

J. F. Willems, Oude Vlaemsche Liederen ten Deele met de Melodien. Gent 1848.

J. F. Eötvös, Der Bauernkrieg in Ungarn. Aus dem Ungar. übers. von A. Dux. Pesth 1850.

W. v. Braun, Calle. Ocksa en poetisk kalender. Stockolm 1843.

J. Jolin, En komedi. Stockholm 1847.

Oehlenschläger's Tragedier. Bind 1 — 10. Kiobenhavn 1849.

Th. van Ryswyck, Volledige Werken. Aflev. 1. 2. Antwerp. 1849.

Ambr. Stubs, Samlede Digte, tredie Udgave, besorget ved Fred. Barford. Förste Hefte. Kjobenhavn 1848.

J. Netherclift, A collection of one hundred characteristic and interesting autograph letters, from the 15 to the 18 century. Lond. 1849.

T. Forster, Original letters of John Locke, Algernon Sidney and Lord Shaftesbury. 2. edition. Lond. 1847.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Lettres inédites de Sabine de Bavière comtesse d'Egmont et de sa fille Lénoire. Gand 1849.

St. Wuk, Karadschitsch. Serbische Sprüchwörter. Berlin 1849.

J. J. Merlo, Kunst und Künstler in Köln. Abtheil. 1. Köln 1850.

J. Opie, Library of the fine arts. Vol. 1 — 4. Lond. 1831.

C. v. Winterfeld, Ueber den Einfluß der gegen das 16. Jahrhundert hin allgemeiner verbreiteten und wachsenden Kunde des klassischen Alterthums für die Ausbildung der Tonkunst. Leipzig 1850.

J. O. H. Schaum, Ueber den Bau der Violinen. A. d. Ital. Leipzig 1806.

Al. Weill, Génie de la monarchie. Par. 1850.

Fr. v. Raumer, Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart. Leipzig 1850.

de Courson, Lettres sur le socialisme moderne. Par. 1849.

Ferd. Béchard, La Commune, l'église et l'état dans leurs rapports avec les classes laborieuses. 1. partie. Par. 1849.

Dr. A. Wiegand, Die Vortheile der Lebensversicherungs-Banken. Halle 1849.

Ch. Barre, Du crédit et des banques hypothécaires. Par. 1849.

Ch. Babbage, Thoughts on the principles of taxation

with reference to a property tax and its exceptions. Lond. 1848.

L. Lamothe, Nouvelles études sur la législation charitable. Par. 1850.

G. Simmons, The working classes, their moral, social and intellectual condition. Lond. 1849.

Beyträge zu einer Charakteristik des Kriegsschauplatzes und der Kriegführung in Oberitalien. Zürich 1850.

G. H. Dufour, Mémoire sur l'artillerie des anciens et sur celle du moyen âge. Par. 1840.

Dr. M. Mandt, Färbung der Darmschleimhaut in Cholera- und Typhusleichen. Petersb. 1849.

A. Hill Hassall, The microscopic anatomy of the human body in health and disease. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Dr. Jos. Gerlach, Beyträge zur Strukturlehre der Leber. Mainz 1849.

Dr. J. M. Dubrueil, Des anomalies artérielles. Avec Atlas. Par. 1847.

Dr. J. Moleschott, Die Physiologie der Nahrungsmittel. Darmstadt 1850.

Dr. E. Martin, Ueber Selbstamputation beym Fötus. Jena 1850.

J. Liebig, Zur Beurtheilung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers. Heidelb. 1850.

A. W. Volkmann, Die Hämodynamik nach Versuchen. Leipzig 1850.

Dr. A. Vidal de Cassis, Des inoculations syphiliques. Lettres. Par. 1849.

L. E. Plasse, Découverte des causes des épizooties et des épidémies. Poitiers 1849.

S. La Mert, Der persönliche Schutz. Bearb. von F. Weiß. Zürich 1850.

Dr. F. Küchenmeister, Ueber das Nonnengeräusch in der Jugularis interna und seinen Werth bey Rekrutirungen. Zittau 1850.

Dr. G. Passavant, Der Nachtripper, seine Ursache und Heilung. Frankf. 1848.

F. Niemeyer, Die symptomatische Behandlung der Cholera. Magdeburg 1848.

Dr. J. Henle, Handbuch der rationellen Pathologie. Bd. 2. Specieller Theil. Lief. 1—3. Braunschweig 1850.

V. Perréve, Traité des rétrécissements organiques de l'urétre. Par. 1847.

Dr. Fr. Lorinser, Die Behandlung und Heilung der Contracturen im Knie- und Hüftgelenke. Wien 1849.

Dr. W. Emmert, Verbandlehre. Solothurn 1849.

Dr. G. Wertheim, Das Coniin und Leucolein im Wechselfieber und Typhus. Wien 1849.

Dr. F. Sorger, Carlsbad in seinem therapeut. Verhalten zu einigen Arten von Lebervergrößerungen (Hypertrophie). Prag 1849.

Dr. J. R. Linke, Atlas der officinellen Pflanzen sämmtlicher Pharmakopeen. Lief. 1. Leipzig 1850.

A. B. Granville, The Spas of England. Vol. 1—3. Lond. 1841.

F. Buchner, Droguen- und Chemicalien-Wörterbuch. 2. verm. Aufl. Magdeb. 1849.

F. W. Beneke, Der phosphorsaure Kalk in physiol. und therapeutischer Beziehung. Göttingen. 1850.

Dr. C. Ph. Falck, Das Kochsalz. Marburg 1849.

J. H. Rausse, Anleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde. Abth. 1. Leipzig 1850.

Frz. Kiwisch von Rotterau, Die Krankheiten der Wöchnerinnen. Th. 2. Prag 1840.

Dr. A. F. Hohl, Die Geburten mißgestalteter, kranker und todter Kinder. Halle 1850.

P. A. Dubois, Traité complet de l'art des accouchements. T. I. Livr. 1. Par. 1849.

Dr. B. Brach, Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. 2. Ausg. Köln 1850.

J. J. Rychner, Taschenbuch der Veterinär-Semiotik. Bern 1849.

Chr. J. Fuchs, Wegweiser in der Thierheilkunst. Berl. 1850.

J. C. B. Falke, Lehrbuch über die Gesundheitspflege der landwirthschaftlichen Hausthiere. Leipzig 1850.

Dr. A. Friedländer, Juristische Encyklopädie oder System der Rechtswissenschaft. Heidelb. 1847.

Fr. C. von Savigny, Vermischte Schriften. Bd. 1. 2. 3. Berlin 1850.

Dr. A. Erxleben, Die Condictiones sine causa. I. Abth. Die condictio indebiti. Leipzig 1850.

Dr. J. Weiske, Die Gutsherrlichkeit und die gutsherrlich bäuerlichen Abgaben und Leistungen. Leipzig 1850.

D. Möhlmann, Landgerichtsprotokoll des bremischen Erzbischofs Balduin zur näheren Kunde des Rechts im Mittelalter. Stade 1843.

J. G. Ph. Gengler, Deutsche Rechtsgeschichte. Heft 1. Erlangen 1849.

Glaubrecht, Die Theilung des Eigenthums in Ober- und Nutz-Eigenthum. Prag 1849.

J. Jousselin, Traité des servitudes d'utilité publique. T. I. Par. 1850.

Jurisprudence générale du royaume. Répertoire méthodique et alphabétique de législation de doctrine . . . Nouvelle édition, consid. augmentée par M. D. Dalloz. T. I — XI. XV. XXIV. XXV. Par. 1846 — 1850.

Le Coutumier de Vermandois. T. I. II. Par. 1728.

Fr. Bourjon, Le droit commun de la France et la coutume de Paris. T. I. II. Par. 1770 — 1775.

Charles a Bourdot de Richebourg, Nouveau coutumier général ou corps des coutumes . . . de France. T. I — IV. Par. 1724.

M. Merlin, Répertoire universel et raisonné de jurisprudence. 5. édit. T. 1 — 36. Bruxelles 1825 — 1828.

— —, Recueil alphabet. de questions de droit. Vol. 1 — 16. Par. 1828 — 30.

— —, Table générale zu Repertoire et questions par Rondonneau. P. I. II. Bruxelles 1835.

Masson Delongpré, Code annoté de l'enregistrement. Repertoire complet des lois sur l'enregistrement. P. 1. 2. Par. 1850.

B. Locré, La législation civile, commerciale et criminelle de la France ou commentaire et complément des codes français. T. 1 — 31. Par. 1827 — 1832.

T. Vuarnier, Traité de la manutention des employés de l'enregistrement et des domaines ou exposé méthodique des règles concernant le service de l'administration. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Troplong, Le droit civil expliqué suivant l'ordre des articles du Code depuis et y compris le titre de la vente. Du contrat du mariage et des droits respectifs des époux. T. 1 — 4. Par. 1850.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant l'année 1846 et 1847. Par. 1848.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1847. Par. 1849.

Ch. Richard, De l'esprit de la législation musulmane. Par. 1849.

M. de Ravay, De l'appel comme d'abus dans ses rapports avec la constitution Belge. Brux. 1847.

Dr. J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Udvalg of gamle Danske Domme afsagte paa Kongens Retterting og paa Landsting. Förste Samling. Kopenh. 1842.

C. Symons, Tactics for the times: as regards the condition and treatment of the dangerous classes. Lond. 1849.

Dr. E. H. Höchster, Lehrbuch des französ. Strafprozesses. Lief. 1. Bern 1850.

Dr. Th. Chalmers, Die kirchliche Armenpflege. Nach dem Englischen von O. v. Gerlach. Berlin 1847.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie. T. II. — VII. Par. 1847 — 49.

Dr. Chr. Martin, Ueber die Competenz der landständischen Kammern des Königreiches Sachsen in Kirchensachen. Leipzig 1849.

K. Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848 — 49. Abth. 1. Vom Frühjahr bis December 1848. Braunschweig 1850.

C. A. Neumann, Das kurländische Erbrecht. Mitau 1850.

W. Forsyth, Hortensius or the Advocate. An historical essay. Lond. 1849.

Entwurf eines Gesetzes betreffend die Gerichtsverfassung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel 1849.

Reinhard, Vergleichende Kritiken und Erklärungen des Civilverfahrens in Preußen. Arnsberg 1850.

Rechtsfälle aus der Praxis des k. geh. Obertribunals neueren Verfahrens. Bd. 1—4. Berl. 1847—49.

G. A. Ackermann, Rechtssätze aus Erkenntnissen des k. Obergerichts zu Dresden. Leipzig 1849.

H. Thorndike, The theological works. Vol. 1. 2. Oxford 1849.

C. Th. Wetzke, Cyrus der Gründer des persischen Reiches war nicht Befreyer der Juden, sondern der Zerstörer Jerusalems. Bautzen 1849.

Aeg. Macarii epistolae, homiliarum loci, preces ed. H. J. Floss. Cöln 1850.

H. Denzinger, Ueber die Aechtheit des bisherigen Textes der Ignatianischen Briefe. Würzb. 1849.

Ferd. Colincamp, Etude critique sur la méthode oratoire dans Saint-Augustin. Par. 1848.

Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit . . . adj. Vict. Cousin, adjuvantibus Jourdain et Despois. T. I. Par. 1849.

J. P. Lawson, The Bible Cyclopedia containing the biography, geography and natural history of the holy scriptures. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1849.

Sam. Davidson, An introduction to the new testament containing an examination of the most important questions relating to the authority. Vol. I. II. Lond. 1849.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1850.

---

Margerie (A. de), De la réforme universitaire. — Correspond. T. XXVII. Livr. 5.

Congrès scientifique de France, tenu à Nancy. — Revue archéol. VII. ann. Livr. 9.

Löwenstern (Isid.), Remarques sur la deuxième écriture cunéiforme de Persépolis. Par. 1850. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850. Oct.

Vullers (J. A.), Institutiones linguae persicae. II. P. Giessen 1850. — Journ. asiat. 1850. Nov. — Déc.

Mommsen (Théod.), die unteritalischen Dialecte. Lpz. 1850. (Notice par Hase.) — Journ. des Sav. 1851 Déc.

Egger (E.), Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs, suivi de la poétique d'Aristote etc. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850. Nov.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djana'h et sur quelques autres grammairiens hébreux du X et du XI siècle. (Suite et fin). — Journ. asiat. 1850 Nov. — Déc.

Bazin, Le siècle des Youên, ou tableau historique de la littérature chinoise. 2 P. — Ebendaſ.

Du Caurroy, Législation musulmane sunnite, rite Hanèfi. Code civil. (3. art.) — Ebendaſ.

Mullâ Jâmi, Salâmân o Absâl, an allegorical romance etc. now first ed. by Forbes Falconer. Lond. 1850. — Ebendaſ.

Vibe, Coup d'oeil sur la part prise par la Norvége dans la mesure d'un arc du méridien commencé par la Russie etc. trad. du Norvégien par De la Roquette. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Nov.

Sur les mesures d'arcs de méridien. — Ebendaſ.

D'Avezac, Note sur un atlas hydrographique manuscrit exécuté à Venise dans le XV. siècle. — Ebendaſ. Oct.

Bayle Saint-John, Deux années chez une famille levantine et aventures dans le désert de Lybie. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850. Nov. Dec.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. 4. suite. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Nov.

La Roquette (de), Note sur les explorations des côtes de l'Orégon et de la Californie. — Ebendaſ.

— —, Expédition astronomique au Chili. — Ebendaſelbſt.

Pavie (Th.), L'Amérique anglaise en 1850. — Revue des deux Mondes 1850 T. IV. Livr. 6.

Guilhermy (Ferd. de), Les monuments de Nancy. — Annal. archéol. T. X. Livr. 6.

Thiersch, Ueber das Erechtheum auf der Acropolis von Athen. — Journ. des Sav. 1850 Nov. Déc.

Courtet (J.), Villas romaines et cimetières mérovingiens, de la Seine-Inférieure. — Revue archéol. VII. ann. Livr. 9.

Vinet (E.), Fouilles du Transtevère, Statue d'athlète. — Ebendaſ.

Leclerc, Lettre sur les ruines de Tefaced, (Algérie). — Ebendaſ.

Rougé (E. D.), Lettre, relative au papyrus de Turin. — Ebendaſ.

Meynaerts, Notice sur une monnaie d'or de Pharnace II. Revue de la Numism. belge T. VI. Livr. 3.

Poids, mesures et monnaies des anciens, par N. — Ebendaſ. Livr. 4.

Saulcy, Numismatique des croisades. Par. 1847. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1850 Sept. — Oct.

De Coster, Notice sur un dépôt de monnaies de cuivre blanchies, du XIV. siècle, découvert à Malines. — Rev. de la Numismat. belge T. VI. Livr. 3.

Piot (Ch.), Premier supplément aux recherches sur les ateliers monétaires des Merovingiens, des Carlovingiens et des empereurs d'Allemagne en Belgique. — Ebendaſ. Livr. 4.

Guérard (B), de la formation de l'état social, politique et administratif de la France. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1850 Sept. — Oct.

Gréa (Adr.), Essai historique sur les archidiacres. — Ebendaſelbſt.

Royer-Collard, Protêt d'une lettre de change, fait à Gènes le 14 Nov. 1384. — Ebendaſ.

Guizot, Chute de la République et rétablissement de la monarchie en Angleterre (en 1660). — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Dec.

Wolowski (L.), Le crédit foncier en Belgique. — Revue de Législation etc. 1850 T. III. Nov.

Low (Jam.), Observations on Perak (Malayan state). — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Sept.

Logan (J. R.), Ethnology of eastern Asia and the Indo-Pacific islands. — Ebendaſ.

Translation of the annals of Acheen. — Ebendaſ. Oct.

Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. (1 art. de Lenormart.) — Correspond. T. XXVII Livr. 2.

Biot (J. B.), Notice sur Gay-Lussac. — Journ. des Savants 1850 Dec.

Ellis (L.), Remarks on an alleged proof of the „method of least squares" — Philos. Magaz. 1850 Nov. Dec.

Sylvester (J. J.), On a new class of theorems and on Pascal's theorem. — Ebendaſ. Nov.

— — (—), On the solution of a system of equations in which three homogeneous quadratic functions of three unknown quantities are respectively equaled to numerical multiples of a fourth non-homogeneous function of the same. — Ebendaſ.

Sylvester (J. J.), On a prismatic property of two conics having with one another a contact of the third order. — Ebendaſ. Dec.

— — (—), On the rotation of a rigid body about a fixed point. — Ebendaſ.

Chapman (E. J.), Note on the employment of right rhomboidal prisms in crystallography. — Ebendaſ.

Cockle (Jam.), Analysis of the theory of equations. (Second and concluding Part.). — Ebendaſ. Suppl.

Colla (A), Observations de divers phénomènes constatés pendant les cinq derniers mois, depuis Novembre 1849 jusqu' à la fin de Mars 1850. — L'Institut. 1850 I. Sect. No. 859.

Lissajoux (J.), Mémoire sur la position des noeuds dans les lames qui vibrent transversalement. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Dec.

La Provostaye et Desains, Mémoire sur la détermination du pouvoir absorbant des corps pour la chaleur rayonnante. — Ebendaſ.

Peach (Ch. Will.), Observations on the luminosity of the Sea, with descriptions of several of the objects which cause it, some new to the British coast. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Dec.

Morin, Rapport sur un mémoire presenté par M. Marozeau, sur les chaudières à vapeurs. — L'Institut. 1850 I. Sect. No. 861.

Clare (Pet.), An account of some thunder-storms and extraordinary electrical phaenomena that occurred in the neighbourhood of Manchester on Tuesday the 16. of July 1850. — Philos. Mag. 1850 Nov.

Kinnersley Smythies, (John), Essay on the theory of attraction. — Ebendaſ.

Forbes (J. D.), Account of a remarkable meteor, seen Dec. 19, 1849. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), On the meteorology of England and the South of Scotland during the quarter ending September 30, 1850. — Ebendaſ.

Napier (Jam.), On the conductibility of the Earth for electricity. — Ebendaſ.

Forbes (Jam. D.), On the alleged evidence for a physical connexion between stars forming binary or multiple groups, deduced from the doctrine of chances. — Ebendaſ. Dec.

Barlow (W. H.), Description of a new electrical machine. — Ebendaſ.

The first idea of the electric telegraph. — Ebendaſ.

Phillips (Reuben), Some remarks on the theory of thunder-storms. — Ebendaſ.

Robertson (A. J.), On the positive wave of translation. — Ebendaſ. Suppl.

Meteorological observations for October 1850. — Ebendaſelbſt.

Pierre (Isid.), De l'influence que peuvent exercer diverses matières salines sur le rendement du sainfoin. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850. Dec.

Wurtz (Ad.), Mémoire sur une série d'alcaloides homologues avec l'ammoniaque. — Ebendaſ.

Koechlin et Plessy, Sur l'action du sel ammoniac dans l'oxydation des matières colorantes par les sels de cuivre. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850. Dec.

Gaultier de Claubry, Note sur l'iodure d'amidon. — Ebendaſ.

Huraut, Note sur l'hydroferrocyanate de potasse et d'urée. — Ebendaſ.

Landerer, Mémoire sur les eaux minérales de Chos. — Ebendaſelbſt.

Höfer, Histoire de la Chimie T. II. (11. art.) — Journ. des Sav. 1850 Dec.

Graham (Thom.), On the diffusion of liquids. — Philos. Mag. 1850 Nov.

Williamson (Alex.), Theory of aetherification. — Ebendaſelbſt.

Stenhouse (John), On Aloine, the crystalline cathartic principle of Barbadoes Aloes. — Ebendaſ. Dec. Suppl.

Hare (Rob.), On the explosiveness of Nitre, with a view to elucidate its agency in the tremendous explosion of July 1845, in New York. — Ebendaſelbſt.

Jussieu (Adr. de), Rapport sur le concours du grand prix des sciences naturelles pour l'anneé 1847. Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Juin.

Huguier (P. C.), Mémoire sur les appareils sécréteurs des organes génitaux externes etc. (Suite). Ebendaſ. (Zool.) 1850 Mai.

Orbigny (Alc. d'), Mémoire sur les Brachiopodes. 2. Part. — Ebendaſ. Mai. Juin.

Van Beneden (P. J.), Mémoire sur le développement et l'organisation des Nicothoés. — Ebendaſelbſt Juin.

Derbès (Alph.), Note sur les organes reproducteurs et l'embryogénie du Cyanea chrysaora. — Ebendaſelbſt.

Hewitson (Will. C.), Descriptions of some new species of Butterflies. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Dec.

Clark (Will.), On the Conovulidae, Tornatellidae and Pyramidellidae. — Ebendaſ.

Agassiz (L.), De la classification des animaux dans ses rapports avec leur développement embryonnaire et avec leur histoire paléontologique. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Nov.

Quatrefages (A. de) Mémoire, contenant les resultats des recherches expérimentales qu'il a faites sur les spermatozoïdes et les oeufs des Hermelles et des Tarets. — L'Institut. 1850 I. Sect. Scienc. math. No. 860.

Knox (A. E.), Game birds and wild fowl: their friends and their foes. Lond. 1850. — English Rev. 1850 Dec.

Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. (4 art.) Patmipèdes. Suite et fin. — Revue et Mag. de Zoolog. 1850 Dec.

Deville (E.) et H. Huppé, Description de quelques coquilles nouvelles provenant de l'expédition de M. de Castelnau. — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Additions à la Flore de l'Amérique du Sud. (Suite.) — Annales des Scienc. natur. (Botan.) 1850 Mai.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Musaeo Parisiensi continentur monograph. descript. tent. (contin.) — Ebendaſ. Mai. Juin.

Garreau, Physique des plantes. Nature de la Cuticule, ses relations avec l'ovule. — Ebendaſ.

Planchon (J. E.), Essai monographique d'une nouvelle famille de plantes, proposée sous le nom d'Ancistrocladées. — Ebendaſ.

Garreau, Recherches sur l'absorption et l'exhalation des surfaces aériennes des Plantes. — Ebendaſelbſt Juin.

Jaubert et Spach, Conspectus generum Derderia et Schouwia. — Ebendaſ.

— — — Conspectus generis Chartolepis. — Ebendaſ. Mai.

Caspary (Rob.) On the hairs of marine Algae and their development. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Dec.

Walker-Arnott (George A.), Observations on some British plants. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), On Victoria regia. — Ebendaſ.

Wartmann (El.), Note sur les courants électriques qui existent dans les végétaux. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Dec.

Germain (Ernest), De la tendance de certaines tiges à descendre verticalement dans le sol par leur sommet à la manière des racines. — L'Institut 1850 I. Sect. No. 861.

Wölcker (A.), Sur la sécrétion aqueuse des feuilles et de la tige de la Ficoïde cristalline ou glaciale (Mesembryanthemum cristallinum). Ebendaſ.

Werthheim (G.), Remarques sur la tenacité des métaux. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Dec.

Malaguti et J. Durocher, Recherches sur l'association de l'argent aux minéraux métalliques et sur les procédés à suivre pour son extraction. P. 1 — 3. — Annal. des Mines. T. XVII. Livr. 2. 3.

Delesse, Sur la variolite de la Durance. — Ebendaſelbſt.

Scacchi (Arch.), Relation de la dernière éruption du Vésuve arrivée en Février 1850. — Ebendaſ.

Lycett (John), Tabular view of fossil shells from the middle division of the inferior Oolite in Gloucestershire. — Annals and. Mag. of nat. hist. 1850 Dec.

Harkness (R.), Notice of a tridactylous footmark from the Bunter Sandstone of Weston Point, Cheshire. — Ebendaſ.

Forbes (Edw.), On Cardiaster, a new genus of cretaceous Echinidae allied to Holaster. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new Silurian Radiata. — Ebendaſelbſt.

Meyrat (E.), Notice sur les fossiles découverts pendant l'été de l'année 1850 dans les Alpes bernoises. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Nov.

Fournel, Richesse minérale de l'Algérie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Oct.

Ferguson (W.), Notice of the occurrence of chalk flints and greensand fossils in Aberdeenshire. — Philos. Mag. 1850 Dec.

Chapman (Edw. J.), On the identity of Breislakite and Augite. — Ebendaſ.

Bryce (James), On striated and polished rocks and „roches moutonnées" in the lake district of Westmoreland. — Ebendaſ. Suppl.

Saint-Léger, Rapport sur le sauvetage de deux ouvriers engloutis par l'éboulement d'une marnière. — Annal. des Mines. T. XVII. Livr. 2. 3.

Marsilly, Mémoire sur le lavage de la houille en Belgique. — Ebendaſ.

Bouhy (V.), Notice sur le creusement à travers les sables mouvants, d'un puits de la mine de Strépy-Bracquegnis, province de Hainaut. — Ebendaſelbſt.

Walker (G.), On the theory of a new species of locomotive vessel that will diminish the ordinary resistance of the water to one-fortieth part of its retarding power in vessels of the same burthen. — Philos. Mag. 1850 Dec.

Bigandet (M.), Some account of the order of buddhist monks or Talapoins. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Sept.

O'Riley (E.), On the spirit. (Nat or Dewah) worship of the Taliens. — Ebendaſ. Oct.

Park (Edw. A.), The utility of collegiate and professional schools. — Biblioth. sacra. Vol. VII. No. 28.

Dufau (A), Des aveugles. — Correspond. T. XXVII. Livr. 6.

Tracy (Jos.), On the idea of an infinite series, as applicable to natural theology. — Bibliotheca sacra. Vol. VII. No. 28.

Chace (George J.), Of the moral attributes of the divine being. — Ebendaſ.

Hauréau, De la philosophie scolastique 2 vols. Paris 1850. — Journal de l'instruct. publ. 1850 No. 103.

La Fons et Didron, Procession dramatique au XVI siècle. (2 art.) Annal. archéol. T. X. Livr. 6.

Planche (Gust.), L'art et la poésie en Italie. Giusti. Rev. des deux Mond. 1850 T. IV. Livr. 6.

Deschamps de Pas (Louis), Essai sur le Pavage des églises antérieurement au XV. siècle (2 art.) Annal. archéol. T. X. Livr. 6.

Didron, Iconographie des cathédrales. — Ebendaſ.

Delaborde (H.), La gravure depuis son origine jusqu' à nos jours. 2 P. — Revue des deux Mondes. 1850 T. IV. Livr. 6.

Rapet (J. J.), Des conditions du bien-être pour les classes laborieuses et de l'influence qu'il exerce sur la moralité. — Journ. des Économistes 1850 Nov.

Champagny (Fr. de), Du germanisme et du christianisme. — Correspond. T. XXVII. Livr. 3.

Mazade (Ch. de), Le socialisme et le christianisme. — Rev. des deux Mond. 1850 T. IV. Livr. 6.

Gerbert, Des rapports du rationalisme avec le communisme. (Suite). — Univ. cath. 1850 Nov.

Lowe (Hel.), The prophecy of Balaam, the Queen's choice and other poems. Lond. 1850. — English Review 1850 Dec.

The works of John Jewel, Bishop of Salisbury. Edited by Richard William Jelf. In 8 vols. Oxford 1850. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Augusti Wilhelmi Zumptii Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen.**

(Fortsetzung.)

Die Untersuchung über die Militärcolonien, neben welchen andere seit 100 a. Chr. selten sind, beginnt zweckmäßig mit Betrachtung der lex Thoria, von welcher, wie bekannt, ein beträchtlicher Theil unverstümmelt erhalten ist. Sie ist von Appian gemeint im Bell. civ. 1, 27, wo die Ausgaben die Corruptel *Σπ. Βόριος* immer noch nicht mit dem unzweifelhaften *Σπ. Θόριος* vertauscht haben. Der Zeit nach liegt sie in der Mitte zweyer anderer leges agrariae, deren Urheber Appian l. c. nicht nennt. Die frühere erlaubte den Verkauf der sortes, welchen C. Gracchus untersagt hatte; die spätere hob das auf dem ager publicus ruhende vectigal, dessen Ertrag unter die Armen vertheilt werden sollte, auf. Diese Bestimmung kennt die lex Thoria nicht, während sie sich auf die leges Sempronia, Rubria und jene erste von Appian angeführte bezieht, also ergibt sich schon daraus die frühere Abfassung; gegeben ist sie im Jahre 111 unter dem Consulat von P. Cornelius und Q. Calpurnius (vgl. die commentatio von G. Zeiß de lege Thoria. Vimar. 1841). Cicero bezeichnet die l. Thoria als vitiosa und inutilis (im Brutus c. 36), weil dadurch das vectigal des ager publicus dem Staatsschatz entzogen worden sey, — so daß er zum Vortheil der Privaten ärmer wurde. Was Appian aus derselben anführt: *τὴν μὲν γῆν μηκέτι διανέμειν αλλ' εἶναι τῶν ἐχόντων καὶ φόρους ὑπὲρ αὐτῆς τῷ δήμῳ κατατίθεσθαι, καὶ τάδε τὰ χρήματα χωρεῖν ἐς διανομὰς* ist nicht mehr erhalten, aber der Sinn der Verordnung, wie unten sich ergeben wird, nachweisbar und durchaus nicht im Widerspruch mit Ciceros Angabe: agrum publicum vectigali levavit. Diese Worte treffen das erste Capitel der lex, wodurch ein ziemlicher Theil des ager publicus zu Privateigenthum wurde, was von selbst die Aufhebung des vectigal nach sich zog; fernere Assignationen aber zu verhindern konnte die Absicht des volksfreundlichen Tribunen keineswegs seyn. Folgende Kategorien der von nun an als ager privatus zu betrachtenden Domänen stellte Thorius auf: 1. die Ländereien, welche nach dem Maaße der alten lex Licinia im Besitze Eines Bürgers seyen. 2. Diejenigen, welche nach der lex Sempronia einem Bürger durch das Loos zugetheilt wären. 3. Solche, die als Ersatz einem Bürger für ein Grundstück, das er der Arrondirung wegen hatte abtreten müssen, gegeben wurden (das ist der ager redditus). 4. Stellen in Rom selbst und den Municipien, welche bisher dem Staat gehört hätten. 5. Wo die Triumvirn der lex Sempronia die vorher in den Colonien reservirten Domänen an Einzelne vergeben hätten. Das vectigal für den ager publicus hatte C. Gracchus nur den Besitzern erlassen, welche angewiesen waren, die durch ihre possessio laufenden Vicinalwege in Stand zu erhalten. Darum sollten ausnahmsweise nach der lex Thoria solche Theile des ager publicus nicht in Privateigenthum verwandelt werden, sonst wäre die Besorgung der Wege

durch diese vicarii vicani weggefallen. Die Exception wird im zweyten Capitel mit den Worten ausgedrückt: quei ager locus aedificium ei quem in via sieis (für viariis) vicanisve ex S. C. esse oportet oportebitve [datus adsignatus relictusve erit is ager locus aedificium privatus rei esto. neive quis ad senatum referto, quo magis is a]ger locus aedificium privatus siet etc., wo demnach das ve hinter vicanis zu streichen ist. Im dritten Capitel wird den Bundesgenossen (wie Zumpt aus guten Gründen annimmt), welche durch die lex Sempronia, wenn sie in Ausführung gebracht wurde, vom ager publicus verlieren sollten, der steuerfreye Besitz von je 30 jugera garantirt. Das siebente, um die minder wichtigen capp. 4 — 6 zu übergehen, war bestimmt, den Ungerechtigkeiten reicher Käufer der sortes zu begegnen, welche arme Nachbarn aus ihrem Besitz zu verdrängen suchten (vgl. App. I. 27), indem die jurisdictio darüber für die nächsten Iden des März dem Practor oder Consul delegirt wurde. Im neunten Cap. werden die Ländereien, welche jenseits des Rubicon gelegen waren (vgl. Göttling Röm. Gesch. pag. 447), wenn sich Bürger oder Bundesgenossen daselbst niederlassen wollten, für Privatgut erklärt, gewiß in der Absicht, für diese den Angriffen der Gallier ausgesetzten Gegenden Colonisten anzuziehen. Das sechzehnte Capitel untersagt die Einziehung des ager trientabulus, wenn er den Municipien und Colonien als Pfand für Darlehen an den zeitweilig an Geldnoth leidenden Staat gegeben worden war. Ueber den Ursprung des Namens vgl. Liv. XXXI, 13 — er war nämlich pro tertia parte pecuniae debitae den Gläubigern als ager publicus überlassen worden, nachdem sie zwey Drittel baarer Zahlung empfangen hatten. Den Erwartungen derjenigen Bürger, die an Zahl 3000 in Afrika zufolge der lex Rubria bedacht werden sollten, entsprach die Baebia, welche den Verkauf der vertheilten Ländereien gestattete. Dagegen erklärte die lex Thoria (nach Zumpts Ansicht) die dort vertheilten agri für privati, aber zugleich auch für vectigales. In den Parthien derselben, welche nicht mehr vorhanden sind, war ohne Zweifel von der Einsetzung der Commissäre (hier duumviri) die Rede, welche die Vertheilung besorgen sollten, so wie von dem ager publicus, der über die in der lex Licinia bestimmte Ausdehnung hinausging. Hierauf, vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit der Verf., beziehe sich Appian in der bereits citirten Stelle: ein solches latifundium verblieb seinem Besitzer, er sollte aber für den Ueberschuß eine Steuer erlegen, die zu Getreidespenden nach dem Plan des Thorius zu verwenden war. Diese Verordnung trat eben durch die dritte lex bey Appian außer Kraft; das fällt zusammen mit der von Marius zuerst getroffenen Einrichtung, daß die capite censi in die Legionen eintraten und auf diesem Weg eine Versorgung fanden.

Die ersten Militärcolonien gründete Scipio Africanus, vgl. Liv. XXVIII, 46. XXXI, 49. Wer eine bestimmte Anzahl von Jahren in Afrika und Spanien Kriegsdienste gethan hatte, erhielt für jedes Jahr je zwey jugera. Fortgesetzt wurde das erst wieder durch Marius, für dessen Soldaten nach Beendigung des unergiebigen Cimbrischen Krieges nichts, was zu ihrer Belohnung hätte verwendet werden können, übrig blieb; er veranlaßte daher den Saturninus zu einem Ackergesetz, welches dieser in seinem zweyten Tribunat beantragte. Es vergab bisher unbesessene Stellen des ager publicus und machte den Anfang mit einem Verfahren, welches später häufig angewendet wurde; es sollten nämlich Güter Privatbesitzern abgekauft und dann als unveräußerlicher ager publicus vertheilt werden; und zwar gedachte Saturninus Ankäufe nicht nur in Italien, sondern auch in allen Provinzen zu machen. Die zu gründenden Colonien sollten außer den milites Mariani auch andern Bürgern, ja selbst Bundesgenossen zu Gut kommen, also coloniae civium und Latinae gebildet werden, wobey Marius das Recht erhielt, ut in singulas colonias ternos cives Romanos facere posset (Cic. p. Balb. §. 48), und das ließ man gelten, nachdem die lex Appuleja selbst aufgehoben worden war. Vorher war bekanntlich der Senat genöthigt worden, sie zu beschwören, als nur Metellus widerstrebte. Diese Sanction ist nicht an sich als etwas Neues zu betrachten, nur dem Grade nach; Geldstrafe hatte auch die lex Thoria dem Ungehorsamen angedroht, aber keine Capi-

talstrafe. Gültig blieb der Inhat der lex App. hinsichtlich des Marianischen Heeres, indem Marius einen Theil seiner Soldaten auf Corsika anbrachte und die von ihm benannte Colonie Mariana gründete, vgl. Plin. III, 12, 80, vielleicht auch in dem gallischen Eporedia (Vell. I, 15) Niederlassungen stiftete und in den italischen Colonien, wo irgend Platz war. Letztern auszufüllen war 30 Jahre vorher der ältere Drusus thätig gewesen, der im Interesse des Senates die lex Sempronia durch die eigene überbot, welche Deduction von je 3000 Mann in 12 Colonien verhieß. Die Orte, wo Drusus seine Leute anbrachte, waren die von Rom entferntern und mit größerer Gemarkung ausgestatteten coloniae Latinae, er mußte, um es mit der plebs nicht zu verderben, den neu Eingezogenen das volle römische Bürgerrecht lassen, die ältern Einwohner erhielten commercium, welches sonst den ältern lat. Colonien abging. Diese 12 Colonien (vgl. App. b. civ. I, 23) sind es, von denen Cicero (pro Caec. §. 102) in einer viel behandelten Stelle spricht: iubet enim (Sulla) eodem jure esse quo fuerint Ariminenses, quos quis ignorat duodecim coloniarum fuisse et a civibus Romanis hereditates capere potuisse; es ist demnach weder nöthig, XII X zu corrigiren und Liv. XXVII, 9. XXIX, 15, 57 herbeyzuziehen, noch einen Abfall von sechs jener achtzehn treu gebliebenen Colonien anzunehmen, wovon die Geschichte nichts weiß. Zu diesen Livianischen Colonien gehörte außer Ariminum das von Vellejus I, 15 erwähnte Neptunia, dem alten Paestum verbunden, und Scylacium Minervium (keine zwey Orte, wie man gewöhnlich meint, vgl. Inscr. Orell. Nr. 136), vermuthlich auch Copiae = Thurii (s. Strab. VI, 1, 13. Liv. XXXV, 9) und Bononia (vgl. Liv. XXXVI, 39). Für die übrigen sieben, welche eine solche Verstärkung der Einwohnerschaft vermöge der Größe ihres Gebietes am ersten ertragen konnten, erklärt Zumpt Vibo Valentia, Luceria, Hadria, Firmum, Beneventum, Aesernia, Brundisium, welche zugleich zu jenen achtzehn treu gebliebenen Colonien gehört haben mögen. Nicht so glücklich war der jüngere Drusus mit seiner lex agraria. Er war auf die Idee gekommen, den immer dringender werdenden Bundesgenossen die Civität zu gewähren, wenn sie dafür den ager publicus, in dessen Besitz sie sich durch Connivenz der Römer oder ohne deren Wissen gesetzt und erhalten hatten, der plebs überlassen wollten (vgl. Appian I, 36), wozu sie sich auch bereit zeigten; aber das Ackergesetz war schon durchgegangen, als die Bundesgenossen noch keine Sicherheit hatten, daß die Civität ihnen zu Theil werde. Umbrer und Tuscer von Philippus herbeygezogen hintertrieben jetzt die Ausführung der Colonien, und Drusus kam selbst wahrscheinlich auf Philippus oder Varius Anstiften um. Darauf folgte der furchtbare Krieg mit den Italern, in welchem nach Vellejus Schätzung auf beyden Seiten zusammen 300,000 Mann fielen.

Die von M. Brutus, dem Tribunen (welcher bisweilen irrigerweise für den Vater des Cäsarmörders gehalten wird), in Capua gegründete Colonie unterlag der Sullanischen Proscription. Sulla selbst hat seine Militärcolonien nicht vor 82 gestiftet (in Liv. epit. 77 ist daher exinde copias eduxit zu lesen statt e. colonias deduxit). Seine Veteranen nahmen die Stelle der von ihm confiscirten Gemeinden ein oder wurden wenigstens als φρούριον κατὰ τῆς Ἰταλίας überall angestellt und mit Ländereyen und Wohnung beschenkt (vgl. Appian b. c. I, 96). In der Regel bildeten sie keine neuen Pflanzstädte, sondern hatten die Bestimmung, das imperium des Dictators und seine Gesetze zu sichern. Daher ist nur selten von Sullanischen Colonien die Rede. Unter die Städte, welche den Veteranen entweder nach gänzlicher Zerstörung oder theilweiser Proscription der Einwohner eingeräumt wurden, sind ohne Zweifel zu zählen Aleria, Aricia, Arretium, Bovillae, Capitulum, Castrimonium, Cortona, Faesulae, Florentia, Gabii, Interamnium, Nola, Praeneste, Pompeii, Spoletium, Suessula, Tusculum, Venafrum; andere, deren Schicksal weniger ausgemacht ist, aber wahrscheinlich ein ähnliches war, vergl. das Verzeichniß p. 255 sqq. Die den Colonisten assignirten Ländereien sollten nicht verkauft werden dürfen, es geschah aber dennoch (vgl. Cic. in Rull. II, §. 78), und Sulla vermochte nicht, die vornehmen Käufer seiner Parthey hierin zu beschränken. Die Lage der alten Einwohner war eine höchst traurige; verdrängt

aus ihrem Besitz verloren sie auch die politischen Rechte der Civität, und standen somit auf gleicher Linie mit den XII coloniae Liviae lateinischer Abstammung. Zur Vertheilung stellte Sulla quinqueviri an (vgl. den Auct. de coloniis pag. 236 ed. Lachm.). Vielmal werden die alten Besitzer die Pächter der neuen geworden seyn. Uebrigens kam man mit der Assignation nicht zu Ende, weßhalb zu Occupationen der einstweilen für ager publicus erklärten herrenlosen Felder viele Gelegenheit geboten war. Namentlich setzten sich die reichen Leute, durch deren Gunst Sulla gestiegen war, außerdem, daß sie den arbeitscheuen Soldaten ihre sortes abkauften, gern in Besitz vieler noch nicht angewiesenen latifundia. So floß in Rom und den größern Städten Italiens eine große Masse verarmten Volkes zusammen (vergl. Cic. in Rull. II, §. 70). Schon die der lex Servilia vorausgehende Plotia scheint daher gegen die possessores Sullani, welche ihren Besitz auf ungesetzliche Weise ausgedehnt hatten, gerichtet gewesen zu seyn. Auch Rullus meinte es gut mit dem Staat, wenn er die Lage der dürftigen Classe zu verbessern suchte, ohne den Sullanern zu nahe zu treten. Es fehlte in Italien an der gehörigen Anzahl von Anbauern des fruchtbaren Landes, und überhaupt an einer kräftigen zum Kriegsdienst tauglichen Bevölkerung, weßhalb die Tribunen seit den Gracchen darauf ausgingen, den Besitz der Liegenschaften auszugleichen. Auch die lex Servilia (Rulli) hatte diesen Zweck und beabsichtigte die große Kluft möglichst auszufüllen, welche die gestürzten und verarmten Marianer von ihren Gegnern trennte. Der wesentliche Inhalt derselben war folgender: die Staatsdomänen in allen Provinzen sollten einem großen Theil nach verkauft, und der Erlös so wie die Einnahme von Zoll und Steuer zum Ankauf von Ackerland verwendet werden, welches den Plebejern als unveräußerliches Privateigenthum überlassen würde. Diese Assignationen wollte Rullus auf Italien beschränken (Cic. in Rull. II, 66), wo seit alten Zeiten oder seit Sullas Dictatur so vieles Land Lehengut war. Er erklärte außerdem jeden Besitz des ager publicus in Italien für privatum optimo jure (Cic. in Rull. III, 7) und sicherte auf diese Art den Sullanern ihre Besitzungen, gerade wie später Cicero selbst von sich rühmt (ad Att. I, 19, 4) Sullanorum hominum possessiones confirmabam. Der Ankauf sollte ohne Nöthigung der Eigenthümer geschehen, mithin nicht, wie Cäsar später verordnete, durch Expropriation zufolge des letzten census. Daher konnte Rullus auch nicht, was ihm Cicero zum Vorwurf macht (in Rull. II, 66), im Voraus bestimmen, welche Ländereien, und wie viele zu erwerben seyen, nur die allgemeine Norm ließ sich festsetzen, daß die Quantität nach der Qualität sich richten werde, so daß z. B. die sortes im ager Stellatis größer ausfallen würden als im ager Campanus. Cicero erklärt sich sehr heftig gegen den Kauf (II, 65), sah aber bald nachher (ad Att. I, 19, 4) selbst die Zweckmäßigkeit dieses Mittels ein: unam rationem non reiiciebam, ut *ager* hac adventicia pecunia *emeretur*, quae ex novis vectigalibus per quinquennium reciperetur und weiterhin: populo satisfaciebam emptione, qua constituta diligenter et *sentinam urbis exhauriri* et Italiae solitudinem frequentari posse arbitrabar. Mit dieser vertraulichen Aeußerung gegen den Freund halte man die öffentliche Erklärung zusammen (II, 70), et nimirum istud est, quod ab hoc tribuno plebis dictum est in senatu: urbanam plebem nimium in republica posse: exhauriendam esse; hoc enim verbo est usus, quasi de aliqua sentina ac non *de optimorum civium genere* loqueretur, um einzusehen, daß die geheime Triebfeder seiner Opposition gegen die lex Servilia nur die eifersüchtige Besorgniß war, von dem Tribunen durch größere Verdienste um das Gemeinwesen überboten zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Augusti Wilhelmi Zumptii Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen.

(Fortsetzung).

Rullus wollte den Rest, der von dem Verkauf des ager publicus in Italien und den Provinzen übrig blieb, stark besteuern, um den Staat für die verlorenen Domänen zu entschädigen. Den bezeichneten Einnahmen sollte noch das beygefügt werden, was nach Cicero's Consulat aus spätern Eroberungen an Zöllen und Steuern gewonnen würde. Cicero verdächtigt die Bestimmung, daß der Verkauf der Staatsländereien, welche in den Provinzen gelegen waren, an Ort und Stelle vorgenommen werden solle, und doch fiel er für den Erwerb der nöthigen Gelder dort vortheilhafter aus, als wenn man ihn in Rom abgehalten hätte, wo sicher zu erwarten stand, daß die Ritter sich zu niedrigen Geboten vereinigten, wogegen in den Provinzen die Besitzer vom ager p. zu hohen Preisen genöthigt wurden, wenn sie ihren Antheil behalten wollten. Freylich gewann Cicero auf diese Weise die Gunst seiner ehemaligen Standesgenossen, welche eine Veräußerung der Staatsdomänen in den Provinzen nicht wünschen konnten. In ähnlicher Art machte er dem Senat mit der angeblich von Rullus verlangten Rückgabe der manubiae bang, während dieser gewiß nur für künftige Imperatoren die Vorschrift gegeben hatte: „aurum argentum ex praeda ex manubiis ex coronario ad quoscunque pervenit neque relatum est in publicum, neque in monumento consumptum id profiteri ad decemviros et ad eos referre jubet;“ hätte er die Absicht gehabt, jene in Privatbesitz übergegangenen Gegenstände wirklich zu reclamiren (I, 12), so mußte er auch das Jahr angeben, bis zu welchem zurückzugehen sey; statt dessen machte er sogar für die Zukunft mit Pompejus eine Ausnahme.

So wenig er im Gesetz die Ausdehnung des zu vertheilenden Landes angeben konnte, eben so wenig war er im Stand, die Anzahl Leute zu bestimmen, welchen die Wohlthat seines Gesetzes zu Gut kommen sollte; das lag in der Natur seines Planes: den Erfolg seiner Unternehmung konnte er selbst nicht voraussehen. Er wollte die plebs Romana und die durch Sulla um ihr Eigenthum gekommenen Landwirthe versorgen, und würde gewiß auch die Soldaten des Pompejus, dessen Eroberungen den Ankauf erleichtert haben würden, nicht ausgeschlossen haben, jedoch durfte dem Pompejus selbst nicht durch Ernennung desselben zum Decemvir die Macht eingeräumt werden, den Hauptzweck der lex seinen Veteranen aufzuopfern (vergl. Cic. in Rull. II, 24). Der Verkauf der sortes sollte nicht gestattet seyn, welchen Cicero als unvermeidlich darzustellen sucht, indem er daran erinnert, wie dasselbe Verbot in der lex Cornelia vielfältig übertreten worden sey; ohne Zweifel übersah er dabey absichtlich den Unterschied zwischen den arbeitsscheuen Veteranen Sullas und den von Rullus bedachten Landleuten. Die Absicht Partheygänger unterzubringen kann der Gesetzgeber nicht gehabt haben, er durfte sonst nicht die Wahl von Decemvirn und Zwanglo-

sigkeit des Verkaufs anordnen. Vielmehr wollte Rullus das Gesetz dadurch vom Einfluß der Partheyen bewahren, daß er bestimmte, alle 17 Tribus, welche darüber votiren würden, sollten erloost werden, also mit Beseitigung der praerogativa. Durch diese Vorkehrung konnte keine Tribus im Voraus wissen, ob sie zur Abstimmung gelangen werde, und der Factionsgeist, welcher vor der formellen Entscheidung sich sonst jeder politischen Discussion bemächtigt, war fern gehalten.

Es war kein Glück für Rom, daß es Cicero gelang, durch seine als Kunstwerke ausgezeichneten Reden de lege agraria die Ausführung derselben zu vereiteln. Das Schicksal der Servilia theilte bald nachher die Flavia, deren Zweck zunächst war, die Veteranen des Pompejus zu versorgen; Flavius glaubte aber, um die Zustimmung des Volkes zu gewinnen, auch der plebs urbana gedenken zu müssen. Cicero modificirte den Antrag dahin, daß weder die Leute, welche im Jahr 133 Staatsdomänen im Besitz gehabt hatten, noch die Sullaner, noch die Arretiner und Volaterraner, deren von Sulla proscribirte Gemarkung bisher unvertheilt geblieben war, etwas verlieren dürften, und nur die durch Pompejus neu gewonnenen Einkünfte auf fünf Jahre zur Erleichterung der plebs und Colonisirung der Soldaten verwendet werden sollten. Aber der Consul Metellus setzte der lex einen heftigen Widerstand entgegen, und erst durch Caesars Beystand gelangte Pompejus zur Befriedigung seines Wunsches. Caesar machte in seiner ersten l. agraria keinen Angriff auf die possessio privatorum, er wollte es weder mit den Rittern, noch mit den Optimaten verderben, und vermied so den Fehler des Flavius, der den widergesetzlichen Besitz des ager publicus und alle Occupationen des von Sulla nicht vertheilten Landes aufzuheben beabsichtigte; Caesar gedachte nur, die noch unbesetzt gebliebenen Strecken des ager publ. zu verwenden, aber ferner, wie Rullus, Privatgüter anzukaufen, und zwar nach der bestimmten Taxe, die sich aus dem letzten Census ergeben würde. Mit der Vertheilung wurden zwanzig angesehene und sachkundige Männer beauftragt; auch Cicero sollte nach Caesars Wunsch daran Theil nehmen, doch dieser mochte nicht gern ein Gesetz unterstützen, das den Aristokraten ärgerlich war, wohl auch nicht sich inconsequent zu zeigen, wenn er Maaßregeln realisiren half, welche er als Consul verworfen hatte.

Wie Rullus verordnete auch Caesar, daß die sortes nicht verkauft werden dürften, wenigstens nicht vor dem Verlauf von zwanzig Jahren (vgl. App. b. c. III, 2). In dieser Zeit konnte ein großer Theil der Belehnten sterben und dann ihr Lehen, indem sie keine Erben hinterließen, an den Staat zurückfallen, wodurch dann eine zweyte Vertheilung möglich wurde. Außerhalb Italiens nahm Caesar vorerst keine Assignation vor. Es gelang ihm übrigens nicht so leicht, als er gehofft hatte, die Pompejanischen Soldaten und die plebs Romana unterzubringen, weil der Ankauf der zu vertheilenden Privatgüter nicht erzwungen werden sollte, daher langsam vor sich ging. Deßhalb entschloß er sich zu einer zweyten, gleichsam supplementarischen lex agraria, worin besonders die Verwendung des ager Campanus und Stellatis neu war. Man spricht oft nur von einem Gesetz der Art, da doch die Alten zwey leges agrariae Juliae kennen (vgl. Cic. ad Att. II, 18, 2. Liv. epit. 103. Dio Cass. XXXVIII, 1, 7. Plut. Cat. 31, 33. Pomp. 47. Caes. 12). Die XX viri blieben dieselben, und bloß mit Beziehung auf den ager Campanus kommen überhaupt die Namen Cn. Pompeius, M. Balbus, Cosconius und M. Varro vor. Um die Zahl der Aspiranten zu beschränken, traf Caesar die Anordnung, daß auf den ager Campanus Niemand Anspruch machen dürfe, der nicht Vater von wenigstens drey Kindern wäre (vgl. App. b. c. II, 10). Die Anzahl auch dieser war 20,000, von welchen jeder zum Mindesten dena jugera erhielt, denn hinter diesem schon von Rullus festgestellten Ansatz durfte Caesar nicht zurückbleiben. Der eigentliche ager publ. daselbst reichte indeß dafür nicht aus, es mußte viel Land hinzugekauft werden (vgl. Cic. ad Att. II, 17, quid ager Campanus, quid effusio pecuniae significat). Das Loos entschied für die auf die Campanischen Ländereyen Angewiesenen und für die übrigen Colonisten, die vermöge der angegebenen Bedingung keine Aussichten auf jene

hatten, abgesondert, so daß beyde Classen unter sich wieder um die besten Plätze loosten; so ist extra sortem bey Suet. Caes. 20 zu verstehen. Vorher und seit dem zweyten punischen Krieg war Capua eine Kleruchie gewesen, vgl. Liv. XXVI, 16, ein von Rom aus hingesandter praefectus übte die Jurisdiction; das Land wurde jährlich verpachtet. Durch Caesars Gesetz gelangte Capua zum Rang einer Colonie; Hauptorte dieser Niederlassung waren außerdem Calatia und Cassilinum. Der Stadt Capua erzeigte selbst der große Pompejus die Ehre, hier die Stelle eines duumvir mit L. Piso zu bekleiden, und sie bethätigte das neu gewonnene Bürgerrecht rühmlichst durch den Eifer, womit sie unter allen italischen Gemeinden zuerst den Antrag stellte, Cicero aus dem Exil zurückzurufen. Dem ager Campanus fügte, wie schon bemerkt wurde, Caesar den campus Stellatis hinzu, er lag zwischen dem Savo und Vulturnus und war vorher consecratus, d. h. heiliges Land, das nicht bebaut und nicht bewohnt, nur beweidet werden durfte.

Manche Hindernisse stellte der Senat der Ausführung dieser leges agr. entgegen, doch ohne Erfolg, da Caesar und Pompejus sich gegenseitig unterstützten. Ueberdieß hatte Caesar, gleich nachdem die erste lex durchgegangen war, nicht nur die Magistrate und den Senat, sondern auch das ganze Volk genöthigt, dieselbe zu beschwören und eine Execration gegen den auszusprechen, der sich unterstünde, eine Abänderung vorzuschlagen. Auch die jedesmaligen Candidaten sollten auf die lex öffentlich (in concione) beeidigt werden, und das so lange, bis die Vertheilung zu Ende gebracht sey, Geldstrafe sollte, und bey fortgesetzter Weigerung selbst Todesstrafe den Widerspenstigen treffen. (Appian. b. c. II, 12.)

Als Dictator gab Cäsar seinen Agrargesetzen weitere Ausdehnung auf außeritalisches Gebiet, und setzte an die Stelle der XXviri jetzt seine Legaten, die gemessene Instructionen hatten, (vgl. Cic. ad Div. XIII, 5, 1 — 3. 7, 1. ad Att. XVI, 16, 5). Die Leute sollten von nun an nur ihm die Schenkungen zu verdanken haben, nicht dem Staat und ihr Interesse also an seine Person allein geknüpft seyn. Aus demselben Grund vertheilte er die Veteranen in sehr viele Orte, und sorgte, daß sie nirgends durch ihr Uebergewicht den frühern Bewohnern beschwerlich fielen (App. II, 91); er gab ihnen deßhalb auch nur solche Ländereyen, welche mit Geld aus der Staatskasse oder aus seinem eigenen Vermögen angekauft oder herrenlos waren. In das Aerarium flossen damals die Multae der Pompejaner und der Ertrag derjenigen Staatsdomänen, welche keine Vertheilung zuließen. Zu den nichtbesessenen Regionen gehörte damals noch die Gemarkung von Volaterrae, welche bereits Sulla eingezogen hatte, umsonst verwand sich Cicero dafür (vgl. ad Div. XIII, 5, XV, 4). Unter den Städten, welche den meisten Zuwachs durch Cäsars Veteranen erhielten, ist ausser Arretium, Bovianum, Capena, Lanuvium, Larinum, Sipontum u. a. besonders Novum Comum zu nennen, wohin er schon früher 4500 Colonisten geschickt hatte, und dazu 500 Griechen, denen er damals zum großen Aerger der Aristokratie, namentlich des Consul Marcellus (Cic. ad Att. V, 11, 2), sämmtlich das Bürgerrecht ertheilte. Die Militärcolonien Cäsars befanden sich übrigens meistens in Gallien und Spanien, wo ein solcher Schutz nöthiger war als anderswo; hier gründete er Hispalis Romulensis (Plin. H. N. III, 3, 11), Carthago Nova mit dem Beynamen colonia victrix Julia und mit demselben Celsa, ferner Tarraco (col. Julia victrix togata), Acci = col. Julia Gemella Accitani, so bezeichnet, weil sich die Veteranen der dritten und sechsten Legion daselbst niedergelassen hatten; endlich Scalabis (Praesidium Julium) in Lusitanien. In Gallien gehörten alle seine Colonien zur provincia Narbonensis. Narbo selbst (col. Jul. paterna) wurde von den Soldaten der zehnten Legion besetzt, und heißt daher decumanorum colonia bey Plinius III, 5, 32. Die Eingebornen nannten sich im Gegensatz zu jenen Atacini nach dem Fluße Atax, vergl. Pomp. Mela II, 5. Mit ähnlicher Antithese hieß Forum Julii (octavânorum colonia) auch Classica und Pacensis (vgl. Tac. Ann. IV, 5). Die Sextani kamen nach Arelate, die Septimani nach Beaterrae, die Secundani nach Arnusio. In Paphla-

gonien, Pontus und Aegypten stiftete Cäsar die drey Colonieen Sinope = Col. Jul. Felix, Sinope oder col. Jul. Caesarea, Fel. Sinope; Heraclea (diese war nicht von langer Dauer, Strab. XII, 3, 6), und Pharus (vgl. Plin. V, 34, 128).

Es war Cäsars eifriges Bestreben, Rom von der dürftigen und factiösen Pöbelmasse zu befreyen, und er bestimmte für sie vorzugsweise die coloniae transmarinae, wie Griechenland, Asien, Aegypten ꝛc. im Gegensatz von Gallien und Spanien benannt werden; einstweilen, indem er auf diese demnächst zu erwartende Versorgung hinwies, zog er 80,000 Proletariern die Getreidespenden ab, vergl. Suet. Caes. 42. Zur Deduction derselben sollte es jedoch sobald nicht kommen; erst Augustus errichtete nach der Schlacht bey Actium mehrere Colonieen der Art. Zunächst nach Cäsars Tod versuchte Antonius seinem Rivalen Octavian durch ein neues Ackergesetz, welches L. Antonius als trib. pl. promulgirte, den Rang abzulaufen und die Gunst der Massen sich zuzuwenden. Seine Vertheilung sollte die Soldaten wie die plebs urbana betreffen; unter jenen waren noch ausdrücklich die equites equo publico genannt, wahrscheinlich um ihnen für das nicht ausgezahlte aes hordearium einen Ersatz zu bieten, und die tribuni militum, qui fuerunt in exercitu Caesaris II = bis, d. h. die aus einem Lustrum des Gallischen Proconsulats in das andere übergegangen waren, und auf diese Weise zehn Jahre lang gedient hatten, vgl. Cic. Phil. VI, 14. Bey diesen hatte Antonius natürlich nicht die vornehmen Leute im Sinn, welche mit dem tribunatus ihre Carriere zu beginnen pflegten, sondern nur diejenigen, welche von unten auf bis zu dieser Stufe, der höchsten, die ihnen zu erreichen vergönnt war, sich emporgearbeitet hatten. Sonst scheint die lex Antonia im Wesentlichen nur eine Erneuerung der lex Julia gewesen zu seyn. Cäsar wollte z. B. die Pomptinischen Sümpfe zum Behuf der Colonisation trocken legen; Antonius bestimmte, ehe das noch geschehen war, Colonisten dahin; der ager Campanus war noch nicht ganz vertheilt, Antonius betrieb also die Beendigung dieses Geschäftes, vgl. Cic. ad Att. XIV, 17, 2. Außerdem scheint er aber die Absicht gehabt zu haben, den Ankauf vieler Ländereyen zu erzwingen, selbst Assignationen von Gebäuden waren in Aussicht gestellt, (vgl. Phil. VIII, 3, 9). Von auswärtigen Domänen berührte Antonius vermuthlich nur Sicilien (Phil. II, §. 84, 101). Der Verkauf der Schenkungen sollte, nachdem ihn Brutus und Cassius als Prätoren erlaubt hatten, ferner freystehen.

Kaum war Antonius nach Gallien abgezogen, als der Senat das Gesetz aufhob, „quod contra auspicia lata esset“, wie Cicero Phil. VI, §. 14 bemerkt. Dagegen rieth dieser, die im ager Campanus ungesetzlich occupirten Stellen den Veteranen welche sich auf die Seite Octavians geschlagen hätten, oder binnen einer bestimmten Frist seine Parthey ergreifen würden, zuzutheilen (Phil. V, §. 43). Auch das blieb ohne Erfolg, wohl aber fällt in diese Zeit die vom Senat dem L. Plancus und M. Lepidus aufgetragene Gründung der Colonie Lugdunum, wobey die Absicht zu Grunde lag, beyde von einer Verbindung mit Antonius dadurch abzuziehen.

Das bald nachher gebildete Triumvirat fand nicht mehr viel freyes Land zu vergeben vor, die Triumviren entschlossen sich daher zur Vertheilung von Privateigenthum, welche sie unter dem Versprechen, die Einwohner späterhin zu entschädigen, decretirten. Ohne eine solche Zusage waren die Beraubten nicht berechtigt, von den Machthabern Ersatz zu verlangen, das konnten sie nur mit ausdrücklicher Beziehung darauf wagen, vgl. App. V, 12.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Augusti Wilhelmi Zumptii Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen.

(Fortsetzung.)

Achtzehn der wohlhabendsten und blühendsten Städte sollten den Veteranen in den 43 Legionen, welche Octavian, Antonius und Lepidus vereinigt hatten, zufallen. Einstweilen wurden die agrimensores dahin geschickt, um den Soldaten zu zeigen, daß die Sache ernstlich gemeint sey, wie es denn auch wirklich nach Beendigung des bellum Philippense dazu kam. Von den achtzehn Städten war aber mittlerweile Vibo und Rhegium ausgenommen worden, auf deren Anhänglichkeit Octavian im Krieg mit S. Pompejus rechnen mußte. Fulvia und L. Antonius suchten überdieß die Vertheilung zu verzögern, weil sie dem Octavian nicht gönnten, daß er sie allein besorge; sie machten deßhalb den Beraubten Hoffnung, durch ihre Hülfe das Verlorne wieder zu bekommen, und Octavian sah sich genöthigt, die Güter der Senatoren, so wie die agri dotales und die, welche das Maaß der sortes nicht erreichten, zu verschonen (Dio Cass. XLVIII, 6). Andererseits bewogen ihn die Veteranen Alles auszunehmen, was ihren Verwandten gehörte. Dieses Abgehen von der ursprünglichen Anordnung hatte aber dann die schlimme Folge, daß die Assignation nicht bloß die sechzehn designirten Städte traf, sondern über ganz Italien sich ausdehnte.

Um die aus ihrem Besitze Verdrängten zu entschädigen fehlte es sehr an Geld; es gelang wohl den gut protegirten Dichtern Virgil, Horaz, Tibull in die väterliche Habe wieder eingesetzt zu werden, da sie ohnehin nicht viel verloren hatten; die meisten Andern aber konnten froh seyn, wenn sie bey den neuen Herrn als Pächter unterkamen, gleich jenem Ofellus (Hor. Serm. II, 2, 114). Auch an Besetzung oder Gründung transmarinischer Colonieen durfte Octavian so lange nicht denken, als er den Antonius zu fürchten und mit S. Pompejus Krieg zu führen hatte. Vergebens machte man sich damals auf eine Vertheilung des ager publicus in Sicilien Hoffnung (Hor. Serm. II, 6, 55). Aber nach Besiegung des Antonius verkheilte der nun zum Augustus erhobene Alleinherrscher vorerst eine große Masse Landes in der Nähe von Rom, was theils aus Gütern Proscribirter und derjenigen Städte, die auf der Seite des Antonius gewesen waren, bestand, theils den Besitzern, die sich das gefallen lassen mußten, abgekauft wurde (vgl. Mon. Ancyr. III, 22), an die Veteranen. Die wenigsten wurden in den überseeischen Provinzen untergebracht, da Augustus es für zweckmäßiger erachtete, diese Leute so viel wie möglich im Auge zu behalten. Das für den Ankauf nöthige Geld wurde durch Besteuerung derjenigen gewonnen, welchen ihre Güter geblieben waren. Außerdem bezahlte er den Militärcolonisten millia nummum viritim (Mon. Anc. III, 17) als triumphale congiarium. Später bestimmte Augustus für den 16jährigen Dienst der Prätorianer 20,000 sest., für den 20jährigen der übrigen 12,000 sest. als Zahlung bey dem Ab-

gang, und gründete dafür eine eigene Kasse (aerarium militare). Es ergibt sich aber aus Tac. Ann. I, 17, daß man sie in Ermanglung des Geldes auch mit Ländereyen abfand, woraus dann nur oppida, keine Colonieen wurden. Die 28 Colonieen, von welchen Augustus im Mon. Anc. V, 36 spricht — Italia autem colonias quae vivo me celeberrimae et frequentissimae fuerunt, duodetriginta deductas habet — sind Capua, Venusia, Cremona, Aquinum, Lucus Feroniae, Rusellae, Sena, Suessa Aurunca, Venafrum, Sora, Forum Fortunae, Hispellum, Tuder, Brixillum, Concordia, Pola, Ateste, Pisä, Asculum Picenum, Hadria, Luceria, Placentia, Luca, Aquileja, Augusta Prätoria, Augusta Taurinorum, Nola, Brixia; unter welchen ein Theil von Augustus schon im Triumvirat deducirt worden war. Noch größer ist die Zahl der Colonieen, welche aus den Reihen der Veteranen Verstärkungen erhielten.

Sodann vergab Augustus außerhalb Italiens namentlich Corinth, Carthago, Buthrotus und Epidamnus an togati, und gelangte hiemit endlich dazu, auszuführen, was Cäsar seit seinem ersten Consulat vergebens angestrebt hatte; immer waren die Soldaten, die man zuerst befriedigen mußte, der Versorgung des Proletariats hinderlich gewesen. Dieses nahmen sich unter den spätern Kaisern noch Vespasianus und Trajanus an; die andern beschränkten sich darauf, an den Gränzen des römischen Reiches Militärcolonieen zu stiften, z. B. Hadrian, derselbe traf auch, wie es scheint, zuerst die Einrichtung, daß er bedeutenden Städten die Ehre verlieh, Colonieen zu heißen, wenn sie auch nicht als Bollwerke gegen die Barbaren dienten. Zuletzt ward sie der Stadt Nicomedia durch Diocletian zu Theil; zu Constantins Zeit war der Titel schon außer Gebrauch gekommen.

Den Begriff der Colonie drückt der Verfasser in den Worten aus: cum certus civium Romanorum numerus certis legibus in eam civitatem conjungitur, cui nomen coloniae tribuatur. Also machen coloni einen Ort noch nicht zur colonia; Augustus hat viel mehr Plätze mit neuen Einwohnern bevölkert als Colonieen gegründet. Selbst die Benennungen Augusta, Julia, Claudia, Flavia etc. bieten noch keinen Beweis für das jus coloniae des sogenannten oppidum dar, auch wenn Veteranen irgendwo in Masse colonisirt worden sind, darf man noch nicht ohne Weiteres auf das Bestehen der colonia schließen. Uebrigens zogen Colonieen gewöhnlich wie ein Heer mit Adler und Feldzeichen in ihre neuen Wohnsitze ein, worauf letztere Embleme auf Münzen zu deuten sind. Den Unterschied zwischen col. militares und civiles hat man nur darin zu suchen, daß diese vom populus Rom. und den von ihm gewählten Commissären deducirt wurden, jene vom Imperator, der dieses Mittel, sich das Heer in stäter Verbindlichkeit zu erhalten, nicht mehr aus den Händen geben durfte; um die Kosten der Colonisation zu bestreiten, diente besonders die geordnete Verwaltung der kaiserlichen Provinzen. Sortes oder die entsprechende Geldsumme von 20,000 sest. erhielten nur emeriti; liest man daher, daß eine Legion oder Cohorte Assignationen empfangen habe, so sind darunter ausschließlich die Veteranen zu verstehen; einzelne Ausnahmen als Beweise kaiserlicher Gunst kamen natürlich auch vor; die Centurionen erhielten wenigstens das Doppelte, und so im Verhältniß die von Unten auf gestiegenen tribuni militum; andere, deren erster Grad dieß Tribunat gewesen war, beförderte der Kaiser, wenn sie Ritter waren, zu Präfekturen und Procuratorstellen; wenn sie dem Senatorstand angehörten, zu den ihnen zustehenden Würden. Von den gemeinen Soldaten brachte man die legionarii in den Provinzen, die praetoriani in Italien selbst unter, sie erhielten fruchtbares und schon bebautes Land mit Wohnhaus. Neugegründete Colonieen sind nur Lugdunum, Augusta Praetoria, Augusta Emerita, Carthago und Corinthus gewesen. Die den Barbaren entrissenen Länder wurden deßhalb gewöhnlich erst durch Einheimische für die nachher deducirten Veteranen zurecht gemacht, vgl. Tac. XIV, 31. Nur Dacien colonisirte Trajan sogleich nach der Eroberung durch eine Einladung an alle Bewohner des römischen Reiches, sich daselbst nieder zu lassen. Die Veteranen waren römische Bürger, andere fanden überhaupt keine Stelle in den Legionen. Nur nach starken Niederlagen durfte ein Herrscher es wagen,

Libertinen in die Legionen zu bringen, wie Augustus den durch Varus erlittenen Verlust durch Libertinen ersetzte, welche zum Theil erst vor Kurzem manumittirt worden waren. Wenn ein Nero sich unterstand, das Heer aus der niedrigen Mannschaft der milites classiarii zu completiren, fand das keine Billigung und sein Beyspiel ward von den spätern Kaisern nicht befolgt. Die in den Provinzen mit dem Bürgerrecht beschenkten Soldaten gehören den alae und copiae auxiliares an. Neben jenen Colonisten aus den Legionen und der prätorischen Cohorte begegnen wir jedoch auch der familia, d. h. der zu militärischen Geschäften verwandten Dienerschaft des Feldherrn, z. B. Tac. Ann. I, 23, welche in den Zeiten der Kaiser aus freyen Leuten bestand, die dem Range nach ihre Stelle zwischen numeri und impedimenta einnahmen.

Von den ehemaligen coloniae Latinae unterschieden sich die militares in manchem Betracht. In jenen war der Verkauf der sortes nicht erlaubt; die vorzüglich zum Kriegsdienst bestimmten Gemeinden sollten dadurch in fester Consistenz erhalten werden. Der Unterschied hörte auf durch die seit der lex Thoria öfters angeordnete Verwandlung des ager publicus in privatus, und die Kaiser haben das Verbot der Veräußerung nicht erneuert. Zu der Leistung eines bestimmten Contingents waren die coloniae Latinae verpflichtet gewesen; die spätern blieben davon insofern frey, als die Legionen aus ihnen nicht in bestimmten Zahlen ausgehoben, sondern nur supplirt wurden, vgl. Tac. Ann. IV, 5.

Die Veteranen bildeten in vielen Colonieen ein eigenes Corps (corporati) und hießen auch wohl vorzugsweise colonia. Ein curator veteranorum erscheint auf Inschriften; denselben Namen führten die Deductoren der Colonieen. Bey der verschiedenen Herkunft hatte die Einwohnerschaft der Colonieen gleiche oder ungleiche Rechte. Die Gleichheit wurde hervorgebracht durch Erhebung neuer Bewohner zur Civität (wie Julius Cäsar auf einmal den in Novum Comum sich ansiedelnden Griechen das römische Bürgerrecht ertheilte; deßgleichen waren in die colonia equestris Noviodunum viele Gallier als Julii aufgenommen) oder die alten Bewohner erhielten es zugleich mit der Einführung der Neuen. So ist Appulejus aus Madaura der Nachkomme eines Afrikaners, der auf diese Weise civis geworden war (vgl. Apolog. p. 447). Caracalla erst hob den Unterschied der alten Einwohner und der von militärischer Abkunft durch allgemeine Ertheilung der civitas auf. Vorher war eine gewöhnliche Distinction die in veteres und veterani = novi coloni gewesen, wobey jedoch meistens dafür gesorgt wurde, daß kein Theil den andern beeinträchtigte. Namentlich stand die Zahl der aus jedem Corps zu erwählenden Decurionen fest, beyde Communen wählten auch ihre eigenen patroni und curatores.

In den Provinzen wurden den Colonicen tributäre Orte barbarischen Stammes als Unterthanen zugewiesen, um von deren Abgaben ihre Verwaltung zu bestreiten. Diese Unterthanen hießen vicani, auch incolae, welchen Namen außerdem diejenigen Einwohner der Colonie selbst führten, die ohne niedrigem Stande anzugehören, doch des Ortsbürgerrechtes entbehrten. Nahm die Zahl der reichen römischen Bürger in der Colonie ab, so verlieh man jenen vicani mitunter die Latinitas, um die Lasten der honores ihnen aufbürden und die wenigen vornehmen Leute in der Metropole erleichtern zu können.

Durch die lex Julia (a. 90) fielen die oppida Latina oder coloniae Latinae mit den coloniae civium zusammen, und heißen von da an alle municipia. Aber in den Zeiten der Kaiser stieg die colonia an Bedeutung über das municipium hinaus; der einzelne Bürger der Colonie hieß übrigens immer nur municeps, nie colonus oder colonicus, und eben so bleibt für die den Colonieen angehörigen Beziehungen das Adjectiv municipalis.

Für die Provinzialstädte bestand häufig das ius Italicum, welches nicht nothwendig mit Latinität oder gar Civität zusammenhing. Die Benennung scheint von Augustus aufgebracht zu seyn, da er viele civitates nöthigte, außerhalb Italiens sich anzusiedeln um den Veteranen Platz zu machen.

Aber auch andere Städte fremden Ursprungs (oppida) konnten mit dem jus Italicum beschenkt werden; dabey blieben sie aber peregrina; nichts berechtigt daher zu der allgemein herrschenden Annahme, ihr Boden habe das ius Quiritium gehabt; was überdieß kein alter Schriftsteller bezeugt. Jenes ius Italicum besteht im Besitz der immunitas d. h. der Freyheit von Kopf- und Grundsteuer und der libertas, nämlich der eigenen von den Statthaltern der Provinz unabhängigen Verwaltung. Manche Städte hatten bloß libertas, wie Apamea, (Zeichen derselben ist auf den Münzen häufig der Silen, z. B. auf denen von Berytus, Tyrus, Troas, Laodicea Parium), wieder andere bloß immunitas, vgl. Plin. H. N. III, 25, 139; Paulus Dig. XV, 8. Nur wo beydes ertheilt war, bestand das eigentliche ius Italicum, welches auch der Einzelne nicht verlor, wenn er aus seiner Heimath wo anders hinzog und sich an einen Ort niederließ, wo jenes ebenfalls bestand.

Die Obrigkeiten der municipia und coloniae sind in der Regel die quattuorviri, wovon die eine Hälfte, die duumviri, zugleich die Geschäfte der römischen Consuln und Prätoren, d. h. den Vorsitz in ihrem Senat und die Jurisdiction versahen. Von letzterem werden sie oft duumviri juri dicundo genannt und sind, auch wo der Zusatz i. d. fehlt, immer als Gerichtsbehörde zu betrachten, woran Marini mit Unrecht zweifelte (Act. fratr. Arv. II, p. 780). Sie heißen aber auch quatuorviri i. d., wo dann nur zwey gemeint sind, wie die Inschriften beweisen, wenn sie zwey, nicht vier Namen der Bezeichnung beyfügen. Dasselbe gilt von ihnen als Präsidenten der Curie, in welcher Eigenschaft sie bald präciser duumviri, bald minder genau quattuorviri heißen. Die Colonieen und Municipien zählen ihre Jahre nach ihnen, doch häufig so, daß sie zugleich mit ihnen die römischen Consuln nennen. Die Aedilen sind einfach als solche angeführt oder als quattuorviri aediliciae potestatis, quattuoviri aediles, übersteigen aber ebenfalls nie die Zweyzahl. Mitunter erscheinen die quatuorviri in der eigentlichen Bedeutung als Gesammtmagistrat des Ortes, wie bey Cic. ad. Att. X, 13, wo außer ihnen noch die 10 ersten Decurionen zum Antonius citirt werden, ad Att. X, 32, 2, pro Cluent. §. 25; sie werden hie und da zusammen angeführt, wo Bauten und Aehnliches der Aufsicht der vier namhaft gemachten anvertraut ist, vergl. Grut. 167, 10, 168, 8. Die Quästur fiel meistens weg; wurden Quästoren doch gewählt, so geschah es ausnahmsweise, und die quaestura bildete keine bestimmte Stufe in der Carriare der Decurionen, was daraus ersichtlich ist, daß sie bald vor den Aedilen, bald nach ihnen in den Inschriften aufgeführt sind. Es war ein personale munus, vgl. Dig. IV, 18, 2. Die Quästoren hießen qu. arcae oder aerarii oder pecuniae publicae. Die höchste Würde im Municipium war aber die Censur, welche alle fünf Jahre in der Weise sich wiederholte, daß die jeweiligen duumviri die Geschäfte derselben übernahmen. Davon heißen sie in der Kaiserzeit quinquennales; in der Republik scheint der Name nicht existirt zu haben; bey Livius XXIX, 15 und 37 werden die Colonieen in Italien von ihren jurati censores geschätzt und Cicero Verr. II, 53, 56 spricht von bini censores, die quinto quoque anno in den sicilischen Städten creirt wurden. Wegen jenes Zusammentreffens der Censur mit dem Duumvirat, wodurch sich in einer Person die Triplicität des ursprünglichen römischen Consulates vereinigte, hießen die Magistrate, denen die Funktionen des Censor zufielen, duumviri oder quatuorviri quinquennales; auf Inschriften sind sie, wenn das Jahr ein censorisches war, noch besonders mit Q. bezeichnet, oder diese Benennung wurde allein gebraucht, vgl. Petrin. Mem. Praenest. p. 325. Das hauptsächlichste Geschäft der Quinquenalen war die Ernennung der Decurionen, sonst hatten sie die Censuslisten abzufassen und mußten diese seit der lex Julia (90 a. Chr.) der römischen Behörde vorlegen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

1) Der keiſer und der kunige buoch, oder die ſogenannte Kaiſerchronik, Gedicht des zwölften Jahrhunderts von 18578 Reimzeilen, nach 12 vollſtändigen und 17 unvollſtändigen Handſchriften, ſo wie andern Hülfsmitteln, mit genauen Nachweiſungen über dieſe, und Unterſuchungen über Verfaſſer und Alter, nicht minder über die einzelnen Beſtandtheile und Sagen, nebſt ausführlichem Wörterbuch und Anhängen, zum erſtenmal herausgegeben von Hans Ferdinand Maſsmann. Quedlinburg und Leipzig bei G. Baſſe. 1849. Th. 1 und 2.

2) Die Kaiſerchronik nach der älteſten Handſchrift des Stiftes Vorau. Aufgefunden, mit einer Einleitung, Anmerkungen und den Lesearten der zunächſt ſtehenden HSS. herausgegeben von Joſeph Diemer. Wien, auf Koſten der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. 1849. Th. I Urtext. 529 u. IV Seiten 8.

3) Alexander, Gedicht des zwölften Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht, Urtext und Ueberſetzung nebſt geſchichtlichen und ſprachlichen Erläuterungen, ſo wie der vollſtändigen Ueberſetzung des Pſeudo-Kalliſthenes und umfaſſenden Auszügen aus den lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen, perſiſchen und türkiſchen Alexanderliedern, von Dr. Heinrich Weismann. Frankfurt a. M. 1850. 1. Bd. 556 u. CXXIV, 2. Bd. 608 u. VI Seiten 8.

---

1. Es enthalten dieſe zwey Bände (die von der Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur die Abtheilungen 1. und 2. des vierten bilden), der eine 688 und XXX, der andere 732 Seiten gr. 8. zählend, was an Texten zu liefern war. Ein dritter, der die Nachweiſungen und das Wörterbuch bringen wird, iſt zur Zeit noch unter der Preſſe. Gleichwohl wird Freunden des deutſchen Alterthums, die auf Verwirklichung eines vor einem Vierteljahrhundert gegebenen Verſprechens geſpannt ſind, eine vorläufige kurze Anzeige, daß dieſes in der Hauptſache nun wirklich erfüllt iſt, nicht unwillkommen ſeyn.

Was der Herausgeber dabey geleiſtet, iſt ſo ziemlich durch den Titel ausgeſprochen, und warum die Arbeit nicht früher zum Schluß kommen konnte, in einer Vorrede erörtert, die niemand durchleſen wird, ohne der ſo vielſeitigen und raſtloſen Thätigkeit des Mannes die gebührende Anerkennung zu zollen. Es galt ſich zu rechtfertigen, und ſo wäre wohl übergroße Beſcheidenheit wenig an ihrem Platze geweſen.

Welche Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit bey Feſtſtellung des Urtextes unter fortlaufender Andeutung der verſchiedenen Lesarten gewaltet habe, zeigt jede Seite des Buches. Wohl zwey Drittheile ihres

Raumes sind den Varianten gewidmet, die, nicht wenig lehrreich für die Geschichte der Sprache und des Textverständnisses, sich durch vier Jahrhunderte herab allmählich ergeben haben. Nur wer die Bedeutung, die solche mittelalterliche Erzeugnisse überhaupt für uns haben können, minder hoch anschlüge, dürfte sich erlauben, hier von einem Uebermaß an aufgewendeter Mühe und Sorgfalt zu sprechen.

Der alte Dichterchronist, in 17296, und sein Fortsetzer in 1282 Reimzeilen bringen 62 Kaiser, von Julius Cäsar bis Rudolf von Habsburg, zur Sprache. Als Anhang sind gegeben Stücke aus der Reimchronik des Ottokar von Steier, dann aus der Kepkauischen in Prosa, die bis auf Albrecht von Oesterreich reichen.

Dem Leser gewiß sehr erwünscht geht dem ersten Bande voran und folgt dem zweyten ein von Partie zu Partie der Versnummern fortlaufendes Verzeichniß des Inhalts, das sich selber wie eine zusammenhängende Erzählung liest. Was übrigens hier als Geschichte gegeben wird, ist freylich sehr verschieden von dem, was heutzutage als solche gelten darf. Dafür aber ist es selber mehr denn Geschichte, ist eine Urkunde darüber, was vor Jahrhunderten jener damals mit in die höchsten Stände hinaufreichende Theil unsers Volkes, der, ohne zu den lateinisch Geschulten zu gehören, gelegentlich wohl auch in einem Buche zu lesen wußte, von Dem, was sich vor ihm in der Welt zugetragen, für Begriffe hatte. Ihm spielte sich in wenigen auserwählten hohen oder heiligen Personen das große Passionsspiel der Menschheit ab, alles in klaren gemeinverständlichen Reden und entsprechenden Actionen auf offener Scene. Er hatte kein Bedürfniß, die Fäden zu sehen, die hinter Coulissen das Ganze in Bewegung setzen, ihm stund eine Gläubigkeit zu Gebote, die keines Archives bedurfte.

Solche Genügsamkeit wäre Jetzolebenden sogar aus derselben Volksschicht kaum mehr zuzutrauen, verstünden sie auch noch vollkommen die Sprache, welche die der Voreltern gewesen. Aber eben die fremd gewordene Sprache weiset diese Ueberbleibsel dermalen einer andern höhern Schicht zu, für die sie an sich selbst ein Gegenstand der Beachtung geworden ist. Und wohl mag auch einem ernstern Leser aus dieser Schicht je zuweilen der Genuß gegönnt seyn, der allerdings darin kann gefunden werden, sich über einer Chronik der Art in die Stimmung und die Ansichten eines gemüthlichen Gläubigen des dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderts zu versetzen. Dazu kommt, daß diese Reime, so wie sie neuere Zeiten berühren, sich mehr und mehr an Aechtgeschichtliches halten und also auch von Seite des eigentlichen Historikers nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

(Schluß folgt.)

## Augusti Wilhelmi Zumptii Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen.

(Schluß.)

In Rom selbst hatte schon die Aufhebung des Tributs (167 a. Ch.) die Bedeutung der Censur verringert, ferner die von Marius getroffene Einrichtung, daß er ohne Rücksicht auf den Census bey der Aufhebung verfuhr; daher der Census in beynahe 50 Jahren (89—30) nur fünfmal angestellt wurde um die Bürgerlisten zu ordnen. Von 85 — 70 fielen die Censoren aus, ihre Geschäfte versahen die Consuln oder Prätoren, vgl. Cic. Verr. I, 50. Auch unter den Imperatoren erscheint die Würde selten, z. B. nur einmal unter Claudius und einmal unter Vespasian. Der Census aber wurde gleichzeitig in Rom und den Italischen Städten abgehalten; diese mußten früher, als noch tributa bestanden, sich zu Rom selbst schätzen lassen, wenn sie in Bezug auf die Lasten der römischen Bürger gleichgestellt waren, ohne Civität zu haben; die übrigen befolgten zu Haus ihre eigene Censusordnung; in den Provinzen wurde möglichst die Römische, woran die Prätoren gewöhnt waren, eingehalten, nur nicht, was hier unnütz gewesen wäre, zu gleicher Zeit, sondern in den herkömmlichen Perioden.

Die tabula Heracleensis betrifft hauptsächlich das Amt des Censor in den Municipien und rührt aus der Zeit her, als Cäsar auf drey Jahre die praefectura morum übernahm (vergl. Suet. Caes. 76. Dio Cass. XLIII, 14), nicht aus Ambition, sondern weil er für nöthig fand, über den engen Geschäftskreis des Censor hinauszugehen. Die Worte der tab. 2, 69 cum censor aliusve quis magistratus Romae populi censum aget können nur auf diese Präfectur gedeutet werden, da Cäsar zuerst die censorischen Functionen unter einem andern Titel besorgte. Diese lex nun bestimmt c. 5 (p. 271. ed. Zell.) die Wahl der Decurionen durch den maximus magistratus, d. h. durch die Duumvirn, welchen die Censur zufiel, und das darf nach Dig. L, 2 nicht bezweifelt werden, da dort Papinian unter den jure decurionis decorati, welche im Senat zu sprechen berechtigt seyn sollten, nicht die Decurionen sondern die in den Municipalcomitien gewählten Magistrate versteht, welche noch nicht von den Quinquennalen in das album der Decurionen aufgenommen waren. Eine Cooptation der Decurionen selbst fand nicht statt, daher sind in der tab. Heracl. l. c., wo bestimmt wird: quicunque in municipiis, coloniis — duumviri quattuorviri erunt — ne quis eorum — senatum decuriones conscriptosve legito, neve sublegito, neve cooptato — mit letzteren die zum Senat wählbaren Magistrate gemeint, welche nur dann eintreten sollten, wenn ein Platz frey war, sonst durften sie die Quinquennales nicht zulassen. Die Uebergehung eines Candidaten konnte nur nach gemeinsamem Beschluß beyder Quinquennalen geschehen.

Jeder Decurio sollte wenigstens 30 Jahre alt seyn, das bestimmten für Sicilien und Bithynien die von Cicero (Verr. II, c. 49) und von Plinius (Epp. X, 83) angeführten Gesetze; und stellte für Italien die tab. Heracl. selbst fest; späterhin bestimmte Augustus das 25. Lebensjahr (vergl. Dio Cass. LII, 30) für den Eintritt in den römischen Senat, was sofort auf die Decurionen übertragen wurde. Der census derselben scheint in verschiedenen Städten nach Maaßgabe des allgemeinen Wohlstandes verschieden gewesen zu seyn; Einbuße des Vermögens hob die Würde nicht auf (Cic. ad Div. XIII, 5), so wenig als die des römischen Senators (Dio Cass. LX, 11); das Gewerb des Vaters machte ebenfalls kein Hinderniß, selbst das des Candidaten nicht, wenn er es aufgegeben hatte; Libertinen waren ausgeschlossen, aber nicht ihre Söhne. Ein ungesetzlich ernannter Decurio war ungültig; die Quinquennalen erfreuten sich keineswegs der Ungebundenheit, die den römischen Censoren der Republik eigenthümlich war. Ihr Verzeichniß stellte die vom princeps mit einem Ehrenamt Ausgezeichneten voran, und ließ die folgen, welche als Praefecte oder Procuratoren die Gemeinde sich durch Freygebigkeit verpflichtet hatten, jene als patroni clarissimi viri, diese als equites Romani; hierauf diejenigen, welche Municipalämter bekleidet hatten; zuletzt kamen die adlecti. Bekanntlich kennt die Kaiserzeit im römischen Senat adlecti inter consulares, praetorios, aedilicios, quaestorios, welchen Rang die Imperatoren verliehen. Ebenso wurden in den Municipien nach eingeholter Erlaubniß des Kaisers reiche Leute, welche man durch solche Ehrenbezeugung für den Ort gewinnen wollte, inter quinquennalicios, aedilicios, quaestorios — auch die barbarischen Formen duumviralicii und quaestoricii kommen vor — oder auch nur schlechtweg inter decuriones allegirt. Pedani (statt pedanei, pedarii) heißen solche, denen wohl zustand zu sprechen, die aber aus Mangel an Erfahrung vorzogen, ihre Meinung nur bey der Abstimmung zu erkennen zu geben. Außerdem wurden unter die Decurionen selbst Minderjährige aufgenommen, die es sich etwas hatten kosten lassen und dafür die Ehre und Anwartschaft auf Avancement erhielten. Zwischen den Decurionen und der gemeinen Bevölkerung standen seit Tiberius die Augustalen, deren feststehende Anzahl noch nicht hat ausgemittelt werden können. (Vergl. des Verf. Abhandlung de Augustalibus et seviris Augustalibus, Berol. 1846, besonders p. 22 sqq.)

Aus Obigem erhellt schon, daß die Geschäfte der Quinquennalen nicht sehr ausgedehnt waren, da kein Census mehr existirte; auch wurde für die Bedürfnisse der Communen keine Steuer erhoben; viele Ausgaben für Besoldungen, Schulen, Opfer, Armen-

pflege fielen entweder ganz weg, oder wurden von reichen Leuten bestritten, die sich gern freygebig bewiesen, oder aus den Einkünften, welche das Gemeindeland abwarf. Diese Verwaltung mögen früher die maximi magistratus besorgt haben, später fiel sie eigenen Curatoren zu. Diese curatores aquae ducendae; operum publicorum; muneris publici; annonae publice praebitae; alimentorum distribuendorum; pecuniae publicae exigendae et attribuendae oder Kalendarii wurden von den Decurionen entweder auf Jahresdauer oder bis zur Vollendung des gegebenen Auftrages gewählt. Für die Besorgung des Kalendarium aber und der opera publica stellte zuerst Trajan die curatores reipublicae (λογισταί) auf. M. Aurel bestimmte sogar Senatoren dazu, vgl. Capitol. M. Aurel. 11. Die Angabe des Kaisers, von welchem sie ernannt waren, fiel weg, als dieses außerordentliche Amt in ein ordentliches verwandelt wurde. Das geschah seit Septimius oder Alexander Severus. Constantinus machte zur Bedingung, daß aus den municipia selbst erst derjenige zum curator gewählt werden dürfe, der alle Stellen bereits bekleidet hatte. Die vermeinte Identität des curator reipublicae und quinquennalis fällt weg durch die wichtige Bemerkung (p. 158), daß derselbe Mann in Inschriften nacheinander quinquennalis und curator genannt ist, vgl. Muratori p. 155, 3. 173, 2. Der Ausdruck curator et magistratus ist so zu erklären, daß man unter magistr. die duumviri und unter diesen wieder die quinquennales begreift. Unterschieden werden sie von den quinq. im Theodos. cod. XIII, 3. Eine offenbare Differenz besteht in den Geschäften des curator, der nie die Decurionen zu ernennen hatte, und in der Zahl, da er immer nur einer war, die Quinquennalen aber immer zwey.

Es geschah nicht selten, daß die Kaiser selbst die Würde des quinquennalis sich oder ihren Söhnen übertragen ließen, um ihren Stellvertretern höhere Geltung zu verschaffen. Das Insigne derselben scheint wie das der Censoren in Rom die purpurne Toga gewesen zu seyn, und da das Duumvirat in den Städten mit der Quinquennalität verbunden war (vgl. Appul. Met. X, p. 711), behielten die Q. auch die fasces. Ueber ein Jahr hinaus dauerte ihre Amtsführung wohl niemals.

Wenn sich die Municipalen und Decurionen über die Wahl der Duumvirn oder auch nur des einen von ihnen nicht einigen konnten, pflegten sie in einer Bittschrift den Kaiser um Ernennung von Stellvertretern zu ersuchen. Dieser erwählte dann, gewöhnlich aus dem Gremium der Gemeinde selbst, seine praefecti; ihnen ertheilten darauf, wenn er bis dahin noch kein Amt bekleidet hatte, die Decurionen den Rang inter quinquennalicios (vgl. Orell. 3874). Bis zu dieser Entscheidung blieb die Gemeinde ohne Obrigkeit, wie ersichtlich aus dem cenotaph. Pis. I, 3, wo man liest: cum in colonia nostra propter contentiones candidatorum magistratus non essent — quando eo casu in colonia neque IIvir, neque praefecti erant, neque quisquam iure dicundo praeerat etc. Die Einrichtung war von dem Gebrauch des praetor urbanus übertragen, welcher in die neuen Colonien und Municipien ebenfalls Praefekten schickte, die als seine Vikarien daselbst fungirten, dieß wurde so lange fortgesetzt, bis römisches Gesetz und Verfahren sich befestigt hatte, so daß der Colonie gestattet werden konnte, zur Wahl eigener Magistrate zu schreiten; diese ordneten in die entlegenern Orte ihres Gebietes Unterbeamte ab, weßhalb sie praefecturae genannt wurden (vergl. Grom. vett. ed. Lachm. p. 159). Die Praefekten erschienen wie die Quinquennalen häufig als Repräsentanten der Kaiser, welche man eigentlich gebeten hatte, die Stelle zu übernehmen, daher der gewöhnliche Zusatz pr. Caesaris.

Ein guter Index rerum erleichtert den Gebrauch des Buches; vermißt wird der index auctorum, welcher eine große Zahl verbesserter oder erklärter Stellen aus Vellejus, Suetonius, Tacitus, Plinius, Dio Cassius, Appian, Cicero u. s. w. aufführen müßte. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Druck sehr correkt.

Kayser.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Sophocles, erklärt von F. W. Schneidewin. 1. Bändchen: Ajax, Philoctetes. Leipz. Weidmannische Buchhandlung 1849.

---

Zweyter Artikel.

Die Einleitung zum Ajas beginnt mit einer guten Zusammenstellung dessen, was aus dem Homer über Ajas Heldengröße zu entlehnen war, und verbindet damit Nachweisungen über das, was die beyden Kykliker Arktinus von Milet und Lesches von Lesbos an Stoffen für die Sophocleische Tragödie geliefert haben. Auch über Behandlung desselben Gegenstandes von andern griechischen Dichtern und von den lateinischen wird das Nöthige vorgetragen. Die Absicht des Sophocles, sagt der Verfasser, sey gewesen, im Ajas zu zeigen, wie Vermessenheit gegen die Götter, möge sie auch durch Ueberwallen jugendlichen Kraftgefühls entschuldigt werden, selbst den Tadellosesten zu Grunde richte. Hiebey ist freylich das Ueberwallen jugendlichen Kraftgefühls eine Zuthat des Verfassers, von der die alte Sage nichts weiß, die zwar den Achilles als jugendlichen Helden, den Ajas aber nur als vollendeten Mann kennt, der eben darum gestraft wird, weil er als solcher sich seiner Einsicht, Kraft und Macht überhob, und gegen die Götter dadurch frevelte, daß er ihre Hülfe als Verkleinerung seines Ruhmes gegenüber dem eigenen Vater bezeichnet, und der Göttin, die ihm im Kampfe beystehen will, zuruft, sich dahin zu wenden, wo ihre Hülfe nöthig sey, hier werde er allein dafür sorgen, daß die Schlacht nicht durchbreche. Das ist mehr als jugendlicher Uebermuth, es ist männlicher Trotz und Herausstellung des eigenen Vermögens, das göttlicher Hülfe nicht zu bedürfen, ja durch sie sich benachtheiligt meint. So betrachtet es auch Pallas Athene selbst, wenn sie am Schluße der ersten Scene V. 127 sagt:

Da dieß du wahrnimmst, darum rede nimmerdar
Ein Wort des Uebermuthes gegen Götter-Macht,
Erhebe dich zum Stolze nie, wenn deine Hand
Dir viel vermag und dich des Reichthums Fülle schmückt.
Derselbe Tag beugt und erhebet wiederum
Ein jedes, was den Menschen ehrt, die Guten nur
Sind lieb den Göttern, doch den Frevler hassen sie.

Dadurch wird auch abgewehrt, was Hr. Schneidewin Seite 7 bemerkt, daß der Leser dem scheinbar von Menschen und Göttern ganz unschuldig verfolgten Helden warmes Mitgefühl schenkt; die alte Tragödie trug, wie Aristoteles richtig bemerkt, Sorge, daß ein solches Gefühl nicht aufkam, da der Anblick reiner Unschuld im Leiden nicht eine Quelle tragischen Mitgefühls und einer Reinigung der Leidenschaften, sondern des Abscheues ist; auch liegt gänzliche Verkennung des Dichters darin, wenn ungeachtet er diesen religiös sittlichen Standpunkt seines großartigen Werkes gleich Anfangs hervorgestellt und dadurch das Abstoßende in der Erscheinung und in dem Ingrimm des geisteszerrütteten Helden durch höhere Erwägung gelöst hat, Hr. Schneidewin in

diesen Anfängen der Tragödie vorerst nichts erkennen läßt, als Privatfeindschaft der Göttin zu Gunsten des Odysseus, für den sie eingegriffen habe. Ganz verfehlt ist aber, wenn als Absicht des Dichters noch beygefügt wird, er habe zeigen wollen, daß nur der freywillige Untergang des Helden ihn mit den göttlichen Mächten versöhnt, und „daß endlich nach abgebüßtem Unrecht die unversehrte Heldenehre der gebührenden Anerkennung theilhaftig wird."

Von alledem steht im Dichter nichts. Athene zürnt allerdings ihm nur an diesem Tage, das aber ändert für die Sache nichts, da sie wenigstens geschehen läßt, daß er an diesem Tage des Zornes zu Grunde geht, und dem unglücklichen Helden wird, nachdem er aus der Schmach durch freywilligen Tod den gesuchten und, wie Tecmessa selbst anerkennt (V. 967), ihm erfreulichen Ausgang (*αὐτῷ τε τερπνός*) gefunden hat, nichts zu Theil, als ein ehrliches Begräbniß, und auch das nur durch die Vermittlung eines großmüthigen Feindes. Darin liegt das Versöhnende, daß er selbst durch diesen die Anerkennung seiner Heldengröße gewinnt und unter der Trauer seiner Angehörigen und Getreuen bestattet werden kann. Damit erledigt sich auch, was noch außerdem über die Oekonomie des Stückes gesagt wird, daß der einmal überlieferte Rechtsstreit, zumal die Athener an Proceßreden auf der Bühne Gefallen gefunden hätten, in anderer Form an das Ende des Stückes und unter andere Personen verlegt werde. War es dem Dichter darum zu thun, den Proceß, wenn auch in anderer Form, seinem Stück einzuverleiben, so konnte er durch ein umgekehrtes *ὕστερον πρότερον* nicht an das Ende kommen, und mußte da bleiben, wohin er gehörte. Nach der Art, wie Sophocles die epischen Stoffe zu Tragödien verarbeitet, konnte jener berühmte Rechtshandel nicht als ein Theil der Tragödie bearbeitet werden, welche die Folgen desselben, den Wahnsinn und Selbstmord des Helden, zum Gegenstand hat. Die *ὅπλων κρίσις* hätte nach Sophocleischer Kunst den Anfang einer Trilogie, die Salaminii ihren Schluß gebildet, und zwischen beyden der Mastigophoros den ihm gebührenden Platz in der Mitte gefunden.

Allerdings scheint die *λύσις* der Tragödie schon mit dem Selbstmorde des Helden gegeben, und was daran gefügt wird, ist gar Manchem als ein *πάρεργον* erschienen, das zwar Entschuldigung in den Vorstellungen der Griechen über Tod und Beerdigung, aber nicht Anerkennung als ein nothwendiges Glied eines wohl organisirten Ganzen finden könne. Wenn der Dichter den im Grunde unerquicklichen Hader um den Leichnam des Ajas in die Tragödie aufnahm, so ist wohl der erste Grund darin zu suchen, daß er ihn in seinen Quellen, den epischen Gesängen, überliefert und behandelt fand. Die Fabel war, hier wie anderwärts, ihren Haupttheilen nach dort enthalten, und dem Dichter lag nur ob, Tod und Bestattung des Helden zu einem gut verbundenen Organismus zu vereinigen. Er thut dieß dadurch, daß er die Argheit des Hasses zwischen den hadernden Parteyen auf die äußerste Spitze treibt, und in Folge davon den Ajas wohl fühlen oder besorgen läßt, was ihm nach seinem Tode von den Atriden droht; daher sein Gebet an den Zeus, er möge verhindern, daß sein Leichnam nicht von einem seiner Feinde vor dem Teucros entdeckt und den Hunden und Vögeln zum Fraß hingeworfen werde. Dahin gehört auch, daß der Chor auf die Kunde von der gräuelhaften That des Wahnsinnigen die Furcht ausspricht, er werde zugleich mit dem Ajas von den erbitterten Feinden gesteinigt werden (V. 254). Dadurch rückt die *λύσις* des Stückes über den Mord hinaus und ist in der Besiegung des grausamen Entschlußes der Atriden durch den Edelmuth des Odysseus enthalten.

Daß übrigens der Neigung der Athener an Proceßreden zu Gefallen den Erörterungen darüber im Munde des Teucros, Menelaos und Agamemnon eine starke Beygabe des *δικανικόν* und *ἐριστικὸν γένος* von dem Dichter gegeben wurde, ist allerdings nicht unwahrscheinlich, indeß hat der dem Ajas feindselige Hader seine Berechtigung darin, daß er dem Teucros und nachher dem Odysseus Grund und Anlaß gibt, die Heldengröße des geschmähten Todten in voller Glorie hervorzuwenden, und dadurch die Befriedigung des Gefühles zu vollenden. Indeß trägt dazu nichts bey, was der Verfasser anführt, daß Ajas hier in verklärter Größe und Herrlichkeit vor unsern Augen darum erscheine, weil aus dem Odysseus die Göttin der Weisheit selbst spreche.

Davon steht in dem Dichter wieder nichts; im Gegentheil zeigt der Anfang der Tragödie die Athene, die nach Ansicht der Alten, so gut wie die Menschen, ihre Leidenschaften und ihre Rache hat, noch hartnäckiger in ihrem Hasse gegen den Ajas, als den Odysseus selbst; denn wie dieser sich weigert, den von Wahnsinn zerrütteten Feind zu sehen, ruft sie ihm V. 79 zu: „Ist nicht Gelächter auf den Feind das süßeste?“ und während sie ihm den trostlosen Zustand des Feindes V. 118 nur als einen Beweis der Gewalt der Götter darstellt, beklagt er in ihm das menschliche Loos V. 121:

— — — „beklagen muß ich ihn
Den tief Gesunknen, ob er gleich mir feindlich ist,
Da ich von solchem Jammer ihn gebeuget seh',
Auf ihn allein nicht blickend, sondern auch auf mich;
Ich sehe, daß wir nichts als Traumgebilde sind,
So viel wir leben, und ein eitler Schatten nur.“

Das also spricht Odysseus gegen die Göttin der Weisheit, nicht sie aus ihm. Er hat als ein vollendeter Charakter das Maß des Menschlichen und Sittlichen in sich und die Blüthe seiner Klugheit ist in seiner Mäßigung, die von rein menschlichen Gefühlen getragen wird. Er ist darum der Liebling der Göttin, nicht ihr Organ, am wenigsten da, wo sie ihren eigenen, einen so großem Helden feindlichen Weg geht. Gerade in dieser Verbindung menschlicher Freyheit und Abhängigkeit liegt das Große und Edle der hellenischen Ansicht über das Verhältniß menschlicher und göttlicher Dinge und es ist darum nöthig, dieses von modernen Vorstellungen und unklaren Ansichten frey zu halten.

(Schluß folgt).

---



**1) Der keiser und der kunige buoch, oder die sogenannte Kaiserchronik.**

**2) Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau.**

**3) Alexander, Gedicht des zwölften Jahrhunderts.**

---

(Schluß.)

2. Nachdem der unter 1. belobte Herausgeber Jahre lang um diese Chronik und Handschriften derselben bemüht gewesen, glückte es im Jahre 1841 Herrn J. Diemer, damals Beamten der Universitätsbibliothek zu Grätz, dermalen der zu Wien, im steirischen Chorherrenstift zu Vorau, unter andern deutschen Dichtungen des zwölften Jahrhunderts einer dortigen Handschrift auch die Kaiserchronik zu finden. Er ermangelte nicht, dem Manne, den er von früher her mit diesem Gegenstande beschäftigt wußte, nach und nach eine vollständige Abschrift derselben zukommen zu lassen. Und so finden wir sie denn auch von Dr. Maßmann, neben der Heidelbergischen, zur Herstellung des ältesten Textes als hauptsächlich maßgebend benutzt. Damit war der im Reiche der Wissenschaft nicht minder als in jedem Gemeinwesen wünschenswerthen Uebung einer das Ganze im Auge haltenden Uneigennützigkeit Genüge gethan.

Inzwischen ward in der Hauptstadt Oesterreichs die kaiserliche Akademie der Wissenschaften gestiftet. Sie verkannte nicht, daß einen Theil ihrer Aufgabe neben der Geschichte des äußern auch die des innern Lebens der im Kaiserstaat vereinten Völker, und so mit voran des deutschen bilden müsse. Dem gemäß bot sie die Mittel, die uns in jenem Stift erhaltenen Denkmäler deutscher Sprache und Dichtkunst durch die Presse zum Gemeingut zu machen. So erschienen im J. 1849, aus der Vorauer Handschrift, von Diemer mitgetheilt, in würdiger Ausstattung, zuerst „Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts“ und bald darauf auch die fragliche Kaiserchronik.

Es war damals von Maßmann's Ausgabe erst der eine Theil gedruckt. Bey der nahen Aussicht auf die folgenden, konnte man eine selbstständige Mittheilung irgend eines besondern Textes für erläßlich halten. Von einem minder alten und in seiner ganzen Haltung eigenthümlichen möchte dieß allerdings gelten. Den hier genau und buchstäblich nach der Handschrift gegebenen Vorauer aber wird niemand ohne manichfache Belehrung neben dem, der auch mit aus andern Quellen geschöpft ist, vor sich liegen haben. Dieß wird ohne Zweifel auch der Fall seyn mit einem zweyten Theile, der von Hrn. Diemer für die Beygaben in Aussicht gestellt ist. Duo cum faciunt idem non est idem. Jedenfalls wird das Buch ein den weiter- wie enger-vaterländischen Sinn jener hohen Anstalt und den Fleiß des Herausgebers ehrendes Denkmal bleiben.

---

3. Unter den Gewaltigen, die den gesammten ihrer Zeit bekannten Erdkreis zum Schauplatz ihres Ehrgeizes gemacht, ist keinem ein so dauernder, von so vielerley Zungen erschallender Nachklang geworden als dem macedonischen Alexander. Nicht bloß von Aegyptern, Griechen, Römern in älterer, sondern auch von Persern, Hebräern, Armeniern, Türken, Franzosen, Spaniern, Engländern, Holländern, Deutschen, Böhmen in mittlerer Zeit, ist er in Prosa und Versen wie um die Wette gefeyert worden. Und auch in der neuen dauert, wie die Ueberschrift zeigt, diese Feyer, freilich mehr in der Art fort, daß sie, wie Aehnliches bereits oben zu bemerken kam, selber zum Gegenstand der Untersuchung wird. Nicht genug, daß die verschiedenen, in jeder frühern Zeit und Zunge mit den ihr eigenthümlichen Zuthaten versetzten und bereicherten Epen und Romane von Alexander wieder an's Licht gezogen und den Jetzolebenden möglichst genießbar gemacht werden, ist die neuere Kritik auch darauf aus, dem genetischen und chronologischen Zusammenhang derselben auf die Spur zu kommen. Dieser Aufgabe, in die so verworrene als reiche Alexanderliteratur das nöthige Licht zu bringen, sind, wie nicht unbekannt ist, seit Jahren die Bemühungen des Hallischen Bibliothekars Dr. J. Zacher gewidmet.



Inzwischen erscheint nun, und muß als werthvolle Gabe begrüßt werden das angezeigte Buch. Es bringt nicht nur eine der mancherley alten Bearbeitungen, nämlich die deutsche schon früher von Maßmann herausgegebene des Pfaffen Lamprecht, zu welcher eine zweyte seitdem gefundene Handschrift, die durch Diemer bekannt gemachte aus Vorau, benutzt ist, sondern auch dem alten Text gegenüber eine wohlgelungene gereimte Uebersetzung desselben in unsere heutige Sprache. Nicht minder willkommen wird die den zweyten Band eröffnende Uebersetzung des von Carl Müller herausgegebenen griechischen Pseudo-Kallisthenes seyn, dessen Arbeit das Vorbild der meisten spätern Alexandergeschichten geworden ist. Dieser schließen sich an: II. eine Inhaltsangabe mit Auszügen aus „Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis“ nach der Edition des Angelo Mai, III. Bemerkungen über das gleichfalls von A. Mai zu Tag geförderte „Itinerarium Alexandri“, IV. Inhaltsangabe mit Auszügen aus dem jüngst von Michelant herausgegebenen „Romans d'Alixandre“ von Lambert li Tors und Alexandre de Bernay, V — VII. Proben aus französischen Prosa-Romanen von Alexander, VIII. Auszüge aus dem englischen „Kyng Alisaunder“, IX. dsgl. aus dem schottischen „Romaunce of Alexander“, X. Hebräische Darstellungen der Alexander-Geschichte, namentlich die des Josephus Gorionides oder Pseudojosephus, die des Samuel Ben Jehuda Aben Tibbon, XI. Auszüge aus dem Schahnameh des Firdusi, dem Iskender-nameh des Nisami und andern persischen Dichtungen, XII. aus dem türkischen Alexanderleben des Ahmedi und des Tschelebi.

Ueberall ist auf das Aus- und Ineinanderfließen, auf die nach Zeit und Ort veränderte Färbung der Sagen hingewiesen, und so ein tüchtiger Behelf zur Lösung jener literar-historischen Aufgabe geliefert, der überdieß den nicht zu verachtenden Vorzug hat, auch einem weitern Leserkreise Unterhaltendes nicht der gewöhnlichen Art zu bieten.

J. A. Schmeller.

---

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi. Edidit Jo. Carol. Theod. Otto. Vol. I—V. Jenae ap. Frid. Mauke. 1847—1850. 8., enthaltend S. Justini philosophi et martyris Opera quae feruntur omnia. Ed. alt. iteratis curis adornata.**

---

Die erste von Herrn Otto besorgte Ausgabe der Werke des Philosophen und Märtyrers Justinos erschien in den Jahren 1842—1843 in zwey Bänden in dem nämlichen Verlage und hatte sich einer sehr günstigen Abnahme zu erfreuen. Da nun mehrere angesehene Gelehrte den Wunsch äußerten, daß der Herausgeber auch die dem Justinos untergeschobenen und überdieß die apologetischen Schriften des Tatianos, Athenagoras, Theophilos und Hermias auf gleiche Weise bearbeiten und so ein ganzes Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi herausgeben möchte, so glaubte er dieser ehrenvollen Aufforderung entsprechen zu müssen. Die dem Justinos untergeschobenen Schriften kamen in den Jahren 1846 und 1848 in zwey Theilen heraus und bilden den dritten Band der ersten Ausgabe.

Ehe aber noch der zweyte Theil desselben vollendet war, sah sich der Herausgeber genöthigt, zugleich der Bearbeitung der zweyten Ausgabe seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Einrichtung der neuen ist jedoch eine ganz andere, als die der früheren; denn die ächten, die zweifelhaften und untergeschobenen Schriften sind in der vorliegenden genau von einander geschieden. Der erste aus zwey Theilen bestehende Band oder das 1. Vol. des Corp. enthält nämlich die ächten Werke des Justinos. Den ersten Theil desselben nehmen die beyden Apologien, Antonini epistola ad Commune Asiae und Marci Imperatoris epistola ad Senatum ein; den zweyten oder das 2. Vol. des Corp. der Dialog mit dem Juden Tryphon, worauf ein Wort- und Sachregister nebst einem Index der Bibelcitate und der Stellen aus den Profanscribenten folgt. Der zweyte Band oder d. 3. Vol. d. Corp. umfaßt die zweifelhaften Schriften: die Oratio ad Gentiles, die Cohortatio ad Gentiles, de Monarchia und die Epistola ad Diognetum. Angehängt sind die Fragmenta S. Justini Operum deperditorum und das Martyrium S. Justini et sociorum. Den Schluß macht, wie oben, ein dreyfacher Index. Den dritten aus zwey Theilen bestehenden Band oder das 4. und 5. Vol. d. Corp. füllen die dem Justinos untergeschobenen Werke. Der erste enthält die Expositio rectae Fidei, die Epistola ad Zenam et Serenum und die Confutatio dogmatum quorumdam Aristotelis; der zweyte die Quaestiones et Responsiones ad Orthodoxos, die Quaestiones Christianorum ad Gentiles und die Quaestiones Gentilium ad Christianos. Am Schluße wieder ein dreyfacher Index, wozu noch Addenda ad omnia Justini Opera et Emendanda kommen.

Jeder der drey Abtheilungen sind sehr fleißig gearbeitete Prolegomena vorgesetzt, in welchen von den dazu benutzten Handschriften und Ausgaben und von dem Inhalte der in denselben vorkommenden

Schriften gehandelt wird. Zu einigen Werken wurden auch neue kritische Hülfsmittel beygezogen, der Text einer strengen Prüfung unterworfen, die Anmerkungen fast ganz umgearbeitet und nicht selten auch in der lateinischen Uebersetzung Verbesserungen angebracht.

Die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen sind theils kritischer, theils exegetischer Art. In der Textverbesserung hat sich der Herausgeber sorgfältig an die Handschriften gehalten; wo aber diese nicht ausreichten, zu Conjecturen, theils fremden, theils eigenen, seine Zuflucht genommen und ihnen, jedoch Maaß haltend, eine Stelle in dem Texte eingeräumt.

Wir können mit vollem Rechte, um uns kurz zu fassen, dem wackern Herausgeber das rühmliche Zeugniß geben, daß er sich durch diese wiederholte Bearbeitung des Justinos ein ausgezeichnetes Verdienst um die patristische Litteratur erworben habe, wenn wir auch unumwunden gestehen müssen, daß wir sowohl in Bezug auf Textverbesserung, als auch in Bezug auf die Erklärung des einen und andern Ausdrucks in der lateinischen Uebersetzung hie und da anderer Meinung sind. Da es dem Herrn Otto nicht unlieb seyn kann, auf diejenigen Fälle aufmerksam gemacht zu werden, in welchen wir abweichender Ansicht sind, so möge es uns erlaubt seyn, die fraglichen Stellen genau zu untersuchen.

In der ersten Apologie, (Bd. I. Th. I.) Kap. 3. S. 8, wo es heißt: *Ἡμέτερον οὖν ἔργον καὶ βίου καὶ μαθημάτων τὴν ἐπίσκεψιν πᾶσι παρέχειν, μήπως ὑπὲρ τῶν ἀγνοεῖν τὰ ἡμέτερα νομιζόντων τὴν τιμωρίαν ὧν ἂν πλημμελῶσι τυφλώττοντες αὐτῶν ἑαυτοῖς ὀφλήσωμεν*, stimmen wir für Billy's Vorschlag, *ὅπως* (da dieß auch der gewöhnliche Text anerkennt) *μὴ* (statt *μήπως*, wie Hr. Otto schrieb) zu lesen, und verwandeln, nach *τυφλώττοντες* ein Komma setzend, *αὐτῶν* in *αὐτοί*. Denn nicht ungewöhnlich ist die Zusammenstellung des Pronomens *αὐτὸς* oder *αὐτοὶ* mit dem Reflexivum *ἑαυτῷ* oder *ἑαυτοῖς*, wie man aus Basts Epist. crit. ed. Lips. p. 212 und aus Asts Lexic. Plat. Vol. I. p. 317 u. 583 ersehen kann. Ganz richtig verbesserte übrigens der Herausgeber in d. Quaestt. Christianor. ad Gentiles T. III. P. I. p. 300. Cap. 1: *καὶ τὸ τοῖς οἰκείοις λόγοις μάχεσθαι αὐτοὺς ἑαυτοῖς.*

Kap. 4. S. 10. f.: *Ὃν γὰρ τρόπον παραλαβόντες τινὲς παρὰ τοῦ διδασκάλου Χριστοῦ μὴ ἀρνεῖσθαι ἐξεταζόμενοι παρακελεύονται, τὸν αὐτὸν τρόπον κακῶς ζῶντες ἴσως ἀφορμὰς παρέχουσι τοῖς ἄλλως καταλέγειν τῶν πάντων Χριστιανῶν ἀσέβειαν καὶ ἀδικίαν αἱρουμένοις.* Ἴσως bedeutet hier nicht fortasse, sondern sane, sine dubio, unstreitig, sicherlich. S. Locella z. Xenophon v. Ephes. S. 188 u. 224 und Asts Lex. Plat. Vol. II. p. 111.

Kap. 5. S. 12. Z. 4 v. u. ist in den Worten: *Εἰρήσεται γὰρ τἀληθὲς*, die Partikel *γὰρ* durch enim keineswegs richtig übersetzt; es ist hier vielmehr unser ja, fürwahr. S. Asts Lex. Plat. s. v. — S. 14 Z. 5—6 hätte unbedenklich mit Thirlby *καὶ αὐτὸν* st. *καὶ αὐτοὶ*, um so mehr, als die Verwechselung so leicht erklärlich ist, geschrieben werden dürfen.

Kap. 7. S. 18. Z. 5 zieht Ref. mit Perion, Maran und Braun *προελεγχθέντας* dem gezwungenen *προλεχθέντας* vor.

Kap. 9. S. 24. Z. 6 ff.: *Καὶ ὅτι οἱ τούτων τεχνῖται ἀσελγεῖς τε καὶ πᾶσαν κακίαν ἔχουσιν ἀκριβῶς ἐπίστασθε.* Daß der Herausgeber an dieser Stelle, welche offenbar verdorben ist, nicht Anstoß genommen, wundert uns sehr. Will man nicht *ἀσελγείαν* lesen, so schreibe man *ἀσελγῶς*, so daß aus dem Folgenden das Verbum *ἔχουσιν* zu supliren ist, oder *ἀσελγεῖς τέ εἰσι.*

Kap. 10. S. 24. Z. 3 — 2 v. u.: *καὶ ὅσα οἰκεῖα θεῷ ἐστι, τῷ μηδενὶ ὀνόματι θετῷ καλουμένῳ.* Zur Erläuterung dieser Stelle dient folgende aus der zweyten Apologie Kap. 6. S. 182: *Ὄνομα δὲ τῷ πάντων πατρὶ θετόν, ἀγεννήτῳ ὄντι, οὐκ ἔστιν· ᾧ γὰρ ἂν καὶ ὀνόματι προσαγορεύηται πρεσβύτερον ἔχει τὸν θέμενον τὸ ὄνομα. Τὸ δὲ πατὴρ καὶ θεὸς καὶ κτίστης καὶ κύριος καὶ δεσπότης οὐκ ὀνόματά ἐστιν, ἀλλ' ἐκ τῶν εὐποιϊῶν καὶ*

τῶν ἔργων προσρήσεις. In ähnlicher Weise drückt sich Synesios in seiner Rede über das Königthum S. 8. C—D. aus: *Οὐδὲν οὐδαμῆ πω πέφηνεν ὄνομα τῆς οὐσίας ἁπτόμενον τοῦ θεοῦ, ἀλλ' ἀτευκτοῦντες αὐτοῦ τῆς ἐμφάσεως ἄνθρωποι διὰ τῶν ἀπ' αὐτοῦ ψαύειν ἐθέλουσιν αὐτοῦ. Κἂν πατέρα, κἂν ποιητὴν, κἂν ὁτιοῦν εἴπῃς, κἂν ἀρχὴν, κἂν αἴτιον, ταῦτα πάντα σχέσεις εἰσὶν αὐτοῦ πρὸς τὰ παρ' αὐτοῦ κτλ.* Die Quelle aber, aus welcher beyde Schriftsteller geschöpft haben, ist Platons Timäos S. 28. C., wo es heißt: *Τὸν μὲν οὖν ποιητὴν καὶ πατέρα τοῦδε τοῦ παντὸς εὑρεῖν τε ἔργον καὶ εὑρόντα εἰς πάντας ἀδύνατον λέγειν.* Vgl. Petau z. dieser Stelle des Synes. S. 9 und besonders in d. Opus de theologg. dogmatt. VIII. 6, 6 — 11. T. I. p. 550. sq.

Kap. 10. S. 26. Z. 11: *Ἅπερ γὰρ οὐκ ἠδυνήθησαν οἱ ἀνθρώπειοι νόμοι πρᾶξαι ταῦτα ὁ λόγος θεῖος ὢν εἰργάσατο, εἰ μὴ οἱ φαῦλοι δαίμονες κατεσκέδασαν πολλὰ ψεύδη.* Will man ὢν nicht in ἂν verwandeln, so schreibe man *ταῦτ' ἄν*. Denn daß ἂν nicht fehlen dürfe, ist einleuchtend.

Kap. 11. S. 26. f.: *Καὶ ὑμεῖς, ἀκούσαντες βασιλείαν προσδοκῶντας ἡμᾶς, ἀκρίτως ἀνθρώπινον λέγειν ἡμᾶς ὑπειλήφατε, ἡμῶν τὴν μετὰ θεοῦ λεγόντων, ὡς καὶ ἐκ τοῦ ἀνεταζομένους ὑφ' ὑμῶν ὁμολογεῖν εἶναι Χριστιανοὺς, γινώσκοντες τῷ ὁμολογοῦντι θάνατον τὴν ζημίαν κεῖσθαι, φαίνεται.* Der Nominativ *γινώσκοντες*, wofür Perion und Pearson mit Recht *γινώσκοντας* zu lesen vorschlugen, läßt sich grammatisch nicht rechtfertigen; denn die zwey aus der Cohort. ad Gentil. angeführten Stellen beweisen nichts, da sie augenscheinlich verdorben sind.

Kap. 16. S. 42. Z. 9. f.: *Ὅ γε καὶ ἐπὶ πολλῶν τῶν παρ' ὑμῖν γεγενημένων ἀποδεῖξαι ἔχομεν.* Hier ist die gewöhnliche Lesart *γὰρ* unnöthig in *γε* umgeändert worden; denn *γὰρ* steht hier in der Bedeutung von ja, fürwahr, wie oben. Ebenso ist es Kap. 18. S. 48. Z. 1 zu erklären.

Kap. 19. S. 50. Z. 11. ff.: — *λογίσασθε ὅτι διαλυθέντα καὶ δίκην σπερμάτων εἰς γῆν ἀναλυθέντα τὰ ἀνθρώπεια σώματα κατὰ καιρὸν προστάξει θεοῦ ἀναστῆναι — οὐκ ἀδύνατον.* Anstatt *ἀναλυθέντα*, wofür der gewöhnliche Text *διαλυθέντα* hat, würde Ref. mit Davies und Braun *διαχυθέντα*, welches wegen der vorausgehenden Worte *δίκην σπερμάτων* ganz passend scheint, geschrieben haben. Auch ist die Verwechselung der Buchstaben *χ* und *λ* nicht selten, wie aus Basts Epist. crit. p. 119 und Comment. palaeogr. p. 738 sq. und unten aus d. Quaestt. et Resp. ad Orthod. 68. Anm. 1 erhellt.

(Schluß folgt.)

## Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin.

(Schluß.)

Der Verfasser hat übrigens Gelegenheit genommen, das nähere Verhältniß zwischen Athen und Ajas zu zeigen, der seit Clisthenes als einer der 10 Stammheroen der Stadt verehrt wurde, und auf den viele der glorreichsten Männer von Athen, wie Pisistratus, Miltiades, Cimon und noch Alcibiades ihr Geschlecht zurückführten. Durch diese Verbindung aber ist die Behauptung keineswegs gegründet, daß nicht allgemein menschliche Verhältnisse, sondern des Ajas „Heroenthum" das Ziel der Dichtung gewesen sey, daß darum das Drama nicht mit dem herben Ende des bitter gekränkten Helden enden durfte, und daß daher der Streit um die Bestattung der Leiche so weit ausgeführt sey. Es habe sich nicht allein um das dem Todten gebührende Recht, sondern darum gehandelt, den verkannten hohen Werth des Ajas zu voller Anerkennung zu bringen, der zweyte Theil des Drama sey gleichsam die Rechtfertigung der von Athen dem Ajas erwiesenen heroischen Verehrung, welche immer zum Anknüpfungspunkte ein Grabmal verlangt habe.

Wäre das die Absicht des Dichters gewesen, so stünde dem entgegen, daß er in den Scenen des Eingangs gerade die ganze Bitterkeit, um nicht zu sagen, Verbissenheit des Hasses seines Helden nicht

nur gegen die Atriden, sondern auch gegen den Odysseus grell und bis zu Schmähungen steigert, die unter die übrige Würde der Tragödie herabsinken.

Und handelte es sich von dem Preise des Ajas im Allgemeinen, so könnte man dem Verfasser antworten, wie jener Spartiate dem Sophisten, der den Herakles lobte: „Wer tadelt ihn denn?“ Es liegt etwas Krankhaftes in der Ansicht, daß zu heroischer Verehrung ein durchaus tadelloser Charakter des Helden nöthig gewesen wäre, oder daß, um seine Größe hervorzuheben, man nöthig gehabt habe, sie vor dem Volke zu rechtfertigen. Die Athenäer kannten, so gut wie das übrige Hellas, ihren βαρυμήνιος Αἴας, sie ließen sich ihn in seiner ganzen Herbigkeit gefallen, ohne daß ihre Verehrung durch das Uebermaaß seines Trotzes getrübt wurde; und war eine Milderung desselben nöthig, so ist sie nicht in den Lobreden des Teucros und Odysseus zu suchen, welche nur Bekanntes in Erinnerung bringen, sondern in der Zuthat menschlicher Gefühle, die er gegen seinen Sohn, gegen die greisen Eltern, die Mutter zumal, und selbst beim Abschied von dem Leben fast unwillkührlich hervorbrechen läßt, in der tiefen Ruhe und lautern Seelengröße und endlich in der Liebe, mit der er seinen Bruder und seine Gattin, dieses vortreffliche Weib, endlich in der dankbaren Verehrung, mit der er seine Genossen erfüllt hat.

Ueberhaupt möchten wir vor zu großer Ausdehnung und Aufspürung politischer Beziehungen in den alten Dichtern warnen, welche sich gerade während der letzten Zeit auf eine bedenkliche Weise in den Beurtheilungen der Neuern ausgebreitet hat, und mehr die Unbefangenheit des Urtheils beirrt, als die Auffassung ihrer wahren Beschaffenheit und Bedeutsamkeit fördert. In manchen Fällen liegen solche Beziehungen allerdings offen vor, in andern sind sie eben so offenbar hineingetragen, wie, wenn der Verfasser in der Schlechtigkeit des Menelaos den Charakter und die Gesinnung der Spartiaten dargestellt oder abgespiegelt wähnt. Agamemnon ist um kein Haar besser geschildert als Menelaos, und gleichwohl hat der Beherrscher von ganz Argos, wie ihn Homer nennt, mit den Spartiaten nichts gemein, und Argos war damals den Athenäern ein wohlbefreundeter Staat. Dazu könnte Menelaos, wenn er den Athenern ein spartiatisches πρόσωπον zeigen sollte, nicht als ein spitzfindiger und wortreicher Schwätzer auftreten, der vor den Schmähungen und Vorwürfen des Teucros gleichsam die Flucht ergreift, und Hülfe bey seinem Bruder sucht; das ist der Charakter rhetorischer Sophisten, zu dem man die Originale nicht in Sparta zu suchen berechtigt ist und auch nicht zu suchen brauchte; sie liefen zu Athen selbst, zumal während des peloponnesischen Krieges, auf dem Markte, wie vor den Gerichten jedem in den Weg.

Der Gang des Stückes ist von Seite 8 an im Ganzen genau geschildert, doch vermissen wir das Eingehen in das Innere, wozu vornehmlich eine Analyse des Charakters der Tecmessa und der Motive ihrer Gesinnung wie ihres Eingreifens in die einzelnen Momente der Handlung gehört hätte. Ihre hingebende Liebe an den Ajas, ihre Zärtlichkeit für das Kind und die kluge und doch so aufrichtige Behandlung des rauhen Gemahls, den ihr ein hartes Schicksal zugewiesen hat, bilden vor Allem in der ersten Hälfte des Drama das menschlich belebende, das mildernde und versöhnende Element dieser ernsten und großartigen Dichtung.

Die Einleitung zum Philoctetes, einer der weisesten und am tiefsten berechneten Dichtungen, welche der größte der Tragiker in seinem 85. Lebensjahre auf die Bühne gebracht hat, gibt zu solchen Ausstellungen keinen Anlaß. Sie ist mit mehr Sorgfalt ausgeführt, geht überall in das Innere der Dichtung ein, und zeigt in zweckmäßiger Weise die Bedeutsamkeit und Bezüglichkeit des Einzelnen, so wie den Zusammenhang und die Gliederung des Ganzen.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


C. Fritsche, Resultate aus den Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen. Enthalten in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1850. 1. Abtheilung.

Die Umstände, unter denen wir die Pflanzen sich auf der Erde verbreiten sehen, und die Verhältnisse, die ihnen offenbar geboten werden müssen, wenn ihr Gedeihen nicht unmöglich gemacht werden soll, gehören zu den wichtigsten Gegenständen, denen die Botanik ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden hat.

Schon die oberflächlichste Beobachtung zeigt, daß der Anblick, den die Pflanzenwelt uns bietet, nicht zu jeder Zeit, nicht überall derselbe ist, und daß Boden, Witterung, Jahreszeit u. s. w. einen gewissen Einfluß darauf ausüben. Wenn wir nun untersuchen, wie viel von den Veränderungen, die wir an den Pflanzen vorgehen sehen, wir dem Boden, wie viel den Atmosphärilien u. s. w. zuzuschreiben haben, so bewegen wir uns auf einem besondern Felde der Naturwissenschaften, der Pflanzengeographie.

Die Aufgabe, die wir uns hier gestellt haben, ist jedoch in ihrer strengeren Durchführung nicht so einfach, als sie im ersten Augenblicke zu seyn scheint, da es der zu bestimmenden Factoren eine große Anzahl gibt, und die Beobachtungen, die wir machen, ebensowenig als unsere Versuche auf vollkommene Genauigkeit Anspruch machen können.

Denken wir uns die Erscheinungen der Pflanzenwelt als Functionen von so vielen Veränderlichen, als wir hier äußere Eindrücke voraussetzen müssen, so stellt sich uns jede einzelne Erscheinung als eine Gleichung mit eben so vielen Unbekannten dar, und es zeigt uns schon die Algebra, daß selbst, wenn unsere Gleichung absolut genau wäre, wir, so lange wir nur diese Eine besitzen, nie an eine vollkommene Lösung unserer Aufgabe denken dürfen. Es müssen mindestens so viele Gleichungen gegeben seyn, als wir Unbekannte haben.

Nun sind aber alle Beobachtungen wegen der Unvollkommenheit unserer Kenntnisse der einzelnen Factoren sowohl, als auch unserer Instrumente sehr ungenau, und es genügt deßwegen nicht mehr, eine Anzahl von Gleichungen, welche die der Unbekannten erreicht, sondern wir müssen uns deren möglichst viele zu verschaffen suchen, um die Unbekannten mit einiger Genauigkeit bestimmen zu können.

Unter denjenigen Gegenständen, welche uns eine reichliche Menge solcher Gleichungen darbieten, nehmen die periodischen Erscheinungen, die wir an den Pflanzen beobachten, eine der ersten Stellen ein, da wir hier eine und dieselbe Pflanze je nach der Verschiedenheit der äußern Einflüße der Reihe nach den verschiedensten Anblick darbieten sehen.

Auf diese Wichtigkeit der periodischen Erscheinungen bey den Pflanzen wurde bereits in einem frühern Artikel dieser Blätter aufmerksam gemacht, und die Resultate, die Quetelet in Brüssel und Fritsch in Prag erhielten, mitgetheilt *). Dieser Aufsatz bespricht vorzugsweise die periodischen Erscheinungen, die sich uns im Laufe des Jahres zeigen. Da seitdem Fritsch in den Sitzungsberichten

*) Gelehrte Anzeigen 1849 Nr. 133 u. f.

der k. k. Akademie seine Resultate bezüglich der täglichen Periodicität veröffentlicht hat, so dürfte es nicht unangemessen seyn, dieselben gleichsam als Fortsetzung des angeführten Artikels in Kürze durchzugehen.

Der Verf. stellt hier am Eingange einige Vergleiche zwischen dem periodischen Oeffnen und Schließen der Blumenkronen der Pflanzen einerseits, und der wechselseitigen Annäherung oder Entfernung der gegenständigen Blätter derselben und anderer verwandter Erscheinungen andererseits an, und zieht daraus den Schluß, daß man ersteres Phänomen mit mindestens eben so vielem Rechte Pflanzenschlaf nennen könne als das letztere.

Nach diesem Resultate geht er auf die Bestimmung der Dauer dieses Schlafes über, und um einen Zeitpunkt für dessen Anfang und Ende festzusetzen, rechnet er von jener Stunde, zu welcher die Blume bis zur mittleren täglichen Phase (nach den Beobachtungen aller 24 Stunden gerechnet) abgenommen hat, bis zu jener, wo die Blume zum zweytenmale bis zur mittleren Phase des Tages entfaltet ist. Er findet als Regel, daß die Dauer des Pflanzenschlafes je nach der Art 10 — 20, im Mittel 14 Stunden beträgt. Je nach der Tageszeit, in welcher sich die Krone entfaltet hat, theilen sich die Blumen in Tag- und Nachtblumen. Es scheint zwar keine Stunde im Tage zu geben, in welcher sich nicht gewisse Blumen öffnen; doch nimmt die Zahl der erwachenden Pflanzen von 2 — 6 Uhr Morgens zuerst langsam, dann schneller zu, erreicht ihr Maximum zwischen 6 und 7 Uhr, und nimmt von da bis Mittag schnell ab. In den Stunden nach Mittag öffnen sich nur wenige (die Nachtblumen).

Analog verhält es sich mit dem Schließen der Kronen, nur daß es hier eine Zeit (wenige Stunden um Mitternacht) gibt, in der sich keine Blume schließt. Wie wenige Blumen sich Nachmittags öffnen, so schließen wenige sich Vormittags, und von da an wächst die Zahl der sich schließenden Kronen, erreicht von 6 — 7 Uhr Abends ihr Maximum und nimmt dann schnell wieder ab.

Die Phase der Tagblumen wächst und sinkt mit wenigen Ausnahmen mit dem Höhenwinkel der Sonne, und thut dieses um so rascher, je schneller dieser sich ändert. Bey den Nachtblumen ist der Fall umgekehrt.

(Schluß folgt).

## Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi.

(Schluß.)

Kap. 21. S. 54. Z. 8. hätte die Lesart der Handschriften und Ausgaben *γεγενῆσθαι* nicht mit Thirlby in *γεγεννῆσθαι* geändert werden sollen, da die Kirchenväter selbst zwischen beyden Ausdrücken nicht genau unterschieden, wie Redepenning zu Origen. de princip. p. 91. sq. mit Recht bemerkt und aus des Herausgebers eigener Anmerk. z. dies. St. hervorgeht.

Kap. 21. S. 56. Z. 9. ff.: *Καὶ ὁποῖαι ἑκάστου τῶν λεγομένων υἱῶν τοῦ Διὸς ἱστοροῦνται αἱ πράξεις, πρὸς εἰδότας λέγειν οὐκ ἀνάγκη, πλὴν ὅτι εἰς διαφορὰν καὶ προτροπὴν τῶν ἐκπαιδευομένων ταῦτα γέγραπται· μιμητὰς γὰρ θεῶν καλὸν εἶναι πάντες ἡγοῦνται.* Daß *εἰς διαφθορὰν καὶ παρατροπὴν*, wie mehrere Gelehrte zu lesen vorschlugen, die richtige Lesart ist, möchten wir nicht bezweifeln. Der Herausgeber meint zwar, daß kein Bedenken obwalten dürfte, wenn man die Worte *εἰς διαφορὰν καὶ προτροπὴν* ironisch nimmt. Doch sehen wir nicht ein, wie eine solche Auffassung hier im Sinne des Verfassers liegen dürfte. Wie gezwungen ist die lateinische Uebersetzung in usum et adhortationem? Uebrigens ist wohl zu erwägen, daß *φθορὰ* und *φορὰ*, *διαφθορὰ* und *διαφορὰ* und *διαφθείρεσθαι* und *διαφέρεσθαι* gar häufig verwechselt worden. S. Boissonade z. Philostrat. Heroik. S. 344, z. Niket. Eugen. S. 383, z. Eunap. S. 232, z. Herodian. Epimer. S. 287 und in d. Anecdott. Gr. Vol. III. p. 120. Und wie leicht war die Vermischung d. W. *παρατροπὴ* und *προτροπή*? Mit Recht übersetzte demnach der bedächtige Denis „zum Verderben und zur Verkehrung.“ In dem Folgenden halten wir *καλὸν εἶναι*, wofür der Herausgeber *εἶναι καλὸν* vermuthet, nicht für verwerflich, indem es an dergleichen Versetzungen bey Justinos keineswegs fehlt.

Kap. 22. ist in der ersten Zeile das Komma unnöthig.

Kap. 39. S. 96. Z. 1: *Γελοῖον ἢ δὴ πρᾶγμα.* Man schreibe vielmehr *γελοῖον ἂν εἴη δέ π.*; denn die Partikel *ἄν* konnte von der Endsylbe des vorhergehenden Wortes leicht absorbirt werden, und daß der Optativ *εἴη* in den Handschriften mit dem Conjunctiv *ᾖ* und *δὲ* mit *δὴ* häufig verwechselt worden, ist bekannt; ebenso daß *δὲ* auf der vierten Stelle stehen könne.

Kap. 42. S. 100. Z. 4. v. u.: *Ὅτι δὲ οὕτως δεῖ ἐκδέχεσθαι.* Ueber die Kürze des Ausdrucks *ὅτι δὲ*, was aber dieß betrifft, daß, sehe man auch Frotscher zu Xenoph. Hieron VI. 12. S. 48. f. und Asts Lex. Plat. Vol. II. p. 486.

Kap. 58. S. 136. Z. 2. v. u.: *καὶ τοὺς μὲν τῆς γῆς μὴ ἐπαίρεσθαι δυναμένους τοῖς γηΐνοις καὶ χειροποιήτοις προσήλωσαν καὶ προσηλοῦσι* (näml. *οἱ λεγόμενοι δαίμονες*). Die Lesart *τῆς γῆς ἐπαίρεσθαι* läßt sich nicht rechtfertigen. Trefflich conjicirte, dieses wohl einsehend, Sylburg *ἀπαίρεσθαι*, welches der Herausgeber, sich an Grabe haltend, mit Unrecht verwarf; denn wie oft ging in den Handschriften *απο* in *επι* über? Das Folgende erinnert an die häufig nachgeahmte Stelle des Platonischen Phädon (S. 83. D.): *Ὅτι ἑκάστη ἡδονὴ καὶ λύπη ὥςπερ ἧλον ἔχουσα προσηλοῖ αὐτὴν* (näml. *τὴν ψυχὴν*) *πρὸς τὸ σῶμα καὶ προσπερονᾷ καὶ ποιεῖ σωματοειδῆ* u. s. w. S. hiezu Wyttenbach S. 220. u. Ast S. 649. Bd. XI.; vgl. Julian. Red. IV. S. 136. AB. u. Joh. Chrysost. Homil. XIII. zu d. Römerbriefe T. IX. p. 574 E. — In den zunächst stehenden Worten des Justinos: *τοὺς δὲ ἐπὶ θεωρίαν θείων ὁρμῶντας ὑπεκκρούοντες — — εἰς ἀσέβειαν ἐμβάλλουσιν*, scheint uns *ὑπεκκρούοντες* durch paulatim prorumpendo nicht richtig übersetzt zu seyn. *Ὑπεκκρούειν* bedeutet hier vielmehr per dolos atque fallacias deturbare, avertere.

Apolog. II. Kap. 1. z. A. hätte die Vermuthung *χθές τε καὶ πρώην* statt des verdorbenen *χθὲς δὲ καὶ πρώην* ohne Bedenken in den Text genommen werden dürfen.

Kap. 6. S. 182. Z. 13. schreibe man *κεχρῖσθαι* st. *κεχρίσθαι*, da das *ι* in *χρίω* lang ist.

Kap. 8. z. A. *ἐπειδὴ κἂν τὸν ἠθικὸν λόγον κόσμιοι γεγόνασιν.* Statt *κἄν*, welches hier nicht wohl gebilligt werden kann, schreiben wir *καί.*

Kap. 12. S. 198. Z. 7. ff.: *Φονεύοντες γὰρ αὐτοί* (näml. *πονηροὶ ἄνθρωποι*) *τινας ἐπὶ συκοφαντίᾳ τῇ εἰς ἡμᾶς καὶ εἰς βασάνους εἵλκυσαν οἰκέτας τῶν ἡμετέρων ἢ παῖδας ἢ γύναια, καὶ δι' αἰκισμῶν φοβερῶν ἐξαναγκάζουσι κατειπεῖν ταῦτα τὰ μυθολογούμενα κτλ.* „Fortasse ἔλκουσιν (Thirlb.) cum Goezio legendum", bemerkt hiezu Hr. O.; aber mit Unrecht; denn die Verbindung des Aoristś mit dem Präsens findet sehr häufig Statt, wie Ast zu Plat. Protag. S. 147 (Bd. X.) und an mehreren Stellen Jacobs zu Aelian. de natur. animal. gezeigt haben.

— S. 200. Z. 9: *Εἶθε καὶ νῦν τις ἂν τραγικῇ φωνῇ ἀνεβόησεν κτλ.* Die Handschriften und Ausgaben bieten *εἰ δὲ — ἦν. Εἶθε — ἄν* gab Hr. O. nach Marans, Thalemann's und Braun's Vorschlag; Ref. aber möchte statt *ἄν* lieber *ἐν* schreiben; denn *ἐν* konnte leicht mit *ἦν* vertauscht worden seyn. Ueber die Ausdrucksweise *ἐν τραγικῇ φωνῇ*, d. i. in tragischem Tone, vergleiche man Asts Lex. Plat. Vol. III. p. 528. oben. Für *ἀνεβόησεν* ist unstreitig *ἀναβοήσειεν* zu lesen, da die Ausgangsformen des ersten Aoristś im Indicativ und im Optativ in den Handschriften nur zu oft verwechselt worden sind.

Kap. 15. vornherein: *Εἀν δὲ ὑμεῖς τοῦτο προγράψητε, ἡμεῖς τοῖς πᾶσι φανερὸν ποιήσαιμεν, ἵνα εἰ δύναιντο μεταθῶνται.* Perion und Braun schlugen *ποιήσομεν* vor, dem Hr. Otto Beyfall schenkte, in der lateinischen Uebersetzung exponemus gebend. Wir jedoch möchten lieber *ἂν ποιήσομεν* lesen. Ueber diesen nicht seltenen Gebrauch des Futurs im Indicativ mit *ἄν* s. Schäfer z. Gregor. v. Kor. S. 66, Bekkers Specim. Philostrat. S. 106, Lobeck z. Phrynich. S. 734, Poppo z. Xenoph. Kyrop. II. 1, 3 u. IV. 5, 49, Reisig z. Aristoph. Nubb. p. 99 seqq., Jacobs z. Achill. Tat. S. 780 und z. Aelian. S. 129, 428 u. 587 und Lenting z. Eurip. Med. S. 136. Ebenso stimmen wir in dem Dialoge mit dem Juden Tryphon (Bd. I. Th. II.) Kap. 93 S. 324. Z. 13. für *ἂν τιμήσει* (st. *ἂν τιμήσῃ*), wie schon Schnitzer zu lesen rieth.

In d. Append. S. 210. Z. 6. schreibe man μῖγμα s. μίγμα. S. Theognost. Can. in Crameri Anecdott. Graecc. e codd. mss. Biblioth. Oxon. Vol. II. p. 23. l. 4.

Bd. I. Th. II. in dem Dialoge mit dem Juden Tryphon Kap. 45. a. E. ist ἐν vor ἀπαθείᾳ zu streichen; denn ἀπαθείᾳ συνεῖναι (so Plat. in d. Politeia S. 586. B. ἡδοναῖς συνεῖναι) steht hier, wie πενίᾳ συνοικεῖν, αἰδοῖ συζῆν, ἀρετῇ συζῆν, συζῆν τῇ μνήμῃ, συνεστιᾶσθαι μερίμναις und dergleichen Redensarten. S. Valckenaer z. Euripid. Hippolyt. S. 294. E., Matthäi z. Joh. Chrysost. Homil. XII. S. 120. und z. dessen novv. Eclogg. p. 73, Boissonade z. Marin. vit. Procli p. 118, Schwenck z. Aeschyl. Eumenid. S. 116 ff., Jacobs z. Aelian. S. 516 f. Das Verb. συνῶσιν absolut für coniuncti vivant zu nehmen oder in Gedanken τῷ θεῷ zu suppliren, scheint etwas unnatürlich zu seyn.

Kap. 69. S. 238. Z. 8. verbessere man μεμῖχθαι aus μεμίχθαι. S. oben und Schäfer Animadverss. ad Plutarch. Vit. Vol. IV. p. 283, 352 u. 394. u. Vol. V. p. 313.

Bd. II. in d. Cohort. ad Gentiles Kap. 5. S. 32. Z. 2. steht οὕτω γοῦν. Kräftiger der Straßburger und der Gießner Cod. οὕτως γοῦν. Daß οὕτως vor einem Consonanten mit Nachdruck gesetzt wird, haben Weiske z. Longin. S. 347. f., Frotscher z. Xenoph. Hieron S. 9. f., Bornemann z. Xenophons Anab. I. 1, 10. S. 7, Schäfer in d. Apparat. crit. et exeget. ad Demosth. T. I. p. 207 sattsam gezeigt. Ebenso gibt Hr. Otto in d. Fragmentt. de resurrect. Kap. I. S. 210. Z. 10. οὕτω καὶ, ungeachtet Lequien und Maran οὕτως haben. Ferner in d. Confut. dogmatt. Aristot. (Bd. III. Th. I.) Kap. 8 z. A. οὕτω λέγεται, obgleich bey Aristot. οὕτως steht. Hingegen in der ersten Apolog. S. 100. Z. 4. v. u. οὕτως δεῖ, Bd. III. Th. I. in d. Quaestt. et Responss. ad Orthodox. p. 28, 4. v. u. οὕτως τὰ ἀβούλητα u. p. 152, 8 — 9 οὕτως καί.

Br. an Diognet. K. 11 S. 200: Οὐ ξένα ὁμιλῶ οὐδὲ παραλόγως ζητῶ. Hier steht ξένα s. ξένως. Vgl. Lobecks Paralipp. P. I. p. 152 in der unten angebrachten Anmerkung.

In den Fragm. de resurrect. Kap. 7. S. 230. unt. und Kap. 8. S. 236. Z. 5. ist ναί, φασὶν anstatt ναί, φασιν zu schreiben.

Bd. III. Th. I. Kap. 10 z. A. vermuthet der Herausgeber ganz richtig εἴη γὰρ ἂν ἄνθρωπος τὸ μὴ λευκόν.

Bd. III. Th. II. Quaestt. et Responss. ad Orthod. S. 28. Z. 3. v. u. steht οὐδόλως Bd. II. hingegen in d. Cohort. ad Gentiles Kap. 2. a. E. kommt μηδ' ὅλως.

Ebendas. Quaestt. 97. S. 140. Z. 4 — 3. v. u.: Εἰ ἡ χάρις διὰ τοῦτο κέκληται χάρις, διὰ τὸ τοῖς παραβᾶσι τοῦ νόμου συγχωρεῖν ἑτοιμότερον κτλ. Während der gewöhnliche Text τοῖς παροῦσι hat, schrieb Hr. Otto, der Vermuthung folgend, τοῖς παραβᾶσι, wofür Ref. eher τοῖς παριοῦσι erwartet hätte; denn wie oft wurden in den Handschriften παριέναι und παρεῖναι miteinander verwechselt? S. Jacobs z. Aelian. S. 10 u. 209 (K. 6).

Ebendas. Resp. 111. S. 174. Z. 8 — 9: διὰ τοῦ σπέρματος ἐργάσασθαι τὴν βλάστην. Hiezu bemerkt der Herausgeber: „Suspicatos fueris τὴν βλάστησιν. Noli mutare.“ Allerdings; denn es ist bekannt, daß die Attiker βλάστη, ἄνθη, αὔξη st. βλάστησις, ἄνθησις, αὔξησις gebrauchten. S. Valckenaer's Adnottat. ad Thom. M. p. 151 sq., Ast z. Plat. Polit. p. 554 u. dessen Legg. p. 146 und in d. Lex. Plat. v. βλάστη, ferner Tengstrom Observatt. ad Moer. Atticist. p. 5.

In d. Quaestt. Gentilium ad Christianos S. 354. Z. 3. l. τὰ φυσικὰ st. τὰ φησικά.

Möge Hr. Otto diese freymüthigen Bemerkungen einer freundlichen Aufnahme würdigen und uns recht bald mit seiner Ausgabe der übrigen Apologeten des zweyten Jahrhunderts erfreuen!

Der vortrefflichen inneren Ausstattung entspricht ebenso die äußere. Eleganter Druck und schönes weißes Papier zeichnen diese Ausgabe vor der ersten ganz besonders aus.

J. G. K.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Die Mastodonsaurier im grünen Keupersandsteine Würtemberg's sind Batrachier. Von F. A. Quenstedt. Tübingen 1850. 34 S. gr. 4. nebst 4 Kupfertafeln.

Die Labyrinthodonten aus dem bunten Sandstein von Bernburg, zoologisch geschildert von Dr. H. Burmeister. Erste Abtheilung. Trematosaurus. Berlin 1849. 71 S. gr. 4. mit lith. Tafeln.

---

Jäger in Stuttgart, dem die Naturgeschichte der urweltlichen Thiere so viele wesentliche Aufschlüsse verdankt, war der erste, der von dem Vorkommen höchst sonderbarer und eigenthümlicher Thierüberreste in dem würtembergischen Keupersandsteine Nachricht gab. Nach isolirten Bruchstücken hatte er anfänglich 2 Gattungen: Mastodonsaurus und Salamandroides errichtet, bis besser erhaltene Ueberreste ihn belehrten, daß mit beyden Namen nur eine und dieselbe typische Form bezeichnet werde, die durch ihren doppelten Hinterhaupts-Gelenkkopf auffallend auf die Batrachier oder Nackthäuter hinweise.

Geraume Zeit nachher unternahm Owen, größtentheils nach in England aufgefundenen Materialien, eine ausführliche Arbeit über diese merkwürdigen Thierüberreste und erklärte sie als der Ordnung der Batrachier zuständig. Er zeigte insbesondere auch den eigenthümlichen Bau der Zähne, daß nämlich die Cementsubstanz in zierlichen labyrinthischen Windungen ins Innere des Zahnes eindringt, und schlug daher vor, den Namen Mastodonsaurus mit dem von Labyrinthodon zu vertauschen. Dieser Vorschlag fand indeß bey den deutschen Palaeontologen nur in so weit Eingang, daß sie der bereits aus mehreren Gattungen bestehenden Gruppe den Familiennamen der Labyrinthodonten beylegten.

Mit der Einreihung dieser Thierüberreste unter die Batrachier war indeß H. v. Meyer nicht einverstanden und in einer höchst detaillirten Untersuchung (Beyträge zur Palaeontologie Würtemberg's) bestritt er diese Ansicht und versuchte den Beweis zu liefern, daß die Labyrinthodonten zunächst den Sauriern anzureihen seyen.

Von dieser Ansicht konnte sich aber wieder Burmeister nicht vollständig überzeugen, sondern in der oben genannten Schrift suchte er, zunächst nach Ueberresten aus dem bunten Sandstein von Bernburg, darzuthun, daß 1) die Labyrinthodonten weder Krokodile sind, noch ihnen gerade viel näher stehen als den Schildkröten; 2) daß sie auch keine ächten Saurier seyn können, noch weniger aber 3) Schlangen; daß aber auch 4) zwischen ihnen und den nackten Amphibien keine größere Uebereinstimmung, als wie weit überhaupt die Amphibiennatur eine solche mit sich bringt, erweisen lasse. Da demnach die Labyrinthodonten zu keiner lebenden Hauptgruppe der Amphibien in einer unmittelbaren Verwandtschaft stehen würden, so folgert Burmeister: „daß sie eine selbstständige Gruppe der genannten Klasse sind, welche durch ihre unzweifelhafte Schuppenbildung und viele andere Charaktere den bedeckten, durch ihren doppelten Gelenkkopf am Hinterhaupte den nackten Amphibien in gleicher Weise sich anschlösse."

Mit dieser Erklärung war jedoch die Streitsache keineswegs zum Abschluß gebracht, denn die vor wenig Wochen erschienene Schrift von Quenstedt kündigt es schon gleich auf dem Titel an, daß die Mastodonsaurier oder Labyrinthodonten nichts mehr und nichts weniger als Batrachier sind. Wohl bekannt mit dem von Meyer benützten Materiale hat Q. doch zunächst seine Untersuchungen auf 2 Schädel des Capitosaurus robustus, die er aus dem grünen Keupersandsteine von der Feuerbacher Haide nordwärts Stuttgart erhalten hatte, begründet. Mit großer Kunstfertigkeit hat er an denselben die Grundfläche des Schädels in einer Vollständigkeit entblößt, wie keiner seiner Vorgänger es gethan hatte, und dadurch an ihr Verhältnisse aufgedeckt, die allerdings auf nähere Verwandtschaft mit den Formen des Froschschädels hinweisen, als sie bisher bekannt waren. Von Burmeisters abweichenden Darstellungen der Gaumenseite meint Q., „daß hier Näthe gezeichnet wurden, die in Wirklichkeit sich nicht finden," und es ist dieß abermals eine Warnung vor ideal gehaltenen Zeichnungen, die zwar eleganter aussehen als die getreu nach der Natur gezeichneten, in die aber allzu leicht die Fantasie Verhältnisse einträgt, die ein anderer Beobachter nicht wieder findet.

Es ist hier nicht möglich, ohne Vorlage von Abbildungen, dem Verf. in's Detail zu folgen; wir theilen daher nur sein Schlußwort mit. „Die Mastodonsaurier sind wahrhafte Batrachier, aber mit einem unvergleichbaren Hautpanzer versehen, der aus den buntesten Schildformen zusammengesetzt war. Die innern Fortsätze einzelner Schilder scheinen zu beweisen, daß ein Theil ihres Skelets so oberflächlich lag, daß die Hauptschilder damit innig verwachsen konnten. Die Wirbelkörper sind biconcav, sehr kurz und erinnern in so fern an Ichthyosaurus; von den Rippen und Extremitäten sind noch keine sichern Erfunde im grünen Keupersandsteine gemacht. Am Schädel gleicht die Schilderdecke zwar den höher organisirten Sauriern (Krokodilen), ist aber in den Schlafgegenden ganz geschlossen, und darunter liegt ein Knochenskelet, was die schlagendste Verwandtschaft mit Froschköpfen zeigt: die doppelten Condyli, den Mangel des obern Hinterhauptbeins, die stark entwickelten Flügelbeine, die Lage der Gelenkjochbeine, das Trommelfell mit den zugehörigen Gehörknochen, die Kreuzform des ganzen Hirnschädels, kurz kein wichtiges Merkmal, was sich nicht schlagend bey Batrachiern wiederholte. Selbst die Zähne, welche beym ersten Anblick einen sehr abweichenden Bau zu begründen scheinen, unterstützen die Ansicht."

Obwohl nicht verkannt werden kann, daß Q. am Schädel der Labyrinthodonten weit mehr Froschähnlichkeit nachgewiesen hat, als bisher dargethan war, bezweifelt es doch Ref., daß damit die Streitfrage bereits abgemacht und die Batrachier-Natur derselben nunmehr entschieden ist. Die Panzerbedeckung und die gigantische Größe der Labyrinthodonten bleiben denn doch etwas ganz Ungewöhnliches und Paradoxes für Batrachier, und nachdem Ichthyosauren, Plesiosauren, Pterodactylen u. a. zu erkennen geben, daß unter den urweltlichen Sauriern eine weit größere Mannigfaltigkeit von Formen als unter den lebenden zu treffen ist, so ließe es sich wohl denken, daß unter den ungewöhnlichen Sauriern auch solche mit froschähnlicher Schädelbildung vorkommen könnten. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß den Labyrinthodonten ihre definitive Stellung in der Reihe der Amphibien erst dann wird angewiesen werden können, wenn wir das Knochengerüste des Rumpfes und der Gliedmassen ebenso genau als das des Schädels kennen gelernt haben werden.

Zum Schluße wollen wir noch auf eine Angabe Quenstedt's hinsichtlich der Größeentwicklung der Labyrinthodonten aufmerksam machen. Diese Thiere treten nämlich im Steinkohlengebirge am kleinsten auf (Archegosaurus), ihre Schädel sind $1\frac{1}{2}$ bis 7″ lang; im bunten Sandstein (Trematosaurus) wächst die Länge schon auf 9 — 10″; in der Lettenkohle (Mastodonsaurus) können wir $2\frac{1}{2}$ Fuß annehmen, und im grünen Keupersandsteine haben wir Grund, auf Schädel von wenigstens 4 Fuß Länge zu schließen. Letztere gehören aber wohl nicht zum Capitosaurus robustus.

## C. Fritsch, Resultate aus den Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen.

(Schluß.)

Die Dauer des Schlafes einer Pflanzenart nimmt ab, sowie die Epoche des täglichen Maximums der Blumenphase von den Morgenstunden über Mittag gegen Mitternacht fortrückt, wächst aber schnell, wenn diese Epoche sich den Morgenstunden nähert.

Werden die Tagblumen je nach der Zeit des Maximums ihrer Phase in Morgen-, Mittag- und Abendblumen getheilt, so ergibt sich als Dauer des Schlafes für die

| | | |
|---|---|---|
| Morgenblumen | 14,8 | Stunden |
| Mittagblumen | 14,2 | „ |
| Abendblumen | 12,9 | „ |
| Nachtblumen | 11,8 | „ |

Zum Messen der Phase geht der Verf. von seiner frühern Methode, die geschlossene, die radförmig ausgebreitete oder die zurückgeschlagene Blüthe mit 0,100 oder 200 zu bezeichnen, ab, und gibt nun einfach den Winkel an, den die Blumenblätter mit der verlängert gedachten Axe machen.

Die Größe des Minimums der Phase ist meistens nahe = 0, und übersteigt nur bey jenen Arten 45°, die ihr Maximum zwischen 90° und 180° haben, wie z. B. bey Anthemis, Chrysanthemum und Pyrethrum.

Da die mittlere Phase nicht nur von der Dauer des Schlafes, sondern auch von der Größe der Extreme und der täglichen Aenderung der Blumenphase abhängt, ist sie sehr verschieden; die Zahl der Pflanzenarten bleibt sich für die verschiedenen Abstufungen ziemlich gleich, und nimmt nur gegen die Grenzen (5° und 67°) zu schnell ab.

Das Maximum der Blumenphase schwankt zwischen 30° und 130°, welche letztere Grenze jedoch von Tigridia und Pyrethrum überschritten wird. Die Zahl der Arten wächst mit der Annäherung zu 90°, und nimmt dann schnell wieder ab.

Der Unterschied zwischen Maximum und Minimum der Phase schwankt zwischen 22° und 121°, erreicht bey Tigridia pavonia über 160° und beträgt in der Regel 67°.

Während Anfang und Ende des Pflanzenschlafes von der Höhe der Sonne abhängen, behaupten die Aenderungen in der Lufttemperatur ihren Einfluß auf die Größe der Phase.

Die Grenzen der Temperatur, bey denen die Blumen ihre mittlere Phase erreichen, liegen zwischen 3° und 10° R. Die Zahl der sich entfaltenden Blumen wächst, wenn die Temperatur bis 10° zunimmt, und nimmt ab, wenn dieselbe bis 15° steigt, bey welcher Temperatur alle Kronen eröffnet sind.

Das Maximum der Phase erreichen die Nachtblumen bey 7° — 13°, die Tagblumen bey 11° — 25°. Die Gattungen Carlina und Echinocactus erst bey 30° und darüber. Die Zahl der Pflanzenarten wächst in dieser Hinsicht bis 23°.

Wird die Temperatur zu hoch, so schließen sich die Blumen wieder. Es gibt Blumen, die eine Wärme von 19° nicht mehr ertragrn, während andere bis 30° und darüber aushalten.

Jede Pflanzenart hat ihren bestimmten Wärmecoefficienten. Bey keiner der untersuchten Arten betrug bey einer Temperaturänderung von 10° die Aenderung der Phase weniger als 30°, stieg bey den meisten auf 40° — 85°, bey einzelnen Arten bis auf 120°, bey Tigridia bis auf 160°.

Wie es bey dem Lichte Pflanzen gibt, deren Phase mit dem Abnehmen desselben wächst, so ist es auch bey der Wärme.

Daraus ergibt sich die Wichtigkeit der Wärme. Erreicht sie nicht einen bestimmten Grad, so öffnen sich die Blumen gar nicht; sie öffnen sich nicht völlig, und nur in dem Grade, als die Temperatur eine gewisse Grenze erreicht; steigt diese noch höher, so schließen sich einige Blumen, während andere sich wahrscheinlich in der größten Phase erhalten, bis die Temperatur unter eine bestimmte Grenze herabsinkt. Erreicht die Wärme die für das Maximum nöthige Höhe nicht, so wird auch die Blumenphase ihr Extrem nicht erreichen.

Auch das Verhalten rücksichtlich der Farbe der Blume hat Hr. Fritsch untersucht, und bey 100 Pflanzenarten unserer Breiten mit gleichartiger Färbung folgende Artenzahl mit periodischem Phasenwechsel der Blumen gefunden:

| | |
|---|---|
| weiße Blumen | 2,21 |
| blaue „ | 5,15 |
| gelbe „ | 5,56 |
| rothe „ | 1,49 |

Die Dauer des Schlafes ist ebenfalls nach der Farbe der Blumen verschieden; sie beträgt bey den

| | | | |
|---|---|---|---|
| weißen | Blumen | 13,1 | Stunden |
| blauen | „ | 14,9 | „ |
| gelben | „ | 14,6 | „ |
| rothen | „ | 13,4 | „ |

Eine entsprechende Abhängigkeit von der Blumenfarbe zeigt sich auch rücksichtlich der Epochen, in welchen sich die Blumen öffnen und schließen. Man findet diese für

| | Oeffnen | Schließen. |
|---|---|---|
| weiße Blumen | $8^h,2$ M. | $5^h,7$ Ab. |
| blaue „ | $7^h,1$ M. | $4^h,2$ Ab. |
| gelbe „ | $6^h,9$ M. | $3^h,9$ Ab. |
| rothe „ | $7^h,2$ M. | $5^h,3$ Ab. |

Die Temperaturen, bey welchen die Blumen aus dem Schlafe erwachen (t), die Vollblume erreichen (T), und welche sie nicht mehr ertragen (t'), so wie die Aenderung der Blumenphase (C) bey einer Temperaturvariation von 10° R. ersieht man aus folgender kleinen Tafel.

| | t | T | t' | C |
|---|---|---|---|---|
| Weiße und rothe Blumen | 8°,5 | 19°,4 | 25°,2 | 41°,7 |
| blaue und gelbe „ | 8°,5 | 20°,8 | 27°,4 | 34°,3 |

Unter 100 Blumen jeder der folgenden Classen kommen vor:

| | Weiß | Blau | Gelb | Roth |
|---|---|---|---|---|
| Morgenblumen | 16 | 14 | 54 | 16 |
| Mittagblumen | 17 | 7 | 50 | 36 |
| Abendblumen | 45 | 15 | 30 | 10 |
| Nachtblumen | 67 | 0 | 33 | 0 |

Die Größe der Blumenphase beym täglichen Minimum (Po) und Maximum (Pm), so wie im täglichen Mittel (P) und die Aenderung der Phase oder der Unterschied der Extreme (Pm — Po = A) betragen bey den

| | Po | P | Pm | A |
|---|---|---|---|---|
| weißen u. rothen Blumen | 20°,8 | 36°,5 | 74°,9 | 60°,0 |
| blauen und gelben „ | 8°,1 | 30°,1 | 74°,6 | 66°,3 |

Die Dauer des Schlafes, so wie die Epoche des Beginnens und Aufhörens desselben stehen in keiner Abhängigkeit von der Reihung der Pflanzenfamilien im natürlichen Systeme, eben so wenig in Betreff der Epoche, zu welcher die Vollblume eintritt. Eben so ist es in Beziehung auf die Größe der Blumenphase.

Faßt man den Pflanzenschlaf bey ganzen Familien zusammen, so lassen sich folgende 3 tägliche Perioden unterscheiden:

1) Von 3 — 9 Uhr Morgens = Periode des Erwachens.
2) Von 10 Uhr M. — 2 Uhr Ab. = Periode der Vollblume.
3) Von 3 — 7 Uhr Ab. = Periode des beginnenden Schlafes.

Es ergibt sich daraus die Abhängigkeit des Pflanzenschlafes von der Insolation, und es ist dabey bemerkenswerth, daß das Erwachen aus dem Schlafe schon eine Stunde vor Sonnenaufgang beginnt, während das Zurückfallen in denselben eine Stunde vor Sonnenuntergang aufhört, wodurch sich das Bestreben der Pflanzen kund gibt, in den Morgenstunden das Sonnenlicht aufzusuchen, und in den Abendstunden dasselbe zu meiden, was wohl in dem mit der Tageszeit fortschreitenden Alter der Blume den Grund haben dürfte, so wie überhaupt der tägliche Phasengang bey jüngeren Blumen excessiver und rascher als bey ältern erfolgt.

Zum Schluße bringt Hr. Fritsch noch ein Verzeichniß von 142 Pflanzen, an welchen er das Phänomen des Schlafes beobachtet hat.

W.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 12.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Historische Classe.

In der Sitzung am 18. Januar 1851 trug Hr. Reichsarchivs-Adjunct Dr. Wittmann vor:

### Ueber das Lebensende des Cherusker Fürsten Armin.

Die wenigen Nachrichten, welche uns Tacitus über die letzten Schicksale Armins in seiner bekannten, wortkargen Darstellungsweise überliefert hat, enthalten, scheinbar wenigstens, solche Widersprüche, [1]) daß es meines Wissens bisher noch nicht gelungen ist, sie auszugleichen und H. Luden [2]) sie geradezu für unauflösbar erklärt hat.

Wenn ich nun dessenungeachtet den Versuch wage, so geschieht es weniger in der Meinung, daß es mir gelingen werde, die richtige Erklärung zu finden, als vielmehr in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Geschicht- und Sprachforscher wiederholt auf diesen Gegenstand zu lenken, der, wenn er auch von besonderer Erheblichkeit nicht ist, doch einer genaueren Erörterung werth seyn dürfte, um so mehr, als es sich hier nebenher auch um die Ehrenrettung einer Persönlichkeit handelt, an welche sich so glorreiche Erinnerungen knüpfen.

Vor Allem bedarf jene Stelle der Aufklärung, in welcher Tacitus das Ziel, das Armin nach Vernichtung der römischen Herrschaft in Deutschland anstrebte, so wie den für ihn so verhängnißvollen Ausgang dieses Strebens bezeichnet, nämlich folgende: (Arminius) regnum affectans, libertatem popularium adversam habuit, petitusque armis — dolo propinquorum cecidit. [3]) Diese Stelle bietet nachstehende vier Fragen zur Beantwortung dar:

1) Was hat man unter regnum zu verstehen?
2) Was gab Anlaß zum Bürgerkriege?
3) Wer sind die populares, welche Armin bekämpften?
4) Warum wurde Armin selbst von seinen Verwandten verfolgt?

Regnum kann hier nicht, wie die Historiker, so wie die Erklärer und Uebersetzer gewöhnlich glauben, königliche Würde bedeuten, wenigstens nicht so geradehin, oder vielmehr Armins Streben nach ihr, kann, was hier eigentlich in Frage steht, nicht Anlaß zum Bürgerkriege gegeben haben, wenigstens nicht aus dem von Tacitus bezeichneten Grunde, weil anderen Nachrichten zu Folge, welche wir ihm ebenfalls verdanken, nicht angenommen werden kann, daß den Cheruskern die königliche Gewalt verhaßt gewesen, da ja dieselbe bey ihnen, wie mit wenigen Ausnahmen bey allen übrigen deutschen Volksstämmen thatsächlich vorhanden, und Armin selbst,

1) Die meisten Historiker, so wie auch die Erklärer des Tacitus schlüpften darüber hinweg.

2) Geschichte des teut. Volkes. I, 340.

3) Annal. II, 88.

wie wir gleichfalls aus Tacitus wissen, königlichen Stammes war; [4]) es kann dieß um so weniger angenommen werden, als ja die Cherusken nach dem Bürgerkriege den einzigen damals noch vorhandenen Sprößling ihres Königsgeschlechtes, Namens Italicus, Armins Bruders Sohn, aus Rom, wo er geboren und aufgewachsen war, aus freyem Entschluße zur Uebernahme der Königswürde abriefen, und als er kam, mit Jubel empfingen. [5])

Wenn nun dieser Gründe wegen einer Seits nicht glaublich ist, daß Armins Streben nach der königlichen Würde den Bürgerkrieg veranlaßt habe, so ist anderer Seits nicht erklärlich, daß Armin eben dieses Strebens wegen selbst von seinen Verwandten, die also, wie er, königlichen Stammes waren, in Gemeinschaft mit dem Volke verfolgt und endlich sogar gemeuchelt wurde, da es ja, wie man doch wohl annehmen muß, im Interesse derselben lag, ihn vielmehr gegen das Volk zu unterstützen, weil es ihn nicht zur königlichen Würde gelangen laßen wollte, indem, wenn sein Unternehmen scheiterte, auch sie ihre Anrechte auf dieselbe verloren. Es ist daher offenbar, daß ihrer Feindschaft gegen Armin andere Motive zu Grunde gelegen haben müssen, als sein Streben nach der königlichen Würde.

Der Geschichtforscher Löbell [6]) glaubte die Widersprüche, welche in der bezeichneten Stelle liegen, durch die Annahme heben zu können, daß die königliche Würde eine Zeit lang bey den Cherusken abgeschafft war; allein sie erweist sich schon im Hinblicke auf das eben Erörterte als unhaltbar, abgesehen davon, daß hiefür weder ein ausdrückliches Zeugniß, noch auch ein anderer haltbarer Grund vorliegt, und sie überdieß nicht alle Widersprüche auszugleichen vermag, indem sie die Feindschaft der Verwandten Armins unerklärt läßt.

Eben so wenig, und noch weniger annehmbar ist des übrigens sehr gründlichen Forschers Gaupp [7]) Erklärungsversuch. Er behauptet nämlich, daß die Cherusken die königliche Würde nicht als solche gehaßt haben, sondern nur Armin nicht zur königlichen Gewalt gelangen lassen wollten, in der Besorgniß, er möchte „nach so großen, glücklichen Kriegen gegen die Römer und gegen Marbot, als wirklicher König allzu mächtig und für die alte Freyheit allzu gefährlich werden.“ Diese Ansicht ist nicht nur an und für sich schon höchst unwahrscheinlich, sondern vermag auch nicht alle Widersprüche zu beseitigen, indem auch sie die Feindschaft der Verwandten Armins unerklärt läßt.

Um den Haß der Cherusken erklärlich zu machen, hat man ferner behauptet, Armin habe nicht so fast nach der königlichen Würde, als vielmehr nach unbeschränkter Herrschaft gestrebt; allein auch diese Auffassung des Ausdruckes regnum läßt sich nicht rechtfertigen; denn abgesehen von anderen Gründen, welche im Verlaufe zur Sprache gebracht werden sollen, ist an und für sich nicht glaublich, daß irgend ein deutscher Fürst der damaligen Zeit, wo das democratische Element das monarchische so sehr überwog, besonders bey den sassischen Völkern, zu denen auch die Cherusken gehörten, es wagen sollte, dasselbe gänzlich zu unterdrücken, was erst in viel späterer Zeit, und nur sehr allmählig, doch nie vollständig gelungen ist; um so weniger glaublich ist es von Seite Armins, der, abgesehen davon, daß er langehin als Beschützer und Retter der deutschen Freyheit in Volksliedern besungen ward, unmittelbar nach seinem Tode von den Cherusken als das Muster eines deutschen Fürsten aufgestellt wurde, [8]) was sie wohl sicher nicht gethan haben würden, wenn er auch nur den Versuch gemacht hätte, ihr kostbarstes Gut, die Freyheit, anzutasten. Uebrigens kann nicht verkannt werden, daß der Mittelsatz der bezeichneten Stelle: libertatem populariorum adversam habuit, die eben erwähnte Auffassung des Ausdruckes regnum begünstiget, doch nur in dem Falle, wenn unter populares die Gemeinfreyen des Volkes überhaupt, nicht etwa nur eine gewisse Parthey, welche sich gegen alle Gewalt auf-

4) Denn Tacitus (XI, 16) sagt ausdrücklich, daß Armins Bruders Sohn Italicus stirpis regiae war.
5) Ebend.
6) Gregor v. Tours u. seine Zeit. S. 518.
7) Die german. Ansiedlungen ꝛc. S. 103.
8) Tac annal. XI, 16. 18.

lehnte, so daß also die libertas, von der hier Tacitus spricht, als Zügellosigkeit aufgefaßt werden müßte. Man sollt' es freylich für unwahrscheinlich halten, daß es in der damaligen Zeit schon eine solche Parthey gegeben habe, betrachtet man jedoch die Zustände, welche bald nach Armins Tode in Cheruskien hervortraten, gewiß sich aber schon früher entwickelt hatten, so darf man wohl allerdings annehmen, daß die populares, welche sich gegen Armin erhoben, Leute derselben Sorte waren, wie die, welche etwas später auch den König Italicus bekämpften, und die Tacitus in nachfolgender Stelle: potentiam eius (sc. Italici) suspectantes, qui factionibus floruerant, [9]) noch bestimmter und deutlicher aber mit nachstehenden Worten bezeichnet: falso libertatis vocabulum obtendi ab iis, qui privatim degeneres, in publicum exitiosi, nihil spei, nisi per discordias habeant, [10]) woraus sich ergibt, daß in Cheruskien damals schon Zustände eingetreten seyn müssen, sehr ähnlich denen, die wir in der jüngsten Zeit erlebt haben, und die denn auch den Untergang des Volkes herbeyführten, wie wir gleichfalls aus Tacitus wissen [11]). Unter populares können daher in der fraglichen Stelle recht wohl Unruhestifter, Factiosen, verstanden werden, welche, wie Tacitus sagt, die Freyheit, die sie zu ihrem Paniere machten, bloß zur Verfolgung eigennütziger Zwecke mißbrauchten. Indessen ist auch noch eine andere Deutung zulässig, welche jedoch von der gegebenen im Wesentlichen nicht abweicht, und von der weiter unten die Rede seyn wird.

Forscht man den Ursachen nach, welche die eben besprochenen Zustände und den wüthenden Bürgerkrieg in Cheruskien herbeygeführt haben, so läßt sich unschwer entdecken, daß der erste Anstoß von den Römern ausging, welche alter Uebung gemäß unter jenen Völkern, die sie zu verderben beschlossen hatten, Zwietracht aussäten, was ihnen den Deutschen gegenüber um so besser gelungen ist, als dieselben ohnehin stets unter sich zerfallen waren, und daher die schon vorhandenen Zerwürfnisse nur geschürt zu werden brauchten, was die Römer, und in dieser Periode besonders Tiberius, so meisterlich verstanden haben. Vor Allem gingen sie darauf aus, die deutschen Fürsten zu gewinnen, und sie, um dieß zu erreichen, in ihre Hauptstadt zu verlocken, welche der Mittel, dieselben ihrem Heimathlande zu entfremden, in Fülle darbot. Und gerade die cheruskischen Fürsten sind uns hiefür ein merkwürdiges Beyspiel; denn sie alle, so viele wir in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, kennen: Inguiomar und dessen beyde Neffen Flavius, der sogar, wie man sieht, einen römischen Namen angenommen hat, und Armin, so wie Segest, dessen Sohn Segimund und sein Bruder Segimar standen in römischen Diensten und wurden mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Nur Armin blieb seines Vaterlandes eingedenk, und bereitete, kaum in seine Heimath zurückgekehrt, in aller Stille jenen denkwürdigen Kampf vor, der mit der Vernichtung der römischen Herrschaft in Deutschland endete. Dagegen blieb Segest, und darin lag der nächste Anlaß zu den inneren Unruhen, welche gleich nachher in Cheruskien ausgebrochen sind, den Römern unverbrüchlich treu, so wie auch Flavius, der sogar in ihren Reihen gegen seine eigenen Landsleute kämpfte.

Um die Zeit, als der Krieg ausbrach, war, so viel bekannt ist, in Cheruskien ein König nicht vorhanden, wenigstens liegt hiefür kein Zeugniß vor; doch aber scheint Flavius, Armins älterer Bruder, das Recht zur königlichen Würde gehabt, doch auf sie verzichtet zu haben, indem es ihm zu Rom, wohin er sich mit Zustimmung seines Volkes begab, [12]) besser gefiel, als in seinem Heimathlande. Dieß ergibt sich aus der Unterredung, welche Beyde auf der Ebene Idistavisus vor dem Beginn des Kampfes miteinander hatten, indem ihn Armin ermahnte, den Tand, den ihm die Römer bieten, aufzugeben, und es vorzuziehen, statt Verräther, imperator d. h. wohl König der Cheruskеn zu seyn. [13])

9) Ebd. c. 16.
10) Ebd. c. 17.
11) Germ. c. 36.
12) Tac. annal. l. c.
13) Ebd. II, 9. 10.

Die allgemein herrschende Ansicht, daß damals Armin alleiniger Fürst der Cherusken war, ist wohl ohne Zweifel durchaus falsch, und nur so viel wahr, daß er im Kriege mit den Römern den Oberbefehl hatte, welcher mit der königlichen Würde nicht nothwendig verbunden war, sondern vom Volke nach eigenem Ermessen verliehen wurde, wenn es Krieg gab.

Neben Armin waren Inguiomar, desselben Oheim, so wie Segest, und ohne Zweifel auch, obwohl weniger gewiß, dessen Bruder Segimar cheruskische Fürsten, und zwar mit gleicher Berechtigung, wie jener. Segesten lernen wir als einen mit Herrschaft ausgestatteten Fürsten aus mehreren Stellen bey Tacitus kennen, namentlich aus jener, welche besagt, daß er, weil das Volk, über welches er herrschte, es so verlangte, an dem Kampfe mit Varus theilnehmen mußte, [14]) trotzdem daß er persönlich auf Seite der Römer stand, und einem Kriege mit diesen höchst abgeneigt war, nicht weil er, wie man gewöhnlich glaubt, ein Verräther, sondern der, freylich irrigen, Meinung war, daß der Friede im Interesse beyder, der Deutschen sowohl, als der Römer liege. Eben so gibt sich uns auch Inguiomar als herrschenden Fürsten kund. Als nämlich Germanicus, die varianische Niederlage zu rächen, in Deutschland eindrang, wurde er, der ebenfalls mit den Römern auf freundschaftlichem Fuße und bey ihnen in großem Ansehen stand, wie früher Segest, wider seinen Willen in den Kampf gegen die Römer verwickelt. Daß er aber mit dem ganzen Stamme, über den er herrschte, sich der deutschen Sache anschloß, geht aus Tacitus deutlich hervor, wenn er berichtet, [15]) daß Germanicus dieses Abfalles wegen heftig erschrak, was wohl kaum der Fall gewesen wäre, wenn Inguiomar allein, ohne seine, und zwar, wie man annehmen muß, sehr zahlreiche Mannschaft zu seinen Landsleuten übergetreten wäre. Eben so verstärkte er, als es zwischen Armin und Marbod zum Kampfe kam, des letzteren Streitkräfte, indem er mit den seinigen zu ihm überging, und sie müssen beträchtlich gewesen seyn, da sie die Lücke ausfüllten, welche in Marbods Heer durch den Abfall der Semnonen und Longobarden entstanden war. [16]) Hieraus ergibt sich zugleich aber auch, daß zwischen diesen drey Fürsten großer Zwiespalt herrschte, und zwar erstens, weil Armin ein erbitterter Gegner, die beyden anderen aber erklärte Anhänger der Römer waren; dann, weil sie, ergraute Krieger, sich unter den Oberbefehl des jungen Armin stellen mußten; endlich weil Armins Einfluß den ihrigen weit überwog, ja völlig zu vernichten drohte. Segests Haß wurde, wie bekannt, noch dadurch verschärft, daß Armin desselben Tochter entführt und zum Weibe genommen hatte. Daher brach, als kaum das römische Heer im Teutoburger Wald vernichtet war, zwischen beyden eine blutige Fehde aus, in Folge welcher Armin in Segests Gefangenschaft gerieth, nachher aber daraus, ohne daß wir wissen wie befreyt, denselben so bedrängte, daß er sich genöthigt sah, sich in der Heresburg, einem befestigten Platze, einzuschließen, und dann, als er in Gefahr stand, zu unterliegen, den Germanicus, der inzwischen mit einem Heere sich genähert hatte, um Hülfe anzurufen. Dieser befreyte ihn und wies ihm jenseits des Rheines einen Wohnsitz an. [17])

(Schluß folgt.)

14) Segestes quamquam consensu gentis in bellum — tractus, discors manebat. Ebd. I, 55. Consensus kann hier nicht „Einwilligung" bedeuten; denn Segest wollte sie nicht, vielmehr das Gegentheil, da er einem Kriege mit den Römern im höchsten Grade abgeneigt war; consensus wird daher „Beschluß" bedeuten, und unter gens nicht das ganze Cheruskische Volk, sondern nur der Theil hievon, über den Segest herrschte, zu verstehen, darum suae zu ergänzen seyn.

15) Annal. I, 60.

16) Ebd. II, 45.

17) Ebd. I, 57. 58.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 13.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber das Lebensende des Cherusker Fürsten Armin.

(Schluß.)

Inguiomar unterdrückte zwar seinen Groll und nahm an dem Kriege der Deutschen gegen Germanicus thätigen Antheil, weil die Liebe zum Vaterlande sein persönliches Interesse überwog, vielleicht auch weil ihm sein eigenes Volk keine andere Wahl ließ; als aber die Römer aus Deutschland verdrängt waren, und Armin darauf gegen den Markomanenkönig auszog, glaubte er, daß nun der Zeitpunkt gekommen, seine eigenen, von Armin sehr gefährdeten Interessen zu wahren, und trat daher, wie bekannt, zu Marbod über, ohne Zweifel in der Absicht, in Verbindung mit jenem sich dem lästigen Uebergewichte Armins zu entziehen, vielleicht ihn gänzlich aus der Herrschaft zu verdrängen, oder doch wenigstens seine eigene zu sichern. Es kam jedoch anders, indem Armin aus dem Kampfe mit Marbod als Sieger hervorging.

Nun erst entbrannte in Cheruskien, wohin auch Inguiomar nach Marbods Niederlage zurückkehrte, wüthender Bürgerkrieg, indem er und Armin, vielleicht auch Segest und Segimar, sich um den Besitz der Herrschaft stritten, weil es unter den bestehenden Verhältnißen unmöglich war, sie, wie bisher, mit- und nebeneinander auszuüben. Näheres wissen wir zwar nicht von diesem Kampfe, doch muß er mit der größten Erbitterung durchgefochten worden seyn, weil das ganze cheruskische Fürstengeschlecht mit Ausnahme des Italicus, der sich aus Rom nicht entfernt hatte, darin zu Grunde ging. [18]) Auch Armin fiel, doch nicht im offenen Kampfe, sondern durch die Hinterlist seiner eigenen Verwandten. Dieser Umstand löst uns das Räthsel, denn er beweist im Zusammenhalte mit dem, was voranstehend erörtert wurde, daß Armin nicht auf Vernichtung der Volksfreyheit und nicht auf unbedingte Herrschaft ausging, sondern nur, um das Volk vor gänzlichem Verfalle zu retten, und den inneren Frieden herzustellen und zu befestigen, der getheilten Herrschaft, durch welche derselbe eben gestört wurde, ein Ende zu machen suchte, seinen Zweck aber nicht erreichte, sondern vielleicht in dem Augenblicke, wo er dem Ziele nahe war, als Opfer der Rache seiner Verwandten fiel, die, um sich seiner, da er ihre Rechte gefährdete, zu entledigen, und um dieselben zu wahren, ihn meuchlings ums Leben brachten, weil sie im offenen Kampfe ihm nicht zu widerstehen vermochten.

Der Sinn der Eingangs aus Tacitus angeführten Stelle, welche wörtlich übersetzt, ganz unverständlich ist, indem sie zu den übrigen hieher bezüglichen Nachrichten nicht paßt, wäre demnach möglichst kurz gefaßt, folgender: „Armin, welcher die unter Mehrere vertheilte oberste Gewalt — regnum — in seiner Person zu vereinigen strebte, wurde

18) Ebd. XI, 16.

eben darum von seinen zur Herrschaft mitberechtigten Verwandten (Inguiomar ꝛc.), und von denen aus dem Volke, welche auf ihrer Seite standen (populares) bekämpft, und fiel endlich durch derselben Hinterlist.“ So glaube ich die Widersprüche, die in der eben bezeichneten Stelle liegen, wenn auch nicht völlig gelöst, doch ihrer Lösung näher gerückt zu haben.

---

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1851.

Es kommt zur Vorlage: ein Schreiben des corresp. Mitgliedes, Hrn. Dr. Heßler in Wemding, worin er die baldige Vollendung des dritten Bandes vom Ayurvédas in Aussicht stellt; — ferner Dankfagungsschreiben der neu erwählten HH. Mitglieder Magnus in Berlin, Kölliker in Würzburg und Unger in Wien.

Ein Schreiben des Hrn. Prof. Rud. Wagner, womit er seine neuesten „neurologischen Untersuchungen“ einsendet, und ein anderes des Hr. Ob. Med. Assessors Dr. G. Jäger in Stuttgart, welcher der Akademie seine „Uebersicht der fossilen Säugthiere Würtembergs“ zum Geschenk macht, wurden vorgelesen.

Außerdem kommen aus dem literarischen Verkehre Mittheilungen zur Vorlage Seitens des polytechnischen Vereins zu Würzburg, der entomologischen Societät zu London, der finnländischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Société nationale d'agriculture, d'histoire naturelle etc. de Lyon, der Société Linnéenne de Lyon, der Batavischen Gesellschaft experimentirender Wissenschaften zu Rotterdam, der kais. Akademie d. W. zu Wien, der kais. deutschen Akademie der Naturforscher, und der k. Societät d. W. zu Göttingen.

Ein Progamm der Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna setzt einen Preis von einer goldenen Medaille, im Werthe von 100 römischen Scudi, für die beste Ausarbeitung einer Schrift zur praktischen Anleitung gegen Feuersbrünste.



---

Hiernächst wurden von Hrn. Dr. Otto Sendtner folgende:

**Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten,**

vorgelegt.

I. Der augenscheinliche Zusammenhang, welcher zwischen den periodischen Erscheinungen im Pflanzenreiche und den physikalischen Zuständen unsers Planeten besteht, hat die Gelehrten veranlaßt, nach der Gesetzmäßigkeit, die ihm zu Grunde liegt, zu forschen. Es war leicht zu sehen, daß das Verhältniß der durch die jährliche Bewegung um die Sonne bewirkten veränderlichen Zustände der Erde zu den Pflanzenphasen dem der Ursache zur Wirkung entspreche. Die wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes begnügte sich aber nicht mit allgemeinen Schätzungen, sondern übernahm es, die physikalischen Kräfte nach dem Maaße ihrer Wirkung auf die Pflanze mit mathematischer Genauigkeit zu bestimmen. Der Gewinn, welchen diese interessante Ermittelung für Wissenschaft und was mit ihr zusammenhängt, in Aussicht stellte, war so anziehend, daß ungeachtet der Schwierigkeiten, welche in der verwickelten Aufgabe lagen, ihre Bearbeitung eine ausgebreitete Theilnahme fand, die zu ihrer Lösung eine nicht minder wichtige Bedingung ist, als die Zweckmäßigkeit der Beobachtungsmethode.

Diese letztere dürfte sich im Resultate der jetzt seit etwa zehn Jahren gepflogenen Beobachtungen nicht vollkommen bewährt haben. Die Erfahrungen, die daraus hervorgiengen, genügten nämlich keineswegs zur Begründung des gesuchten Gesetzes; und zwar weniger deßhalb, weil die Zahl der Daten nicht zureichte, als wegen gewisser Mängel, die in der Beobachtungsweise liegen, in so ferne die durch sie erlangten Daten zur Vergleichung unter

sich nicht vollkommen gleichnamig und nicht genau und vollständig genug sind.

In voller Anerkennung der großen Verdienste, welche sich die bisherigen Forscher auf diesem Gebiete erworben haben, erlauben wir uns einige weitere Veränderungen in der Beobachtungsweise vorzuschlagen und zu motiviren, welche wir für Verbesserungen halten, dabey vollkommen überzeugt, daß auch nun noch die Angelegenheit weiterer Perfectibilität entgegen reifen müsse. Diese herbeyzuführen bitten wir Alle, welche sich an diesen Beobachtungen betheiligend während des kommenden Sommers Gelegenheit haben, die Anwendbarkeit unserer Vorschläge zu prüfen, das, was sie daran auszusetzen haben, mitzutheilen. Nur wer nach einer fremden Methode arbeitet, wird den Umfang ihrer Mangelhaftigkeit kennen lernen.

II. Der Zweck, welcher den Beobachtungen über Periodicität der Erscheinungen im Pflanzenreiche zu Grunde liegt, ist überhaupt der, die Wirkung der äußern Einflüße auf die Entwicklungsstufen der Pflanzen zu bestimmen. Es ist somit die Aufgabe gestellt, die beyden Größen zu messen, um dann die gefundenen Maaße vergleichen zu können.

Die Lösung dieser Aufgabe würde keiner Schwierigkeit unterliegen, wenn die verschiedenen Einflüße immer constantes Verhalten unter sich beobachteten, und wenn sich die Individualität der Pflanze immer gleich verhielte. Ihre Schwierigkeit liegt daher zunächst darin, daß die Einflüße aus vielen Factoren bestehen, welche unter sich auf's mannigfaltigste combinirt, sich gegenseitig ergänzen und sogar vertreten können. Es ist ferner schwer, die unmittelbare Wirkungsweise mancher Factoren (z. B. die von Licht und Wärme der Insolation) auf die Pflanzen zu messen, weil wir keine Instrumente haben, die von diesen Einflüßen gerade so afficirt werden, wie die Pflanzen. Endlich ist die Individualität der Pflanze nicht immer von gleicher Disposition, gleicher Empfänglichkeit gegen die Reize von Außen, und eben so wenig der Entwicklungsgang ihrer Metamorphose ein gleichmäßiger, namentlich ihrer vegetativen Sphäre, deren Gliederung minder rhythmisch bestimmt ist, als die der reproductiven.



III. Um sich nun der geeigneten Mittel zu bemächtigen, welche im Stande sind, diese Schwierigkeiten zu vermeiden, ist es angemessen, sich von den Störungen, die durch sie der Sicherheit unseres Verfahrens erwachsen können, eine klare Anschauung zu verschaffen. In dieser Absicht ordnen wir zunächst die der Periodicität zu Grunde liegenden Elemente nach folgenden Principien.

Die Pflanze, welche ihre Nahrung aus dem Boden und von der Atmosphäre bezieht, bedarf nicht bloß der in diesen beyden Medien enthaltenen Nahrungsstoffe, um ihre Lebensfunctionen auszuüben, sondern auch der Wärme und des Lichtes. Es ist möglich, daß auch die Elektricität sich dabey betheiliget, allein es fehlt noch an nöthigen Anhaltspunkten, um auch diese in Rechnung bringen zu können.

Die Sonne als Quelle des Lichtes und der Wärme übt durch die Periodicität ihrer Stellung zur Erde, abgesehen von ihrer directen Wirkung auf die Pflanzen, einen Einfluß auf Luft und Boden aus, in welchem die verschiedenen Phasen des Pflanzenlebens ihre Ursache haben. Die Pflanzen aber zeigen ihrerseits selbst wieder ein verschiedenes Verhalten zu den dargebotenen Einflüßen.

Es folgt hieraus, daß die verschiedenen Erscheinungen im Pflanzenreiche A) von der Beschaffenheit der äußern Einflüße (objectiven Momenten), B) von dem specifischen Verhalten der Pflanzen gegen diese (subjectiven Momente) bedingt werden.

Als äußere Einflüße wirken auf die Pflanzen:

1) Wärme der Sonnenstrahlen,
2) der Luft im Schatten,
3) des Bodens *),

*) Die Wärme an sich mag ohne Zweifel gleiche Wirkung auf die Pflanzen haben, ob sie nun von einem Ofen oder der Sonne gereicht werde; da aber der Pflanze die Wärme von der Sonne in andern Verhältnissen dargeboten wird, als im Schatten, da ferner die Wärme, die im Boden die Wurzeln und Rhizome betrifft, unabhängig von der Wärme der Luft im Schatten agirt, und da die Pflanzen selbst — wie Vegetationsgrenzen beweisen (s. Grisebach Vegetationslinien S. 16. 32) — zu einer

4) Licht,
5) Feuchtigkeit der Luft, durch: a. atmosphärische Niederschläge, b. Hygroskopicität,
6) Feuchtigkeit des Bodens,
7) chemische Bodenbeschaffenheit,
8) physikalische Bodenbeschaffenheit.

Ueber den Einfluß, welchen der Druck der Atmosphäre auf die Pflanzen ausüben kann, läßt sich aus den vorhandenen Daten nicht urtheilen.

Die subjectiven Momente, welche die pflanzliche Disposition enthält, bieten dar:

1) die Art und Rasse der Pflanze,
2) die Individualität,
3) das Alter derselben.

Von den äußern Factoren des Pflanzenlebens sind nun Wärme, Licht, zum Theil auch Feuchtigkeit von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde abhängig, daher verschieden nach Tages- und Jahreszeit und in dieser Eigenschaft die wesentlichste Veranlassung der Periodicität in den vegetabilischen Erscheinungen. Sie sind aber auch verschieden nach der geographischen Breite und der Meereshöhe, und zwar keineswegs unter sich in gleichem Maaße. Bey manchen wirkt dieser Unterschied auf entgegengesetzte Weise, z. B. die verticale Erhebung auf Wärme des Bodens oder der Luft im Schatten, und auf das Licht. Ferner ist nicht bloß die mittlere Intensität, sondern auch die Vertheilung dieser Factoren in ungleichem Maaße verschieden.

Da nun die übrigen Factoren, die chemischen und physikalischen Bodenverhältnisse und gewissermaßen auch die Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens an und für sich unveränderlich und unabhängig von den vorigen auf die Rolle dieser von großem Einfluße sind, so kreuzen sich die Wirkungen aller in einer überaus mannigfaltigen Reihe von Combinationen.

IV. Um in der Analyse so zusammengesetzter Größen das Maaß der einzelnen Bestandtheile richtig bestimmen zu können, giebt, geschweige daß sie hindere, die verschiedene Reaction von Seite der Pflanzen ein viel verheißendes Mittel an die Hand. Gerade deßhalb, weil die Pflanzen gegen die Einflüße eine verschiedene Reizbarkeit zeigen in der Art, daß die gleichen Pflanzen von den verschiedenen Einflüßen verschieden, von den übereinstimmenden Einflüßen aber (wie es scheint) gleichmäßig afficirt werden, werden sie sowohl durch die Beschleunigung oder Verzögerung ihrer Entwicklungsepochen, als auch durch ihren leiblichen Umfang, und endlich durch ihre von ersterer abhängige Verbreitung Aufschlüße geben können von der Größe der unbekannten Ursachen, sobald man nur die Werthe der gleichzeitig wirkenden bekannten mit in Rechnung zieht, und solchermaßen werden durch die Pflanzen physikalische Momente ermittelt werden können, zu deren Messung es bis jetzt an genauen physikalischen Instrumenten gebricht, indem als solche ihre Phasen in Anwendung kommen, deren Entwicklungsgrade die Maaßscala bilden.

Wo so viele Factoren wirken, müssen demungeachtet alle in Untersuchung gezogen werden.

Nichts ist einseitiger, als die Pflanzen z. B. bloß nach ihrem Verhalten zur Temperatur beobachten zu wollen; ebenso einseitig, als wenn man, wie es lange Zeit geschehen ist, die Vegetationslinien bloß von solchen, und zwar in jährlichen Mitteln ausgedrückt, abhängig wissen will.

Wenn man auch nicht läugnen konnte, daß das Licht einen Einfluß auf die Phasen der Pflanzenentwicklung ausübe, so hat man doch unbedingt diesen viel zu gering angeschlagen, indem man glaubte, ihn bey der Berechnung der Causalmomente unberücksichtigt lassen zu können. Ebenso hat man, wenn von der Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Pflanzen die Rede war, hauptsächlich nur den erwärmenden Theil derselben in Anschlag gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

---

mit Licht verbundenen Wärme sich anders verhalten als gegen die dunkle, so dürfte es vielleicht sicherer seyn, die Wärme je nach ihrem Medium getrennt zu behandeln.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 14.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Fortsetzung.)

Um einen Begriff zu geben von der gewaltigen Wirkung, welche dem Lichte zugeschrieben werden muß auf die pflanzliche Metamorphose und namentlich die Blüthe, genügt es, an die den botanischen Gärtnern wohl bekannte Thatsache zu erinnern, daß in Treibhäusern mit verticalen Fenstern in unserm Klima etwa nur $\frac{1}{10}$ der Pflanzen zur Blüthe kommt, in solchen hingegen mit Glasdach wenigstens $\frac{1}{3}$.

Der Lichtreiz wirkt ohne Zweifel chemisch umwandelnd in der Art auf die Pflanzen, daß durch ihn die Dispofition zum Eintritte der Metamorphose in ihre reproductive Sphäre früher entschieden wird (also beschränkend auf die vegetative Sphäre). Der Wärme kann nur eine Beschleunigung des Zellbildungsprocesses zugeschrieben werden. Jene Wirkung des Lichtes spricht ein geistvoller Naturforscher mit folgenden bilderreichen Worten aus: „Es ist der .... vermehrte Lichteinfluß, welcher eine raschere Entwicklung aller Gestaltungsverhältnisse, einen abgekürzten Gang der Metamorphose bewirkt, ebenso wie wir auf höhern Bergen die Pflanzen durch minder üppige Entwicklung der vegetativen Vorstufen in schnellerm Schritte zur Blüthe und Frucht fortschreiten, daher auch manche Pflanzen auf den Bergen früher zur Blüthe gelangen sehen, als im Thal und in der Ebene, wie dieß z. B. an der gemeinen Haide (Calluna vulgaris) und dem Einblatt (Parnassia palustris) der Fall ist“ *). Wir fügen diesen beyden Beyspielen noch das des deutschen Enzians (Gentiana germanica) als das bezeichnendste bey, welcher auf unsern Alpen in 7000 par. Fuß Höhe bereits verblüht ist, wenn er im Thale erst seine zahlreichen Blüthenknospen zum Vorschein bringt, indem er in der Höhe nur wenig Laubblätter und meist nur eine einzige Blüthe zu bilden hatte und einarig blieb **).

Auch noch in anderer Weise wirkt der Lichtreiz auf die Phasen, indem Sonnenschein das Gelingen des Befruchtungsactes begünstigt, wie die Erfahrung bey künstlicher Befruchtung bewährt.

*) Al. Braun, Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur. Freiburg 1849. S. 241 f.

**) Der Versuch von De Candolle, welchen diese Blätter (Gelehrte Anzeigen 1851 S. 255) und die Flora (1850 S. 261) berichtet haben, hat aus eben diesem Grunde keine Beweiskraft für die Richtigkeit des Verfahrens, die Wirkung der Insolation nach dem Maaße der Luftwärme zu berechnen. Dieselbe würde sich bald entscheiden, wenn man die im Frühlinge zuerst angestellten Versuche während der Zunahme der Temperatur in gleichen Intervallen wiederholen wollte. Wenn es sich dann auch trifft, daß die Constante der Schattenpflanzen gleich bleibt, so wird doch erst dann De Candolle's Folgerung Bestätigung finden, wenn bey vermehrter täglicher Luftwärme die im Schatten erwachsenden Pflanzen einmal in gleicher Zeit ihre Blüthe erreichen, als es früher die in der Sonne gedeihenden thaten, und wenn sie dann auch die gleiche Constante bekommen haben.

Grisebach sah jenseits des 60° n. Br. auf dem Hardangerfiord in Norwegen die Gerste am 22. Julius schneiden, nachdem sie am 12. Mai gesäet war und am 24. Juni geblüht hatte. Der Zeitraum von der Blüthe bis zur Reife hatte eben so lange gedauert als in Sachsen, allein der von der Saat bis zur Blüthe war unter dem Einfluße der längern Sommertage (also vermehrten Lichtes) ein bey weitem kürzerer gewesen *).

Daß in der täglichen Periodicität der pflanzlichen Erscheinungen das Licht die Hauptrolle spielt, ist eine unbezweifelte Sache.

Ein anderer Factor, der auf die Verzögerung gewisser Entwicklungsphasen ganz unabhängig von der Wärme großen Einfluß ausübt, besteht in der Nahrhaftigkeit des Bodens. Einen eclatanten Beleg dafür bieten die im botanischen Garten zu München im Jahre 1849 vom Hofrath von Martius angestellten Düngungsversuche. Bohnen- (Phaseolus) pflanzen, die auf einem und demselben Beete (von gleichen physikalischen Bodenverhältnissen) unter den übereinstimmendsten Temperaturverhältnissen mit verschiedenen Düngungsstoffen behandelt waren, erreichten die Stadien ihrer Blüthe so wie das Ende ihres Lebens um so später, je nahrhafter der ihnen ertheilte Düngungsstoff war. Die Zeiten der Blüthe erhielten dadurch Differenzen von mehr als 4 Wochen, Differenzen, welche in die wärmsten Abschnitte der Vegetationsperiode fallend, einen Unterschied in der Temperatursumme von mehr als 360° R. bewirken können! **)

Auch hier stellt sich heraus, daß Momente, die verkürzend auf das vegetative Wachsthum der Pflanzen wirken, dadurch gerade beschleunigend den Eintritt der reproductiven Sphäre, und zugleich den Abschluß ihres jährlichen Entwicklungscyklus herbeyführen.

Die Wärme wirkt aber in ganz anderer Weise, und man wird daher einen Mißgriff begehen, wollte man den Antheil jener die Substanzzunahme schwächenden Einflüße auf Rechnung derjenigen setzen, welche durch Förderung des Wachsthumes die Ausbildung beschleunigen.

Nicht die Beschleunigung des Zellbildungsprocesses ist es, warum auf Bergen die Gentiana germanica früher blüht als im Thale, sondern der aus den zwey genannten Ursachen bewirkte Umstand, daß sie in der Höhe nur wenig Laubblätter und eine Axe auszubilden hat, worauf sie ungesäumt an die Entwicklung ihrer einzigen Blüthe schreiten kann.

Da nun gleichartige Erscheinungen von ungleichartigen Ursachen bewirkt werden können, und da es ferner in der Erfahrung begründet ist, daß sich Factoren gegenseitig zu ergänzen oder zu steigern vermögen (z. B. Wärme des Bodens und der Luft, Wärme der Luft und Insolation) und endlich daß die Pflanzenarten ein ungleiches Verhalten zeigen zu den einzelnen Factoren, so werden die hieraus sich ergebenden Störungen in der Gleichartigkeit der Verhältnisse, statt zu verwirren, vielmehr hülfreich sich erzeigen zur Enthüllung der gesuchten Gesetzmäßigkeit.

V. Zwar sind wir nicht so weit, daß der Plan der Beobachtungsmethode bis zum letzten Gliede der zu ermittelnden Verhältnisse reiche, allein wir können doch vorläufig unsere Beobachtungen so einrichten, daß sie uns die Leuchte verschaffen, mit der wir versehen in die noch dunkeln Räume des Forschungsgebietes vorzudringen vermögen. Dort angelangt werden wir uns erst orientiren können im Zusammenhange des Ganzen, dessen Anastomosen mit Hülfe der Leuchte dann nicht länger verborgen bleiben werden.

Um nun diesen Nutzen wirklich zu sichern, ist als wesentliche Bedingung bey unsern Beobachtungen vorauszusetzen: 1) daß die Zahl der Daten allen Verhältnissen angemessen vervielfältigt, 2) daß durch directe Maaßbestimmung die Zahl der unbekannten Factoren möglichst vermindert werde.

Es ist daher nothwendig, daß die mit den periodischen Erscheinungen im Pflanzenreiche unmittelbar in Verbindung stehenden Causalmomente so vollständig als möglich beobachtet werden.

VI. Diese Verbindung bezieht sich auf zeitlich und räumlich verschiedene Verhältnisse. Zu den erstern gehören Wärme, Licht und atmosphä-

*) A. Grisebach über den Vegetationscharakter von Hardanger. S. 25.

**) Auf gleichen Ursachen beruht wohl die von Unger im Sitzungsberichte der kais. Akademie d. W. zu Wien (mathem. naturwiss. Klasse 1850. V. Heft S. 513) mitgetheilte Thatsache.

rische Niederschläge. Da nun die Wirkung dieser in der Art geschieht, daß sie

a) je nach ihrer mittlern Intensität,
b) je nach ihrem verschiedenen Verhalten zum Raum, ihrer Vertheilung in der Zeit und ihrer Periodicität;
c) je nach ihren Extremen in Anschlag kommen müssen, wobey
d) noch berücksichtigt werden muß, daß es immer vorausgegangene Zustände sind, welche die später eintretende Erscheinung an der Pflanze zur Folge haben,

gestaltet sich hieraus die Aufgabe für den Meteorologen. Diesem die Behandlung derselben überlassend, bemerken wir bloß, daß in der Berechnung der Wärmeverhältnisse nach ihrer Wirkung auf die Pflanzen ein von dem gewöhnlichen meteorologischen verschiedenes Verfahren zu beobachten sey, indem in die Mittel, sowohl die täglichen als monatlichen, die Temperaturen unter 0 nicht aufgenommen werden sollen. Da aber für manche Pflanzen auch noch höhere Temperaturen, bey uns vielleicht bis zu 4° keine Wirkung auf Förderung ihrer Vegetation haben, so handelt es sich darum, den Abzug aller dieser geringern Temperaturen in der Darstellung der Mittel beliebig bewerkstelligen zu können.

Ueber die meteorologischen Beobachtungen enthält das Nöthige die Instruction von Quetelet, welche unter andern auch in dieser Zeitschrift und in der Flora 1843 S. 5 ff. besprochen wurde, ferner das Programm von Fritsch in den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissensch. (IV. S. 29 ff.), endlich der Entwurf eines meteorol. Beobacht. Systems für die österr. Staaten von C. Kreil (1850. III. Heft. S. 58).

Die räumlichen nicht veränderlichen Verhältnisse, welche auf die Erscheinungen an den Pflanzen einwirken, können leichter ermittelt werden, und ordnen sich nach den Bestimmungen, die bis jetzt über die Einflüße des Bodens auf die Pflanzen vorhanden sind.

Die Individualität der Pflanze ist zunächst nach ihrem Alter, bey manchen auch nach ihrer Sexualität zu berücksichtigen. Die durch vorangegangene Blüthen- und Fruchtjahre veranlaßte Erschöpfung darf gleichfalls nicht übersehen werden. Ihr Gesundheitszustand ist so sehr von äußern Ursachen bedingt, daß er weniger als verursachende, als vielmehr als bewirkte Erscheinung anzuzeichnen ist.

VII. Nach der vorausgegangenen Entwicklung gliedert sich der Gegenstand unserer Beobachtung nach folgender Ordnung.

A. Beobachtung der periodischen Erscheinungen im Pflanzenreiche:
a. der täglichen,
b. der jährlichen.

B. Beobachtung ihrer Causalmomente:
a. der periodischen,
1) der Wärme der Luft im Schatten,
2) der Wärme des Bodens,
3) der Insolation (Wärme und Licht),
4) der atmosphärischen Niederschläge,
5) der Hygroskopicität der Atmosphäre,
6) der Windrichtung,
7) der Bewölkung;
b. der unveränderlichen Causalmomente,
1) der Bodenbeschaffenheit,
α. der chemischen,
β. der physikalischen;
2) der Individualität der Pflanze.

VIII. A. Beobachtung der periodischen Erscheinungen im Pflanzenreiche.

Wir besprechen hier nur die Beobachtungen, welche die jährliche Periodicität der pflanzlichen Entwicklung zum Gegenstande haben. Diese theilen sich in zwey Classen.

I. Classe. Fortlaufende Beobachtungen der Pflanzenphasen unter gleichen Causalmomenten. Sie werden gepflogen in einem Garten oder auch auf beschränktem Bezirke im Freyen (wenn ein solcher die hinreichende Uebereinstimmung der Causalmomente darbietet), in der Nähe des meteorologischen Observatoriums. Die Absicht dieser Beobachtungen ist der oben angegebene Zweck.

II. Classe. Vorübergehende Beobachtungen der Pflanzenphasen auf weitern Ausflügen und Reisen. Sie haben das Verhalten der Pflanzen unter den verschiedensten Causalmomenten zum Gegenstande. Indem sie voraus-

setzen, daß die jedem Zustande der pflanzlichen Entwicklung entsprechenden Ursachen nach ihrem Maaße bekannt seyen, ist der Zweck dieser Beobachtungen besonders dahin gerichtet, aus dem Zustande der Vegetation und der gleichzeitig zu beobachtenden localen Verhältnisse die Beschaffenheit des Klimas zu bestimmen. Da die Bedingung, die sie voraussetzen, noch lange nicht erfüllt ist, liegt uns vorderhand nur die zweckmäßige Einrichtung der in der I. Classe befindlichen Beobachtungen ob.

IX. Der Plan dieser Beobachtungen fordert zunächst, daß man sich verständige:

a) über die Wahl der zu beobachtenden Erscheinungen,

b) über die Feststellung und Bezeichnung ihrer Epochen,

c) über die Wahl der Pflanzen, welche zur Beobachtung hervorzuheben sind.

X. Es sind in den Münchner Gelehrten Anzeigen (1849. S. 55. 56) die Vortheile und Nachtheile bereits besprochen worden, welche aus der bisherigen Auffassung der Entwicklungsphasen von Quetelet und Fritsch der Beobachtungsmethode erwachsen. Auf diese Kritik Bezug nehmend, bringe ich folgende Grundsätze bey der Wahl der Entwicklungsstufen, die beobachtet werden sollen, in Anwendung.

1) die Periodicität der pflanzlichen Erscheinungen ist nach dem Verhalten derselben in unserm Klima festzuhalten.

2) Als wichtigster Grundsatz gilt, daß der Zeitpunkt einer jeden Phase sich genau ermitteln lassen müsse.

3) Hiezu dürfen nur solche Momente benützt werden, die durch augenfällige Kennzeichen mit Präcision sich bestimmen lassen,

4) und bey den meisten Pflanzen vorhanden sind.

5) Es sind alle Momente zu umfassen, durch deren Summe wo möglich alle natürlichen Entwicklungsstufen der Pflanze vertreten sind.

6) Dabey soll nebenbey auch die möglichste Uebereinstimmung mit der von andern Forschern zu gleichem Zwecke angewendeten Beobachtungsform beobachtet werden.

XI. Da der Gegenstand der Beobachtungen der jährliche Entwicklungsgang der verschiedenen Pflanzen ist, ist es, um daraus die nöthigen Momente für die zu beobachtenden Phasen zu ziehen, zweckmäßig, in allgemeinen Zügen sein Bild vor Augen zu stellen.



Die Periodicität der pflanzlichen Erscheinungen theilt sich in unserm Klima in die Zeit des winterlichen Stillstandes und in die Zeit der Thätigkeit, welche sich also innerhalb zwey Grenzen bewegt.

Diese letztere umfaßt die Geschichte der Pflanzenmetamorphose und Paramorphose, *) deren Gliederung die Anhaltspunkte giebt zur Wahl der zu beobachtenden Phasen.

Dem Zwecke der Erhaltung und der Fortpflanzung entsprechend, zerfällt die Geschichte der Metamorphose in zwey Stadien, die vegetative und reproductive Sphäre, denen sich als drittes Stadium die Paramorphose der letztern anschließt. Das gegenseitige Verhältniß dieser drey Stadien ist folgendes:

Das vegetative Stadium bildet in successiver Ordnung die verschiedenen Organe, deren Zweck die Ernährung und somit Erhaltung des Individuums ist. Sobald diese Organe ihre Ausbildung erlangt haben, sind sie vollendet und keine Umwandlung und Umbildung (Paramorphose) findet statt, außer die der Tod mit sich bringt. Zugleich ist dieser Sphäre der vegetativen Organe kein bestimmter Abschluß gegeben, sondern äußere Ursachen können ihn erweitern oder verengern.

Diese Sphäre zerfällt in 4 Formationen (Regionen): die Cotyledonen, Niederblätter (Knospenschuppen), Laubblätter, Hochblätter. **)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Begriff der „Paramorphose" wird hier so gefaßt, daß in ihm nur diejenigen Form- und Gehaltveränderungen enthalten sind, welche die Fruchtblätter und die mit ihrer Entwicklung organisch sympathisirenden Theile z. B. den Kelch und die Axe betreffen.

**) A. Braun a. a. O. S. 66. f.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 15.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.
Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Fortsetzung.)

Die reproductive Sphäre hat die Fortpflanzung zum Zwecke. Ihr Bildungsprozeß durchläuft zwey Stadien. Erst erlangen durch die Metamorphose die Organe ihr Daseyn (Blüthe), deren Zweck die Befruchtung ist; dann tritt durch die Paramorphose eine Umwandlung der bereits gebildeten Organe ein, deren Resultat die Frucht ist. Die reife Frucht setzt dem Entwicklungsgange der reproductiven Organe ein absolutes Ende, desgleichen hat sich früher oder später die vegetative Entwicklung der Jahresperiode erschöpft, was sich in einem partiellen oder allgemeinen Tod der Pflanze zu erkennen giebt.

In der allgemeinen Lebensgeschichte sind also folgende Glieder zu unterscheiden.

A. Vegetative Sphäre:
1. Cotyledonen (oder)
2. Niederblätter,
3. Laubblätter,
4. Hochblätter.

B. Reproductive Sphäre:
a. Stadium der Metamorphose,
1. Kelch,
2. Blumenkrone,
3. Staubgefäße,
4. Fruchtblätter;
b. Stadium der Paramorphose:
Reife der Frucht.

Hieran schließt sich:
1. Entfärbung,
2. Tod. Abfall des Laubes, Verdorren des Krautes.

Die allgemeine Lebensgeschichte einer Pflanze erfährt eine wichtige Modification durch die Vertheilung ihrer eben aufgeführten Stufen auf die Axe und auf deren Verzweigungen. (S. u.).

Diese Stufen können ferner nicht bey jeder Pflanze beobachtet werden, bey einer Art fehlen die einen, bey der andern die andern. Auch ihre Reihenfolge ist nicht immer gleich. Eben so können auch mehrere Stufen eine gleichzeitige Ausbildung an demselben Individuum erlangen (z. B. am Stechapfel, der noch Laubblätter und Blüthen entwickelt, während schon seine Früchte reifen), kurz es zeigen sich so viele Verschiedenheiten im Verhalten der verschiedenen Pflanzenarten, daß es fast nöthig wäre für die Beobachtung einer jeden eine besondere Instruction zu entwerfen. Es genügt indeß den Grundsatz zu empfehlen, an jeder gleichen Pflanzenart immer nur die gleichen Merkmale aufzufassen, als charakteristische Zeichen ihrer Stadien.

XII. Mit Anwendung der unter X aufgestellten Grundsätze und im Hinblicke auf die Beobachtungsmethode anderer Forscher wollen wir aus der unter XI. dargestellten Gliederung der pflanzlichen

Lebensgeschichte die zur Beobachtung geeigneten Entwicklungsphasen hervorheben.

Für den ersten Anfang der im Frühlinge erwachenden Thätigkeit in den vegetabilen Organen gibt es kein äußerlich sichtbares Merkmal. Die Bestimmung des Zeitpunktes, wenn die Saftbewegung beginnt, ist sehr schwierig, denn wir haben für ihn kein augenfälliges Zeichen. Die ersten sichtbaren Erscheinungen sind Aenderungen im Zustande der Knospen, Blattentwicklungen, Axendehnungen. Man schlägt daher vor, sich der Knospen als Kennzeichen für die beginnende Saftströmung zu bedienen, indem man sie zur Zeit des Herbstes und dann wieder im Frühlinge sorgfältig mißt. Erstens ist dieß eine schwer ausführbare Arbeit bey allen Pflanzen, da man sich leicht versehen kann in der Wahl der gleichen Knospen und zweytens ist die Erscheinung an den Knospen keineswegs gleichzeitig mit der Saftströmung, sondern erst Folge davon; eine Folge, die sich sowohl bey verschiedenen Pflanzenarten als auch bey verschiedenen Individuen der gleichen Art (z. B. je nach ihrem Alter) in ungleichen Zeiträumen, früher oder später äußern kann. Jedenfalls bleibt uns für den Beginn der pflanzlichen Lebensthätigkeit kein anderes Zeichen als das ihrer erfolgten Wirkung, so wichtig auch ein unmittelbares wäre.

Diese Wirkung äußert sich nicht bey allen Pflanzen gleich. Das Keimen des Saamens, die stätige Fortsetzung bloß zeitlich unterbrochener, nicht morphologisch geschiedener Formationen (z. B. der Blätter des Wintergetreides), die Auszeitigung und vollendete Entwicklung bereits sichtbar vorgebildeter Theile, andererseits Neubildungen, die Darstellung neuer Formationen, sind unter sich wesentlich verschiedene Erscheinungen, die im Frühlinge vor sich gehen, als Wirkungen der gleichen Kräfte. Es ist also entschieden, daß auch verschiedene pflanzliche Erscheinungen unter sich gleichnamig seyn können. Ist dieß der Fall, so mag es vor der Hand gleichgültig erscheinen, ob dieß oder jenes Zeichen einer bestimmten Wirkung entspricht, wenn es nur bey der gleichen Pflanzenart sich constant verhält.

Die von Fritsch den Erscheinungen bey baumartigen Pflanzen an die Spitze gestellte Phase der Blattknospenentwicklung enthält, wie er selbst bekennt, sehr viele Anomalien. Gleichwohl ist sie sehr wichtig und kann bey veränderter Interpretation auch zweckdienliche Anwendung finden.



Das erste Sichtbarwerden des Gebildes, welches die Blattknospe enthält, fällt nicht, wie Fritsch und Unger der Meinung ist, in die Zeit der letzten Laubblattbildungen, sondern ist fast gleichzeitig mit der Ausbildung der Laubblätter, in deren Achseln es erscheint. Hievon machen nur die Fälle eine Ausnahme, wo in einer Vegetationszeit nur Eine Knospe gebildet wird, welche die Axe beschließt, z. B. bey Pyrola, Asarum. Die Periode seines Lebenslaufes umfaßt also beynahe ein ganzes Jahr, eine Frist, die bey den geringen Aenderungen, die das Organ in ihr erfährt, zu lange dauert, um einen Anhaltspunkt zu geben für eine präcis zu bestimmende Zeitperiode. Wenn überhaupt von fertigen Knospen die Rede ist, so haben wir zumal in unsern Climaten einen ruhenden Zustand in der Geschichte eines Sprosses (Einer Axe mit Blättern) vor uns, welcher zwey thätige Epochen derselben trennt. Nachdem die Knospe in der Achsel eines Blattes zum Vorschein gekommen, kann in ihrem Wachsthume eine kürzere oder längere Pause eintreten, je nachdem der Winterschlaf dasselbe unterbricht. Doch sind die Uebergänge von der Thätigkeit zur Ruhe und von dieser wieder in die Thätigkeit nicht augenfällig und bestimmt genug, um Kennzeichen unserer exacten Beobachtung zu geben. In Climaten, wo in der Vegetationsperiode eine Unterbrechung durch Kälte oder Dürre nicht stattfindet, findet an den Knospen derselben Pflanzenarten, die bey uns ruhen, diese Unterbrechung eben so wenig statt, als auch bey uns in axillären Gebilden, die wie z. B. Blüthenzweige innerhalb einer einzigen Vegetationsperiode alle ihre Entwicklungsstufen zurücklegen.

Die Knospen verhalten sich aber auch je nach den Formationen die sie enthalten, und den organischen Zwecken welchen sie dienen, verschieden. Die wichtigsten Unterschiede hierin zeigen:

a. vegetative Knospen,

b. reproductive (Blüthen-) Knospen,
c. Keim- (Saamen-) Knospen.

Die ersten sind es, die Fritsch unter seinen Blattknospen verstand, was er jedoch als deren „Bildung" bezeichnete, ist nur die letzte Periode ihrer Bildung.

Einen noch wesentlichern Nachtheil enthält diese Auffassungsweise in dem Umstande, daß dieselben morphologischen Gebilde einer verschiedenen Behandlung unterliegen, je nach ihrem Sitze.

XIII. Faßt man die in der bisherigen Beobachtungsweise, wie eben gezeigt wurde, nicht hinlänglich scharf bestimmten Begriffe von Knospenentwicklungen vom morphologischen Standpunkte auf, der uns hier am sichersten leiten wird, so müssen wir uns an die Beziehungen halten, in welche, wie bereits angedeutet, die pflanzliche Metamorphose zu der Axe und ihren Verzweigungsverhältnißen tritt. Mögen diese auch für den Botaniker eine bekannte Sache seyn, so ist es vielleicht der gleiche Fall nicht für den Meteorologen. Da nun diesen der hier verhandelte Gegenstand eben so nahe angeht, als jenen, wird eine kurze Darstellung dieser Beziehungen hier nicht überflüssig seyn.

Jeder Sproß für sich, d. h. jede einzige continuirliche Axe mit ihren appendiculären Organen oder Blättern, erscheint in der That zuerst als Knospe, die sich durch die äußerste Verkürzung der Internodialtheile und den Embryonenzustand seiner appendiculären Gebilde charakterisirt. Seine weitere Ausbildung erfolgt (stetig oder nach einer Unterbrechung), indem sich die Internodien mehr oder weniger ausdehnen und seine appendiculären Organe der Reihe nach sämmtlich einen bestimmten Zustand der Vollendung erreichen. Dieser Zustand kann ein einfacher seyn oder ein zweyfacher. Ein einfacher, so lange der Sproß in der vegetativen Sphäre befindlich, ein doppelter in der reproductiven.

Ein Sproß kann entweder bloß Formationen der vegetativen oder bloß der reproductiven Sphäre oder beyde, und in allen Fällen entweder alle Formationen dieser Sphären, wobey nur die Cotyledonen und Niederblätter sich gegenseitig ausschließen, oder nur einige enthalten.

Die Zahl der Glieder einer Axe kann unbestimmt oder bestimmt seyn. Unbestimmt ist sie in der vegetativen (mit Ausnahme der Bracteen oder Vorblätter bey den determinirten Inflorescenzen, wo die Axe jedesmal mit einer Blüthe beschlossen ist), bestimmt in der reproductiven Sphäre, daher erst in dieser die Axe ihren bestimmten Abschluß findet.

Ein Sproß, sey er nun bestimmt oder unbestimmt beschlossen, erfährt aber noch durch den Umstand eine Erweiterung, daß sich in seinen Knoten axilläre Gebilde, die sich wieder als selbstständige Sprosse zweyter Ordnung, d. h. als Zweige 1. Ordnung verhalten, entwickeln können. Es ist hierin allgemeine Regel, daß Zweige mehr an den bestimmt als unbestimmt geschlossenen Sprossen, mehr in der Formation der Hochblätter als der Laubblätter und sehr selten in der der Niederblätter (wie die Inflorescenz der Linde, axilläre Knöspchen in den Knospen des Weisdornes und der Weiden) oder der Cotyledonen vorzukommen pflegen. — Ob die in der Formation der Fruchtblätter enthaltenen Keimknospen mit der Zweigbildung analog sind, beruht auf Auslegungen.

Die Sprossen zweyter Ordnung können das Verhältniß der Sprossen erster Ordnung wiederholen, und diese Wiederholung kann sich durch unzählige Ordnungen fortsetzen.

Indem nun aus der Region der Hochblätter bey bestimmt beschlossenen Sprossen eine sich ins Unbestimmte fortsetzende Verzweigung erfolgt, stellen sich als Resultat die sogenannten determinirten Inflorescenzen (Cymen, Dichasien, Wickeln, Schraubeln) dar.

Die Auszweigungen, die in der pflanzlichen Entwicklung einer Jahresperiode stattfinden, gehören also eben so wohl in den Bereich der periodischen Erscheinungen, als die Metamorphose und Paramorphose des einzelnen Sprosses. Da in der Regel abgeleitete Zweige ihre Entwicklungsgeschichte später absolviren als die relativ primären, ergiebt sich als natürliche Folge, daß die Entwicklungsperiode um so weiter hinausgeführt wird, je höhere Ordnungen die Auszweigung erreicht.

In diesen allgemeinen, der Morphologie entnommenen Grundzügen sind nun alle Verschiedenheiten enthalten, welche die Biographien der verschiedenen Pflanzenarten und Individuen betreffen.

XIV. Diese Verschiedenheiten, welche die Geschichte eines einzigen Sprosses in der Periodicität seiner Phasen veranlaßt, gestalten sich bey specieller Auffassung folgendermaßen.

Ein Sproß, gleichviel ob ein primärer oder abgeleiteter, kann beginnen mit Niederblättern, Laubblättern, Hochblättern oder mit der Blüthe und hier wieder mit jeder Formation an derselben. Je nachdem nun ein Sproß nur einerley Formationen trägt, oder seiner untersten, mit der er begonnen hat, andere nachfolgen, haben wir folgende Arten von Sprossen.

1. Cotyledonen beginnen ihn. Hier ist mir kein Fall eines Sprosses bekannt, der bloß Cotyledonen enthielte. Es können folgen: bloß Laubblätter bey annuellen einaxigen, oder Laubblätter, Hochblätter, Blüthe.

2. Niederblätter beginnen ihn: Gemmae tectae, turiones squamati.

a. Bloß Niederblätter trägt er an Rhizomzweigen von Corallorrhiza innata, Helianthus tuberosus, Solanum tuberosum.

b. Niederblätter und hierauf Laubblätter trägt er bey den Weiden, Gratiola, sterilen Sproßen von Adonis vernalis.

c. Niederblätter, Laubblätter, dann wieder Niederblätter kommen vor bey: Pyrola, Asarum, Rhododendron, Populus, Fagus, Pyrus, Ribes.

d. Niederblätter, Laubblätter und Hochblätter: Aesculus, Berberis, Pyrola, Spiraea Aruncus, Salix ♀, Populus ♀.

e. Niederblätter, Laubblätter, Hochblätter, Blüthe, (wobey diese wieder alle ihre Formationen haben kann, oder nur einzelne): Viscum album, Viburnum Opulus, Actaea spicata, Clematis, Thalictrum, Fraxinus ♀, Acer platanoides, Pyrus, Rosa, Rubus odoratus, Lysimachia vulgaris.

f. Niederblätter, Laubblätter und Blüthe: Asarum, Paeonia, Adonis vernalis, Anemone nemorosa, Paris quadrifolia.



g. Niederblätter, Hochblätter: Orobanche, Populus ♂, Limodorum abortivum, Lathraea.

h. Niederblätter, Hochblätter, Blüthe: bey Fraxinus ♂.

i. Niederblätter, Blüthe: Polygonum viviparum monströs.

3. Laubblätter fangen an:

a. Bloß Laubblätter: Oenothera, Labiatae, Scrophularinae, Veronica hederifolia, agrestis, Hedera, Lysimachia Nummularia.

b. Laubblätter, Niederblätter: Adoxa, Asarum.

c. Laubblätter, Hochblätter: z. B. Scorzonera, Bellis, Phytolacca, Crepis virens, biennis, u. v. a.

d. Laubblätter, Hochblätter, Niederblätter: Metrosideros, Bromelia Ananas.

e. Laubblätter, Hochblätter, Blüthe: Helleborus foetidus, Dianthus prolifer, Caryophyllus; Ranunculus, Trollius.

f. Laubblätter, Blüthe: Adonis autumnalis, aestivalis; Caltha, Nigella.

4. Hochblätter fangen an:

a. Bloß Hochblätter: Veronica Chamaedrys, latifolia, Anagallis.

b. Hochblätter, Blüthe: die Zweige von cymösen Inflorescenzen, die Vorblätter entwickelt tragen.

5. Die große Zahl von Zweigen, die bloß Blüthen tragen, ist bekannt.

Dieser specielle Nachweis mag dazu dienen, die Mannigfaltigkeit anschaulich zu machen, welche die Geschichte eines einzigen Sprosses darbietet. Nun aber sind auch noch die Verzweigungen zu berücksichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 16.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.
Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Fortsetzung.)

XV. Wenn ein Sproß (als Stammsproß) Zweige hat, können diese ihrer Formation nach mit dem Stammsproß übereinstimmen oder nicht, und zugleich können sie unter sich gleich seyn oder verschieden. Wenn die letzten Auszweigungen Blüthen sind, können diese Zweige von sehr verschiedenen Ordnungen an einem und demselben Individuum darstellen. Dieser Punkt ist der Beobachtung sehr zu empfehlen, da von ihm die Dauer der Blüthezeit bey allen reichblüthigen determinirten Inflorescenzen abhängt. Es wird also zweckmäßig seyn, die Anzahl der Auszweigungen solcher Inflorescenzen nach ungefährer Bestimmung in die Beobachtungen aufzunehmen.

XVI. Ziehen wir nun aus XIII und XIV zunächst die als Symptome der erwachenden Lebensthätigkeit dienenden Momente hervor, so ist es vor allen das Verhalten der Niederblätter, welches Beachtung verdient. Auch Fritsch hat sehr richtig auf dieses aufmerksam gemacht. Da es sich um bestimmte, nicht zu verfehlende Kennzeichen handelt, so bieten die Niederblätter an Gemmen solche dar durch die Verschiebung ihrer Theile in Folge der Ausdehnung der Are, welche sich (freylich nicht an allen Knospen) dadurch zu erkennen giebt, daß zwischen ihren dunklern, sich bedeckenden Rändern helle Zonen zum Vorschein kommen. Wo diese Zonen nicht deutlich sind bleibt freylich nur das Zurückschlagen und Abfallen der Niederblätter und das Hervortreten der auf sie folgenden Laub- oder (bey Lathraea) Hochblätter, der Beobachtung überlassen. Bey manchen mit Niederblättern versehenen Knospen (z. B. bey Sambucus nigra) *) sind auch die Laubblätter schon vor dem Erwachen sichtbar und das Abfallen der wenigen und kleinen Niederblätter leicht zu übersehen. In diesem Falle giebt erst die vollständige Entfaltung der Laubblätter ein sicheres Kennzeichen. Zu dem Abfallen der Niederblätter gehört auch noch das der niederblattartigen Nebenblätter (Ramenta) an den jungen Zweigen vieler Laubhölzer (z. B. Prunus Padus, Corylus, Carpinus, Fagus, Alnus, Tilia).

Wieder bey andern Pflanzen ist es aber die Entfaltung der Blüthe, welche im Frühlinge die erwachte Thätigkeit zu erkennen giebt (bey Erica); abermals bey andern das Reifen der Frucht gleichzeitig mit der vollständigen Ausbildung der Laubblätter (Colchicum autumn.).

*) Das Schwankende, welches man in den bisherigen Angaben über die Blattentwicklung z. B. von Sambucus nigra bemerkt, dürfte besonders geeignet seyn, die Nothwendigkeit genauerer Untersuchungen einleuchtend zu machen.

Sind nun verschiedene Erscheinungen als Wirkung der Frühlingswärme der Aufzeichnung werth, so ist es auch nicht minder (gegen die Meinung von Fritsch) das Verhalten analoger Organe unter dem Einfluße verschiedener Factoren, also das Verhalten der Knospen an den oberirdischen Stengeltheilen unter dem Einfluße der Luftwärme, und der unterirdischen (Stockknospen, Turionen) unter dem Einfluße der Bodenwärme. Wir erhalten bey diesem Verfahren gewiß interessante Daten, wenn wir beobachten, wie in verschiedenen Jahrgängen (die auch Temperaturunterschiede zeigen) sich die Entwicklung der Thurionen z. B. von Rheum, Paeonia zu der der Knospen einer Roßkastanie oder des Flieders verhalte. Noch interessanter würde diese Beobachtung, wenn man auch hier wieder das Verhalten verschiedener Formationen mit denen der gleichen Formationen bey verschiedenen Medien vergleichen könnte, also der sogenannten Gemmae tectae z. B. von Tilia, Viburnum opulus, und von Gemmis nudis von Robinia, Viburnum Lantana, zugleich auch das Verhalten von Turionen ohne Niederblätter (z. B. Viola canina) und solcher mit Niederblättern (Viola mirabilis).

An den Turionen ist nun freylich ihr Hervortreten über den Boden das einzige Kennzeichen ihrer belebten Entwicklung.

Es können nun ferner auch wieder die Gemmae tectae, d. h. die mit Niederblättern versehenen Knospen an einem und demselben Individuum oder wenigstens an derselben Art verschiedene Erscheinungen zeigen, je nach den Formationen, welche auf die Niederblätter folgen. Die große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, welche unter XIV. dargestellt ist, bietet hier einige besonders beachtungswerthe Fälle dar, die auch einer oberflächlichen Betrachtung nicht zu entgehen pflegen, wie sie denn zum Theil der Unterscheidung von Amentis praecocibus und coaetaneis Veranlassung gegeben hat, die freylich auf verschiedenen Verhältnissen beruhen kann. Ein Beyspiel mag unsere Schwarzpappel liefern. Ihre Blüthenkätzchen, sowohl männliche als weibliche, erscheinen an verschiedenen Bäumen gleichzeitig vor der Entwicklung der Laubblätter und das Geschäft der Befruchtung ist vollendet, die männlichen fallen ab, ehe noch der Baum sich begrünt. Gleichwohl waren die Laubblätter der Vorbildung nach in den männlichen Blüthen früher vorhanden als die Blüthen, erstens weil sie die untern Theile der Axe einnehmen, deren oberer Bracteen trägt, zweytens weil die Blüthen sich zu der Axe der Laubblätter als Zweige verhalten. Obgleich an männlichen und weiblichen Individuen der Schwarzpappel auch Knospen vorkommen, welche nach den Niederblättern bloß Laubblätter enthalten, so schreiten diese doch erst nach Ausbildung der Blüthen an ihre eigene Ausbildung. Aehnliches ist bey den Weiden u. s. w. der Fall, wo aber in der That auch bisweilen die Ausbildung des Laubes in ungleichen Zeiträumen erfolgt bey den männlichen und bey den weiblichen Individuen. Es ist daher nothwendig, bey zweyhäusigen Pflanzen die Individuen der verschiedenen Geschlechter getrennt zu beobachten.

XVII. Da nun die Erscheinungen, welche als Wirkungen gleicher Ursachen eintreten, so verschieden sind, wird die Instruction für die botanische Beobachtung sehr vereinfacht werden, wenn man die pflanzliche Erscheinung ganz unabhängig von der Ursache, die sie bewirkt, ordnen will, indem man sie nach der Geschichte, die a) ein einzelner Sproß, b) das System von Verzweigungen erfährt, ordnet und dann das Eintreten in der Zeit notirt. Bey dieser Auffassungsweise werden die unter XIV. und XV. enthaltenen Grundsätze den ausreichenden Leitfaden gewähren.

Hier haben wir also den Beginn der Niederblattbildung, wo er sich an Knospen wahrnehmen läßt, aufzuzeichnen. Je nachdem diese Knospen den Schluß der Jahresentwicklung einer Axe ausmachen, oder früher schon entstandene axilläre Gebilde (junge Zweige) sind, muß hierauf bestimmte Rücksicht in den Anzeichnungen genommen werden. Der weitere Verlauf dieser Bildungen ist in der vorigen Nummer besprochen worden.

In der Auffassung der Entwicklung der Laubblätter folgen wir Quetelet's Bestimmung. Das Sichtbarwerden derselben, dann das Freywerden ih-

rer obern Seite sind die ersten Zeichen dieser Entwicklung, welche der Beobachtung zugänglich sind. Diesen folgt die Erlangung ihrer vollständigen Ausbreitung und Consistenz. Das Eintreten der zweyten Beblätterung im Jahre ist mit Recht von Fritsch der Beobachtung empfohlen worden.

Auch bey den Hochblättern können wir ihr erstes Erscheinen und ihre vollständige Ausbildung unterscheiden.

Die Blüthe gewährt vor allem die Vortheile genau zu bestimmender Kennzeichen. Um Verwechslungen der Begriffe vorzubeugen, muß bey ihrer Beurtheilung auf den Unterschied zwischen Blüthe und Blüthenstand aufmerksam gemacht werden. Der Reichthum des Blüthenstandes an einem Individuum ist ungleich bemessen, er hängt ab von der Zahl der Hochblätter und der Ordnungen der Auszweigung, und fällt daher den die vegetative Sphäre beherrschenden Bedingungen anheim. An der Blüthe unterliegen folgende Phasen präciser Zeitbestimmung:

1) Das Erscheinen der Blüthenknospe (des Alabastrum's).
2) Das Vortreten der Krone über den Kelch, wo beyde vorhanden sind.
3) Das Oeffnen des Periogons (Blume, Geschlechtsdecke) und Sichtbarwerden der Sexualtheile.
4) Das Stäuben der Antheren.

Diese letzte Erscheinung ist die wesentlichste. Die Modificationen der übrigen beziehen sich auf das Fehlen oder Vorhandenseyn gewisser Perigonialtheile.

Hat die Blüthe mit dem Stäuben der Antheren den Culminationspunkt ihrer Phase erreicht, so beginnt nun der Prozeß der Paramorphose, welcher im Fruchtblatte und in den mit ihm sympathisirenden Blüthentheilen vor sich geht, und dessen Product die Frucht ist. Die stetige Aufeinanderfolge der hieher bezüglichen Erscheinungen erlaubt nur folgende Merkmale als genaue Anhaltspunkte zu benützen.

1) Abfallen oder Marcescenz der Blüthendecke und der Antheren (wo sie statt findet).

Das Schwellen des Germens fällt so nahe an den Befruchtungsact, daß es kein augenfällig getrenntes Merkmal darbietet. Erst

2) in der erlangten Reife der Frucht sind Merkmale enthalten. Diese sind Färbung, Saftig- oder Holzigwerden derselben, Aufspringen der Kapselfrüchte, die erlangte Keimfähigkeit der Saamen.

Uebrige Erscheinungen im jährlichen Lebenslaufe der Pflanze sind

1) Färbung der Blätter.
2) partieller oder allgemeiner Tod, der sich durch Abfallen des Laubes, durch Einschrumpfen, Vertrocknen desselben und des jährigen Stengeltriebes bey perennirenden Pflanzen, der ganzen Pflanze an jährigen zu erkennen giebt.

Der Laubfall kann an Bäumen bey den höchsten Zweigen oder an den untersten seinen Anfang nehmen, oder gleichzeitig an allen eintreten. Dieses Verhalten verdient beobachtet zu werden.

XVIII. Sollten obige Reflexionen geeignet seyn, die Richtung der von Fritsch und Quetelet vorgeschlagenen Beobachtungsweise in Etwas zu verändern, indem sie vom rein botanischen Standpunkt ausgehend, dem unterlegten Gegenstande eine etwas andere Deutung geben, so werden die nun folgenden die Nothwendigkeit entwickeln, einen neuen Gegenstand in die Beobachtung zu flechten.

Es war schon oben davon die Rede, daß das beschleunigte Zustandekommen der Blüthe unter andern auch seinen Grund in der Unterdrückung der vegetativen Sphäre haben könne, in so ferne im entgegengesetzten Falle die Pflanzen durch die Ausbildung der vegetativen Organe aufgehalten, mit minderer Schnelligkeit der reproductiven Sphäre zueilen können. Es werden also die Daten über die Blüthezeit der Pflanzen nur in so ferne sichere Aufschlüsse gestatten, wenn wir den Umfang der vorausgegangenen vegetativen Bildungen genau kennen. Somit leuchtet die Nothwendigkeit hervor, auch diesem Rücksicht zu schenken.

Diese Rücksicht wird überdieß auch noch von anderer Seite empfohlen, da von der Bestimmung

dieses Verhaltens zur Qualität des Bodens und des Lichtes bey umsichtiger Behandlung Anhaltspunkte zur Bestimmung der Intensität des Lichtes und der Ubertät des erstern vielleicht gewonnen werden können. Da keine der Erscheinungen an den Pflanzen ein Product des Zufalls ist, sondern alle in bestimmbaren natürlichen Verhältnissen ihren Grund haben, so wird es Sache der Algebra seyn, den nothwendigen Zusammenhang beyder aus der Gleichung ihrer Wechselbeziehung zu ermitteln; vorausgesetzt, daß die dem Calcul unterlegten Daten in der Natur — und nicht in der individuellen Auffassungsweise begründete Größen sind. So wird denn gerade das, was in den Erscheinungen der Pflanzenwelt arithmetischen Schwankungen am meisten unterworfen ist, den vielseitigsten Anhaltspunkt gewähren zur Bestimmung der Gesetzmäßigkeit.

Minder schwankend als die Phasen der vegetativen Sphäre sind die der reproductiven. Hier ist die Zahl der zu entwickelnden Glieder einer Blüthe absolut, und bestimmte Factoren beherrschen den Gang ihrer Paramorphose. Das Endglied ist vom Anfangsgliede bey den verschiedenen Individuen derselben Art räumlich gleich entfernt, nur die Zeitintervallen sind von äußern Einflüßen abhängig.

Anders aber verhält sich die Sache bey der Ausbildung einer Inflorescenz. Da manche Pflanzen nämlich mehr Blüthen haben können, als Eine, der Vorgang ihrer Bildung und Entfaltung sich demnach je nach der Zahl der Bracteen, welche Blüthen axillär enthalten, und je nach dem Grade der Verzweigungen wiederholen wird, muß bey solchen Pflanzen gleichfalls Rücksicht auf den Reichthum der Inflorescenz genommen werden, da dieser nicht bloß auf die Dauer der Blüthezeit, sondern auf die erste Entwicklung des Anfangsgliedes einen specifischen Einfluß ausüben kann, letztern namentlich bey racemösen Inflorescenzen, wo, wie bey Liatris, die in der Succession zuerst gebildeten Glieder in ihrer weitern Entfaltung so lange aufgehalten sind, bis von den zuletzt gebildeten anfangend die Entfaltung abwärts erfolgend endlich zu ihnen gelangt. Es muß daher bey den racemösen oder indeterminirten Inflorescenzen die Zahl der blüthetragenden Bracteen einer Axe, bey den cymösen oder determinirten aber die Zahl der Ordnungen in der Verzweigung zur Beobachtung gezogen werden.

XIX. Hier möge der Ort seyn, um auf ein besonderes Verhalten mancher Pflanzen in dem Gange ihrer periodischen Entwicklung aufmerksam zu machen.

Wie nämlich das Reifen mancher Früchte nicht mehr in dieselbe jährliche Vegetationszeit mit der Blüthe fällt, ja sogar bey den meisten Nadelhölzern erst im dritten Jahre zu Stande kommt, so kann auch der Verlauf aller andern Entwicklungen eine winterliche Unterbrechung erfahren, die, wie wir bereits besprochen haben, bey vielen Knospen eine normale ist. In Fällen nun, wo die Stufe, bey welcher die Pflanze am Schluße einer Vegetationszeit stehen bleibt, um im kommenden Frühlinge weiter zu schreiten, von der Gunst des Herbstes abhängt, ist diese Stufe unbedingt in die Beobachtungen einzutragen, da von ihr (wie z. B. bey Erica carnea) der Zustand der weitern Entwicklung im Frühlinge influenzirt ist.

XX. Die vorhergegangenen Erörterungen mögen dazu dienen, die Wahl der Wahrzeichen zu rechtfertigen, welche wir aus den periodischen Erscheinungen des Pflanzenlebens hervorzuheben für zweckmäßig erachten, und namentlich vor dem Vorwurfe einer willkührlichen Neuerung uns zu verwahren.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 17.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Fortsetzung).

Nach diesen Anhaltspunkten gliedert sich die Reihe der periodischen Erscheinungen in folgenden Phasen und Stufen derselben.

A. Vegetative Sphäre.

1) Cotyledonen.
2) Niederblätter, erstes Erscheinen an der Knospe.
3) „ ihr Verschieben bemerkbar durch helle Zonen, ihr Zurückschlagen und Abfallen, das Emportreten über die Erde an Turionen.
4) Laubblätter, erstes Erscheinen, Sichtbarwerden der obern Fläche.
5) Laubblätter, vollendete Entwicklung.
6) Laubblätter, zweyter Schuß.
7) Hochblätter, Sichtbarwerden und Ausbildung.
8) Blüthen, Sichtbarwerden,
   a. Kelch.
   b. Blumenkrone.
9) Oeffnen des Perigons.
10) Stäuben der Antheren.
11) Vollendete Ausbildung der Inflorescenz mit Berücksichtigung der eben angeführten Stufen der Blüthe.
12) Abfall oder Marcescenz der Perigonialtheile und Antheren,
    a. des Kelches.
    b. der Kronen.
13) Reife der Frucht (Färbung, Saftigwerden der Beeren und Steinbeeren, Hartwerden der Nüsse, Dehiscenz der Kapseln).
14) Entfärbung.
15) Tod (Laubfall, Verdorren).

Ueberblicken wir die Reihe vorstehender Erscheinungen, die sich auf die Entwicklungsstufen der verschiedenen Pflanzen vertheilen, in der Natur selbst, um ihre Epochen aufzuschreiben, so begegnen wir hier einer neuen Schwierigkeit. Sie betrifft den Zeitpunkt, wann eine Phase als eingetreten anzusehen ist.

Das Erscheinen einer Phase ist in den allerwenigsten Fällen ein einziger, schnell vorübergehender Moment, sondern sie hat ihre Dauer, die sich ins Unbestimmte erweitern kann. Die Formation nämlich, deren Bildung einer Phase entspricht, ist nur selten durch ein einziges Glied vertreten. Ist sie schon an einer und derselben Axe in der Regel durch mehrere Glieder repräsentirt, so vervielfältigt sich diese Dauer an einem Individuum noch um so mehr, als die Axe Auszweigungen gleicher Formation erfährt. In dem Garten oder Bezirke, auf dessen Raum sich unsere Beobachtungen beschränken, ist ferner die zu beobachtende Pflanzenwelt wohl schwerlich nur in einem einzigen Exemplare vorhanden (und soll es auch nicht seyn), vielmehr umgiebt uns eine größere Zahl von Individuen gleicher Art, an denen das Eintreten einer Phase eben so wenig gleichzeitig ist, als es die Entwicklungsstufen unter

sich sind, die an einem reichgliedrigen Individuum statt finden. Die zeitliche Dauer einer Phase wird also im Verhältnisse der Anzahl ihrer Glieder und der Dauer der Zeitintervallen zwischen der Bildung je zweyer nach einander folgender Glieder verlängert.

Es beruht endlich, wie wir gesehen haben, jede Phase auf einer Reihe räumlicher Veränderungen, die ein einziges Glied betreffend, von einem sichtbaren Anfange desselben ausgehend, mit seiner vollständigen Ausbildung ein Ende nehmen. In dieser räumlichen Beziehung ist der Anfang irgend einer pflanzlichen Bildung durch ihr erstes sichtbares embryoartiges Hervortreten aus der Homogenität ihrer Geburtsstätte bezeichnet, ihre Vollendung aber durch die erlangte Ausbildung ihrer Theile im Raume. Wir nennen den räumlichen Anfang und die Vollendung die erste und letzte Stufe*) der Entwicklung.

Ist an einer Pflanze irgend eine Formation nur durch Ein Glied repräsentirt, so ist die Zeit ihres Eintrittes leicht zu bestimmen. Wo aber eine Formation durch zahlreiche Glieder an einem Sproß und den mit ihm zu einem abgeschlossenen Complex verbundenen Zweigen (einer Jahresentwicklung) vertreten ist, werden deren Stufen in um so größerer Entwicklung begriffen seyn, in je größern Zeitintervallen ein Glied nach dem andern Anfang und Vollendung gewinnt. Diese Intervallen, nach der Anzahl der Glieder geordnet, die eine Formation hat, nennen wir Grade**) der Entwicklung. Anfang und Ende einer Bildung der Zeit nach genommen, entsprechen also ihrem ersten und letzten Grade.

Hat jede Phase am gleichen Gliede ihre verschiedenen Stufen, so hat ebenso jede Stufe am gleichen Individuum, sobald sie daran mehrgliederig ist, ihre verschiedenen Grade. Es ist nothwendig, daß diese beyden Verhältnisse von den Beobachtern strenge unterschieden werden.

Die Stufen einer Phase und mehr noch ihre Grade sind individuellen Schwankungen unterworfen. Um den Zeitpunkt des Eintrittes irgend einer Phase zu fixiren, müssen wir, was daran schwankend ist, entfernen. Da aber die Schwankungen selbst wieder Wirkungen von Ursachen sind, die wir bey unsern Beobachtungen zu ergründen haben, dürfen wir keineswegs von ihnen Umgang nehmen.

Der erste Grad einer Phase ist in der Regel der bestimmteste, ihr letzter hängt von der Anzahl der Grade ab, welche schwankend ist. Wir zeichnen also vor allem den ersten Grad einer Phase auf, und an der Phase selbst den Zeitpunkt ihrer ersten und letzten Stufe.

Den ersten Grad bestimmen wir nach seinem mittlern Verhalten an verschiedenen Individuen.

Wo eine Phase nur Ein Glied hat, fällt die Gradeintheilung weg; wo alle ihre Glieder gleichzeitig (z. B. bey Corylus die einzelnen Blätter eines Amentums) zur Entwicklung kommen, da fällt ihr erster Grad mit dem letzten zusammen und ebenfalls die Gradeintheilung hinweg.

Da aber auch die Zahl der Grade wichtig ist, so dient Folgendes als Richtschnur bey ihrer Anzeichnung. So viel successive Glieder an einer Axe sich folgen, so viel Grade sind vorhanden. Die Entwicklung der gleichen Formationen an Verzweigungssystemen erweitert die Zahl der Grade in der Art, daß der relativ erste Grad eines Tochterzweiges dem gleichzeitigen Grade seines vorausgegangenen Mutterzweiges (von dem er abstammt) entspricht u. s. f.

Die Grade der gleichen Stufen an Zweigen gleicher Ordnung (bey racemösen Inflorescenzen) werden nach der Zahl der Zweige bestimmt; an Ver-

*) Diesen Stufen entspricht keineswegs das, was Fritsch unter seinen Abstufungen versteht (Abhandl. d. böhm. Ges. Folge V. Bd. IV. S. 9), welches sich sowohl auf die räumlichen Stufen der Entwicklung (bey Niederblättern), als auf die Aufeinanderfolge ungleichzeitiger Erscheinungen der gleichen Art (bey Laubblättern) bezieht.

**) Wenn Jemand ein besseres Wort für unsern Begriff weiß, werden wir ihm dafür verbunden seyn.

zweigungen aber von abgeleiteten Ordnungen (an Cymen) nach der Zahl der Ordnungen. Diese Bestimmungen erleiden nur da Schwierigkeiten, wo die Glieder sehr klein und zahlreich sind, z. B. die flosculi von Syngenesisten. In solchen Fällen ist die Gradeintheilung unzulässig. Bey den Syngenesisten betrifft diese nur die Auszweigungen der Axen, welche Capitula tragen, nicht die Glieder der einzelnen Capitula. Es genügt, an diesen den ersten und letzten Grad zu notiren.

Auch in solchen Phasen unterbleibt die Zählung der Grade, wo die Zahl derselben nur wenigen Schwankungen ausgesetzt ist — also bey den Cotyledonen, Niederblättern, den Elementen der Blüthe. — Nothwendig ist sie nur in vielen Fällen bey den Laubblättern und Inflorescenzen. Wo die Zählung statt finden kann, beschränkt sie sich nur auf den Bereich eines Sprosses mit dem System seiner jährlichen Verzweigung.

Es verhalten sich daher diese Systeme, wo deren an einem Pflanzenindividuum mehrere vorhanden sind, selbst wieder als Individuen, z. B. die Inflorescenzen eines Fliederstrauches. Aus jeder Knospe geht im Frühlinge ein Individuum hervor. Solche individualisirte Systeme beobachten an einer Pflanze unter sich gleichwohl wieder ihre regelmäßigen Zeitverhältnisse, besonders augenfällig an Bäumen, wo je nach der Art die Knospen am Gipfel früher zur Entwicklung kommen als die an den untern Zweigen und auch umgekehrt, und ebenso auch ihre Entlaubung verschieden ist. Es ist immer gut, auch diese Verhältnisse, die gut beobachtet werden können, nicht außer Acht zu lassen.

Die Epochen der einzelnen Grade gleicher Stufen werden daher nach ihrem mittleren Verhalten an sämmtlichen Individuen einer Art bestimmt.

Ich erwarte hier nicht den Einwurf, daß diese Beobachtungsweise zu complicirt sey. Statt der schwankenden Anhaltspunkte, welche andere Methoden für die verschiedenen Pflanzenarten und ihre Phasen abgesondert darreichen und in vielen Fällen sogar der willkührlichen Auslegung des Beobachters überlassen; — haben wir hier allgemein gültige Bestimmungen, die für alle Erscheinungsweisen anwendbar sind. Wer sich einmal die Sache zu eigen gemacht hat, wird sie leicht handhaben können. Uebrigens wäre sie auch complicirt, so gebe ich zu bedenken, daß wir nur die Wahl haben entweder zu sorgen, daß auf jede mögliche Weise die Richtigkeit der Daten gesichert sey, oder die Sache ganz seyn zu lassen. Wer sich von der Beschaffenheit der Daten zu überzeugen Gelegenheit hatte, welche seit 10 Jahren im botanischen Garten zu München nach der Instruction von Quetelet mit allem Fleiße erworben wurden, wird sich wohl hüten, von diesen Daten eine wissenschaftliche Anwendung zu machen.



XXII. Die nächste Frage ist nun nach der Art und Weise, wie diese Erscheinungen nach ihren Stufen und Graden aufgezeichnet werden sollen, gerichtet.

Quetelet hat für seine Phasen Rubriken entworfen, in welche er die Zeit des Eintrittes einzeichnen läßt. Fritsch wendet als Ausdruck für die Entwicklungsphasen Ziffern an, die er in der Reihe des Zählens von 0 an in positiver und negativer Richtung den Erscheinungen von der Blüthe aufwärts und abwärts ertheilt.

Jede Entwicklungsphase ist allerdings als eine Größe zu betrachten, welcher als solcher ein Zahlenwerth zugeschrieben werden kann, und es liegt in dem Zwecke unserer Beobachtung, diesen Werth für alle Erscheinungen an den verschiedenen Pflanzen auszumitteln; allein die von Fritsch conventionell ertheilten Ziffern können die absoluten Zahlenwerthe *)

*) Der Begriff der absoluten Zahl einer Pflanze kann folgenderweise aufgefaßt werden. Wenn die jährliche Entwicklungsgeschichte einer Pflanze als eine absolute Größe angenommen wird, so wird jeder Abschnitt derselben einen bestimmten Theil dieser Größe betragen, den man als absolute Zahl annehmen kann.

Als die „Constanten" der Pflanzenphasen werden von Bousingault und Quetelet die der Größe der Wirkung der Wärme entsprechenden Zahlenwerthe genommen.

der Entwicklungsstufen deßhalb nicht ausdrücken, weil diese noch gar nicht bekannt sind.

Zweytens entsprechen diese Ziffern auch nicht der Ordnung einer bestimmten von den Pflanzen beobachteten Reihenfolge, da die Reihenfolge der Phasen, wie schon gesagt, keineswegs immer dieselbe ist, und zwar nicht allein innerhalb der Periode einer Vegetationszeit (vgl. Crocus vernus und sativus, Colchicum, Erica vulgaris und carnea u. a. m.), sondern auch in dem Entwicklungsgange ihrer Metamorphose. Wir haben als hieher bezügliche Beyspiele schon des Verhaltens der Amenta praecocia und coaetanea gedacht. Es können ferner der Anlage nach früher vorhandene Theile später als die zuletzt entstandenen zur Ausbildung gelangen. Diese Verschiedenheiten sind aber fixirt für die Pflanzenwelt. An jeder Pflanzenart kann daher die gleichnamige Entwicklungsphase ihren besondern Werth haben, und andererseits können wieder auf übereinstimmende Werthe verschiedene Phasen Anspruch machen. Z. B. mit der Phase der Niederblattentwicklung kann gleichen Werth haben die der Laub-, Hochblatt- oder Blüthenentwicklung, wenn wir die Bildung einer Gemma tecta an Viburnum Opulus vergleichen mit der einer Gemma nuda an Viburnum Lantana, oder mit einer Hochblattknospe an Arctostaphylos officinalis oder einer Blüthenknospe an Erica carnea, die alle am Schluße einer Vegetationszeit einen gleichen Grad der Entwicklung gewonnen haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem historischen Verein in Niedersachsen in Hannover:

Archiv. Neue Folge. Jahrg. 1848. Zweytes Doppelheft. Hannover 1850. 8.

Dreyzehnte Nachricht über den Verein. Hannover 1850. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine hier:

Centralblatt. Januar 1851. München 1851. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 11. Decbr. 1850. Par. 1850. 8.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. III. Bd. II. Heft. Altenburg 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Francesco Larza in Zara:

Antiche lapidi Salonitane inedite. Zara 1850. 8.

Sulla topografia e scavi di Salona dell Ab. F. Carrara, confectazione del Dr. Larza. Trieste 1850. 8.

Von dem historischen Filial-Verein in Neuburg an der Donau:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg an der Donau und deren Umgegend. XIV. Jahrg. 1848. II. u. III. Heft des V. Bandes. Neuburg 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Kölliker in Würzburg:

Mikroskopische Anatomie oder Gewebelehre des Menschen. II. Bd. Specielle Gewebelehre. Leipzig 1850. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch historische Classe. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Wien 1850. 8.

Sitzungsberichte. Mathem. naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Wien 1850. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. II. Bd. I. u. II. Heft. Wien. 1850. 8.

Von der Société des sciences de Finlande in Helsingfors:

Acta Societatis. T. III. Fasc. I. Helsingforsiae 1849. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXI. No. 19—23. Novbr. Decbr. 1850. Paris 1850. 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 18.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.
Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Fortsetzung.)

In so ferne es darauf ankommt, bey jeder Beobachtung auch den entferntern Zweck ihrer Anwendung im Auge zu haben, mag es hier nicht überflüßig seyn, anzudeuten, daß die zu entwickelnden Constanten der Pflanzenphasen zur Herstellung der Aequivalente bestimmter Wirkungsweisen der Factoren die zweckdienlichsten Mittel gewähren, so wie ihre absoluten Zahlen benützt werden können zur richtigen Auffassung der Eigenthümlichkeiten in der Lebensgeschichte jeder Pflanzenart, beyde in Gleichung gebracht aber die Elemente eines fruchtbaren Calculs werden können, sobald sie einmal in ihrer Reinheit gewonnen sind.

Da aber der nähere Zweck von Zeichen für die Entwicklungsphasen nur der ist, um sich bey der großen Zahl der zu beobachtenden Pflanzen und der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen das Geschäft der Aufschreibung zu erleichtern, allenfalls aber auch, um mittlere Verhältnisse aus einer größern Zahl von Daten berechnen zu können, ist es in ersterer Beziehung willkührlich, welcher Zeichen man sich bedient, wenn sie nur praktisch sind, in der zweyten aber werden allerdings Ziffern erfordert.

Als Zeichen der Phasen nehmen wir die Anfangsbuchstaben ihrer Namen:

V = Vegetative Sphäre.
c = Cotyledonen.
n = Niederblätter.
t = Turionen.
l = Laubblätter.
h = Hochblätter.
R = Reproductive Sphäre.
Fl = Blüthe (flos).
ca = Kelch (calyx).
co = Blumenkrone (corolla).
st = Staubgefäße (stamina).
I = Inflorescenz.
Fr = Fruchtreife.
D = Entfärbung. (decoloratio).
M = Tod (mors), Laubfall.

Die erste und letzte Stufe einer jeden dieser Phasen bezeichnen wir durch a und z hinter ihrem Buchstaben. — Die Grade werden durch römische Ziffern vor dem Zeichen der Phase ausgedrückt, der erste Grad mit I. und der letzte mit der der Anzahl der ausgebildeten Grade entsprechenden Ziffer.

Da in den Tabellen, deren Einrichtung nach der von Quetelet angewendeten Weise zu empfehlen ist, die Angabe der Zeitperiode sich auf das mittlere Verhalten der Phasen und ihrer Grade an verschiedenen Individuen bezieht, so können die Erscheinungen nicht unmittelbar bey der Beobachtung in die Tabellen eingetragen werden, sondern kommen nach chronologischer Ordnung in ein Tagebuch. Hier wird dann unter dem Datum der Epoche angemerkt, wann die Erscheinung bey den ersten Individuen sich zeigt, wann bey der Hälfte und wann

bey den letzten. Man kann dieß mit 1, 2 und 3 vor dem Zeichen des Grades ausdrücken. Später erst werden die Mittel aus diesen Angaben genommen und in die Tabellen eingezeichnet.

Die Stufen unterscheiden wir bey den Niederblättern, Laubblättern, Hochblättern, wo a das erste Sichtbarwerden, und z die vollständige Ausbildung anzeigt; bey der Blüthe bezeichnet Fla das erste Sichtbarwerden (je nachdem ein Perigon vorhanden ist, auch caa), Flz aber bezeichnet das Abfallen oder Marcescenz des Perigons (die Beendigung des Blüthenzustandes). Die Culminationsstufe der Blüthe, welche dieser vorausgeht, ist bloß durch st bezeichnet, und besteht in dem Stäuben der Antheren. Dieß gilt für die Fälle, wo die Jahrestriebe einblüthig sind. Wo mehrere Blüthen vorhanden sind, wird I vorausgesetzt und es wird dann daran unterschieden das Sichtbarwerden der Blüthen = Ifla, das Stäuben der Antheren = Ist, und das Abfallen des Perigons = Iflz.

Bey den Cotyledonen, der Fruchtreife, der Entfärbung und dem Tode sind keine Stufen zu unterscheiden.

Die Grade sind, wie schon erörtert, hauptsächlich bey Laubblättern und den Gliedern der Inflorescenzen zu berücksichtigen.

Als Beyspiel dieser Bezeichnungsweise dienen folgende zwey.

Periode vom 25. April bis 30. April:

Aesculus Hippocast. 4 III La.

(d. h. das dritte Laubblattpaar an den Zweigen der Roßkastanie wird an einigen Zweigen sichtbar.)

Periode vom 10. Mai bis 15. Mai:

Aesculus Hippocast. 2 I Ist.

(An der halben Anzahl der Blüthensträuße der Roßkastanie öffnen sich die ersten Blüthen und ihre Antheren stäuben.)

Wer die Glieder nicht zählen will, kann die Grade nach Zeitperioden bestimmen, d. h. so viel Grade annehmen, als irgend eine Formation Zeitperioden dauert, welche dann aber unter sich gleich bemessen seyn müssen. Dasselbe gilt da, wo sie nicht gezählt werden können, wie regelmäßig bey der Entfärbung der Fruchtreife und dem Laubfall.

Nach dieser Eintheilung erhalten wir folgende Tabelle (s. Beylage).

XXIII. Um die Epochen, in welchen die Phasen statt finden, mit den vorangegangenen der periodischen Causalmomente vergleichen zu können, ist die von Fritsch befolgte Methode fünftägiger Epochen, wie es scheint, der täglichen vorzuziehen. Keineswegs aber erscheint es räthlich, die Tage nach der laufenden Nummer vom 1. Januar an zu bezeichnen, weil der Beginn und Verlauf der Vegetationszeit mit der Eintheilung des kirchlichen Kalenders nur in sehr entfernter Beziehung steht.

XXIV. Es bleibt nun übrig, über die Wahl der Pflanzenarten, an denen die Beobachtungen angestellt werden sollen, uns zu verständigen.

Es ist bereits allgemein anerkannt worden, daß die in verschiedenen Gegenden anzustellenden Beobachtungen sich wo möglich auf gleiche Pflanzenarten beziehen mögen. Man könnte daher zu diesem Behufe sich mit den von Fritsch und Quetelet und nun neuerdings von Unger gemeinschaftlich eingeführten Arten begnügen. Allein einerseits erscheinen uns manche derselben minder instructiv (wie z. B. Bellis perennis, die das ganze Jahr blüht), andererseits entbehren ihre Register gerade sehr wichtige Pflanzenarten, die alle zur Beobachtung erforderlichen Eigenschaften in hohem Grade in sich vereinigen.

Eine Pflanze empfiehlt sich für die Beobachtung vorzüglich durch folgende Eigenschaften.

1) Die Pflanzen müssen eine möglichst weite Verbreitung haben, und dürfen

2) in diesem Verbreitungsbezirke nicht selten seyn.

3) Es müssen Pflanzen seyn, bey denen die Phasen möglichst bestimmt ausgedrückt sind und nicht ins Unbestimmte verlängert werden je nach der verschiedenen Individualität und Race, und den standörtlichen Verhältnissen, ohne daß aber dabey Pflan-

zen von solcher Beschaffenheit gänzlich ausgeschlossen werden dürfen, denn es gilt ebenso als Grundsatz:

4) daß alle verschiedenen Lebensweisen der Pflanzen repräsentirt werden sollen,

5) daher auch die eracte Einhaltung gewisser Phasen, nicht bloß der reproductiven, sondern auch der vegetativen Sphäre gleichmäßige Berücksichtigung finden muß, ob nun dieselben an einer und derselben Pflanzenart zur Entwicklung kommen, oder abgesondert von verschiedenen repräsentirt werden.

6) Endlich müssen auch die gleichen Pflanzenphasen nach den verschiedenen Jahreszeiten wo möglich gleich vertheilt seyn.

Es ist daher zweckmäßig, die Pflanzen nach der Eintheilung

a. in monocarpische:
   α. jährige,
   β. mehrjährige,
b. polycarpische krautartige (perennirende Pflanzen),
c. polycarpische strauch- oder baumartige (Holzgewächse)

vertreten zu haben. Es sind ebenso Pflanzen, die auf Feldern oder in Gärten cultivirt werden *), nicht auszuschließen, wobey aber auch die Zeit ihrer Aussaat zu notiren ist **), und eben so wenig einige exotische Pflanzen, z. B. Aesculus, Solanum tuberosum.

Auch die verschiedenen Standörter sind zu berücksichtigen, besonders je nach ihrem Feuchtigkeitszustand, in der Art, daß Pflanzen, denen eine solche Verschiedenheit des Standortes zuträglich ist, unter diesen verschiedenen Verhältnissen beobachtet werden, um den Einfluß der in denselben vorherrschenden Factoren würdigen zu lernen (Sonnen- und Schattenpflanzen, Land- und Sumpfpflanzen). — Es ist schließlich von besonderer Wichtigkeit, solche Pflanzen zu nehmen, die sich möglichst hoch im Gebirge erheben.

*) S. Unger a. a. O. S. 512 u. 515.
**) Ebend. S. 541.



Pflanzen nun, welche alle diese Eigenschaften vereinigen, dürften vor allen Empfehlung verdienen. Da dieß indeß nur bey wenigen der Fall ist, müssen nothwendig auch diejenigen genügen, bey denen die eine oder die andere der angedeuteten Bedingungen besonders scharf ausgesprochen hervortritt.

## Verzeichniß

der Pflanzen, an welchen die jährliche Periodicität der Erscheinungen beobachtet werden möge.

Acer campestre. ♄. 2000. *)
platanoides. ♄. 3000.
Pseudoplatanus. ♄. 5000.
Achillea Millefolium. 4. 5000.
Actaea spicata. 4. 3700.
Adonis vernalis. 4. 1470.
Aegopodium Podagraria. 4. 3400.
Aesculus Hippocastanum. ♄.
Ajuga reptans. 4. 5000.
genevensis. 4. 5000.
Allium ursinum. 4. 2000.
Alnus glutinosa ♄. 3500.
incana. ♄. 4300.
Alopecurus pratensis. 4.
Amygdalus Armeniaca. ♄.
communis. ♄
persica. ♄.
Anemone Hepatica. 4. 3450.
nemorosa. 4. 5000.
ranunculoides. 4.
Anthoxantum odoratum. 4. 7400.
Anthriscus sylvestris. 4. 4500.
Aposeris foetida **). 4. 6000.
Aquilegia vulgaris. 4.
atrata. 4. 5200.
Arnica montana. 4. 6000.
Arum maculatum. 4. 1850?
Asarum europaeum. 4. 2700.
Asperula Cynanchica. 4. 5600.
Aster Amellus. 4. 1800.?
Astrantia major. 4. 5500.
Avena pubescens. 4. 6800.
Bellidiastrum Michelii. 4. 7000.

*) Die Ziffer zeigt die mittlere Höhengrenze in par. Fuß an.
**) Nach Schrank (Flora boica II. p. 343) soll die Blüthezeit dieser Pflanze in der Ebene 8 Tage später Hochwasser zur Folge haben.

Berberis vulgaris. ♄. 4500.
Betonica officinalis. 4. 3000.
Betula alba. ♄.
pubescens. ♄. 4900.
Calluna vulgaris. ♄. 6000.
Campanula patula. ☉. 3200.
persicifolia. 4.
Cardamine pratensis. 4. 4000.
„ flore pleno. 4.
Carex glauca. 4. 5500.
praecox. 4. 5000.
Carlina acaulis. 4. 6500.
Carpinus Betulus. ♄. 2500.
Carum Carvi. 4. 5800.
Centaurea Cyanus. ☉. 2150.
Jacea. 4. 4300.
Chrysanthemum Leucanthemum. 4. 7000.
Clematis Vitalba. ♄. 2500.
Colchicum autumnale. 4. 4400.
Colutea arborescens. ♄.
Convallaria majalis. 4. 4500.
Cornus alba. ♄.
mascula. ♄.
sanguinea. ♄. 2500.
Corydalis cava. 4. 4000.
solida. 4. 3000.
Corylus Avellana. ♄. 4300.
Crocus vernus. 4. 5000.
Cypripedium Calceolus. 4. 4300.
Cytisus alpinus. ♄.
Laburnum. ♄.
Daphne Mezereum. ♄. 5900.
Daucus Carota. 4.
Dianthus Carthusianorum. 4. 2000.
Digitalis purpurea. 4.
Draba verna. ☉.
Echium vulgare. 4. 2500.
Erica vulgaris. ♄. 6800.
Eupatorium cannabinum. 4. 3000.
Euphrasia officinalis. ☉. 6600.
salisburgensis. ☉. 6600.
Evonymus europaeus. ♄. 2500.
Fagus sylvatica. ♄. 3330.
Ficaria ranunculoides. 4. 3600.
Fragaria vesca. 4. 5000.
Fraxinus excelsior. ♄. 4000.
Fritillaria imperialis. 4.
Galanthus nivalis. 4.
Galeobdolon luteum. 4. 6000.
Genista germanica. ♄.
tinctoria. ♄.
Gentiana acaulis. 4. 7000.
germanica. ☉. 7900.



Gentiana verna. 4. 7800.
Geum rivale. 4. 5300.
Globularia cordifolia. 4. 6000.
vulgaris. 4.
Gnaphalium dioicum. ♂. 4. 6000.
Hedera Helix. ♄. 4000.
Hemerocallis flava. 4.
fulva. 4.
Hieracium aurantiacum. 4. 5400.
Auricula. 4. 6000.
Pilosella. 4. 4100.
Hippocrepis comosa. 4. 6000.
Hippophaë rhamnoides. ♄. 3000.
Hordeum distichon. Sommerfrucht. ☉. 3600.
vulgare. „ ☉.
Humulus Lupulus. ♄. 2500.
Hypericum perforatum. 4. 2600.
Ilex Aquifolium. ♄. 2800.
Iris Pseudacorus. 4.
Juglans regia. ♄. 1900.
Lamium album. 4.
amplexicaule. ☉.
maculatum. 4. 6000.
Leucojum vernum. 4. 1800?
Ligustrum vulgare. ♄. 2600.
Lilium bulbiferum. 4. 2700.
candidum. 4.
Linaria vulgaris. 4. 1700?
Linum usitatissimum. 4. 3500.
Lonicera Xylosteum. ♄. 3000.
Lotus corniculatus. 4. 6000.
Luzula pilosa. 4. 4000.
albida. 4. 6000.
Lychnis Flos cuculi. 4. 2500.?
Githago. ☉.
diurna. *) 4. 6500.
vespertina. ☉.

(Schluß folgt.)

*) Diese Pflanze blüht ziemlich regelmäßig um Salzburg im Herbst zum zweytenmale, weiten Wiesenstrecken ein rosenfarbiges Colorit verleihend.

Mit einer Beylage.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Dr. J. A. Bengelius, Gnomon novi testamenti. Ed. 3. per M. E. Bengelium curata, tertio recusa adj. J. Steudel. T. I. II. Tubing. 1850.

Ed. G. Grinfield, Scholia Hellenistica in Novum Testamentum. P. 1. 2. Lond. 1848.

A. Tholuck, Das alte Testament im Neuen Testament. Hamb. 1849.

J. Blackburne, The doctrine of baptismal regeneration. Lond. 1849.

W. Maskell, Monumenta ritualia Ecclesiae Anglicanae. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

C. von Winterfeld, Zur Geschichte heiliger Tonkunst. Leipzig 1850.

Le Glay, Cameracum christianum ou histoire ecclesiastique du diocèse de Cambrai. Lille 1849.

Fil. de Boni, Il Papa Pio IX. Capolago 1849.

F. W. Erdmann, Beschreibung der Kathedralkirche in St. Joannem und der Kirche z. h. Kreuz auf der Dominsel zu Breslau. Breslau 1850.

Dr. E. J. Diest Lorgion, De nederduitsche hervormde kerk in Friesland. Groningen 1848.

Alb. Jorry, Histoire du Pape Boniface VIII., 1217 — 1303. Par. 1850.

H. Cotton, Fasti Ecclesiae Hibernicae. The succession of the prelates and members of the cathedral bodies in Ireland. Vol. 1. 2. Dublin 1848.

H. J. Royaards, Geschiedenis van het gevestigde Christendom an de Christelijke kerk in Nederland. Deel. I. Utrecht 1849.

C. von Olfers, Beyträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster. Münster 1848.

Will. Dugdale, Monasticon anglicanum: a history of the abbies and other monasteries in England and Wales. A new edition . . . by J. Caley, H. Ellis and B. Bandinel. Vol. I — VI. Lond. 1849.

A. L. Besson, Memoire historique sur l'abbaye et la ville de Lure. Ouvrage couronné. Besançon 1846.

L. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Heft 1. Darmstadt 1849.

M. Giraud, Histoire du prieuré de Saint-Damien. Toulon 1849.

R. v. Koch-Sternfeld, Genealogische und topographische Forschungen über die Stifter, die Stiftung und Ausstattung von Eberndorf, Gurniz, Teinach und St. Lorenz zu Burg Stein in Kärnthen. Wien 1850.

J. Stülz, Die ältesten Urkunden des Klosters Gleink. Wien 1849.

A. v. Mestral, Beruf der freyen waadtländischen Kirche unter den protestantischen Kirchen der Schweiz. Uebersetzt von C. Brusch. Bern 1849.

J. J. Blunt, Sketch of the reformation in England. Lond. 1832.

G. Burnet, The history of the reformation of the church of England. A new edition with historical and biographical notes. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

C. Eyre, The history of St. Cuthbert. Lond. 1849.

R. Burn, The ecclesiastical law by R. Phillimore. Vol. 1 — 4. Lond. 1842.

A. Vuillefroy, Traité de l'administration du culte catholique. Par. 1842.

Dr. A. Lutterbeck, Der Informativprozeß und seine rechtliche Nothwendigkeit für die Entscheidung der Mainzer Bischofsfrage. Gießen 1850.

W. Löhe, Aphorismen über die neutestamentlichen Aemter und ihr Verhältniß zur Gemeinde. Nürnberg 1849.

M. A. R. Henrion, Code ecclésiastique français. 2. édition. Vol. 1. 2. Par. 1829.

Dr. A. Schröder, Kirchengut und Ablösung. Brandenburg 1850.

---

## Viertes Quartal. October — December.

---

Ch. Durand, Soirées littéraires, recueillis et annotés par M. Tougard. T. 1. 2. Rouen 1828.

Dr. A. J. F. Henrichsen, Ueber die Verbindung der Gelehrtenschulen und der Realschulen zu Realgymnasien. Schleswig 1850.

Dr. K. G. Heiland, Zur Frage über die Reform der Gymnasien. Halle 1850.

A. Heymans, De ecclesiastica librorum aliorumque scriptorum in Belgio prohibitione disquisitio. Bruxelles 1849.

Annales des universités de Belgique. Années 1847 et 1848. Bruxelles 1850.

F. M. Cowan, A chronological critical table of English literature. Amsterd. 1849.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564 — 1765. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. Halle 1850.

O. P. Sturzenbecher, Die neuere schwedische Literatur. Leipzig 1850.

A. F. Ozanam, Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIII. siècle jusqu'au XIII. Par. 1850.

J. Lukaszewicza, Historya szkol w koronie i w wielkiem, ksiestwie litewskiem od najdawniejszych czasón az do roku 1794. T. 1. 2. Posznan 1849.

A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. verm. Aufl. Lief. 1 — 3. Marburg 1850.

E. Greswell, A view of the early Parisian greek press. Vol. 1. 2. Oxford 1833.

Encyclopaedia metropolitana, or universal dictionary of knowledge, ed. by Edw. Smedley, J. Rose etc. Vol. 1 — 25. with Index. Plates. Vol. 1 — 3. London 1845.

Report of the 19. meeting of the British association for the advancement of science held at Birmingham in September 1849. Lond. 1850.

The annual Register or a view of the history and politics of the year 1848 and 1849. London 1849 — 1850.

The Publications of the Surtees Society.

The correspondence of Dr. M. Hutton, archbishop of York. Lond. 1843.

The Durham household book or the accounts of the bursar of the monastery of Durham. Lond. 1844.

Anglo-Saxon and early english Psalter. Vol. II. Lond. 1844.

Libellus de vita et miraculis S. Godrici, Heremitae de Finchale. Auctore Reginaldo Monacho Dunelmensi. Lond. 1845.

Depositions and other ecclesiastical proceedings from the courts of Durham, extending from 1311 to the reign of Elizabeth. Lond. 1845.

M. Pézet, Recherches sur l'origine des journaux et esquisse historique sur Jean Loret, de Carentan, poète et journaliste. Bayeux 1849.

Fr. von Baader, Kleine Schriften. Herausg. von Fr. Hoffmann. 2. verm. Ausg. Leipzig 1850.

E. G. Geijer, Samlade Skrifter. Förra Afdelningen. Första Bandet. Stockh. 1849.

J. Fr. Herbart, Sämmtliche Werke. Besorgt von G. Hartenstein. Bd. 1. Leipzig 1850.

Galileo Galilei, Memorie e lettere inedite finora o disperse . . . con annotazioni dal C. Giambatista Venturi. P. I. dall' anno 1507 sino alla fine del 1616. Modena 1818.

J. E. Kowalewski, Dictionnaire Mongol-Russe-Français. T. III. Kasan 1849.

J. A. Vullers, Institutiones linguae Persicae. Pars altera. Gissae 1850.

A. Höfer, Sanskrit-Lesebuch mit Benutzung handschriftlicher Quellen. Abth. 1. Hamb. 1850.

R. Stier, Neugeordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. Th. 1. 2. Berlin 1849.

A. Haacke, Beyträge zu einer Neugestaltung der griechischen Grammatik. Heft 1. Nordhausen 1850.

M. J. Wocher, Die lateinische Wortstellung nach logischen und phonetischen Grundsätzen erläutert. Ulm 1849.

G. Patriarchi, Vocabolario Veneziano e Padovano co' termini e modi corrispondenti Toscani. Padova 1818.

Dr. G. A. Kloppe, Wortbildung der französischen Sprache in ihrem Verhältniß zum Lateinischen. Magdeb. 1850.

Dr. N. Sparschuh, Berichtigungen und Beyträge zu Grimm's Geschichte der deutschen Sprache. Mainz 1850.

P. Miklosich, Lexicon linguae slovenicae veteris dialecti. Vinobonae 1850.

— —, Formenlehre der altslovenischen Sprache. Wien 1850.

Dr. A. Gräfenhan, Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Bd. 4. Bonn 1850.

Miscellanea philologa et paedagogica. Fasc. II. Lips. 1849.

W. Mure, A critical history of the language and literature of ancient Greece, from the earliest period to the death of Solon . . Vol. 1—3. Lond. 1850.

G. Lahmeyer, Orationis de haruspicum responso habitae originem Tullianam defendit. Götting. 1850.

A. Geiger, Moses ben Maimon. Studien. Heft 1. Herausg. von M. Breslauer. Breslau 1850.

J. Böhmer, Kiswe Israel Böhmer oder Sammlung von Briefen historisch-kritisch-exegetischen Inhalts. Lief. 1. Leipzig 1850.

Dr. Th. Haarbrucker, Abu-'l-Fath' Muhammad asch-Scharastâni's Religionspartheyen und Philosophen-Schulen. Th. 1. Halle 1850.

The rambles of the Emperor Ching Tih in Këang Nan. A chinese tale. Translated by Tkin Shen. Vol. 1. 2. London 1843.

Moslicheddin Sadi, Lustgarten (Bostan). Aus dem Pers. übersetzt von Dr. K. H. Graf. Bd. 1. Jena 1850.

Pfander, Kitab hall-ul-ischkâl. Akbarabad 1847. (Hindost.)

V. de Santarem, Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen âge et sur les progrès de la géographie après les grandes découvertes du quinzième siècle. T. II. Par. 1850.

A. M. Grube, Geographische Charakterbilder. Th. 1. 2. Leipzig 1850.

Dr. H. Berghaus, Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Bd. 1 — 6. Stuttgart 1836 — 1846.

The gallery of portraits: with memoirs. Vol. 1 — 7. Lond. 1833 — 1837.

S. W. Kölle, Narrative of an expedition into the Vy country of West Arfrica and the discovery of a system of syllabic writing. Lond. 1849.

M. Prinz zu Wied, Brasilien. Nachträge, Berichtigungen. Frankf. 1850.

L. Engels, Nordamerika — Ohio. Elberfeld 1850.

L. Agassiz and J. E. Cabot, Lake superior; its physical character, vegetation and animals, compared with those of other and similar regions. Boston 1850.

Voyage d'Abd-Allah ben Abd-el-Kader, mounsthy (homme de lettres) de Singapore à Kalantan sur la côte orientale de la peninsule de Malaka, entrepris en l'année 1838. Traduit du malay avec des notes et des éclaircissements par E. Dulaurier. Par. 1850.

E. Willkomm, Wanderungen an der Nord- und Ostsee. Leipzig 1850.

M. Wagner, Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseits des Kaukasus. Leipzig 1850.

M. Bethmann, Lettre à M. l'abbé Carton sur les généalogies des comtes de Flandres. Bruges 1849.

A. J. Weidenbach, Die Grafen von Are, Hochstaden Nurburg und Neuenare. Ein Beytrag zur rheinischen Geschichte. Bonn 1845.

Dr. E. Braun, griechische Mythologie. Buch 1. Hamb. 1850.

M. W. Heffter, Die Götterdienste auf Rhodus im Alterthume. Heft 1 — 3. Zerbst 1827 — 33.

Th. Panofka, Delphi und Melaine. Antikenkranz. Berlin 1849.

A. Magrini, Il teatro olimpico. Padova 1847.

G. Furlanetto, Le antichi lapidi Patavine illustrate. Padova 1847.

H. Brugsch, Lettre à M. le Vic. Emmanuel de Rougé au sujet de la découverte d'un manuscrit bilingue sur Papyrus en écriture démotico-égyptienne. Paris 1850.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1849. Fasc. 1. 2. Roma 1850.

W. Wackernagel, Pompeji. Basel 1849.

F. Hoefer, Premier mémoire sur les ruines de Ninive. Par. 1850.

A. C. E. v. Werlhof, Handbuch der griechischen Numismatik. Hannover 1850.

Illustrazione delle medaglie dei Dogi di Venezia denominate Oselle. Ed. 2. Venezia 1847.

H. F. Clinton, Fasti Romani. Vol. II. Appendix. Oxford 1850.

de Saulcy, Recherches sur la chronologie des empires de Ninive, de Babylone et d'Ecbatane. Par 1849.

Dr. B. v. Köhne, Beyträge zur Geschichte und Archäologie von Cheronesos in Taurien. Petersburg 1849.

Et. Chastel, Histoire de la destruction du Paganisme dans l'empire d'Orient. Par. 1850.

Dr. G. Redslob. Tartessus. Ein Beytrag zur Geschichte des phönizisch-spanischen Handels. Hamburg 1849.

M. Vivien de Saint-Martin, Les Huns blancs ou Ephthalites des historiens byzantins. Par. 1849.

Alex. de Gurowski, Le Panslavisme. T. I. Florence 1848.

S. Laing, Observations on the social and political state of the European people in 1848 and 1849. Lond. 1850.

K. G. Helbig, Wallenstein und Arnim. 1632 — 1634. Dresden 1850.

H. Desprez, Les peuples de l'Autriche et de la Turquie. T. I. II. Par. 1850.

Unsere Zeit. Bd. 1. Stolberg 1850.

B. Pacca, Notizie sul Portogallo e sulla nunziatura in Lisboa. Velletri 1836.

M. Rosseuw Saint-Hilaire, Histoire de l'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII. Vol. 5. Par. 1849.

Documenti della guerra santa d'Italia Fasc. 9 — 15. Capolago 1849.

G. La Farina, Storia d'Italia (568 — 1815). Vol. V. p. 1. Firenze 1848.

D. Tomacelli, Storia de' Reami di Napoli e Sicilia dal 1250 al 1303. Vol. II. Napoli 1847.

Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 7 — 19. Firenze 1849 — 50.

Archivio storico italiano. Disp. 31 — 33. Firenze 1848 — 49.

A. Zobi, Manuale storico delle massime e degli ordinamenti economici vigenti in Toscana. Florenz 1847.

M. F. Sicard, Histoire des institutions militaires des Français. T. I — IV. avec Atlas. Par. 1831 — 34.

M. Raudot, De la décadence de la France. Par. 1850.

H. Martin, La monarchie au XVII. siècle. Etude sur le système et l'influence personelle de Louis XIV. Par. 1848.

A. Vigroux, Histoire de la souveraineté du peuple en France et des crimes commis en son nom. Par. 1850.

Dr. H. E. Scholten, Geschichte Ludwigs IX. des Heiligen, Königs von Frankreich. Bd. 1. Münster 1850.

M. Frégier, Histoire de l'administration de la police de Paris depuis Philippe Auguste jusqu'aux Etats-généraux de 1789. Vol. 1. 2. Par. 1849.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. 4. 5. Par. 1850.

L. Stein, Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Bd. 2. Leipzig 1850.

El. Regnault, Histoire du gouvernement provisoire. Par. 1850.

A. de Lamartine, Oeuvres. Le passé, le présent, l'avenir de la république. Par. 1850.

D. D. Stern, Die Geschichte des deutschen Volkes in den Jahren 1848 und 1849. Lief. 1. 2. Berlin 1850.

R. v. Raumer, Vom deutschen Geiste. 2. verm. Aufl. Erlangen 1850.

Scriptores rerum Silesiacarum. Herausg. von G. A. Stenzel. Bd. 4. Breslau 1850.

Dr. K. Pfaff, Fürstenhaus und Land Württemberg. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1849.

Dr. C. F. A. Giebelhausen, Mansfeld'sche Sagen. 2. Aufl. Eisleben 1850.

Dr. A. v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Bd. 5. Steiermark mit Oesterreich vereinigt unter den babenbergischen Herzogen und bis zum Eintritte der Fürsten aus dem Hause Habsburg vom Jahre 1192 bis 1283 nach Christi Geburt. Gratz 1850.

Schriften des historischen Vereins für Innerösterreich. Heft 1. Gratz 1848.

K. Graf Mailath, Ungarn und die Centralisation. Leipzig 1850.

G. Klapka, Memoiren. April — October 1849. Leipzig 1850.

J. E. Horn, Arthur Görgei, Oberkommandant der ungarischen Armee. Leipzig 1850.

M. Horvath, Geschichte der Ungarn von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Pesth 1850.

A. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg. Wien 1850.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1850.

(Schluß.)

Baecker (L. de), Les Flamands de France. III. De la littérature écrite. — Messager des sciences historiques de Belgique. 1850. Livr. IV.

Deuxième congrès littéraire tenu à Amsterdam. — Ebendaſ. Livr. VI.

Falkenau (Jac. J. M.), Criticism on Gesenius's doctrine of the accents and makkeph. — Biblioth. sacra. Vol. VII. No. 28.

Whitney (W. D.), A comparison of the greek and latin verbs. — Ebendaſ.

Egger, Cours de littérature grecque. — Journal général de l'instruction publique et des cultes 1850. No. 86.

Wallon (H.), Explication d'un passage de Plutarque sur une loi de Lycurge nommée la Cryptie. — Ebendaſ. No. 78. 80.

Egger (E.), Nicolas de Damas et Velleius Paterculus. — Ebendaſ. No. 92.

The oration of Hyperides against Demosthenes, respecting the treasure of Harpalus. The fragments of the greek text, now first edited from the facsimile of the Ms. discovered at Egyptian Thebes in 1847. By Churchill Babington. Lond. 1850. — Christian Remembrancer 1850 Oct.

Vendidad-Sadé. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Viçpered und Vendidad, herausgeg. von Herm. Brockhaus. Leipzig 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 88.

Le Tcheou-li, ou rites de Tcheou, traduit pour la première fois du Chinois par feu Ed. Biot. Par. 1851. — Journ. des Sav. 1851 Janv.

Le Bhagavat Purana, ou histoire poétique du Krishna, traduit et publié par Eug. Burnouf. — Calcutta Review 1850 Sept.

La Roquette (De), Portes Caspiennes. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Déc.

— — — Expédition dans l'Afrique centrale. — Ebendaſ.

Walsh (J. C.), Exploration de l'Atlantique. — Ebendaſelbſt.

Logan (J. R.), A boat voyage from Singapore to Pinang. — Journal of the Indian Archipelago and eastern Asia 1850 December.

Cumming (Roualeyn Gordon), A hunters life in South Africa. — Quarterly Rev. 1850 Dec.

Lavandais (E. de), Scènes et récits de voyage dans les républiques de l'Amérique du Sud. — Arequippa, Puno et les mines d'argent. — Rev. des deux Mond. 1851. T. I. Livr. 1.

Hutton (M. A.), The chronology of creation, or, geology and scripture reconciled. Calcutta 1850. — Calcutta Rev. 1850 Sept.

Jomard, Explication d'une planche relative au monument de Tunja et aux figures gravées sur des rochers (Nouvelle-Grenade). — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Déc.

Lenormant, Rapport sur les mémoires envoyés au concours des antiquités nationales. — L'Institut. II. Sect. 1850 No. 177 — 178.

Rossignol, Sur l'inscription de Delphis, citée par Pline; sur l'ouvrage d'Anaximènes de Lampsaque, intitulé: Des peintures antiques etc. — Journ. gén. de l'instruct. publ. etc. 1850 No. 87.

— —, Des services que peut rendre l'archéolo-

gie aux études classiques; à propos de l'ouvrage de M. Raoul-Rochette, intitulé: Lettre à M. Schorn; supplément au catalogue des Artistes de l'antiquité grecque et romaine. — Ebendaſ. No. 101.

Thierry (Amedée), Stilicon ou le monde romain à la fin du IV. siècle. — L'Institut. II. Sect. 1850 No. 179 — 180.

Vaux (W. S. W.), Niniveh and Persepolis: an historical sketch of ancient Assyria and Persia. — Christ. Remembr. 1850 Oct.

Smith (James), The voyage and shipwreck of St. Paul: with dissertations on the ships and navigation of the ancients. Lond. 1848. — English Review 1850 June.

Cronache e storie inedite della città di Perugia dal MCL al MDLXIII. P. I. — Archivio stor. ital. T. XVI. P. 1.

Ricordi di cose familiari di Meliadus Baldiccione de' Casalberti, Pisano, dal 1339 al 1382, pubbl. per cura del Prof. Franc. Bonaini etc. — Ebendaſ. Append. T. VIII. Disp. 25.

Passerini (Luigi), Notizie sui manoscritti Rinucciniani. — Ebendaſ.

Napoli nel seicento. — Ebendaſelbſt.

Ricotti (Ercole), Corso di storia d'Italia. Torino 1849. — Ebendaſ.

Tosti (L.), Storia della Lega lombarda. Montecassino 1848. — Ebendaſ.

Tableau des populations rurales de la France en 1850. — Journ. des Économ. 1851. Janv.

Louandre (Ch.), Histoire et statistique morales de la France. — (Paris et les provinces.) — Revue des deux Mond. 1851 T. I. Livr. 3.

Carné (L. de), La bourgeoisie et la révolution française. V. Les classes moyennes sous le Consulat et l'Empire. — Ebendaſelbſt Livr. 1.

Radowitz, Germany and the King of Prussia. — Quart. Rev. 1850. Dec.

Grote (G.), History of Greece. Vols VII. and VIII. — Ebendaſ.

Light, Notices of Pinang. — Journ. of the Indian Archipelago 1850 Oct.

Macgowan (D. J.), Note on maritime Malays. — Ebendaſ.

Martindale, Notice of the Betsi misaraks, a tribe of Madagascar. — Ebendaſ.

Valentyn (Franc.), Description of Malakka and our establishment there. — Ebendaſ. Oct. Dec.

Piracy and slave trade of the Indian Archipelago. — Ebendaſ. December.

The geographical group of Celebes. — Ebendaſ.

Elliot, Bibliographical Index to the historians of Muhammedan Jndia. Calcutta 1849. T. I. et IV. — Journ. des Savants 1851 Janv.

British administration of Scinde. — Calcutta Review 1850 Sept.

Mackenzie (Charl.), Zeila, the fair maid of Caubul; a tale of the Afghan insurrection and massacre of the British troops in Kund Caubul passes. — Ebendaſelbſt.

Central India under British supremacy. — Ebendaſ.

Kashmir in the olden time. — Ebendaſ.

The mysteries of Ceylon. — Quart. Rev. 1850. Dec.

Fresnel (Fulg.), Essai de discussion des documents relatifs au cours supérieur du Nil Blanc et aux deux principaux lacs de l'Afrique centrale, l'Ounyméci et le Tchad. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Déc.

Butler-King, Rapport sur la Californie, sa population, son climat, son sol, ses diverses productions etc. — Annal. des Mines 1850 Livr. VI.

La Roquette (De), Utah, nouveau territoire des États-Unis, habité par les Mormons. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Déc.

Stanley (E.), Claims and resources of the West Indian Colonies. — Quart. Rev. 1850. Dec.

Alaux (Gust. d'), Soulouque et son empire. Le communisme et la terreur nègres. — Revue des deux Mondes 1851 T. I. Livr. 2.

Biography. — Blackwood's Mag. 1851 Jan.

Strickland (Agnes), Lives of the Queens of Scotland and english Princesses, connected with the royal succession of Great Britain. — English Review 1850 Dec.

Lettere inedite di Fra Gerolamo Savonarola etc. — Archivio storico italiano. Appendice T. VIII. Disp. 25.

Edwards (B. B.), Life and character of Dr. de Wette. — Biblioth. sacra. Vol. VII. No. 28.

Extraits des discours qui ont été prononcés aux funérailles de M. Gay-Lussac, par M. M. Arago, Becquerel, Chevreul, Pouillet, Thénard et Despretz. — L'Institut 1850 I. Sect. No. 860.

Morren (Ch.), Aperçu de la vie et des travaux de Remacle Fuchs, botaniste, mort en 1586. — Ebendaſ. No. 866.

Walckenaër, Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Letronne. — Ebendaſ. No. 177 — 180.

Barthélemy-Saint-Hilaire, Discours aux funérailles de M. F. X. Droz. — Ebendaſ. No. 179 — 180.

Dutrey, Discours prononcé aux obsèques de M. Beudant, de l'Institut, inspecteur général de l'instruction publique. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 No. 102.

The opinions of the right honourable Sir Robert Peel, expressed in Parliament and in public. Second. ed. Lond. 1850. — Christ. Remembrancer 1850 Oct.

Campbell (John Lord), The lives of the Chief Justices of England from the Norman Conquest to the death of Lord Mansfield. 2 vols. Lond. 1849. Edinb. Rev. 1851 Jan.

Foreign reminiscences. By the late Lord Holland. Lond. 1850. — Ebendaſ.

The life and correspondence of Robert Southey. Edited by his son, the Rev. Charles Cuthbert Southey. 6 vols. 1850. — Quart. Rev. 1850 Dec.

Mazade (Ch. de), Hommes d'état et hommes de guerre dans la révolution européenne. I. Le général Narvaez. — Rev. des deux Mond. 1851 T. I. Livr. 3.

Matthes (C. J.), Over de grondslagen der meetkunde. — Tijdschrift voor de wis-en natuurkundige Wetenschappen. D. III. Aflev. 1.

Laird's improvements in the construction of metallic ships or vessels, and in materials for coating the bottoms of iron ships or vessels, and in steering ships or vessels. — Repert. of Patent Invent. 1850 Sept.

Le Verrier, Retour de la comète de M. Faye découverte en 1843. — L'Institut I. Sect. 1850 No. 884.

Masson et Jamin, Mémoire sur la transmissibilité de la chaleur. — Ebendaſ. No. 862.

Laprovostaye et Desains, Mémoire sur la polarisation de la chaleur par réfraction simple. — Ebendaſ.

Du Bois-Reymond, Communications relatives aux phénomènes électrophysiologiques. — Ebendaſelbſt. No. 864. 866.

Lesbros, sur les lois de l'écoulement de l'eau à travers des orifices rectangulaires verticaux à grandes dimensions. — Ebendaſ. No. 865.

Mitchel (O. M.), Expériences sur la vitesse de l'onde électrique ou des courants, faites à l'observatoire de Cincinnati. — Ebendaſ. No. 871.

The currency extension act of nature. — Blackwoods Mag. 1851 Jan.

Ador's improvements in producing light. — Repertory of Patent Inventions 1850 July.

Highton's improvements in electric telegraphs, and in making telegraphic communications. — Ebendaſ. Oct. Nov.

Stamkart (F. J.), Over de snelheid van den wind. — Tijdschrift voor de wis-en natuurkundige Wetenschappen Deel III. Aflev. 2.

Ecarnot's improvements in the manufacture of sulphuric, sulphurous, acetic and oxalic acids and nitrates. — Repertory of Patent Inventions 1850 July.

Richardson's improvements in the manufacture of Epsom and other magnesian salts, also alum and sulphate of ammonia. — Ebendaſ. Sept.

Webster's improvements in the production of gas for the purposes of light. — Ebendaſ.

Todd's improvements in the manufcture of arsenic, sulphuric acid and tho oxide of antimony, from copper and other ores in which they are combined and also the oxide of zinc. — Ebendaſ.

Gerard's improvements in dissolving caoutchouc (India-rubber) and gutta percha. — Ebendaſ. Dec.

Gervais (Paul), Mémoire sur la famille des Cétacés ziphioides et plus particulièrement sur le Ziphius Cavirostris de la Mediterranée. — Ann. des sc. natur. T. XIV. No. 1.

Lacaze Duthiers, Recherches sur l'armure génitale des insectes. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Rapport sur la pisciculture, adressé à M. le ministre de l'agriculture et du commerce. — Ebendaſelbſt.

Whale fishing of the Solorese. — Journ. of the Ind. Archip. and east. Asia 1850 Dec.

Orbigny (Alcide d'), Recherches sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe depuis les temps zoologiques les plus anciens jusqu'à l'époque actuelle. — L'Institut I. Sect. 1850 No. 862.

Focillon (Ad.), Mémoire sur la structure et les fonctions de la peau dans les animaux annelés. — — Ebendaſ. No. 881.

Link (H.), Recherches sur l'accroissement végétal et la greffe. — Ann. des sc. nat. T. XIV. No. 1.

Saint-Hilaire (Aug. de), Comparaison de la végé-

tation d'un pays en partie extra-tropical avec celle d'une contrée limitrophe entièrement située entre les tropiques. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Musaeo Parisiensi continentur monographicae descriptionis et secundum affinitates distributionis tentamen. (Suite.). — Ebendaſ.

Mitscherlich, Sur la composition de la paroi des cellules dans les plantes. — L'Institut I. Sect. 1850 No. 863.

Magnus, Mémoire sur la nutrition des plantes. — Ebendaſ. No. 865.

Candolle (Alph. de), De la naturalisation des plantes. — Ebendaſ. No. 872.

On the culture of cotton in the Straits settlements. — Journ. of the Ind. Archip. 1850 Dec.

Delanoüe, Géogénie des minerais calaminaires de zinc, plomb, fer et manganèse en gites irreguliers. Ann. des Mines 1850. Livr. VI.

Martins (Ch.) et B. Gastaldi, Note sur les terrains superficiels de la vallée du Pô, aux environs de Turin. — L'Institut I. Sect. 1850. No. 862.

Villeneuve (H. de), Recherches sur les lois de l'hydraulicité et de la solidification des mortiers. — Ebendaſ.

Baudrimont (A.), Mémoire contenant les résultats d'expériences sur la tenacité des principaux metaux malléables. — Ebendaſ. No. 865.

Beaumont (Elie de), Sur la corrélation des directions des différents systèmes des montagnes. — Ebendaſ. No. 876.

Prevost (Constant), Note sur l'apparition récente des glaciers, sur leur maximum de développement en Europe, leur diminution et disparition. — Ebendaſ. No. 882.

Filhol, Eaux sulfureuses des Pyrenées. — Ebendaſ. No. 883.

Little (Rob.), On coral reefs. — Journ. of the Ind. Archip. 1850 Dec.

Stirling's improvements in the manufacture of iron and metallic compounds. — Repertory of Patent Inventions 1850 July.

Rivot et Zeppenfeld, Description des gîtes métallifères, de la préparation mecanique et du traitement métallurgique des minérais de plomb argentifères de Pontgibaud. — Annal. des Mines 1850 Livr. VI.

Gruner, Note sur le gisement de l'or dans les environs de Gênes. — Ebendaſ.

Scheult, Note sur plusieurs alluvions aurifères de la république de Vénézuela. — Ebendaſ.

Exposition des produits de l'industrie de toutes les nations, à Londres, en 1851. — Journ. des Econ. 1851 Janv.

Donisthorpe and Milnes's improvements in apparatus used for stopping steam-engines and other first movers. — Repertory of Patent Inventions 1850 July.

Lizar's improvements in gas-meters. — Ebendaſ.

Waterlow's improvements in the means and apparatus for obtaining copies of writings, drawings and other designs. — Ebendaſ. Aug.

Talbot an Malone's improvement in photography. — Ebendaſ.

Guigniaut, Vues sur les formes et les époques successives des religions de l'antiquité, principalement des cultes grecs et italiques. — L'Institut II. Sect. 1850 No. 177 — 178.

Ceremony observed at the court of Acheen, on the king's going to the mosque Bait al Rhaman, in the month of Raamlan. — Journ. of the Indian Archip. 1850 Dec.

The Mormonites. — English Rev. 1850 June.

Du Boys (Alb.), Histoire du droit criminel des peuples modernes, considéré dans ses rapports avec les progrès de la civilisation. — Univ. cathol. 1850 Déc.

Kay (J.), The social condition and education of the people. 2 vols. Lond. 1850. — Calcutta Review 1850 Sept.

Hauréau, De la philosophie scolastique. 2 vol. Paris 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 No. 103.

Ravaisson (Félix), Mémoire sur la morale des Stoiciens. — L'Institut II. Sect. 1850 No. 177 — 178.

The lay of the Nibelungen. — Blackwood's Magaz. 1851 Jan.

Fragment critique inédit d'Honoré d'Urfé sur l'Amédéide de Gabriel Chiabrera. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 No. 93.

Des traités de versification française. — Ebendaſ. No. 94. 95.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 19.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten.

(Schluß.)

Verzeichniß

der Pflanzen, an welchen die jährliche Periodicität der Erscheinungen beobachtet werden möge.

Lysimachia Numularia. 4. 2500.?
Majanthemum bifolium. 4. 4100.
Menyanthes trifoliata. 4. 5500.
Molinia coerulea. 4. 5000.
Morus alba. ħ.
Narcissus poëticus. 4.
Nymphaea alba. 4. 3300.
Omphalodes verna 4.
Ornithogalum umbellatum. 4. 1600?
Orchis latifolia. 4. 5100.
maculata. 4. 3700.
mascula. 4. 5400.
ustulata. 4. 4500.
Orobus vernus. 4.
Oxalis Acetosella. 4. 4600.
Paeonia officinalis. 4.
Paris quadrifolia. 4. 3700.
Parnassia palustris. 4. 7000.
Pastinaca sativa. 4.
Phleum pratense. 4. 3000.
Phyteuma orbiculare. 4. 6900.
Pinus sylvestris. ħ. 4600. *)
Abies. ħ. 5233. **)
Pinus Larix. ♂ ħ. 5611.
Plantago lanceolata. 4. 4800.
media. 4. 4800.
Platanthera bifolia. 4. 5000.
Polygonum Bistorta. 4. 5500.
Populus nigra. ♂ ħ.
" " ♀ ħ.
Potentilla Tormentilla. 4. 5500.
Poterium Sanguisorba. 4. 2800.
Primula Auricula. 4. 7000.
elatior. 4. 6800.
officinalis. 4. 2000.?
farinosa. 4. 7000.
Prunus avium. ħ. 3400.
domestica. ħ. 2600.
Padus. ħ. 4726. *)
spinosa. ħ. 2500.
Pyrola minor. 4. 6400.
rotundifolia. 4. 5000.
Pyrus communis } und cultivirte Sorten. ħ. 3000.
" Malus } ħ. 3100.
Quercus pedunculata. ħ. 2840.
Robur. ħ.
Ranunculus acris. 4. 6000.
polyanthemos. 4. 6000.
Rhinanthus Alectorolophus. ⊙.
Rhus Cotinus. ħ.
Ribes Grossularia. ħ. 2500.
rubrum. ħ.
Rubus idaeus. ħ. 5400.
Salix alba. ħ. 2400.?
amygdalina. ħ. 3200.
Caprea. ħ. 3100.
purpurea. ħ. 3400.

*) Höchste Höhe bis 5221'.
**) Höchste mittlere Höhe in SW. Exp. bey 6300'.

*) So hoch wurde dieser Baum bey S. Exp. einmal beobachtet.

Salvia pratensis. 4. 2600.
Sambucus Ebulus. 4. 3500.
nigra. *) ħ. 3100.
Sanguisorba officinalis. 4. 2000.?
Saxifraga granulata. 4. 2000.?
Scilla bifolia. 4. 1400.
Scorzonera hispanica. 4.
Secale cereale. Winterfrucht. ⊙.
Sommerfrucht. ⊙. 3500.
Sedum album. 4. 4500.
acre. 4. 2000.?
Senecio Jacobaea. 4. 3500.
Solanum tuberosum. 4. 3500.
Sorbus Aucuparia. ħ. 5400.
Sesleria coerulea. 4. 7600.
Spiraea Aruncus. 4. 4500.
Ulmaria. 4. 4000.
Succisa pratensis. 4. 3100.
Symphytum officinale. 4. 3000.
tuberosum. 4. 4000.
Syringa chinensis. ħ.
persica. ħ.
vulgaris. ħ. 2900.
Taraxacum officinale. 4. 7300.
Taxus baccata. ħ. 4100.
Teucrium Chamaedrys. 4. 3300.
Thalictrum aquilegifolium. 4. 5800.
Thlaspi perfoliatum. ⊙. 1700?
Thymus Serpyllum. 4. 7000.
Tilia grandifolia. ħ. 3000.
europaea. ħ. 1800.?
Tofieldia calyculata. 4. 6300.
Tragopogon pratensis. 4. 5500.
Triticum repens. 4. 2500.?
sativum. Sommerfrucht. ⊙. 3400.
„ Winterfrucht. ⊙. 3400.
Spelta. Winterfrucht. ⊙. 3400.
Trollius europaeus. 4. 7300.
Tulipa Gessneriana. 4.
Tussilago Farfara. 4. 5400.
Vaccinium Myrtillus. ħ. 7000.
Vitis idaea. ħ. 7000.
Valeriana officinalis. 4. 5500.
Verbascum phoeniceum. 4. 1600.?
Veronica Chamaedrys. 4. 5800.
triphyllos. ⊙.
Viburnum Lantana. ħ. 4300.
Viburnum Opulus. ħ. 2800.
Viola odorata. 4.
Vitis vinifera. ħ. 1800.

*) Blüht zur Zeit seiner Fruchtreife abermals im September zu Berchtesgaden, so daß man dort gleichzeitig Hollerretzel und Hollerkücheln essen kann.



## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part XVII. No. 190 — 200. 1849. No. 201 — 205. 1850. Lond. 8.

Reports of the council and auditors, read at the annual general meeting. April 1850. Lond. 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. November. December 1850. Berlin. 1850. 8.

Von dem kais. russ. Staatsrath Ritter Prof. Dr. Mädler in Dorpat:

Beobachtungen der kais. Universitäts-Sternwarte. XII. Band. Dorpat 1850. 4.

Von der Société nationale d'agriculture in Lyon:

Annales, sciences physiques et naturelles. Tom. I. II. Année 1849. 1850. Deuxième série. Lyon 1850. 8.

Von Hrn. Dr. P. W. Forchhammer, Prof. in Kiel:

Topographische und physiographische Beschreibung der Ebene von Troja. Mit 1 Karte. Frankfurt a. M. 1850. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Abhandlungen. IV. Bd. von den Jahren 1848 — 1850. Göttingen 1850. 4.

Von der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Bonn:

Verhandlungen. XII. Bd. II. Abth. Breslau und Bonn 1850. 4.

## Sophokles, erklärt von Schneidewin.

### Dritter Artikel.

Wir haben sofort über die exegetische und kritische Behandlung einzelner Stellen in dieser Ausgabe Bemerkungen vorzutragen, und wählen dazu die erste der beyden von Hrn. Schneidewin erläuterten Tragödien.

In der Rede der Athene ist die Beziehung von ἀεὶ μὲν und καὶ . . . δὲ richtig angegeben worden. V. 7. wird ἐκφέρει übersetzt: „führt zum Ziele hinaus;“ mit Beziehung auf Oed. Col. V. 98. ἐξήγαγ' ἐς τόδ' ἄλσος. Aber in dieser andern Stelle ist das Ziel angegeben, in der unsrigen nicht, sondern im Allgemeinen in εὖ nur angedeutet: „Es führt dich dein Gang wohl (auf die Spur)“. Ob übrigens in der Phrase: „ὥς τις εὔρινος βάσις.“ εὔρινος, wie τις zeige, Nominativ sey, ist noch die Frage; κυνὸς Λακαίνης τις βάσις: ein Gang eines lakänischen Jagdhundes, ist ein vollkommen adäquater Begriff. Doch steht nichts entgegen, εὔρινος βάσις nach dem Vorgang von Suidas und andern Grammatikern als zusammengehörig zu betrachten; für die Leser des Verfassers hätte übrigens die nachhomerische Form Λαέρτιος neben Λαέρτης und der aggressive Sinn der πεῖρά τις ἐχθρῶν, so wie der Gebrauch des Zeitwortes ἁρπάζειν πεῖραν wohl einer kurzen Erläuterung bedurft. Doch das sind Kleinigkeiten; bedeutender die Ausstellungen, zu welchen seine Bemerkungen zu des Odysseus Antwort Veranlassung geben. Dieser redet nicht die Athene, sondern die Stimme der Athene an: ὦ φθέγμ' Ἀθάνας und sagt, daß sie ihm wohlverständlich sey, wenn er sie auch nicht sehe:

Ὦ φθέγμ' Ἀθάνας, φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν,
ὡς εὐμαθές σου, κἂν ἄποπτος ᾖς ὅμως
φώνημ' ἀκούω καὶ ξυναρπάζω φρενί,
χαλκοστόμου κώδωνος ὡς Τυρσηνικῆς.

Hier scheint nun alles klar, und der Scholiast bemerkt, „er nennt die Stimme, weil er sie (die Göttin) nicht sieht; denn daß er sie nicht sieht, ist offenbar aus den Worten: κἂν ἄποπτος ᾖς ὅμως, wenn du auch außer dem Gesicht, d. h. unsichtbar bist. Die Stimme aber erkennt er auch allein, da sie ihm vertraut war.“ Indeß setzt der Scholiast dazu: „doch ist Athene auf der Bühne, denn dieß muß man des Zuschauers wegen annehmen.“ Dem sind nun die neuern Herausgeber meist gefolgt; ἄποπτος, sagt Hermann, ist im Allgemeinen entfernt (remotus), sey es, daß einer ganz erblickt werde, oder kaum (aegre), und Brunck erinnere mit Recht, sie werde von der machina herabsprechend von den Zuschauern gesehen, aber er täusche sich, wenn er in Abrede stelle, daß Odysseus sie sehe. Der Deutung von ἄποπτος tritt Schneidewin bey, ebenso der Bemerkung gegen Brunck, verwirft jedoch die machina in Uebereinstimmung mit Welcker, vielmehr sey Athene dem Odysseus lange nachgegangen und zeige sich ihm nun.

Der Grund, den er aus κἂν ἄποπτος ᾖς ὅμως herleitet, was κεἰ ἄποπτος εἶ heißen müsse, wenn der Dichter sagen wollte: wenn du auch jetzt mir fern bist, ist unhaltbar und κἂν ἄποπτος ᾖ ὅμως: im Fall du mir auch außer dem Gesicht bist, kann durch ein beygedachtes „wie jetzt,“ das ist durch Subsumirung des gegenwärtigen Ereignisses unter jenen Satz leicht ergänzt werden, und wie könnte Odysseus ausrufen: O Stimme der Athene, wie wohl vernehmbar hör' ich deinen Laut, wenn er sie selbst vor Augen hätte, und nicht bloß hörte? Der Verf. hat sich in den Sophokleischen Studien darüber des Weiteren verbreitet, und denkt sich den Sinn in folgender Weise: Wie vernehmlich ist mir gleich deine Stimme, o Göttin, die ich auch in dem Falle, daß du mir etwa fern bist, immer klar zu hören pflege. Aber diese Umschreibung fällt neben den deutlichen und klaren Ausdruck, der keine Anrede der Göttin, sondern die Nennung ihrer Stimme und des Lautes derselben enthält. Er fühlt selbst das Unstatthafte, indem er beyfügt: Wahr sey es, daß Generelles und Specielles hier auf eine kühne Weise verschmolzen sey, und schlägt, um des Dichters Gedanken, der in der gewöhnlichen Auffassung

sehr klar ist, klarer zu machen, sogar eine Aenderung vor: *καὶ νῦν ἐπέγνως αὖ μ' ἐπ' ἀνδρὶ δυσμενεῖ.* Dazu kommt, daß nach dem folgenden V. 301. auch Tecmessa von Athene nichts gesehen hat, indem sie sagt, Ajas sey endlich aus der Thür des Zeltes hervorgebrochen und habe mit einem Schatten *σκιᾷ τινι* lange Zwiesprache gepflogen. Der Verf. weist mit Recht Welckers Annahme zurück, Athene sey als bloßer Schatten den Zuschauern wie dem Ajas selbst erschienen, aber wie kann er behaupten, Tecmessa habe innerhalb des Zeltes nicht anders meinen können, als Ajas habe im Wahnsinn mit einem Schatten gesprochen, wenn sie von der Athene irgend Etwas gesehen hätte, denn daß sie, obwohl im Innern des Zeltes, von dem Gespräche des Ajas weiß, zeigt offenbar, daß sie darin nicht eingeschlossen war, und wohl sah und hörte, was vor der Thüre vorging. Wie man also auch die Sache wendet, bleibt Athene unsichtbar außer dem Ajas, von dem angenommen werden kann, daß er, weil im Wahnsinn, sie zu sehen glaubte. Selbst die Annahme des Scholiasten, daß sie den Zuschauern sichtbar gewesen sey, die aus Rücksicht auf die Zuschauer aufgestellt wird, ist ohne weitere Berechtigung, und ist bey dieser Offenkundigkeit der Sache noch ein weiterer Beweis nöthig, daß nur die Stimme der Göttin gehört, sie selbst aber nicht gesehen werde, so liegt er in den Schlußworten: *ξυναρπάζω φρενὶ (τὸ φώνημα σου) χαλκοστόμου κτλ.* Es ist freylich nicht deutlich, wie sich die Herausgeber die Sache gedacht haben; man scheint angenommen zu haben, daß mit dem Bild nur der helle klare Laut der Stimme bezeichnet werden soll. Aber wie ließe sich denken, daß man die ganze lange Scene hindurch die Stimme der Göttin, wie das Schmettern einer tyrrhenischen Trompete vernommen habe, sie selbst mochte sichtbar seyn, oder nicht. Was er gemeint hat, ist in *ξυναρπάζω φρενὶ* sattsam angedeutet, die Phrasis heißt, etwas mit dem Verstand rasch auffassen, etwas schnell verstehen, und bekannt ist, daß die Trompete, wie noch jetzt das Horn, nicht nur zum Kampfe blies, sondern auch die einzelnen Wendungen des Angriffs, Rückzugs und die Hauptbewegungen leitete; sie war also gewissermaßen die Lenkerin des Kampfes, und was Odysseus sagt, ist: seh' ich dich auch nicht selber, so höre ich doch deine Stimme, verstehe sie und folge ihren Mahnungen wie den Klängen der tyrrhenischen Trompete; ist aber dieses der wahre Sinn des Ganzen, so erscheint jede Anschauung, nach der die Göttin nicht nur spricht, sondern auch, sey es als Schatten, oder in der machina oder auf dem *θεολογεῖον* gedacht wird, als ganz unstatthaft, so unbehaglich es auch wenigstens nach der Meinung des Scholiasten dem Zuschauer seyn mochte, die Göttin nur zu hören, ohne sie zu sehen.

Wenn übrigens der Verf. bemerkt, Odysseus kehre, nachdem er gesagt, daß er trotz der Entfernung der Göttin, doch ihre Stimme deutlich vernehme, durch *καὶ νῦν* zu dem vorliegenden Falle zurück, und wenn er annimmt, daß dieß *καὶ νῦν* ein *ἀεί τε* zu denken zwinge, so ist er auch hier im Irrthum. Odysseus antwortet einfach auf die beyden ersten Punkte in der Rede der Athene, die sich erst als die bezeichnet, die ihn immer auf Unternehmungen gegen den Feind sehe, und fügt dann mit Bezug auf das *καὶ νῦν* der Göttin im dritten Verse dieses in *καὶ νῦν ἐπίγνως εὖ* wiederholend bey, daß das auch gegenwärtig der Fall sey und sie sehr wohl erkannt habe, womit er beschäftigt sey.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Sophokles, erklärt von Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Einer kurzen Erläuterung hätte die Redensart V. 31. *φράζει τε κἀδήλωσεν* bedurft, sowohl wegen der Verschiedenheit des Tempus, als wegen des Verhältnisses der beyden Verba zu einander. *Φράζειν* deutet das Ganze an: er meldete sie, und *δηλοῦν* die nähern Umstände seiner Wahrnehmung, es ist also: indicat mihi et additis rationibus probat. Ebenso bedurfte der Schluß dieser Rede 34. 35. *πάντα γὰρ τά τ' οὖν πάρος τά τ' εἰςέπειτα σῇ κυβερνῶμαι χερί* für den aufmerksamen jungen Leser der Bemerkung, daß *πάρος κυβερνῶμαι* ungeachtet des Präsens sich auf die Vergangenheit, *τά τ' εἰςέπειτα* auf die Gegenwart bezieht, wie Soph. Antig. 610 ff. *τό τ' ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει νόμος ὅδε*, nur daß dort noch die Bezeichnung der Zukunft hinzu kommt, und neben dem Futur des Zeitworts *ἐπαρκέσει* auch Beziehung desselben auf Gegenwart und Vergangenheit zu denken ist.

V. 40. ist *καὶ πρὸς τί*, wie das folgende *χόλῳ βαρύνθεις* zeigt, als ob quid zu fassen, er that es erzürnt wegen der Waffen des Achilles. Der Verf. nimmt in *ὧδ' ἦξεν χέρα* das Verbum *ἄσσω* transitiv und glaubt V. 42. *ἐμπίπτει βάσιν* stehe statt *ἐμπίπτει πέσημα*, wofür der Dichter ein sinnverwandtes Object *βάσιν* gesetzt habe. Beydes wohl mit Unrecht; *δυσλόγιστον χέρα* und *τήνδε βάσιν* sind nur die Accusativen näherer Beziehung der Verbalbegriffe *ἄσσειν* und *ἐπεμπίπτειν*.

Zu V. 44. *ἦ καὶ τὸ βούλευμ' ὡς ἐπ' Ἀργείοις τόδ' ἦν* wird bemerkt: „man hat *ἦ γὰρ* vermuthet, doch *καὶ* ist richtig; war denn auch nur die Absicht auf die Argeier gerichtet?“ indeß ist ein: „war denn auch nur“ hier unstatthaft, da Odysseus nicht die Absicht als eine unmögliche, sondern, wie auch *ἦ* zeigt, als eine wirkliche denkt, und nur die Bestätigung seiner Annahme erwartet; demnach könnte die Lesart *βούλημα* Beachtung finden, die der Scholiast zu Aristoph. Plutus 493 in alten Handschriften fand und Lobeck ablehnt. Dieser sagt: *Βούλευμα μὲν τὸ ἴδιον, βούλημα δὲ τοῦ δημοσίου ἢ γνώμη* (was wahr ist, wenn man es umkehrt) *καί τοι ἐν τοῖς παλαιοῖς τῶν Σοφοκλείων ἀντιγράφων. Ἦ καὶ τὸ βούλημ' ὡς ἐπ' Ἀργείοις τόδ' ἦν;* vergl. Demosth. Olynth. III. §. 10 S. 37 Tauchnitz: *ἀλλ' οἶμαι μέγα τοῖς τοιούτοις ὑπάρχει λόγοις* (daß nämlich die *θεωρικὰ* unberührt bleiben sollen) *ἡ παρ' ἑκάστου βούλησις, διόπερ ῥᾷστον ἁπάντων ἐστὶν αὐτὸν ἐξαπατῆσαι, ὃ γὰρ βούλεται, τοῦθ' ἕκαστος καὶ οἴεται τὰ δὲ πράγματα πολλάκις οὐχ οὕτω πέφυκεν. Βούλημα* nämlich entsteht aus der *βούλησις* und enthält die Begriffe des Verlangens und der Begierde, die hier ganz entsprechend wären, während *βούλευμα* von einem Menschen in einem so wahnsinnigen Unternehmen unstatthaft erscheinen könnte. Auch wir: Hat er es auch damit auf die Argeier gewollt? Doch wird *βούλευμα* durch *καὶ* geschützt, nur muß es richtig aufgefaßt werden. Wenn Ajas unter die Heerden gerieth, konnte das zufällig geschehen seyn, und die Frage lag nahe, ob das auch seine Absicht gewesen sey, nämlich die Achäer so zu behandeln, wie die Heerde.

V. 46. 47. *ποίαισι τόλμαις ταῖσδε καὶ φρενῶν θράσει; ΑΘ. νύκτωρ ἐφ' ὑμᾶς δόλιος ὁρμᾶται μόνος.* Der Verf. bemerkt: „Nämlich *ἐξέπραξεν τὸ βούλευμα. Τόλμαι τολμήματα* Trach. 582. *κακὰς τολμὰς τολμᾶν.*“ Beydes mit Unrecht; des Odysseus Frage ist nur eine weitere Begründung seiner vorhergehenden: *ἦ καὶ τὸ βούλευμ'*, woher kam ihm solche Keckheit und solche Kühnheit des Entschlußes, welche nämlich bey einem solchen Vorhaben vorausgesetzt werden mußten? Dazu fällt bey des Verf. Erklärung der folgende Vers: *νύκτωρ ἐφ' ὑμᾶς κτλ.* ganz außer den Nexus, welcher nach der eben angegebenen Deutung den doppelten Grund angibt, weßhalb Ajas so Tollkühnes sich vornehmen konnte; er glaubte mit List und bey Nacht, wenn auch allein, so etwas wagen zu können.

In der darauf folgenden Rede der Athene V. 52. *τῆς ἀνηκέστου χαρᾶς* war *ἀνήκεστος* der Erläuterung bedürftig. Ist *χαρά*, wie der Scholiast richtig bemerkt, *ἐπὶ τῷ δοκεῖν τοὺς Ἕλληνας* (vielmehr *Αἰρεῖδας*) *ἀνῃρῆσθαι*, so wird *ἀνήκεστος* auf das unheilbare Uebel gehen, zu dem der Mord namentlich der Atriden geführt hätte, dazu ist der Artikel *τῆς* unhaltbar und nothwendig *τῆσδ'* zu lesen. In den beyden folgenden Versen:

*καὶ πρός τε ποίμνας ἐκτρέπω σύμμικτά τε,*
*λείας ἄδαστα, βουκόλων φρουρήματα·*

hatte Schäfer das Komma nach *λείας* getilgt, wodurch das folgende *λείας βουκόλων φρουρήματα* zu einer harten Verbindung von zwey Genitiven wird, noch verstärkt durch die Verbindung zweyer Adjectiven *σύμμικτα, ἄδαστα.*

Der Herausgeber setzt das Komma nach *ἄδαστα*, wodurch diese Verbindung nicht gehoben und *βουκόλων φρουρήματα* ohne Beysatz und darum bloß gestellt wird, zumal *βουκόλων* allgemeiner Begriff ist, und auch auf die *ποίμνας* bezogen werden könnte. Dazu muß er annehmen, die Rinder seyen unter die Schafheerden gemischt gewesen, und er fügt erklärend bey, Ajas im Wahnsinn habe jene für das Volk, die Rinder aber für die Führer und Könige gehalten; indeß nicht einen Stier, sondern einen Widder hat er für den Odysseus gehalten und in das Zelt geführt, und die Annahme einer Mischung von Rindern und Schafen ist unbegründet und an sich unwahrscheinlich; wie ließe sich denken, daß man, wenn man auch Schafe und Rinder als Beute dem Lager zugetrieben hätte, das kleine Vieh nicht schon vor der Theilung von den Rindern sollte getrennt und dadurch sicher gestellt haben; jeder, der Viehzucht oder Hirtenleben kennt, weiß, daß man wohl Schafe und Ziegen, aber nicht Schafe und Rinder untereinander läßt. *Ποίμναι* sind offenbar die Heerden, welche zur regelmäßigen Nahrung des Heeres gehalten und unter besondere Hirten gestellt und geweidet wurden. Dazu kamen die als Beute heimgetriebenen und gemischten, das ist, wie der Dichter selbst erklärt, noch unvertheilten Rinder, und so besteht wohl kein Zweifel, daß die letzten Worte zu scheiden sind: *σύμμικτά τε λείας, ἄδαστα βουκόλων φρουρήματα*, so daß das letztere als Epexegese für *σύμμικτα λείας* zu betrachten ist.

Zu V. 56. 57

*κἀδόκει μὲν ἔσθ' ὅτε*
*δισσοὺς Ἀτρείδας αὐτόχειρ κτείνειν ἔχων*

bemerkt der Verf. richtig, es entspreche sich *ἔσθ' ὅτε — ὅτε* im Sinne von *τότε μὲν — τότε δὲ*, aber unklar ist, was er beyfügt: „dem zweyten Gliede ist *ἄλλοτ' ἄλλον στρατηλατῶν* untergeordnet.“ Wie kann, was als zweytes Glied erscheint, dem zweyten Glied untergeordnet genannt werden? *Ἄλλοτε* ist aus einer andern disjunctio *ἄλλοτε μὲν — ἄλλοτε δὲ* herüber genommen und das konnte geschehen, weil in derselben *ἄλλοτε δ' ἄλλον* als zweytes Glied gewöhnlich ist. *Ὅτε* entspricht also dem bloßen *δὲ* derselben und wurde wiederholt, weil das erste *ἔσθ' ὅτε* um einen ganzen Vers von ihm getrennt ist. Damit erledigt sich auch der Anstoß, den Wunder an der Fügung genommen hat, und so bedeutend fand, daß er *ἄλλοτε* in *ἄλλοσε* veränderte, das ist, eine ganz ungewöhnliche Verbindung *ἄλλοσε ἄλλον* in den Text bringen wollte.

V. 59 — 60. hat der Herausgeber in den Sophokleischen Studien mit Glück gegen die Hermannischen Umgestaltungen vertheidigt, deren letzte: *Ἐρινύων ὥτρυνον εἰς ἔρκη κακά* liefert, statt der Vulgata *ὥτρυνον, εἰσέβαλλον εἰς ἔρκη κακά.*

Zu V. 71 — 72.

*Οὗτος, σὲ τὸν τὰς αἰχμαλωτίδας χέρας*
*δεσμοῖς ἀπευθύνοντα προσμολεῖν καλῶ·*

bemerkt der Verf.: „*ἀπευθύνειν* nach Gefallen lenken und regieren, wie Aesch. Ag. 1652. *ἐὰν* (es ist gedruckt *ἐᾶν*) *δαίμων Ὀρέστην ἀπευθύνῃ μολεῖν.*“ — *Ἀπευθύνειν* ist: von einer Richtung ab und in eine andere lenken, und steht in der angeführten Stelle des Agamemnon in demselben Sinne: Orestes ging bis dahin in der Verbannung, soll er nach Hause kehren (*δεῦρο μολεῖν*), so muß ein Dämon ihn von jener Richtung ablenken. Ist die Richtung eine schlimme, so heißt *ἀπευθύνειν* den Gegenstand in eine gute bringen, so Lucian merc. cond. §. 1. *Θεὸν — πρός τινα ἡῖονα μαλακὴν ἀπευθύνοντα τὴν ναῦν;* ist dagegen die Richtung eine gute und natürliche, so bedeutet dann *ἀπευθύνειν* nothwendig *ἀποστρέφεσθαι, διαστρέφεσθαι*, wie bey den Armen der Gefangenen, deren Hände durch Fesseln auf den Rücken gebunden werden. Wir haben also den Ajas *τὸν τὰς αἰχμαλωτίδας χέρας δεσμοῖς ἀπευθύνοντα* nicht als einen, der die Hände der Gefangenen nach Gefallen lenkt und regiert, was ohnehin ein wunderlicher Gedanke wäre, sondern der sie zurückdreht (detorquet) und fesselt.

Richtig wird hierauf in V. 77.

*τί μὴ γένηται: πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν;*

in *πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ἀνὴρ ὅδ' ἦν* die Rede als abgebrochen bezeichnet: „war denn Ajas nicht vorhin —“ (nämlich dein Feind)? was Odysseus im nächsten Vers bejaht und steigert:

*ἐχθρός γε τῷδε τἀνδρὶ καὶ τανῦν ἔτι.*

Nur dadurch bekommt die Stichomythia den ihr gebührenden Zusammenhang, welcher bey keinem der frühern Erklärungsversuche gewonnen wird. Doch war bey *τί μὴ γένηται* wohl der Brauch des Conjunctivus zu erläutern, der hier nicht Furcht ausdrückt: *μὴ γένηται*, sondern mit Bezug auf die vorhergehende Ablehnung des Odysseus sagt: „Warum willst du, daß es nicht geschehe?“

V. 80.

*Ἐμοὶ μὲν ἀρκεῖ τοῦτον ἐν δόμοις μένειν*

wird gegen die diplomatisch sehr gesicherte Lesart *εἰς δόμους* das bequeme *ἐν δόμοις* geschützt und in den Sophokleischen Studien bemerkt, es würde schwerlich Jemand *εἰς δόμους* der Beachtung gewürdigt haben, hätte man die Entstehung der Verschreibung erkannt. Dindorf vergreife sich, wenn er in Vers 63. die Quelle suche:

*ποίμνας τε πάσας εἰς δόμους κομίζεται*

sie liege näher V. 79.

*οὔκουν γέλως ἥδιστος εἰς ἐχθροὺς γελᾶν.*

Wie aber gerade das sehr berechtigte *εἰς ἐχθροὺς γελᾶν* zu *εἰς δόμους* habe führen können, ist nicht wohl zu begreifen. Es verhält sich zwar nicht, wie der Scholiast sagt: *ἐς δόμους· ποιητικῶς εἴρηται ἀντὶ τοῦ ἐν δόμοις*, wohl aber ist das elliptische oder vielmehr die concisa dicendi ratio offenbar. Volle Diction wäre *ἐς δόμους κεκλεισμένον* und ganz analog ist die von Lobeck angeführte Stelle Eurip. Iph. Taur. 620. *Ἀλλ' εἰς ἀνάγκην κείμεθ' ἣν φυλακτέον.*

Zu V. 103.

*ἦ τοντίθριπτον κίναδος ἐξήρου μ' ὅπου*

wird bemerkt, in dem Gebrauche des gemeinen Schimpfwortes *ἐπίτριπτον κίναδος* verrathe sich die innere Erniedrigung, ganz mit Recht. Wenn aber von der Göttin beygefügt wird, sie meine Odysseus, als ob sie die schimpfende Bezeichnung desselben nicht verstehe, so sieht man nicht, warum sie das ablehnen, oder sich auf diesem Punkte verstellen solle. Sie bestärkt ihn vielmehr in seinem Grimme, um diesen dem Odysseus möglichst anschaulich zu machen, und im Folgenden: *ἔγωγ'· Ὀδυσσέα τὸν σὸν ἐνστάτην λέγω*, dessen Interpunktion Schneidewin gemäß jener falschen Ansicht in:

*ἔγωγ' Ὀδυσσέα τὸν σὸν ἐνστάτην λέγω*

geändert hat.

V. 110.

*μάστιγι πρῶτον νῶτα φοινιχθεὶς θάνῃ*

welcher die Construction des vorhergehenden: *πρὶν ἄν δεθεὶς πρὸς κίον' ἑρκείου στέγης* aufnimmt, aber in ein anderes Verbum umwendet, da man nach

— — *θανεῖν γὰρ αὐτὸν οὔ τί πω θέλω* (V. 104.)

nicht *θάνῃ*, sondern vielmehr einfach *μάστιγι πρῶτον νῶτα φοινιχθῇ* erwartet, sucht der Verf. das

Anomalon durch ähnliche Stellen zu erklären, vielleicht mit Recht, obwohl in der unsrigen die Ausweichung aus der Fügung weiter und in ein ἀξύστατον übergeht, und die gewöhnliche Ordnung durch Aenderung von θάτῃ in φάνῃ gewonnen werden könnte.

V. 114.

σὺ δ' οὖν ἐπειδὴ τέρψις ἥδε σοι τὸ δρᾶν

erklärt der Herausgeber mit Hermann: τοῦτό σοι τερπνόν ἐστι τὸ δρᾶν, wo aber τὸ δρᾶν noch immer des bestimmenden Begriffes ermangelt, und mehr eine Umstellung der ἔνδειξις anzunehmen ist, die zu τέρψις gezogen wurde, während sie zu δρᾶν gehörte.

In der πάροδος des Chores, die mit V. 134.

Τελαμώνιε παῖ τῆς ἀμφιρύτου
Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχιάλου

beginnt, erregt gleich die erste Bemerkung zu diesen 2 Versen gerechtes Bedenken. Auffallend ist der doppelte Genitiv ἀμφιρύτου Σαλαμῖνος ἀγχιάλου, auch daß die Insel ἀγχίαλος genannt wird, die doch vom Meere umgeben ist. Der Herausgeber hat in den Sophokleischen Studien gemeint, die Schwierigkeiten dadurch heben zu können, daß er die ganze Stelle schrieb:

τῆς ἀγχιάλου
Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον Αἰακιδῶν

wo Αἰακιδῶν ein kecker Zusatz ist und mit ἀγχιάλου die eigentliche Schwierigkeit nicht gehoben wird. In der Ausgabe meint er, ἀμφιρύτου Σαλαμῖνος bilden einen Gesammtbegriff: Salamisinsel, wozu dann ἀγχίαλος trete: „meernachbarlich, von Attika aus betrachtet.“ Aber auch von Attika aus betrachtet ist Salamis meerumflossen, nicht dem Meere benachbart; offenbar ist βάθρον Σαλαμῖνος nicht von der ganzen Insel, sondern von der Stadt derselben zu verstehen, als dem Sitze des Telamon und des Ajas, denn, wie bekannt, geht βάθρον parallel dem βάσις vom Begriff des Standes oder Trittes auf den der Grundlage und des Sitzes über, wie Oed. Colon. 1658 die Wohnung der Todten γῆς ἀλύπητον βάθρον heißt. Dieses βάθρον als Burg und Stadt von Salamis ist dem Meere nah, und noch jetzt zeigt im Innern der Rhede von Salamis sich der Hafen des alten Ortes in deutlichen Spuren; es ist also wohl kein Zweifel, daß τῆς ἀμφιρύτου Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχίαλον vom Dichter geschrieben ward.



Die Anmerkungen zu den folgenden Anapästen geben keine Veranlassung zu Gegenerinnerungen bis zu der schwierigen und sehr controversen Stelle V. 167 — 171., welche von Schneidewin, nach dem Vorgange früherer Erklärer, wie folgt, geschrieben wird:

ἀλλ' ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι,
μέγαν αἰγυπιὸν δ' ὑποδείσαντες,
τάχ' ἂν ἐξαίφνης, εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

Die Handschriften haben die Partikel nach αἰγυπιὸν nicht und schließen die Worte: μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες, nach denen sie eine größere Interpunktion stellen, den vorhergehenden an. Dawesius hob das Punktum auf, fügte δὲ ein und zog dadurch die Worte μέγαν αἰγυπιόν δ' ὑποδείσαντες zu dem Folgenden; ihm sind Brunck, Lobeck, Schäfer und Hermann gefolgt. Dagegen glaubt Toup einfacher durch Einfügung von σε nach αἰγυπιὸν helfen zu können, so daß die Verbindung der Worte mit dem Vorhergehenden bliebe. Man sieht, daß der neueste Herausgeber bey der Aenderung von Dawes beharrt, obwohl durch sie die Oekonomie der Stelle zerrüttet wird, denn nothwendig muß μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες als Ergänzung von παταγοῦσιν ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι gedacht werden. Der Herausgeber bemerkt zwar, Ajas sey der μέγας αἰγυπιός, bey dessen unerwartetem Erscheinen der laute Vögelschwarm flugs verstumme und sich ängstlich verkrieche, aber wer hat je gehört, daß beym Erscheinen des Raubvogels die Vögel verstummen?

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Sophokles, erklärt von Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Auf die natürliche Verbindung von *παταγοῦσιν ὑποδείσαντες* deuten auch die Fragmente des Alcäus 27. und des Alcman 16., die Hr. Schneidewin mit Glück zur Erläuterung der Sophokleischen Diction anwendet.

Alc. Frag. 27.

*ἔπταζον ὥστ' ὄρνιθες ὠκὺν*
*Αἰετον ἐξαπίνας φανέντα*

und Alcm. Frag. 16.

*αὔσαν δ' ἄπρακτα νεανίδες ὥστ'*
*ὄρνεις ἱέρακος ὑπερπταμένῳ.*

Dazu kommt durch die Beziehung des *μέγαν αἰγυπιὸν* auf den folgenden Satz ein Widersinn in das Ganze, denn die Vögel verstummen nicht bey dem Anblick des Geyers, sondern je gewaltiger ihr Schreck ist, desto größer ihr Geschrey.

Es kommt zunächst darauf an, sich den Zusammenhang der Vorstellungen zu denken, die hier zu einem Ganzen verbunden werden; die Achäer lärmen jetzt gegen den Ajas, weil sie ihn nicht sehen, erscheint er aber plötzlich wieder unter ihnen, so werden sie in Schreck verstummen. Die Vergleichung mit den Vögeln dient nur, das Geschwätz und Geschrey der Achäer nach der Entfernung des Ajas zu bezeichnen: sie lärmen gleich den Schaaren der Vögel, wenn der Geyer sie in Schrecken gesetzt hatte. Wie bekannt, dauert das Geschrey der Vögel in diesem Falle noch längere Zeit fort, auch wenn sie den Raubvogel nicht mehr sehen. Die Vergleichung bezieht sich demnach nur auf den ersten Theil der Schilderung, nicht auf den zweyten, wo gesagt wird, daß, wenn Ajas, der sich dem Volk entzogen hat, plötzlich wieder unter ihnen erschiene, die Achäer verstummen und sich vor ihm ducken würden, während sie jetzt, wo sie seinen Blicken entlaufen sind, gegen ihn schmähen und gleich den vom Geyer erschreckten Vögelschaaren feiges Geschrey erheben. Ist aber dieses der nothwendige Sinn und Zusammenhang der hier dargelegten Vorstellung, so wird sich auch leicht ermitteln lassen, wie mit ihnen der Ausdruck in Uebereinstimmung zu bringen ist: *ὅτε γὰρ δὴ ἀπέδραν* nimmt nicht einen imaginären und einzelnen Fall an, wie *εἰ σὺ φανείης*, was übrigens der Herausgeber mit Glück gegen Cobet vertheidigt hat, sondern setzt, wie auch die Verbindung der Partikeln *ὅτε γὰρ δὴ* zeigt, was wirklich geschehen ist: da sie deinem Blick entflohen sind, da sie dich nicht sehen, so ꝛc. Hierauf wird *μέγαν αἰγυπιὸν* nicht durch *σε*, was eine ziemliche Härte der Vorstellung bietet, sondern durch *γε* zu ergänzen seyn: *μέγαν αἰγυπιὸν γ' ὑποδείσαντες*. Die Partikel ist hier vollkommen berechtigt, da der Begriff des *μέγας αἰγυπιὸς* prägnant ist und hervorgehoben werden soll; auch die Vergleichungspartikel *ὡς* oder *ἅτε* fehlt. Es bleibt dann nur die Anknüpfung des Folgenden: *τάχ' ἂν ἐξαίφνης* zu gewinnen, was am leichtesten dadurch geschieht, daß *τάχ' ἄν* in *τάχα δ'* verwandelt wird:

*τάχα δ' ἐξαίφνης, εἰ σὺ φανείης,*
*σιγῇ πτήξειαν ἄφονοι.*

*Ἄν* ist nach *τάχα* eingeschoben worden, weil es den

Abschreibern neben πτήξειαν nöthig schien, während, wie bekannt, es in der lyrischen Diction bey hypothetischen Sätzen dieser Art fehlen kann.

Nicht geringeren Schwierigkeiten unterliegt die nächstfolgende Stelle, welche der Herausgeber mit keinem bessern Glück behandelt hat. Des Zusammenhangs wegen müssen wir sie ganz anführen; sie lautet bey ihm:

Ἦ ῥά σε Ταυροπόλα Διὸς Ἄρτεμις —
ὦ μεγάλα φάτις, ὦ
μᾶτερ αἰσχύνας ἐμᾶς —,
ὥρμασε πανδάμους ἐπὶ βοῦς ἀγελαίας,
ἦ πού τινος νίκας ἀκάρπωτον χάριν,
ἦ ῥα κλυτῶν ἐνάρων
ψευσθεῖσ' ἀδώροις εἴτ' ἐλαφηβολίαις;
ἦ χαλκοθώραξ εἴ τιν' Ἐννάλιος
μομφὰν ἔχων ξυνοῦ δορὸς ἐννυχίοις
μαχαναῖς ἐτίσατο λώβαν.

Die Schwierigkeit liegt zunächst in dem Gebrauch der Partikeln ἦ und ἤ. Zu Anfang ist ἦ ῥα unbestritten, dann aber haben Handschriften und Herausgeber ἦ που und ἤ που, ἦ ῥα und ἤ ῥα. — Ἦ που und ἤ ῥα noch Hermann, ἤ ῥα in der zweyten Stelle noch Lobeck und der Herausgeber. Ἦ ῥα, was die meisten Handschriften haben, ist unzulässig, beyde Partikeln verbunden können bloß als βεβαίωσις dienen, sey es, daß sie in oder außer der Frage stehen. Es wird zwar angeführt Il. φ. 62. ἦ ἄρ' ὁμῶς καὶ κεῖθεν ἐλεύσεται. Il. β. 238. (ὄφρα ἴδηται) ἦ ῥά τί οἱ χημεῖς προσαμύνομεν. Il. δ. 15. φραζώμεσθ' ἦ ῥ' αὖτις πόλεμον . . . ὄρσομεν, aber das sind Reste der alten Unkunde im Gebrauche des βεβαιωτικὸς σύνδεσμος ἦ, von dem wir anderwärts handeln werden, und ἤ in den drey Stellen ebenso zu schreiben, wie es von Imm. Bekker im zweyten Gliede derselben schon geschehen ist; in der ersten Stelle noch dazu ἦ ῥα ὁμῶς. Ebenso unstatthaft ist die Verbindung von ἤ που. Mit der Disjunctiva ἤ wird που ebenso wenig, wie in der lyrischen Diction τοι verbunden, und ἦ που ist also gleichfalls, kömmt auch bey den Tragikern nie anders vor, nothwendig βεβαίωσις. Mit dem fünften Vers ἦ πού τινος schließt sich demnach der erste Satz, der mit ἦ ῥά σε die βεβαίωσις beginnt und mit ἦ που ihren wahrscheinlichen Grund einleitet, daß nämlich für irgend einen Erfolg, den sie dem Ajas verschafft, die Frucht des Dankes ausgeblieben sey, denn das ist der Sinn von τινὸς νίκας ἀκάρπωτον χάριν. Hierauf wird die βεβαίωσις mit ἦ ῥα wieder aufgenommen und jener Erfolg durch einen disjunctiven Satz εἴτε — εἴτε specificirt, obwohl das erstere εἴτε fehlt. Es kann ein Sieg in Waffen (κλυτὰ ἔναρα), es kann einer auf der Jagd (ἐλαφηβολία) gewesen seyn. Aber hier ist die Rede aus der Fügung gewichen. Die Handschriften haben ψευσθεῖσα δώροις und Hr. Schneidewin schreibt nach Andern ψευσθεῖσ' ἀδώροις, so daß ἀδώροις ἐλαφηβολίαις zusammengehören würde, mit Unrecht, weil dadurch die unbegründete Verbindung von ψεύδεσθαι mit dem Dativ noch greller hervorträte, wo ihr die allein richtige mit dem Genitiv κλυτῶν ἐνάρων ψευσθεῖσα voranginge. Offenbar hat der Grammatiker Georgius Lecapenus die wahre Lesart δώρων erhalten, der zufolge ἐλαφηβολίαις in ἐλαφηβολίας umzuändern ist. Der Plural entstand dadurch, daß der Endsylbe das ihr folgende Fragezeichen angeschmolzen, und so σ in ι verändert wurde; ἐλαφηβολίαις, was dadurch in den Text kam, hat nun auf δώρων zurückgewirkt und δώροις veranlaßt, um es der falschen Construction conform zu machen. Die wahre ist nun: ἦ ῥα (σε ὥρμασε κτλ.) ψευσθεῖσα δώρων (εἴτε) κλυτῶν ἐνάρων εἴτ' ἐλαφηβολίας; die Verbindung zweyer Genitiven verschiedener Beziehung ψευσθεῖσα δώρων ἐλαφηβολίας wird Niemanden Anstoß geben.

Dann folgt der letzte Satz: ἦ χαλκοθώραξ κτλ. Der Herausgeber bemerkt, dem entspreche das Vorausgehende: ἦ ῥα und beruft sich auf Pindar Isthm. VI. 3. ἦ ῥα . . . ἀνίκ εὐρυχαίταν ἀντείλας Διόννσον ἦ χρυσῷ . . . μεσονύκτιον νίφοντα δεξαμένα τὸν φέρτατον θεῶν. Dort folgt die Disjunctiva ἦ nicht weniger als sechs Mal nacheinander, und es ist klar, daß durch diese ganze Stelle gleichfalls die βεβαίωσις waltet, deren sehr weiter Gebrauch aus dem Homer zum Theil in die Lyriker überging; darauf deutet auch das dort dreymal wiederkehrende ἦ ὅτε, welches dem ἦ ἵνα bey Homer z. B. Il. α. 203. entspricht, wie von Imm. Bekker

ſtatt ἦ ἵνα richtig geſchrieben wird. Doch das hat auf die innere Structur, das iſt, den Sinn, keinen Einfluß, wiewohl es zweckmäßig iſt, allen Gliedern derſelben den βεβαιωτικὸς σύνδεσμος wiederzugeben. Dagegen ſtockt die Structur in den Worten χαλκοθώραξ ἤ τιν' Ἐννάλιος, wo die Handſchriften ſämmtlich die Disjunctiva ἤ haben, die, wie man ſieht, ganz unſtatthaft iſt. Heathius hat ἤντινα geſchrieben, dem Brunck und Lobeck folgen, den aber Hermann mit Glück und Scharfſinn bekämpft; Elmsley ſchreibt εἴ τινα, das wird von Hermann gebilligt, welcher bemerkt: „Dicit εἰ, quia denique, quod parum verisimile est, quum Trojanis faveret Mars, in mentem venit causam insaniae quaerenti.“ Aber warum ſoll dem Chor in den Sinn kommen, zu ſagen, was ihm ſelbſt unwahrſcheinlich iſt? Dennoch folgt Schneidewin dieſem Wege, obwohl er richtig bemerkt und in den Sophokleiſchen Studien weiter ausführt, daß nicht zunächſt an Ares, den Beſchützer der Troer, ſondern an den ihm verwandten Dämon Ἐννάλιος, auch Ἄρης Ἐννάλιος zu denken iſt, der auf Salamis nach Plutarch Solon 9. ſeinen Tempel hatte. Die Alterirung der wahren Lesart iſt eine ganz leichte und ἦ χαλκοθώραξ μή τιν' Ἐννάλιος zu leſen. Das iſt der wahre Ausdruck der Beſorgniß und Furcht, die in der Stelle liegt, vollkommen wie bey Homer Od. ι. 405 — 406.) (τίπτε τόσον . . . ἐβόησας.)

ἦ μή τίς σευ μῆλα βροτῶν ἀεκοντος ἐλαύνει;
ἦ μή τις σ' αὐτὸν κτείνει δόλῳ ἠὲ βίηφιν;

wo ſchon die Alten die Berechtigung des βεβαιωτικὸς σύνδεσμος anerkannten. Uebrigens ſind die Erläuterungen des Verf. über Ἄρτεμις Ταυροπόλα und Ἐννάλιος in den Sophokleiſchen Studien und den Anmerkungen ſehr dankenswerth, doch begreift man nicht, weßhalb die Jägerin Artemis hier die ſtiertummelnde aus dem Grunde ſolle genannt ſeyn, weil Ajas auch ταύρους geſchlachtet habe; welche Verbindung von Vorſtellungen findet hier ſtatt, nach welchen die Ταυροπόλα einem Helden darum den Wahnſinn ſende, weil er Stiere geſchlachtet habe, zumal dieſes Schlachten erſt eine Folge des Wahnſinns war, die Strafe demnach der That vorangegangen wäre! Mit ſolchen Anſichten und Erläuterungen ſollte die Jugend billig verſchont werden.

In dem weitern Verlauf des Chors war V. 190. ἦ τᾶς ἀσώτου Σισυφιδᾶν γενεᾶς wohl die Lesart Σισυφίδα aufzunehmen, dem der Beyſatz mit dem Artikel τᾶς ἀσώτου γενεᾶς ſich ganz adäquat anſchließt, und im folgenden Vers μὴ μὴ μ' ἄναξ nicht im Text zu laſſen.

Der Herausgeber nennt das eine vor einem kurzen Vocal ſeltene Eliſion, welche Sophokles ſich nur an dieſer erregten Chorſtelle geſtattet habe, wo uns alſo zugemuthet wird, die Erregtheit des Ausdrucks als eine Quelle unſtatthafter Eliſion zu betrachten. Auch hier wird durch γ' ſtatt μ' zu helfen und μὴ μὴ γ' oder vielmehr μή μοι γ' zu leſen ſeyn, wo γε nicht zu μοι gehört, ſondern das Dringliche der Abmahnung ausdrückt, wie Ariſtoph. Nub. 196. Μήτω γε, μήπω γ'· ἀλλ' ἐπιμεινάντων und 432. Μή μοί γε λέγειν γνώμας μεγάλας, wo ebenfalls die Enclitica μοι zeigt, daß γε nicht zu ihr gehört, ſondern zur Verſtärkung der Negation dient. Eine Spur dieſer wahren Lesart findet ſich in der Gloſſe des Heſychius, welche in der editio princeps ſo lautet: μή μοι μ' ἄναξ. τὸ πλῆρες. μὴ μή μοι. Σοφοκλῆς. μή μοὶ μ' ἄναξ, κακὰν φάτην ἄρ'.

Im Epodos hat der Herausgeber in ὅπου μακραίωνι στηρίζει ποτὲ τᾷδ' ἀγωνίᾳ σχολᾷ mit Unrecht ποτὲ in πότι verändert, wie Ritſchl. sched. critic. §. 37. vorgeſchlagen hat. Die Ueberſetzung, die er ſelbſt gibt: quasi affixus otio, braucht dieſes πότι nicht, und es iſt die Frage, ob προσστηρίζεσθαι, was nirgend vorkommt, und doch hier zum Grunde läge, oder στηρίζεσθαι πρός τινι überhaupt geſagt werden kann, denn beyde Begriffe ſchließen ſich aus. Allerdings beſtünde Bedenklichkeit, wenn ποτὲ, wie geſchehen iſt, in ſolcher Trennung mit ὅπου verbunden würde, um in ὅπου ποτὲ ein ubi tandem? zu liefern, aber es gehört, wie πρὶν und πάρος in ähnlichen Verbindungen, zum Präſens und vertritt mit ihm verbunden das Imperfectum cum diurnitatis ratione, worauf auch μακραίωνι hinweiſt.

Bald darauf Vers 198. iſt ὁρμᾶται ἐν εὐανέμοις βάσσαις, zumal mit vorhergehendem ἀτάρβητα als ſchlechter Rhythmus und εὐανέμοις unhaltbar. Der Herausgeber überſetzt: der Feinde Keck-

heit fährt einher in luftigen Thalschluchten, schiebt also den Begriff von ἀνεμόεις unter, ohne darum einen dem Bilde entsprechenden Gedanken zu bekommen. Ist der Sturm und das Getös feindlicher Leidenschaften gemeint, so können die βᾶσσαι, in denen er braust, nicht εὐάνεμοι, wohl oder angenehm vom Winde durchwehte genannt werden, und sind nothwendig δυσάνεμοι; δυς und εὖ sind also auch hier, wie sonst öfter verwechselt worden. Rhythmisch ist übrigens die Stelle zu lesen:

ἐχθρῶν δ' ὕβρις ἀτάρβητος ὧδ' ὁρμᾶται
ἐν δυσανέμοις βάσσαις.

Auch in dem lyrischen Dialog zwischen Tecmessa und Chor unterliegt mehreres der Ausstellung und bedarf noch der Berichtigung, wenn den jungen Leuten ein geläuterter Text zur Schärfung ihres Urtheils und Bildung ihres Geschmacks vorgelegt werden soll. So gleich V. 208. 209. 210.

Τί· δ' ἐνήλλαχται τῆς ἡμερίας
νὺξ ἥδε βάρος;
παῖ τοῦ Φρυγίοιο Τελεύταντος.

Der Herausgeber übersetzt: „Was hat sich eingetauscht am drückenden Leid diese Nacht von der Tageszeit?“ und diesem verwunderlichen Satze, in welchem die Tageszeit umgekehrt etwas von der Nacht eingetauscht zu haben scheint, gibt er die Deutung: Welch' schlimme Veränderung ist seit dem vorigen Tage mit Ajas vorgegangen?“ Zum Grunde liegt die selbst grundlose Deutung des Triclinius: τίνα βαρεῖαν ἐναλλαγὴν ἐνήλλαχται ἡ νυκτερινὴ τῆς ἡμερίας ὥρας. Statt dieß zu sagen setze der Dichter τῆς ἡμερίας gleich νὺξ entgegen; was das wohl heißen mag: „der Dichter setze: ἥδε νὺξ gleich dem τῆς ἡμερίας βάρος entgegen und wie soll diese Entgegensetzung durch das verbum passivum vermittelt werden, wenn dieses selbst von νὺξ getrennt und mit τὶ verbunden wird, wie der Vf. übersetzt: was hat sich eingetauscht an drückendem Leid diese Nacht? wo noch obendrein diese Nacht der Accusativ wäre: diese Nacht hindurch, und nothwendig τήνδε νύκτα seyn müßte. Es wäre denn, daß dem ἐνήλλαχται die significatio media gegeben würde; dann aber wäre βάρους nöthig statt βάρος, um die Fügung ἐναλλάττεσθαί τί τίνος zu gewinnen. Dazu ist noch gar nicht bewiesen, daß ἡμερία scil. ὥρα statt ἡμέρα ein dem Dichter zuständiger Gebrauch sey, zumal, da gleich nachher V. 399. ἀμερίων ἀνθρώπων das Wort in gewöhnlicher Weise angewendet wird. Der vortreffliche Lobeck, der ähnlichen Gebrauch auf anderem Gebiete nachweist, stellt die Sache beym Schlusse nur hypothetisch auf: „si Sophocles sic, ut vulgatum est, scripsit.“ Dazu kommt der gänzliche Mangel der Beziehung von ἡμερία neben ἥδε νύξ. Ist, wie natürlich, ἥδε νὺξ die eben vergangene Nacht, was soll dann βάρος ἀμερίας? War die Last, das ist, die lastende Trauer nur bey Tage, daß die Nacht nöthig war, sie zu verändern? Lobeck nimmt zwar an: nomen diurna ἀμερία diem hesternum valere, sponte sequitur ex apposito νὺξ ἥδε und der Herausgeber scheint ihm zu folgen. Kann aber gerade der bestimmende Begriff gestern fehlen, wo nicht vom Tag im Allgemeinen die Rede ist? Auch hat der Artikel βάρος τῆς ἀμερίας in dieser Fügung keine Berechtigung. Dem Passivum ἐνήλλαχται muß seine Bedeutung gelassen werden; Sophokles braucht außer dieser Stelle ἐναλλάσσεσθαι nur noch einmal unter V. 1039. νῦν δ' ἐνήλλαξεν θεὸς τὴν τοῦδ' ὕβριν πρὸς μῆλα καὶ ποίμνας πεσεῖν, und wie man sieht, in activer Bedeutung. Aber mit dem τῆς ἀμερίας βάρος ist einmal nicht vorwärts zu kommen. An Conjecturen fehlt es nicht, weder bey den ältern, noch bey den neuesten Herausgebern; doch man hat dabey übersehen, daß die Varianten ἀημερίας und ἀϊμερίας auf die rechte Spur führen; beyde haben den gelinden Hauch, und es ist mit Dindorf im neuesten Abdruck ἠρεμίας zu lesen. Vgl. Etymologicum magnum v. ἠρεμία· ἡ ἡσυχία· ἀπὸ τοῦ ἤρεμος ἠρεμία, ὡ ἥσυχος ἡσυχία· ἔστιν ἔρημος ἐρημία· καὶ καθ' ὑπέρθεσιν γίνεται ἠρεμία· ἡ ἀτρεμία, καὶ κατὰ συγκοπὴν καὶ τροπὴν ἠρεμία, wobey übrigens die Künstlichkeit der Ableitung auf sich beruht; ἤρεμος und ἔρημος stehen wohl unabhängig und mit gleichem Recht nebeneinander.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Sophokles, erklärt von Schneidewin.

(Schluß.)

Doch sind Construction und Uebersetzung von Dindorf „Quamnam pro quiete non haec invexit gravis infortuniae vicem“ unhaltbar; denn offenbar gehört ἡμερίας βάρος ebenso zusammen, wie Antigone 1251 εὖ γὰρ οὖν λέγεις· καὶ τῆς ἄγαν γάρ ἐστί που σιγῆς βάρος. Auch ist der Artikel vor ἡρεμίας unhaltbar, und das Ganze zu schreiben und zu interpungiren: τί δ'; ἐνήλλακται τῆςδ' ἡρεμίας νὺξ ἥδε βάρος; und βάρος Accusativ der weitern Beziehung, in Bezug auf oder was anbelangt; βάρος τῆςδ' ἡρεμίας sagt er mit Bezug auf jene auch der Tecmessa wohlbekannte schwer lastende Einsamkeit und Ruhe des Ajas, die, wie er hört, plötzlich durch einen Sturm unterbrochen ward. Er fragt also in τί δὲ nicht nur was, sondern wie das geschehen: „Wie aber? verwandelt ist diese Nacht bezüglich dieser lastenden Stille.“

V. 210. παῖ τοῦ Φρυγίοιο Τελεύταντος. Der Herausgeber hat die unstatthafte Form des epischen Genitives Φρυγίοιο statt Φρυγίου aufgenommen, um den Vers auszufüllen; aber mit Recht schrieb Porson Φρυγίου σὺ Τελεύταντος. — Seine Berechtigung hat σὺ in der folgenden Aetiologie, welch mit ἐπεί σε λέχος beginnt und mit ὥστ' οὐκ ἂν ἄϊδρις ὑπείποις schließt: „Sage du es uns, weil du es weißt und wissen kannst.“

V. 221. war für das in diesem Sinne unerhörte αἰθωπὸς kein Grund. Das gewöhnliche αἴθων läßt sich halten, wenn in der Gegenstrophe V. 245. die gewöhnliche Form καλύμμασι mit einer andern aus καλύπτρη oder καλυπτὴρ vertauscht wird, zu dem καλύμμασι als Glosse geschrieben war. V. 229. ist περίφαντος ἀνὴρ θανεῖται nicht: er wird vor allen Augen umkommen, sondern: er wird umkommen, nachdem er enthüllt, d. i. seine That entdeckt worden ist, mit Bezug auf das vorhergehende οἵαν ἐδήλωσας ἀγγελίαν. Auch ist kein Grund V. 255. ἴσχει gegen ἔχει zu schirmen, indem ἱππονόμους der Strophe V. 230. in ἱπποναύμας umgeändert wird. Die βοτῆρας ἱπποναύμας zu empfehlen, reicht die Behauptung nicht hin, daß die Hirten beritten waren, wie heut zu Tage noch in der römischen Campagna; berittene Hirten werden im alten Griechenland so wenig erwähnt, wie sie im neuern vorkommen; daß im Schirm des Lagers vor Troja auch Pferdeweide vorkam, welche βοτῆρας ἱπποναύμους voraussetzt, zeigt auch V. 143. σε τὸν ἱππομανῆ λειμῶν' ἐπιβάντ' und sie war nöthig bey der großen Zahl von Streitrossen, die man bey der langen Belagerung nicht immer an der Krippe halten konnte.

V. 269. ἡμεῖς ἄρ' οὐ νοσοῦντες ist νοσοῦντος eine ebenso leichte als glückliche Aenderung. Ebenso begründet ist die in den Sophokleischen Studien vorgetragene Vermuthung, daß V. 300. ἡκίζετ' ὥστε φῶτας ἐν ποίμναις πίτνων die letzten Worte ἐν ποίμναις πίτνων, die hier ganz unstatthaft sind, aus V. 185. übertragen den ächten Schluß verwischt haben, den Niemand mehr errathen könne. Vielleicht ist durch: ἐν ποίμναις λαβὼν zu helfen.

Uebrigens beginnt mit dem Auftreten des Chors 134. Τελαμώνιε παῖ das erste lyrische System, welches, außer den Anapästen des Chors und dem ersten Strophenpaar mit dem Epodos, aus den drey anapästischen Perioden der Tecmessa, des Chors und wieder

der Tecmessa, dann aus dem zweyten Strophenpaar besteht, dessen Strophe und Gegenstrophe wieder durch anapästische Systeme der Tecmessa geschlossen werden, worauf V. 263. der jambische Dialog zwischen Chor und Tecmessa eintritt, der gleich durch die ruhige Rede des Chors ἀλλ' εἰ πέπανται als solcher angekündigt wird.

Das zweyte System eröffnet der Wehruf des Ajas V. 333. ἰώ μοί μοι, und es entwickelt sich in drey Theilen als προφδικὸν, μεσφδικὸν und ἐπφδικὸν mit genauer Entsprechung und gleichmäßiger Abwechslung der Personen und ihrer Reden. Den ersten proodischen Theil bilden die beyden Wehrufe des Ajas und der Ruf nach seinem Kinde, so daß nach dem ersten Tecmessa, nach dem zweyten der Chor und nach dem dritten wieder Tecmessa je zwey Jamben spricht, welcher Dreygliederung sich wieder drey Jambenpaare anschließen, die von Ajas, Chor und Tecmessa gesprochen werden. Von ἰώ μοί μοι bis V. 347. τὰ τοῦδε πράγη; dann folgt das mesodische System, in welchem Ajas drey Strophen und Gegenstrophen vorträgt, welche von den Jamben des Chors und der Tecmessa unterbrochen werden V. 348 ἰὼ φίλοι ναυβάται bis 393. εὖχον· τὶ γὰρ δεῖ ζῆν με σοῦ τεθνηκότος. Doch ist Schwierigkeit und Unsicherheit in der Vertheilung der Jamben zwischen Tecmessa und Chor. Hr. Schneidewin hat nach dem Vorgang des Scholiasten und Ottfried Müllers darüber gesprochen, aber, wie es scheint, die Vertheilung der Verse nicht mit Glück geändert und geordnet, wie sich bey näherer Betrachtung der Structur des mesodischen Systems zeigt. Dieses besteht selbst aus drey Theilen, von denen der erste das erste Strophenpaar des Ajas enthält, je Strophe und Gegenstrophe geschlossen durch zwey jambische Verspaare, deren erstes V. 356. οἴμ' ὡς ἔοικας nach alter Ueberlieferung und nach dem Sinn dem Chor gehört, das zweyte V. 362. εὔφημα φώνει nach O. Müller mit Recht der Tecmessa beygelegt wird. Dann folgt der zweyte und dritte Theil dieser Mitte mit dem zweyten und dritten Strophenpaar und so geordnet, daß die beyden Strophen mit den Zwischenreden den zweyten und die beyden Gegenstrophen mit den jenen entsprechenden Zwischenreden den dritten Theil bilden; der zweyte von 364. ὁρᾶς τὸν θρασὺν und der dritte von 379. ἰὼ πάνθ' ὁρῶν beginnend. In den Zwischenreden des zweyten folgen sich Tecmessa, Ajas und wieder Tecmessa, letztere 371. ὦ πρὸς θεῶν, welche letztere Verse der Herausgeber dem Chor zuweist. Seine Gründe bedeuten nichts, weder der vom Scholiasten entlehnte, daß die Tröstenden immer abwechseln müssen, noch der ihm eigene, daß Tecmessa nach der harten Abweisung, die sie gleich vorher vom Ajas erfahren, nicht wieder sprechen könne. Gerade darin liegt die Beharrlichkeit ihrer Liebe und die Stärke ihrer Bekümmerniß, daß sie es thut, und die Diction ὦ πρὸς θεῶν ὕπεικε καὶ φρόνησον εὖ ist diesem ebenso entsprechend, wie der mehr reflectirenden Art des Chores zuwider. Dagegen ändert sich in den Zwischenreden nach der Antistrophe die Ordnung der Personen, und wie nach der Strophe Tecmessa, Ajas und wieder Tecmessa, so sprechen nach der Gegenstrophe der Chor, Ajas und wieder der Chor, dieser zuletzt V. 386. μηδὲν μέγ' εἰπῇς, den der Herausgeber nach seiner falschen Voraussetzung wieder der Tecmessa zuweisen mußte. Die jambische Zwischenrede des Ajas ist an beyden Stellen gleich, aus einem Jambus und einem Wehruf bestehend. Darum müssen sich auch die andern Zwischenreden der Tecmessa und des Chores abgleichen, wie es auch der Fall ist. Das epodische System ist wieder einfach, es hat die vierte Strophe und Gegenstrophe, von denen jene durch zwey Jamben der Tecmessa, diese durch zwey des Chores geschlossen werden. Es ist offenbar, daß diese Gliederung bis in das Einzelne dringt und die symmetrische Vertheilung sich zu einem harmonischen Organismus des Ganzen ausbildet. Ueber die kritische Behandlung bemerken wir nur kurz, daß 360. ποιμένων in jenem Zusammenhang unmöglich von den Königen gelten kann, und statt ποιμένων ἐπαρκέσοντ' wahrscheinlich μοι μένειν ἐπαρκέσοντ' zu lesen ist.

V. 375. ist κλυτοῖς αἰπολίοις unhaltbar, warum sollen jene σύμμικτα nun die berühmten, die herrlichen heißen? und wohl λυτοῖς zu lesen.

In V. 405. ff. ist eine noch nicht gelöste Unklarheit und Verwirrung der Begriffe. Die Vulgata lautet:

εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι,
τοῖσδ' ὁμοῦ πέλας,
μωραῖς δ' ἀγραῖς προσκείμεθα.

Hr. Schneidewin schreibt:

*εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τίσις δ'*
*ὁμοῦ μ' ἐλᾷ, μωραῖς δ' ἀγραῖς προσκείμεθα.*

*Τίσις δὲ* mit Lobeck, *μ' ἐλᾷ* auf eigene Rechnung, mit der Ueberſetzung vindicta autem e vestigio me aget und *τὰ μὲν* auf 399. *οὔτε γὰρ θεῶν γένος κτλ.* zurückbeziehend, da bleibt denn freylich von der Vulgata wenig zurück und in dieſer unglücklichen Interpolation geht ſogar der Gegenſatz verloren, denn geht *τὰ μὲν φθίνει* auf ſeinen unvermeidlichen Untergang, ſo iſt es gleichgültig, ob ihn die Rache verfolgen werde, und dazu iſt *τίσις* im Allgemeinen Strafe, während Ajas ſich bloß für unglücklich hält, aber weit entfernt iſt, ſich für ſtraffällig zu erklären. Der Scholiaſt hat wohl richtig geſehen, wenn er *τὰ μὲν φθίνει* auf die durch das Gericht ihm entriſſene Ehre bezieht, zu welchem Ungemach nun kommt, daß er in der Abſicht, ſich zu rächen, nun in die thörichte Jagd gerathen iſt. Uns ſcheint darum mit Belaſſung der erſten Worte *εἰ τὰ μὲν φθίνει φίλοι*, *τοῖσδ' ὁμοῦ* ſtatt *πέλας* nur *γέλως* zu ſchreiben; *τοῖσδ'* findet ſeine Exegeſe in *μωραῖς ἀγραῖς*, welches darum *μωραῖς γ' ἀγραῖς* ſeyn muß; ebenſo iſt *τοῖσδ'* in *τοῖς δ'* zu trennen, das dem vorhergehenden *τὰ μὲν* entſpricht, und, wie der antiſtrophiſche Rhythmus zeigt, *προκείμεθα* ſtatt *προσκείμεθα* zu leſen, was am Schluße der Gegenſtrophe: *τὰ νῦν δ' ἄτιμος ὧδε πρόκειμαι.* Die Stelle würde demnach lauten:

*εἰ τὰ μὲν φθίνει φίλοι, τοῖς δ' ὁμοῦ γέλως*
*μωραῖς γ' ἀγραῖς προκείμεθα.*

V. 414. *πολὺν, πολύν με δαρόν τε δὴ* iſt *δαρόν τε* als Appoſitum zu *πολὺν* unhaltbar, und als Erläuterung davon *δαρόν γε δὴ* zu leſen; und 420. *εὔφρονες* oder wie der Herausgeber ſchreibt *ἐΰφρονις* ebenſo unſtatthaft, wie die Erklärung desſelben: „Im Schmerz über die ihm in der vom Scamandros durchſtrömten Ebene widerfahrenen Zurückſetzung ſchreibt er dem Strome, der das Unrecht zugelaſſen hat, eine den ihm jetzt verhaßten Argeiern freundliche Geſinnung zu.“ Das iſt denn ſehr weit hergeholt und konnte dem Dichter ſo wenig zu Sinne kommen, wie es den Leſern einfallen wird. Auch hier wird *δυς* ſtatt *εὖ* zu ſchreiben ſeyn, und *δύφρονες Ἀργείοις* entſpricht dem aufgelöſten *ὀλέθριον αἰκίζει* (V. 403.) in der Strophe.

V. 495. *Εἰ γὰρ θάνῃς σὺ καὶ τελευτήσας φανῇς* bringt die unglückliche Aenderung *φανῇς* ein unleidliches Tautologon in den Text, deſſen Vulgata *τελευτήσας μ' ἀφῇς* untadelhaft iſt: „Wenn du ſtirbſt, und durch deinen Tod mich allein läßt, ſo wiſſe, daß an demſelben Tag ich mit deinem Sohn das Loos der Knechtſchaft haben werde.“

V. 532. *Ἐν τοῖσδε τοῖς κακοῖσιν ἤ τί μοι λέγεις;* iſt *τοῖς* überflüſſig, und die Worte ſind es in Bezug auf das Vorhergehende ebenfalls. Es iſt zu leſen *ἐν τοῖσδε μὴ κακοῖσιν κτλ.* Der Dichter unterbricht durch die Frage *ἤ τί μοι λέγεις* den argen Gedanken, den Tecmeſſa im folgenden *μή σοί γέ που δύστηνος ἀντήσας θάνοι*, aufnimmt und vollendet.

V. 537. *Τὶ δῆτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδε ὠφελοῖμί σε*, iſt die ebenſo ſchöne wie leichte Aenderung von Elbik: *τὶ δῆτα δρῶσ' ἐκ τῶνδ'*, eine wahre conjectura palmaria, mit Unrecht abgelehnt.

V. 552. *καίτοι σε καὶ νῦν τοῦτο γε ζηλοῦν ἔχω.* Hier wird *καὶ νῦν* erläutert durch: „ſchon ehe die gewünſchte größere *εὐτυχία* eintritt;“ indeß iſt, wie die ganze Gedankenfolge zeigt, nicht von dieſer, ſondern von der ſchuldloſen und bewußtloſen Lage des Kindes allein die Rede, mit der allerdings *καὶ νῦν* nicht ſtimmt, ſo daß wohl *καίτοι σε δὴ νῦν* zu leſen iſt und *καὶ* vor *νῦν* unſtatthaft aus dem Vorhergehenden wiederholt wurde.

V. 622. ff.

*ἦ που παλαιᾷ μὲν ἔντροφος ἁμέρᾳ*
*λευκῷ τε γήρᾳ μάτηρ νιν ὅταν νοσοῦντα*
*φρενομόρως ἀκούσῃ κτλ.*

Hier iſt die Vulgata *μὲν — δὲ* ungeachtet der Verſuche von Hermann und Lobeck, die disjunctio ganz parallel ſtehender Begriffe zu ſchützen, mit Recht verworfen und *τε* geſchrieben, was ſich bey Suidas erhalten hat. Doch dann bleibt *μὲν* ohne Folge und war in *μὴν* umzuſchreiben, darauf aber V. 628. *οὐδ'* in *οὐ δ'* zu trennen (non vero). — V. 711. iſt *Αἴας λαθίπονος πάλιν* unhaltbar, da er nicht ſeiner Mühe vergeſſen hat, wohl aber ſeines Grolles vergeſſen zu haben ſcheint, und darum wohl *λαθίχολος* zu ſchreiben. Ebenſo unſtatthaft iſt V. 722. *κυδάζεται*, wo der Scholiaſt zu Il. ω. 592. das allein richtige *σκυδάζειν* aus *Σοφοκλῆς ἐν Αἴαντι* anführt; vergleicht man das homeriſche *σκυδμαίνειν*

in jener Stelle und die Anmerkung des Eustathius dazu, daneben σκύζομαι, σκύζα und σκυζάω, so ist offenbar, daß diesen Formen die Wurzel σκυδ. zum Grunde lag und daneben ein erloschenes τὸ σκύδος fervor impetuosus und in Folge davon odium et ira bestand, aus dem σκύδαζεται entsprossen ist.

V. 729. ὥστ' εἰς τοσοῦτον ἦλθον, ὥστε καὶ χεροῖν läßt sich das doppelte ὥστε auch nach vorhergehendem ὡς οὐκ ἀρκέσοι aus der lockern und etwas ungefügen Rede dieses ἄγγελος wohl erklären, doch liegt sehr nahe ἔστ' εἰς τοσοῦτον ἦλθον zu schreiben.

V. 741. τὸν ἄνδρ' ἀπηύδα Τεῦκρος ἐνδόθεν στέγης μὴ 'ξω παρήκειν. Der Herausgeber übersetzt: vetabat, ne Ajax intus veniret foras. Wie ist aber denkbar: intus foras venire? Er fühlte, wie es scheint, daß hier concisa dicendi ratio sey. Es ist ebenso ἐνδόθεν στέγης κεκλεισμένον zu denken, wie das V. 80. ἐς δόμους μένειν nöthig war, wo Hr. Schneidewin ἐν δόμοις aufgenommen hat.

V. 747. ποῖον; τί δ' εἰδὼς τοῦδε πράγματος πέρι, ist ebenso leicht als glücklich πάρει statt πέρι geschrieben und mit Recht bemerkt, die Antwort zeige, wie zu schreiben war.

V. 839. ff. καί σφας . . . . ξυναρπάσειαν, ὥσπερ εἰσορῶσ' ἐμὲ αὐτοσφαγῆ πίπτοντα, τὼς αὐτοσφαγεῖς πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων ὀλοίατο. Hier verwickelt sich die Construction dadurch, daß ὥσπερ zu ξυναρπάσειαν gezogen, damit aber von τὼς getrennt wird. Dem wird nicht abgeholfen, wenn man mit dem Verf. eine doppelte Apodosis annimmt, dagegen zeigt die scharfe Correlation zwischen ὥσπερ und τὼς, daß nach ξυναρπάσειαν größere Interpunktion zu setzen ist, so daß ὥσπερ — τὼς als ein selbstständiger Satz auftritt, der als Epexegesis dem vorhergehenden sich ohne weitere Verbindung anschließt. An den Worten τῶν φιλίστων ἐκγόνων hat der Herausgeber mit Recht Anstoß genommen, da Agamemnon durch Clytemnästra fällt und man einfach πρὸς τῶν φιλίστων oder πρὸς τῶν φιλτάτων erwarte, doch ist darum ἐκγόνων nicht in παγκάκως umzuändern, sondern durch Einsetzung des einfachen τε zu helfen: πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων τ' ὀλοίατο. Φίλιστοι sind dann die Gattinnen, und der Fluch ist, daß sie von ihren Frauen und Kindern sollen gemordet werden. Der ist zwar nicht wörtlich in Erfüllung gegangen, aber doch trat Mord des Agamemnon durch die Gattin und dieser durch den Sohn ein und das war dem Dichter hinreichend, den Fluch als einen noch mehr umfassenden dem Ajas in den Mund zu legen. Uebrigens schenkt Hr. Prof. Schneidewin dem Scholiasten zu geneigtes Gehör, der zu 841 bemerkt: ταῦτα νοθεύεσθαι φασὶν, ὑποβληθέντα πρὸς σαφήνειαν τῶν λεγομένων. Denn wollte man die 4 Verse von καί σφας an ausstreichen, wie er nicht abgeneigt ist zu rathen, so verlöre dadurch die männliche Rede des Ajas, mit der er von dem Leben scheidet, eines ihrer stärksten Glieder, und der nun folgende Vers: ἴτ' ὦ ταχεῖαι ποίνιμοί τ' Ἐρινύες seine nähere Motivirung, da gerade in dem Fluche, daß die Atriden durch ihre Frauen und Kinder umkommen sollen, die Erinyen geweckt oder eingeführt werden, deren Rache in weiterer Steigerung ἴτ' ὦ ταχεῖαι κτλ. auf das ganze Heer ausgedehnt wird.

Während diese Bemerkungen niedergeschrieben wurden, kam ihrem Verfasser der neue Druck des Dindorfischen Sophokles Leipzig 1850 mit lateinischer Uebersetzung zur Seite und von diesem Jahre die Bearbeitung des Ajas und Philoktetes mit deutschen Anmerkungen und metrischer Uebersetzung vom Hrn. Director Hartung zur Kenntniß. Es wird darum gut seyn, diese beyzuziehen, und was wir über den zweyten Theil des Ajas noch zu bemerken haben, an die Beurtheilung genannter drey Bearbeitungen zusammen in einer spätern Anzeige zu knüpfen.

Fr. Thiersch.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 20.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftlichen Arbeiten der k. Akademie der Wissenschaften, Rede des Vorstandes derselben Fr. v. Thiersch, gehalten bey ihrer 92jährigen Stiftungsfeyer am 28. März 1851.

Die k. Akademie der Wissenschaften beginnt heute mit der Feyer ihres 92. Stiftungstages das zweyte Jahr des Decenniums, vor dessen Schluße noch sie ihrer Säcularfeyer entgegengeht.

In unserer, dem Wechsel und der Umgestaltung verfallenen Zeit ist es für eine wissenschaftliche Anstalt, welche nicht durch unmittelbaren Bedarf geboten wird, ein Beweis innerer Lebensfähigkeit, wenn sie, obwohl unter oft ungünstigen Schicksalen und mehr als einmal gefährdet, dennoch nun fast ein Jahrhundert lang bestanden hat, ihrer Bestimmung in allen Stadien ihres Lebens sich bewußt und fähig sie zu erfüllen.

Von der Art, wie sie dieses zu thun fortfährt, öffentlich Rechenschaft zu geben, wird sie durch ihre Lage, wie durch ihre Bestimmung aufgefordert. Die Organisation vom Jahre 1827, unter der wir jetzo stehen, hat im §. XVII. den beyden jährlichen Festversammlungen außer dem Vortrage wissenschaftlicher Abhandlungen und Gedächtnißreden auch gedrängte Rechenschaftsberichte über das Wirken der Akademie als Aufgabe gestellt.

Der gegenwärtige Vorstand wählt zu diesem Zwecke die letzten drey Jahre, nicht nur weil sie die erste Periode seiner Amtsthätigkeit begränzen, die ihn zu genauer Beobachtung des Ganges der Akademie auffordert, sondern weil sie zeigen, daß auch in Zeiten großer öffentlicher Aufregungen und Stürme sie gewußt hat, das ihr vertraute Gebiet ernster Studien mit unveränderter Sorgfalt zu pflegen.

Die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademie äußert sich, wie §. XV. genannter Urkunde besagt, vorzüglich durch Berathung, Schrift und Druck und durch Aufmunterung.

Die Berathung wissenschaftlicher Gegenstände geschieht theils in den monatlichen Sitzungen der drey Classen, theils in Special-Commissionen oder in den Sitzungen der Gesammt-Akademie, und betrifft Gegenstände wissenschaftlichen Belanges, welche theils von der allerhöchsten Stelle an die Akademie, als die oberste wissenschaftliche Instanz des Reichs, zu Bericht und Gutachten gelangen, theils von der Akademie für ihren Zweck oder zum Behuf der Empfehlung an Seine Majestät zur Behandlung gezogen werden. Unter den mehr als achtzig Gutachten, Berichten und Anträgen, welche während dieser Periode zur höchsten Stelle gebracht wurden, befinden sich mehrere über Angelegenheiten des öffentlichen Nutzens ihr aufgetragene, wie über die Vorzüge der einzelnen Telegraphen-Systeme und die dabey in Anwendung kommenden Hülfsmateriale und Methoden vom 10. März 1849, und über die Controverse, welche sich bezüglich der Gasbeleuchtung in München zwischen den Betheiligten, so wie zwischen Magistrat und Kreisregierung erhoben hatte.

Bezüglich der Gasbeleuchtung und der gegen sie erhobenen Einwendungen wies die Akademie nach, daß die Bereitung des Leuchtgases der Gesundheit und den Vegetabilien der Umgegend nicht schädlich, daß sie unter gehörigen Vorkehrungen geführt, den Anwohnern durch Geruch nicht lästig und auf dem für sie erworbenen Locale den Verordnungen über Gewerbspolizey nicht entgegen sey.

In jenem Falle legte die Akademie die Vorzüge des seitdem zur Ausführung gekommenen elektrischen Telegraphen vor allen andern dar, trug jedoch darauf an, vor Annahme desselben einen Commissär zur Untersuchung der neuen Vorkehrungen und Entdeckungen auf ein größeres Ländergebiet in der Person des Conservators Steinheil abzusenden. Das geschah, und dieser hat die Resultate seiner Beobachtungen in einer den Denkschriften der Akademie vom J. 1850 einverleibten Abhandlung niedergelegt.

Bezüglich der Berichte, welche rein wissenschaftliche Untersuchungen zum Gegenstande haben, für welche Schutz oder Unterstützung der Staatsregierung gesucht wurde, sey gestattet, ebenfalls auf einige hinzuweisen, auf den einen über die von Dr. Conrad Hofmann aus Bamberg zu Paris gepflogenen Untersuchungen der bedeutendsten handschriftlichen Werke altfranzösischer und romanischer Literatur und über die Resultate derselben, welche sich auch für die deutschen mittelalterlichen Dichterwerke wichtig erwiesen; denn die bedeutendsten epischen und ethischen Gesänge der deutschen Poesie, zumal zur Zeit der schwäbischen Kaiser, sind aus jenen Quellen geflossen und zeigen sich gemeiniglich als Umgestaltungen und Erweiterungen alter einfacher und werthvoller Originale, deren eines Hofmann in einem bis dahin ganz unbeachteten Manuscript gefunden hat und unter Respicienz der ersten Classe herausgeben wird.

Ein anderes Gutachten dieser Art betrifft die erste Ausgabe des Originaltextes des Zendavesta, des ältesten Religionsbuches der Perser mit Commentar in der Pelvisprache, durch unser jetzt auswärtiges Mitglied in Erlangen, Hrn. Prof. Dr. Spiegel, an welcher in Verbindung mit uns auch die k. k. österreichische Akademie sich bethätigt hat.

Sie vermittelte, daß die große Hof- und Staatsdruckerey zu Wien Schnitt und Guß der Lettern des in Deutschland neuen Pelvidruckes herstellen ließ, und die Besorgung des höchst schwierigen Satzes allein gegen Erstattung der Betriebskosten übernahm.

In denselben Classensitzungen sollen die wissenschaftlichen Correspondenzen der Akademie zur Vorlage kommen. Diese haben sich in den letzten Jahren über alle wissenschaftlichen Länder von Europa, Asien und Amerika mehr und mehr und in einer Weise ausgedehnt, daß wir mit nahe an 200 Akademien und Societäten der Wissenschaften in einer Verbindung stehen, welche zugleich durch Eintausch ihres Druckes gegen den unsrigen unterhalten wird.

Durch diese Wechselbeziehungen geschieht es, daß die Früchte der allgemeinen akademischen Thätigkeit auf allen Punkten der gebildeten Welt in möglichst kurzer Zeit verbreitet werden, dadurch aber eine Genossenschaft befestigen, die über alle politischen und nationalen Meinungen und Leidenschaften hinausgestellt allein den ewigen Gesetzen der Natur und des Geistes nachforscht, und durch ihre Entdeckungen und Leistungen Fortschritt und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes auf ihrem Gebiete wesentlich bedingt.

Was ferner die Organisationsurkunde unter Schrift bezeichnet, durch welche die Akademie wirken soll, bezieht sich zunächst auf die in den Classensitzungen von einzelnen Mitgliedern zum Vortrag und zur Berathung kommenden Abhandlungen. Die kürzern finden nach Genehmhaltung der Classe in Auszügen oder vollständig Aufnahme in die Monatsberichte (Bulletins), die umfassenderen werden für die Bände der Denkschriften oder Abhandlungen der Akademie bestimmt.

In unserm Etat sind die Mittel verfügbar gemacht, aus denen jede der drey Classen jährlich die Abtheilung eines Bandes von 33 Bogen drucken, honoriren und mit den nöthigen Lithographien und Chalkographien ausstatten kann. Drey Abtheilungen bilden einen Band, so daß in der letzten Periode drey Bände in neun Abtheilungen geliefert und gehörig ausgestattet wurden. Sie enthalten 37, zum Theil umfangreiche Monographien.

Es ist bey der hier gebotenen Kürze der Zeit nur gestattet, Inhalt und Belang dieser Arbeiten im Allgemeinen zu berühren. Sie erstrecken sich in der ersten Classe vorzüglich über altclassische und altdeutsche Sprache und Literatur, über Beschaffenheit oder Aechtheit einzelner Werke derselben, über archäologische Exegese von Denkmalen der Architektur, Sculptur und Malerey, und mit fast gleicher Beachtung auf die orientalische Literatur und die neuen Entdeckungen, durch welche sie bereichert und die Pforte des Orients europäischer Wissenschaft und Forschung wieder geöffnet wird.

In der zweyten Classe begreifen sie mannichfaltige chemische Analysen, Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, oder neue mineralogische und geognostische Producte, Erweiterung der botanischen und phytologischen Kunde, so wie Untersuchung und Bestimmung neu aufgefundener urweltlicher Thiere.

Die Abhandlungen der dritten Classe verbreiten sich über Quellen der vaterländischen Geschichte, der bajuarischen Gesetze und ihr Verhältniß zu den westgothischen, über die Geschichte einzelner Dynasten, ohne Untersuchungen über einzelne wichtige Ereignisse, über Topographie und Genealogie auszuschließen. Auch die mittelalterliche byzantinische Geographie und Topographie ist durch die wichtige Arbeit eines auswärtigen Mitgliedes (Prof. Tafel) vertreten, durch welche vieles Licht auf bisher unbekannte Lagen und Verhältnisse verbreitet und die Frage über die Einwanderung und Herrschaft der Slaven und Avaren in Griechenland der Entscheidung näher gebracht und urkundlich erwiesen wird, daß dieselbe weder den ganzen Peloponnes begriffen, noch dessen griechische Bevölkerung vertilgt hat.

Neben den in den Monatsberichten und Denkschriften niedergelegten Arbeiten gelten als Theil der durch Schrift zu beurkundenden Thätigkeit der Akademie die in öffentlichen Sitzungen gehaltenen Vorträge und Reden, und als besondere Arbeit der historischen Classe die Fortsetzung der Monumenta boica, die als ein werthvolles Quellenwerk für bayerische und überhaupt mittelalterliche Geschichte in einer Achtung stehen, welche gleichen Alters mit der Akademie selbst ist, denn diese hatte schon das erste Jahr ihrer Thätigkeit durch das Unternehmen derselben bezeichnet. In der letzten Periode wurde außer den Fortsetzungen und außer dem Wiederdruck eines vergriffenen Bandes in einem starken Band der sehr vollständige und genaue Index generalis über die erste Folge geliefert, durch welchen der Gebrauch des Ganzen erleichtert und gesichert wird, und der Druck des „Urbarium ducatus Baiuwariae antiquissimum“ vom Jahre 1240 begonnen, eines Grundbuches, dessen Erscheinung bey seiner Wichtigkeit für mittelalterliche Geographie, Topographie und Geschichtskunde, wie für Umfang und Verwaltung des herzoglichen Gutes, endlich für Sitten und Gebräuche jener Zeit schon längst ersehnt wurde, und nun, da der Druck bereits über 40 Bogen vorgerückt ist, im Laufe des Sommers zu erwarten steht.

Endlich wurden von den zahlreichen astronomischen, meteorologischen und magnetischen Ergebnissen, welche bey der k. Sternwarte zu Folge eines wohlgeordneten und consequent durchgeführten Systems der Beobachtungen vorliegen, von der Akademie durch Hrn. Conservator Lamont in dieser Periode vier Bände unter dem Namen Annalen der Sternwarte bekannt gemacht. Der fünfte Band wird die für meteorologische Forschung sehr wichtigen, höchst genauen und einen Zeitraum von 50 Jahren umfassenden Beobachtungen des Observatoriums auf dem hohen Peißenberg enthalten, welche bey Ordnung der frühern akademischen Vorräthe vom Vorstande aufgefunden und der Sternwarte zur Verfügung gestellt wurden. Von eben derselben werden auch die astronomischen Normalkalender bearbeitet, welche bestimmt sind, nach Aufhebung der Kalendercensur, die der Akademie oblag, den einzelnen Kalendern die ihnen nöthigen astronomischen Beobachtungen und Nachweisungen mit möglichster Genauigkeit und Sicherheit zu liefern. Es ist zu diesem Behufe bereits der dritte für das Jahr 1852 bestimmte erschienen, und zugleich mit nützlichen meteorologischen und klimatologischen Berichten gleich den frühern ausgestattet.

Doch damit ist der Kreis der wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie nicht geschlossen. Da indeß

die übrigen als außerordentliche zu betrachten sind, die von ihrem Etat nicht gedeckt werden, so ist es nöthig zum Verständniß der hier eintretenden Verhältnisse und Bemühungen einen Blick auf Verwaltung und Mittel der Akademie zu werfen.

Für Vereinfachung und Regelung der Verwaltung ist während der letzten Periode dadurch gesorgt worden, daß Se. Majestät nach Aufhebung früherer administrativer Functionen zwey Stellen mit pragmatischen Rechten gegründet hatte, die des Secretärs und des Cassaführers, welchen zugleich die administrativen Arbeiten ihres Belanges für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates unter dem Vorstande desselben zu besorgen obliegt. Durch diese neue Ordnung ist es gelungen, in alle administrativen Geschäfte der Akademie und des Generalconservatoriums jene Genauigkeit und Sicherheit zu bringen, die von der Verwaltung eines so beträchtlichen und wichtigen Theils des öffentlichen Gutes zu erwarten stand, und bey den k. Behörden gewöhnlich gefunden wird.

Außerdem ward auf einen schon früheren Antrag des gegenwärtigen Vorstandes nach den darüber gepflogenen Berathungen ein akademischer Bibliothekar bethätiget, dessen hier um so mehr Erwähnung geschehen muß, weil diese seine Bethätigung zu irrthümlichen Ansichten und Mißdeutungen geführt hat, die wir zu beseitigen wünschen.

Die Akademie hat keine eigene Bibliothek im gewöhnlichen Sinne und kann keine haben, da ihr Etat dafür keine Position enthält, und die bey ihr durch Tausch eingehenden Werke der Centralbibliothek abgeliefert und als Eigenthum einverleibt werden. Auch bedingen die kleinen Handbibliotheken im Präsidialzimmer und in dem der historischen Classe so wenig wie die bey einzelnen wissenschaftlichen Anstalten des Staates, wie beym Münzkabinet, der Sternwarte, der physikalischen Sammlung zum Handgebrauche vorräthigen Büchersammlungen die Hülfeleistung eines besonderen Beamteten, und die Sammlung aller akademischen Drucke, die in den letzten Jahren angelegt wurde und deren Vervollständigung, so weit sie noch möglich, ihm obliegt, nimmt seine Thätigkeit nur in geringem Maaße in Anspruch; anders aber verhält es sich mit dem noch nicht durch Tausch oder Verkauf in den öffentlichen Verkehr übergegangenen älteren und neu hinzu kommenden Vorrath des akademischen Gesammtverlages, der in mehreren Artikeln bis in die ersten Decennien der Anstalt zurückreicht und auch noch Schriften der Mannheimer Akademie begreift, die noch keineswegs wissenschaftlich antiquirt sind. Durch frühere Versäumniß und eine nomadenartige Wanderung von einem Lokal in das andere war dieser große Vorrath in eine nicht länger zu duldende Verwirrung gerathen und jeder Veruntreuung ausgesetzt. Dem vorzubeugen, war die andauernde Hülfe eines in bibliothekarischen Arbeiten geübten und verläßigen Beamteten nöthig, der von der Central-Bibliothekdirection aus ihrem Personal vorgeschlagen und gegen Remuneration von jährlichen 300 fl. gewonnen wurde. Schon sind unter Respicienz des Vorstandes die verworrenen und meist noch in Ballen vorräthigen Massen gefunden, dann nachdem sie sämmtlich cartonirt oder gebunden waren, geordnet, in den ihnen überwiesenen zweckmäßigen Sälen der alten Jesuitenbibliothek aufgestellt und in einem genauen Catalog verzeichnet worden, dessen Abschrift als Inventar der Rechnungskammer zur Controle übergeben ward. Das ist die eigentliche akademische Bibliothek. Sie besteht jetzt aus 82,000 Bänden und Brochüren; aber damit ist das Geschäft des Bibliothekars nicht abgethan, denn sie hat an dem neuen Druck der Jahresberichte, der Denkschriften, der Reden, der Monumenta boica und der astronomischen Werke einen jährlichen Zugang von mehr als 6000 Bänden Reden und Abhandlungen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 21.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die wissenschaftlichen Arbeiten der k. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Aufnahme und Verzeichnung desselben, die Besorgung des Absatzes durch Tausch, Verkauf und Geschenke muß in fürwährender Controle gehalten, der als Tauschmittel und Geschenke eingehende Vorrath muß mit gleicher Sorgfalt verzeichnet, die darauf bezügliche Correspondenz regelmäßig besorgt und die Abrechnung mit der akademischen Buchhandlung eben so, wie mit der Rechnungskammer gepflogen werden. Das sind die Arbeiten des akademischen Bibliothekars. Man wird erkennen, daß sie umfassend für Einhaltung der Ordnung, wie für Sicherheit des öffentlichen Eigenthums nöthig sind, daß sie nicht ohne Gefahr und neue Verwirrung an das übrige dazu nicht geeignete und in anderer Weise vollständig beschäftigte Kanzleypersonal können vertheilt, und eine so wesentliche Verbesserung unserer Verwaltung nicht in zweckmäßigerer Weise noch mit geringeren Mitteln konnte bewirkt werden.

Zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse war der Akademie durch ihren Gründer der Ertrag des Kalenderstempels gegen Uebernahme der Kalenderrevision als Eigenthum zugewiesen. Dieser ward unter Maximilian I. bey der Reorganisation von 1807 ihr gegen ein sehr mäßiges Aversum von jährlich 6000 fl. abgelöst, und es blieb bey dieser Summe, obgleich der Stempel sich seitdem nach Erweiterung des Staates und Vermehrung der Kalender, wie das Budget nachweiset, bis auf nahe an 30,000 fl. jährlich gehoben hatte. Doch wurde die damals erweiterte Akademie, nachdem ihr aufgegeben war, die wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen des Staates theils zu bereichern, theils neu zu gründen, obwohl in bedrängter Zeit mit einem Etat von 94,000 fl. jährlich ausgestattet. Die Verordnung König Ludwigs vom J. 1827, unter welcher wir noch jetzo stehen, hat jene Anstalten mit ihren Etats administrativ von der Akademie getrennt, und unter einem Generalconservatorium vereinigt. Die Summe aber, welche der Akademie nach ihrer Trennung als ihr Jahresetat noch übrig geblieben ist, beträgt nur 11,150 fl., etwa 15,000 fl. weniger, als aus jener sichern Quelle des Kalenderstempels fließen, die ihr bey ihrer Stiftung übergeben und 1827 an die Staatscasse überwiesen ward.

Es wäre nicht möglich, mit diesen beschränkten Mitteln eine des Namens und des Reichs würdige Akademie der Wissenschaften zu führen, wenn nicht in der Regie mit möglichster Sparsamkeit verfahren würde, und wenn nicht durch dieselbe Verordnung ausgesprochen wäre, daß kein Mitglied der Akademie als solches eine Besoldung beziehen solle.

Die Akademie ist dadurch allein auf die in München verfügbaren wissenschaftlichen Kräfte und auf freye Thätigkeit der von ihr gewählten Mitglieder angewiesen, und kann auch auf diese nur in so weit rechnen, als jene Männer nicht durch die Ar-

beiten ihres Berufes, oder durch selbstständige literarische Unternehmungen in Anspruch genommen sind. Rücksichtlich der Remuneration sind sie bey der Akademie allein auf die Jetons für die Sitzungen und auf das Honorar für ihre Abhandlungen angewiesen, das Directorium aber, d. i. der Vorstand und die drey Classensecretäre auf einen Functionsbezug im Gesammtbetrag von 1100 fl. gesetzt. Das Alles wird hier wiederholt, nicht um irgend einen Anspruch darauf zu gründen, sondern in der Hoffnung, daß man da, wo es noch nicht geschehen ist, sich doch endlich von der Vorstellung eines unmäßigen und unnützen Aufwandes und einer Mißverwaltung desselben trennen werde, die sich gleich einem feindseligen Phantom an den Namen der Akademie geknüpft hat. Erwägt man noch obendrein, daß die Kosten für die Drucksachen, da diese als Tauschmittel dienen, durch die großen, zahlreichen und zum Theil äußerst kostbaren Gegengaben reich und glänzend ausgestatteter Anstalten und durch den Verkauf des akademischen Verlags zusammen etwa um 5000 fl. jährlich sich mindern, so bleibt für die Akademie als eigentlicher Aufwand die Summe von etwa 6000 fl. jährlich zurück, wofür der ganze akademische Verlag in das Eigenthum des Staates übergeht.

Gehen wir nach dieser Darlegung auf die weiteren der Akademie zugewiesenen Obliegenheiten zurück, so kommen zu Folge der Organisationsurkunde nach den Berathungen und Drucksachen in dritter Linie Aufmunterungen wissenschaftlicher Unternehmungen.

Die Erträgnisse des fundirten Vermögens der Academia palatina von Mannheim waren zu diesem Zwecke bestimmt, welche von Carl Theodor bey Verlegung seiner Residenz nach München sammt ihrem Eigenthum, so weit es noch verfügbar blieb, mit der Academia boica dahier vereinigt wurde. Dieser Mannheimer Reservefond gab in den glücklichsten Jahren eine Rente von etwa 5000 fl., ward aber, wie wir bey früherer Gelegenheit an dieser Stelle nachgewiesen haben, durch Ueberbürdung mit andern ihm fremden Leistungen so gedrückt, daß die gegenwärtige Verwaltung seine Hülfsquellen auf eine längere Reihe von Jahren so gut wie vertrocknet fand. Damit verschwand jede Möglichkeit, die so heilsamen und der Akademie so würdigen Unterstützungen jener Art zu leisten, und es ist mit gebührendem Dank anzuerkennen, daß die gegenwärtige hohe Staatsbehörde, welcher die Pflege unserer Interessen obliegt, unsern Wünschen und Anträgen auf diesem Gebiet mit Aushülfe in dem Maaße entgegenkommt, als es die ihr anderweit verfügbaren Mittel gestatten.

Endlich war durch die Organisation von 1827 der Akademie die Herausgabe einer Literaturzeitung aufgegeben. Der Aufwand für Druck, Redaction, Honorar und Regie einer solchen Anstalt berechnet sich auf 10,000 fl. jährlich, welche nur dann wieder eingehen, wenn bey mäßigem Kaufpreis die Zahl der Abonnenten auf 1200 steigt. Da dieses am wenigsten in einer Zeit zu gewärtigen steht, die ihre Theilnahme von den allgemeinen Literaturzeitungen ungeachtet ihrer Wichtigkeit auf die speciellen Zeitschriften für einzelne Wissenschaften gewendet hat, so beruhte das Unternehmen, da seine Deckung in dem neuen Haushalt der Akademie nicht vorgesehen war, und es nicht in den Absichten der obersten Behörde lag, diesen, obwohl in einer Zeit des öffentlichen Wohlstandes und der Ueberflüsse, zu vermehren, bis im Jahre 1835 das Ministerium ein k. Statut einleitete, durch welches die äußern k. Stellen zum Abonnement auf das Blatt verpflichtet, und die außerdem noch fehlenden Summen durch Beyträge aus dem Ertrag der Kreisintelligenzblätter und des allgemeinen Anzeigers beschafft wurden.

Seitdem erschien die Literaturzeitung unter dem Namen „gelehrte Anzeigen," herausgegeben von Mitgliedern der k. Akademie der Wissenschaften, ununterbrochen, während die sämmtlichen Blätter gleicher Art in Deutschland zu Grunde gingen, bis auf zwey, die Heidelberger Jahrbücher der Literatur und die gelehrten Anzeigen der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, eine Stiftung des großen Haller. Beyde aber bestehen noch, weil sie in gleicher Weise durch öffentliche Fonds gesichert werden. Es kommt uns nicht zu, den Werth der von Mitgliedern unserer Akademie in der Form dieser gelehrten Anzeigen herausgegebenen Arbeiten geltend

zu machen und wir bemerken nur, daß sie dem Ansehen, welches die Akademie sich unter ebenbürtigen Anstalten erworben hat, durch Unpartheylichkeit, Reichthum und Gründlichkeit eines großen Theils des Gelieferten gleich den eigentlichen akademischen Arbeiten gedient haben. Nicht zu verkennen ist allerdings, daß eine selbstständige Dotation dieses der Akademie höchst wichtigen Organs einer Anweisung auf Zwang und fremde Cassen vorzuziehen und in jenen Zeiten möglich gewesen wäre; jedoch gehen diejenigen zu weit, welche behaupten, daß ihr Inhalt den äußern Behörden überall gleichgültig habe seyn müssen und gewesen sey. Den wissenschaftlichen Anstalten haben sich ihre Mittheilungen und Urtheile überall nützlich erwiesen, und auch den Männern der Verwaltung sind sie da nicht gleichgültig gewesen, wo der Drang des täglichen Geschäftes den Sinn für die Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaften nicht vertilgt hat. Wir haben dafür die unzweydeutigsten Erfahrungen. Solchen Männern und nicht wenigen Geistlichen waren sie mit ihren zum Theil ausführlichen Darstellungen und Schilderungen aus dem Gebiete der Literatur, der Geschichte, der Völker- und Länderkunde, der Naturforschung eine willkommene Erscheinung in der wissenschaftlichen Oede ihres Aufenthaltes und Berufes.

Indeß blieb das Verhältniß der auf diese Basis gegründeten Gelehrten Anzeigen gegenüber der weitverbreiteten Gleichgültigkeit gegen wissenschaftliche Dinge und der Beschränktheit der den äußeren Stellen zur Verfügung gelassenen Mittel ein unerfreuliches, und es zeigte sich nicht so bald Hoffnung, für sie in anderer Weise gesorgt zu sehen, als das Ministerium des Innern im Januar 1849 jene Verpflichtungen aufhob. Da die Voraussetzung anderer Hülfe nicht realisirt wurde, so wäre in den Gelehrten Anzeigen ein Hauptzweig der akademischen Thätigkeit verloren gegangen, sie wären den verwandten Unternehmungen in Wien, Berlin, Jena und Halle in das Grab nachgesunken, wenn nicht die wohlwollende Vermittlung der beyden Ministerien des Innern und die Geneigtheit zu helfen von Seite des Finanzministeriums eingetreten wäre. Darauf geschah, daß wenigstens ein Theil der ihnen nöthigen Mittel bis zur Erwerbung eines eigenen Fonds dem Institute provisorisch zugewendet wurde, und die Akademie suchte das Gehässige eines Zwangsabonnements der äußern Behörden ihrerseits dadurch unnöthig zu machen, daß sie den Umfang des Blattes, dazu Honorar und Redactionsgebühren bis zu günstigeren Zeiten auf ein beschränkteres Maaß zurückführte.

Neben der Herausgabe der Gelehrten Anzeigen aber sind noch den einzelnen Classen besondere Aufgaben gestellt, für welche der gewöhnliche Etat in seiner dargelegten Beschränktheit eben so wenig ausreicht. So fehlt es der ersten Classe an Mitteln, um, was ihr obliegt und sie wünscht, die antiquarische Untersuchung des Königreiches und die Aufnahme der Werke mittelalterlicher Architektur zu besorgen, und um die Werke der Sculptur an jenen Monumenten, oder wo sie sonst gefunden werden, zu verzeichnen und zu beschreiben. — Die dritte Classe sieht sich aus demselben Grunde nicht im Stande, das von ihr begehrte topographisch-historische Lexikon von Bayern herzustellen und herauszugeben, für welches sie reiches Material besitzt. Im Falle ihr die Mittel zur Verfügung stünden, die im Lande verfügbaren Kräfte aufzumuntern und zu vereinigen, würde sie die Vorbereitungen besonders in Verbindung mit den thätigen historischen Vereinen der einzelnen Kreise fortführen und dem Werke jenen Charakter der Gründlichkeit und Vollständigkeit geben können, der eben so durch ihren Namen, wie durch die Sache selbst geboten ist.

Es verhielt sich nicht anders mit der der Akademie und speziell der zweyten Classe aufgetragenen naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches, bis am 14. Januar 1849 dafür die jährliche Summe von 1200 fl. zur Verfügung gestellt wurde, welche durch Entlastung des Mannheimer Reservefonds von einer ihm aufgebürdeten Malerpension gewonnen ward.

Die Summe war zwar gering für den großen Zweck; doch galt es auch mit Wenigem anzufangen, um durch das, was sich bey möglicher Sparsamkeit da-

mit erreichen ließ, die Bereitwilligkeit zu weiterer Hülfe zu veranlassen.

Deßhalb wurde zur Einleitung der Sache ohne Verzug eine Commission gebildet, welche das ganze Unternehmen, seine Bedeutung und Führung in Berathung zog, und in Folge davon jene Untersuchung in die magnetisch-meteorologische, die mineralogisch-geognostische, die botanisch-phytologische und die zoologisch-paläontologische Sparte schied, die den Akademikern Lamont, Schafhäutl, v. Martius und A. Wagner mit der Weisung zufielen, sowohl die jungen wissenschaftlichen Befähigungen bey der Akademie und dem General-Conservatorium, als auch die Mitwirkung außer München lebender wissenschaftlicher Männer und der k. Behörden in Anspruch zu nehmen. Nachdem man über den Plan des Ganzen und des Einzelnen, über die Zone, welche zunächst sollte in Angriff genommen werden, über Führung der Arbeit, über Bearbeitung und Veröffentlichung der Resultate sich verständigt hatte, begann noch dasselbe Jahr zunächst die Untersuchung des zwischen Rhein und Inn ausgebreiteten südlichen Gebirges von Bayern, ohne daß die Excursionen nach den andern Gegenden, wo sie nöthig waren, ausgeschlossen wurden. Schon die Reisen während des ersten Sommers zeigten deutlich den Reichthum und die Wichtigkeit der Wahrnehmungen, die hier zu machen waren, bestätigten aber ebenso die Unzulänglichkeit der Mittel. Es wurde deßhalb vorgeschlagen und genehmigt, für den Sommer 1850 zugleich die auf 1851 angewiesenen kleinen Summen von je 300 fl. in den drey ersten Sparten zu verwenden. Dadurch und durch besondere Anweisungen für Beyschaffung der wichtigsten Instrumente ward doch ein Resultat gewonnen, durch welches die Akademie zur öffentlichen Darlegung des Unternehmens und Hinweisung auf die Bedingungen seines Gedeihens berechtigt ist.

Folgendes ist die summarische Nachweisung des Geschehenen.

Die magnetisch-meteorologische Sparte hatte zunächst Erhebungen über Klima und Meereshöhe, über Richtung und Kraft der Magnetnadel an den nach ihrer Lage dazu geeigneten Punkten



zu veranstalten. Hr. Akademiker Lamont hat zu diesem Behufe bereits den größten Theil von Bayern durchwandert und sich bemüht, die magnetischen Verhältnisse des Landes nach ihren dreyfachen Aeußerungen zu ermitteln. Aus den von ihm veranstalteten Beobachtungen läßt sich der Lauf der magnetischen Linien bereits mit ziemlicher Vollständigkeit nachweisen. Sie gehen fast genau von Süden nach Norden, und in so ferne die beyden andern Elemente berücksichtigt werden, durchschneiden sie Bayern von Südwest nach Nordwest, ohne erhebliche Störung, ausgenommen die Strecke von Salzburg nach Lindau, wo die Alpenkette einen merkwürdigen aus der jetzt noch geltenden Theorie nicht zu erklärenden Einfluß ausübt. Weiteren Beobachtungen bleibt vorbehalten, theils die meteorologischen Bestimmungen zu vervollständigen und eine größere Zahl sicherer Höhenpunkte zu gewinnen, theils den Grund der beobachteten Abnormität im Erdmagnetismus genauer zu ermitteln. An den Hauptpunkten des Landes sind Stationen errichtet, an denen von sachkundigen Freunden der Meteorologie nach gemeinsamem Plane mit übereinstimmenden Instrumenten, welche die Sternwarte liefert, die magnetischen Beobachtungen vollzogen werden, und die Arbeit wird sich rascher und erfolgreicher gestalten, wenn auch Seitens der Verwaltung der Eisenbahnen und der Telegraphen magnetische Observationsstationen errichtet werden, wie bey dem wissenschaftlichen Sinne der erleuchteten, jenem Zweige des öffentlichen Dienstes vorstehenden Behörde zu erwarten steht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 22.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die wissenschaftlichen Arbeiten der k. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Aber auch abgesehen von künftiger Vervollständigung bietet das schon Geleistete einen wichtigen Anhalt zu späterer Nachweisung des allmähligen Vorrückens der magnetischen Linie und einen wesentlichen Beytrag zur Ergründung jener räthselhaften Kraft, welche besonders in dem letzten Decennium so großartige Vorkehrungen und Forschungen in und außer Europa veranlaßt hat. Die weiteren Nachweisungen darüber finden sich in dem Bericht über sein Commissorium, welchen Hr. Lamont der zweyten Classe vorgelegt und diese in ihren Bulletins veröffentlicht hat. Der Druck des bereits verarbeiteten Materials wird beginnen, sobald dazu die jetzt noch fehlenden Mittel gefunden seyn werden.

Hr. Akademiker Schafhäutl hat die ihm zugewiesene geognostische Erforschung zunächst des südbayerischen Alpengebirges vollendet, und die Akademie hat den Druck seines Werkes darüber durch Betheiligung an den Kosten ermöglichet, deren Deckung allerdings nur durch weiteres Vorgreifen in die kleinen ihm zur Verfügung stehenden Summen möglich ist, im Fall nicht auf andern Wegen geholfen wird.

Das Buch trägt den Titel „geognostische Untersuchung des südlichen Alpengebirges“ mit einem „Anhang des k. b. Bergmeisters Hailer über die Lagerungsverhältnisse des Gebirges und des Salzgebildes bey Berchtesgaden.“ Es behandelt zum ersten Mal in umfassender Weise die topisch-geognostischen Bildungsverhältnisse von Südbayern, die Petrographie und Vertheilung der chemischen Gebilde, die Lagerungen der Stein- und Gebirgsarten, ihren Inhalt an Metallen und andern elementaren und zusammengesetzten Körpern und an vorweltlichen Thieren, von denen mehrere Massenbildungen, z. B. der Oolithgebirge ermittelt sind.

Die Schrift ist mit 44, den Text erläuternden und die neuen Ergebnisse darstellenden Steintafeln und mit einer colorirten Karte jenes Gebirgslandes ausgestattet, die an Reichhaltigkeit und Genauigkeit so wie durch artistische Ausführung den geachtetsten Werken dieser Art sich würdig zur Seite stellt.

Die so rasche Ausführung dieses ersten Unternehmens wäre nicht möglich gewesen ohne die Vorstudien dafür, welche der Verfasser schon früher auf eigene Kosten in jenen Gebirgen gemacht hat, und ohne die thätige Hülfe, die er von vielen Seiten, zumal von Freunden der Geognosie gefunden hat. Zugleich hat das wichtige geognostische Kabinet, welches Hr. Akademiker Schafhäutl gebildet hat und verwaltet, durch dieses Unternehmen an Reichthum und Bedeutung sehr viel gewonnen und es steht zu hoffen, daß die für diesen Theil der naturwissenschaftlichen Erforschung von Bayern anderweitig verfügbar gemachten beträchtlichen Mittel auch dieser akademischen Arbeit zu Gute kommen werden.

Zur Einleitung des botanischen Theiles dieser naturwissenschaftlichen Erforschung des Reiches wurde vom Akademiker v. Martius eine nach Koch's deutscher Flora verfaßte Liste der in Deutschland wachsenden Pflanzen gedruckt und an die Kenner und Freunde der Botanik in Bayern zum Behuf der Eintragung der in ihrer Gegend vorkommenden Gewächse vertheilt. Später schloß sich dieser ersten Liste eine zweyte der in Bayern bis jetzt gefundenen Pilze an, welche den genauen Kenner dieser Pflanzenfamilie, Herrn Staatsrath von Strauß, zum Verfasser hat. Aehnliche Uebersichten über die andern kryptogamischen Pflanzenfamilien werden folgen.

Ueber die Führung der hier eintretenden Arbeiten und Beobachtungen verbreitet sich ein ebenfalls zur Vertheilung gekommenes Programm des k. Akademikers v. Martius, und es ist von guter Vorbedeutung, daß auch die k. k. Akademie zu Wien es in Beachtung genommen hat und die botanische Gesellschaft in Regensburg, sowie der naturhistorische Verein von Augsburg mit dem Unternehmen der Akademie Hand in Hand gehen. Eine dadurch in Aussicht gestellte vollständige Pflanzengeographie und Pflanzengeschichte von Bayern, zu der Schrank im Jahre 1789 den Grund legte, wird nicht nur an sich von Wichtigkeit seyn, sondern bedeutenden Nutzen auch der Landwirthschaft und Landescultur gewähren, in so ferne diese bezüglich der richtigen Erkenntniß und der wissenschaftlichen Erweiterung zeitgemäßer Nutzvermehrung an die Botanik und ihre neu enthüllten Thatsachen gewiesen sind.

Für die botanische Erforschung des südbayerischen Alpengebirges wurde der Adjunkt des botanischen Gartens, Herr Dr. Sendtner, gewählt, der seinen Beruf dazu durch mehrere gründliche botanische Arbeiten und durch wissenschaftliche botanische Reisen bewährt, und das Vertrauen der Akademie nicht nur durch ein umfassendes und gründliches Verfahren, sondern auch dadurch gerechtfertigt hat, daß er ihm zugleich die Richtung auf die eben bezeichnete praktische Bestimmung zu geben gewußt hat.

Er hat während der letzten Jahre in mehr als vierzehn Monate umfassenden Untersuchungsreisen nicht bloß die Liste der vorkommenden Pflanzen des Gebirges hergestellt, seine Aufmerksamkeit war ebenso der genauen Auffassung aller auf die Verschiedenheit der Vegetation wirkenden Einflüsse des Klimas, der Meereshöhe und des Bodens gewidmet, so wie dem Gang der periodischen Erscheinungen im meteorologischen Bereiche und ihrem Einfluß auf die Entwicklungsstufen der Pflanzen zugewendet. Es ist dadurch ihm möglich geworden, von dem allgemeinen Verhalten unserer Alpenvegetation nach Verschiedenheit der Zonen und Meereshöhen und von ihrem Verhältniß zur Beschaffenheit des Bodens Rechenschaft zu geben. Dabey wurden die obern und die untern Grenzen aller in seinem Untersuchungsgebiet vorkommenden Pflanzenarten bestimmt und gemessen. Von den charakteristischen Bodenarten hat er Proben genommen, die der chemischen und physikalischen Untersuchung unterworfen sind. In dem allen sind zugleich die Bedingungen weiter und ergiebiger Cultur von wichtigen Holz- und Pflanzenarten des Gebirges enthalten. Ebenso waren die zahlreichen Torf-Moore am Fuße unserer Alpen Gegenstand seiner Thätigkeit. „Er hatte Gelegenheit, unter günstigen Umständen sowohl die ursprünglichen Momente ihrer Bildung, als auch die Veränderungen zu beobachten, welche die Cultur in ihrem Vegetationscharakter bewirkt. Bey dem gesteigerten Interesse, welches diese ergiebigen, aber noch wenig gewürdigten Quellen unseres Nationalwohlstandes in Anspruch nehmen, werden diese Arbeiten nicht unwillkommen seyn.

Das reiche Material dieser Beobachtungen ist großentheils bearbeitet und zum Druck vorbereitet, der aber auch hier von Beyhülfe abhängt, welche die Akademie vor der Hand noch nicht gewähren kann.

Daneben haben diese Beobachtungsreisen auch zur Anlage eines Herbarium boicum geführt, das sich durch Theilnahme und Freygebigkeit der inländischen Botaniker einer raschen Vermehrung erfreut, und einmal vollständig für Ausführung der Landesflora die breiteste und sicherste Basis liefern wird.

Die zoologische Untersuchung des Königreiches hat ebenfalls zunächst das bayerische Hochgebirge in das Auge gefaßt, dessen Fauna noch der meisten Aufklärung bedarf. Auch für diese Sparte

wurde durch ihren Vorstand, Herrn Akademiker Wagner, die Theilnahme der inländischen Gelehrten des Faches in Anspruch genommen und in dem Maaße, als seine eigene Untersuchung von demselben namentlich durch Herstellung von Verzeichnissen der Localfaunen ergänzt werden, wird es möglich, ein getreues Bild von der Thierwelt unseres Vaterlandes zu entwerfen. Um schneller zum Ziele zu kommen, hat er für die Untersuchung die Hülfe seines Collegen, des Hrn. Professors Roth in Anspruch genommen, der vorzugsweise die Bearbeitung der wirbellosen Thiere übernommen hat.

Daneben ist, wie bey der geognostischen Untersuchung, auch hier die gleich wichtige paläontologische mit Bezug auf Zoologie, wie dort auf Geognosie geführt worden. In dieser Beziehung wurden zunächst die an Versteinerungen überaus reichen Steinbrüche des lithographischen Schiefers wiederholt bereist. Werthvolle Erwerbungen waren davon die Folge, von denen hier nur die Auffindung eines neuen gigantischen Pterodactylus genannt wird. — Zugleich muß mit gebührendem Dank erwähnt werden, daß durch die umsichtsvolle Bereitwilligkeit der Eisenbahnbaudirection dem Conservator bedeutende paläontologische Erhebungen und Producte, zu deren Entdeckung der Bau geführt hat, zur Verfügung gestellt wurden, wie wir überhaupt nicht umhin können, die werkthätige Theilnahme der k. Behörden, so weit die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches in ihre Sphäre einschlägt, mit gebührendem Dank anzuerkennen. Wie das Unternehmen dadurch bedeutend gefördert, ja ein größeres Gelingen desselben erst möglich wird, so bietet es in der Akademie den Mittelpunkt, um den sich die zerstreuten wissenschaftlichen Kräfte und Bestrebungen für eine nützliche, den Wissenschaften und dem Gemeinwohl gleich förderliche Unternehmung zu sammeln angefangen haben.

Uebrigens kann mit der Publication der Fauna boica erst nach Abschluß der Untersuchungen begonnen werden, bey welchen es gelten wird, die von Schrank im Jahre 1798 unternommene in allen Theilen, besonders in den niedern Thierclassen wesentlich zu ergänzen. Dagegen ist schon jetzt mit Bekanntmachung neu aufgefundener urweltlicher Thierarten begonnen worden, über welche von Herrn Professor Wagner in den akademischen Denkschriften bereits vier Monographien erschienen sind.

Das ist die von unserer Lage gebotene Darlegung der wissenschaftlichen Thätigkeit der Akademie während der letzten dreyjährigen Periode. Möge uns vergönnt seyn, am Schlusse der neu begonnenen berichten zu können, daß die uns unmittelbar gebotenen und durch unsern Etat gedeckten Arbeiten unbehelligt und in gleicher Weise fortgegangen, und daß für die außerordentlichen sich die zu ihrer Führung nöthigen Mittel gefunden haben. Die Akademie bietet dazu die in ihr verfügbaren wissenschaftlichen Kräfte mit voller Bereitwilligkeit. Sie erfreut sich dabey wahrer Theilnahme der Männer, in deren Händen die Verwaltung des Reiches liegt, und hat von unserm Monarchen nur die Gesinnungen huldvollen Wohlwollens erfahren.

Alles Uebrige liegt außer dem Kreise unserer Berechnung und darum auch unserer Erwägung, doch darf die Akademie auch nach dieser, wenn gleich unvollkommenen Darstellung ihrer Thätigkeit dem Urtheil des Vaterlandes über dieselbe wohl mit Vertrauen entgegensehen.

---

Seit unserer letzten festlichen Sitzung haben wir großen Verlust an Mitgliedern unsers Vereins erlitten.

Am 21. Januar starb in seinem 63. Lebensjahre Hr. Max Procop Baron von Freyberg-Eisenberg, der in einer langen Reihe von Jahren der Akademie als Mitglied und Secretär der historischen Classe angehört, auch in den Jahren vor 1848 als Vorstand sie geleitet hatte. Als solcher mit ihrer Lage wohl bekannt, hat er seine Bereitwilligkeit, ihren Bedürfnissen gerecht zu werden, dadurch bewiesen, daß er der zweyten Kammer, als Mitglied derselben, den Antrag auf Erhöhung des Gesammtetats für Akademie und Generalconservatorium um jährlich 9000 fl. stellte, der in jener Zeit

von beyden Kammern einstimmig angenommen, aber von der Krone abgelehnt wurde, welche der Kammer die Initiative in Finanzsachen zu gewähren Bedenken trug.

Als Geschichtsforscher und Historiograph, der über die äußern Erscheinungen der Ereignisse auf das Innere und die Natur der Begebenheiten eindringt, hat er sich vorzüglich durch seine pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit der Zeit Maximilians I. und durch die Geschichte der bayerischen Landstände und ihrer Verhandlungen einen geachteten Namen erworben, und für Verbreitung historischer Kenntnisse, für Belebung vaterländischer Gesinnung, die ihn selbst erfüllte, unter andern durch die Erzählungen aus der bayerischen Geschichte gewirkt, während andere seiner Arbeiten, wie über deutsche Rechtsalterthümer und die Fortsetzung der Regesta von Lang mehr dem Forscher, diesem aber um so erwünschter waren, weil sie auf Urkunden beruhten, welche dem Verfasser die Archive des Reichs, denen er vorstand, zur Verfügung stellten. Sein Leben und sein wissenschaftliches Verdienst wird Gegenstand einer Gedächtnißrede seyn, welche die historische Classe für die nächste öffentliche Sitzung vorbereitet.

In rascher Folge hat darauf der Tod unserm Verein drey seiner berühmtesten auswärtigen Mitglieder, Link, Oersted und Lachmann entrissen.

Ueber das Verdienst des Botanikers Link wird in dieser Sitzung der Herr Secretär der zweyten Classe, der Genosse seiner Studien, sprechen, den beyden andern sey hier noch schließlich ein Wort der Anerkennung gewidmet.

Hans Christian Oersted, im Jahre 1777 geboren, wurde durch Neigung und Erziehung sehr früh auf das Studium der Physik hingewiesen, und ahnete gleich andern schon in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Affinität von Elektricität und Magnetismus. Als Anhänger der Naturphilosophie, welche alle Erscheinungen auf Polarisation zurückführt, war er Jahre lang vergeblich bemüht



gewesen, an den Polen der galvanischen Säule Spuren einer magnetischen Polarität aufzufinden. Schon war ihm Ritter auf demselben Weg eifrig, aber ebenso vergeblich vorangegangen. Aber während seiner Vorlesungen im Winter 1814—1820 nahm Oersted zufällig wahr, daß eine Magnetnadel von einem Metalldraht über ihr afficirt wurde, der die Pole einer galvanischen Säule schloß. Damit war der Keim zu der Entdeckung gegeben, die den Namen Oersted in den Annalen der Physik unsterblich machen wird, der Entdeckung der innern Verbindung und der Zusammengehörigkeit des Magnetismus und der Elektricität. Nachdem er jene Einwirkung des durchströmten Leiters auf die Magnetnadel von allen Seiten untersucht hatte, gab er seine Beobachtungen selbst in der Schrift: „Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam“ bekannt. Die Versuche sind so vollständig, daß den Beobachtungen Anderer auf diesem Punkte wenig zu thun übrig blieb.

Seit dieser Zeit war Oersted ein gefeyerter Name. Er starb nach vielen Leistungen, welche sein auch in einem größern Publikum weit verbreitetes Werk über den Geist in der Natur beschließt, im hohen Alter, geschmückt mit den höchsten Ehren seiner Heimath und der Verehrung würdig, als einer der reichbegabten Männer, die ihre ganze Thätigkeit auf die Erforschung wissenschaftlicher Wahrheiten und auf ihre Verbreitung in weiteren Kreisen gewendet haben.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 23.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.
Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die wissenschaftlichen Arbeiten der k. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Karl Lachmann ward 1793 in Braunschweig geboren. Dort auf dem Carolinum durch Conrad Heusinger, dann in Leipzig durch G. Hermann in die klassischen, zu Göttingen durch Benecke in die altdeutschen Studien eingeführt, hat er nicht nur auf beyden Gebieten Vorzügliches geleistet, sondern seine Thätigkeit mit gleichem Erfolge auf die möglichst treue Herstellung des griechischen Textes des neuen Testamentes, und auf Sichtung und Verbesserung von Urkunden des römischen Rechtes, besonders des Gajus, des Ulpianus und des Julius Paulus gewendet, (dem er das in einem Veroneser Codex enthaltene nicht unwichtige Fragment de jure fisci vindicirte), ohne darum den eigentlichen Mittelpunkt seiner Studien, die klassische und germanische Philologie zu verlassen.

Wie seine Ausgaben der römischen Elegiker und kurz vor seinem Tode die vortreffliche Ausgabe des Lucretius den Text über die zufälligen Verderbnisse auf die ächte oder doch ursprünglich überlieferte Lesart zurück führen, und seine Untersuchungen über die Ilias das Spätere von dem Frühern schieden, um den ächten Liederkreis auszumitteln und seine Gestaltung nachzuweisen, so ist er auch mit den Werken unserer mittelalterlichen Poesie verfahren, nachdem seine Erforschung über altdeutsche Betonung und Verskunst die Richtschnur für Beurtheilung und Behandlung dieser dichterischen Erzeugnisse und für Unterscheidung der verschiedenen Zeiten in ihnen geliefert hatte. Lachmanns Name ist, wie mit andern Monumenten unserer mittelalterlichen Literatur, so mit dem unseres größten National-Epos, den Nibelungen, untrennbar verbunden, in welchem er zuletzt zwanzig Lieder als die ächten und ältern von den übrigen ausschied. So betrauern die Männer von vier sonst so getrennten Studien ihn als einen der Geistesheroen in den wichtigsten Fächern derselben um so mehr, als er, ein Mann von fester ehrenhafter Gesinnung, die sich immer mit wahrer Genialität vereinigt findet, noch in voller Manneskraft einem fast tragischen Ende entgegengeführt wurde.

---

Hierauf hielt der Sekretär der mathematisch-physikalischen Classe, Hr. Hofrath v. Martius, folgende

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

Wenn in der akademischen Aufgabe, die hervorragenden Verdienste eines großen Verstorbenen zu feyern, etwas Wehmüthiges, ja Schmerzliches liegt, so führt sie doch auch selbst wieder das Heilmittel für solche Empfindungen mit sich. Je größer

der Gegenstand akademischer Pietät, um so reicher sein Zusammenhang mit dem Fortschritte der Wissenschaft, um so befriedigender seine Würdigung. Der Gang bevorzugter geistiger Naturen durch Licht zum Licht ist ein Zeugniß der Unsterblichkeit, er stärkt uns und richtet uns auf. Und auch in dem Gedanken liegt ein Trost, daß solche hochbegabte Geister die Saat ihrer Gedanken nicht vereinzelt und wirkungslos zurücklassen, — daß diese sich vielmehr in tausend Geistern verjüngt und vervielfältigt. Ist dann die Nation, der sie angehört hatten, so reich an geistiger Lebenskraft, wie wir zumal von der deutschen noch immerhin rühmen mögen, — dann vermählt sich unsre Trauer mit dem nationalen Stolze, daß es der Unseren Einer war, den wir feyern, und daß er, selbst ein Abgeschiedener, noch lebendig weilt unter seinem Volke, daß er fortwährend veredelnd auf dasselbe zu wirken berufen bleibt.

Für den Redner wächst freylich die Schwierigkeit im Verhältnisse seines Gegenstandes. Gleichwie wir den Abstand eines Weltkörpers aus der Parallaxe messen, daraus seine Größe zu ahnen, so müßte der Redner den eignen Geist in solche Erstreckung auszubreiten vermögen, um entsprechende Gesichtspunkte zum würdigen Ausmaß dessen zu gewinnen, den er feyern soll.

Link war ein Mann von so bewundernswürdiger Geistesfülle, daß ihm hierin nur Wenige mögen verglichen werden. „Eine solche Kraft, Lebendigkeit, Vielseitigkeit und Beweglichkeit des Geistes erscheint uns nicht wieder.“ So klagt um ihn der älteste, zärtlichste Freund, Leopold v. Buch, den wir mit stolzer Freude noch den Unsrigen preisen, — und diese Klage findet lebendigen Widerhall. Denn wer den Mann und sein Wirken erkannt, der muß sich sagen, das sey eine seltene Individualität gewesen, eine Einheit, wunderbar verbunden, als habe der Schöpfergeist Elemente aus dem epicurischen Gassendi, dem encyklopädisch ausgreifenden Pallas gemischt, und des Britten Humphry Davy's dichterische Combinationsgabe mit der schalkhaft witzigen Klarheit eines Voltaire vereiniget.



Einen solchen Mann in der vollen Pragmatik seines geistigen Reichthums, seiner vielseitigen Wirksamkeit zu schildern, übersteigt das Vermögen des Redners, der darum billig zunächst die Nachsicht dieser hochansehnlichen Versammlung anruft!

In den mannichfachsten Gebieten, in Physik und Chemie, Geognosie, Erd- und Völkerkunde, in Zoologie, Mineralogie und Botanik, in Philosophie, alten und neuen Sprachen waltete Links regsamer Genius. Ueberallhin trieb ihn sein Durst nach Erkenntniß, — überall wußte er sich den eigenen Standpunkt zu finden und zu bewahren, — überall ließ er Funken seines frischen, hell leuchtenden Geistes fallen. Und durch volle sechzig Jahre hat er als Lehrer, Forscher, Schriftsteller rüstig vorangestrebt. In diesem langen Zeitraume welch außerordentliche Bewegung der Geister, welcher Umschwung der Wissenschaften! Und Link hat jene immerhin getheilt, diesen fortan gefördert.

Wer die Mühen erkennt, mit denen der Gelehrte sich auf dem stets rascher daherfluthenden Strome der Wissenschaft, ein rüstiger Schwimmer, oben erhalten muß, will er nicht in verfrühter Passivität an's Ufer geworfen seyn, der legt den gerechten Maaßstab an das Verdienst eines so lebenskräftigen Geistes, von dem man selbst in den letzten Lebensjahren rühmen konnte: „er sey nicht bloß geistreich, sondern durch ihn werde auch geistreich, was ihn umgiebt.“ — Das Genie altert nicht; das Genie ist aber auch höher, als was es hervorbringt; darum galt Links Persönlichkeit denen, die ihm näher standen, mehr noch als alle seine Schriften. Diese mochten belehren, anregen; Er selbst entzündete, begeistigte. Dabey durchschritt er seine ausgedehnte Laufbahn in jeder Epoche des Lebens mit heiterem, ungetrübtem Frohsinn. Auf ihn findet das schöne Wort unseres Göthe volle Anwendung:

Wem das Geschick die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut!

Sich zu verjüngen im Genuß der Wissenschaft, der Kunst und Poesie, das hat er verstanden wie Wenige, und so trat denn auch der Todesengel nicht zu einem des irdischen Daseyns Müden und Ueberdrüssigen, sondern zu einem heitern Gaste am Mahle

des Lebens, der sich, ein vierundachtzigjähriger Greis, davon erhob in wünschenswerthester Euthanasie.

Heinrich Friedrich Link ward am 2. Februar 1767 zu Hildesheim geboren, im Poggenhagen, in dem noch erhaltenen, zur St. Annenkirche gehörigen Predigerhause. Sein Vater war Prediger an dieser, nun eingegangenen Kirche. Seine Mutter, eine Tochter des Geheimeraths v. Wulffen in Braunschweig, war nach dem frühen Tode ihrer Aeltern bey ihrer Mutter Bruder, dem Oberpostdirector v. Münchhausen erzogen worden. In dieser Familie war Links Vater Hauslehrer gewesen, und hatten sich die späteren Gatten kennen gelernt. Beyde Aeltern waren wegen feiner Bildung und geselliger Anmuth sehr geschätzt, ihr Haus stets von vielen gebildeten Freunden besucht. So empfieng schon der lebhafte, empfängliche Knabe die segensreiche Einwirkung einer heiteren, dem Besten in Literatur und Kunst zugewendeten Geselligkeit. Die Familie war zahlreich; Heinrich Friedrich hatte, ohne die früher gestorbenen Geschwister zu rechnen, drey jüngere Brüder und vier Schwestern.

Auf dem Gymnasium Andreanum seiner Vaterstadt ward der junge Link durch Gemüthlichkeit und freundliches Wesen Aller Liebling, und als Vorbild seiner Mitschüler ausgezeichnet. Sein Fleiß und seine Sittlichkeit machten, daß ihn der tüchtige Director Frömchen den Mitschülern zum Muster aufstellte. In jener Periode waltete auf vielen deutschen Gymnasien, bey verständiger Beschränkung der Aufgabe, eine ernsthafte Gründlichkeit. Latein, Griechisch und Hebräisch mußten vor Allem in Fleisch und Blut der Schüler übergehen; von Realien wurde zunächst und fast ausschließlich Geschichte und Mathematik getrieben. Der Weg durch alle Classen der Lehranstalt brachte die Schüler um einige Jahre später, als gegenwärtig, auf die Hochschule; sie waren aber oft so wohl vorbereitet, daß sie diese nach drey Jahren wieder verlassen konnten, um sich unter die Candidaten des Dienstes für Staat oder Kirche zu reihen.

Links Vater war Liebhaber der Naturwissenschaften und ein eifriger Sammler, neben ihm der Hausfreund, Dr. med. Schnecker, ein gründlicher Kenner, stets bereit zu lehren und anzuregen. So wiesen denn schon den Knaben günstige Verhältnisse auf das Studium der Natur hin.

Er war erst zehn Jahre alt, da er beyde Männer auf einem botanischen Ausflug nach dem Harze begleiten durfte, und er wiederholte diese Reise als Schüler noch zweymal mit Schnecker, der Links älteste Schwester heirathete. Dieser wackere Arzt, ein Freund des als Chemiker und Mineralogen bekannten Domherrn Franz von Beroldingen, führte seinen Schützling auch bey diesem Gelehrten in dem nahgelegenen Walhausen ein, dem gastfreyen Versammlungsorte der Naturfreunde, wo unser Link den ersten Anstoß zu chemischen Studien erhielt. Der Domherr wirkte besonders anregend auf den Jüngling, bis zum Abgange auf die Universität Göttingen. Den Vater verlor unser Freund schon als fünfzehnjähriger Knabe (1782). Es galt sich zu fassen, und bald die eigene Bahn zu suchen. Was ihm hier zunächst Leitung und Trost gewährte, war die treffliche, hochgebildete Mutter, welche nicht aufhörte, auf den Entwicklungsgang ihres Lieblings einzuwirken. Von ihr, die er bis 1812 behielt, redete er noch im spätern Alter mit dankbarer Ehrfurcht. Nicht undeutlich ließ er ahnen, daß er die Vorzüge des Geistes für ein Erbtheil der Mutter halte, eine Ueberzeugung, für die er wohl manche Erscheinungen im tieferen Leben der Schöpfung anführen konnte, Transmissionen geistiger Kräfte längs feinen und vielverschlungenen Fäden der mütterlichen Naturen. Später fand Link einen wissenschaftlichen Rathgeber an Dr. Brandis, nachmaligem Leibarzt des Königs von Dänemark, der nach Schneckers frühzeitigem Tode dessen Wittwe geehlicht hatte.

Von 1786 an auf der Hochschule zu Göttingen widmete sich Link energisch dem Studium der Medizin; doch stets mit vorwaltender Bezugnahme auf Naturwissenschaften. Vor Allen war es Blumenbach, der den Jüngling mächtig in seine Kreise zog. Wer hätte sich auch dem bewältigenden Einflusse eines Mannes entziehen mögen, der von so universeller Gelehrsamkeit, so wunderbarer literarischer Betriebsamkeit, heiter in seinen Lebensansichten, einer praktisch befriedigenden Philosophie zugethan, in

jugendlichen Geistern die mannichfaltigsten Saiten anzuschlagen, und sie mit kluger Disciplin vom Concreten zu allgemeinen Auffassungen zu erheben verstand? Der Eindruck, den Link hier erhielt, ist für sein ganzes Leben bestimmend, und von vielartigster Nachwirkung gewesen. Nochmehr: vielleicht hat Link als Lehrer auf seine Schüler in verwandter Weise gewirkt, wie der berühmte Professor der Georgia Augusta, so verschiedenartig auch das Grundwesen beyder Männer war. Beyde sind, nach Innen betrachtet, comprehensive (vielumfassende, weitausgreifende) Geister, beyde legen den größten Nachdruck auf die Einzelforschung, beyde streben, sich mit der möglichst reichen Mannichfaltigkeit zu erfüllen. Dabey aber war Blumenbach einem Doctrinalismus zugethan, der die große Summe der Erkenntniß wie ein festes Lehrgebäude im Ganzen zu fixiren trachtete. Link dagegen, dem diese Welt von Erscheinungen und Gedanken stets im Flusse, in Bewegung erschien, war jeder abschließenden Auffassung und Behandlung fremd. Er lebte, forschte, dachte unter dem Eindrucke von der Vollberechtigung jener göttlichen Mannichfaltigkeit, und vermied, der Naturwissenschaft durch doctrinäre Einrahmung einen stationären Charakter zu verleihen, der eben von der Erkenntniß der inneren Wesenheit der Dinge abzulenken drohe.

Link hatte erst zwey Jahre studirt, als er sich schon durch Lösung einer von der medizinischen Facultät aufgegebenen Preisschrift: Commentatio de analysi urinae et origine calculi 1788 (4.) hervorthat. Zwey Jahre später promovirte er als Doctor der Medizin. In seiner Dissertation: Florae Göttingensis specimen, sistens Vegetabilia saxo calcario propria (1790. 8.) trat er bereits als entschiedener Anhänger der damals neuen antiphlogistischen Lehre auf. Die drey ersten Thesen, die er vertheidigt, sind: Aqua ex principio hydrogene et oxygene constat; — Metalla non composita sunt ex calce quadam et phlogisto, sed mixta prima; — Acidum aëreum ex principio carbonaceo et oxygene constat.

Den nächsten Anstoß, sich mit geologischen Untersuchungen zu beschäftigen, hatte er schon früher in Goslar, einem Orte voll bergmännischer Betriebsamkeit, empfangen, wo er aus Gesundheitsrücksichten eine Zeit lang sich aufhalten mußte. So entstand seine erste größere Schrift: Versuch einer Anleitung zur geologischen Kenntniß der Mineralien. Gött. 1790. 8. Trägt sie auch vollkommen das Gepräge der Epoche, in welcher sie erschienen, und der Jugend des Verfassers, so zeigt sie doch schon von der geistigen Beweglichkeit, womit er das Steinreich als lebendigen Antheil der Schöpfung betrachtet. „Es ist eine Ungerechtigkeit gegen die ganze Natur, ruft er aus, wenn man glaubt, daß das Innere der Felsen und Steine todt sey. Feuchtigkeit und Luft dringen schon sehr weit in den Stein; Feuer, elektrische, magnetische Materie durchdringen ihn ganz, Schwere und andere Kräfte wirken beständig auf jedes seiner Theilchen. Sollten alle diese Kräfte den Stein unverändert lassen?“ Link hält sich weder ausschließlich an den Neptunismus, noch an den Plutonismus, indem er den richtigen Grundsatz aufstellt, daß die unorganische Natur zu demselben Producte nicht bloß auf Einem, sondern auf verschiedenen Wegen gelangen könne. Er spricht öfters von einem Systeme der Uebergänge, worunter zu verstehen, daß die Mineralien nicht mehr das seyen, was sie bey ihrer Entstehung waren, daß sie sowohl ihren Ort als ihre Eigenschaften vielfach durch noch wirkende Kräfte verändert haben, eine Auffassung, welche später zu mancher richtigen Erklärung geologischer Räthsel geführt hat. Einige von Links damaligen Bemerkungen über die Bildung der Steine erinnern an ziemlich neue Entdeckungen. Er macht aufmerksam auf die durch Corallen, Muscheln und ähnliche Organismen erzeugten Kalkmassen, an welchen der Ursprung auf den ersten Blick nicht zu entdecken sey, und indem er den Thieren einen wesentlichen Antheil an den Gebirgsbildungen vindicirt, spricht er auch die Vermuthung aus, daß die Kieselerde zuweilen von Organismen abstamme.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 24.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung).

Die Frage um die Entstehung der Kieselerde nennt er eine vermessene; aber, fügt er hinzu, hierauf gehöre auch eine vermessene Antwort; auch die Kieselerde scheine organischen Ursprungs, und vielleicht entstanden die ersten Quarzfelsen aus Zoophytenhaufen. In vielen jüngeren Gebilden hat sich bekanntlich die Kieselerde als von Infusorien-Resten herrührend erwiesen. Man sieht, so äußert sich ein verdienstvolles Mitglied unserer Akademie für Mineralogie, daß Link seinen Beobachtungen die Phantasie beygesellt hat, und nach seiner Schreibweise zeigen die vielen Fragen, die er sich stellt und freylich nicht immer beantworten kann, wie er nicht kleinlich an einzelnen Punkten haftet, sondern seinen Forschungen eine weitere Tragweite zu verleihen sucht. Auch später kam er auf Gegenstände der Mineralogie zurück, wie er denn über das Verhalten der Mineralien vor dem Löthrohre, über die Bestimmung der Arten in der Mineralogie schrieb [1]).

Kurz vor seinem Abgange von Göttingen erhielt der junge Doctor eine Aufforderung mehrerer angesehenen Familien einer süddeutschen Stadt, sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen, und er hatte Neigung ihr zu folgen. Da ihn jedoch im Jahre 1792 die Universität Rostock als ordentlichen Professor der Naturgeschichte (Zoologie und Botanik) und Chemie in ihre philosophische Facultät berief, trat diejenige Wendung in seinem Schicksal ein, durch welche er für sein ganzes Leben dem Lehrfache und der Naturforschung im strengeren Sinne gewonnen wurde.

Ein wohlthätiges, ja ehrwürdiges Schauspiel ist es, wenn ein wohlorganisirter Kopf ringt, sich einen freyen festen Standpunkt zu gewinnen, sich zu orientiren, für künftige Thätigkeit vorzubereiten. Unsern Link erblicken wir schon früh auf dieser Bahn, wie er sich seine Methode sucht. Der Vierundzwanzigjährige unterscheidet, offenbar an Kantische Anschauungsweise sich anschließend [2]) (in seinen Annalen der Naturgeschichte, I. Stück, Gött. 1791. 8.), zwischen „constitutiven und regulativen" Hypothesen [3]). Er verlangt „vorerst die Erscheinungen, jede für sich, zu berichtigen, und dann aus ihnen ein Ganzes zu formiren." Unter Berichtigung versteht er, möglichst viel von dem zu erfahren, was von irgend einer Erscheinung in die Sinne fallen kann. Constitutive Hypothese ist ihm jene, durch

1) Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin 1810 (IV.) p. 221.

2) Vergl. Mellins encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philos. 1798. I. Bd. 2. S. 802 fl. Art. Constitutiv.

3) Auch später (Propyläen der Naturwissenschaften II. S. 36 fl.) betonte er diesen Unterschied, indem er daneben noch die „heuristische Hypothese" statuirte.

welche, nach Maßgabe der Analogie, das Fehlende an einer gegebenen Erscheinung hinzugethan wird. Was wir jetzt Nüchternheit des Geistes nennen, und wofür er das englische Wort sober gebraucht, erheischt er zu diesem Geschäfte. Constitutive Hypothesen, durch welche also unberichtigte Erscheinungen berichtigt werden sollen, bilden nun einzelne Reihen von Kenntnissen; aber diese Reihen stehen oft in keiner Verbindung mit einander. Dieß zu erwirken, gebraucht man andere Hypothesen, die Link die „regulativen“ nennt. „Durch sie sollen heterogene Erscheinungen unter einen gemeinsamen Ausdruck gebracht werden, um ihre Ursachen und Folgen darzustellen, und man wird nach ihnen zunächst da greifen müssen, wo wir uns durch die Sinne nicht zu überzeugen vermögen. So werden die Ursachen aller chemischen und mechanischen Erscheinungen, aller Generation immer in den kleinsten Theilen zu suchen seyn, die uns nie in die Sinne fallen können. Solche regulative Hypothesen sollten möglichst viel Mathematik in sich aufnehmen, und für möglichst viele Erscheinungen erklärend seyn.“ Der jugendliche Naturforscher warnt vor der falschen Anwendung beyder Arten von Hypothesen. Es sey zumal gefehlt, von der Einen zu verlangen, was nur die andre leisten könne, so z. B. daß eine constitutive Hypothese Alles erkläre. Noch größer wäre der Fehler, „wenn man den Gebrauch beyder Hypothesen verwechselt. Die constitutive muß nie zu allgemein angewendet werden; und eben so schädlich ist es, wenn man eine regulative Hypothese gebraucht, um einzelne Erfahrungen zu berichtigen. Dazu hat sie, als sich von den Sinnen entfernend, gar kein Recht. — Nennt man die regulative Hypothese Theorie, die constitutive Praxis, so ist es denn freylich billig und gut, daß beyde wie parallele Linien neben einander herlaufen, ohne sich je zu berühren.“

Wir führen diese Aeußerungen geflissentlich an, weil sie uns den Weg zu erläutern scheinen, welchen Link während seines so langen wissenschaftlichen Strebens verfolgt hat. Eine instinctive Erkenntniß von jener absoluten Unendlichkeit gegenüber der menschlichen Endlichkeit wies ihn in jeder Epoche seines Lebens auf die Einzelforschung an, und an jedes Naturfactum heftete er eine Frage, weil er es als ein unerschöpfliches betrachtete. Gleichzeitig aber vermochte er die Ansprüche der Synthese nicht abzuweisen, und so strebte er, sich über den Zusammenhang des Einzelnen, über dessen Bedingungen und Gesetze durch eine „regulative“ Hypothese zu beruhigen. Das ganze große Reich des Wissens aber war für ihn kein fertiges Gebäude, sondern ein wandelbarer Strom von unendlicher Perfectibilität: Wahrnehmungen, Vorstellungen von Vorstellungen, Begriffe, Schlüsse, Voraussetzungen, wunderbar verknüpft, und nach Oben wie nach Unten ohne Ende. Darum mißtraute er der Speculation; nimmermehr wagte er das Ganze als ein Begriffenes zu formuliren. Auch ihm, wie Faustus, ist dieses nur für einen Gott gemacht.

Scharfsinnig, von behendem und geschmeidigem Witz, fernsichtig, schnell im Urtheil, epigrammatisch im Ausdruck, genährt mit vielfacher Naturanschauung, gelehrt und kenntnißreich, von einem wunderbar zähen, stets bereiten Gedächtniß, begabt vielmehr mit lebhafter Einbildungskraft als mit schöpferischer, in's Große ordnender Phantasie, von heiter-sanguinischem Temperament, und überzeugt, daß die Forschung, wenn von Außen in das subjective Wesen der Dinge umkehrend, einen todten Gang thue, tröstete er sich leicht, daß ihm das Ganze versagt sey, und erfreute sich an möglichst vielem Einzelnen.

Vielleicht irren wir nicht, wenn wir annehmen, daß ähnliche Ueberzeugungen gegenwärtig dem geistigen Streben gar vieler von jenen Naturforschern zu Grunde liegen, die sich weder durch systematischen Dogmatismus noch durch das, was die Schule jetzt „speculative“ Philosophie nennt, gebunden und befriedigt erachten. In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts aber, da die Naturphilosophie jenen mächtigen Einfluß auf Naturforschung und Medizin genommen hatte, wodurch sie immer als eine bedeutsame Phase in der Entwicklungsgeschichte deutschen Geistes gelten wird, — damals war Links Stellung mehr vereinzelt, wo es sich um philosophische Auffassung handelte. Es ist dieß bezeichnend für den Gang dieses hellen Kopfes, der niemals neben seiner Zeit zurückgeblieben, sondern in Einzelnem ihr vorauseilte.

Bey der hier angedeuteten Geistesrichtung ist es nicht zu verwundern, daß unser Collega, als er zur Naturwissenschaft hinzutrat, sich vorzüglich von Physik und Chemie angezogen fühlte; von jener, weil sie auf ihrer mathematischen Grundlage zumeist befriedigte, von dieser, weil sie nach der glänzenden Katastrophe durch Lavoisier unsere Kenntniß von der Materie und ihren Prädicamenten folgenschwanger zu vertiefen und zu erhellen versprach.

Link sah ein, daß die Chemie, befreyet von der allerdings scharfsinnigen Theorie vom Phlogiston, in ganz neue Richtungen eingeleitet und durch zahlreiche Entdeckungen umgestaltet, auch neuer methodologischer Standpunkte benöthige. Er bemühte sich, die Grenzen zwischen der Physik, die er zunächst als Lehre von den Bewegungsgesetzen der Materie bestimmte, und der Chemie festzustellen [4]). Er machte Versuche und Beobachtungen zur Begründung der Licht- und Wärme-Erscheinungen und prüfte kritisch, mit großer Kenntniß der Literatur, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herrschenden Licht- und Wärme-Theorien. Bey dem Versuche, Chemie und Physik philosophisch zu begründen, folgt er zunächst Kantischen Principien. Uebrigens läßt sich erkennen, daß er die unendliche Theilbarkeit der Materie, wie sie im Sinne mancher Dynamiker zu verstehen wäre, mit seiner Auffassungsweise niemals vereinigen konnte [5]). Besonders anhaltend beschäftigen ihn die Gesetze der chemischen Anziehung und Abstossung und die quantitativen Verhältnisse, in denen sich die Stoffe mit einander verbinden. Ueber Auflösung und Krystallisation, über die Verwandtschaft zwischen Säuren und Salzbasen stellt er eine Menge Versuche an [6]). Er ahnt hier schon die Gesetzmäßigkeit in den Verbindungsverhältnissen der chemischen Stoffe, ohne jedoch einen Satz der bald darauf hervortretenden Stöchiometrie entschieden auszusprechen.

In Rostock hatte Link auch den Lehrstuhl der Zoologie auszufüllen, und bald sehen wir ihn auch (in seinen Beyträgen zur Naturgeschichte I. Bd. Rost. u. Leipz. 1797. 8.) als zoologischen Schriftsteller auftreten. Er stellt sich hier auf den Standpunkt des künstlichen Systems. Da eine Leiter der Natur, als Reihe betrachtet, sich nicht finden lasse, natürliche Ordnungen aber das nicht leisten, was man sich von ihnen verspricht, so meint er am leichtesten eine Uebersicht von den mannichfaltigen Formen geben zu können, wenn er natürliche Ordnungen, Haufen und Mittelgeschlechter unterscheidet. Ein Beyspiel giebt er an der Classe der Säugthiere. Diese von Link vorgeschlagene Methode der Systematik hat bey den Zoologen keine Beachtung gefunden, und er selbst scheint ihr keinen besondern Werth beygelegt zu haben, da er in einem zweyten Aufsatze über die Classification der Säugthiere die von Blumenbach aufgestellten Ordnungen zu Grunde legt. Seine Charakteristik der Familien, Gattungen und zum Theil selbst der Arten ist nach dem Zeugniß eines großen Systematikers auf diesem Gebiete in unserer Akademie nicht ohne Verdienst, aber bey der gleichzeitigen Bearbeitung und Entwicklung des Systems der Säugthiere durch Cuvier und Geoffroy St. Hilaire traten derartige Versuche alsbald in den Hintergrund.

Auch in späteren Epochen kam unser Collega auf zoologische Arbeiten zurück, und es ist als besonders verdienstlich zu erwähnen, was er über Mollusken beobachtet und geschrieben [7]). Lamark kannte

4) Beyträge zur Physik und Chemie 1797. 8.

5) Noch in seiner letzten Schrift, „die Philosophie der gesunden Vernunft," Berlin 1850, berührt er das Problem, „wie Materie, gleich dem Raum unendlich theilbar, dennoch einen wahrnehmbaren Raum einnehmen könne?" Er antwortet, daß die Materie, die, um von dem Raume verschieden zu seyn, eine Intension, eine Kraft haben müsse, „aus ihrer Intension zur Extension hervorgehe, daß sie mit ihrer Kraft den Raum umher einnehme und erfülle. Man könnte sagen, sie gehe aus der Intension zur Extension über, um verständlich zu werden. Der Raum, den sie bey diesem Hervorgehen erfüllt, kann nur eine Sphäre seyn, weil kein Grund vorhanden ist, warum sie mehr nach einer Seite als nach der andern hinwirken sollte." A. a. O. S. 31.

6) Beyträge zur Physik und Chemie Rost. u. Leipz. 1797. 3 Stücke. 8.

7) Beschreibung des Naturalienkabinets der Universität Rostock.

und benützte die Schrift; sonst aber kam sie nur Wenigen zur Hand, weil der Vorrath derselben verbrannte [8]). Seine letzte zoologische Arbeit handelte von Pflanzenthieren überhaupt, und von den dazu gerechneten Pflanzen insbesondere [9]).

Im Jahre 1793 mit der ältesten Schwester des Professors und nachmaligen General-Chirurgus Dr. Josephi zu einer überaus heiteren und glücklichen Ehe verbunden, genoß Link überdieß einer geistreichen Geselligkeit, zumal mit seinen Collegen Martini, Ziegler, Posse, Nolte, Weber u. A. und mit den zeitweise in Rostock versammelten Deputirten der Landstände.

Der damals regierende Herzog von Mecklenburg Friedrich Franz war ihm sehr gewogen, und ertheilte ihm, in richtiger Würdigung seines vielumfassenden Berufs, im Jahre 1797 einen zweyjährigen Urlaub, um den Grafen Joh. Centurius v. Hoffmannsegg (geb. 1766, gest. 1848) auf einer Reise nach Portugal zu begleiten. Die Freunde beabsichtigten, das noch wenig bekannte westlichste Land Europa's auf seine Flora zu untersuchen, und Link widmete sich der Aufgabe mit unermüdlichem Enthusiasmus. Er durchforschte die Umgegend von Lissabon, die mittleren und südlichen Provinzen des Königreiches, und als der Graf nach Links Heimkehr auch noch Tras os Montes und Entre Douro e Minho durchsucht hatte und im Jahre 1802 nach Rostock kam, wurde das Material geordnet und die Herausgabe der Flore portugaise, eines der schönsten iconographischen Werke, welche die botanische Literatur in Deutschland aufzuweisen hat, begonnen [10]). Die Ungunst der politischen Katastrophen, welche bald über Deutschland hereinbrachen, gestattete jedoch nicht, das mit einer fast übertriebenen ängstlichen Eleganz herausgegebene Werk in seiner anfänglich beabsichtigten Ausdehnung zu Ende zu führen.

Inzwischen erkannte Link, bey Vergleichung der Literatur über Portugal, daß er Vieles zu sagen wisse, was früheren Reisenden entgangen war. Insbesondere hatten ihn seine Wanderungen durch das Land viele Beobachtungen über die Landwirthschaft, die Gewerbe, den sittlichen und bürgerlichen Zustand der Bewohner u. s. w. an die Hand gegeben, und so entwarf er ein lebensvolles, an eigenthümlichen Schilderungen reiches Gemälde Portugals [11]), dessen günstige Aufnahme, nicht bloß in Deutschland — es ward in's Französische und Englische übersetzt — bewies, daß man durch dasselbe einen wichtigen Fortschritt in der Kenntniß eines wenig bekannten, theilweise auch verkannten Landes gemacht habe. Nach den Mittheilungen seines Reisegefährten fügte Link (i. J. 1804) einen dritten Band hinzu, der auch manche Berichtigungen seiner eigenen Beobachtungen aufnahm, und die geognostischen und mineralogischen Resultate seiner Forschungen legte er in einem zweyten Theile seiner Beyträge zur Naturgeschichte [12]) nieder.

(Fortsetzung folgt.)

---

8) Hermannsen Indicis generum malacozoorum primordia II. p. XXXIV.

9) In den Abhandlungen der k. Akademie d. W. zu Berlin v. J. 1830. S. 109.

10) Flore portugaise ou Description de toutes les plantes, qui croissent naturellement en Portugal, avec figures coloriées, cinq planches de terminologie et une carte, par le Comte de Hoffmannsegg et H. F. Link. Tome I. Berl. 1809. II. 1820. fol. mit 109 Tafeln. — Eine andere Frucht der portugiesischen Reise sind die Bemerkungen über die Pflanzengattung Scilla, in den Neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. 1803 (IV.) S. 14.

11) Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. Kiel 1801. 8. 2 Thle.

12) Auch unter dem besondern Titel: Geologische und mineralogische Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Europa, besonders Portugal. Rost. u. Leipz. 1801. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 25.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

Mit der Rückkehr aus Portugal hatte Link seine erste geistige Epoche abgeschlossen. Sein Blick war durch reiche Erfahrung über Natur und Menschen erweitert, sein Urtheil reifer, milder, bedächtiger, sein Standpunkt freyer geworden, und so wendete er sich nun mit erhöhter Kraft mancherley Aufgaben zu, die ihm theils durch das Lehramt, theils durch inneres Bedürfniß nahe gelegt waren.

Zunächst war es wieder Chemie, die ihn beschäftigte. Er stellte lehrreiche Versuche über Adhäsion der tropfbaren Körper und über Festigkeit und Flüssigkeit an. Letzteren Gegenstand nahm er auch später (1814) wieder auf, da er sich an einer Theorie der Festigkeit und Flüssigkeit in Beziehung auf Elektrizitäts-Erscheinungen versuchte. Wir haben schon erwähnt, wie Link einer der Ersten sich der Lavoisier'schen Theorie, als der wahren, hingegeben. War dieß verdienstlich in einer Zeit, da gegen diese Theorie noch viele angesehene Gegner, wie in Deutschland z. B. Gren und Wiegleb, hartnäckig ankämpften, so bewährt es noch mehr Links Beruf zum Chemiker, daß er auch unter den Ersten war, die der neuen chemischen Verwandtschafts-Theorie des berühmten französischen Chemikers Berthollet entgegentraten. Es gehört kein gewöhnlicher Geist dazu, und keine bloß oberflächliche Kenntniß der chemischen Verhältnisse der Körper und der Hauptmomente der Theorie, um das Irrige jener Lehre zu erkennen, welcher eine Zeit lang so viele Chemiker huldigten. Daß Bertholletes scharfsinnige Theorie darum nicht nutzlos gewesen, brauchen wir nicht hervorzuheben. Auch der Irrthum großer Geister hat Lehrreiches in seinem Gefolge. Von Link aber läßt sich wohl annehmen, daß er, hätte er sich ausschließlich der Chemie zugewendet, als ein Stern erster Größe in dieser Wissenschaft glänzen würde. Sein Kopf war eben so wohl dafür organisirt, die todte Natur durch Reihen wohl combinirter Experimente zu befragen, als die Formen und den Entwicklungsgang des lebenden Organismus zu beobachten. In seinen chemischen Vorträgen legte er Fourcroy's Philosophie chimique zu Grunde, wovon er eine mit vielen lichtvollen Bemerkungen bereicherte Uebersetzung herausgab [13]). Sowie früher mit der Wärme, beschäftigte er sich jetzt mit dem Lichte. Eine Abhandlung „von der Natur und den Eigenschaften des Lichtes" ward von der kais. Akademie zu St. Petersburg gekrönt. (1808. 4.)

Die Lehre von der innern Gestaltung der Gewächse, im siebzehnten Jahrhundert durch Neh. Grew und Malpighi gegründet, war zwar durch Du Hamel, Mustel, Hedwig, Hill, Medicus,

13) Die Grundwahrheiten der neuern Chemie, nach Fourcroys Philosophie chimique herausgegeben mit vielen Zusätzen von H. F. Link. Leipz. u. Rost. 1806. 8. — Ueber Anziehung und Verwandtschaft s. Gilberts Annalen XXX. 12.

Schrank, Krocker, Bernhardi, Sprengel u. A. in manchen einzelnen Punkten weiter geführt worden; sie bedurfte aber, bey vielen aus der Thier-Anatomie herübergenommenen Vorstellungen und nach den von Daubenton, Desfontaines und Mirbel aufgestellten Lehren, einer tiefer eingehenden Kenntniß von den Elementarorganen, von deren Zusammensetzung und gegenseitigem Verhalten. Darum hatte die Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Jahre 1804 eine Preisaufgabe, zunächst über den Gefäßbau der Pflanzen aufgeworfen. Link, welcher sich damals ohnehin mit Pflanzenanatomie beschäftigte, versuchte sich an dieser Aufgabe. Er that es wie sein Freund, Carl Asmund Rudolphi, damals Prof. in Greifswalde, selbstständig, doch so, daß beyde Forscher sich unausgesetzt ihre Resultate und Zweifel mittheilten. Ihnen unbekannt trat auch Dr. Lud. Christ. Treviranus, damals praktischer Arzt in Bremen, mit in die Schranken. Der Preis ward zwischen beyden Freunden getheilt; Treviranus erhielt das Accessit. Links ursprünglich lateinisch verfaßte Preisschrift ward von ihm frey übersetzt und vermehrt (1807) herausgegeben [14]), und in gleichem Jahre erschien Rudolphi's Arbeit [15]), nachdem Treviranus [16]) die seine schon ein Jahr früher hatte an's Licht treten lassen.

Die Einwirkung dieser drey Werke auf die Entwicklung gesunder Ansichten vom Baue der pflanzlichen Elementarorgane und von ihren gegenseitigen Bezügen ist, zumal in Deutschland, so mächtig gewesen, daß man wohl behaupten darf, sie bilden eine Epoche. Ein richtigeres Verständniß von den Structurverhältnissen im Pflanzenreiche ist dadurch allgemein geworden, manche, zumal von Brisseau de Mirbel am Anfange des Jahrhunderts mit großer Entschiedenheit ausgesprochene Lehren fanden Beschränkung und Berichtigung und die spätere Entfaltung der Pflanzenanatomie, welche sich vorzugsweise auf die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Elementarorgane, von morphologischer wie von chemischer Seite, und auf die Vergleichung der Structurverhältnisse in mannichfaltigen Gewächsen hingerichtet hat, — wurde dadurch im Wesentlichen vorbereitet.

Freylich gieng den Pflanzenanatomen jener Epoche vor Allem noch jene penetrirende und definirende Kraft des Mikroskops ab, wodurch seitdem der Wissenschaft Vieles gewonnen worden ist, was schon jenen ausgezeichneten Beobachtern, bey Benützung besserer Instrumente, nicht würde entgangen seyn. In dieser Beziehung müssen wir beklagen, daß unser vortrefflicher Fraunhofer lange Zeit hindurch einen zu geringen Werth auf starke Vergrößerung legte. Sonst würde die von ihm zuerst angeregte und von Steinheil dem Calcul unterworfene Combination mehrerer Objectivlinsen auch früher ihren günstigen Einfluß auf Phytotomie ausgeübt haben.

Es kann hier nicht in unserer Absicht liegen, die Resultate der damaligen Bemühungen und den Antheil, welchen Link, nebst seinen beyden Mitbewerbern, an ihnen gehabt, des Weiteren auseinander zu setzen. Zunächst möge nur erwähnt werden, daß das Hauptverdienst jener Männer darin gelegen, daß sie den Deutschen, welche vorher der Phytotomie verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten, die objective Betrachtung der Pflanzengewebe näher gerückt haben. Die mikroskopische Anschauung zu deuten, zu combiniren und das Resultat lichtvoll darzustellen, war damals doppelt dankenswerth. Man drang darauf, die Selbstständigkeit der pflanzlichen Zelle [17]) als eines in sich abgeschlossenen, d. h. überall mit Wandung versehenen elementaren Organismus anzuerkennen. Die deutsche Schule trat mit

14) Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Gött. 1807. Mit 3 Taf. 8. — Nachträge Gött. 1809. 8.

15) Anatomie der Pflanzen. Mit 6 Kupfertafeln. Berl. 1807.

16) Vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben. Mit 2 Kupfertafeln. Gött. 1806. 8. S. Link in Schraders N. Journ. 1809. S. 69.

17) „Daß jede Zelle ein besonderes Organ für sich sey, habe ich schon früh, und wie ich meine, zuerst behauptet: Quaevis cellula sistit organon peculiare, nullo hiatu nec poris conspicuis praeditum in vicina organa transeuntibus, s. Römers Archiv d. Bot. III. 3. (1805) S. 439." So Link in Verh. des Ver. zur Beförd. des Gartenbaues XX. I. (1850) S. 188.

dieſem Satze der Theorie Casp. Fr. Wolfs, namentlich der von Briſſeau de Mirbel hartnäckig vertheidigten Lehre von der Homogeneität der vegetabiliſchen Subſtanz und von der Poroſität der Zellwandungen entgegen. Ferner rechnet unſer größter Phytotom, Hugo v. Mohl, es Link als Verdienſt an, zuerſt hinſichtlich der Form der Zelle die Wichtigkeit der Unterſcheidung der abgeplatteten und zugeſpitzten Zelle hervorgehoben, zwiſchen Parenchym- und Proſenchym-Zellen unterſchieden und damit der aus der thieriſchen Anatomie überkommenen Annahme von beſondern Faſern, lymphatiſchen Gefäſſen und dgl. ein Ende gemacht zu haben. In der Erkenntniß von der Natur der Gefäſſe war Link minder glücklich. Daß dieſelben aus Zellen hervorgehen, davon ſcheint er ſich nicht überzeugt zu haben, indem er ſie aus roſenkranzförmigen Körpern, welche zwiſchen die Zellen hineinwachſen, entſtehen läßt. Link ſuchte übrigens in jenen phytotomiſchen Arbeiten [18]) ſich vorzüglich auch einen allgemeineren phyſiologiſchen Standpunkt zu gewinnen, und die Bezüge zwiſchen den Geweben und ihren Functionen und zu dem geſammten Lebensgang des Gewächſes aufzuhellen. Seine chemiſchen Kenntniſſe ließen ihn die Arbeiten eines Prieſtley, Ingenhouß, Senebier und zumal Sauſſure's, dem er anfänglich mißtraute, ſpäter aber volle Anerkennung widmete, richtig würdigen und für ſeine Auffaſſung von den Lebensbewegungen in den Pflanzen benützen. Man findet wohl auch in Links Unterſuchungen die erſten Anklänge an die erſt in neuerer Zeit als weſentliche Gehülfin zu der Pflanzenanatomie hinzugetretene Mikrochemie [19]). Auch ſpäter hat er dieſe Richtung verfolgt, wie der von ihm [20]) angeſtellte Verſuch bezeugt, die Natur der in den Spiralgefäſſen geleiteten Stoffe zu erkennen, indem er Pflanzen mit einer Löſung von Cyan-Kalium und ſpäter von Eiſenvitriol begoß, worauf ſich in den Gefäſſen Berlinerblau niederſchlug. Link hält es durch dieſen Verſuch für ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die Spiroiden es ſeyen, welche den nährenden Saft zu den Pflanzen führen.

18) Außer den oben angeführten iſt hieher noch zu rechnen: Links kritiſche Bemerkungen und Zuſätze zu Kurt Sprengels Werk über den Bau und die Natur der Gewächſe. Halle 1812. 8.

19) Annales des Sciences natur. No. 23 p. 144.

20) S. Vorleſungen über die Kräuterkunde. I. 1843. S. 115 — 117.



Verwandt mit dieſen phytotomiſchen Forſchungen, die darauf in Deutſchland zunächſt durch Moldenhawer und Kieſer weiter geführt worden ſind, waren die mikroſkopiſchen Unterſuchungen über die Pilze [21]). Es ſind zumal jene unſcheinbaren, ſchnell entſtehenden und vergehenden Pflanzen, die Schimmelpilze, welche Link mit größter Genauigkeit erforſchte, und, früher ein unbekanntes und verachtetes Chaos, nach den Principien einer umſichtigen Syſtematik [22]), in Gattungen und Arten charakteriſirte. An dieſe Arbeit haben ſich die ſchönen Unterſuchungen von Nees v. Eſenbeck [23]) über die Formgeſchichte und das Syſtem jener merkwürdigen Gewächſe, und von Ehrenberg [24]) über Pilzbildung und Pilzerzeugung angeknüpft, Leiſtungen von einer bedeutungsvollen Tragweite.

Ich erinnere zunächſt an die Erſcheinungen der Gährung und an die Gährungspilze, welche die alte Frage von der Generatio spontanea — wor-

21) Observationes in ordines plantarum naturales. Diss. I. in Anandrarum ordines, Epiphyta, Mucedines, Gastromycos et Fungos, in dem Magazin der Geſellſchaft naturforſch. Freunde in Berlin. III. 1809. p. 1. u. Diss. II. sistens nuperas de Mucedinum et Gastromycorum ordinibus Observationes. Ebendaſelbſt VII. 1815. p. 25.

22) Link verläßt übrigens hier den gewöhnlichen Weg der Syſtematiker, indem er überall typiſche und abweichende Gattungen (genera genuina et heteroclita) einander mehr oder weniger entgegenſetzt.

23) Syſtem der Pilze und Schwämme, Würzburg 1817. 4.

24) Syzygites in Verh. der Geſellſch. naturf. Freunde zu Berlin I. 2. Stück. u. de Mycetogenesi in Nov. Act. Acad. C. L. C. N. C. X. 1. 1820. p. 159.

über selbst nach Ehrenbergs genialem Fleiße die Acten nicht geschlossen seyn können — auf ein neues Gebiet, das der Chemie, übergeführt haben. Das Hervortreten und die Fortpflanzung lebender regelmäßiger Gestalt aus einem vegetativen amorphen Wesen in gewissen Flüssigkeiten ist ein Phänomen von so außerordentlicher Folgewichtigkeit für Botanik, Landwirthschaft, Physiologie, ja für die praktische Medizin, daß ich wohl daran erinnern darf, wie eine zusammenhängende Kette von Untersuchungen, welche über die einschlägigen Verhältnisse gepflogen worden, zurückleitet bis auf jene erste systematische Arbeit Links, welche eine große Zahl von Gattungen und mehrere hundert Arten von Schimmelpilzen anstatt des Linneischen Byssus („Lanugo aut pulvis simplicissimus") in das Pflanzensystem eingeführt hat. Gleichwie in der Natur die Erscheinungen nach den mannichfaltigsten Bezügen und Richtungen zusammenhängen, hat auch jede Erwerbung im Gebiete der Wissenschaft ihre weit zurück- und vorgreifende Verkettung von Gedanken.

Neben diesen verschiedenen wissenschaftlichen Bestrebungen wußte der rüstige Mann auch den Ansprüchen an sein administratives Talent Rechnung zu tragen, so wenig ihn auch derartige Geschäfte ansprachen. Er ordnete und beschrieb die Naturalien-Sammlung der Rostocker-Universität [25]), verwaltete zweymal das Amt eines Rectors und widmete sich mit großer Energie und eindringlichem Scharfsinne den Geschäften eines Universitäts-Deputirten bey der sogenannten Kriegskasse, welche im Verlaufe des französisch-preußischen Krieges eine mühevolle, aber dem Lande höchst ersprießliche Thätigkeit entwickelte.

In Rostock, einer kleinen Universitäts-Stadt, lebte Link nur von einem engen Freundeskreis umgeben, außerhalb der literarischen und politischen Weltströmung, aber gerade unter Verhältnissen, welche begünstigten, daß ein gesunder Geist, der nun eben in seine Blüthe-Epoche trat, sich nach Innen vielfach bereichern, erweitern, befestigen, befruchten mochte. So sehen wir ihn denn auch bemüht, sich selbst auf dem Felde der Philosophie genug zu thun, hier sein mannichfaltiges Wissen in einem Brennpunkte zu vereinigen. Der Gedanke: „daß uns die Natur, sobald von dem Ursprung der Gegenstände (eigentlich der Vorstellungen von ihnen) die Rede ist, unerforschlich bleibt, daß wir das Angeschaute nur einseitig und mangelhaft bezeichnen können," welchen Link in einer kleinen Schrift (über Naturphilosophie, Leipzig und Rostock 1806) ausführte, liegt seiner ganzen Auffassung so tief zu Grunde, daß wir ihn hier erwähnen müssen, ohne schon auf eine weitere Entwicklung seiner philosophischen Ueberzeugung einzugehen.

Am meisten Anklang fand Links Auffassung bey den zahlreichen Anhängern der ältern Kantischen Schule, und Fr. Heinrich Jacobi's Gefühls- und Glaubens-Philosophie, und wohl mit Beziehung darauf ward im Jahre 1811 an seine Berufung an die hiesige Akademie gedacht, ohne daß jedoch die Verhandlung über die einfache Anfrage hinausgegangen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

25) Beschreibung des Naturalien-Cabinets der Universität Rostock. 8. Abth. I. 1806. Abth. II. III. IV. 1807. Abth. V. VI. 1808. Schon früher hatte er Früchte seiner Amtsthätigkeit am botanischen Garten veröffentlicht: Diss. botanicae, quibus accedunt primitiae horti botanici et florae Rostochiensis. Schwerin 1795. 4., und kurz vor der Abreise nach Portugal hatte er Philosophiae botanicae novae seu Institutionum phytographicarum prodromus. Gott. 1798. geschrieben, welches Buch als Vorläufer seiner 26 Jahre später erschienen Elemente der Botanik betrachtet werden kann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 26.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.
Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

Im Herbste desselben Jahres 1811 erhielt Link Rufe an die Universitäten zu Halle und Breslau, und nahm den letztern an. Obschon amtlich hier zunächst auf die Lehrkanzel der Botanik und auf die Verwaltung eines neu gegründeten bot. Gartens angewiesen, beschränkte er sich doch nicht, sondern fand in dem erweiterten Wirkungskreis Veranlassung, weiter auszugreifen. Er lehrte oftmals physikalische Geographie, Pharmakognosie, Toxicologie, Materia medica und andere Doctrinen. Hier in Breslau überkam er die ehrenvolle Aufgabe, dem anwesenden Kronprinzen von Preußen, jetzigen Königs Maj., Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände zu halten. Seit jener Zeit genoß Link das persönliche Vertrauen und die Neigung des königlichen Schülers, die sich unter Anderm darin kund that, daß der Monarch einer neu erbauten Strasse von Berlin Links Namen gab. Der Krieg hatte in jener Zeit schwere Drangsale über Schlesien und die schlesische Universitätsstadt verhängt, und auch hier, wie in Rostock, mußte Link, während eines vierjährigen Aufenthaltes zweymal Rector, unter schwierigen Verhältnissen seine administrative Fähigkeit und seine kluge Leichtigkeit im Umgange erproben. Damals trat er auch mit dem Minister v. Ancillon in Beziehung. Dieser Staatsmann, der Verfasser einer Schrift über die Vermittelung der Extreme in der Philosophie, konnte sich mit Links Ansichten, die sich von den herrschenden Schulen entfernend auf praktischem Boden bewegten, leicht befreunden.

Im Jahre 1815 wurde Link von Breslau an die Universität nach Berlin berufen, und zwar als Mitglied der medizinischen Facultät. Zugleich ward ihm die Verwaltung des großen und reichen bot. Gartens überwiesen, dessen Leitung seit dem Tode des berühmten Systematikers Willdenow († 10. Juli 1812) der würdige Zoologe Lichtenstein interimistisch besorgt hatte.

Hier, in der großen, an geistigen Kräften reichen Hauptstadt, gab es für den polyhistorischen Gelehrten, den gewandten Welt- und Geschäftsmann, den geistreichen Gesellschafter vielfache Veranlassung, sich geschäftlich, literarisch und gesellig immer mehr auszubreiten. Er war Lehrer an der Universität, actives Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde, geh. Ober-Medizinalrath und Beysitzer der wissenschaftlichen Deputation im Ministerium, wo er z. B. an der Abfassung der Pharmacopoea borussica wesentlichen Antheil nahm; — er war Director des botanischen Gartens, des Universitäts-Gartens, des k. Herbariums, der pharmakognostischen Sammlung. Dabey stand er viele Jahre lang dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten vor, und war Großmeister der Freymaurerloge Royal York zu den drey Weltkugeln. In der frühern Zeit gab er an der Universität auch Vorträge über physikalische Geographie, Philosophie, Anthro-

pologie, später beschränkte er sich auf allgemeine und medizinische Botanik, Toxicologie, Pharmakologie und Kryptogamenkunde.

Als Deputirter zu der Staatsprüfung der Aerzte und Pharmazeuten handelte Link von dem Gesichtspunkte aus, daß von dem angehenden Arzte vor Allem allgemeine Kenntnisse in der Botanik und Leichtigkeit sich wissenschaftlich zu orientiren, von dem Pharmazeuten aber zunächst ein recht specielles Wissen erprobt werden müsse. Dieses kennen zu lernen, bediente er sich häufig einer Reihe von Fragen, in denen die Absicht verhüllt blieb. Wir erwähnen dieses Umstandes, weil Links Verfahren bey den Staatsprüfungen nicht selten angefochten worden ist. Der Schlüssel zu seinem Verhalten liegt hier theils in dem angegebenen Grundsatz, theils in seiner Persönlichkeit. Scharftreffender Witz, überraschende und bestechende Klarheit in der schnell hingeworfenen These, das Spiel des Humors, sind, zumal wenn sie sich an die Sicherheit amtlicher Stellung und vielleicht an eine von dieser dargebotene büreaukratische Kälte anlehnen, für einen bedrängten Examinanden sehr mißliche Elemente. Der Examinator steht freyer, als irgend ein anderer Richter. Darum muß auch eine gerechte und wohlwollende Regierung im Urtheile über wissenschaftliche Befähigung der Geprüften solchen Persönlichkeiten der Examinatoren, dergleichen selten im Gremium fehlen werden, Rechnung tragen. Jedenfalls aber beeinträchtigen solche Beamte, die dem jugendlichen Talente und der Geistesgegenwart eine Zukunft verheißen, die Interessen des Staates weniger, als die, welche, leicht befriedigt, der Mediocrität den Stempel der Auszeichung aufdrücken. Jene handeln aristokratisch im Reiche des Wissens, diese revolutionär in der Praxis, indem sie dem geistigen Proletariate eine unbegründete Vollberechtigung andichten.

Berlin war schon damals, vorzüglich durch des Ministers v. Altenstein Theilnahme für die Naturwissenschaften, an botanischen Hülfsmitteln der reichste Ort in Deutschland. Das Herbarium hatte durch Erwerb der Willdenow'schen Hinterlassenschaft eine allgemeine Bedeutung für die Entwicklung der Botanik erhalten, der botanische Garten, unter Otto's Inspection, einen außerordentlichen Reichthum entwickelt. Gegenüber solchen Hülfsmitteln war Links regsamer Geist mehr als je auf botanische Forschungen angewiesen, und so breitete er sich auch über alle Zweige der Botanik aus. Auf dem Gebiete der Morphologie, der theoretischen und beschreibenden Systematik, der Pflanzen-Anatomie und Physiologie bezeugte er durch zahlreiche Bücher und Abhandlungen seine rastlose Thätigkeit. Die Reisen, welche er oft, meist während der Ferien, nach allen Theilen Europa's, besonders gerne in den Süden unternahm, gaben Veranlassung zu Arbeiten über Gegenstände der Pflanzengeographie und Pflanzengeschichte, wobey ihm seine schönen philologischen und antiquarischen Kenntnisse zu Statten kamen.

Das größte Verdienst einer so weit ausgreifenden Thätigkeit können wir nicht sowohl darin finden, daß Link die botanische Wissenschaft im Ganzen durch Thatsachen und Ideen von universellstem Belange auf ihrer Entwicklungsbahn vorwärts getrieben hätte, als vielmehr darin, daß er nach den mannichfaltigsten Seiten hin nachforschend, berichtigend und berichtend, bezweifelnd, belehrend und anregend gewirkt hat.

Rücksichtlich seines morphologischen Standpunktes ist wohl zu unterscheiden zwischen der geistvollen und treffenden Weise, in welcher ein so scharfsinniger Kopf einzelne Verhältnisse behandelt, und zwischen der organisch-gliedernden, die Doctrin im Ganzen weiterführenden Auffassung und Darstellung von der Form und Lebensgeschichte der Pflanze. Link war größer in jener als in dieser Beziehung.

Schon im Jahre 1797 hatte er die Blattohren oder Nebenblätter (Stipulae) in einer geistreichen Vergleichung die Cotyledonen der Blätter genannt [26]), — hatte er auf die successive Entwicklungsweise in den Inflorescenzen aufmerksam gemacht [27]); — ja es läßt sich aus seinen Aeußerungen ableiten, daß ihm schon damals eine richtige morphologische Deutung des gesammten Metamorphosenprocesses in der

26) Beyträge zur Naturgeschichte I. S. 33. (Wir nennen diese Blätter jetzt die Niederblätter des Blattes.)

27) Ebendaselbst S. 34 u. ff.

Blüthe vorgeschwebt habe. In ähnlicher Weise weist sein erstes, kurz vor der Abreise nach Portugal geschriebenes kurzes botanisches Compendium [28]) manchen Silberblick. Wir begegnen hier dem ersten Versuche, die pflanzliche Gestaltung in ihren allgemeinsten Bezügen, getrennt von der speciellen Formenlehre, aufzufassen und für die typische Gestalt, wie für deren Abwandlungen (Anamorphoses), Kategorien festzustellen, ein Verfahren, das Link auch in seinen späteren morphologischen Schriften beybehalten hat. Die folgenreichste und von den Botanikern des In- wie des Auslandes am meisten gewürdigte Schrift war die Elementa philosophiae botanicae [29]), in einer Periode entstanden, wo man dem Forscher und dem Schriftsteller die vollste Geistesreife zuschreiben muß. Inzwischen läßt sich nicht verkennen, daß er auch hier in der Darlegung gewisser Grundgedanken hinter der objectiven Wahrheit zurückgeblieben sey. Es dürfte in dieser Beziehung besonders daran zu erinnern seyn, daß Link in seinen Entwicklungen nicht selten den morphologischen und den physiologischen Standpunkt verwechselt. So gliedert seine Morphologie die äußere Pflanze in stützende, expandirte und involutive Theile, so benützt er für die Unterscheidung des Auf- und des Niederwuchses (ihm Radix und Caulis) ebenfalls ein physiologisches Moment statt des morphologischen, indem er zunächst die Richtung des Wachsthums hervorhebt. Da er in seinen morphologischen Darstellungen bis auf den tiefsinnigen Joachim Jungius [30]) zurückgreift, und die volle Entwicklung vor sich liegen hat, welche der Metamorphosenlehre Göthe's durch Rob. Brown, durch die deutsche Schule und unter den Franzosen durch ihren eifrigsten Anhänger Turpin [31]) gegeben

28) Philosophiae botan. novae s. institutionum phytographic. prodr. Gott. 1798. 8.

29) Berolini 1824. cum 4 tab. 8.

30) Joachimi Jungii opuscula botanico-physica, cura J. S. Albrecht. Coburgi 1747. 4. Nach den hier gegebenen Auffassungen lag es nahe, den morphologischen Unterschied zwischen Stamm und Blatt in der Symmetrie und Asymmetrie der innern Gestaltung dieser Theile zu statuiren.

31) S. vorzüglich: Esquisse d'Organographie végétale, fondée sur le principe d'unité de composition organique et d'evolution rayonnante ou centrifuge pour servir à prouver l'identité des organes appendiculaires des végétaux et la métamorphose des plantes de Göthe, par P. J. F. Turpin, Paris 1837. gr. fol. mit 3 Tafeln.



worden, so mögen wir es uns nur aus der bereits angedeuteten beweglichen und rhapsodischen Natur dieses Geistes erklären, wenn er die Principien der Doctrin nicht gleichmäßiger und tiefer zu einem organischen Gebäude verbunden hat. Die Lehre von einem Generationswechsel, worauf seines Freundes Chamisso Beobachtung an den Salpen zuerst hingewiesen, erkannte er vielleicht schon früher in ihrer Tragweite für Pflanzenmorphologie [32]); doch hat er sie auch in der späteren Ausgabe [33]) jener Philosophia botanica nicht weiter entwickelt.

Die Pflanzen-Anatomie war während Links letzter Epoche unter uns Deutschen durch Hugo v. Mohl, Meyen, Schleiden, Unger, Göppert und andere verdienstvolle Forscher in eine neue und glänzende Phase übergeführt worden. Die Elementarorgane in ihrem Entstehen zu belauschen, ihre Entwicklung im Einzelnen und im Zusammenhalte mit den äußern Organen festzustellen, und die verschiedenen Pflanzenfamilien auch nach ihrer inneren Gestaltung kennen zu lernen und zu charakterisiren, ward mehr und mehr die Aufgabe. Zugleich eröffnete die mikroskopische Erforschung dessen, was bey dem, früher so wenig erkannten, Befruchtungswerke der Gewächse in die Sinne fällt, eine neue, höchst reizende Thätigkeit. Unser Collega betheiligte sich fortwährend an derartigen Untersuchungen sowohl durch selbstständige Schriften [34]), als durch mehrere

32) Vergl. Propyläen der Naturkunde II. S. 253 u. 289.

33) Lateinisch und zugleich deutsch (Grundlehren der Kräuterkunde). Berl. 1837. 2 Bde.

34) Icones anatomico-botanicae ad illustranda elementa philosophiae botanicae, editionis secundae. Fasc. 1 — 3. Berol. 1837. 1838. fol.

Icones selectae anatomico-botanicae. Fasc. 1 — 4. Berol. 1839 — 1842. fol.

Anatomia plantarum iconibus illustrata. Fasc. I. et II. Berol. 1843. 1845. 4., welche zugleich

Abhandlungen, welche zumeist den Denkschriften der k. Akademie zu Berlin einverleibt sind. Den hier mitgetheilten, zahlreichen, von C. F. Schmidt, einem geschickten Zeichner, ausgeführten Abbildungen ist vor Allem nachzurühmen, daß sie unsere Literatur um Lehrmittel bereicherten, die, je mehr Theilnahme die Phytotomie erfuhr, um so willkommener seyn mußten. Er selbst scheint auch diesen Zweck mehr im Auge gehabt zu haben, als die unmittelbare Bereicherung der Doctrin mit durchaus neuen und fortbildenden Thatsachen. Diese nämlich können nur das Resultat sehr behutsamer, mit Eindringlichkeit geprüfter Forschungen seyn in einer Wissenschaft, deren Lehren sich theilweise noch im Zustande der Fluctuation befinden, so daß verschiedene Schriftsteller dieselbe Frage in ganz entgegengesetztem Sinne beantworten und die eigene Meinung mehrfach zu wechseln veranlaßt seyn konnten, was auch Link geschehen ist [35]). — Mit welcher eifrigen Theilnahme er übrigens die Fortschritte auf diesem und dem verwandten Gebiete der Pflanzen-Physiologie verfolgte, beweisen die, nach Meyen's Tod von ihm

mit den Vorlesungen über die Kräuterkunde, I. Band, zwey Abtheilungen, erschienen.

35) An die controverse Lehre vom Inhalte der Spiroiden (den wir zunächst für Luft halten) ist schon oben erinnert worden. In einer seiner früheren Schriften (Bemerkungen und Zusätze zu Sprengels Werk über den Bau und die Natur der Gewächse, Halle 1812. S. 4) scheint Link rücksichtlich des organischen Aufbaues des Stammes den Ideen Du Petit Thouars zu huldigen, welche bekanntlich die Zunahme des Stammes in die Dicke als das Resultat von in ihm wurzelnden Knospen erklärten. Später (Vorlesungen über d. Kräuterkunde, S. 265) hat er diese Theorie verlassen, und angenommen, daß die Gefäße vom Stamme in die Knospen hineinwachsen. Das Anwachsen der Stämme der Dicotyledonen denkt er sich zunächst als von dem Vordringen des Markes abhängig (ebenda 263). Wo dieses vermindert wird, geschehe es durch Erweiterung der Gefäße und des begleitenden Zellgewebes in der Nähe des Markes (S. 240). Die Structurverhältnisse und der anatomische Entwicklungsgang der Stämme mußten, als der Angelpunkt der vergleichenden Phytotomie, Links Forschung in Anspruch nehmen. Er findet sich hier, bey einer eigenthümlichen Auffassung mancher Verhältnisse, vereinzelt. Desfontaines' Theorie von dem Unterschiede des Mono- und Di-Cotyledonen-Stammes hatte er nie in ihrer ganzen Ausdehnung angenommen. Er setzt den Unterschied (Kräuterkunde S. 258) darein, „daß in den monocotyledonischen Stämmen sich immer mehr als ein Kreis von Holzbündeln befindet, und daß die Holzbündel in zwey sich nächsten Kreisen wechselnd stehen. Nie wächst auch der Holzbündel gegen den Umfang zu allein aus, wie es in vielen dicotylen Kräutern geschieht, sondern die Bündel behalten dieselbe Gestalt beym Anwachsen des Stammes, und erweitern und vergrößern sich nach allen Richtungen," während sie bey den Dicotyledonen in der Richtung nach dem Umfange des Stammes zu untereinander verwachsen, wobey der Bast, der oft sehr gering sey, bey jedem Gefäßbündel verschwinde. Er schrieb den meisten Monocotyledonen „unächte Stämme: (Palmstamm, Cauloma, Knollstock, Cormus, Mittelstöcke)" zu, bey welchen Unterscheidungen er jedoch die Beystimmung der Botaniker nicht erhielt. Den Unterschied zwischen den Stamm der Farn und der Monocotyledonen setzte er hauptsächlich darein, daß bey den ersteren nur Ein Kreis von Gefäßbündeln vorhanden sey, in dem die Gefäße in einer Querlinie, während bey den Monocotyledonen in einem Dreyecke liegen. Von dem Wedel der Farnkräuter glaubt er, daß er ein Blatt und zugleich ein Fructificationsschaft sey, beyde innigst mit einander verwachsen, also eine Knospe, so wie der Farn-Stamm eine zusammengesetzte Knospe.



verfaßten Jahresberichte [36]), worin er über die Literatur dieser Doctrin, freymüthig und ohne einer Polemik aus dem Weg zu gehen, die ihn bisweilen mit Schärfe angriff, berichtete.

(Fortsetzung folgt.)

36) Jahresberichte über die Arbeiten für physiologische Botanik in den Jahren 1840 bis 1845, in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte 1841 bis 1846. — Wir sehen Link vorzüglich mit Schleiden in häufigen Contestationen; es verdient daher als ein bezeichnender Charakterzug erwähnt zu werden, daß er, als Schleiden eine Sammlung ostindischer Holzarten in dem Berliner Herbarium zu untersuchen wünschte, die Zusendung an seinen Gegner mit den Worten beeilte, „es möchte wenige Botaniker geben, die jene Sammlung so wie Schleiden zu nützen verstehen."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 27.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

Auf dem Gebiete des natürlichen Systems suchte Link zunächst nach einer methodologischen Begründung. Er stellte als Naturgesetz auf, „daß alle Bildungsstufen der Theile auf alle Weise mit einander verbunden seyen. Dieses Gesetz werde durch folgende näher bestimmt: ähnliche Bildungen, d. h. solche, welche ähnliche Reihen einnehmen, seyen am öftersten mit einander verbunden, und machten die allgemein bekannten natürlichen Ordnungen, und sehr entfernte Bildungsstufen hätten ein Widerstreben zur Verbindung, eine suche die andere in eine nähere Stufe zu ziehen“ [37]). Er theilte das gesammte Pflanzenreich in die fünf Classen der Cryptophyta (Pilze, Flechten, Wasseralgen), der Moose, Farn, Mono- und Dicotyledonen [38]). Näher an die Einzelgestalten hinzutretend, um sie zu gliedern und zu charakterisiren, mußte er das Loos aller Systematiker erfahren, sich, nach der Natur ihrer schwierigen Aufgabe, bey einseitiger Näherung an das Wahre auf der andern Seite wieder von der Wahrheit zu entfernen. Für ein wahres Natursystem konnten die Botaniker noch nicht lange, nicht tief genug aus der Quelle der Entwicklungsgeschichte schöpfen; darum übernimmt gar oft eine einseitige Combination, ein dunkles Gefühl oder eine Regung der Phantasie die Rolle des klaren Urtheils. Bey diesem Zustande unserer Kenntniß von den Affinitäten mußte sich auch Link mit dem Versuche begnügen, die zur Zeit angenommenen Pflanzenfamilien unter allgemeinste Momente der Anordnung zu subsumiren. In dem von ihm aufgestellten Systeme [39]), wie in der Charakteristik seiner Gattungen spiegelt sich die von ihm mehrfach ausgesprochene Ueberzeugung, daß das System ein Willkührliches sey. Die Wissenschaft, sagt er [40]), ist der Willkühr gerade entgegengesetzt; sie sucht diese überall einzuschränken und dem Gesetze zu unterwerfen. Sie sucht das Nothwendige als höchstes Gesetz, und freut sich darüber, es in der Mathematik gefunden zu haben, und möchte gern es in der Philosophie erreichen. Aber die Naturgeschichte ist weit von jener Nothwendigkeit entfernt; das System ist ganz willkührlich, überhaupt die Zusammenstellung von niederen Begriffen zu höheren kaum durch einige Regeln geordnet; und

37) Bemerkungen über die natürl. Ordnungen der Gewächse; in den Abh. der Berliner Akademie 1820 — 21. S. 121 ff. und 2. Abh. ebendas. 1822 S. 157. Entwurf eines phytologischen Pflanzensystems, nebst einer Anordnung der Kryptophyten (worin er die Werthe der Theile durch Formeln auszudrücken versucht) ebendas. 1824. S. 145. Vergl. Propyläen II. S. 84 ff.

38) Für diese Pflanzen führte er hier zuerst, nach dem Vorschlage seines Collegen Buttmann, den abgekürzten Ausdruck Mono- und Dicotylen ein.

39) Wir lassen das Schema dieses Systems folgen. S. Anhang I.

40) Propyläen, II. S. 11.

auch durch die Philosophie, fährt er (ebendas. S. 34) fort, sey kein Satz zu finden, welcher die Willkühr schließt und die Nothwendigkeit in die Natur einführt, darum sey der umgekehrte Weg zu befolgen, durch die Erfahrung müsse man sich der Nothwendigkeit, welche sich durch das Beständige ankündigt, nähern, wenn sie auch nicht zu erreichen sey. Die Beständigkeit sey eine dreyfache: des Gegenstandes selbst, des Verhältnisses zu andern und des diese verbindenden Gesetzes. Indem nun Link das Beständige bald in den Structurverhältnissen, bald in den Organen der Fructification, bald wieder in jenen der vegetativen Sphäre als oberste Eintheilungsgründe benützte, gewann er ein System, das sowohl nach Ausdehnung und Inhalt, als nach Reihenfolge seiner Abtheilungen sich wesentlich von den gleichzeitig aufgestellten unterscheidet, wenn schon es namentlich rücksichtlich der Insertion der Blüthen-Elemente sich an die Principien der natürlichen Methode Jussieu's anschließt.

Als systematische Monographien unsers Collegen müssen die Arbeiten angeführt werden, welche er, zunächst nach dem reichen Material des Berliner botanischen Gartens über die Gräser, die Riedgräser und die Farnkräuter veröffentlicht hat [41]), während er die anatomischen und die morphologischen allgemeinsten Verhältnisse dieser Gewächse in den Abhandlungen der Berliner Akademie behandelte [42]). Auch auf seine kleinsten Lieblinge, die Pilze kam er zurück, indem er die Schimmelpilze (Hyphomycetes und Gymnomycetes) in einem Folgeband von Willdenow's Species plantarum [43]) systematisch zusammenstellte. Beyträge zum Systeme von mehr rhapsodischem Charakter liefern die beyden Kupferwerke, welche über seltene Gewächse des botanischen Gartens von Link und Otto herausgegeben worden sind [44]).

Die Zahl der von Link aufgestellten Pflanzengattungen ist beträchtlich (s. Anh. II.); doch sind sie nicht alle von den Systematikern angenommen und in das System eingeführt worden. Link begründete seine Gattungen oft durch Merkmale, denen der beygelegte Werth nicht gleichmäßig zuerkannt wird; aber Link's eigenthümlicher Witz und Scharfsinn verläugnet sich auch hier nicht, und ertheilt oft glückliche Winke für die Aufstellung von Untergattungen (Subgenera) oder Abtheilungen, deren Wichtigkeit für die Systematik im Verhältnisse zu der Zunahme des Materials wächst.

Für eine so rastlose Thätigkeit, als wir sie bisher geschildert, sammelte unser College neue Kräfte auf Reisen, welche er während des Herbstes, einigemale auch den ganzen Sommer hindurch, in die freye Natur unternahm; wobey er sich am liebsten nach dem Süden wendete. So war er in Schweden (1823), in Tirol (1831), zweymal, mit Leopold v. Buch oder mit Oberlehrer Klöden, in Griechenland (1833 und 1838), in Istrien (1836), oft in Italien, wo er

41) Hortus regius botanicus Berolinensis descriptus. Berol. I. 1827. II. 1833. 8.

42) Ueber die natürliche Familie der Gräser, in Abh. der Berl. Akad. 1825 S. 17, — über den Bau der Farnkräuter, vier Abhandlungen ebenda 1834 S. 375, 1835 S. 83, 1840 S. 175, 1841 S. 283. — Verwandte Arbeiten sind: über die Familie Pinus und die europäischen Arten derselben, 1827 S. 157; — über den innern Bau und die Früchte der Tangarten 1833 S. 457; — über die Stellung der Cycadeen im natürlichen Systeme, 1843 S. 99, wo er sie in der Nähe der Palmen reiht, und 1846 S 313, wo er, nach Mohl, die Annäherung der Structurverhältnisse an die Coniferen anerkennt, und beym Keimen Uebereinstimmung mit den Monocotylen findet.

43) Caroli a Linne Species plantarum, edit. quarta post Reichardianam quinta, olim curante Willdenow, Tom. VI. P. 1. Berol. 1824. 8. — Ueber die Gattung Sporotrichum: Jahrbücher der Gewächskunde 1820 S. 163.

44) Abbildungen auserlesener Gewächse des k. botanischen Gartens zu Berlin nebst Beschreibungen und Anleitung sie zu ziehen. Zehn Hefte. Berl. 1828. 4. — Abbildungen neuer und seltener Gewächse ꝛc. I. Band. Berl. 1828. kl. 4. — S. auch: der botanische Garten bey Berlin und die Willdenowsche Kräutersammlung, in den Jahrbüchern der Gewächskunde von Sprengel, Schrader und Link. I. (einziger) Band. Heft 3. 1820. S. 13. — Ueber die Gattung Phillyrea ebenda S. 147.

den Naturforscher-Versammlungen zu Neapel (1834), Pisa (1842, mit Prof. Girard), Mailand (1844), Venedig (1847) anwohnte, in Corsica (1847), in Belgien (1848). Nach der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Regensburg (1849) durchreiste er noch einen großen Theil Süddeutschlands, um alte Bäume, wie die Linde bey Neustadt a. L., aufzusuchen, und noch in seinem letzten Lebensjahre gieng er durch Frankreich und über die Pyrenäen, um nach Katalonien hinabzusteigen. Ja, so kräftig fühlte sich der Greis, daß er sich ernstlich mit dem Plane einer Reise, wie zur Verjüngung, nach Ceylon beschäftigte. Diese Reisen sind nicht ohne wissenschaftliche Früchte geblieben, denn überall fand der geistreiche, bewegliche Mann Stoff zu neuen Beobachtungen, zumal über Gegenstände der Systematik und der Pflanzengeographie [45]).

Theils als Vorstudium zu den Reisen in Länder des klassischen Alterthums, theils als Früchte aus diesen haben wir auch mehrere Abhandlungen über die Geschichte von Nutzpflanzungen anzuführen, welche nicht bloß von den Naturforschern mit Theilnahme aufgenommen wurden, sondern auch von den Philologen, denen er eine Abhandlung über die Schriften des Hippokrates dargeboten [46]).

Für die praktische Seite der Botanik war er insbesondere in dem Berliner Gartenbau-Verein, so wohl durch selbstständige Vorträge, als durch vielfache Referate thätig, und für medizinisch-pharmazeutische Botanik durch Abfassung zahlreicher Artikel in dem von ihm mit Gräfe, Hufeland und Rudolphi herausgegebenen encyklopädischen Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften.

Mitten zwischen solchen manchfaltigen Studien sehen wir unsern Freund bisweilen auch wieder zu den früher mit vorwaltender Neigung behandelten Gegenständen der Physik und Chemie zurückkehren. Er untersuchte zuerst genauer die Althäa-Wurzel und zeigte, daß der in ihr enthaltene Schleim aus mehreren Bestandtheilen, unter denen auch eine stickstoffhaltige Materie, zusammengesetzt sey. Schon im J. 1815 wies er durch vergleichende chemische Untersuchungen nach, daß der Kleber und der vegetabilische Eyweißstoff nicht wesentlich verschieden sind, was später Liebig, Mulder u. A. durch Elementar-Analysen bestätigten. Auch über die chemische Wirkung beym Zusammenreiben der Körper, über Capillarität und die erste Entstehung der Krystalle hat er gearbeitet. Eine Abhandlung über die Bildung der festen Körper (vom Jahre 1841), deutsch und französisch, enthält mikroskopische Untersuchungen von chemischen Niederschlägen. Sie bestätigt die Beobachtungen Gust. Rose's, daß ein Präcipitat von kohlensaurem Kalk, bey gewöhnlicher Temperatur gebildet, die Krystallisation des Kalkspathes bey höherer Temperatur jene des Arragonits zeige. Diese Niederschläge erscheinen zuerst in kuglichten Formen, denen Link eine gewisse Fluidität zuerkennt, da sie sich oft zu größern Kugeln vereinigen. Die Krystallisation tritt später ein, und Link glaubt, daß die Krystalle anfänglich im Innern noch flüssig oder halbflüssig seyn können [47]).

Link für sich legte, als ein weit ausgreifender Geist, Werth darein, die Stellung eines Polyhistors

45) Als hieher gehörig bezeichnen wir: Symbolae ad Floram Graecam, in Linnaea IX. (1834) p. 141. — Abietinae horti regii botanici berolinensis cultae, recensitae ibid. XV. (1841) p. 481 sq. et 704. — De Gramineis Europae australis observationes botanicae ibid. XVII. (1843) p. 385. — Revisio Abietinarum horti regii botanici Berolinensis ibid. XX. (1847) p. 283.

46) Ueber die ältere Geschichte der Getreide-Arten. In den Abh. der Berl. Akad. 1817 S. 67. — Ueber die ältere Geschichte der Hülsenfrüchte, Futterkräuter und Gemüsgewächse. Ebenda 1819 — Ueber die Theorien in den Hippokratischen Schriften, nebst Bemerkungen über die Aechtheit dieser Schriften. Ebenda 1815.

47) Link hat hier auf experimentellem Wege dargethan, was ein Mitglied unserer Akademie schon früher als ein Postulat aufgestellt hatte, indem er die Kugel für die Muttergestalt der Körperwelt ansprach. S. Fuchs über den Amorphismus fester Körper in den „bayrischen Annalen" 1833 Nr. 51. Blatt für Literatur Nr. 34. S. 345 — 352 und daraus in Schweigger's Jahrb. der Chemie und Physik Bd. VII. Heft 7. 8. S. 418 — 434. Vergl. Link Propyläen II. S. 48.

einzunehmen; Andern aber rieth er sich zu beschränken, wohl wissend, daß die eigene Vielseitigkeit mehr subjectiven Genuß bringe, als sie die literarische Bedeutung erhöhe. Die große Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Empfänglichkeit, das Dargebotene rasch und leicht zu fassen, lockten ihn auf die verschiedensten Gebiete. So beeinträchtigte er seinen Ruhm als Schriftsteller, während er sich geistig bereicherte. Seinen leicht erworbenen Reichthum aber gab er mit so großer Unbefangenheit wieder aus, daß er wohl manchmal den Styl vernachläßigte. Eine solche Unbestimmtheit oder Leichtfertigkeit des Ausdrucks rächt sich aber besonders an dem Naturforscher, wenn dadurch der Weg der Untersuchung und die Resultate den späteren Forschern nicht klar genug werden. Link selbst nahm dieß leicht [48]).

Als Zeuge von dem polyhistorischen Charakter dieses hochbegabten Mannes wollen wir zunächst das Werk anführen, was ihn mehr als irgend ein anderes in die größere Lesewelt eingeführt und seinen Namen der Nation werth gemacht hat: „die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde“ [49]). Es ist in Links Blüthezeit entstanden. Wir stehen nicht an, ihm eine hohe Stelle in unserer Literatur beyzumessen. Man findet hier eine Reihe schöner Darstellungen und Untersuchungen über die Urwelt, über die Verbreitung organischer Körper und des Menschen, über die Heimath gezähmter Thiere und angebauter Pflanzen, über die Kosmogonien bey mehreren Völkern. Im zweyten Theile wirft der Verfasser geistreiche Blicke auf die Veränderungen der organischen Schöpfung und der Menschheit vor und in geschichtlicher Zeit. Die Freyheit und Unabhängigkeit des Urtheils, die Mannichfaltigkeit der aufgenommenen Kenntnisse und die Leichtigkeit und Anmuth der Darstellung, welche sich nicht selten zu einem classischen Schwung erhebt, sichern diesem Werke einen Ehrenplatz. Eine Fortsetzung erhielt es (im Jahre 1842) in der Schrift: „das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit,“ worin uns Link zunächst als Linguist entgegenkommt. Er betrachtet die Sprache, und beurkundet, daß er auch diese göttliche, den Menschen auszeichnende Gabe als Naturforscher mit Geist ins Auge zu fassen verstehe. Was einst Süßmilch und nach diesem selbst ein Herder über den Ursprung der Sprache gesagt, konnte ihm nicht genügen. Er denkt sich, wie dieß auch die Ansicht eines unserer sprachforschenden Collegen ist, die Sprache, die hörbare nicht in einem völlig rohen, sondern in einem bereits ziemlich entwickelten Zustande erwachsen, und zwar sehr allmählig aus und an der sichtbaren Sprache, der durch Gebärde und Zeichen. Welcher Art ihre ersten Elemente gewesen, sey noch heute in der Sprache der Chinesen zu erkennen. Aus solchen, anfangs so starren als vieldeutigen Elementen seyen nach und nach durch drey Mittel, die er Fügung, Gliederung und theils scharfe, theils schwache Beugung nennt, die vollkommneren Sprachen hervorgegangen. Nicht alle brachten alle drey Mittel, nicht alle ein jedes derselben auf gleiche Weise in Anwendung; daher die Verschiedenheit. Mit einer Sachkenntniß, die der Naturforscher nur aus achtungswerthen linguistischen Studien kann erworben haben, geht Link auf das Hervorstechendste im Baue und in den Formen der alten und der neuen Sprachen ein. Ueberall weiß er es durch passende gemeinfaßliche Belege und Beyspiele ins gehörige Licht zu stellen.

Auch über Poesie, bildende und Tonkunst und über die Sitten ergeht er sich, in seiner discursiven Weise, immer kenntnißreich, gewandt und vielseitig anregend. Er zeigt, daß er auch im Leben einen Schatz praktischer Klugheit gewonnen; und man möchte aus diesen Schriften vorzugsweise ahnen können, wie er in wissenschaftlicher Conversation belebend, in geselligem Umgang vermittelnd zu wirken, müsse verstanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

48) „Sie sehen, ich habe einmal wieder fremde Mäuse im Kopfe gehabt,“ pflegte er wohl scherzend zu einem nahe befreundeten Schüler zu sagen, wenn er sein jüngstes literarisches Product mittheilte.

49) Berlin I. 1821. II. 1822. Zweyte Aufl. 1834.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 28.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

Ueber physikalische Erdbeschreibung hatte er öfter akademische Vorträge gehalten. Die Summe seiner Gedanken, Erfahrungen und in früherer Zeit gesammelten Excerpte auf diesem Gebiete legte er in einem besondern Werke nieder [50]), dessen erster Band die Erde im Allgemeinen, der zweyte ihren geognostischen Bau insbesondere behandelt.

Das Streben, seine allgemeinsten Standpunkte bewußt zu verbinden, seine Ansichten über das große Ganze, welches er geistig in sich aufgenommen, zu harmonisiren, vergegenwärtigt sich uns unter Anderm in seinen „Propyläen der Naturkunde," deren erster Theil (Berlin 1836) eine philosophische Einleitung in die Naturkunde giebt. Philosophie, Mechanik, Physiologie und Eintheilung der Naturwissenschaften überschreibt er die Abschnitte dieses Buches. Im zweyten Theile (1839) tritt er dem einzelnen Naturobjecte selbst näher. Die hier entworfene encyklopädische Uebersicht ist ein leicht hingeworfenes Gemälde, in dem er mit der Sicherheit des Meisters einzelne blendende Lichter aufsetzt und aus der Quelle einer ausgebreiteten Belesenheit einzelne wichtige Thatsachen, gleichsam zur Orientirung hervorhebt, ohne gerade Alles zu einem Ganzen organisch zu verknüpfen.

Daß ein Geist von dieser Beweglichkeit und comprehensiven Kraft sich angetrieben fühlen mußte, die Fülle seines Wissens in seinen philosophischen Ueberzeugungen zu einem gewissen Abschluße zu bringen, liegt in seiner eigensten Natur, und wir haben bereits an die philosophischen Arbeiten der früheren Epoche erinnert. So konnten ihm denn die verschiedenen Phasen, welche die Philosophie in Deutschland durchlaufen hat, nicht fremd bleiben. Von einer jeden suchte er sich Rechenschaft zu geben, und in seinen eigenen Arbeiten war er bestrebt, neben populärer Darstellung der Hauptmomente, für sich selbst eine vermittelnde Stellung einzunehmen.

Unter dem mächtigen Eindrucke der Philosophie Kants seine wissenschaftliche Laufbahn beginnend, hat er stets eine gewisse Ehrfurcht vor diesem großen Denker bekannt. Allein dessen Methode auf seine eigene Schriften überzutragen war außer dem Berufe eines so unruhigen und in seinen Forschungen gewissermaßen desultorischen Geistes. Mit Schellings Philosophie scheint er sich zu sehr im Allgemeinen beschäftiget, sie nicht in jede Tiefe verfolgt zu haben, während er andererseits vielleicht schon aus geselligen Rücksichten der Hegel'schen Philosophie, welche seinem Grundwesen durchaus fremd war, in glimpflicher Weise begegnet ist. Seine eigenen Darstellungen über philosophische Gegenstände bezwecken in keiner Weise ein geschlossenes System, weil er, wie oben angedeutet, sich nicht vermaß, mit dem

50) Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung. Berlin 8. I. 1826. II. 1830.

Unendlichen fertig zu werden, und weil er das, was man die philosophirende Entwicklung der Idee nennt, betrachtete, als sey sie ohne Bürgschaft so am Ein- als am Ausgang. Dafür mußte er denn wohl auch das Urtheil, daß er Feind aller Ideologie sey, von Einigen über sich ergehen lassen. Jenen, welche zur Vermittelung der Gegensätze in der Philosophie ein selbstständiges System postulirten, wollte er wohl mit seinem Versuche weniger genügen, als dem eigenen subjectiven Bedürfnisse. Und wenn er keine allgemeine Wirkung auf Gang und Haltung der deutschen Philosophie auszuüben vermochte, so zeigte er sich darüber nicht empfindlich. Gegen herkömmliche Vorstellungen hatte er keine Connivenz, und er äußerte sich in Lob und Tadel mit dem Freymuth des reichen, unabhängigen Mannes.

Bey Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Regensburg im Jahre 1849 stand der Redner in der Walhalla mit Link längere Zeit vor dem Brustbilde von Leibnitz und von Kant. Er erfreute sich der tiefen geistigen Rührung, welche sich in dem kräftigen, von Denken durchfurchten Antlitze des rüstigen Greises von diesem ergreifenden Anblicke abspiegelte. Als er, mit Link vor jenes den deutschen Größen erbaute Denkmal hinaustretend, in die herbstliche Donaulandschaft hinabblickte, konnte er es nicht unterlassen, ihn über das zu befragen, was er auf dem Gebiete der Philosophie angestrebt und wie er sich seine philosophische Stellung denke. „Was wollen Sie?“ entgegnete Link; „nimmermehr habe ich es unternommen, mich in die Reihe der sogenannten Philosophen zu drängen, ich habe keinen Sinn für ihre Sprache und rede nicht gern in einem Jargon. Ich gehöre weder zu den Construirenden noch zu den Deducirenden; auch bin ich kein Schematiker. Alle diese verschiedene Gruppen stehen mir ebenso unangefochten, wie jene poetischen Geister, welche aus der Philosophie ein Gedicht machen, oder wie die Mystiker und Pietisten, welche ihre Gefühlsphilosophie mit schönen oder frommen Worten anzuthun wissen. Glauben Sie aber nicht, daß ich dem religiösen Gedanken unzugänglich wäre. Dieß ist mein unmittelbarstes Eigenthum. Ich lobe mir die gesunde Vernuft, die Mathematik in physicis, und bin 50 Jahre lang den inductiven Weg gegangen.“

Diese Aeußerungen finden sich gewissermaßen wieder in der letzten seiner Schriften, die wenige Wochen vor seinem Scheiden aus unserer Mitte erschienen ist, und die er selbst den Seinigen als sein literarisches Testament angekündigt hatte [51]). In der Vorrede erzählt er seinen jugendlichen Drang zur Philosophie, — wie damals Kants Lehre die jungen Geister beherrscht, — wie er, aus Portugal heimgekehrt, den Zustand der Philosophie gänzlich verändert gefunden und mit Bedauern gesehen habe, daß die Naturphilosophie jene Lehre, welche er für die am sichersten begründete gehalten, die mathematische Physik, als nichtig verworfen und den Standpunkt der intellectuellen Anschauung postulirt habe, dem er kein deutliches Bewußtseyn zuerkannt. Endlich sey das Zeitalter der „Polaritäten“ und anderer Zauberformeln müde geworden und die großen Entdeckungen der Ausländer in der Chemie, der Lehre vom Licht und von der Elektrizität, hätten unsere Naturforscher nach und nach in die alte Bahn zurückgeführt. Seine zweyte Schrift, Natur und Philosophie vom Jahre 1811 enthalte die Andeutungen von dem Systeme, welches er jetzt liefere. Sie fange mit dem Unendlichen an und gehe so fort, bis sie an der Gränze alles Wissens uns dem Glauben in die Arme werfe. Damals hätte er erwarten müssen, daß man Erinnerungen an den Glauben für die Aeußerungen eines schwachen Denkers halten würde. Seine Ideen zu einer philosophischen Naturkunde (vom Jahre 1815) seyen eine Versöhnung mit der Naturphilosophie gewesen. Die Uebereinstimmung der Stufen des Denkvermögens mit den drey Abmessungen des Raumes erschiene ihm ein tiefer Blick in Geist und Natur [52]). Er habe versucht

51) Die Philosophie der gesunden Vernunft. Berlin 1850. 8.

52) In den Propyläen II. (1839) S. 63 spricht sich Link hierüber folgendermaßen aus: „Da die Darstellung des Organismus mit der Darstellung des Raums übereinstimmt, da dieselbe Uebereinstimmung sich zwischen der Darstellung des Raumes und dem Denkvermögen findet, so ist dadurch die

zu vermitteln zwischen denen, welche nur erfahren wollen, und denen, welche es nicht verschmähen, über die Erfahrungen hinauszugehen. Die Verbindung mit Steffens machte ihm eine solche Vermittlung wünschenswerth, aber sie konnte nicht gelingen.

Den vollen Klimax seiner philosophischen Ueberzeugungen sprach er in dem Buche selbst folgendermaßen aus:

„So ist in den erheblichsten Systemen der Philosophie seit Kant der Weg der Philosophie deutlich bezeichnet, den Kant zuerst betrat, wenn er auch nicht weit genug auf ihm fortging, und es andern überlassen mußte, bis zur äußersten Gränze vorzudringen.

Die gesunde Vernunft gesteht nun sehr bald, daß sie nicht wisse, wie sie zum Denken gekommen sey und denken könne. Sie gesteht nicht weniger, daß sie nicht wisse, wie die äußere Natur, wie das Daseyn selbst entstehe und bestehe. Sie findet sich wunderbar in dem Aeußern der Welt und in ihrem eigenen Ich. Wir nennen sie die gesunde Vernunft, weil sie nicht die Anmaßung hat, zu meinen, daß sie alles wissen, alles begreifen könne, denn diese Anmaßung ist die Krankheit des menschlichen Geistes. Die gesunde Vernunft führt uns an die Gränze ihres Erkennens und Wissens, wo sie dann in froher Hingebung uns dem Gefühl übergiebt, welches die Menschheit immer beherrscht hat, und beherrschen soll, dem Glauben. So wie sie aber ihre Schwäche erkennt, über jene Gränzen nicht weiter dringen zu können, so ist sie auch ihrer Stärke bewußt, bis an jene Gränze dringen zu können, und zu müssen.

Die höhere Macht, die Allmacht, die das Seyn mit dem Nichts, das Ich mit dem Gegenstande, so wie die Unendlichkeit mit der Endlichkeit in Ewigkeit vereint und versöhnt, die alle Widersprüche hebt, und Werden zum Daseyn schafft, nennen wir Gott. Alles ist in ihm und durch ihn. Seine Macht ist unser Leben und Daseyn. Er ist der Anfang und das Ende. Wir können ihn nicht anders fassen, oder nur mit andern Worten, wir sollen ihn nicht anders fassen, als in seiner ewigen Einheit und Allheit.

An dieser Gränze bleibt die Vernunft staunend und bewundernd stehen. Sie sieht Gott im Aeußern und im Innern, überall sieht sie ihn. Indem sie staunt, entschlüpft die Phantasie ihrer Führerin und Hüterin, und belebt das Ganze mit Gottheiten; sie schwärmt nicht selten wild umher, und spät gelingt es der Vernunft, sie zurückzuführen zur Einheit der Allmacht, die Alles lenkt und regiert, und zu der wir in der Noth voll Hoffnung beten. Es ist die erste Stufe der glaubenden Vernunft, zu der sie betend sich erhebt.

Aber auch an dieser Gränze des Denkens, wo die Vernunft nicht weiter fortzuschreiten vermag, hebt sie sich auf den Flügeln des Gefühls kühn empor, und schwingt sich auf zum Unendlichen und Ewigen Gott. Vor ihm schwinden die Welten wie Staub in der Ferne, vor ihm wird die Dauer ein flüchtiger Augenblick. Indem auch wir vor ihm verschwinden, erheben wir uns zu ihm. — Es ist die

---

Uebereinstimmung des Denkvermögens mit dem Entwicklungsgange der Natur, fürs erste der organischen, dargethan. Ich habe diese Uebereinstimmung in den „Ideen zu einer philosophischen Naturkunde," Breslau 1815, zu zeigen gesucht. Man hat mich darum zu den Anhängern der Naturphilosophie gerechnet. Aber doch war und bleibt noch ein großer Unterschied. Die Naturphilosophen sehen jene Uebereinstimmung als wirkliche Einheit, als Eines und dasselbe an; ich hingegen meinte, das Denkvermögen sey auch nur eine Natur, eine innere Natur, die gleichsam parallel mit jener äußern gehe, ohne die äußere hervorzubringen. Die Vernunft ist also keineswegs Alles, wie die Naturphilosophie sagte, sondern es ist etwas außer und über ihr, wie schon daraus hervorgeht, daß die Vernunft wie die Natur irren kann." — Die Anführung dieser Stelle mag uns veranlassen zu bemerken, wie Link, seiner großen Beweglichkeit ungeachtet, und während er über das einzelne Naturobject seine Ansicht nicht selten gewechselt, dennoch in dem Wesentlichen seiner allgemeinen philosophischen Grundlagen und Ausgangspunkte sich gleichgeblieben ist.

zweyte Stufe der andachtsvollen Vernunft, auf der sie anbetend niedersinkt."

Die Vernunft, so schließt er, — geht über das bewundernde Anstaunen Gottes, sie geht über die Andacht hinaus. „Ihre Formen, wodurch wir denken, diese Formen, wodurch sich die Denker aller Zeiten jener obersten Lösung aller Fragen zu nähern suchten, tragen so sehr das Gepräge der Zufälligkeit, zeigen bey aller Mannichfaltigkeit des Gebrauchs einen so einförmigen Gang von der Einheit zur Vielheit und zurück zur Alles umfassenden Allheit, die Eins und Vieles zugleich ist, daß man sie nur für die Formen, die Gesetze einer besonderen Vernunft halten muß, deren Gesetzgeber sich außer ihr befindet. Denn außer dieser Vernunft, durch die wir denken, kann es auch noch andere geben, durch die man anders denkt, oder deutlicher, da wir auch das Denken nur im Raume und Zeit zu denken vermögen, so könnte es wohl noch außer Raum und Zeit ein Denken geben, welches wir nicht zu denken vermögen, und wofür die menschliche Sprache keine Worte hat. Einen kleinen Blick in jene Tiefe der Tiefen erlaubt die Vernunft uns zu thun. Wir sehen in einem Keim des Menschen, in einem Punkt, das Leben unendlicher Geschlechter eingeschlossen, die Mannichfaltigkeit derselben in bestimmte Gesetze gebracht, die Möglichkeit von Vernunft in jedem einzelnen Wesen, welche das Ganze zu fassen vermag, und in dieser strengen Ordnung eine Freyheit der Geister, welche den Sterblichen verhöhnt, der ihnen zu gebieten sich erkühnen wollte. So ahnet die Vernunft das Anschauen Gottes" [53]).

Mit diesen Gedanken, die in verwandter Weise auch der große Chemiker Humphry Davy ausgesprochen, hat der dreyundachtzigjährige Greis, der über ein halbes Jahrhundert lang gestrebt und in Gottes Schöpfung geforscht, von seiner Nation Abschied genommen. Sie tönen mir wie der beruhigte und beruhigende Gesang des sterbenden Schwans, der auch ein Phönix ist.

Link verschied am ersten Vormittage des Jahres 1851, an den Folgen der Grippe, neben der sich in der letzten Zeit Steinbeschwerden kund gegeben hatten. Noch am Abend zuvor hatte er der älteren Tochter [54]), welche zu seiner Pflege herbeygeeilt war, geäußert: „sollte der liebe Gott mich abrufen wollen, so bin ich bereit!"

Deutschland hat in Link seinen ältesten Naturforscher, unsere Akademie eines ihrer ältesten Mitglieder begraben, denn schon am 13. März 1808 war er als ordentliches auswärtiges Mitglied in die Section für allgemeine Naturgeschichte in der mathematisch-physikalischen Classe gewählt worden. Fast allen andern Akademien gehörte er an; wie natürlich, denn er vergegenwärtigte in seiner reichen und dabey zur geschlossenen Einheit verbundenen Individualität das Wesen der Akademie. Dieses ehrwürdige Institut, durch das alte Europa, von Stockholm bis Neapel, von St. Petersburg bis Lissabon, im Drange der Menschheit nach Wahrheit gegründet, eine Stätte geistiger Mannichfaltigkeit, ist auch zur Bewahrerin einer höheren Einheit bestellt. Im Besitze aber solcher hochbegabten Naturen, wie Link, wird es ihr leicht, den Doppelberuf zu erfüllen: Einzelforschung nach jeder Richtung zu fördern, und die verschiedensten Kräfte und Strebungen in einem höheren Sinne zu versöhnen und gegenseitig zu stärken.

(Fortsetzung folgt.)

53) Die Philosophie der gesunden Vernunft S. 13, am Ende des ersten Abschnittes: Erhebung des Gedankens zu Gott. Die folgenden Abschnitte sind überschrieben: Raum, Zeit und Materie — Logik — Gefühl und Empfindung — Wollen und Freyheit — die Idee — Moral und Religion — Recht und Staat — Natur.

54) Gemahlin des Hrn. Prof. der Landwirthschaft Dr. Becker zu Rostock; die zweyte Tochter ist an den Landgerichtsrath Hr. Boy in Posen vermählt. Link hinterläßt keinen Sohn.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 29.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

#### Anhang I.

#### Links Pflanzensystem.

In dem Systeme, welches Link in der Einleitung zu der mit dem Grafen v. Hoffmannsegg herausgegebenen Flore Portugaise, mit zwölf Classen, aufgestellt hat, werden als oberste Eintheilungsgründe ein regelmäßiges oder unregelmäßiges Zellgewebe, die Gegenwart oder der Mangel der Spiralgefässe, die Anwesenheit von ächtem Marke oder von Bast in der Mitte des Stammes, und von sog. ächten oder unächten Cotyledonen geltend gemacht. In zweyter Linie sind zunächst die Insertionsverhältnisse in der Blüthe und endlich die Verschiedenheiten der Frucht und der Anheftungsweisen der Samen berücksichtigt. Mehrere der hier aufgestellten Rücksichten, denen spätere Forschungen das Wort nicht redeten, sind in einem zweyten Systeme aufgegeben, nach welchem Link die Pflanzenfamilien in den drey Bänden seines Handbuchs zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse [55]) — geordnet hat. Auf einige seiner früheren Anordnungsgründe legt er aber auch hier noch Werth. Welche Ansprüche er an eine systematische Gliederung des Gewächsreichs gemacht hat, dürfte sich nirgends bestimmter zeichnen, als in dem Schema dieses Systems selbst, welches wir hier (theils nach der angeführten Schrift, theils nach Bergs Handbuch der pharmazeutischen Botanik, 2. Aufl. 1850. S. 135) wiedergeben.

55) Auch unter dem Titel: Grundriß der Kräuterkunde von Willdenow. Zweyter, dritter und vierter (praktischer) Theil. Berlin 1829 — 1833. 8.

| | |
|---|---|
| I. Cryptophyta: Zellpflanzen, ohne eigentliche Wurzel, welche ein Lager (Thallus) bilden, statt der Antheren mit Antheridien, statt der Samen mit Sporen versehen. | |
| Das Lager flockig oder flockenförmig, oder gar nicht vorhanden . . . . . | I. Fungi. |
| Wassergewächse. Das Lager stammartig, inwendig aus einem fasrigen, gallertartigen, nicht trocknen Gewebe. Brutkörner (Sporae) in Behältern (Sporangia), die vom Lager nicht geschieden . . . . . | II. Algae. |
| Die Sporangia meistens von dem krusten- oder blattförmigen, selten stammförmigen und dann immer aus einem fasrigen Gewebe bestehenden, Lager geschieden . . | III. Lichenes. |
| II. Mesophyta: Eine unterscheidbare Wurzel; statt der Samen Brutkörner. | |
| Zellpflanzen; deutliche Antheren; Kapselfrucht . . . . . | IV. Musci. |
| Gefäßpflanzen; Antheridien; Sporangien . . . . . | V. Filices. |

III. Phanerophyta: Gefäßpflanzen mit auf- und absteigendem Stamme; deutliche Geschlechtsorgane; Samen.

Monocotylea. Wurzel zusammengesetzt (aus Theilwurzeln); Holz mit zerstreuten Gefäßbündeln; die Blätter meist gescheidet, mit Längsnerven (nervata); involutiver Keim . . . . . VI. Monocotylea.

Dicotylea. Holz mit concentrischen und strahlig anwachsenden Schichten; die Blätter meist ungescheidet, mit Längs- und Quernerven (nervosa); evolutiver Keim.

A. Scheidenblätter.

a) Die Scheide dem geringelten Stamme angewachsen . . . VII. Vaginales.
(Piperitae, Sycoideae, Polygoneae, Begoniaceae.) [Magnoliaceae.]

b) Die Blätter, wenigstens die untern, haben eine vom Stamme gelöste Scheide, oder es ist eine Wurzelscheide vorhanden . . . . . VIII. Vaginantes.
(Umbellatae, Araliaceae) [Ranunculaceae.]

B. Keine Scheidenblätter.

a) Die Blüthen nicht in Kätzchen.

1) Die Blüthen mit einem Perigon oder mit einer Krone versehen.

aa) Das Perigonium einfach . . . . . IX. Perigoniatae.
(Pistolochinae, Elaeagneae, Thymelaeae, Proteaceae, Laurinae, Phytolacceae, Petiveriaceae.)

bb) Das Perigonium doppelt.

α) Die Krone monopetalisch.

αα) Die Blüthen nicht zusammengesetzt.

ααα) Die Krone hypogynisch.

* Die Krone trocken und raschelnd . . . . X. Xeranthae.
(Plantagineae.)

** Die Krone gefärbt . . . . . XI. Hypanthae.
(Alle Monopetalae hypogynae, nebst den Polygalineae.)

βββ) Die Krone peri- oder epigynisch . . . . XII. Epanthae.
(Die Monopetalae epigynae.)

ββ) Die Blüthen zusammengesetzt . . . . . XIII. Anthodiatae.
(Globulariaceae, Dipsaceae, die Compositae, welche in die Ordnungen der Acarnaceae, Elichryseae, Perdicieae, Eupatoriaceae, Asteroideae, Anthemideae, Coreopsideae, Calendulaceae, Cichoraceae, Echinopeae, Calycereae, Partheniaceae und Ambrosiaceae getheilt sind.)

β) Die Krone polypetalisch.

ααα) Perigynisch.

* Die Frucht nicht hülsenartig . . . . . XIV. Perigynae.

** Die Frucht hülsenartig . . . . . XV. Leguminosae.

βββ) Hypogynisch.

* Die Staubfäden der Zahl der Kronenblätter entsprechend.

Den Kronenblättern gegenüber . . . . XVI. Catastemones.

Mit den Kronenblättern abwechselnd . . . XVII. Anastemones.

** Die Staubfäden der Zahl der Kronenblätter nicht entsprechend.

Sehr zahlreich . . . . . XVIII. Polystemones.

Wenige . . . . . XIX. Allostemones.

2) Die Blüthen ohne Kronen, aber bekelcht . . . . . XX. Apetalae.
b) Die Blüthen in Kätzchen . . . . . XXI. Amentaceae.

## Anhang II.

Verzeichniß der von Link aufgestellten Pflanzengattungen, nach natürlichen Familien geordnet [55])

*Algae:*

Charospermum s. Endl. Genera plant. no. 49. = Draparnaldia Bory.
Chordaria Endl. Gen. no. 112. = Scytosiphon Ag.
Coccophysium Endl. no. 28. = Protococcus Ag.
Enteromorpha no. 86. Subgenus Ulvae Ag.
Gastrophycus no. 91. b. = Lomentaria Lyngb. Kg. Subgenus Chondriae Ag.
Genuflexa no. 54. a. = Mougeotia Ag.
Globulina no. 54. b. Ad Zygnema Ag.
Gongylocladon no. 52. = Lemanea Bory.
Hydrococcus no. 30. = Nostoc Vauch.
Hydrolinum no. 14. = Schizonema Ag.
Lysigonium no. 11. Subgenus Melosirae Ag. Kütz.
Nodularia no. 52. ad Lemaneam Bory.
Oedogonium no. 56. Tiresias Bory. Kütz. Spec. Alg. p. 364.
Palmaria no. 108. = Laminaria Lamour.
Phymatium no. 111. = Sporochnus Ag.
Plumaria no. 63. = Griffithsia Ag.
Sphaerogona no. 47. = Sphaeroplea Ag.
Spirogyra no. 54. c. (Zygnema Ag.) Kütz. Spec. Alg. p. 437.
Stellulina no. 54. c. ad Zygnema Ag.
Trepposa no. 86. b. ad Ulvam.

*Lichenes:*

Coelocaulon No. 175. ad Cetrariam Ach.
Crocodia No. 173. ad Stictam Schreb.

*Gymnomycetes:*

Atractium no. 206. et 260. ad Volutellam et Stilbum Tode.
Caeomurus no. 181. b. Subgenus Uredinis.
Ceratites no. 182. b. Aecidii subgenus Roestelia Rebent.
Hypodermium no. 201. = Schizoderma Kunze.
Melanconium no. 193.
Myxosporium no. 200. = Nemaspora Pers.
Peridermium no. 182. = Subgenus Aecidii P.
Phragmidium no. 190.
Podisoma no. 187. a. Subgenus Gymnosporangii Hedw.
Sporodesmium no. 186.
Triphragmium no. 185. = Puccinia P.
Uromyces et Ustilago no. 181. a. b. Subgenus Uredinis.

*Hyphomycetes:*

Acladium no. 223.
Acremonium no. 222.
Aleurisma no. 210.
Camptosporium no. 211. = Circinotrichum Nees, Psilonia Fries.
Camptoum no. 231. b. Subgen. Arthrinii Kunze.
Chloridium no. 235. = Dematium Fries.
Cladosporium no. 233.
Coccotrichum no. 215. ad Collarium Lk.
Coelosporium no. 235. ad Dematium Fries.
Collarium no. 215.
Conoplea no. 235. ad Dematium Fr.
Coremium no. 226. ad Penicillium Lk.
Diplosporium no. 221. ad Trichothecium Lk.
Epochnium no. 213.
Eurotium n. 243.
Exosporium no. 236. b. Subgenus Helminthosporii Lk.
Fusidium no. 214. = Fusisporium Fr.
Geotrichum no. 223. ad Sporotrichum Lk.
Goniosporium 231. c. Subgen. Arthrinii.
Haplaria 227. b. Subgen. Botrytis Mich.
Haplotrychum 227. a. Subgen. Botrytis Mich.
Helicomyces p. 21. h. Byssi.
Mycogone no. 217. = Sepedonium Lk.
Oedemium no. 240.
Oidium no. 220.
Ozonium p. 21. d. β. Byssi.
Penicillium n. 226.
Polyactis no. 227. c. Subgenus Botrytis Mich.
Rubigo p. 21. c. β. Byssi.

55) Die in Endlicher Gen. Pl. recipirten Gattungen sind mit gesperrter Schrift gesetzt.

Sepedonium n. 217.
Sporodinia no. 229. ad Aspergillum Mich.
Sporotrichum no. 223.
Stachylidium no. 228.
Thamnidium no. 251. ad Mucorem Mich.
Trichothecium no. 221.

*Gasteromycetes:*

Aethalium no. 320.
Allosphaerium n. 289. a. ad Rhizoctoniam Fr.
Amphisporium no. 291.
Antennaria no. 280.
Bryochysium no. 289. a. Subgenus Rhizoctoniae Fr.
Coniosporium n. 273.
Diplostoma no. 332. ad Tulostoma P.
Endogone n. 345.
Leangium et Leocarpus no. 318. c. d. Subgenus Didermatis P.
Lignidium no. 321. = Reticularia Bull.
Phleogena no. 301. = Oxygena P.
Pisocarpium no. 330. = Polysaccum DC.
Pittocarpium no. 320. = Aethalium Lk.
Polyangium no. 340.
Spermomorphia no. 281. d. ad Sclerotium Tode.
Steerbeckia no. 336. e. = Actinodermium Nees, ad Geastrum Mich.

*Pyrenomycetes:*

Sphaeromorphium n. 384. ad Dothideam Fr.
Typhodium no. 384. ad Dothideam.

*Hymenomycetes:*

Auricularia no. 404. = Exidia Fr.
Encephalium no. 402. = Nematelia Fr.
Xylophagus no. 445. ad Merulium Hall.

*Filices:*

Acropteris no. 630. b. ad Asplenium.
Actinopteris ad Asplenium.
Adectum no. 644. (Sitobolium Desv. male Sitolobium.) Dicksonia.
Anogramma no. 606. ad Gymnogramma.
Camptosorus no. 634. c. Subgenus Scolopendrii.
Chrysopteris no. 615. ad Polypodium. Subgenus Phymatodes.
Craspedaria no. 617. ad Niphobolum et Polypodium.
Microsorus l. Microsorium Fil. berolinenses p. 135 hort. berol. 110. no. 615. $\varkappa\ \gamma\ \alpha\alpha$ * Subgen. Polypodii, Dipteris Reinwardt.
Pellaea no. 622. Allosori spec. Kaulf. Kze.
Peltapteris no. 603. Acrostichi Subg. (Rhipidopteris Schott et Fée).

*Gramineae:*

Achnodon no. 750. c. = Achnodontium Pal. Beauv. Subgenus Phlei L.
Acratherum no. 775.
Airochloa no. 889. a. Subgenus Koeleriae.
Arthostachya no. 864. ad Avenam L.
Brizopyrum no. 876. a. = Aeluropus Trin. Subgenus Poae K.
Campella no. 857. = Deschampsia Pal. B.
Catapodium no. 899. b. = Brachypodium Pal. B. Subgen. Festucae L.
Chasmanthium no. 902. = Uniola L.
Enodium no. 888. = Molinia Moench.
Hydrochloa no. 877. b. = Subgen. Glyceriae.
Hydropyrum no. 731. = Hydrochloa Pal. B.
Lasiagrostis no. 795.
Mygalurus no. 899. c. = Vulpia Gmel. Subgen. Festucae L.
Oedipachne no. 767. = Eriochloa Kunth.
Oreochloa no. 875. a. Subgen. Sesleriae Ard.
Psilathera no. 875. c. Subgen. Sesleriae Ard.
Trachynia no. 913. c. = Brachypodium Pal. B. Subgen. Tritici.

*Cyperaceae:*

Eleogiton no. 999. a. Subgen. Isolepidis R. Br.
Holoschoenus no. 999. a. Subgen. Isolepidis R. Br.
Hypelytrum no. 987. b. = Lipocarpha Nees.
Streblidia no. 968. b. = Chaetospora R. Br.

*Liliaceae:*

Agraphis no. 1123.
Liliastrum no. 1145. b. = Czackia Andr. Subgen. Antherici L.
Myogalum no. 1134. (Ornithogal. nutans L.)
Ornithoxanthum no. 109. = Gagea Salisb.
Tritomanthe et Tritomium no. 1114. = Kniphofia Moench.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 30.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.
Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Fortsetzung.)

*Amaryllideae:*

Caetocapnia Link et Otto no. 1292. = Bravoa Llav. Lex.
Calliroë no. 1273. g. = Belladonna Sweet. Subgen. Amaryllidis.

*Smilaceae:*

Danaida no. 1188. b. = Danaë Medic. Subgen. Ruscі Tournef.
Macrogyne no. 1191. = Aspidistra Ker.

*Orchideae:*

Neottidium no. 1551. ad Neottiam R. Br.
Tankervillia no. 1385. = Phagus Lour.
Gonogona no. 1572. = Goodyera R. Br.

*Coniferae:*

Picea no. 1795. b. Subgenus Pini.

*Phytolaccaceae:*

Aphananthe no. 5260. = Microtea Sw.

*Scrofularineae:*

Hornemannia Link et Otto no. 3952 = Vandellia L.
Lasiopera Link et Hofms. no. 4013. b. Trixago et Euphragia Grisebach. Steff.
Bonnaya Lk. et Otto no. 3948.
Diascia Lk. et Otto no. 3887.

*Orobancheae:*

Cistanche Lk. et Hoffms. n. 4183. b. Subgenus Phelipaeae Desf.

*Solaneae:*

Anisodus no. 3848.

*Borragineae:*

Rhytispermum no. 3761. a. Subg. Lithospermi.
Baphorhiza no. 3768. a. = Alcanna Tausch, Subgenus Anchusae.

*Labiatae:*

Phlomidopsis n. 3664. b. = Phlomoides Mönch. Subg. Phlomidis.
Eriostomum Link et Hoffms. no. 3650. c. Subg. Stachydis.
Tetrahitum Link et Hoffms. no. 4650. f. = Olisia Dumort. Sectio Stachydis.

*Gentianeae:*

Microcala Link et Hoffms. no. 3541. a. = Cicendia Adans.

*Primulaceae:*

Asterolinon Link et Hoffms. no. 4205. (Linum stellatum L.)
Auganthus no. 4199. b. Subgen. Primulae L.
Lubinia Link et Otto (non Commerson) no. 4209. = Coxia Endl.

*Ericeae:*

Chamaeledon no. 4338. = Loiseleuria Desv. et Azalea L.

*Compositae:*

Heracantha no. 2874. = Kentrophyllum Necker.
Otanthus no. 2650. = Diotis Desf.
Myoseris no. 3019. b, = Intybellia Cass. Subg. Lagoseridis Bieberstein.

*Rubiaceae:*

Meynia no. 3191. = Vangueria Commerson.

*Umbelliferae:*

Corion Lk. et Hffms. = Bifora Hoffm.

Ledebouria no. 4410. b. = Tragium Spr. Subgen. Pimpinellae L.

Rumia np. 4470. Capnophyllum Gärtn.

Trachyspermum no. 4450. b. = Ptychotis.

*Crassulaceae:*

Cotylephyllum no. 4620. b. = Cotyle DC. Subgen. Umbilici L.

*Cruciferae:*

Carpoceras no. 4885. b. Subgen. Thlaspi DC.

Cuspidaria no. 4908. b. Subgen. Erysimi DC.

Euzomum no. 4956. = Eruca Tournef.

*Droseraceae:*

Drosophyllum no. 5036.

*Lythrarieae:*

Heimia Link et Otto no. 6147. b. Subg. Nesaeae Commers.

*Leguminosae:*

Calycotome n. 6505. b. Subgenus Cytisi.

Chamaecytisus no. 6505. a. Subgenus Cytisi.

Ervilia no. 6580. b. Subg. Ervi.

Spartianthus no. 6497. ad Spartium.

Stauracanthus no. 6496.

*Onagrariae:*

Chamissonia no. 6113. = Sphaerostigma Ser.

*Cacteae:*

Phyllocactus no. 5158. (Phyllocereus Miqu. Epiphyllum Herm. Phyllarthus Neck.)

## Anhang III.

### Verzeichniß der Schriften von Heinrich Friedrich Link in chronologischer Ordnung.

1788.

Diss. premio ornata. Commentatio de analysi urinae et de origine calculi. 4.

1789.

Florae Göttingensis specimen, sistens vegetabilia saxo calcareo propria. D. inaugur. botanico-med. 26. Aug. 8. Wiederholt gedruckt in Usteri Delectus opusculorum bot. I. p. 299 — 336.

1790.

Versuch einer Anleitung zur geologischen Kenntniß der Mineralien. Gött. 8.

Einige Bemerkungen über das Phlogiston. Gött. 8.

1791.

Annalen der Naturgeschichte. Erstes (einziges) Stück. Gött. 8.

1792.

Neue Abhandlungen der K. schwedischen Akademie der Wissenschaften. Bd. XI. u. XII. Uebersetzt von Kästner und Link. Leipzig. 8.

1795 — 1797.

Beyträge zur Physik und Chemie. Rostock. 3 Bändchen.

Einige Bemerkungen über den Standort (loca natalia) der Pflanzen in Usteri's Annal. der Botanik. XIV. 1795. S. 1.

Dissertationes botan., quibus accedunt Primitiae horti botan. et Florae Rostochiensis. Suerin 4. (Diss. I. de terminis botanicis. D. II. de generum in botanica constituendorum ratione. D. III. de differentiis specificis plantarum.

1796.

Einige Beobachtungen über den Blüthenstand. In Römer's Archiv für die Botanik. I. 1. S. 59.

Grundlage einer Philosophie der Botanik in Aphorismen. In Usteri's Annalen XX. S. 1.

1797.

Legrand d'Aussi, Reise durch Auvergne, mit Anmerk. und Zusätzen übersetzt von Link. Gött. 8.

Ueber die Wurzeln der Pflanzen, ein Beytrag zur Philosophie der Botanik. Römer's Archiv I. 2. S. 32.

Beyträge zur Naturgeschichte I. Bd. 3 Stücke: I. Ueber die Leiter der Natur, das natürliche und künstliche System. II. Ueber die Lebenskräfte in naturhistorischer Rücksicht und die Classification der Säugthiere. III. Beyträge zur Philosophie der Naturgeschichte. — II. Bd. 1801. Geolog. und mineralogische Bemerkungen auf einer Reise durch das südwestliche Europa, besonders Portugal. Rost. u. Leipz. 8.

1798.

Philosophiae botanicae novae s. institutionum phytographicarum prodromus. Gott. 8.

Ueber die Gefäße der Pflanzen in Römer's Archiv für die Botanik. III. 3. S. 435.

Grundriß der Physik. Mit 1 Kupf. Hamb. 8.

1799.

Nachricht von einer Reise nach Portugal, nebst botanischen Bemerkungen. Schrader's Journal für die Botanik. 2. Bd. S. 297.

Notizen über Materialität der Wärme und über chemische Nomenclatur. Scherer's allg. Journ. der Chemie III. S. 602.

1800.

Fortsetzung der vorläufigen Nachricht von einer botanischen Reise nach Portugal. Schraders Journ. V. Bd. S. 47.

Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. Kiel 1799—1804. 3 Thle.

Beschreibung des salzsauren Kupfers aus Chili. Scherer allg. Journ. d. Chemie V. 662.

1803.

Bemerkungen über die Pflanzengattung Scilla. In den neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. IV. S. 14.

1805.

De Helianthemo genere observationes. In Schrader's Neuem Journ. d. Bot. I. 1. S. 109.

Drosophyllum, novum genus. Ebenda 2. S. 51.

Dissertatio de vasis plantarum nec non de differentia structurae Monocotyledonearum et Dicotyledonearum. In Römer's Archiv für die Botanik III. 3. S. 435.

1806.

Ueber Naturphilosophie. Leipz. u. Rost. 8.

Ueber die Adhäsion der tropfbaren Körper. In Gilbert's Annalen der Physik XXIV. S. 121 und XXVI. S. 146.

Die Grundwahrheiten der neuern Chimie, nach Fourcroy's Philosophie chimique herausgegeben, mit vielen Zusätzen. Leipz. u. Rost. 8.

1807.

Ueber Festigkeit und Flüssigkeit. Gilb. Ann. XXV. S. 133.

Ueber Berthollet's Theorie der chemischen Verwandtschaft in Gehlens Journ. für Chemie und Physik III. S. 232.

Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Gött. 8.

Calycotome et Stauracanthus. Schrader's Neues Journ. 2. Th. S. 50.

1808.

Ueber Anziehung und Verwandtschaft. Gilbert's Annalen XXX. S. 12.

Von der Natur und den Eigenschaften des Lichtes. Gekrönte Preisschr. St. Petersb. 4.

1809.

Flore portugaise ou Description de toutes les plantes, qui croissent naturellement en Portugal, avec figures coloriées cinq planches de terminologie et une carte, par le comte de Hoffmannsegg et H. F. Link. Berl. I. 1809. II. 1820. fol. 109 planches.

Nachträge zu den Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Gött. 1809. 8. — Zweytes Heft, ebenda 1812.

Scabiosa papposa et species affines descriptae, in Römer Collectanea ad omnem rem botanicam spectantia. p. 1.

Secunda dissertatio de vasis plantarum ibid. p. 163.

Nova plantarum genera e classe Lichenum. In Schrader's Neuem Journ. 1. Th. S. 1.

Zusammengesetzte Uebersicht der drey Abhandlungen über die Gefässe der Pflanzen. Ebenda S. 69.

Observationes in ordines plantarum naturales. Diss. I. in Anandrarum ordines Epiphytas, Mucedines, Gastromycos et Fungos. Im Magazin der Ges. naturforschender Freunde. III. S. 1.

1810.

Ueber das Verhalten der Mineralien vor dem Löthrohre, nebst Bemerkungen über die Arten in der Mineralogie. Im Magazin der Ges. naturforsch. Freunde IV. S. 221.

1811.

Natur und Philosophie, ein Versuch. Leipz. Rost. und Schwerin. 8.

Kurze Notizen aus Dr. Zieglers Leben. Rost. 8.

1812.

Kritische Bemerkungen und Zusätze zu Kurt Spengels Werk: über den Bau und die Natur der Gewächse. Halle 8.

1814.

Ueber die Schwefelsäure, besonders über ihre Wirkung auf die vegetabilischen Körper. Schweigger's Journ. für Chemie und Physik. XI. S. 249.

(In Gemeinschaft mit Fischer und Steffens) Notizen über das Jod. Ebenda S. 130.

Theorie der Flüssigkeit und Festigkeit und Beziehung derselben auf Elektrizitäts-Erregung und mit Begründung chemischer Erscheinungen. Gilbert's Annal. XLVII. S. 1.

1815.

Ueber den Althäaschleim. Schweigger's Journ. der Chemie und Phys. XIII. S. 186.

Ueber die chemische Wirkung beym Zusammenreiben der Körper. Ebenda S. 193.

Vergleichung des Eyweißes mit dem Kleber. Ebenda XIV. S. 294.

Ideen zu einer philosophischen Naturkunde. Breslau 8.

Dissertatio secunda sistens nuperas de Mucedinum et Gastromycorum ordinibus Observationes. Magazin d. Ges. naturforsch. Freunde. VII. 25.

Ueber die Theorien in den Hippokratischen Schriften, nebst Bemerkungen über die Aechtheit dieser Schriften. In den Abh. der Berlin. Akad. S. 223.

1817.

Ueber die ältere Geschichte der Getreidearten. In den Abh. der Berlin. Akad. S. 123.

1818.

Ueber die ältere Geschichte der Hülsenfrüchte, Futterkräuter und Gemüsgewächse. Abh. der Berlin. Akad. S. 1.

1820.

Bemerkungen über die natürlichen Ordnungen der Gewächse. Erste Abh. In den Abh. der Berliner Akad. S. 121.

Epistola de Algis aquaticis in genera disponendis, in Nees ab Esenbeck Horae phys. Berol. Bonn fol. p. 1.

Link et Otto Icones plantarum selectarum horti reg. bot. Berolinensis cum descriptionibus et colendi ratione. Fasc. I—X. cum 60 tab. col. 1820—1828.

Enumeratio plantarum horti botunici Berolinensis. Berol. I. 1820. II. 1822. 8.

1821.

Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde I. 1820. II. 1822. 8. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe I. 1834.

Enumeratio plantarum horti regii botanici Berolinensis altera. I. 1821. II. 1822. 8.

1822.

Bemerkungen über die natürlichen Ordnungen der Gewächse. Zweyte Abh. In den Abh. der Berlin. Akad. S. 157.

1824.

Elementa philosophiae botanicae. Berol. 8.

Rede bey Eröffnung der ersten Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in den k. preußischen Staaten. In den Verhandlungen dieses Vereins I. S. 19. Die übrigen Reden, welche Link im Gartenbau-Verein bey Gelegenheit der Jahresfeyer gehalten, und die zahlreichen Referate über Gegenstände des Gartenbaues und der Botanik finden sich in den Verhandlungen Bd. I — XX. (1850) verzeichnet.

Bemerkungen über die Wirkung des Frostes auf die Gewächse im Winter 1822/23. Ebenda S. 165.

Beschreibung der Anguloa lurida. Ebenda S. 289.

Entwurf eines phytologischen Pflanzensystems, nebst einer Anordnung der Kryptophyten. Abhandl. der Berl. Ak. S. 145.

Caroli a Linne Species plantarum, ed. quarta, post Reichardianam quinta, olim curante C. L. Willdenow, continuata a Link. Tom. VI. Pars 1. (Hyphomycetes et Gymnomycetes). Berol. 8.

1825.

Ueber die natürliche Ordnung der Gräser. Abhandl. der Berl. Akad. S. 17.

1826.

Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung. I. 1826. II. 1830. Berl. 8.

Ueber die ältere Geschichte der Getreidearten. Abh. der Berl. Akad. S. 67.

Ueber die Elasticität der Körper. Poggend. Ann. der Phys. und Chemie VIII. 151. 283.



1827.

Ueber die Familie Pinus und die europäischen Arten derselben. Abh. der Berl. Akad. S. 157.

Philologische Bemerkungen über die Tannen der Alten. Ebenda S. 185.

Ueber die Gattungen Melocactus und Echinocactus, nebst Beschreibung und Abbildung der im k. botan. Garten zu Berlin befindl. Arten (von Link und Otto). Verhandl. des Berlin. Gartenbau-Ver. S. 412.

Hortus Regius botanicus Berolinensis descriptus I. 1827. (Gramineae et Cyperaceae.) II. 1833. (Filices.)

Ueber die Cultur der Alpenpflanzen. Verhandl. des Berl. Gartenbauvereins V. S. 76.

1828.

Ueber die neue preußische Pharmakopöe. Eine Antikritik mehrerer darüber erschienenen Beurtheilungen. Berl. 8.

Abbildungen neuer und seltener Gewächse des k. botan. Gartens zu Berlin, nebst Beschreibung und Anleitung sie zu ziehen. Heft 1 — 8. mit 48 Tafeln, kl. 4. (mit Otto.)

1828 — 1834.

Im encyklopäd. Wörterbuch der medizin. Wissenschaften Bd. I — XI. von Gräfe, Hufeland, Link, Rudolphi sind sehr viele physikalische, chemische, botanische und pharmakognostische Artikel von Link bearbeitet.

1829.

Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse. Berlin I. 1829. II. 1831. III. 1833.

Ueber das cyrenäische Silphium der Alten. Abhandl. der Berl. Akad. S. 115.

Ueber die Gattung Armeria. Verhandl. der Gesellschaft naturf. Freunde I. S. 180.

1830.

Ueber die Pflanzenthiere überhaupt und die dazu gerechneten Gewächse besonders. Abh. d. Berl. Ak. S. 109.

1831.

Sur les trachées des plantes, in Annales des sciences natur. I. Ser. Vol. XXIII. p. 144.

1832.

De structura caulis plantarum monocotylearum. Abh. der Berl. Akad. S. 85.

Darstellung von Poisson's Capillar-Theorie. Poggend. Ann. XXV. S. 270. XXVII. S. 193.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung).

Statistisch-topographisches Compendium der neuen polit. und gerichtlichen Eintheilung des Königreichs Böhmen. Herausg. von C. Hennig u. F. Tempsky. Prag 1850.

Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. 1. Hermanstadt 1849.

A. W. Zumptius, Commentationum epigraphicarum ad antiquitates Romanas pertinentium volumen. Berol. 1850.

Beda Weber, Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Innsbruck 1850.

C. Hartstein, Statistisch-landwirthschaftliche Topographie des Kreises Bonn. Bonn 1850.

F. Gottschalk, Preußische Geschichte. Bd. 1. Königsberg 1850.

Dr. G. E. Guhrauer, Die Weissagung von Lehnin. Eine Monographie. Breslau 1850.

Archivio storico italiano. Disp. 31—33. Firenze 1848. 1849.

A. Zobi, Manuale storico delle massime e degli ordinamenti economici vigenti in Toscana. Florenz 1847.

M. F. Sicard, Histoire des institutions militaires des Français. T. I — IV. avec Atlas. Par. 1831 — 34.

M. Raudot, De la décadence de la France. Par. 1850.

H. Martin, La monarchie au XVII. siècle. Etude sur le système et l'influence personelle de Louis XIV. Par. 1848.

A. Vigroux, Histoire de la souveraineté du peuple en France et des crimes commis en son nom. Par. 1850.

Dr. H. C. Scholten, Geschichte Ludwigs IX. des Heiligen, Königs von Frankreich. Bd. 1. Münster 1850.

M. Frégier, Histoire de l'administration de la police de Paris depuis Philippe Auguste jusqu'aux Etats-généraux de 1799. Vol. 1. 2. Par. 1849.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. 4. 5. Par. 1850.

L. Stein, Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Bd. 2. Leipzig 1850.

El. Regnault, Histoire du gouvernement provisoire. Par. 1850.

A. de Lamartine, Oeuvres. Le passé, le présent, l'avenir de la république. Par. 1850.

Dr. D. Stern, Die Geschichte des deutschen Volkes in den Jahren 1848 und 1849. Lief. 1. 2. Berl. 1850.

R. v. Raumer, Vom deutschen Geiste. 2. verm. Aufl. Erlangen 1850.

Scriptores rerum Silesiacarum. Herausg. von G. A. Stenzel. Bd. 4. Breslau 1850.

Dr. K. Pfaff, Fürstenhaus und Land Württemberg. 2. verb. Aufl. Stuttg. 1849.

Dr. Neumann, Geschichte von Görlitz. Lief. 1. 2. Görlitz 1850.

K. John, Breslau und seine Umgebungen. Breslau 1850.

Mittheilungen aus der Verwaltung der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Preußen. I. Jahrgang. Berl. 1847.

J. Voigt, Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereines. Berlin 1850.

M. Sadebeck, Die Strehlener Berge. Eine physikogeograph. Beschreibung. Breslau 1850.

Die Jesuitenansiedlung in Westfalen. Bremen 1850.

C. Hoffmann, Amtlich erlassene Vorschriften über Anlage und Betrieb der Eisenbahnen in Preußen. Berlin 1849.

J. N. Söltl, Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen im Königreiche Bayern. Sulzbach 1850.

C. F. Ph. v. Martius, Ueber die botanische Erforschung des Königreiches Bayern. München 1850.

E. Müller, Die berühmten Muggendorfer Höhlen in der fränkischen Schweiz. Leipzig 1850.

Dr. A. B. Granville, Die Heilquellen in Kissingen. Aus dem Engl. mit Anmerkungen von Dr. Th. Kramer. Leipzig 1850.

N. v. Schlichtegroll, Herzog Wolfgang von Zweybrücken und Neuburg. München 1850.

Fr. Schmidt, Die Gesteine der Centralgruppe des Fichtelgebirgs. Leipzig 1850.

Fr. X. Himmelstein, Der St. Kilians-Dom zu Würzburg. Würzburg 1850.

M. Schuler, Die Geschichte des letzten Jahrhunderts der alten Eidgenossenschaft. Th. 3. Geschichte der Revolution und des Untergangs der alten Eidgenossenschaft bis zum Beginn der helvetischen Republik. Zürich 1851.

J. v. Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard. Th. 13. 14. Zürich 1849 — 1851.

Alb. Rilliet, Histoire de la restauration de la république de Genève. Par. 1849.

K. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. Vom Ursprung bis zur Staatsumwälzung im Jahre 1798. Zürich 1850.

A. Jahn, Der Canton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben. Zürich 1850.

Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre. T. V. Ducs de Bourgogne 1453 — 1500. Bruxelles 1850.

Kervyn de Volkaersbeke, Documents historiques inédits concernant les troubles des Pays-Bas, 1577 — 1584. Livr. 3 — 6. Gand 1849 — 1850.

A. Rastoul de Mongeot, Léopold I, roi des Belges, sa vie militaire et politique. Bruxelles 1850.

Ed. de Busscher, Description du Cortège historique des comtes de Flandre. Gand 1849.

H. J. van der Schaaff, Proeve van vergelijking tusschen Nederland als gemeentebest in 1743 en Nederland als koningrijk in 1843. Amsterd. 1848.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Joyeuse entrée de l'empereur Maximilien I. à Gand, en 1508. Bruxelles 1850.

Publications of the Camden Society.

J. Bruce, Letters of Queen Elizabeth and King James VI. of Scotland. Lond. 1849.

J. G. Nichols, The chronicle of Calais in the reigns of Henry VII. and Henry VIII. to the year 1540. London 1846.

Chronicon Petroburgense. Nunc primum typis mandatum, curante Th. Stapleton. Lond. 1849.

H. Ellis, The visitation of the county of Huntingdon. Lond. 1849.

J. M. Kemble, Certaine considerations upon the government of England by Sir Rog. Twysden. London 1849.

H. Ellis, Original letters of eminent literary men of the sixteenth, seventeenth and eighteenth centuries. Lond. 1843.

— — —, The obituary of Richard Smyth. Lond. 1849.

Ledru-Rollin, Histoire de la décadence de l'Angleterre. T. I. II. Par. 1850.

H. Greiner, Das lange Parlament in England. Berlin 1850.

M. Baines, History of Liverpool. Section 1. Liverpool 1849.

H. White, History of Great Britain and Ireland. Lond. 1849.

Report of the commissioners appointed into the constitution and government of the British Museum with minutes of evidence. Lond. 1850.

V. A. Huber, Skizzen aus Irland. Berl. 1850.

A. J. Arwidsson, Handlingar till Upplysning of Finlands Häfder. 3. Delen. Stockholm 1849.

H. Halleur, Das Leben der Neger West-Afrika's mit Rücksicht auf den Sklavenhandel. Berlin 1850.

Dr. F. Kottenkamp, Geschichte der Colonisation Amerika's. Bd. 2. Frankfurt 1850.

Dr. Ad. Ungár, Central-Afrika. Heft 1. 2. Stuttgart 1850.

Alex. Vattemare, Report on international exchanges. Albany 1849.

W. Steinert, Nordamerika vorzüglich Texas im Jahre 1849. Berlin 1850.

D. Justo Sahuaraura, Inca, Recuerdos de la mo-

narquia peruana ó bosquejo de la historia de los incas. Par. 1850.

H. Murray, History of British India. London 1849.

W. Kirchner, Australien. 2. verm. Aufl. Frankf. 1850.

F. C. Kindermann, Chile mit Berücksichtigung der Provinz Valdivia. Frankf. 1850.

Dr. M. Creizenach, Schulchan Aruch oder encyklopädische Darstellung des Mosaischen Gesetzes. Th. 1 — 4. Frankf. 1840.

Rob. Southey, The Life and Correspondence, ed. by his son the Rev. Ch. Cuthbert Southey. Vol. 5. Lond. 1850.

Max. de Mont-Rond, Jeanne d'Arc. Lille 1846.

Balth. Bekker in Franecker. Groningen 1848.

C. v. Orelli, Spinoza's Leben und Lehre. Zweyte durch einen Nachtrag verm. Ausgabe. Aarau 1850.

Zur Erinnerung an J. Wolf Döbereiner. Jena 1849.

Dr. Bergrath, Joh. Gottfr. Rademacher, Arzt in Gotha. Berl. 1850.

H. Hastings, Memoir of the life and labours of the late Rev. Josias Wilson. Lond. 1850.

Autobiography of Benjamin Franklin, published verbatim from the original Manuscript. By his Grandson William Temple Franklin. Ed. by J. Sparks. Lond. 1850.

H. Dixon, John Howard and the prison world of Europe. Lond. 1848.

Dr. A. Wildenhahn, Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 2. Aufl. Th. 1. 2. Leipzig 1850.

Alex. Laya, De la république en France et en Amérique. Par. 1850.

F. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Bd. 1. Leipzig 1850.

A. de Saint-Priest, Etudes diplomatiques et littéraires. T. I. II. Par. 1850.

W. Gallenkamp, Die Elemente der Mathematik. Wesel 1850.

A. Gronwaldt, Sehnentafeln für den Radius 1000; enthaltend die Sehnen aller Winkel von 0° bis 180°. Quedlinb. 1850.

J. Viola, Mathematische Sophismen. Wien 1850.

Dr. F. C. Schultz von Straßnitzka, Handbuch der Geometrie. Wien 1850.

Dr. O. Schlömilch, Mathematische Abhandlungen. Dresden 1850.

W. Matzka, Elementarlehre von den Logarithmen. Prag 1850.

F. Hartner, Handbuch der niedern Geodäsie. Lief. 1. Wien 1850.

Dr. A. Wiegand, Trigonaltriaden in arithmetischer und harmonischer Progression. Halle 1850.

Littrow, Gnomonik. Wien 1831.

H. Zeise, Die Aeronautik früher und jetzt. Altona 1850.

Ch. Eck, Application générale du fer, de la fonte, de la tôle et des poteries. Traité de construction fer, fonte et tôle. Vol. 1. 2. Par. 1841.

J. B. Weiß, Handatlas der griechischen und römischen Säulenordnungen. 2. Ausg. Eßlingen 1850.

A. F. W. Brix, Ueber die Reibung und den Widerstand der Fuhrwerke auf Straßen von verschiedener Beschaffenheit. Berlin 1850.

P. Tournier, L'art de découvrir les sources propres à donner naissance à des fontaines jaillissantes. Par. 1850.

Dr. J. H. Mädler, Populäre Astronomie. 4. Auflage. Berlin 1850.

W. van den Hull, Gissing naar den aard en het doel van den ring van Saturnus. Haarlem 1849.

Al. Perrey, Instructions sur l'observation des tremblements de terre. Dijon 1848.

T. E. Gumprecht, Die vulkanische Thätigkeit auf dem Festlande von Afrika, in Arabien und auf den Inseln des rothen Meeres. Berlin 1849.

A. Claudet, Recherches sur la théorie des principaux phénomenes de photographie dans le procédé du daguerréotype. Par. 1850.

Dr. C. G. Lehmann, Lehrbuch der physiologischen Chemie. 2. umgearb. Aufl. Th. 2. Leipz. 1850.

Annuaire de Chimie comprenant les applications de cette science à la médecine et à la pharmacie par E. Millon et J. Reiset. Année 1850. Par. 1850.

Th. Scherer, Isomorphismus und polymerer Isomorphismus. Braunschweig 1850.

F. Wöhler, Ueber das Titan. Göttingen 1850.

Dr. J. Schloßberger, Lehrbuch der organischen Chemie mit bes. Rücksicht auf Physiologie und Pathologie, auf Pharmacie, Technik und Landwirthschaft. Stuttgart 1850.

Dr. L. Müller, Lehrbuch der theoretischen Chemie. Heft 1. Berlin 1850.

A. Frech, tabellarische Uebersicht der einfachen Körper, ihrer Eigenschaften, wie ihrer wichtigern Verbindungen. St. Gallen 1850.

Dr. L. Schrön, Berechnung des Alkoholgehaltes im Weingeiste. Hannover 1850.

Gabr. Rosa, L'Alchimia dalla suo origine sino al secolo XIV. e la compostella. Brescia 1846.

Dr. W. Ebel, Geographische Naturkunde. Abth. 1. 2. Königsb. 1850.

Dr. M. J. Schleiden und Dr. E. E. Schmid, Encyklopädie der gesammten theoretischen Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft. Bd. 1. 2. 3. Braunschweig 1850.

C. Wesmael, Notice sur les ichneumonides de Belgique, appartenant aux genres Metopius, Banchus et Coleocentrus. Bruxelles 1849.

Dr. F. J. C. Mayer, System des Thier-Reiches. Bonn 1849.

C. M. Diesing, Systema Helminthum. Vol. I. Wien 1850.

Adr. Antelme, Histoire naturelle des insectes et des mollusques. T. 1. 2. Par. 1841.

St. A. Renier, Osservazioni postume di Zoologia adriatica. Public. p. G. Meneghini. Venezia 1847.

Dr. E. F. Gurlt, Lehrbuch der pathologischen Anatomie der Haussäugethiere. Th. 1. 2. Berl. 1832.

Catalogus coleopterorum Europae. Bautzen 1849.

Histoire naturelle des animaux articulés annelides, crustacés, arachnides, myriapodes et insectes par E. Blanchart, de Castelneau, Brulé, Lucas. T. 1 — 4. Par. 1840 — 42.

Dr. Bart. Bizio, Dissertazione sopra la porpora antica e sopra la scoperta della porpora ne' murici. Venezia 1843.

Dr. J. van der Hoeven, Handbuch der Zoologie. Deutsche Ausgabe besorgt von Fr. Schlegel. Bd. 1. Leipzig 1850.

Dr. J. D. Hannon, Flore Belge. P. 2. 3. Bruxelles 1850.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 3. Aufl. Th. 2. Leipzig 1850.

H. C. van Kops, Flora Batava of afbeelding en beschrijving van Nederlandsche Gewassen. Aflev. 155 — 162. Amsterd. 1850.

Dr. A. Wigand, Grundlegung der Pflanzen-Teratologie. Marb. 1850.

H. Steinworth, Phanerogamenflora des Fürstenthums Lüneburg. Lüneburg 1849.

Dr. E. R. v. Trautvetter, Die Pflanzengeographischen Verhältnisse des europäischen Rußlands. Heft 1. 2. Riga 1849 — 50.



Dr. C. F. Rückert, Flora von Sachsen. Grimma 1850.

R. Cowling Taylor, Statistics of coal. The geographical and geological distribution or Mineral Combustibles of Fossil Fuel, employed in the arts and manufactures. Philadelphia 1849.

B. Cotta, Geologische Briefe aus den Alpen. Leipzig 1850.

Dr. F. A. Walchner, Handbuch der Geognosie. 2. Aufl. Lief. 1 — 4. Karlsruhe 1850.

F. Unger, Genera et species plantarum fossilium. Wien 1850.

Em. Poggi, Cenni storici delle leggi sull' agricoltura dai tempi romani fino ai nostri. T. II. Firenze 1848.

B. Goltz, Das Menschen-Daseyn in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. Bd. 2. Frankf. 1850.

G. Moore, Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geist. A. d. Engl. übers. von Dr. E. Susemihl. Leipzig 1850.

L. J. Koenigswarter, Etudes historiques sur le développement de la société humaine. Par. 1850.

C. G. Carus, Denkschrift zum 100jährigen Geburtsfeste Göthe's. Ueber ungleiche Befähignng der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwickelung. Leipzig 1849.

Ein Blick in die Zukunft. Eine Beweisführung, daß der Entwicklungsgang des menschlichen Geschlechtes bedingt wird. Berlin 1850.

Ed. Arnould, De l'invention originale. Ouvrage couronné. Par. 1850.

F. V. Vincent, De l'idolâtrie chez les anciens et les modernes. Par. 1850.

V. Gehant, Le livre des principes ou plan nouveau d'éducation d'accord avec la raison et les traditions catholiques. Par. 1849.

P. A. Dufau, Des aveugles; considérations sur leur état physique, moral et intellectuel. Ouvrage couronné par l'acad. franc. 2. édit. revue, augmentée. Par. 1850.

Ed. Ducpetiaux, De l'état de l'instruction primaire et populaire en Belgique. Vol. 1. 2. Bruxelles 1838.

Dr. O. H. Jäger, Die Gymnastik der Hellenen in ihrem Einfluß auf das gesammte Alterthum und ihrer Bedeutung für die deutsche Gegenwart. Gekrönte Preisschrift. Eßlingen 1850.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1851.

---

Ticknor (George), History of spanish literature. 3 vols. London 1849. — Westminster and foreign quarterly Review 1851 Jan.

Munk, Notes supplémentaires sur les grammairiens hébreux du X. et du XI. siècle. — Journ. asiat. 1851 Janv.

Vinet, Lettre en réponse aux observations de M. Lenormant, sur un passage de Pline. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 11.

Bazin, Le siècle des Youên. II. P. Langue commune. Notices et extraits des principaux monuments littéraires de la dynastie des Youên. — Journal asiat. 1851 Janv.

Cherbonneau, La Farésiade, ou commencement de la dynastie des Beni-Hafis. III. extrait. — Ebendaselbst.

Makamat, or rhetorical anecdotes of Al Hariri, of Basra. Translated from the original arabic, with annotations by Theodore Preston. Lond. 1850. — Westm. and foreign quart. Rev. 1851 Jan.

Dulaurie (E.), Les sciences arabes au moyen âge. Aboul-féda et ses écrits. — Revue des deux Mondes 1851. T. I. Livr. 4.

Lavandais (E. de), Voyage dans les Républiques de l'Amérique du Sud. — La Bolivie et le Pérou. — Ebendas. Livr. 5.

Edmonds (Rich.), On the fragments of a bronze furnace (supposed to be phoenician) discovered near St. Michael's Mount, — the Itkin of Diodorus Siculus. — Edinb. new philos. Journ. 1851. Jan.

Champollion, De la table manuelle des rois et des dynasties d'Egypte, ou papyrus royal de Turin, de ses fragments originaux, de ses copies manuscrites ou imprimées, et de ses interprétations. (3 art.) — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 10. 11.

Maury (A.), Sur un pied en marbre blanc, découvert à Alexandrie. — Ebendas. Livr. 10.

Découverte de la ville de Landunum. — Ebendas.

Note sur une stèle égyptienne. — Ebendas. Livr. 11.

Roulez (J.), Lettre sur une inscription latine trouvée dans la ville de Léon. (Espagne.) — Ebendas.

Doublet de Boisthibault, Note sur les monnaies au type chartrain. — Ebendas.

Lavoix, Mémoire sur les dinars à légendes latines frappées en Espagne. — Ebendas.

Gerlach et Bachofen, Histoire des Romains. I Partie. T. 1. Bâle 1851. — Bibliothèque universelle de Genève (Litt.) 1851. Janv.

Bouillé (René de), Histoire des ducs de Guise. 4 vol. — Revue des deux Mondes 1851. T. I. Livr. 5.

Schlesinger (Max), The war in Hungary 1848 — 49. Translated by J. E. Taylor. Edited with notes and an introduction by F. Pulszky. Lond. 1850. — Westminster and foreign quart. Review 1851 Jan.

Maury (A.), De la chronologie des dynasties égyptiennes, d'après les travaux les plus récents. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 11.

Elton, On the ante-columbian discovery of America. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Joseph de Radowitz. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Févr.

Ducoin (A.), Particularités inconnues sur quelques personnages du XIX. siècle. — Charles Fourier. — Correspondant T. XXVII. Livr. 8. 9.

Webster (Dan.), Remarks, relative to the life of General Zachary Taylor, late President of the United States. New York 1850. — North American Review 1851 Jan.

Sylvester (J. J.), An enumeration of the contacts of lines and surfaces of the second order. — Philos. Mag. 1851 Febr.

Stokes (G. G.), On the alleged necessity for a new general equation in hydrodynamics. — Ebendaſ.

Gilbert, Église de Sainte-Clotilde, à Paris. — Revue archéol. Année VII. Livr. 10.

Girardin, Margerie et son église. — Ebendaſelbſt Livr. 11.

Pinard, Église d'Arcueil. — Ebendaſ.

Piazzi Smyth (C.), Astronomical notices. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Wertheim (G.), Mémoire sur les vibrations des plaques circulaires. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Janv.

— —, Mémoire sur la propagation du mouvement dans les corps solides et dans les liquides. — Ebendaſ.

— —, Note sur la vitesse du son dans les verges. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Novembre 1850. — Ebendaſ.

Jamin, Mémoire sur la réflexion de la lumière à la surface des liquides. — Ebendaſ. Févr.

Verdet (E.), Recherches sur les phénomènes d'induction produits par le mouvement des métaux magnétiques ou non magnétiques. — Ebendaſ.

Piria (R.), Mémoire sur quelques nouveaux produits obtenus de l'action du sulfite d'ammoniaque sur la nitronaphtaline. (Trad. par S. Cannizaro.) — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Décembre 1850. — Ebendaſ.

Faraday, Recherches sur la cause du diamagnétisme et de la polarité diamagnétique en particulier. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Févr.

La Rive (A. de), Observations sur un travail de M. Olmsted, intitulé: Lois de l'aurore boréale. — Ebendaſ.

Lane (J. H.), On the law of the induction of an electric current upon itself when developed in a straight prismatic conductor, and of discharges of machine electricity through straight wires. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Jan.

Gould (B. A.), On the velocity of the galvanic current in telegraph wires. — Ebendaſ.

Page (Chas. G.), On the time required to raise the galvanic current to its maximum in coiled conductors and its importance in electro-mechanics. — Ebendaſelbſt.

— (—), A new figure in Mica and other phenomena of polarized light. — Ebendaſ.

— (—), On electro-magnetism as a moving power. — Ebendaſ.

Scoresby (W.), On prismatic colours in dew drops. Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Buist, Floods in India in 1849. — Ebendaſ.

Petrie (Will.), On the dynamic equivalent of current electricity etc. — Ebendaſ.

— (—), On the application of electricity and heat, as moving powers. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), On the intensity of sound in the rarified air over high mountains. — Ebendaſ.

Hutton (Thom.), Remarks on the snow-line in the Himalaya. — Ebendaſ.

Haidinger (Will.), On the optical properties of a compound of Jodine and Codeine. — Ebendaſ.

Macadam (Stevenson), A new theory of the central heat of the Earth, and of the cause of volcanic phenomena. — Ebendaſ.

Forbes (James D.), On the alleged evidence for physical connection between stars forming binary or multiple groups, deduced from the doctrine of chances. — Ebendaſ.

Probable effects of vegetation on climate. — Ebendaſ.

Challis (J.), On the principles of hydrodynamics. — Philos. Mag. 1851 Jan.

Feilitzsch, On the physical distinction of magnetic and diamagnetic bodies. — Ebendaſ.

Murchison (Rod. Impey), On the vents of hot vapour in Tuscany, and their relations to ancient lines of fracture and eruption. — Ebendaſ.

Becquerel, Recherches sur les causes qui dégagent de l'électricité dans les végétaux. — Annal. de de Chim. et de Phys. 1851 Janv.

Pasteur (L.), Nouvelles recherches sur les relations qui peuvent exister entre la forme cristalline, la

composition chimique et le phénomène de la polarisation rotatoire. — Ebendaſ.

Draper (John W.), On the phosphorescence of bodies. — Philos. Mag. 1851 Febr.

Potter, The solution of the problem of sound, founded on the atomic constitution of fluids. — Ebendaſelbſt.

Tyndall (John), Phaenomena of a water-jet. — Ebendaſelbſt.

Glaisher (Jam.), On the meteorology of England and the South of Scotland during the quarter ending December 31, 1850. — Ebendaſ.

Salvétat, Analyses de quelques hydrosilicates d'alumine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851. Janv.

Pierre (J. Isid.), Recherches sur les propriétés physiques des liquides et en particulier sur leur dilatation (Fin.). — Ebendaſ. Janv. Févr.

Schloesing (Th.), Mémoire sur le dosage de l'ammoniaque. — Ebendaſ. Févr.

Uziglio, Analysis of the waters of the Mediterranean. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Anderson (Thom.), On a remarkable compound of Jodine and Codeine. — Ebendaſ.

Fordos et Gélis, Mémoire sur le sulfure d'azote. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850. Janv.

Williamson, Théorie de l'éthérification. — Ebendaſelbſt.

Bernard et Pelouze, Recherches sur le curare. — Ebendaſ.

Frémy, Nouvelles observations sur les transformations que la chaleur fait éprouver aux acides tartrique et paratartrique. — Ebendaſ. Févr.

Henri (Ossian), De l'établissement thermal de Sailles-Château-Morand et des eaux minérales qui l'alimentent. — Ebendaſ.

Personne et Lhermite, Faits pour servir à l'histoire des acides manganique et hypermanganique. — Ebendaſ.

Girardin, Analyses de divers mélanges mis dans le commerce sous le nom d'engrais concentrés. — Ebendaſ.

Stenhouse (John), On sea-weeds as the sources of acetic acid. — Philos. Mag. 1851 Jan.

Planta (A. von), On the constitution of Bebeerine. — Ebendaſ. Febr.

Smith (Fred.), Descriptions of some new species of exotic Hymenoptera in the British Museum and other collections. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Jan.

Girard (Charl.), An essay on the classification of Nemertes and Planariae: preceeded by some general considerations on the primary divisions of the animal kingdom. — Amer. Journ. of science and arts 1851 Jan.

Mantell (Walter), Notice of the discovery of a living specimen of Notornis, a bird of the Rail family. — Ebendaſ.

On the natural history of the naked-eyed Medusae or Jelly Fishes. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Waller (Aug.), On the development of the mouth and tongue of the Frog. — Philos. Mag. 1851 Jan.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. — Revue et Mag. de Zoologie 1851 Janv.

Geoffroy-Saint-Hilaire (Isid.), Cours de Zoologie (Mammifères et oiseaux). — Ebendaſelbſt.

— (—), Note sur plusieurs espèces nouvelles de Mammifères Primates. — Ebendaſ.

Des Murs et Lucas, Observations sur un nouveau genre d'alouette de l'Afrique septentrionale, et sur quelques espèces d'oiseaux déjà connus. — Ebendaſ.

Bouchardat, De la digestion chez le ver à soie. — Ebendaſ.

— —, Sur les maladies des vers à soie en général et sur la muscardine en particulier. — Ebendaſelbſt.

Smith (Will.), Notes on the Diatomaceae; with descriptions of british species included in the genera Campylodiscus, Surirella and Cymatopleura. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Jan.

Miers (John), A few remarks on the Menispermaceae. — Ebendaſ.

Berkeley and Curtis, Descriptions of new species of Fungi collected by the U. S. Exploring Expedition under C. Wilkes. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Jan.

Whrigt (Thom.), A stratigraphical account of the section from Round Tower Point to Alum Bay, on the North-west coast of the isle of Wight. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Jan.

M'Coy (Fred.), On some new Silurian Mollusca. — Ebendaſ.

Agassiz (L.), Le phénomène erratique dans les environs du lac supérieur. Boston 1850. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Janv.

Johnson (Walter R.), Comparison of experiments on American and foreign building stones to determine their relative strength and durability. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Jan.

Shepard (Charl. Upham), On meteorites. — Ebendaſ.

Smith (J. Lawr.), Memoir on emery. Second part. On the minerals associated with emery. — Ebendaſelbſt.

Bailey (J. W.), Reply to Mr. De la Rue's remarks on the navicula Spencerii; with a notice of two new test-objects. — Ebendaſ.

Dana (James D.), On the markings of the Carapax of Crabs. — Ebendaſ.

Lyell (Charles), Address delivered at the anniversary meeting of the Geological Society of London. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Henwood (William Jory), Abstract of a memoir on the metalliferous (gold) deposits of Brazil. — Ebendaſelbſt.

Mallet (Will.), On the minerals of the auriferous districts of Wicklow. — Ebendaſ.

Barrande, On the Silurian system of Bohemia. — Ebendaſ.

Taylor (Hugh), On the chemical constitution of the rocks of the coal formation. — Ebendaſ.

Sorby (Henry Clifton), On the tetramorphism of Carbon. — Ebendaſ.

Blum, Fossil eggs of snakes in the fresh-water limestone at Beiber, near Offenbach. — Ebendaſ.

Forbes (J. D.), Sixteenth letter on glaciers. — Ebendaſ.

Fremy, Recherches chimiques sur l'or. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Févr.

Anderson (Thom.), Description and analysis of Gurolite, a new mineral species. — Philos. Mag. 1851 Febr.

Miller (Hugh), The foot-prints of the creator, or the Asterolepis of Stromness. With a memoir of the author. By Louis Agassiz. Boston 1850. — North Amer. Rev. 1851 Jan.

Mayet, Conversation des fruits et de leurs sucs au moyen de la vapeur. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Janv.

Soubeiran et Girardin, Mémoire sur les tourteaux de graines oléagineuses. — Ebendaſ. Févr.

Water supply. — Westminster and foreign quart. Rev. 1851 Jan.

Cull (Rich.), Remarks on three Naloo Negro skulls. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Jan.

Mackay (Will.), The progress of the intellect, as exemplified in the religious development of the Greeks and Hebrews. Lond. 1850. — Westminster and foreign quart. Rev. 1851 Jan.

Königswarter, Du mariage dans son développement universel et historique. — Revue de législation et de jurisprud. 1851 Janv.

Lambruschini (Raff.), Scritti. Parte I. Dell' educazione e dell' istruzione. Firenze 1850. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Févr.

Wayland on college education in America. — North American Review 1851 Jan.

Antrobus (J.), The social bearings and importance of education. — Westminster and foreign quart. Rev. 1851 Jan.

Merimée, Explication d'une plaque de marbre gravée du Musée de Narbonne. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 10.

English socialism and communistic associations. — Edinb. Review 1851 Jan.

Proudhon, Système des contradictions économiques. Paris 1850. — Ebendaſ.

Thompson (W.), Distribution of wealth. Lond. 1850. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 31.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Mai.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Denkrede auf Heinrich Friedrich Link.

(Schluß.)

1833.

Neue Versuche über die Capillarität. Poggend. XXIX. S. 404.

Ueber den innern Bau und die Früchte der Tangarten. Abh. der Berl. Akad. S. 457.

1834.

Ueber Acclimatisirung der Gewächse. In den Verh. der Berl. Gartenbauges. IX. S. 25.

Symbolae ad Floram graecam. Linnaea von Schlechtendal. X. S. 129.

Ueber den Bau der Farnkräuter. Erste Abh. Abh. der Berl. Akad. S. 375.

Fortgesetzte Versuche über die Capillarität. Poggend. Ann. XXXI. S. 593.

1835.

Guilielmo Josephio Professori Rostochiensi gratulatur simulque de antiquitatibus botanicis Rostochiensibus disputat. Berol. die 14. Mart. 4.

Ueber den Bau der Farnkräuter. Zweyte Abh. S. 83.

1836.

Ueber das Anwachsen von Theilen in den Pflanzen. Abh. der Berl. Akad. S. 179.

Propyläen der Naturkunde. Berl. I. 1836. II. 1839. 8.

1837.

Icones anatomico-botanicae ad illustranda elementa philosophiae botanicae. Fasc. 4. 1837 — 1842. fol.

Elementa philosophiae botanicae. Edit. 2. Lateinisch u. deutsch, 2 Bde. Berl. 8.

Ueber die Acclimatisation der Gewächse. II Abh. In den Verh. des Berl. Gartenbauvereins XIII. S. 180.

1838.

Ueber den Ursprung der Stein- und Braunkohlen, nach mikroskopischen Untersuchungen. Abhandl. der Berl. Akad. S. 1.

Einige Bemerkungen über das Wurzeln der Pflanzen. Linnaea XII. S. 260.

1839.

Icones selectae anatomico-botanicae. Ausgewählte anatomisch-botanische Abbildungen. Vier Hefte. fol. 1839 — 1842.

Ueber die erste Entstehung der Krystalle. Poggend. Ann. XLVI. S. 258.

1840.

Ueber den Bau der Farnkräuter. Dritte Abh. In den Abh. der Berl. Akad. S. 175.

1841.

(Mit Friedr. Klotzsch [dem das Werk vorzugsweise angehört] und Friedr. Otto) Icones plantarum rariorum horti regii botanici berolinensis. I. 1841. II. 1842 — 1844. Mit 48 col. Tafeln. 4. (Acht Hefte.)

Ueber den Bau der Farnkräuter. Vierte Abh. In den Abh. der Berl. Akad. S. 283.

Filicum species in horto regio botanico Berolinensi cultae. Berol. 8.

Abietinae horti regii botanici Berolinensis cultae. In Linnaea S. 481 (auch besonders gedruckt. Halle).

Ueber die Bildung der festen Körper. De la Formation des corps solides. (Deutsch u. französ.) Berl. 8.

1842.

Jahresberichte über die Arbeiten für physiologische Botanik in den Jahren 1840 — 1845 aus Wiegmann's Journ. 1842 — 1846 besonders gedruckt. (4 Hefte.)

Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit. Eine Fortsetzung des Buchs über die Urwelt und das Alterthum. Berl. 8.

1843.

Ueber die Stellung der Cycadeen im natürlichen Systeme. Abh. der Berl. Akad. S. 99.

Etwas über die Geschichte der Gärten. Verhandl. des Berl. Gartenbauvereins XVII. S. 127.
Ueber die Aechtheit der Ossianischen Gedichte. Berl. 8.
Vorlesungen über die Kräuterkunde I. 1843. II. 1845. Berl. 8.
Anatomia plantarum iconibus illustrata. Fasc. I—III. Berol. 4. (1843 — 1847.)

1845.

Ueber das Anwachsen von Theilen in den Pflanzen. Zweyte Abh. in den Abh. der Berl. Akad. S. 393.

1846

Ueber die Stellung der Cycadeen. Zweyte Abh. in den Abh. der Berl. Akad. S. 313.

1850.

Ueber das Wachsen und Anwachsen im Pflanzenreiche. Verh. des preuß. Gartenbauvereins XX. S. 179.
Die Philosophie der gesunden Vernunft. Berl. 8.

---

## Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März kam zur Vorlage folgender Aufsatz des Hrn. Archivars Höfler:

**Ueber die politische Stellung der deutschen Reichsstädte im XV. und XVI. Jahrhunderte.**

---

Die Stellung zu ermitteln, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte und namentlich in der Zeit, als das merkantilische Interesse das vorwaltende, der Kampf zwischen den Geschlechtern und Zünften, dem aristokratischen und demokratischen Elemente übermächtig wurde, „des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Erbar Frey und Reichsstädte“ sowohl dem Kaiser und den Fürsten als der Reichsritterschaft gegenüber einnahmen, ist eine ebenso lohnende als schwierige Aufgabe. Man darf nicht vergessen, daß der Kampf der niederen Ordnungen gegen die höheren alle Fragen des Socialismus und Communismus, wie sie die frühere Zeit gebar, bereits in sich schloß; aber ebenso wichtig ist, daß die bedeutendsten nationalökonomischen Fragen über Reichszoll, Einkommensteuer, Bildung einer Seemacht und dergleichen sich an die Beschlüsse anknüpften, welche auf den Städtetagen gefaßt wurden, in denen mehr wie einmal ein richtigeres Verständniß der Lage und Bedürfnisse des Reichs sich zu erkennen gibt, als auf den großen Reichstagen der deutschen Nation. So lange die Reichsstädte die Lasten des Reiches tragen helfen, so lange in ihnen das Rechtsprincip die Grundlage der Berathungen und Beschlüsse bildet, so lange ist auch noch immer Hoffnung vorhanden, daß das Reich aus den großen Stürmen des XVI. Jahrhunderts siegreich hervorgehen werde. Als dieses nach zwey Seiten hin verletzt wurde, vermag selbst Karls V. Ordnung der innern Verhältnisse der Reichsstädte nur vorübergehend Heil zu bringen. Etwa dreyßig Jahre später wird ihre Opposition aufs Neue schrankenlos; da ihre Gravamina nicht sogleich gehoben werden, verlassen die städtischen Gesandten nicht bloß den Reichstag, sie erklären auch, den Reichsanschlag nicht mehr zahlen zu wollen. Ihr Anschluß an die niederländische Sache, die Sache der Revolution, um mit den Ausdrücken der Gegenwart zu sprechen, wird von nun an immer entschiedener. Die kleinen Städte werden von den großen an das Schlepptau ihrer Politik genommen; die letzteren treten in die Union ein, die unter französischem Panner das getheilte Interesse der Fürsten und der Städte für kurze Zeit vereinigt. Aber schon 1614 werden letztere von der eigenen Partey beschuldigt, auf eine Universaldemokratie hinzuspekuliren, wie, als der dreyßigjährige Krieg mit der Niederlage des Böhmenkönigs beginnt, Nürnberg, wo kurz vorher der große Tag der Uniirten gehalten wurde, von den Böhmen selbst angeklagt wurde, es habe im Trüben zu fischen und den Umsturz der Dinge zu eigenem Vortheil auszubeuten gesucht. Ich unterlasse es, die Rolle zu bezeichnen, welche die erbaren Frey und Reichsstädte im dreyßigjährigen Kriege gespielt, und die Ursachen hervorzuheben, weßhalb sie die großartigsten Pläne des Kaisers und Wallensteins, eine deutsche Marine zu begründen und an dem spanischen Welthandel einen gewinnvollen Antheil zu erlangen, unthätig an sich vorübergehen ließen, während ihnen doch hiemit das einzige Aequivalent für den Verlust des Alleinhandels auf der Nord- und Ostsee gereicht wurde. Bekanntlich hat der Deutsche bey den Unfällen, welche allmählich den Untergang seines Reiches herbeyführten,

Niemanden, als sich selbst anzuklagen. Gleichgültig, wo nicht mithelfend, ließen die Deutschen sich schon Ende des XVI. Jahrhunderts die Mündungen ihrer bedeutendsten Ströme von den Niederländern sperren, die Schiffahrt auf dem Rheine, der Weser und beynahe auch schon der Elbe verkümmern, Uferschanzen und Zölle anlegen, das dahinterliegende Binnenland in Handelsknechtschaft schlagen. Der schönste Theil der Donau lag ohnehin längst in den Händen der Osmanen, und sie zu befreyen hat man mit Ausnahme Bayerns und Oestreichs im übrigen Deutschland nur vorübergehend ein Herz gehabt. Darf man sich wundern, wenn man 1648 den nördlichen Küstensaum mit seinen Flußmündungen den Schweden überließ, die ihrer Seits vollendeten, was die Niederländer im Westen begonnen hatten? — Bey diesem traurigen Bilde, zu dessen Vollendung noch die steigende Verarmung geschildert werden müßte, fühlt sich nun der Forscher unwillkührlich gedrängt, den Ausgangspunkt zu suchen, von welchem an die Frey und Reichsstädte die Oppositionsstellung annahmen, die sie Schritt für Schritt so weit führte, bis als Thatsache dastand, was in Kürze eben erörtert wurde. Und da wird sich dann von selbst die systematische Verweigerung von Sitz und Stimme im Reichsrathe darstellen, wie diese die Reichsstädte zur selben Zeit betraf (1522), als der „beharrliche und bleibende Anschlag" zur Türkenhülfe, zur Unterhaltung des Reichs-Regiments und Cammergerichtes sie „zehn- und fünfzehnfach höher belastete, als die übrigen Stände;" somit ihnen jenes große und herrliche Vorrecht wieder entzogen wurde, das neueren Geschichtschreibern gemäß, ihnen am Anfange der politischen Reformbewegung im deutschen Reiche Churfürst Berthold von Mainz, der Reformator, eingeräumt hat. Da man aber die Sträflichkeit der Entziehung eines Rechtes ebenso wenig zu würdigen vermag, als die Triftigkeit der Beschwerden, wenn man nicht positiv anzugeben vermag, welche Bewandtniß es mit diesem Rechte hatte; im vorliegenden Falle aber es sich um den Grund oder Ungrund einer so überaus nachhaltigen Entgegnung handelt, so dürfte es der Mühe werth seyn, zu untersuchen, wie es sich wirklich mit dieser angeblichen Einräumung von Sitz und Stimme an die Städte auf dem Frankfurter oder Nürnberger Reichstage 1486/7 verhalte; ob somit wirklich der Reichstag zu Nürnberg 1522 das Werk des Churfürsten Berthold zerstörte, und die Reichsstädte dadurch in eine vollkommen berechtigte Oppositionsstellung warf.

Was ich noch vor wenigen Monaten als eine offene Frage zu erklären gezwungen war, glaube ich jetzt zur Genüge lösen zu können. — Ich habe nämlich bereits in meiner akademischen Rede über die politische Reformbewegung in Deutschland aufmerksam gemacht, wie zwar nach Ranke's Angabe*) die Reformen damit eröffnet wurden, daß Churfürst Berthold den Reichsstädten Sitz und Stimme in den Ausschüssen auf den Reichstagen verschaffte, allein in den mir zu Gebote stehenden Behelfen nicht nur nichts hievon zu finden sey, wohl aber auf dem Reichstage zu Eßlingen (Montag nach Margaretha 1486) die Klagen ausgesprochen wurden, „das die stett am heilgen reych nitt alß herkomen seyen, das sie inen unwissend und one ire bysin deromaß sollent angeschlagen werden."

Mir schien es daher wahrscheinlich, daß gerade diese Beschwerde, welche am 24. Juli ausgesprochen wurde, während der Reichs- (oder eigentlich Kaiser-) Tag im Frühjahre statt gehabt hatte, Anlaß gegeben haben mochte, den Städten Sitz und Stimme zu verschaffen, welche sie offenbar — nach dieser Klage — auf dem Frankfurter Kaisertage 1486 nicht hatten, auf dem Nürnberger 1487 erlangt haben mochten. Meinerseits war es auch natürlich bey einer so positiv ausgesprochenen Angabe, wie die bezeichnete Ranke's war, nicht eher contradiktorisch aufzutreten, als bis ich die vollständigen Beweise des Gegentheils in Händen hatte, weßhalb ich mich denn auch begnügte in der Note, welche S. 18. 19 die Sache behandelte, die Vermuthung auszusprechen, daß andere Exemplare der Städtetagbeschlüsse vielleicht reichhaltiger seyn dürften als das vor mir liegende; denn daß die Behauptung richtig sey, konnte ich mich schon damals nicht überreden, als ich die

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I. 89. 90. 122.

objektiven Beweise des Gegentheils noch nicht in Händen hatte.

Zuerst also wird gegen die angezogene Behauptung Ranke's, daß die Städte erst durch Churfürst Berthold Sitz und Stimme in den Ausschüssen erhielten, sprechen, was die Städte selbst in Eßlingen eewähnten, daß der große Anschlag, um dessen gnädige Erlassung sie baten, „one ire bysin" bestimmt, damit aber das Herkommen verletzt worden war, welch' letzteres ebenso bestimmt sagt, daß sie vor 1486/7 mitzustimmen hatten, während ihnen um diese Zeit ein althergebrachtes Recht zu „mergklicher Beschwerd" entzogen wurde.

Genügt dieses nicht, die Sache vollständig klar zu machen, so bietet es doch schon eine Basis zu weiterer Forschung dar, auf welche hin die Deduction des Stimm- und Sessionsrechts der Frey- und Reichsstädte auf den Reichstagen, wie dieselbe im J. 1523 von Seite der Betheiligten erfolgte, weitere und wie es mir dünkt erschöpfende Beweismittel aufzustellen vermag.

Den Reichsstädten war nämlich, wie es scheint, mindestens seit dem Wormser Reichstage 1521, wo wegen Mangel an Raum selbst fürstliche Gesandte stehen mußten, das Sessionsrecht beanstandet, damit das Stimmrecht entzogen und ihnen auf dem Nürnberger Reichstage 1522 zugemuthet worden, den Beschlüssen der andern Stände Folg zu thun, so daß also an die Stelle der Berathung nur eine Notification des Beschlossenen trat, und ihre wohl erworbenen Rechte als Reichsstand somit aufs Aeußerste gefährdet wurden. Ihre deßhalb bey dem Reichstage vorgebrachte Beschwerde wurde abgewiesen und die Städte beschlossen daher noch zu Nürnberg, wie es in dem gedruckten Städtetagabschiede (6. Febr. 1523) heißt:

„Und insonderheit soll sich in dem ein jegliche Stat bey iren Cantzlern aller der Reichs oder Stattägabschiden, sovil der ein jegliche gehaben mag, darzu von alten personen, so von der Stet oder anderer wegen auff den Reichstagen etliche jar her gewesen sein, allenthalben gruntlich erfarn, wie es von alter her, mit der Erbare Stetpottschaften, so man auf die Reichsteg geschickt het (wie wol doch die Erbarn frey und Reichstet ye und alwegen, wie annder Reichstenndt auf die Reichstag mit Mandaten des Reichssachen zu beratschlagen, zu bedenken und zu beschließen erfordert auch in allen anschlegen angelegt worden seyn und noch werden) gehalten seyn worden, ob und wie sy ein stimm gehabt haben, auch in Reichsrat gefordert und gefragt, auch gehört worden seyn."

Das Einfachste wäre nun gewesen, als die Städte „am Sonntage Judica in der Basten" in Speyer wieder zusammen kamen, sich auf den Churfürsten Berthold und dessen Verfügungen im Jahre 1486/7 zu berufen, die, wenn sie wirklich in dem bisher angenommenen Maaße erlassen wurden, gegen jede Rechtsverletzung als unumstößliches Beweismittel gelten mußten.

Sehen wir nun, was statt dessen die städtischen Abgesandten als Resultat der auf das Ernstlichste empfohlenen, mit dem größten Eifer betriebenen Nachforschungen über eine Sache vorlegten, von welcher die ganze politische Stellung der Städte bedingt war, wo also gewiß kein Beweismittel außer Acht gelassen wurde, am wenigsten ein so einfaches und überzeugendes, wie das im Jahre 1486/87 erfolgte Verfahren gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 32.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Mai.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Ueber die politische Stellung der deutschen Reichsstädte im XV. und XVI. Jahrhunderte.

(Schluß.)

„So ist es auch in und alwegen nach solchern fürgeben der Sachen gewöhnlich auf allen Reichstagen, nemblich wie gemelt zu Nürnberg (1467), zu Regensburg (1471), auch Wormbs im 95 Jahre, deßgleichen zu Freyburg im Preisgau undt Augsburg des 1500 Jares, darzu auf den andern, darnach auch zu Augsburg, Costnitz und zweymal zu Cöln und Trier also gehalten worden, daß sich darauf in des Reichs sachen erstlich die Churfürsten allein, die andern Fürsten, Prelaten, Graven und Herren allein, und am dritten die Erbarn Frey und Reichsstette Pottschaften allein unterredt und bedacht und solchs so man anderst an solchen Orten so viel stuben gehabt in sondern stuben gethan haben. Undt so der Bedacht allen dreyen Stenden eröffnet hett sollen werden (welches denn auch zu jeder Zeit in gegenwertigkeit der Erb. Frey und Reichsstett Pottschaften geschehen ist und noch geschieht), daß als der weilandt löbl. gedechtn. bischoff Berthold von Mainz Churf. (so vil sein fürst Gnaden auf den Reichstegen gewesen ist) entweder selbst in eigner person oder Herr Wilhelm von Pappenheim des h. Reichs erbmarschalk seliger oder ein ander von wegen des Churfürsten von Mentz den andern fürsten und Stenden, weß sich die Churfürsten entschlossen hetten, offentlich angezeigt, und alßdann darauf der Fürsten, Prelaten, Graven und Herren, weß sie sich bedacht, auch gefragt, und so dieselben solchs eröffnet alsdann zum Dritten gleicher Massen die Stett in ihrem Bedenken auch angefragt und gehört, die denn deßhalb nach gelegenheit der Sachen irs theils vor öffentlicher Versamblung auch gesagt und fürgehalten haben.

„Und zu Zeiten so sich Churfürsten und Fürsten in ihrer Meinung nicht verglichen und den geschickten der Erb. Stett bedeucht hett, der Churfürsten Meinung billiger und besser sein, so haben sie inen der Churfürsten Meinung gefallen lassen. So aber der Erb Stett Pottschaften der Churfürsten und Fürsten Rat nit gleichhellig befunden, sondern sie auß solchen die sache zweifenlich bedeucht hett, alsdenn haben sie die Stett ihr dritte meinung angezeigt und die Sache weiter zu bedenken begert, auch aus denselben ye zu Zeiten verursagt, daß sich die Churfürsten und Fürsten auch ander Stend einer andern, oder etwan der Stett meinung entschlossen haben.

„Wo sich aber ye zu Zeiten Churfürsten, Fürsten und andere Stendt in iren Ratschlegen mit einander vergleicht und darin den Stetten nichts beschwerlichs fürgenommen, sondern die sach gleichmeßig bedacht, alsdann haben oft und gewöhnlich inen die Stett solches auch gefallen lassen.

„Das aber, fügten sie hinzu (wie die Reichsstedt am jüngst gehalten Reichstag gegen der Stett begeren der Session und Stimmen halben beschehen vermeint haben), aus solchen so alß die stett, wie

gemeltt, inen der Churfürsten und Fürsten unbeschwerlich und billig meinungen ye zu Zeiten gefallen haben lassen, volgen solt, daß sie darumb solches alwegen also thun müsten und zu thun schuldig sollten sein, solches were nit allein unbillig und ganz frembd zu hören, sondern es mocht auch allem erb. verstand nach daraus nichts anders volgen, dann dadurch des h. Reichs Frey und Reichstett in gänzlichen abfall und unwiderbringlich verderben zu stellen."

Erhellt nun daraus genau, in welchem Verhältnisse der dritte Stand im Reiche zum ersten und zweyten stand, so zeigt sich auch zugleich, worin etwa das Verfahren des Churfürsten Berthold den Städten gegenüber bestanden haben mag, nämlich in der Einführung eines öffentlichen Verfahrens und zwar sowohl bey dem zweyten, wie bey dem dritten Stande. So verschieden ist dieses aber von der angenommenen Thatsache, daß das Jahr 1486/87 nicht einmal unter denjenigen angeführt wird, durch deren Ergebnisse das Recht der Städte irgendwie bekräftigt, vermehrt oder verringert worden wäre. Hören wir deßhalb noch eine Stelle aus dem erwähnten Abschiede zu Speyer.

„Daß dieselbe Session und auch Stimm den Erb. Frey und Reichsstetten allem herkommen und gebrauch nach zustehe, — daß geben die nachvolgenden anzeigungen unwiderstehlich zu verstehen: Erstlich, daß noch in frischem gedechtnuß, auch wissentlich und war ist, daß unter anderm weil. hochlöbl. ged. Kaiser Friedrich III. die gemeinen Reichstag zu halten fürgenommen und nemblich einen zu Nürnberg im Jahr 1467, und den andern zu Regensburg im 71 Jahre und auf die beyden all Erb. Frey und Reichstett mit und neben allen andern Reichstenden als Reichstende beschreiben und erfordern lassen hatt. Welches denn nachvolgent weil. hochlöbl. ged. K. Maximilian gleichermaßen aller und iglicher Reichsteg halben, so vil der aus Befehl Irer Maiestet in küniglichen und kaiserlichen Wirden gehalten werden, auch gethan hett — — alles mit der form und maß (der Erforderung früher wie jetzt), auf denselben Reichstagen zu erscheinen, mit und neben allen andern Reichstenden helfen und handeln, ratschlagen und beschließen." —

Wo bleibt hier die Verfügung des Jahres 1486/87, die den Städten so willkommen hätte seyn müssen? Hätte sie wirklich statt gehabt, wie wäre es denkbar gewesen, daß man von ihr kein Wissen hatte, wohl aber noch in frischem Andenken war, was fünfzehn und neunzehn Jahre früher, 1467 und 1471 vorgegangen war? Damit möge denn auch der Grad des Unrechtes beurtheilt werden, welcher den Städten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 widerfuhr, der als einer der wichtigsten, die je gehalten wurden, eine eigene Geschichte verdient, um alle die Intriguen und Praktiken an das Licht zu ziehen, durch welche das wahre Interesse des Reiches dem Vortheile weniger preisgegeben wurde. Kundigere mögen denn auch entscheiden, ob dieser Zustand der Dinge nicht so wesentlich dazu diente, die Städte den Bauern 1525 in die Arme zu führen, oder wo ein offener Anschluß vermieden wurde, wenigstens ein Buhlen mit diesen herbeyzuführen, wie z. B. die Hauptleute der aufrührerischen Bauern in Oberfranken in intimer Correspondenz mit Nürnberg standen, wo eine sehr rührige Partey dem Siege der Bauern nicht ohne Freude entgegensah und darauf ihre Pläne baute.

Die Sache noch mehr in das Klare zu bringen, führe ich hier noch an, daß, als die Debatte über Verweigerung von Sitz und Stimme der Reichsstädte sich in die Länge zog, die Churfürsten in einem Promemoria an K. Carl V. am 4. Februar 1551 geradezu aussprachen, es sey „kuntlich," daß die Reichstädte keine Stimme in Reichsräthen hergebracht hätten. Die Städte aber fanden in dem Verfahren der Fürsten die Hauptbeschwerniß darin, daß von diesen die Sache dahin gedeutet werde, „als ob die Stett alles dasjenig so ir Chur und fürstliche gnaden dermassen iren Pottschaften unverhört beschloßen, on einig widersprechen anzunehmen und zu vollziehen schuldig seyn solten." Anderseits ging das Bestreben der fürstlichen Stände darauf hinaus zu verhindern, daß die Städte nicht die von ihnen gefaßten Beschlüsse vernichteten, allgemeine Beschlüsse verzögerten oder ganz aufhielten, während

die Städte wieder hierin die Absicht erblickten, sie von allen Berathungen auszuschließen und ihre Reichsständeschaft selbst anzugreifen. Bey diesen Anklagen und Widersprüchen kann also nur die feste Thatsache entscheiden, und diese finden wir in der Supplication der Frey und Reichstett an die Römisch keyserliche Maiestät wider Chur und Fürsten auch andere Reichstendt Stym vnnd Session im heiligen Reich belanget. (Verlesen auf dem Reichstage zu Worms 8. Febr. 1544.) Da diese mit ungewöhnlicher Kenntniß der Städtegeschichte ausgearbeitete Deduction eine wahre Quelle für letztere ist, so dürfte es, ehe wir das Hauptbeweismittel in der aufgeworfenen Frage daraus entnehmen, passend seyn, einige dazu behülfliche Thatsachen hervorzuheben.

Nachdem zuerst die Beweise aus dem Völkerrechte — ein damals noch seltenes Beweisverfahren — angeführt, wird umständlich berichtet, wie in Kaiser Friedrichs III. Reformation „auffündig, das dy frey und Reichstett jrenn Standt unnd Stym wie andere Stendt gehabt und billich haben sollen, daß bei Reichslegationen 1489, 1496, 1497, bei den fünf Commissarien zur Einnemung des gemeinen Pfennings ein Stadtverordneter gewesen. Schon 1431 habe auf dem Tage zu Nürnberg die königliche Majestät „nit allein die Fürsten, sondern auch dy von Stetten nyderssitzenn heysen.“ Ferner sei „war, das die Stet zu Nürnberg 1467 neben vnnd mit Churfürsten unnd Fürsten, Graven unnd Herrn die Urtheylsprecher zu damals vorhabendem Keyserlichen Cammergericht haben geben sollen.“

Am überzeugendsten aber mußte folgende Stelle erscheinen:

„Ferner ist war, das der Frey und Reichstett zennpotten (Sendboten) inn die Reichsausschüß von alters herr sein genommen worden, wie sie auch noch heuttigs tags darein genommen werden. Dann war und beweyslich das uf dem Tag

zu Nürmberg a° 1431 sechs von Stetten
item anno 1487 daselbst drey Item zu Wormbs
a° 95 zwen Item zu Lyndau
a° 96 drey Item zu Wormbs
a° 1509 zwen Item zu Nürmberg
a° 1520 vir, erstlich einer, darnach zwen (drei?), dergleichen jüngst zu Regennsburg anno 1541 und zu Speyr und Nürmberg 1542 inns Reichsausschuß sein geordent worden.“

Diese Thatsachen sind denn auch von den Churfürsten und Fürsten in dem an den Kaiser gerichteten Referate über die Supplication der Städte nicht im Mindesten geläugnet oder beanstandet. Wohl aber wurde mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben, die Chur- und Fürsten hätten sich wohl versehen, „die Stett solten sich altem Gebrauch nach mit uns vergleichen und den Handel nit uffgezogen habenn.“

„So seyenn wir auch gemeltten Stetten nit gestendig das sy ein sollichenn abgesonderten Rath neben unns haben, der unnß an vnnseren Radschlegenn unnd beschluß verhindern mocht, dyweill innen nach alltem herkommenn geburt sich nit allein mit vnns zu vergleychenn, sunnder auch das die merer theyll unnder vnns beschleußt, neben vnns zu laysten unnd zu volziehen wie auch in unnserm Rad der geringer dem merern theyll weichen und volgen muß, dazu legen wir innenn keinen unertreglichen last vff. Denn so wir in des Reichs sachen ichts beschließenn, das belanngt vnns nit wenig, dann sy *) tragenn und leystenn auch daßelb nebenn innen, wie billich. Das sy aber inn eyner sonder stuben dy fürfallenden Reichssachen yderzeit auch bedenkenn und erwegenn, vnnd sollichs an vnns wie sich geburt gelangenn, das ist uns nit zuwider soveren sy sich alttem herkommen und gebrauchen nach myt vnnser verglichenn.“

Zugleich berührten aber die Chur- und Fürsten einen andern Punkt, welcher zeigte, warum die so nöthige und wünschenswerthe Vergleichung so leicht zu Stande kam. „Das dann dy Stett ire vereydte vnnd verpflichte Burger mit Steuern annlegenn, so vil sy das Recht vnnd fug, damit haben wir wenig zu thun, wo aber das wort jhn geseßen vff die geystlichenn, so auß euer K. M. Gnadenn von gemeynenn rechtenn und altem gebrauch sein, solt verstannden vnnd durch dy Stett gesucht werdenn, dyselben mit einiger Steuer oder anlag zu belestigen,

*) Soll wohl heißen: wir.

so seyenn wir auch vngezweyffelt, bittenn auch unterthenigst E. K. M. wollenn jnn solichs keins wegs gestattenn, sonnder dy obgemelttenn geystlichen dy vom adel vnnd andere gefreyte personnen bey jren hergebrachten freyheiten gnediglich handthaben schützenn und schyrmen vnd bey alttem gebrauchen vnd herkomenn pleyben laßen."

So führt denn auch diese Sache schnell in jenen „zwyspalt" hinein, „so bishero nit die geringstenn ursach alles mißtrauens, zertheilung und zerrütung Teutscher nation *) gewesen," und in welchem sich die Städte ebenso eifrig auf die Seite der Neuerung schlugen, in Kraft dieser das ihnen nicht zustehende Kirchenvermögen einzogen, als sie, wo es ihnen Nutzen brachte, das Festhalten an dem alten Herkommen verlangten, ein Widerspruch, den wie den ganzen obberührten Streit der Passauer Vertrag mehr zu beschwichtigen suchte, als zu heben vermochte. Irre ich mich aber nicht, so wird der Schlüssel zur Lösung des Zerwürfnisses darin liegen, daß die Städte unter den Rechten der Reichsstandschaft eine nicht geringere Territorialhoheit verstanden, als die Fürsten für sich in Anspruch nahmen, während diese ihnen, wie sie wiederholt erklärten, das Herkommen wohl zu belassen gedachten, nicht aber eine Gleichheit der Rechte zuerkannten, auf die die Städte hinarbeiteten. Faßt man aber nun alle die Beweismittel zusammen, wie sie aus den mitgetheilten Thatsachen hervorgehen, so möchte man zu folgenden Resultaten gelangen.

1) Ergibt sich in der politischen Stellung der Städte keine durch Churf. Berthold von Mainz herbeygeführte wesentliche Veränderung. Schon vor ihm sind die Reichstädte in den Ausschüssen und zwar zahlreicher vertreten als unter ihm. Wie im Jahre 1431 ward es auch 1467 gehalten, und statt des Churfürsten Berthold muß den Hussitenkriegen das Verdienst zugeschrieben werden, den Städten das Vorrecht ertheilt zu haben, um welches es sich jetzt handelt. Nie wären ohne diese äußere Gewalt die Deutschen dazu gekommen, sich die nothwendigsten Einrichtungen zu geben, die den deutschen Reichskörper vor dem Zusammenfallen bewahren und ihm gegen Außen wenigstens einige Kraft verleihen konnten. Böhmen ward durch diese Kriege ruinirt und erholte sich von den Revolutionsschlägen des XV. Jahrhunderts nie wieder. Das übrige Deutschland schöpfte wenigstens für die eben angeführte Zeit eine lehrreiche Erfahrung, die freylich zu früh wieder aufgegeben wurde. Was aber die Hussitenkriege zuerst veranlaßt, führten die Kämpfe der drey Häuser Habsburg, Hohenzollern und Wittelsbach weiter aus, indem gerade aus ihrer gegenseitigen Eifersucht, wie an einem andern Orte gezeigt wurde, das erste umfassende Reformproject des deutschen Reiches hervorging. Das dritte Moment in der Entwicklung bildet dann die Türkenhülfe, bis aus allen diesen Versuchen der gemeine Pfenning hervorging, der bescheidene Anfang einer bleibenden Reichssteuer, und zugleich die erste und wesentlichste Bedingung einer Reform der politischen Zustände Deutschlands. Bey diesem bleibt aber

2) Churf. Berthold das Verdienst, ein gleichartiges Verfahren gegen die Städte beobachtet und dadurch nicht wenig zur Sicherung der schon früher errungenen politischen Stellung der Reichstädte beygetragen zu haben. Wie dessenungeachtet diese Errungenschaft wieder zeitweise verloren ging, die Oligarchie der Churfürsten sich ausbildete, die fürstliche Gewalt mit Hülfe jenes „zwyspaltes," der die Nation zersetzte, und von dem Carl V. gesprochen, einen ungeahneten Aufschwung nahm, der schnell seine Spitze gegen das republikanische Element kehrte, wird sich zu vollständiger Entwicklung dessen, was hier nur angedeutet worden, ergeben, wenn es dem Verfasser gelingt, die politische Stellung der Reichsritterschaft im Anfange des Reformationszeitalters den Lesern vor Augen zu führen.

*) Kaiserl. Proposition verl. 20. Febr. 1544.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Ad. Borgnet, Philippe II et la Belgique, Bruxelles 1850. 4.**

Es giebt wenige Länder des europäischen Continents, deren Staatsgeschichte so viele interessante Episoden bietet, wie die belgischen Provinzen. Die Niederländer haben frühe nach dem im neunzehnten Jahrhundert so viel beliebten und nur selten erreichten Self-Government gestrebt, und für die nördlichen Landestheile es vor bald 300 Jahren, für die südlichen vor Kurzem erlangt. Dieß Streben ist ein Grundzug des niederländischen Nationalcharakters, der schon im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert besonders in den reichen Städten hervortrat, die ein fast republikanisches Gemeinwesen besassen, und der gefördert ward durch das Schicksal des Landes, dessen gemeinsame Herrn seit Maria von Burgund zugleich mächtige Könige in Spanien oder in Deutschland waren, obwohl durch diese die Volksfreyheiten vielfach bedroht, ja nicht selten, und zwar in Belgien über 200 Jahre vernichtet wurden. Der Geist der nationellen Selbstständigkeit erkräftigte sich aber immer wieder, und führte endlich dem erwünschten Ziele zu. Eine solche Staatsgeschichte mußte stets Bewunderer finden, und man begreift, warum Holland und Belgien immer namhafte Historiker besassen, hat doch der Abfall der Niederlande selbst unsern großen Schiller einst begeistert!

In Belgien war freilich vor dreyßig Jahren die historische Richtung weder genau kritisch noch die durch den Stoff gebotene; Dewez in seiner bändereichen Histoire générale de la Belgique stand nicht auf der geeigneten Höhe, doch stellte er das Material gewissenhaft und ohne größere Vorurtheile zusammen, arbeitete auch nicht für eine politische Parthey wie der bald auf ihn folgende Abbé S. de Smet, der noch 1836 in der vierten Ausgabe der Histoire de la Belgique als Vertheidiger der strengsten katholisch kirchlichen Orthodoxie, obgleich in anderer Beziehung als Freund einer geordneten politischen Freyheit, auftritt. Die Bewegung im Jahre 1830 brachte aber ein neues Leben in die belgische Historiographie, insbesondere was den staatlichen Entwicklungsgang des Volkes und des Landes betrifft. *) Selbst der Schreiber dieser Zeilen versuchte eine urkundliche Bearbeitung der älteren Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns, welche der französische Uebersetzer Herr Ybelldorf sehr verbesserte. Die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber des Landes wendeten ihre Hauptthätigkeit der berühmten Revolutionsperiode von 1566, 1790, und der laufenden von 1830 zu, und haben sich theils durch die Ausgaben der Quellen wie z. B. Herr Archivdirektor Gerhard, oder durch klassisch geschriebene Darstellungen, wie Nothomb, Gérard und von Gerlache einen bleibenden literarischen Ruhm erworben.

Unter den letzten belgischen Historikern nimmt seit einigen Jahren eine bedeutende Stelle Herr Borgnet, Professor der Geschichte an der Universität Lüttich ein, dessen unermüdliche und mit glänzendem

*) S. meine Darstellung der belgischen Historiographie in diesen Anzeigen v. J. 1841, Nr. 20 und folgende.

Erfolg gekrönte Thätigkeit in Deutschland nicht ignorirt werden darf, namentlich nicht von denjenigen, welche sich mit der europäischen Staatsgeschichte beschäftigen.

Herr Borgnet, ein Zögling und Doktor der Rechte der Universität Leyden unmittelbar vor 1830, dann Richter am Tribunal erster Instanz in Namur (seit 1835 Professor der Geschichte in Lüttich), trat im Jahre 1834 mit zwey Bändchen Lettres sur la Revolution Brabançonne (Bruxelles bey Berthot) hervor, in welchen er eine höchst anziehend geschriebene Geschichte der gegen Kaiser Joseph gerichteten Bewegung seines Vaterlandes gab; die Briefe waren das Jahr vorher als Feuilleton des Journals von Namur erschienen und wurden zu einem vollständigen Geschichtsgemälde dieser politischen Episode Belgiens verbunden und vermehrt. Das historische Talent des Verfassers tritt in dem Werkchen, namentlich was die Darstellung betrifft, entschieden hervor, und wenn auch Tiefe vermißt wird und vollständige Unbefangenheit, so kann man gleichwohl den künftigen Beruf des jungen Mannes nicht verkennen. Zehn Jahre später gieng aus diesem Versuche das gründliche Werk Histoire Belgique à la fin du dixhuitième Siècle, Bruxelles bey Vendale, 2 Bd. hervor, die mit einer Vorgeschichte seit 1700 beginnend, mit dem Aufgehen Belgiens in der ersten französischen Republik endet.

Gründliches Quellenstudium verbinden sich hier mit ächt geschichtlichem Geiste und geben diesem Werke einen bleibenden Werth. Als Mitglied der belgischen Staatsakademie schrieb außerdem Herr Prof. Borgnet verschiedene andere (Referenten nicht alle bekannt gewordene) historische Monographien, unter welchen die Freunde der mittelalterlichen Geschichte mit ganz besonderem Interesse sein Etude sur le Regne de Charles le Simple v. J. 1843 im Bd. XIII der Mémoires de l'Académie royale d. Bruxelles lesen werden, worin er zeigt wie sehr er in der Quellengeschichte des zehnten Jahrhunderts bewandert ist, und wie viel sich aus derselben seit der von unserm Pertz und seinen Mitarbeitern veranstalteten Ausgabe der Monumenta Germaniae historica entnehmen läßt. Zu denselben gehört auch die hier näher zu besprechende Abhandlung Philippe II et le Belgique, résumé politique de l'histoire de le Revolution belge de XVI. Siècle (1555 bis 1598), aus d. B. XXV der Memoiren dieser Akademie besonders abgedruckt (auf 166 S. 4.).

Die mehr chronikartige Skizze dieser so denkwürdigen und viel bearbeiteten Periode der belgischen Staatsgeschichte hat vor allem das Verdienst, daß sie eine sich streng auf Urkunden und andere authentische Quellen sich stützende Darstellung der Ereignisse enthält, aus welchen sich klar ergiebt, warum die niederländische Bewegung jener Zeit in Holland siegen und in Belgien unterliegen mußte. Sie ist ein belehrender Beytrag zur Geschichte der Revolutionen, deren natürlicher Gang uns vor Augen tritt und uns belehrt, daß ohne eine staatsmännische Leitung und eine furchtlose nationale Gesinnung dieselben nur zum Unheil führen und statt die politische Freyheit der Völker zu fördern, sie nur hemmen oder gar vernichten. Der Verfasser zeigt uns in seinem Gemälde, wie der Kampf um Seyn oder Nichtseyn zwischen dem Katholicismus und dem kaum geborenen Princip der Gewissens- und Glaubensfreyheit eine geschichtliche Nothwendigkeit war; wie die Repräsentanten dieser Gegensätze, vor Allem Philipp II. von Spanien und Wilhelm der Schweigsame fast nur eine höhere Mission erfüllten, wobey die Frage, ob die Motive ihres Gehabens immer rein waren oder nicht, freylich nicht selten unbeantwortet bleiben mußte: während man leicht überzeugt wird, daß das Mißlingen der schönsten Pläne der Engherzigkeit, der Eifersucht und der Charakterlosigkeit theils einzelner Leiter der Bewegungen, theils den Vorurtheilen und der ungezügelten Wuth der extremen Partheien oder des von ihr ausgebreiteten Pöbels zuzuschreiben ist. Was in Belgien zwischen 1566 und 1598 geschah, hat sich seitdem so oft wiederholt, — und dennoch kehren dieselben Irrungen immer wieder, — man sollte glauben, nur um den Beweis zu liefern, daß der gewaltsame Drang auf dem Wege des politischen Fortschrittes nicht oder nur selten zum Ziele führt. — Doch gehen wir näher auf das vorliegende Werk ein.

Die ganze Episode von 1555 wo Karl V. die Regierung der Niederlande in die Hände seines

Sohnes Philipp niederlegte, bis zur Zeit (1558) wo er sie an seine Tochter Isabella und ihren Gemahl und Vetter Albert von Oesterreich übergab, zerfällt in verschiedene Zeiträume oder wenn man will das ganze Drama in eine Reihe Hauptakte. Die der ersten 20 Jahre sind der Erhaltung der Einheit und Freyheit der gesammten Niederlande im Allgemeinen förderlich, die der späteren 21 Jahre sind die Durchgangsereignisse zur Trennung der Provinzen des Nordens und des Südens und zum Untergang der politischen Freyheit in den letzten.

Herr Borgnet beginnt mit einer gedrängten Darstellung der Lage des Landes zur Zeit der Abdankung Karls V. und in den ersten Jahren der Regierung seines Sohnes. Das Land befand sich gegen 1560 in einem Zustande großer Aufregung und es mangelte nicht an Ursachen politischer Unzufriedenheit. Eine solche hatte sich des belgischen Adels bemächtigt, der unter dem ganz spanisch gesinnten Philipp eine ungünstige Stellung hatte, nachdem er über den flamändischen Karl überaus mächtig gewesen und selbst Spanien ausgebeutet hatte. Noch größer war die Unzufriedenheit der überaus zahlreich gewordenen Anhänger der Reformation, die von Frankreich her nach den wallonischen und aus Deutschland in die flamändischen Provinzen eingedrungen war und ungeachtet der unendlich vielen Schlachtopfer, welche schon unter Karl V. und in Folge seiner Religionsedikte von 1550 gefallen waren, sich festgesetzt hatte. Nicht minder unzufrieden war ein Theil der Geistlichkeit, deren Lage sehr verändert wurde, nachdem Philipp mit dem Pabste die Zahl der Bisthümer von 4 auf 17 vermehrt und einen großen Theil der Einkünfte der reichsten Abteyen den Bischöfen zugewiesen hatte. Endlich fürchtete auch der gut katholisch gesinnte Theil der Bevölkerung, die schon lange bestehende kirchlich-staatliche Inquisition werde sich in die in Spanien übliche umwandeln und die Hauptgegner Philipps (der Adel und die Protestanten) versäumten nicht, diese allerdings nicht unbegründete Volksansicht zu verbreiten und zu befestigen. Die weiter blickenden Freunde der neuen Zeitrichtung waren überzeugt, daß nur durch einen glücklichen Kampf auf Tod und Leben die Religionsfreyheit in den Niederlanden zum Siege geführt werden konnte. Die Großen schilderten Philipp aber auch als einen Feind der politischen Freyheiten des Landes, der entschlossen sey in demselben das Centralisationssystem und den Absolutismus durchzuführen, wie dieß in Spanien schon geschehen war. Zwar hegte Philipp diese Absicht in der Wirklichkeit noch nicht, aber ihn als Mittel zum Zwecke der Erhaltung der Einheit und Reinheit des orthodoxen Glaubens zu benützen, trug er kein Bedenken,*) freylich bedurfte er zu diesem Zwecke fremder Truppen und das Geld des Landes; daran scheiterte aber das Gelingen seiner Pläne. Die Häupter der Unzufriedenen besaßen Mittel genug einen Aufstand vorzubereiten und fortzuführen. Der talentvolle Verkörperer des Gedankens Philipps war anfangs der Kardinal Granvella, das Hauptorgan der Opposition (wie man jetzt sagen würde) Wilhelm von Oranien; zwischen beyden befand sich in einer unhaltbaren Stellung die Statthalterin Margaretha von Parma, Karls V. natürliche Tochter.

Die Gegner des Prinzen nahmen an, er habe vom Anfang an, d. h. schon im Jahre 1562, den Plan gehabt, Philipps II. Herrschaft in Belgien an sich zu bringen. Herr Borgnet nimmt ihn stets gegen diese Anklage in Schutz.**) Wilhelm strebte blos nach der Glaubensfreyheit und wollte nur die Zurücknahme der Religionsedikte Karls V. Granvella verfolgte das entgegengesetzte Ziel. Des letzten Entfernung war vor Allem zu erwirken, sie erfolgte 1564 auf die inständigsten Bitten Margarethas (p. 28), und die unmittelbare Folge der Maßregel war, daß der Adel sich der einträglichsten Stellen bemächtigte und nun ohne strenge Kontrole die öffentlichen Gelder vergeudete (p. 29). Man ver-

*) In den kürzlich herausgegebenen Papieren des Kardinals Granvella findet sich der Gedanke aufgeführt: aus den 17 Provinzen ein Königreich mit Brüssel als Freystadt zu machen, dem Lande eine Gesetzgebung zu geben, die Privilegien der Städte zu beschränken, Festungen anzulegen, dann eine Amnestie zu proklamiren und nur die Häupter der Unzufriedenen dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. (p. 9.)

**) Er sagt noch (S. 100), daß selbst später Wilhelm dieß Streben nicht hatte.

langte nun die Aenderung der Religionsedikte, blieb aber (wie man jetzt sagt) streng auf dem Rechtsboden. Durch Petitionen und Gesandtschaften an Philipp u. s. w. versuchte man den Zweck zu erreichen. Allein vergebens. Es handelte sich im Okt. 1565 nun nur davon, ob man Philipps abschlägigen Bescheid publiciren solle? Die Majorität des Staatsrathes soll nur durch Oranien dazu bestimmt worden seyn, der durch diese Publikation den Aufstand habe herbeyführen wollen. Auch Herr Borgnet nimmt das an, während von Kampen (Geschichte der Niederlande) die entgegengesetzte Tradition, wonach Oranien der Sitzung gar nicht beiwohnte, für richtig erklärt. Dafür sprechen nun auch die von Herrn von Prinsterer veröffentlichten Archives de la Maison d'Orange II, 294, die der Verf. selbst S. 31 Nr. 2 anführt. Margaretha nahm die Publikation vor und die vorausgesehenen Ereignisse ließen nicht lange auf sich warten. Zuerst bildete sich das bald als Glaubensbund bekannte Bündniß des Adels, an dessen Spitze Brederode stand und das durch Beytritt vieler Bürgerlicher sich erweiterte; später erfolgte der Bildersturm.

So hatte denn diese Revolution auch ihre zwey Parteyen, die „Hotterer" der Zeit waren die ersten Verbünder, während die „Iconoclasten" mit unsern extremen Demokraten (und „Krawallisten") zu vergleichen sind. Eine Verbindung beyder scheint nicht bestanden zu haben, nur einige der Conföderirten sollen von den Unternehmungen der Stürme vorher unterrichtet gewesen seyn. Philipp II., der inzwischen einige Concessionen (die er aber heimlich für nichtig erklärte) gemacht hatte, beschloß nun den Herzog Alba nach den Niederlanden zu schicken. Mit seiner Ankunft gieng der erste Akt des großen Dramas zu Ende. Der Bildersturm entfremdete den Neuerern alle katholisch gesinnten Freunde, und Oranien zog sich nach Deutschland zurück. Im Anfang des Jahres 1567 wanderten über 100,000 der reichsten und thätigsten Einwohner der Niederlande aus. Den 22. Juni zog Alba in Brüssel ein.

Sein Walten im Lande bis zu seiner Rückkehr nach Spanien und die Erfolglosigkeit der unerhörtesten Strenge und Grausamkeit sind allzu bekannte Ereignisse, um hier aufgeführt zu werden. Herr Borguet beleuchtet sie mit der gewissenhaftigsten Genauigkeit (S. 44 bis 65); als Gesammtergebniß stellt sich heraus: daß die Gewalt nicht ausreicht um gesinnungsfeste Völker zu beugen, daß auch von den Regenten der Rechtsweg später wieder einzuschlagen ist, und daß, wenn die innere Kraft einer Herrschaft gebrochen ist, oft ein kleines Ereigniß hinreicht einen Umschwung herbeyzuführen. Dieß Ereigniß war die Eroberung von Brielle durch die „Seegeusen," mit ihr war für die künftige Freyheit Hollands und der mit ihm verbündeten nördlichen Provinzen eine gesicherte Aussicht eröffnet. Der Unterhalt einer zahlreichen Soldateska zog einen großen Finanzdruck nach sich: es gelang den Ständen die Auflage des 10. und 20. Pfennigs der Einkünfte — endlich doch zu vereiteln. Und so begann der dritte Akt mit der Selbstauflösung des meuterisch gewordenen spanischen Heeres im Jahre 1575. — Philipp II. wünschte den Frieden schon ein Jahr früher (p. 65). Der Prinz von Oranien regierte unter dem Titel eines königlichen Statthalters in Holland und Seeland. Als Requesens, Albas milder Nachfolger in Brüssel starb, befanden sich die Reichsstände in der Lage, durch eine Conföderation mit jenen Provinzen die Einheit des Staates wieder herzustellen, um durch ein neues gemeinsames Handeln und Unterhandeln mit Philipp die Freyheit zu retten. Allein der Mangel an Eintracht vereitelte Alles und führte zur definitiven Trennung der südlichen und nördlichen Provinzen. In dieser Periode tritt Oraniens Politik in den Vordergrund und wird vom Verf. zwar kurz, aber in allen Hauptunternehmungen des Prinzen in ihrem wahren Lichte dargestellt (p. 67—100). Bis zum letzten Augenblicke blieb er seinem Urgedanken treu, durch eine bundesmäßig gesicherte Religionsfreyheit das ganze Land, also Katholiken und Protestanten wieder zu einigen. Wer aber Landesherr seyn sollte, wenn Philipp unmöglich geworden? das war die unauflösliche Frage.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Mai.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


**Fontes rerum Austriacarum.** Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wiss. zu Wien. **Diplomataria et Acta. I. Band. Diplomatarum miscellum saeculi XIII.** Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey. **1849.** Auch unter dem Titel: Urkunden zur Geschichte von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Triest, Istrien, Tyrol. Aus den Jahren **1246 — 1300.** Aus den Originalien des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives herausg. von Jos. **Chmel**, Vicedirector desselben und Mitglied der kais. Akad. d. Wiss. ꝛc. 8. S. **CIX** u. **320.**

---

So lange die geschichtlichen Quellen, namentlich die Urkunden, welche unter denselben wohl unbestritten die erste Stelle einnehmen, nicht möglichst eröffnet und zugänglich gemacht sind, wird kein Geschichtschreiber, der über die alte Zeit herausgeht, im Stande seyn, irgend ein befriedigendes, auf die Dauer haltbares Werk zu Tage zu fördern, wie aus der Natur der Sache sich ergibt, und ein Blick auf die historische Litteratur zur Genüge zeigt, indem manches geschichtliche Werk, welches bey seinem Erscheinen den verdienten Beyfall fand, in Folge neu entdeckter Quellen schon nach Verlauf weniger Jahre theilweise wenigstens zur Antiquität geworden. Leider kann die Herausgabe von Quellen in größerem Maaße schon darum nicht Sache Einzelner seyn, weil auf ein größeres Publikum nicht gerechnet werden darf; eben darum aber sollten gelehrte Gesellschaften und namentlich die historischen Vereine, welche ihre eigenen Organe haben, auf Veröffentlichung von Quellen ganz besonders ihr Augenmerk richten, und dagegen, um Raum zu gewinnen, sparsamer seyn mit Herausgabe von Ausarbeitungen, die ohnehin, da es den Verfassern in der Regel an den erforderlichen Quellen fehlt, keinen nachhaltigen Werth in Anspruch nehmen können. Indessen herrscht überall, und nicht bloß in Deutschland, trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse auch jetzt noch große Thätigkeit in Veröffentlichung neuer Quellen, ganz besonders aber gegenwärtig in Oesterreich, und namentlich in der Kaiserstadt, wo die kurz vor den heftigen politischen Stürmen ins Leben getretene Akademie, vorab die historische Classe derselben, von deren Leistungen hier allein die Rede ist, eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltet, und so schnellen Schrittes nachholt, was bisher dort versäumt worden. Allerdings fehlte es in Oesterreich weder in der älteren, noch in der neueren Zeit an Männern, welche die Geschichte, und nicht bloß die ihres eigenen Landes, ungemein gefördert haben; doch war, was bisher an Quellen bekannt gemacht wurde, eben nur geeignet, unsere Sehnsucht nach den übrigen, noch verborgen gehaltenen oder gebliebenen, anzuregen. Gar sehr ist hiebey die bayerische Geschichte betheiliget, welcher ja ohnehin die älteren Geschicke eines großen Theiles des Kaiserstaates angehören; und namentlich ist es nicht möglich, die Geschichte unserer Hochstifte und vieler Klöster, so wie die Ge-

schichte mehrerer unserer großen Adelsgeschlechter: der Andechse, Vohburge, Ortenburge, Moosburge, Burghauser, Bogen u. s. w. auch nur zu einiger Vollständigkeit zu bringen, so lange nicht die zahlreichen Archive Oesterreichs aufgeschlossen sind, da dieselben nicht bloß in den näher liegenden Landen, sondern auch und besonders in den Marken Karanthaniens begütert waren, und auf die Geschicke dieser Lande unmittelbaren und großen Einfluß geübt haben. Welcher Reichthum von historischem Material in den Archiven der Klöster Oesterreichs verborgen liegt, zeigt uns, abgesehen von älteren Werken, neuerdings die leider noch unvollendete Geschichte Steyermarks von Muchar.

Die historische Classe der kaiserlichen Akademie war daher von selbst darauf hingewiesen, ihre Hauptthätigkeit der Veröffentlichung neuer, so wie der Textes-Verbesserung schon bekannter Quellen zuzuwenden, und hat demnach auch gleich in ihrer ersten Sitzung (24. Novbr. 1847) die Herausgabe einer Sammlung von Geschichtsquellen, und zwar in zwey Abtheilungen beschlossen, deren erste zur Publication von Chronisten, die zweyte zur Veröffentlichung von Diplomatarien bestimmt wurde. Die erste Frucht dieses Beschlußes ist der Eingangs bezeichnete erste Band der zweyten Abtheilung. Es sollte dieses Quellenwerk eröffnet werden mit einer „notitia bonorum ecclesiae Frisingensis in Austriae partibus“ aus den Saalbüchern des XII. und XIII. Jahrhunderts, und mit einer verbesserten Ausgabe der Chronik Eberhards von Windeck; auch waren von ersterer schon einige Bogen gedruckt, allein es mußte der Druck wieder eingestellt, so wie auch die Chronik wieder zurückgelegt werden, da die Gelehrten, welche die Herausgabe übernommen hatten, in die politische Bewegung hineingezogen und von ihr auf andere Bahnen geführt wurden. Der Vicedirector des k. Staatsarchives, Herr J. Chmel, leistete jedoch vollen Ersatz durch die Herausgabe der in dem hier in Rede stehenden Bande abgedruckten Urkunden. Diese, an der Zahl 286, und aus den Jahren (1235) 1246 — 1300, erstrecken sich fast auf alle Lande des Kaiserstaates, und waren bisher noch ungedruckt, einige wenige abgerechnet, und zwar solche, die anderwärts theils unvollständig, theils ungenau abgedruckt sind.

Von besonderer Erheblichkeit sind sie zwar, wie sich wohl von selbst versteht, zunächst nur für die Geschichte Oesterreichs, doch finden sich darunter auch namhaft viele, die nicht minder für die bayerische von großem Werthe sind, z. B. gleich die zweyte v. J. 1246, durch welche der König Konrad seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Otto des Erlauchten, Möringen und Hybisch zur Morgengabe anwies. Sie war bisher nur in einem Extracte (Böhmers Regesten) und ihrem wesentlichen Inhalte nach bloß durch eine andere Urkunde v. J. 1367 bekannt, ist aber hier nach dem Originale abgedruckt, welches sich seltsamer Weise in dem Staatsarchive zu Wien befindet. Auch treffen wir mehrere von bayerischen Herzogen, namentlich von Otto dem Erlauchten ausgestellte, bisher unbekannte Urkunden. Sehr bereichert wird die Geschichte der bayerischen Hochstifte, namentlich jene von Freysingen, so wie mehrerer bayerischer Klöster, besonders Niederaltachs, und nicht minder die Geschichte unserer großen Edelgeschlechter: der Burggrafen von Nürnberg, der Grafen von Bogen, Eschenlohe, Hirschberg, Hohenburg, Wasserburg, und namentlich die Geschichte der Grafen von Ortenburg. Aus dem bekannten Codex des Abtes Herman von Niederaltach, sind 44 Documente mitgetheilt, die sämmtlich zunächst auf dieses Kloster sich beziehen. Eine dieser Urkunden (S. 137) liefert uns ein neues Zeugniß, wie Herzog Otto der Erlauchte die Friedebrecher mit unerbittlicher Strenge verfolgte; er ließ nämlich zwey reichbegüterte Edle, die Brüder Albert und Bernhart von Moos auf öffentlichem Markte zu Helmgersberg enthaupten. Eine andere Urkunde (S. 151) lehrt uns sowohl die Zahl als den Charakter der Beysaßen eines herzoglichen Gerichtes kennen.

Ref. hält es nicht für nothwendig, eine detaillirte Uebersicht der hier abgedruckten Urkunden mitzutheilen; die gegebenen Fingerzeige werden genügen, die Aufmersamkeit der Geschichtforscher auf diese wichtige Urkunden-Sammlung zu lenken.

Den Gebrauch derselben hat der Herausgeber sehr erleichtert, indem er den Inhalt einer jeden

Urkunde ausführlich angegeben und zugleich auch erläuternde Winke beygefügt hat, so wie durch ein vollständiges, ebenso genaues als sorgfältiges Namensverzeichniß, desgleichen keinem Werke dieser Art fehlen sollte. Sehr dankenswerth sind die beygefügten, sehr sorgfältig ausgeführten Abbildungen (Holzschnitte) adelicher Siegel, darunter auch das eines Grafen Gebhard von Hirschberg, welches sich an einer Urkunde desselben v. J. 1254 befindet.

Die Abdrücke sind, so viel Ref. ohne Einsicht der Originale beurtheilen kann, durchaus correkt, was bey Werken dieser Art unerläßlich ist; nur einige Druckfehler gaubt er entdeckt zu haben. Statt Permvsel (S. 4) wird vielleicht Premvsel, statt vrvech (S. 11) vrveth, und statt Haeichenbach (S. 162) wohl Raeichenbach zu lesen seyn. Druck und Papier sind des Werkes würdig. Mancher möchte vielleicht einem größeren Formate den Vorzug gegeben haben; Ref. jedoch billiget das gewählte, weil es handhablicher ist.

Besonderer Erwähnung werth ist der Vorbericht. Er enthält eine zwar gedrängte, doch vollständige Uebersicht der bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete, die um so schätzbarer ist, als, so viel Ref. weiß, eine solche übersichtliche Zusammenstellung sonst nirgends sich findet, und die Litteratur Oesterreichs in der Regel allzuwenig bekannt ist. Außerdem erfahren wir, was zum Drucke vorbereitet wird, so wie die Grundsätze, welche der Bearbeitung so wie der Herausgabe der Quellen zu Grunde zu legen seyn möchten. Davon hängt gar viel ab; denn das Material ist ungemein groß, daher wohl zu erwägen ist, welche Quellen zuerst, und in welcher Ordnung sie veröffentlicht werden sollen. Ref. stimmt der Ansicht des Verfassers dieses Berichtes, daß den Diplomatarien Regesten von den vorhandenen Documenten vorausgehen müssen, vollkommen bey; denn nur in diesem Falle kann, wie der Verf. bemerkt, mit Erfolg nach Neuem geforscht werden; überdieß verdienen nicht alle Urkunden einen vollständigen Abdruck; und endlich sind Regesten darum nothwendig, weil die Publication der Urkunden verhältnißmäßig nur sehr langsam fortrücken kann, und, wenn auch keine Störungen eintreten, auf mehrere Generationen vererben wird, wie uns z. B. die Monumenta Boica zeigen, deren Druck nun nahezu vor einem Jahrhundert begann, und die, obwohl sie schon auf 40 Bände angewachsen sind, doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des vorhandenen Stoffes umfassen. Regesten dagegen sind innerhalb kurzer Zeit herzustellen, und genügen vorläufig, wenn sie nur einigermaßen zweckmäßig verfertiget sind, was übrigens, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, keineswegs so leicht ist, als man sich vorzustellen pflegt. Er selbst hat schon früherhin, wie bekannt, Regestenwerke geliefert, und neuerdings ist ein solches unter Vorschub der kais. Akademie, von dem seiner Zeit die Rede seyn wird, erschienen, auch ist zur Herstellung anderer von der historischen Classe die Einleitung getroffen. Da derselben die erforderlichen materiellen, wie geistigen Kräfte zu Gebote stehen, so kann ein gedeihlicher Fortgang dieser für die Geschichte so wichtigen Unternehmungen, wenn nicht besonders ungünstige Zeitläufe störend einwirken, als gesichert betrachtet werden, um so mehr, als ein Gelehrter an der Spitze der historischen Commission steht, welcher alle dazu erforderlichen Eigenschaften in einem seltenen Grade in sich vereiniget — ausgebreitete und gründliche historische Bildung, Energie und ausdauernde Thätigkeit, so wie er auch durch seine äußere Stellung ganz besonders dazu geeignet ist, nämlich der Herausgeber der hier besprochenen Urkunden-Sammlung.

## Ad. Borgnet, Philippe II. et la Belgique.

(Schluß.)

Zwar hatten die Reichsstände die Regierung schon 1576 in die Hand genommen und den geheimen Rath, wie ihn Philipp einst bestellt hatte, verstümmelt; Oranien hatte den größten Einfluß auf sie. Die Genter Pacifikation sollte den Weg zu Verständnissen selbst mit Philipp anbahnen, aber der Versuch dazu durch eine Vereinbarung mit Philipps natürlichem Bruder Don Juan von Oesterreich mißlang durch des letzteren Unaufrichtigkeit; eine Regentschaft des 19jährigen Erzherzogs Mathias, der unter des Prinzen Obhut gestellt war, und neben oder vielmehr über dem die Allmacht der Stände und ein alles leitender, aus Oraniens Freunden gebildeter Staatsrath stand, hielt sich nicht. Schon Don Juan hätte nach einem Siege über die Landesmacht bei Gembloux ganz Belgien dem Könige wieder unterwerfen können; er versäumte es, und nach seinem plötzlichen Tode 1578, verfolgte Margarethas Sohn, Alexander Farnese, mit Erfolg diesen Plan. Oranien und der Protestantismus hatten in den südlichen, namentlich in den Wallonischen Provinzen zu viele Gegner; der Herzog von Aerchot, aus dem Hause Croy, arbeitete vor allem dem ersten entgegen, und so trugen die Reichsstände nochmals auswärtigen Prinzen, wie dem Herzog von Anjou (Heinrichs III. von Frankreich unbedeutenden Bruder die Regierung an.

Oranien wußte zwar für jetzt alle diese Versuche zu vereiteln, doch erhielt er selbst nur die Würde eines Ruwart (Ruhewart) von Brabant. Die protestantisch-intolerante Union von Utrecht v. J. 1578 vollendete den Bruch. Die Revolution des Jahres 1566 blieb nur Siegerin in den vereinigten Staaten des Nordens; Belgien eilte seiner Restauration entgegen. Sie ward vermittelt durch den Vertrag von Arras, welchen Deputirte des Adels und der Geistlichkeit mit Don Juan 1579 schlossen, und vollendet durch das Feldherrntalent Alexanders von Parma. Mancher hatte sich indessen erkaufen lassen.

Oranien sah nun, daß die Sache des Vaterlandes nur noch mit fremder Hülfe gerettet werden könnte, und rieth nun selbst zur Wahl Anjou's (1850), aber auch dieser Plan mißlang. Der Gerufene mißfiel dem Lande und ihm die Verhältnisse. Als die Reichsstände darauf König Heinrich III. selbst die Krone antrugen, lehnte er dieselbe ab. Oranien ward von Philipp geächtet, und fiel 1585 unter Balthasars Gerards Dolche. Hollands Freiheit ward befestigt. Der weitere Verlauf von Belgiens Unterwerfung bietet kein höheres Interesse mehr. Seine Sache war der Diplomatie überantwortet; die Nationalkraft starb, und als 1598 Albert und Isabella von den ihnen verliehenen Provinzen Besitz nahmen, ward den Vertretern des Volkes nicht einmal gestattet dem unerbittlich gewordenen Absolutismus gegenüber ein letztes Wort für die hinsterbende Freiheit auszusprechen.

So endigte dieser Staatsproceß zwischen einem frei gewesenen Volke und seinem Herrn. Mit gleicher Theilnahme wird jeder die gelungene Darstellung desselben durch den geistreichen Geschichtschreiber lesen, und dem Lande Glück wünschen, daß es ihn besitzt und daß sie so geschrieben werden konnte, wie er sie schrieb.

L. Warnkönig.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Mai.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846. Par M. Huc, prêtre-missionnaire de la congrégation de Saint-Lazare. Paris 1850. 2 Vol. 8.**

---

Die große Ländermasse, im Nordwesten an Badakschan und das östliche Türkenland grenzend, im Südosten an die chinesischen Kreise Junnan und Sfetschuen und von den Schneekoppen des Himalaja bis zur Kuenlunkette reichend, wurde in ihrer ganzen Ausdehnung noch niemals von wissenschaftlich gebildeten Reisenden durchzogen und beschrieben. Sie ist deßhalb am wenigsten bekannt unter allen Gebieten des Morgenlandes. Im Alterthum waren die Gegenden in dunkle Sagen eingehüllt. Man faßte sie unter der Benennung „Land der Sakä" oder „Skythien jenseits des Imaus" zusammen und verstand darunter wohl auch die Markgrafschaft Ili und andere benachbarte Länder bis in die unbekannten östlichen Gegenden der Erde. Die einheimische Bevölkerung bezeichnete, wie auch sonst gewöhnlich, ihr Vaterland mit dem Worte Bod, was Erde oder Boden bedeutet. Hievon stammen die indischen Namen Bhutan, Bhotangga, Bhutant und die später von den Türken verderbte Benennung Tübet. Die Araber, welche im siebenten und achten Jahrhundert gegen Mittelasien vordrangen, hörten den Namen aus dem Munde der Türken und verbreiteten ihn dann über alle Länder des Westens. Die Benennung Tübet findet man zuerst bey einem Reisenden dieses Volkes aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Die spätern arabischen Geographen und Geschichtsschreiber suchen ihn nach ihrer Weise zu erklären. Der Eine will das Wort von Tübet, der Hauptstadt des Landes herleiten; der Andere von Tobba oder Tobai, eine Ehrenbenennung der Herrscher des glücklichen Arabiens. Ein Sprosse dieses Geschlechtes, wird hinzugefügt, hätte in Zeiten, die über alle Geschichte hinausgehen, das Reich gegründet und ihm seinen Namen gegeben. Nach einer andern der Wahrheit ziemlich nahe kommenden Angabe der chinesischen Jahrbücher sey das Land von der einheimischen Bevölkerung Tufan oder Tupo genannt worden, woraus dann bey den benachbarten türkischen Stämmen die Benennung Tübet hervorgegangen wäre. *)

Diese Ländermasse zerfällt jetzt in vier Abtheilungen: Vorder- und Hintertübet oder Hoch- und Niedertübet geheißen; Ladakh, zweites oder Mitteltübet, dann Baltistan oder Kleintübet.

Der tübetanische Völkerstamm ist aber auch jenseits dieser Marken verbreitet. Bis zur Kali bildet der Himalaja seine Grenzen; östlich dieses Flusses leben Tübeter, auch im Süden des Hochgebirges. Bhutan ist, wie der Name zeigt, ganz von ihnen bewohnt. Die Magar Nepals, zu denen die herrschende Familie der Gorkha gehört, die Newar, diese zahlreiche Urbevölkerung des Landes, sowie eine Anzahl Völklein in Asam und Sikkim ge-

---

*) In den Jahrbüchern der Tang heißt es ausdrücklich (Tang-schu Buch 270. zweite Abth. Bl. 10 v.) Tufan i wei Tu-po: Tufan heißt auch Tupo.

hören zu diesem Stamme. Man findet ihn überdieß in den chinesischen Kreisen Junnan, Ssetschuen und Schensi. Die Tübeter sind Leute mittlerer Größe mit breiten Schultern, breiter Brust und derbem Gliederbau; sie haben runde zusammengedrückte Gesichter, hervorragende Backenknochen, enggeschlitzte Augen, kleine flache Nasen und einen großen Mund. Die Hautfarbe ist blaßgelb und kupferartig; das Haupthaar durchgängig schwarz. Mit der Gewandtheit und Leichtigkeit der Chinesen verbinden sie den Muth und die Tapferkeit des Tartaren. Die Sprache zeigt eine innige Verwandtschaft mit der chinesischen, namentlich in den Mundarten der südwestlichen Gauen des Reiches.

Auf diese tübetischen Länder, auf diese tübetischen Völker war seit den Jahrhunderten des Mittelalters die Aufmerksamkeit der christlichen Sendboten gerichtet. Lebte und lebt doch hier das Oberhaupt eines großen Theiles der Buddha-Gläubigen. Man suchte hier zu verschiedenen Zeiten Missionen zu begründen, um das Heidenthum in einem seiner Hauptsitze zu bekriegen. Diese Missionen stießen jedoch auf so viele äußere und innere Hindernisse, daß sie bald wieder aufgegeben werden mußten. Dieß ist auch mit dem letzten Versuche der Fall, welchem wir die anziehenden Reiseerinnerungen des Herrn Huc von der Lazaristen-Congregation verdanken. Zu bedauern ist, daß die Sendboten in wissenschaftlicher Beziehung nicht genügend vorbereitet waren; ihre Reise in Gegenden, welche zum Theile niemals von Europäern durchzogen wurden, hat deßhalb nicht die großen Früchte getragen, die wir davon erwarten konnten. Die Reiseerinnerung des Lazaristen bietet aber bey alledem so viel Neues dar, daß sie eine höchst ehrenvolle Stellung einnimmt in der Touristen-Literatur der letzten Jahre. Wir finden hier Menschen und Gemeinwesen geschildert, die in gutgeordneten Zuständen leben, vollkommen verschieden von den unserigen. Wir lesen von Klöstern mit vielen Tausend Mönchen, von zahlreich besuchten Handelsorten, von stark bevölkerten Städten, die selbst dem Fachgelehrten kaum dem Namen nach bekannt sind.

Der Himmelssohn Kiaking (1799 — 1820) war ein großer Feind der Christen. Um seinen Verfolgungen zu entgehen, flüchteten die Geistlichen und ein geringer Theil der Gläubigen aus Peking nach den Marken, jenseits der Mauer, unter die Mongolen und ließen sich in dem Dorfe Siwang nieder, eine Tagreise von der Bezirksstadt Siuenhoa (40° 37′ 10″ n. Br. 1° 20′ 2″ w. L. von Peking) entfernt. Von Siwang aus durchstreiften die Missionäre die großen Steppenländer und Grasebenen der Mongolei und sannen auf die Bekehrung ihrer buddhistischen Bewohner. Die Mongolei und Tübet wurden 1842 zu einem apostolischen Vicariat erhoben, worauf dann die Herren Gabet und Huc in den folgenden Jahren sich auf den Weg machten, um die weitgestreckten Länder des neuen Vicariats zu bereisen und besser kennen zu lernen. Zu diesem Ende haben sie die gewöhnliche Kleidung tübetischer Lama angenommen. Dem gewöhnlichen Leser mag es sehr auffallend und selbst unerklärbar seyn, daß von so vielen Königreichen in der Mongolei die Rede ist, deren Namen er früher noch niemals gehört hat, wie das Königreich Duniot, Naiman, Gecheckten u. s. w. Es beliebte nämlich Hrn. Huc die mongolischen Stämme Keschikten, Naiman, Ongnigad — dieß ist die richtige Schreibart — und andere Stämme deren gar viele sind, Königreiche zu nennen, weil nämlich ihre Häuptlinge, einem alten Herkommen gemäß, von den Himmelssöhnen zu Peking den Titel König, Wang im Chinesischen, erhalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg. Aus Urkunden und Saalbüchern gesammelt und erläutert von Dr. Andreas von Meiller, Official des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Veröffentlicht auf Kosten der kais. Akad. der Wissenschaften. Wien 1850 bey Wilh. Braumüller. 4. S. 358.

---

Das geschichtliche Material ist bereits zu einer solchen Masse angewachsen, daß es als eine unab-

weisbare Nothwendigkeit erscheint, dasselbe übersichtlicher zu machen, was, wenn es Urkunden sind, am besten durch chronologisch geordnete Auszüge oder Regesten, wie man sie zu nennen pflegt, geschieht. Es sollten sich aber derley Leistungen nicht bloß auf die gedruckten beschränken, sondern auch auf die ungedruckten ausdehnen, und zwar auf letztere darum, weil sie in der Regel nicht oder doch nur sehr wenigen zugänglich sind, und überdieß keine Hoffnung vorhanden, daß sie sämmtlich durch den Druck veröffentlicht werden können, dieß übrigens auch nicht immer nöthig ist. Die Nothwendigkeit solcher Regesten wird denn auch allgemein gefühlt, und dieser Ueberzeugung danken wir schon mehrere Regestenwerke. Unter diesen nimmt das neueste, nämlich die Eingangs bezeichneten Regesten, einen sehr vorzüglichen Platz ein; denn einer Seits beziehen sie sich auf eine interessante Geschichtsperiode, die noch allzuwenig aufgehellt wurde, was wohl daher kam, daß die Materialien hiefür allzusehr auseinander lagen, und anderer Seits ist dieses Regestenwerk mit der größten Sorgfalt, und in einer Weise abgefaßt, daß die Einsicht der Urkunden, die in Auszügen hier vereiniget sind, in der Regel entbehrlich geworden. Diese Auszüge sind je nach der größeren oder minderen Wichtigkeit der Urkunden weiter oder enger gefaßt, zumeist aber ist, worin eben ein großer Vorzug liegt, der wesentliche Inhalt der Urkunden mit deren eigenen Worten angegeben, wie dieß früherhin schon Hr. Chmel in den von ihm herausgegebenen Regesten gethan hat. Ref. wünschte sehr, daß Alle, welche derley Werke anzufertigen gedenken, eben dieses Verfahren beobachten möchten, einmal weil hiedurch Mißverständnisse, die hier so leicht möglich sind, am sichersten vermieden werden, und weil eine zu kurze Fassung der Urkunden die Einsicht der Druckwerke selbst, in denen die Urkunden sich finden, unerläßlich macht, diese aber nicht immer, oft nur sehr schwer zugänglich sind.

Der Hr. Verf. hat übrigens nicht bloß jene Urkunden, die von den Babenbergen selbst ausgestellt sind, in Auszügen mitgetheilt, sondern auch, was durchaus nicht versäumt werden darf, solche, n denen sie bloß als Zeugen vorkommen oder sonst im Texte genannt werden. Dem Hrn. Verf. werden kaum oder doch nur wenige Urkunden, die hieher gehören, entgangen seyn, obwohl freylich oft Urkunden in Schriften sich finden, wo man sie kaum sucht; wenigstens weiß Ref. keine beyzufügen. Es sind aber hier 721 Urkunden, welche in 157 Druckwerken zerstreut sind, mitgetheilt; doch finden sich auch viele Regesten von Urkunden, die noch gar nicht gedruckt sind, und wo es immer dem Verf. möglich war, Originale zu erreichen, hat er darnach die Abdrücke, die oft sehr fehlerhaft sind, verbessert. Davon nur ein Beyspiel. In einer Urkunde der Monumenta Boica III, 245 heißt einer der Zeugen Rapoto de Raetelnperge, es heißen jedoch die Zeugen zu Folge des Originales, das der Verf. in Händen hatte, so: Rapoto comes de Chambe. Udalricus comes de Raetelnperge.

Den Werth dieses Werkes hat der Verf. sehr erhöht durch die zahlreichen beygefügten Erläuterungen und Bemerkungen, die Zeugniß geben von den gründlichen historischen Studien desselben, und von denen manche fast den Umfang von Abhandlungen haben, wie z. B. gleich die erste, in welcher der Verf. (S. 187) die noch immer nicht völlig entschiedene Frage: wann Luitpold aus dem Hause der Babenberge die Würde eines Markgrafen erhalten habe, dahin beantwortet, daß sie ihm während des Jahres 975 oder zu Anfang des Jahres 976 verliehen worden. Im Monat Juli des letzteren Jahres war er es gewiß schon, kaum jedoch ein Jahr früher es geworden; wenigstens liegt dafür kein Beweis vor, und ist auch nicht wahrscheinlich. Seine Erhebung wird wohl so ziemlich zusammenfallen mit der Entsetzung des Herzogs Heinrich von Bayern. In der Streitfrage: ob die Markgrafen von Oesterreich den Herzogen von Bayern untergeordnet waren oder nicht, stellt sich der Hr. Verf. (S. 190) auf die Seite derer, zumeist österreichischer Geschichtforscher, welche es verneinen. Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, daß hiebey die Nationaleitelkeit, was sie nicht sollte, von jeher eine entscheidende Stimme abgab. Mag man auch immerhin die bekannten Stellen des Chron. Aug. (Freher I, 510), so wie die bey Otto de S. Blasio (Urstis. I, 198) nicht

als hinlänglich beweiskräftig gelten lassen, so ist denn doch die Urkunde, welche wiederholt gedruckt, auch von dem Verf. im Auszuge mitgetheilt wird (S. 2.), ein sehr gewichtiges, kaum zu entkräftendes Zeugniß für die Unterordnung der Markgrafen; denn außerdem ist nicht erklärlich, wie der Herzog Heinrich von Bayern in Luitpolds Markgrafschaft, auf fremdem Gebiete also, richterliche Gewalt ausüben konnte. Was dagegen eingewendet wurde, ist nicht im Stande, die Beweiskraft dieser Thatsache zu entkräften; jedenfalls aber bedarf dieser Gegenstand einer wiederholten Untersuchung. — Ob Gozileshusa in der S. 8 No. 6 extrahirten Urkunde, Geißenhausen sey, wie der Hr. Verf. glaubt, möchte zu bezweifeln seyn, schon aus dem Grunde, weil die alte Form für Geißenhausen den Urkunden zufolge Gisinhuson ist. Es ist daher wohl unbedenklich anzunehmen, daß unter Gozileshusa das jetzt sogenannte Gosseltshausen im Landgerichte Paffenhofen zu verstehen ist. Chranwinkel (S. 201) ist nicht verschollen. Es gibt mehrere Ortschaften dieses Namens (Kronwinkel) in Bayern, doch wird hier wohl jenes im Landgerichte München, oder vielleicht auch das im Landgerichte Landshut zu verstehen seyn. Von einigen gräflichen Geschlechtern gibt der Verf. genealogische Tabellen, welche anderen nicht nachgeschrieben, sondern auf dem Grunde urkundlicher Daten hergestellt sind. In jener der Burggrafen von Regensburg und Landgrafen von Steffening fehlen einige, freylich nicht leicht unterzubringende Glieder, nämlich eine Burggräfin Liutkart, welche, wie Muchar in seiner Geschichte von Steyermark (III. 387) aus Urkunden nachgewiesen hat, Nonne im Kloster Admont war, und im J. 1150 gestorben ist, ungewiß ob sie Tochter oder Wittwe eines der Burggrafen war. Ebenso ist eine Kunigund nachzutragen, welche zu Folge handschriftlicher Aufzeichnungen Nonne in Niedermünster zu Regensburg war und im J. 1220 gestorben seyn soll. Sie war ohne Zweifel eine Tochter des letzten Landgrafen Otto. Ferner Adelheit, des letzten Burggrafen Heinrich Tochter, welche wohl auch der Verf. jedoch nicht namentlich angegeben hat. Sie war Nonne im Kloster Obermünster (Pez anecd. Vol. I. P. III, 167). Auch von vorneherein läßt sich die vom Verf. gegebene



Tabelle bedeutend vervollständigen, es lag aber ohne Zweifel nicht in der Absicht desselben, eine vollständige Genealogie zu entwerfen, da es ihm, wie es scheint, bloß darum zu thun war, die Verwandtschaft der Burggrafen mit den Markgrafen nachzuweisen, zu welchem Zwecke das von ihm entworfene Schema vollkommen genügt.

Beygefügt ist nebst mehreren chronologischen Uebersichten, so wie einer genauen Stammtafel der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause der Babenberge ein vollständiges Orts- und Personen-Register, welch letzteres nach Guden'scher Manier angefertiget ist, die allerdings viel für sich hat, indem das Gleichartige zusammengestellt ist; allein das gegen sich, daß der Gebrauch doch etwas erschwert ist, wie leicht zu erachten, da dasselbe in zwanzig Abtheilungen zerfällt ist. Ref. würde Registern, welche in der Weise angefertiget sind, wie z. B. jenes, das Herr Chmel dem ersten Bande der fontes rerum Austriacarum beygefügt hat, unbedenklich den Vorzug einräumen. Der Druck ist mit dem größten Fleiße besorgt, so daß Ref. nicht einen Druckfehler entdecken konnte, nicht einmal ein n statt eines u, ein e statt eines c, die bey kleinem Drucke doch so leicht übersehen werden können. Allerdings zwar findet sich manch Verdächtiges, z. B. visum (S. 5 No. 3). wofür ohne Zweifel versum zu lesen ist; allein im Urkundenabdruck, welchem der Extract entnommen ist, steht eben das fehlerhafte visum. So könnte man ferner vermuthen, daß statt Chrengelingen (S. 12 No. 6) Chregelingen zu lesen sey, allein möglich ist doch, daß jenes in der Urkunde so steht. Das Aeußere entspricht dem inneren Werthe dieses Werkes, von dem Ref. mit dem lebhaften Wunsche scheidet, daß ihm recht bald mehrere ähnliche nachfolgen möchten.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Mai.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden zogen von Siwang nordöstlich nach Dolonnor und fanden allenthalben zahlreiche chinesische Ansiedelungen. Die nomadisirenden Mongolen werden, gleich wie die Indianer von den Amerikanern, immer weiter gen Norden und Westen gedrängt und die sich immer vermehrenden Kitat, so heißen hier noch die Chinesen von dem ehemaligen Reiche der Kitan, wovon auch Chataja, nehmen das Land in Besitz. Es sind dieß gar schlaue Leute, diese Kitat, pflegten die Mongolen zu den verkleideten buddhistischen Lama zu sagen, da kommen sie gar freundlich herbey, verkaufen und leihen uns zu 40 von 100 so viel wir wollen. Können wir unsere Verpflichtungen nicht einhalten, was gewöhnlich der Fall ist, so nehmen sie unser Land, unser Vieh, unser Alles und wir müssen mit leeren Händen von dannen ziehen. Diese asiatischen Länder sind überdieß, wie die amerikanischen unter gleichen Breiten sehr reich an edlen Metallen, wodurch die Chinesen ebenfalls in Masse herangezogen werden. Diese Chinesen sollen, nach den Angaben der Mongolen, an der Beschaffenheit der Oberfläche den unter derselben verborgenen Reichthum an Gold und Silber erkennen. In der Stadt Dolonnor d. h. der Sieben Seen, sogenannt von den gleichnamigen Seen in der Nähe *) (42° 25′ n. Br. und 0° 11′ 50″ w. L. von Peking) wollten die Sendboten alles Geräthe zu der großen beschwerlichen Reise einkaufen und zu gleicher Zeit bey den zahlreich hier lebenden Lama Erkundigungen über die Tartarei einziehen. Die Herren Huc und Gabet sind die einzigen Europäer, welche unseres Wissens jemals in Dolonnor gewesen sind, weßhalb wir aus ihrer ausführlichen Beschreibung der sonst ganz unbekannten Stadt einige größere Stellen mittheilen.

Ungeachtet der wenigen Annehmlichkeiten, welche Dolonnor darbietet; ungeachtet der unfruchtbaren Umgebungen, der heftigsten Kälte im Winter und erstickenden Sonnenhitze, hat die Stadt doch eine zahlreiche Bevölkerung und ihr Handel ist sehr bedeutend. Die russischen Waaren kommen auf dem Wege von Kiachta und die Tartaren führen das ganze Jahr hindurch zahlreiche Heerden dahin, Rinder, Pferde und Kamele. Sie nehmen Tabak, Leinwand und sogenannten Backsteinthee zum Tausch. Dieses immerwährende Hin- und Herziehen verleiht der Bevölkerung von Dolonnor ein sehr belebtes Aussehen. Hausirer laufen in den Straßen umher und bieten den Vorübergehenden die Gegenstände ihres Kleinhandels an; die Kaufleute rufen und locken die Leute aus dem Innern ihrer Buden durch

*) Die Städte, Seen und Gaue haben hier, gleich wie in Wälschtirol, verschiedene Namen, die jedoch in den verschiedenen benachbarten Sprachen dasselbe bedeuten. So heißt das mongolische Dolonnor bei den Mandschu, Nadanomo, bei den Tübetern Tsotdun, Worte die dasselbe bedeuten. Die Chinesen nennen den Ort Lama-Miao, Priestertempel. Dschao naiman sume, so heißt die Stadt, man weiß nicht weßhalb, auf unsern Karten, bedeutet im Mongolischen achthundert Klöster.

schmeichelhafte und gefällige Worte an sich; die Lama suchen sich durch ihre Geschicklichkeit bemerkbar zu machen, indem sie wilde und ungezähmte Pferde an den schwierigsten Stellen in Galopp reiten.

Die prachtvollen ehernen und eisernen Statuen, die aus den Gießereien von Dolonnor kommen, sind nicht allein in der ganzen Tartarei, sondern auch in den entferntesten Gegenden Tübets berühmt. Die unermeßlichen Werkstätten schicken in alle dem buddhaistischen Kultus ergebene Länder Götterbilder, Glocken und verschiedene bey den Ceremonien gebräuchlichen Gefäße. Die kleinen Statuen sind aus einem Stücke, die großen aber werden theilweise gegossen, und dann zusammengeschweißt. Während unseres Aufenthaltes zu Dolonnor sahen wir ein wahrhaft großartiges Geleite nach Tübet abgehen: es war eine Buddhastatue, welche man auf vierundachzig Kamele geladen hatte. Ein Großer, der nach L'Hassa pilgerte, wollte sie dem Dalai-Lama zur Verehrung darbringen.

Da wir überallhin unsere Blicke richteten, so gewahrten wir einen Aushängeschild, worauf in großen chinesischen Charakteren geschrieben stand: Hotel der drei Vollkommenheiten beherbergt die Gäste welche mit Pferd oder Kamel reisen, übernimmt alle Gattungen von Geschäften immerdar mit dem besten Erfolg. Wir wendeten uns unmittelbar gegen das große Portal, trotz der Betheuerungen der beyden Chinesen, die sich uns als Begleiter aufgedrungen hatten, daß wir am unrechten Platze wären, und traten hinein. Nachdem wir die Carawane durch einen langen Gang hatten ziehen lassen, befanden wir uns in dem großen viereckigen Hofe des Gasthauses. Beym Anblicke des kleinen blauen Käppchens, womit die im Hofe herumgehenden Leute bedeckt waren, erkannten wir, daß wir in einem muselmanischen Wirthshause waren. Darauf hatten die zwey Chinesen nicht gezählt; jedoch waren sie uns gefolgt und setzten ohne die Fassung zu verlieren ihre Rolle fort. Wo, riefen sie affektirt, sind die Wirthsleute? Wir wünschen, daß man ein großes Zimmer, ein schönes Zimmer, ein reinliches Zimmer aufmache. Ihre Excellenzen sind angekommen; sie bedürfen einer passenden Wohnung. Der Oberkellner des Gasthofes erscheint mit seinen Zähnen einen Schlüssel, mit der einen Hand einen Besen und der andern eine Spritzschüssel haltend. Gleich bemächtigten sich unsere zwey Protektoren aller dieser Sachen. Laß uns machen, sagten sie, wir wollen unsere erlauchten Freunde bedienen; ihr Wirthsleute thut die Sachen nur halb und arbeitet nur fürs Geld. Und auf der Stelle bespritzen, fegen und kehren sie das kaum geöffnete Zimmer. Als Alles fertig war, setzten wir uns auf die Erhöhung; dagegen wollten sie aus Ehrfurcht auf dem Boden gekauert bleiben. In dem Augenblicke wo man uns Thee auftrug, trat ein junger, reinlich gekleideter und hübsch gewachsener Mann in unser Zimmer. Er hielt die vier Enden eines seidenen Sacktuches, dessen Inhalt wir nicht sehen konnten, in der Hand. Herren Lama, redete der eine Chinese uns an; dieser junge Mann ist der Sohn des Vorstandes unseres Handlungshauses; unser Herr hat Sie ankommen sehen und sich beeilt seinen Sohn zu schicken mit der Anfrage, ob Sie Ihre Reise glücklich zurückgelegt haben. Alsdann öffnete der junge Mann auf einem vor uns stehenden Tischchen sein seidenes Sacktuch und sagte: Hier sind Kuchen zum Theetrinken. Daheim habe ich auf Befehl meines Vaters Reis zubereitet. Wenn Sie den Thee getrunken haben, werden Sie gewiß ein mäßiges und schlechtes Mahl in unserer armen und alten Wohnung nehmen wollen. Die Reisenden gaben ihnen deutlich genug zu verstehen, daß sie sie durchschauen und für Betrüger halten. Die Chinesen schlichen nun mit Schaamröthe bedeckt von dannen.

Am 1. Oktober 1844 verließen die Reisenden Dolonnor und ritten bald auf Pferden, bald auf Mauleseln und Kamelen in Begleitung eines einzigen Dieners über ganz unbekannte Gegenden, wo ihnen bloß der Compaß und eine mangelhafte Landkarte als Wegweiser diente, gegen Südwesten. Zelte und Küchengeräthschaften aller Art führten sie mit sich, um in den Wüsten und Steppen ihre Speisen bereiten und Nachtlager aufschlagen zu können. Nach vielen beschwerlichen Tagreisen kamen sie zu dem Hauptorte des mongolischen Stammes, der Tumet, nach Chukochoton oder der blauen Stadt — bey den Chinesen Kuei hoatsching genannt (40°

49′ 20″ n. Br. und 4° 45′ 15″ w. L. von Peking). Chukochoton, welches seit den Zeiten des P. Grebillon (1688) von keinem Europäer mehr besucht wurde, besteht aus einer Alt- und Neustadt oder aus einer Handels- und Militärstadt, welche ungefähr eine halbe Stunde von einander entfernt sind.

In Chukochoton sind fünf Klöster, deren jedes von mehr als 200 Lama bewohnt ist; außerdem werden noch fünfzehn minder ansehnliche gezählt, welche gleichsam zur Aushilfe der ersteren dienen. Ohne Uebertreibung kann man die Zahl der hier wohnenden Lama auf 15000 anschlagen. Unzählbar sind die Lama, welche die verschiedenen Stadtviertel bewohnen und sich mit Waaren- oder Pferdehandel abgeben. Das schönste und berühmteste Kloster ist das der fünf Thürme. Hier residirt ein Chubilgan, welcher, wie seine Jünger behaupten, schon öfter zum Heile der Menschheit sich freywillig den Gesetzen der Menschwerdung unterzogen hat. Von Chukochoton gieng es nach Tschagan Kuren, eine Stadt, welche man vergebens auf den europäischen Karten sucht. Sie hat ohne Zweifel, als die Jesuiten das Reich aufnahmen, noch nicht existirt. Nirgends, sagen die Reisenden, haben wir auf unserm Wege durch China, die Mandschurei und Mongolei eine ähnliche Stadt getroffen wie Dschagan Kuren oder die weiße Umzäunung. Die Straßen sind breit, reinlich und ziemlich geräuschlos; die regelmäßigen, hübsch gebauten Häuser zeigen von dem Wohlstande der Bewohner. Man findet einige Hauptplätze, die mit herrlichen Bäumen geschmückt sind. Dieß ist uns um so mehr aufgefallen, als man in den Städten Chinas Nichts dergleichen sieht. Die sauber gehaltenen Buden sind gut mit Erzeugnissen aus China versehen; manchmal sogar mit europäischen Waaren, welche aus Rußland kommen. Die Nähe der Blauen Stadt beeinträchtigt aber sehr den Handel dieser Stadt. Die Tartaren gehen lieber nach Chukochotun, dessen commercielle Wichtigkeit längst in allen Gegenden der Mongolei bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)



**Voyage d'Abd-allah ben Abd-el-Kader de Singapore à Kalantan, sur la côte orientale de la peninsule de Malaka, entrepris en l'année 1838. Traduit du Malay avec des notes et des éclaircissements, par M. Ed. Dulaurier. Paris 1850.**

Im Jahre 1838 sandten Kaufleute verschiedener Nationen, Chinesen und Juden, Engländer und Armenier vermittelst chinesischer Dschonk *) eine Anzahl Waaren von Singapor nach Pahang, Trangganu, Kalantan, Patani und Sanggora. Es sind dieß Fürstenthümer der malayischen Halbinsel, welche von Flüssen ihren Namen führen und von Muselman und Chinesen bewohnt werden. Als die Waaren, in Folge einer Fehde, zu Kalantan zurückgehalten wurden, schickten die Betheiligten zwey Personen, einen Engländer und einen Chinesen — dessen Feigheit und Furchtsamkeit der Malaye arg verspottet — dahin, um ihr Eigenthum zu retten. Abdallah ward als Dollmetscher angeworben; er sollte das Schreiben des Hrn. Bonham, des Statthalters von Singapor, dem Fürsten von Kalantan übergeben, und als gelehrter gewandter Mann bey seinen Landsleuten, den Malayen Alles aufbieten, um das Unternehmen einem glücklichen Ausgange entgegen zu führen. Der malayische Gelehrte hatte Schulden — er sagte dieß selbst — und gedachte sie mit dem versprochenen Ehrensolde von 80 Dollars zu bezahlen. Dieser gute Vorsatz wäre aber bald an der Wortbrüchigkeit der Chinesen gescheitert. Abdallah war nämlich unvorsichtig genug, den Geschäftsführern aus der Blume der Mitte zu vertrauen und keinen schriftlichen Vertrag abzuschließen. Als das Ziel der Reise erreicht war, gebrauchten sie, wie zu erwarten stand, allerley Ausflüchte; der Reisende konnte nur auf gerichtlichem Wege und zwar durch die besondere Gunst einiger Engländer zu seinem ehrlich verdienten Lohne gelangen. Die Erzählung aller denkwürdigen Vorfälle dieser Reise zu Wasser und zu Land, welche Abdallah gleich nach der Rückkehr in malayischer Sprache verfaßte und zu Singapor dem Drucke übergeben hat, ist frey von allem leeren östlichen Wortgepränge, und in einem einfachen keuschen Style gehalten. Die Thatsachen sind in kurzen gedrungenen Sätzen zusammengefaßt, und

*) Dschonk heißt Schiff in der Kantoner Mundart, im Hochchinesischen lautet das Wort Dschuen.

von Schilderungen der religiösen, staatlichen und bürgerlichen Zustände in den malayischen Ländern umkleidet. Hiebey namentlich erkennt man den großen Einfluß der europäischen Bildung, die Triebkraft des Völker erziehenden Reiches Großbritanien. Von dem Bestreben, seinen Gebietern und Gönnern zu schmeicheln, mag wohl der malayische Gelehrte nicht ganz frey seyn; die Vergleichungen, welche er zu Gunsten Englands anstellt, sind aber, wie wir von anderer Seite und aus eigener Anschauung wissen, in jedem Falle vollkommen begründet.

Während der Meeresfahrt, schreibt Abdallah, konnte ich nur an das traurige Bild denken, das mir der Anblick des Landes Pahang gewährt hatte. Mein Geist suchte die Ursachen zu ergründen, welche ein ehemals so blühendes Land so arm gemacht, es so entvölkert und dem gänzlichen Verfalle nahe gebracht hatten; es war mir um so auffallender, da das Land nie Eroberern anheim gefallen, nie von Feinden verheert worden ist. Meine Meinung ist, daß der Ruin dieses Landes nicht durch Einfälle von Räuberbanden herbeygeführt wurde, denn noch nie verlor ein großes Reich durch solche Einfälle seinen Handel und seinen Reichthum; das ungünstige Erdreich trägt ebenfalls nicht die Schuld, denn Pahang ist ein ausgezeichnet fruchtbares Land; noch weniger kann ich es als Folge der Nachlässigkeit der Bevölkerung betrachten, denn es gab noch keine Gegend der Welt, deren Bewohner, ohne Ausnahme, dem Laster der Faulheit ergeben waren, und schon ein Theil der Bevölkerung dieser Gegend, wenn er wirklich arbeitsam ist, reicht hin, dieselbe groß und reich zu machen. Nach meinem Dafürhalten ist dieß der eigentliche Grund des Elendes von Pahang: Jeder lebt in beständiger Furcht vor der Habsucht des Regenten und der Großen, und vor den Plackereyen, denen er ausgesetzt ist. Wofür, sagen sie, sollen wir uns Mühe geben? Der geringste Gewinn, der dazu dienen könnte, unsre Lage zu verbessern, würde sie lüstern machen und uns von ihnen geraubt werden. In diesem Stumpfsinne und diesem Elende verbringen die Einwohner ihr trauriges Leben. Das ganze Uebel entspringt demnach aus der Verderbtheit und der Unwissenheit der Fürsten, welche sie beherrschen. Wie ganz anders ist es in den Gegenden, welche unter englischer Oberherrlichkeit stehen! Jeder ist einem Könige gleich; Keiner fürchtet den Andern; Niemand ist Plackereyen ausgesetzt, denn die Verwaltung und die Gesetze haben nur ein Ziel, den Frieden und die öffentliche Ruhe.

Pahang wimmelt von Prinzen. Jeder von ihnen hat eine Menge Sklaven; ich sah, mit welchem Uebermuthe sich diese aller Orten und selbst in Privathäusern benehmen. Der Grund dieser Menge Sklaven ist folgender. Wenn ein Mann einen andern getödtet oder ein Verbrechen begangen hat, das ihm unausbleiblich die strengste Strafe zuziehen würde, so hält er es für das Beste, Sklave des Radschah zu werden. Er flüchtet sich zu ihm, gesteht ihm in gebeugter Stellung seinen Fehltritt und spricht den Wunsch aus, in seine Dienste zu treten. Der Radschah verleiht ihm ein Abzeichen, und durch dieses wird er Diener im Innern des Palastes. Von diesem Augenblicke an wird dieser Mann „königlicher Sklave" genannt, und Niemand wagt es, in ihm die Achtung vor der erlangten Würde zu verletzen. Wird ein königlicher Sklave getödtet, so fallen sieben Menschenopfer an seinem Grabe, um die Schuld zu sühnen. Deßhalb genießen diese Leute in Pahang eine Freyheit ohne Grenzen. Begeht einer von ihnen eine Unthat, so wagt Niemand sich darein zu mischen, aus Furcht vor dem Regenten. Sie werden demgemäß immer anmassender und ihre Schreckensherrschaft nimmt mit jedem Tage zu. Wollen sie Jemanden schaden, so machen sie ihn zum Gegenstande ihrer verläumderischen Anzeigen und Beschuldigungen. Der Fürst, voll blinden Vertrauens zu seinen Dienern, verfolgt die Angeklagten; schon viele Priester sind das Opfer dieser schrecklichen Zustände geworden.

Die Schuldner haben ein hartes Loos. Der Gläubiger zieht nämlich das Interesse eines königlichen Sklaven mit ins Spiel, und um diesen Plackereyen zu entgehen, thut der Schuldner über seine Kräfte, denn ist einmal ein königlicher Sklave dabey betheiligt, so ist selbst das Leben des Armen gefährdet.

Welch ein Glück für alle diese Leute, wenn sie unter englische Herrschaft kämen, wenn sie von den Engländern zu ordentlichen Menschen herangebildet würden!

Neumann.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine.

(Fortsetzung.)

Das Kloster Kunbum zählt beinahe 4000 Lama. Seine Lage bietet dem Auge einen wahrhaft zauberischen Anblick dar. Man stelle sich einen Berg vor, von einer breiten und tiefen Schlucht durchschnitten, aus welcher Bäume hervorragen, die beständig mit Raben, Elstern und gelbschnäbeligen Krähen bevölkert sind. Auf beyden Seiten der Schlucht, sowie auf den Erhöhungen des Berges erheben sich amphitheatralisch die weißen Wohnungen der Lama. Sie sind verschiedener Größe, mit kleinen Belvederen versehen und von einer Klostermauer umgeben. Unterhalb dieser bescheidenen Wohnplätze, deren Reinlichkeit und Weiße ihren ganzen Reichthum ausmachen, sieht man zahlreiche buddhaistische Tempel mit vergoldeten Dächern, die mit tausend Farben prangen. Die Häuser der Vornehmen machen sich durch sechseckige Thürme bemerkbar, von welchen Fahnen flattern. Ringsum sieht man Sprüche in großen tübetanischen Charakteren, bald roth bald schwarz geschrieben; dergleichen stehen auf allen Thüren, Mauern und Steinen; man findet sie auf linnenen Fetzen, welche nach Art der Flaggen von der Spitze einer Menge kleiner Maßbäume, die auf den Altanen der Häuser sich erheben, herabfallen. Fast mit jedem Schritte stößt man an Nischen in Form von Zuckerhüten, in deren Innern Weihrauch, wohlriechendes Holz und Cypressenblätter verbrannt werden. Was jedoch am meisten auffällt, sind die zu bestimmten Zeiten in allen Straßen zahlreich herumgehenden rothgekleideten und mit gelber Mütze bedeckten Lama. Ihr Gang ist ernst und feyerlich. Stillschweigen ist ihnen zwar nicht vorgeschrieben, doch sprechen sie wenig und immer mit leiser Stimme. Unbeschreiblich ist das Zusammenströmen der Fremden bey gewissen Festtagen. Kunbum ist dann nicht mehr die stille, schweigsame, wo Alles den Ernst und die Strenge des religiösen Lebens athmet; sie wird eine weltliche Stadt, voll Bewegung und Tumult. In allen Vierteln hört man nur das durchdringende Geschrei der Kamele und das Murren der langhaarigen Rinder, welche die Pilger mitbringen. Auf den Theilen des Berges, welche die Klöster beherrschen, sieht man zahlreiche Zelte sich erheben, wo diejenigen ein Obdach finden, welche in den Wohnungen der Lama nicht mehr unterkommen können. Es war für uns, sagen die Reisenden, ein seltsames und peinliches Schauspiel zu sehen, wie die Masse bey jedem Schritte sich auf die Erde wirft und mit leiser Stimme ihre Gebetsformel hersagt. Unter diesen eifrigen Buddhaisten war eine große Anzahl mongolischer Tartaren, die alle sehr weit herkamen. Sie machten sich durch einen schwerfälligen, plumpen Gang, hauptsächlich aber durch große Sammlung und gewissenhaften Eifer in Erfüllung aller vorgeschriebenen Formen der Andacht bemerkbar. Von dem Stamme der Hongmaoeul oder Langhaare waren ebenfalls mehre da, und wir fanden an ihnen keine bessere Art Leute als an den Tangkéueul. *) Ihre

*) Dieß sind Stämme des Mittelreiches, von den Chinesen Miaotse genannt.

wilde Andacht bildete einen seltsamen Contrast gegen den Mysticismus der Mongolen. Sie schritten stolz einher mit erhobenem Haupte, den rechten Arm außerhalb ihres Kleiderärmels, vollkommen gewaffnet mit großen Säbeln und Luntenflinten. Die zahlreichsten Pilger waren jedoch die Sifan aus dem Lande Amdo. Ihre Physiognomie drückte weder die Rohheit der Langhaare noch die treuherzige Offenheit der Tartaren aus. Sie vollendeten ihre Pilgerfahrt in vorgeschriebener Ordnung. Die Sifan gehören zum tübetischen Volke. Wenn die Person des ersten Geistlichen uns wenig auffiel, so war es anders mit seinem Costüme; es glich vollkommen dem der Bischöfe. Auf seinem Haupte trug er eine gelbe Mütze; ein langer Stock in Kreuzesform befand sich in seiner Rechten; die Schultern waren mit einem Mantel von veilchenblauem Taffet bedeckt, der an der Brust mit einem Häckchen geheftet und einem Chormantel ähnlich war.

Bei Tschagan Kunen ließen sich die Reisenden über den gelben Fluß setzen, welcher zu der Zeit stark angeschwollen war und seine Ufer überschritten hatte. Sie durchzogen nun das Land der Ortos, was zum Theil nach Büchern beschrieben wird. Sie gingen von hier in östlicher Richtung, setzten nochmals über den gelben Fluß und kamen nach Ninghia, (38° 32′ 40″ n. Br. und 20° 21′ 0′ w. L. von Peking,) eine der bedeutendsten Bezirksstädte des Kreises Kansu. Jetzt gieng es auf der gewöhnlichen Straße nach Tübet, in dessen Hauptstadt L'Hassa, von den Mongolen gemeinhin Muhe-Dschot, ewiges Heiligthum genannt, die Sendboten nach einer sehr beschwerlichen Reise am 29. Januar 1846 anlangten. Sie hatten sich der Gesandtschaft angeschlossen, welche von Peking, Tschanak im Tübetischen genannt, nach L'Hassa zurückkehrte. Der Weg ist der Art, daß er nur in größeren Gesellschaften zurückgelegt werden kann.

L'Hassa, sagen die Reisenden, ist keine große Stadt: sie hat höchstens zwei Stunden im Umfange und ist nicht wie die chinesischen Städte mit einer Ringmauer umschlossen. In den Vorstädten erblickt man eine große Anzahl mit hohen Bäumen bepflanzte Gärten, welche der Stadt eine herrliche grüne Einfassung verleihen. Die Hauptstraßen L'Hassas sind sehr breit und ziemlich reinlich, wenigstens wenn es nicht regnet; voll empörenden und unbeschreiblichen Schmutzes sind die Vorstädte. Die Häuser sind durchgängig hoch und schön anzusehen; sie bestehen theils aus Stein, theils aus Backstein; einige sind auch bloß aus Erde. Alle sind aber mit einer solchen Sorgfalt weiß angestrichen, daß sie desselben Stoffes scheinen. In den Vorstädten ist ein Viertel, dessen Häuser ganz aus Rinds- und Schafshörnern bestehen. Diese seltsamen Bauten sind von großer Festigkeit und gewähren dem Auge einen wohlgefälligen Anblick. Da die Rindshörner glatt und weißlich, die der Schafe hingegen schwarz und struppig sind, so bilden sich durch diese seltsamen Materialien eine Menge der verschiedenartigsten Combinationen —, Mosaikbilder an den Mauern von unendlicher Mannigfaltigkeit. Die leeren Stellen zwischen den Hörnern werden mit Mörtel ausgefüllt. Diese Häuser allein werden nicht angestrichen. Die Tübeter besitzen den guten Geschmack sie in Natur zu lassen, ohne etwas ihrer wilden, phantastischen Schönheit beyzufügen.

Der Palast des Dalai Lama verdient in jeder Rücksicht den Ruf, den er in der ganzen Welt genießt. An der Nordseite der Stadt und höchstens eine Viertelstunde davon entfernt, befindet sich ein felsiger, nicht sehr hoher, kegelförmiger Berg. Er erhebt sich in Mitte dieses breiten Thales wie eine einsame Insel aus einem unermeßlichen See. Dieser Berg trägt den Namen Buddha-Lha, der Weisheit Glück. Auf diesem gleichsam von der Natur zugerichteten Gestelle haben die Verehrer des Dalai-Lama einen herrlichen Palast erbaut, wo ihre Gottheit in Fleisch und Knochen wohnt. Es ist dieß eine Vereinigung mehrerer nach Größe und Schönheit verschiedener Tempel; der im Mittelpunkte ist vier Stockwerke hoch und beherrscht alle übrigen; er endigt mit einer ganz von Goldplatten bedeckten Kuppel und ist von einer weiten Vorhalle umgeben, deren Säulen gleichfalls vergoldet sind. Hier hat der Dalai-Lama seinen Sitz aufgeschlagen; von der Höhe dieses erhabenen Heiligthumes herab kann er sehen, wie seine zahllosen Verehrer an großen Festtagen in der Ebene einherziehen und am Fuße des göttlichen Berges sich zur Erde niederwerfen. Die

Paläste zweiten Ranges, die um den großen Tempel gruppirt sind, dienen einer Menge Lama verschiedener Orden, deren ununterbrochene Beschäftigung es ist den lebenden Buddha zu verehren, zur Behausung. Zwei mit großen Bäumen geschmückte Alleen führen von L'Hassa zum Buddha-Lha; man sieht da immer eine große Anzahl fremder Pilger, die ihren langen buddhaistischen Rosenkranz an ihren Fingern abrollen, sowie herrlich gekleidete, auf reich geschirrten Pferden sitzende Lama vom Hofe. In den Umgebungen des Buddha-Lha herrscht beständig große Rührigkeit; im allgemeinen ist dort alles ernst und schweigsam; die Geister scheinen nur von religiösen Gedanken erfüllt zu seyn.

Ist der Dalai-Lama gestorben, buddhaistisch zu reden, hat er seine menschliche Hülle ausgezogen, so schreitet man zur Wahl seines Nachfolgers auf folgende Weise. Man schreibt in allen Klöstern Gebete und Fasten vor. Die Bewohner L'Hassas verdoppeln, da sie bey der Sache am meisten betheiligt sind, Eifer und Andacht. Jedermann schickt sich zur Wallfahrt nach dem Buddha-Lha an, der Rosenkranz bewegt sich in allen Händen, die heilige Formel des Om Mani Padme Hum erschallt Tag und Nacht in allen Vierteln der Stadt und Wohlgerüche flackern allenthalben verschwenderisch empor. Diejenigen welche in ihrer Familie den Dalai-Lama zu besitzen glauben, benachrichtigen die Obrigkeit zu L'Hassa hievon, damit sie die nothwendigen Eigenschaften der Kinder bezeugen möge. Um zur Wahl des Dalai-Lama schreiten zu können, müssen drey Kinder entdeckt seyn, welche alle Zeichen einer Wiedergeburt des Awalokiteswara an sich tragen. Man läßt nun die Kinder nach L'Hassa kommen und die obersten Geistlichen der Lama-Staaten constituiren sich zu einer Wahlversammlung. Sie schließen sich in einem Tempel des Buddha-Lha ein und bringen sechs Tage in Zurückgezogenheit, im Fasten und Gebete zu. Am siebenten Tage nimmt man eine goldene Kapsel und legt drey goldene Marken hinein, auf welchen die Namen der drey Kinder stehen. Man rüttelt nun die Kapsel und der älteste Geistliche zieht eine Marke. Das Kind, dessen Name auf der Marke steht, wird unmittelbar darauf als Dalai-Lama ausgerufen. Man führt es unter großem Gepränge in den Straßen umher; alle, die dem Zuge begegnen werfen sich andächtig nieder zur Verehrung der von neuem erschienenen Gottheit. Die beyden andern Kinder, welche sich ebenfalls um den Platz des Dalai-Lama beworben hatten, werden ihren Familien zurückgegeben. Um die Aeltern für die Reisekosten zu entschädigen, erhalten sie von der Regierung ein Geschenk von 500 Unzen Silbers. Der Dalai-Lama wird zwar als eine lebendige Gottheit verehrt, aber von solchen hie und da berichteten Abentheuerlichkeiten, daß ihm Schlangen an beyden Armen herabhängen und seine Excremente als Talismane dienen, haben die christlichen Sendboten nichts vernommen. Man lachte sie aus als sie sich nach solchen Dingen erkundigten. Den Zutritt zum Dalai-Lama zu erhalten, ist gewöhnlich nicht schwer, und doch konnten die Reisenden den jungen Mann von drey bis vierundzwanzig Jahren, welcher jetzt zu L'Hassa die lebendige Gottheit der Buddhaisten darstellt, nicht sehen. Die Karawane von Peking brachte die Blattern nach Tübet und die Diener der Gottheit fürchteten, sie könnte angesteckt werden. Man fürchtet sich hier außerordentlich vor den Blattern; sie raffen jährlich mehre Tausende dahin. Das Einimpfen ist in Tübet und ganz Mittelasien noch nicht bekannt.

Das Neujahr wird in Tübet sehr festlich begangen. Das Merkwürdigste bey diesem Feste ist aber was die Tübeter das L'Hassa-Moru nennen, d. h. die gänzliche Ueberschwemmung der Stadt und ihrer Umgebungen mit unzähligen Lama. Das L'Hassa-Moru fängt am dritten Tage des ersten Mondes an. Nun öffnen alle buddhistischen Klöster den zahlreichen Bewohnern ihre Thore. Auf allen Wegen, die nach L'Hassa führen, sieht man große Lama-Truppen zu Fuß und zu Pferd, auf Eseln und Rindern sitzend, ihre Gebetbücher und Küchengeräthe bei sich tragend, die unter Lärm und Schreyen ihren Einzug in die Stadt halten. Bald ist ganz L'Hassa von diesen Lama-Lawinen, die von allen sie umringenden Bergen herabstürzen, bedeckt. Diejenigen, welche in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden keine Unterkunft mehr finden, bilden auf Plätzen und in Straßen ganze Lager oder errichten

im nahen Felde ihre kleinen Reisezelte. Das L'Hassa-Moru dauert sechs volle Tage. Während dieser Zeit sind die Gerichtssäle geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Justiz ist eingestellt, die Minister und öffentlichen Beamten verlieren gewissermassen ihre Macht. Die gesammte Regierungsgewalt ist jetzt diesem furchtbaren Heere buddhaistischer Religiosen überlassen. Eine unbeschreibliche Unordnung und Verwirrung herrscht in der Stadt. Die Lama rennen hin und her, stoßen ein fürchterliches Geschrey aus, singen Gebete, drängen und zanken sich, und führen bisweilen, wenn auch nur mit Faustschlägen, blutige Schlachten auf. Zeigen auch die Lama während dieser Festtage im Allgemeinen wenig Zurückhaltung und Bescheidenheit, so darf man doch nicht glauben, daß sie gekommen seyen, um sich profanen Ergötzlichkeiten hinzugeben. Im Gegentheile, die Andacht ist der große Beweggrund ihrer Reise; sie wollen den Segen des Dalai-Lama erflehen und zu dem berühmten buddhaistischen Kloster Moru, das im Mittelpunkte der Stadt liegt, wallfahrten. Daher der Name L'Hassa-Moru, welcher diesen sechs Festtagen gegeben wird. Dieses Kloster ist durch den Luxus und den in seinen Tempeln ausgelegten Reichthum bemerkenswerth. Die Ordnung und Reinlichkeit, welche fortwährend daselbst herrschen, machen es gleichsam zum Muster der übrigen Klöster. Westlich vom Haupttempel sieht man einen großen Garten, welcher von einem breiten Säulengang umschlossen ist. Hier befinden sich die Werkstätten der Buchdruckerey, wo zahlreiche, den Klöstern angehörige Arbeiter mit dem Stich der Holzplatten beschäftigt sind, um vermittelst derselben die bändereichen Buddhaistenwerke zu drucken. Es gibt eigne, unter besondern Namen bekannte Sammlungen von zwey bis dreyhundert Bänden. Das Verfahren, das sie dabey beobachten, gleicht vollkommen dem der Chinesen. Die Lama, welche zum L'Hassa-Morufest kommen, kaufen bey dieser Gelegenheit ihren Büchervorrath fürs ganze Jahr. Doch finden sich auch in den andern zahlreichen Klöstern große Druckereyen. Man zählt in dem einzigen Bezirk von L'Hassa über dreyßig buddhaistische Klöster. Eine jede dieser Lamaserien soll, was jedoch unglaublich scheint, 15000 Lama enthalten.



Im Inneren der Stadt bietet die Bevölkerung einen ganz verschiedenen Charakter dar. Man ist in beständiger Bewegung, arbeitet, schreit und drängt sich um die Kaufleute. Handel und Andacht ziehen unaufhörlich eine große Anzahl Fremder nach L'Hassa und machen die Stadt gleichsam zu einem Sammelplatz aller asiatischen Völker. Diese unermeßliche Menge ist immer in Bewegung begriffen; sie kommt und geht und erneuert sich fast täglich. Die bleibende Bevölkerung besteht aus Tübeter, Pebuns, Kaschi und Chinesen. Die Tübeter sind von mittlerem Wuchs; sie verbinden mit der Behendigkeit und Geschmeidigkeit der Chinesen die Stärke und Lebhaftigkeit der Tartaren. Die gymnastischen Uebungen, vorzüglich der Tanz, scheinen ihr Hauptvergnügen auszumachen; ihr Gang ist taktmäßig und voll Leichtigkeit. Gehen sie auf den Straßen, so hört man sie beständig Gebete oder Volksgesänge trillern; ihr Charakter zeigt von Edelsinn und Freymüthigkeit; sie sind tapfer im Kriege und trotzen muthig dem Tode; sie sind gottesfürchtig im hohen Grade, aber weniger leichtgläubig als die Tartaren. Die Reinlichkeit steht bey ihnen nicht sehr in Ehren; dieß hindert sie jedoch nicht den Luxus und kostbare Kleider zu lieben. Die Kaschi sind Muselman von Kaschmir. Ihr Turban, der große Bart, ihr ernster und feyerlicher Gang, ihre geist- und majestätsvolle Physiognomie, die Reinlichkeit und der Reichthum ihrer Kleider; dieß Alles zeichnet sie vortheilhaft aus vor anderen Völkern. Sie haben zu L'Hassa einen Vorstand, dessen gesetzliche Gewalt von der tübetischen Regierung anerkannt ist. Dieser Beamte ist zu gleicher Zeit das Haupt der muselmanischen Regierung. Die Kaschi haben sich seit längerer Zeit in L'Hassa niedergelassen; sie verließen ihr Land um den Bedrückungen ihrer wechselnden Gebieter zu entgehen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Mai.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


**Diogenis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophthegmatibus libri decem. Ex Italicis codicibus nunc primum excussis recensuit C. Gabr. Cobet. Accedunt Olympiodori, Ammonii, Jamblichi, Porphyrii et aliorum vitae Platonis, Aristotelis, Pythagorae, Plotini et Isidori Ant. Westermanno et Marini vita Procli J. F. Boissonadio edentibus. Graece et latine cum indicibus. Parisiis editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Franciae typographo. MDCCCL. S. III. 319. und IV. 182. Lexiconformat.**

---

So wichtig und unentbehrlich das Werk des Diogenes von Laerte für ein gründliches Studium der Geschichte der griechischen Philosophie und Litteratur ist, so hatte es doch erst in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit streng kritischer Bearbeiter auf sich gezogen, nachdem man sich lange Zeit auf eine unerklärliche Weise immer mit den höchst verdorbenen und verfälschten Texten eines Meibom und eines Longolius beholfen hatte. Der erste, welcher eine bessere Aera für die Kritik des Diogenes begründete, war Heinrich Gustav Hübner, ein geistreicher und hoffnungsvoller Schüler Gottfr. Hermanns.

Da er jedoch außer einer Collation des sehr mangelhaften Münchner Codex keine handschriftlichen Hülfsmittel benutzen konnte, so mußte er sich gleichwohl mit dem Ergebniß einer genauen Vergleichung der vorhandenen Ausgaben und einer sorgfältigen Zusammenstellung der von verschiedenen Gelehrten hie und da zerstreut angebrachten Verbesserungsvorschläge und kritischen Bemerkungen begnügen. Außer der Berichtigung des griechischen Textes richtete er sein Augenmerk auch auf die Verbesserung und Reinigung der lateinischen Uebersetzung. Leider erlebte aber der treffliche Mann nur die Erscheinung des ersten Bandes seiner Bearbeitung des Diogenes, als er bald darauf eines allzufrühen Todes verschied. Den zweyten Band, welcher mit G. Hermanns Vorrede herauskam, vollendete Hübners Freund, Jacobitz, der auch die Commentarii in Diogenem Laert., welche die Anmerkungen des Isaak Casaubon und Menage's Observationes et Emendationes enthalten, besorgte. Diese beyden wackern Gelehrten hatten sich bey den wenigen Hülfsmitteln durch ihren rühmlichen Fleiß und ihre gründlichen Kenntnisse ein unbestreitbares Verdienst um Diogenes erworben.

Unter ganz andern Auspicien aber unternahm Hr. Cobet die Bearbeitung dieses Schriftstellers; in ihm erstand der eigentliche Sospitator Diogenis.

Dieser ausgezeichnete holländische Humanist wurde von dem hochverdienten Hrn. Bibliothekar und Professor Geel in Leyden im Jahre 1842 den Gebrüdern Didot in Paris zur Besorgung dieser neuen Ausgabe des Diogenes empfohlen. Von dem k. Institut der Niederlande auf eine litterarische Reise nach Italien geschickt, fand er dort die besten noch unbekannten Handschriften zu diesem Schriftsteller.

In Florenz verglich er drey. Die erste (Plut. LXIX. Cod. XIII. bey Bandini) ist eine der be-

sten, die es zu Diogenes gibt. Sie ist ein Palimpsest, auf Pergament geschrieben und aus dem XII. Jahrhundert stammend, und bot eine Menge ächter Lesarten, welche er in keiner andern fand. Die zwey andern (Plut. LXIX. Codd. XXVIII. und XXXV.) gehören beyde dem XIV. Jahrhundert an, obgleich Bandini, gewohnt, den von ihm beschriebenen Handschriften ein höheres Alter einzuräumen, die letzte in das dreyzehnte setzt.

Ungeachtet Rossi in seinen Commentatt. in Diogenem bemerkt, daß die Vaticanische Bibliothek nichts Gutes für diesen Schriftsteller besitze, so machte Hr. Cobet doch in der Handschrift des Vaticans Nr. 411. auf Baumwollenpapier aus dem XIII. Jahrhundert einen kostbaren Fund; denn sie ist ausgezeichnet und enthält viele ächte Lesarten, welche eine Stelle im Texte verdienen. Rossi sah sie nicht, sondern ließ sich durch vier oder fünf schlechte, welche nur die Ungereimtheiten des gewöhnlichen Textes wiederholen, wie die Handschriften von Mailand und Paris, entmuthigen, weiter nachzuforschen.

Hr. Cobet traf ferner zwey zu Neapel, von denen die erste auf Pergament aus dem XII. Jahrhundert ausgezeichnet ist und die alten Dialekte mit weit mehr Genauigkeit bewahrt hat, als alle übrigen, besonders in den dorischen von Diogenes gesammelten Denkmälern. Die zweyte, von Johannes Rhosos aus Kreta geschrieben, wie man aus der schönen Schrift, obgleich sein Name nicht darunter steht, ersehen kann, ist ohne Werth.

Zuletzt verglich er zu Venedig zwey Codd., Nr. 393. und 394., beyde aus dem XIV. Jahrhundert. Die erste benutzte einst Heinr. Stephanus, welcher gute Lesarten, ohne sie anzuzeigen, daraus schöpfte. Unser Herausgeber verglich sie ganz. Bisher, sagt er, waren die italienischen Handschriften unbekannt, und sie sind die besten. Er war mit den Resultaten der von ihm in Italien angestellten Nachforschungen zufrieden, und zu Venedig erwies ihm der Vorsteher der St. Marcusbibliothek, Abate Bettio, die ausnehmende Gefälligkeit, daß er die damals von Didot bereits veröffentlichten Ausgaben griechischer Klassiker für die Marciana ankaufte; denn fast allenthalben vermißte Hr. Cobet in Italien die guten kritischen Ausgaben, besonders in Florenz, wo er sich mit schlechten behelfen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine.

(Schluß.)

Die Nachkömmlinge dieser ersten Auswanderer befinden sich in Tübet so wohl, daß sie nicht mehr an eine Rückkehr in ihr Vaterland denken. Gleichwohl stehen sie noch mit Kaschmir in Verbindung. Die Nachrichten, welche sie in letzter Zeit erhielten, waren nicht geeignet eine Lust der Rückkehr zu erregen. Der Vorstand der Kaschi, mit dem wir in ziemlich vertrauten Verhältnissen standen, sagte uns, daß die Pelin oder Felin, d. h. die Franken von Kalcutta, heutzutage die Herrn von Kaschmir seyen. Diese Leute bemächtigten sich nach und nach aller Gegenden Indiens; aber stets lieber durch Trug und List als offene Gewalt. Statt die einheimischen Gebieter zu stürzen, suchen sie vielmehr dieselben auf ihre Seite zu ziehen und mit ihren Interessen zu verwickeln. So verfuhren sie auch in Kaschmir, wo in Wahrheit die Compagnie regiert.

Was die Regierung Tübets betrifft, so wisse man, daß nach dem Dalai-Lama, den die Tübeter zuweilen auch mit den Worten „höchster Schatz" bezeichnen, der Nomechan kommt, welcher von dem Dalai-Lama aus der höhern Klasse der Geistlichen gewählt wird. Die Chinesen geben ihm den Namen Fan-Wang, König von Tübet. Der Nomechan behält seinen Posten auf Lebenszeit und kann nur durch einen Staatsstreich gestürzt werden. Alle Regierungsgeschäfte hängen von ihm ab und seinen Ministern, Kalon genannt. Diese Minister werden vom Dalai-Lama nach einer vom Nomechan gebildeten Kandidatenliste gewählt: sie gehören nicht der Priesterzunft an und können verheirathet seyn. Die Dauer ihrer Macht ist unbestimmt. Machen sie sich ihres Amtes unwürdig, so sendet der Nomechan an den Dalai-Lama einen Bericht, der sie dann, wenn

er es für gut hält, absetzt. Die untergeordneten Beamten werden von den Kalon gewählt und sind gewöhnlich Lama. Ueberdieß gibt es mehre Lama, welche ganze Landschaften als Lehen des Dalai-Lama regieren. Unter diesen ist der Bandschen-Rambutschi der mächtigste; er residirt in Djaschi Lhumbhu, der Hauptstadt des jenseitigen Tübet.

Diese Stadt liegt südlich von L'Hassa und ist nur acht Tagreisen davon entfernt. Der Ruhm des jetzigen Bandschen ist erstaunlich; seine Anhänger behaupten, daß seine geistliche Macht eben so groß sey wie die des Dalai-Lama und daß das Heiligthum von Djaschi-Lhumbhu dem von Buddha-Lha nichts nachgebe. Man gibt jedoch allgemein zu, daß die weltliche Macht des Dalai-Lama höher steht als die des Bandschen-Rambutschi. Unfehlbar wird früher oder später eine große Rivalität zwischen L'Hassa und Djaschi-Lhumbhu eintreten, welche leicht die Tübeter in traurige Zwiste verwickeln kann. Die Reisenden fanden den hohen chinesischen Beamten Kischan, welcher zur Zeit des englisch-chinesischen Krieges vielfach besprochen wurde, als Statthalter zu Tübet. Sie berichten mehre anziehende Gespräche, die sie mit ihm geführt haben wollen. Kischan, erzählten sie unter andern, fragte uns um Neuigkeiten von Palmerston, ob er noch immer das Ministerium des Auswärtigen führe? Und wißt ihr, was aus Ilu*) geworden ist? „Er ist zurückgerufen worden; dein Fall hat den seinigen nach sich gezogen." — Es ist Schade, Ilu hatte ein vortreffliches Herz, aber er wußte keinen Entschluß zu fassen. Ist er um's Leben gebracht oder verbannt worden? — „Keines von beiden. In Europa verfährt man nicht so wie in Peking." — Ja gewiß, eure Mandarinen sind weit glücklicher als wir. Eure Regierung ist besser als die unsrige; unser Kaiser kann nicht Alles wissen, und doch entscheidet er über Alles, ohne daß Jemand zu widersprechen wagt. Unser Herr spricht zu uns: das ist weiß . . . Wir werfen uns zur Erde und antworten: Ja, das ist weiß. Zeigt er uns denselben Gegenstand und sagt: das ist schwarz . . . so werfen wir uns wieder zur Erde und erwiedern: Ja, das ist schwarz. — Wenn nun aber Jemand entgegnen würde, daß ein und derselbe Gegenstand nicht zugleich weiß und schwarz seyn könne, so würde der Kaiser vielleicht zu dem der solchen Muth hätte, sagen: Du hast Recht, und zur selben Zeit ihn erdrosseln oder enthaupten lassen. Ach, wir haben keine Versammlung aller Häupter wie ihr — so nämlich bezeichnete Kischan das Parlament. Wenn eure Gebieter der Gerechtigkeit zuwider handeln möchten, so würde die Versammlung aller Häupter seinem Willen Einhalt thun. — Kischan erzählte uns wie man 1839 die wichtigen Angelegenheiten mit den Engländern zu Peking behandelte. Der Kaiser berief die acht Räthe, die seinen geheimen Rath bildeten und sprach von den im Süden vorgefallenen Ereignissen. Er sagte ihnen, daß Abenteuerer der westlichen Meere sich rebellisch und ungehorsam gezeigt hätten, daß man sie festnehmen und strenge bestrafen müsse, damit alle, die ihre schlimme Aufführung nachahmen möchten, abgeschreckt würden. Als der Kaiser auf diese Weise seine Meinung ausgesprochen hatte, verlangte er das Gutachten seines Rathes. Die vier Mandschu Geheimräthe warfen sich auf das Angesicht nieder und sprachen: Ja, ja, ja, so lautet der Befehl des Herrn. Als die Reihe an die vier chinesischen Geheimräthe kam, sprachen sie ebenfalls: Ja, ja, ja, es ist die heilige Wohlthat des Himmelssohnes . . . Dem hatte man nichts mehr hinzuzufügen, die Berathung war zu Ende und die Versammlung wurde verabschiedet.

Es mochte den Franzosen kein angenehmes Gefühl erregen, zu erfahren, wie der Name Englands allenthalben wenn nicht geehrt doch gefürchtet ist bis in die entlegensten Hütten der Mongolen dießseits und jenseits der Gobi. Es ist lehrreich in diesen ganz neuen Sagen über die Inkili dem dichtenden Volksgeist nachzuspüren; das Verständniß der wunderbaren Geschichten des Orients, des Alterthums und des Mittelalters wird uns hiedurch erschlossen. Wir sehen nämlich, wie bei allen Völkern und zu allen Zeiten auf einem gewissen Grunde

*) Der chinesische Name des Herrn Eliot, des englischen Bevollmächtigten zu Kanton am Anfange des englisch-chinesischen Krieges.

der Wirklichkeit Mährchen entstehen und wie die Mythologie von diesem Standpunkte aus betrachtet, eine der wichtigsten Hilfswissenschaften ist für die Geschichte der Menschheit. Die Chinesen in den fernen Kreisen, die Mandschu, Mongolen und Tübeter betrachten die Engländer als eine Art Amphibien, welche nicht lange auf dem Lande leben können. Es sind Fische, es sind Seeteufel, sagten sie, die man leicht todtschlagen könnte, wenn man sie nur erst auf trockenem Grund und Boden hätte.

Die Buddhaisten sind fern von jedem Fanatismus. Die Missionäre fanden die Lama gastfreundlich, großmüthig und brüderlich gesinnt. Der Chinese hingegen zeigt sich bey jeder Gelegenheit hinterlistig und selbstsüchtig; er reichte kein Glas Wasser, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Die Buddhaisten sprechen gerne über Religion und religiöse Gegenstände; sie geben über alle Dinge, worüber man sie befragt, einen rückhaltslosen Bescheid. Die Sendboten erkundigten sich bey verschiedenen Gelegenheiten über den Sinn der berühmten buddhaistischen Gebetsformel Om mani padme hum und erzählen die hierüber erhaltenen Aufschlüsse.

„Wir waren neugierig zu erfahren, was der Regent, mit dem wir auf freundschaftlichem Fuße standen, von dieser Formel denke. Wir befragten ihn darum. Folgendes ist seine Antwort. Die belebten Wesen werden in sechs Classen eingetheilt: die Engel, die Dämonen, die Menschen, die vierfüßigen, die geflügelten und die kriechenden Thiere. Sie entsprechen den sechs Sylben der Formel Om mani padme hum. Diese belebten Wesen machen in ununterbrochenen Wanderungen, je nach ihrem Verdienst oder Vergehen, den Kreislauf in diesen sechs Arten der Wesen, bis sie die Fülle der Vollendung erreicht haben. Sie versinken dann in die große Substanz Buddhas, woraus alle Seelen fließen und wohin sie alle nach ihren zeitlichen Evolutionen wiederum zurückkehren. Diese belebten Wesen haben je nach der Classe, zu der sie gehören, besondere Mittel sich zu reinigen, in eine höhere Classe vorzurücken, die Vollkommenheit zu erreichen und endlich zum Ziele ihrer Versenkung zu gelangen. Die Menschen, welche sehr oft und mit Andacht Om mani padme hum sagen, verhindern, daß sie nach ihrem Tode in die sechs den sechs Sylben entsprechenden Classen der belebten Wesen zurückfallen; sie erlangen die Fülle des Seyns durch ihre Versenkung in die ewige und allgemeine Seele Buddhas."



Die Formel ist bereits im dreyzehnten Jahrhundert, durch die nach Mittelasien pilgernden Franziskaner Mönche, in Europa bekannt geworden. Man hat aber bis jetzt diese Nachrichten zu wenig beachtet oder vielleicht absichtlich auf die Seite geschoben, damit sie den luftigen Hypothesen über die Entstehung der Hierarchie im Buddhaismus nicht hindernd entgegen treten möchten.

Kischan gestattete den Fremden nur einen kurzen Aufenthalt. Die Herrn Hüc und Gabet wurden (Juni 1846) aus Tübet ausgewiesen und mußten unter militärischer Begleitung zurückkehren. Sie sind nach einer Reise von drey Monaten im October 1846 in Macao angekommen, wo sie während der folgenden zwey Jahre ihre Reiseerinnerungen niedergeschrieben und sie mit den Erfahrungen der frühern Reisenden, wie mit den Arbeiten der Orientalisten verglichen haben. Sie haben sich dadurch zu geographisch-historischen Beschreibungen der Länder, die sie durchzogen, und zu allerley Auszügen aus bekannten Büchern verleiten lassen. Die Herren Hüc und Gabet hätten besser gethan, bloß ihre Erlebnisse mitzutheilen; zu gelehrten Darstellungen fehlte es ihnen sowohl an der gehörigen Vorbildung, wie an den nothwendigen Hülfsmitteln. Wichtig ist jedoch folgende Bemerkung. Die christlichen Sendboten haben die Angaben in den statistisch-geographischen Werken der Chinesen, wo immer sie Gelegenheit hatten, diese Angaben mit der Wirklichkeit zu vergleichen, vollkommen begründet gefunden. Es ist dieß ein höchst ehrenvolles Zeugniß für die Wahrhaftigkeit der Chinesen und den Werth der unermeßlichen Literatur des Mittelreichs.

Neumann.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Mai.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Diogenis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophthegmatibus libri decem.

(Fortsetzung.)

Die meisten seiner Mussestunden verwendete er in Florenz, Rom, Neapel und Venedig auf Diogenes. „J'aime à croire," schrieb er am 4. Febr. 1845 an Ambr.-Firmin Didot, „que j'ai avancé de beaucoup l'intelligence d'un auteur aussi difficile en rétablissant un grand nombre de passages dans le texte affreusement corrompu, et en rectifiant l'absurde traduction latine," und darin müssen wir ihm aus voller Ueberzeugung beystimmen.

Schon diese Leistung allein ist geeignet, Hrn. Cobet ein ehrenvolles Andenken bey der Nachwelt zu sichern; denn vergleicht man seine Bearbeitung mit der seiner beyden nächsten Vorgänger, um der frühern nicht zu erwähnen, so wird man sich zur Genüge überzeugen, wie umsichtig und behutsam er bey der Constituirung des Diogenischen Textes zu Werke ging, indem er sich so genau, als möglich, an die Handschriften hielt.

Was die lateinische Uebersetzung anlangt, welche er in seinem Briefe vom 5. Juni 1844. an Ambr.-Firm. Didot als einen wahren Augiasstall bezeichnet, so sah er sich ungeachtet der Verbesserungen, welche schon Hübner darin vorgenommen hatte, genöthigt, zu der Uebertragung des Ambrogio Traversari zurückzukehren und sie sorgfältig durchzucorrigiren.

Sehr beklagen aber müssen wir es, daß er seiner so schätzbaren, nach den besten, bisher unbenutzten, Quellen besorgten Ausgabe dieses so sehr verdorbenen Schriftstellers die unentbehrlichen kritischen Nachweise und Rechtfertigungen beyzufügen unterließ, obgleich er im Monat October 1843. den Verlegern die Uebersendung der Prolegomena, in denen er von den Vergleichungen der Handschriften und von seinem Verfahren in der Behandlung des Textes Rechenschaft ablegen wollte, versprochen hatte.

Erwägt man jedoch die erstaunlichen Arbeiten, welche er in Italien theils für sich *), theils für Andere **) mit rastlosem Fleiße unternahm, so dürfte man es wohl erklärlich finden, daß der vielbeschäftigte Mann weder auf der Reise, noch nach der Rückkehr in sein Vaterland, wo er jetzt an der Universität zu Leyden mit außerordentlichem Beyfalle lehrt, so leicht Zeit gewinnen konnte, dem, wenn auch noch so gerechten, Wunsche der Gebrüder Didot zu entsprechen. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß er einst dem so sehr gefühlten Be-

*) Er verglich unter andern die griechischen Tragiker, den ganzen Athenäos und zu Venedig, wo er auf der alten Marciana die werthvollsten seit Jahrhunderten vergrabenen Handschriften fand, Xenophon, Lukianos und die moralischen Schriften des Plutarchos, in deren Texten er seine schönsten Entdeckungen machte, u. s. w.

**) Wir erinnern nur an die Vergleichung des Venetianer Cod. zu dem Etymologicon magnum für Gaisford (fürwahr eine herkulische Arbeit!) und an die Collationen zu Dion Chrysostomos für Geel.

dürfnisse abzuhelfen nicht versäumen werde. Wir wünschen ihm vor allem Muße und dauerhafte Gesundheit, um seine reichen Apparate nach seiner musterhaften Weise verarbeiten zu können.

Dem Diogenes glaubte der Verleger noch mehrere von spätern griechischen Schriftstellern verfaßte Werkchen gleichen Inhalts beyfügen zu müssen. Er wandte sich demnach an Hrn. Professor Westermann in Leipzig, von dem er wußte, daß er schon früher in diesem Fache Rühmliches geleistet hatte.

Dem in ihn gesetzten ehrenvollen Vertrauen entsprechend, unterzog sich Hr. Prof. Westermann der Herausgabe der auf dem Titel näher bezeichneten Werkchen in der Art, daß er sie, wie er in seiner Vorrede sagt, nicht nach Handschriften verbesserte, sondern nach den vorhandenen Ausgaben und nach eigenem Urtheile berichtigt so herstellte, daß sie ohne großen Anstoß gelesen werden könnten. Die Vitae Platonis, von welchen erstere dem Olympiodoros zugeschrieben wird, die andere von einem Ungenannten herrührt, so wie die von dem angeblichen Ammonios und die von einem Ungenannten verfaßte Vita Aristotelis ließ er nach seiner in Braunschweig im J. 1845. erschienenen Ausgabe der Vitarum scriptt. Graecc. minorr. wieder abdrucken. Bey Jamblichos und bey Porphyrios Leben des Pythagoras richtete er sich nach Kießlings Ausgaben. Zu Porphyrios Leben des Plotinos legte er Creuzers Text in den Opp. Plotini Tom. I. Oxon. 1836. 4. zu Grunde, nur an wenigen Stellen davon abgehend; bey den in der Bibliothek des Photios Cod. 242. erhaltenen Bruchstücken von Damaskios Leben des Isidoros hingegen hielt er sich, wenige Aenderungen abgerechnet, an den Bekkerischen.

Bey dem einen oder andern dieser Biographen mochte der Text der spätern nach bewährten kritischen Hülfsmitteln verbesserten Ausgaben genügen. Ganz anders aber verhält es sich mit Jamblichos und Porphyrios. Diese zwey Schriftsteller sind in sehr jungen, verdorbenen und lückenhaften Handschriften auf uns gekommen und ungeachtet der Bemühungen Küsters und selbst Kießlings keineswegs so bearbeitet, daß sie den Kritiker befriedigen könnten.

Um seiner Seits zur Verbesserung dieses so sehr verdorbenen Schriftstellers Einiges beyzutragen, verglich Ref. die zwey in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrten Codd. 102. u. 392. Obgleich erst im XVI. Jahrhundert und fahrlässig geschrieben, boten sie doch manche schätzbare Lesarten, wie man aus den nachstehenden Bemerkungen ersehen wird.

S. 17. Z. 31. f.: *ὥστε πάντας αὐτὸν ἀγαπᾶν καὶ τὴν φύσιν αὐτοῦ θαυμάζειν.* Statt *αὐτοῦ* lesen die Münchner Handschriften *αὐτῷ* nach dem *σχῆμα* der Kolophonier, welche sich häufig des Dativs statt des Genitivs bedienten. S. Boissonade in d. Commentat. ad Inscript. Actiac. im classical Journal Nr. 34. p. 369. sq. und zu Niket. Eugen. S. 271. Vgl. Ast zu Plat. Gesetzen S. 9. Weiter unten geben unsere Handschriften *ἐν Μέμφει*, wofür Kießling, wie uns scheint, ohne genügenden Grund aus dem Zeizer Cod. *ἐν Μέμφιδι* aufnahm; denn die erstere Form haben unter andern auch Plutarchos, Diodoros von Sik., Heliodoros und Xenophon von Ephesos.

S. 19. 10 ff.: *θαυμαζόμενός τε καὶ σεργόμενος ὑπὸ τῶν συγγινομένων ἱερέων καὶ προφητῶν.* Die Verbesserung des Hrn. Westermann *συγγινομένων* (denn Kießlings Ausgabe hat *συγγενομένων*) bestätigen beyde Münchner Handschriften.

S. 21. Z. 8. f.: *καὶ Ἑλλάδος ἁπάσης θαυμάζειν αὐτὸν προαιρουμένης.* Genauer und kräftiger unsere Handschriften *καὶ τῆς Ἑλλ. ἁπάσ.*

S. 21. Z. 20. ff.: *ἀπῆρεν εἰς τὴν Ἰταλίαν, πατρίδα ἡγησάμενος, τὴν πλείονας τῶν ἐνοικούντων πρὸς τὸ μανθάνειν οἰκείους ἔχουσαν χώραν.* Unter den mancherley hierüber in Vorschlag gebrachten Verbesserungsversuchen ist der von unserm Herausgeber aufgenommene Kießlingische offenbar der geeignetste. *Τὴν πλείονας εὖ ἐχόντων — ἀσικῶν* vermuthete Boissonade zu Niket. Eugen. S. 231., ohne jedoch auf diese Conjectur besonderes Gewicht zu legen. — Z. 34. f.: *Ἀλλὰ ὁμοῦ σὺν παισὶ καὶ γυναιξὶν ὁμακόειόν τι παμμέγεθες ἱδρυσάμενοι* Da unsere beyden Codd., wie der Zeizer, und die Ausgabe des Arcerius *ὁμοῦ παισὶ* lesen, so möchte Ref. das leicht zu entbehrende *σὺν* streichen. *Τι* erkennt auch die zweyte Münchener Handschrift an.

S. 22. Z. 4. ff.: *δι' οὗ περὶ θεῶν — — ὀρθή τις — — παρεισῆλθεν ἔννοια.* Paſſender, wie uns ſcheint, die zwey Münchener Handſchriften *δι' ὅν.* — Z. 18.: *κοινὰ τὰ τῶν φίλων καὶ θρησκεία θεῶν.* Unſere Handſchriften *τὰ φίλων.* So unten S. 39. Z. 29. der Kießlingiſche und Weſtermanniſche Text und der Münchener Cod. 102.; der andere *τὰ τῶν φίλων.* — Z. 45 — 46. leſen unſere beyden Handſchriften *χρησμῷ θεοῦ συμβουλευτικοῦ*, was Ref. ohne weiters dem *χρ. θ. συμβουλευτικῷ* vorzieht. Damit ſtimmt auch die lateiniſche Ueberſetzung: dei responsum dantis oraculo.

S. 23. Z. 33. f.: — *μᾶλλον τιμιώμενον τὸ προηγούμενον ἢ τὸ χρόνῳ ἑπόμενον.* So Hr. Weſtermann ſtatt *ἢ τῷ χρόνῳ ἑπ.*, die zwey Münchener Codd. hingegen *ἢ τὸ τῷ χρ. ἑπ.* Aehnlich Diogenes von Laerte VIII. 1. S. 209. Z. 44., wo es heißt: *τὸ προηγούμενον τῷ χρόνῳ τιμιώτερον ἡγούμενος.*

S. 25. Z. 10.: *τὴν δὲ δύνατον εἶναι καὶ παρ' ἑτέρου παραλαβεῖν.* Beyde Münchener Handſchriften bieten *μεταλαβεῖν*, was mit Z. 7. übereinſtimmt. Z. 37. beſtätigen ſie das von dem neueſten Herausgeber aufgenommene *παραδεδόσθαι.* Ebenſo S. 37. Z. 47.

S. 28. 1. ff.: *Διὸ καλῶς ἔχειν ἢ μηδὲν ἐναντιοῦσθαι* (nämlich *τὰς γυναῖκας*) *πρὸς τοὺς ἄνδρας, ἢ τότε νομίζειν νικᾶν, ὅταν ἐκείνων ἡττηθῶσιν.* Ref. würde nach der Münchener Handſchrift 102. lieber *νομίζειν τι νικᾶν* geben.

S. 29. Z. 5. Statt *οὕτω δὴ* ſchreiben unſere Codd. ſehr paſſend *οὕτω δεῖ* und Z. 16. für *δι' ἁπάντων* mit dem Zeizer *διὰ πάντων*, wie Braſſicanus in ſeinem Comment. in Politiani Lamiam fol. 25, a., welcher vermuthlich die Wiener Handſchrift benutzte. — Z. 18. ff.: *καὶ σοφία μὲν ἡ τῷ ὄντι ἐπιστήμη τις ἡ περὶ τὰ κάλα πρῶτα καὶ θεῖα καὶ ἀκήρατα — — ἀσχολουμένη.* Die Zeizer Handſchrift hat trefflich *τὰ πρῶτα*, und ſo lieſt auch Braſſicanus a. a. O. fol. 25, b. Damit ſtimmt auch die lateiniſche Ueberſetzung bey Jamblichos: eaque prima. — Z. 37. ff.: *Βοῦν δὲ ἐν Τάραντι ἰδὼν ἐν παμμιγεῖ νομῇ καὶ κνάμων χλωρῶν παραπτομένην, τῷ βουκόλῳ παρασὰς συνεβούλευσεν εἰπεῖν τῷ βοὶ τῶν κναμῶν ἀπέχεσθαι. Προσπαίξαντος δὲ αὐτῷ τοῦ βουκόλου καὶ οὐ φήσαντος εἰδέναι βοϊστὶ εἰπεῖν κτλ.* Wir fügen mit den Münchener Handſchriften zu *τοῦ βουκόλου* die Worte *περὶ τοῦ εἰπεῖν.* So las auch Braſſicanus (fol. 22, b.).

S. 30. Z. 25. geben unſere Codd. *ἐπὶ γαίης*, wie bey Porphyrios im Leb. des Pythag. S. 93. Z. 14. ſteht.

S. 31. Z. 41.: *ἀτενὲς ἐνορᾶν τῷ ἡλίῳ.* So ſchrieb Kießling dem Sprachgebrauche, wie er ſagt, und dem Zeizer Cod. zufolge. Da aber die beyden Münchener Handſchriften gleich den frühern Ausgaben *ἐν τῷ ἡλίῳ* bieten und *ἐνορᾶν ἔν τινι* ebenſo, wie *ἐνορᾶν τινι* gebraucht wird, ſo ſehen wir keinen Grund von der gewöhnlichen Lesart abzugehen. — Z. 53. haben in dem Empedokleiſchen Verſe: *ὅππότε γὰρ πάσαισιν ὀρέξαιτο πραπίδεσσιν* die Münchener Codd., wie der Zeizer, *πάσῃσιν*, was Ref. vorziehen würde, da dieſe Form auch in den Fragmenten des Empedokles vorkommt.

S. 32. Z. 33. f. hat Hr. Weſtermann bey den Worten: *πολιτῶν μὲν διὰ νομιμότητος υἱοῦς*, das nach *νομιμότητος* ſtehende und von Kießling eingeklammerte *μὲν*, welches auch die Münchener Handſchriften nicht anerkennen, mit Recht geſtrichen. — Z. 46. geben unſere Handſchriften: *καὶ δι' ὅλου* (f. *διόλου*) *τῆς ἐπιτηδειοτάτης πρὸς θεοὺς* (ohne *τοὺς* vor *θεοὺς*) *ὁμιλίας.*

In dem Briefe des Pythagoreers Lyſis an Hipparchos S. 34. Z. 38. ff. würde Ref. bey den Worten: *καὶ ὁ δαιμόνιος ἀνὴρ προπαρεσκεύαζε τὰς ψυχὰς τῶν τᾶς φιλοσοφίας ἐρασθέντων* vor *φιλοσοφίας* den Artikel, welchen weder die genannten Codd., noch der Wolfenbüttler (Gud. 104.), der Münchener 476. und der jetzt in der Leydner Bibliothek aufbewahrte Meermaniſche Nr. 67. B. 40. anerkennen, ſtreichen.

S. 35. Z. 2. hat ſich durch ein Druckverſehen *περύκαντι* ſt. *πεφύκαντι* eingeſchlichen. Statt der gewöhnlichen Lesart *ἐμπεφύκαντι* bieten auch der

Wolfenbüttler, der Münchener und der Meermannische πεφύκαντι. Im Folgenden geben der Wolfenbüttler und der Münchener, mit dem Jamblichischen Texte übereinstimmend, ἐπισκιάζουσαι καὶ κωλύουσαι statt des in dem gedruckten Texte des Lysis vorkommenden ἐπισκιάζουσαι προφανῆμεν αὐξηθέν. Vgl. Boissonade z. Gregor. v. Kor. 310. — Z. 6. haben auch die zwey Münchener Codd. 102. und 392. durch einen Schreibfehler, wie der Zeizer, τὸ νοτιακόν, wofür offenbar νοατικὸν (st. νοητικὸν) zu lesen ist. Hierauf der Wolfenbüttler, der Münchener 476. und der Meermannische vortrefflich ὀνομάξαιμι δ' ἄν f. ὀν. δὲ καί. Z. 9. lesen die Münchener 102. und 392. ἐκβεβλαζάκοντι, wie Valckenaer vermuthete (s. Koen z. Greg. v. Kor. S. 190.); ἐξεβλάσασαν der Wolfenbüttler. Nach ἄθεσμοι haben alle drey richtig γάμοι, welches in dem Texte des Briefes des Lysis gewöhnlich fehlt. Z. 13. verbesserte Hr. Westermann mit Zustimmung des Wolfenbüttler Cod., des Münchenerś 476. und des Meermanischen παρωσάμεναι f. παρεωσ. Z. 16. lesen st. κατέσασαν (so gleichfalls der Wolfenbüttler Cod.) auch die Münchener Handschriften 102. und 392. κατέσαξαν, wie der Rand bey Spanheim. Z. 17. τε, καὶ nach ἁρπαγαὶ tilgte der neueste Herausgeber mit Recht, da diese Bindepartikeln auch in den eben genannten Münchener Handschriften nicht vorkommen. Z. 19 — 20. schreibe man mit dem Wolfenbüttler Cod., dem Münchener 476. und dem Meermannischen ἐνδιαιτᾶται, wie schon Boissonade z. Greg. v. Kor. S. 319. unten und z. Aen. v. Gaz. S. 315. aus dem Pariser 1038. verbesserte, f. ἐνδιαιτῆται. Das darauf folgende ταῦτα lassen die eben erwähnten Münchener Handschriften und die Pariser 1038. (s. Boissonade z. Greg. v. Kor. S. 319.) weg. Z. 21. verwandle man μηχαναῖς mit dem Pariser Cod. 1038. (s. Boissonade z. Greg. v. Kor. a. a. O. u. z. Aen. v. Gaz. a. a. O.) in μαχαναῖς.

S. 37. Z. 22. οὐ συμφέρει bestätigen auch die zwey Münchner Handschriften 102. u. 392.

S. 38. Z. 50. f., wo es heißt: καὶ πιεσύσας μὴ ἄλλον, füge man zu ἄλλον aus diesen beyden Handschriften εἶναι.



S. 39. Z. 15. geben sie richtig ξενισθεὶς πρὸς τοῦτο und Z. 51. πρὸς πάθος.

S. 40. Z. 38. setze man ἐν ἄλσεσιν st. ἐν ἄλσεσι.

S. 41. Z. 10. Auch unsere Handschriften haben, wie die Pariser und die Zeizer, ἀνάγνωσις. Z. 16. verbessere man περὶ τοῦ ἡρωϊκοῦ γένους nach den unserigen s. περὶ ἡρ. γ. und im Folgenden περὶ γονέων, was auch die Zeizer Handschrift und die erste Ausgabe anerkennen.

S. 43. Z. 49.: ὅτι πρώτη ἄγγελος καὶ σημάντρια συμπαθειῶν οὐρανίων πρὸς ἐπίγεια. Richtig unsere beyden Codd. συμπαθείας οὐρανίων. Darauf hätte schon Obrechts lateinische Uebersetzung: illius sympathiae, quae inter caelestia et terrena intercedit, führen können.

S. 47. Z. 25. bestätigen die Münchner Handschriften die Lesart ἐναγισμοῖς.

S. 48. Z. 38. bieten sie μεσηνίου und Z. 42. μεσήνην. Ferner S. 67. Z. 2. μεσηνίους. Doch verdient die andere Schreibung den Vorzug, weil man sie auch auf alten Münzen findet. S. Eckhel. Doctrin. numorum vett. P. I. Vol. I. p. 220. sqq.

S. 50. Z. 18.: Τὸ δὴ μετὰ τοῦτο μηκέθ' οὕτωσὶ κοινῶς, ἀλλὰ κατ' ἰδίαν ἁπτόμενοι τὰ τῶν ἀρετῶν ἔργα αὐτοῦ τῷ λόγῳ κοσμήσωμεν. Passender beyde Handschriften ἀποτεμόμενοι. Z. 41. f. möchte Ref. mit ebendenselben, der Zeizer und mit der ersten Ausgabe vor πάνυ τεθρύλληται die Partikel καὶ einfügen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Mai.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Diogenis Laërtii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophthegmatibus libri decem.**

(Fortsetzung.)

S. 51. Z. 14. ff. Die von Kießling eingeklammerten Worte: *καὶ βίος ἅπας συντέτακται — — — καὶ ὁ λόγος οὗτος ταύτης ἐστί*, welche auch von unsern Handschriften anerkannt werden, mit dem Unterschiede, daß sie *ταῦτα* für *ταύτης* haben, wurden von unserm Herausgeber mit Recht von den Klammern befreyt. — Z. 44.: *καὶ αὐτὸν οὐδὲν ἀπισῆσαι.* Beyde Handschriften, wie die Zeizer, kräftiger *καὶ τὸν οὐθὲν ἀπισῆσαι. Τὸν* hat schon Kießling S. 293. gerechtfertigt und *οὐθὲν* ist hier um so geeigneter, als es der Verf. auch sonst des Nachdrucks wegen, besonders am Schlusse der Sätze gern gebraucht, wie z. B. S. 294. Z. 1. und S. 296. Z. 9. bey Kießl. Hr. Westermann aber schrieb S. 51. Z. 51. und S. 52. Z. 11. gegen das Ansehen der Handschriften *οὐδέν*. Ebenso haben S. 51. Z. 49. unsere beyden Codd. *οὐθένος φάναι*, während die Ausgaben hier *οὐδένος* lesen.

S. 53. Z. 4. Statt *ἐτετίμητο* schreibe man nach unsern Handschriften *τετίμητο*. Denn das neue Augment im Plusquamperfect haben nicht bloß attische Schriftsteller, sondern auch spätere oft weggelassen. Die Abschreiber aber und älteren Herausgeber, wie wir unten in Porphyrios Leben des Pythag. S. 100. Z. 12. ein schlagendes Beyspiel haben, ohne Grund hinzugefügt. — Z. 31. dürfte nach *Βιτάλη* die Partikel *τε*, welche unsere Handschriften gemeinschaftlich mit der Zeizer und der Ausgabe des Arcer. anerkennen, hinzuzusetzen seyn. Unten, wo von dem *ἱερὸς* oder *περὶ θεῶν λόγος*, welchen Pythagoras auf Orpheus Veranlassung geschrieben haben soll, die Rede ist, heißt es Z. 36. ff.: — *καὶ τίς ἦν ὁ παραδεδοκὼς Πυθαγόρᾳ τὸν περὶ θεῶν λόγον. Λέγει* (näml. *Πυθαγόρας*) *γάρ· „ὅδε περὶ θεῶν Πυθαγόρα τω* (vielmehr *τῷ*) *Μνασάρχω, τὸν ἐξέμαθον κτλ.* Unsere zwey Handschriften *ὁ δέ*. Sehr geistreich verbesserte diese intricate Stelle, an welcher sich die Kritiker auf verschiedene Weise versuchten, Lobeck im Aglaoph. Bd. I. S. 722. so, daß er *λόγος* vor *ὅδε* einfügte (*λόγος* addidi, sagt er, a praecedente *λέγει* absumtum) und begründete seine Vermuthung in einer sehr gelehrten Anmerkung durch ähnliche Anfänge mehrerer griechischer Schriftwerke.

S. 55. Z. 54. f.: *Κυπαρισσίνην δὲ μὴ δεῖν κατασκευάζεσθαι σωρὸν ὑπαγορεύει διὰ τὸ κυπαρίσσινον γεγονέναι τὸ τοῦ Διὸς σκῆπτρον κτλ.* Hier müssen wir auf Boissonade's Verbesserung (z. Philostrat. Briefen S. 201.): *σορὸν ἀπαγορεύει* aufmerksam machen. Da die lateinische Uebersetzung, welche so lautet: Arcas sepulcrates cupressinas fieri vetat, ganz diesem Verbesserungsvorschlage entspricht, so ist es auffallend, daß im Texte keine Aenderung, welche so leicht zu machen gewesen wäre, vorgenommen wurde.

S. 56. Z. 9. lese man *φησὶν* st. *ἔφη* nach den Münchner Handschriften. Das Präsens wird

nämlich durch das oben Z. 3—4. gebrauchte παρακαλεῖ und durch das unten Z. 12—13. stehende παραγγέλλει sattsam gerechtfertigt. — Z. 50. haben beyde Münchener Handschriften διὰ τὰς τοῦ Νείλου προσθέσεις, während in den Ausgaben der Artikel τοῦ fehlt.

S. 60. Z. 24. gab Hr. Westermann μετὰ (für κατὰ) τοὺς αὐτοῦ χρόνους nach Küsters Vermuthung. Unsere Handschriften aber setzen mit Recht καὶ, welches auch der lateinische Uebersetzer ausdrückte, voran.

S. 61. Z. 47. f. wird von Pythagoras gerühmt: πολλὰ μὲν οὖν καὶ ἄλλα τῆς πρὸς τοὺς θεοὺς ὁσίας ἐχόμενα ἔργα διεπράξατο. Den Artikel, welchen die Münchener Codd. vor θεοὺς weglassen, kann man füglich entbehren. Vgl. oben d. Bemerk. z. S. 32. Z. 46. — S. 62. Z. 3. ὑπ' ἀῤῥωσίας [τινός]. Τινὸς ist eine Vermuthung Kießlings; doch wagte er es nicht, sie in den Text zu setzen. Unsere Handschriften bestätigen sie nicht. — Z. 5. hätte πράγμασιν f. πράγμασι geschrieben werden sollen. — Z. 12. wird die Form Ἀπόλλω, welche st. Ἀπόλλωνα zuerst Kießling aus dem Cod. Ciz. aufnahm, von den Münchener Handschriften nicht anerkannt. — Z. 36. haben sie πολλῷ δὴ (f. δὲ), wie die Zeizer. Ebenso las auch Obrecht, welcher itaque übersetzte.

S. 64. Z. 1. ἄχρις τῆς τελευτῆς. Ganz richtig unsere Codd. ἄχρι τ. τελ. Ebenso unten S. 73. Z. 28. ἄχρι τοσούτου st. des gewöhnlichen ἄχρις τοσ. S. 73. Z. 46. wurde jedoch ἄχρι (so auch unsere Handschriften) τοῦ μετρίου verbessert.

S. 65. Z. 36.: λίθοις καὶ ξύλοις καὶ προστυχοῦσιν — ἠμύνοντο τοὺς διώκοντας. Unsere Codd. richtig τοῖς προστυχοῦσιν.

S. 66. Z. 8.: τίς ἡ αἰτία, δι' ἣν οἱ ἑταῖροί σοι ἀποθανεῖν μᾶλλον εἵλοντο ἢ κνάμους πατῆσαι; Die Münchener Handschriften bieten εἵλαντο, welches nicht zu verschmähen seyn dürfte, da unten S. 82. Z. 10. f. die spätere Form εὕρασθαι sowohl von den Handschriften, als von den Ausgaben bestätigt wird.

S. 68. Z. 34.: διὸ καί ἐξιν ὅ τε οἰνόφλυξ καὶ ἄπληστος ἐν μεγάλῳ ὀνείδει κείμενος. Für καί ἐξιν hätten wir καὶ ἔξιν (so mit Recht die Münchener Codd.) erwartet.

S. 72. Z. 9—10.: οὐρανόθεν ἡ διάβασις εἰς τε τὰ ἀέρια καὶ ἐπίγεια φέρεσθαι πέφυκε. Besser unsere Handschriften καὶ τὰ ἐπίγεια.

S. 76. Z. 50.: Ἔφη οὖν ὁ Διονύσιος θαυμάσαι τε καὶ ἐρωτῆσαι. So auch die zweyte Münchener Handschrift.

S. 79. Z. 54. f.: Ἰδιότροπός τε μὴν καὶ συμβολικὴ ἦν ἡ σύμπασα Πυθαγόρειος ἀγωγὴ καὶ αἰνίγμασί τισι καὶ γρίφοις, ἔκ γε τῶν ἀποφθεγμάτων. Man lese vielmehr mit den Münchener Handschriften ἐν αἰνίγμασι st. καὶ αἰν.

S. 82. Z. 12.: τὴν δορύκτητον. Richtiger unsere Codd. δορίκτητον. S. Theognost. in d. Index ad Bekkeri Anecdott. Gr. T. III. p. 1356. v. γαῤῥίδουλος, Boissonade z. Philostr. Heroicc. p. 645., Lobeck z. Sophokl. Aias S. 253 f. und Bachmann z. Lykophr. Bd. I. S. 200, 231, 274 und 290. — Z. 52.: χαλεπώτερον ἔφερον οἱ συγγενεῖς. Nachdrücklicher unsere Handschriften in Uebereinstimmung mit der Pariser und der Zeizer χαλεπώτερον καὶ βαρύτερον. Vergl. unten d. Anmerk. z. Porphyr. S. 99. Z. 49.

Doch genug über Jamblichos!

Ref. geht nun zu Porphyrios Leben des Pythagoras über, welches Kießling als zweyten Band zu Jamblichus de vita Pythagorae im Jahre 1816 nach Küster mit der lateinischen Uebersetzung und den Anmerkungen des Lukas Holstein und des Conr. Rittershausen, in Ermangelung neuer kritischer Hülfsmittel, ohne alle Zuthat wieder hatte abdrucken lassen. Die Grundlage dieser neuen Ausgabe ist demnach die Küsterisch-Kießlingische. Hie und da, wo es nöthig schien, suchte der Hr. Herausgeber durch Conjecturalkritik nachzuhelfen.

Auffallend aber ist es, daß weder Küster, noch Kießling, noch Hr. Westermann den Text der sehr seltenen und werthvollen Ritterhausenschen Ausgabe

(Altdorf 1610. 8.) *) zu Rathe zog. Da nun Ref. außer der erwähnten ersten Ausgabe noch zwey Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Nr. 530. **) und 91. ***), welche beyde dem XVI. Jahrh. angehören und von welchen die erste etwas älter, als die zweyte ist, benutzen konnte, so glaubt er den Lesern der gelehrten Anzeigen einen um so willkommneren Dienst zu erweisen, wenn er das Resultat seiner kritischen Untersuchungen hier mittheilt, als die Codd. zu dieser Schrift des Porphyrios ungemein selten sind und der Text noch sehr der verbessernden Hand bedarf.

S. 87. Z. 12 — 13. schreiben beyde Codd. *Φερεκύδει* st. *Φερεκύδη*. Unten Z. 30.: *Φερεκύδους* f. *Φερεκύδου* und S. 100. Z. 11.: *Φερεκύδη* st. *Φερεκύδην*. Z. 20. aber haben sie mit den Ausgaben die letztere Form gemein.

S. 88. Z. 3. verbessere man *πήχεων* f. *πηχέων*. Z. 12. St. *Πυθάνακτος* geben beyde Handschriften *Πυθώνακτος*. — Z. 24., wo es heißt: *λέγουσι γὰρ αὐτὸν οἱ μὲν οὖν Σάμιον, οἱ δὲ Φλιάσιον κτλ.*, läßt die jüngere Handschrift *οὖν* mit Recht weg. Z. 47. hat die nämliche, wie die Ed. pr., *φίλον τε καὶ ξένον*. Die jetzige Lesart *ὄντα* f. *τε* scheint Luk. Holstein eingeführt zu haben.

S. 89. Z. 12. ff.: *Ἔξω δὲ τῆς πόλεως ἄντρον οἰκεῖον τῆς ἑαυτοῦ φιλοσοφίας ποιήσαντα ἐν τούτῳ τὰ πολλὰ τῆς ἡμέρας καὶ τῆς νυκτὸς διατρίβειν, συνόντα λόγοις τῶν ἑταίρων.* Statt des schon in der Rittershausenschen Ausgabe vorkommenden *λόγιος* lesen unsere Handschriften ganz vortrefflich *ὀλίγοις*, welches in folgender Stelle S. 94. Z. 35. f.: *Τοὺς δὲ περιπάτους οὐδ' αὐτὸς ἀνεπιφθόνως μετὰ πολλῶν ἐποιεῖτο, ἀλλὰ δεύτερος ἢ τρίτος ἐν ἱεροῖς ἢ ἄλσεσιν*, seine Bestätigung findet.

S. 90. Z. 13. verbessere man nach unseren Handschriften *ἦν δ' αὐτῷ*, (st. *αὐτοῦ*, welches schon die erste Ausgabe hat) *καὶ ἕτερον μειράκιον.* — Z. 43.: *ὡς δὲ πλέων Δελφοῖς προσέσχετο, ἐλεγεῖον τῷ τοῦ Ἀπόλλωνος τάφῳ ἐπέγραψε, δι οὗ ἐδήλου, ὡς Σιλήνου μὲν ἦν υἱὸς ὁ Ἀπόλλων.* Die Augsburger Handschrift hat hier eine bedeutende Lücke, wie die erste Ausgabe. Statt *προσέσχετο, ἐλέγειον* giebt die andere treffend *προσέχεται τὸ ἐλέγειον* (distichum illud). Unten hat sie *διὰ τὸ τὰς* (der zweyte Artikel fehlt in den Ausgaben) *τρεῖς κόρας τὰς Τριόπου θυγατέρας ἐνταῦθα θρηνῆσαι τὸν Ἀπόλλω* (st. *θρ. Ἀπόλλωνα*). — Z. 54 f. stimmen beyde Münchener Codd. für die Lesart der ersten

*) Küster suchte, wie er in der Vorrede bemerkt, Rittershausens Commentar, um den ihm recht eigentlich zu thun war, vergebens in verschiedenen holländischen Bibliotheken; endlich schickte ihm Joh. Alb. Fabricius eine Abschrift desselben aus dem auf der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen Exemplare. Später, als der Druck schon zu Ende ging, erhielt er aus Straßburg von Lederlin ein Exemplar der Rittershausenschen Ausgabe selbst. Hätte er nun den Text derselben mit dem seinigen vergleichen wollen, so würde er Manches zu berichtigen für nöthig gefunden haben.

**) Diese Papierhandschrift in Fol., aus 12 Blättern und 23 beschriebenen Seiten bestehend, kam aus der Augsburger Stadtbibliothek in die Münchener. Reiser bezeichnete sie mit „p. 83. n. 36." Sie scheint früher Eigenthum des berühmten M. Welser gewesen zu seyn, wie aus einer Bemerkung des David Höschel z. Phot. Bibl. S. 981., wo er sagt: „Vitam Pythagorae praeter Laërtium, Jamblichum et Suidam editos scripsit Malchus quidam, cuius *ποινημάτιον* illustris Jo. Vincentius Pinellus amplissimo Velsero nostro misit," hervorgeht. Dieß verräth außerdem schon der Titel der Handschrift, welcher so lautet: *μάλχου ἢ βασιλέως πυθαγόρου βίος*, und mit Höschels Angabe übereinstimmt. Fabricius (Biblioth. Gr. Vol. V. p. 729.) vermuthet, daß Rittershausen bey seiner Ausgabe, welche die nämliche Aufschrift führt, dieses Cod. sich bedient habe. Dafür sprechen allerdings viele Gründe, welche hier genau anzugeben der Raum nicht gestattet; manche aber auch wieder dagegen.

***) Diese, ebenfalls auf Papier geschrieben, scheint aus einer römischen copirt zu seyn. Sie endet schon S. 101. Z. 18. f. mit den Worten: *καὶ μὴν περὶ τοῦ μέχρι πολλῶν.* Außer diesen beyden kennt man in Deutschland nur noch Eine, die Wiener 78. auf Papier in 4., welche einst Busbeck in Konstantinopel acquirirt hatte. S. Lambec. Comment. de Biblioth. Caes. L. VII. p. 293.

Ausgabe καὶ τὰς νομιζομένας τρὶς ἐννέα ἡμέρας διέτριψε, (der zweyte giebt διέτριψεν), während Holstein an Kyrillos sich haltend, καὶ wegließ und τριττὰς f. τρὶς setzte.

S. 91. Z. 6.: Ἐπεὶ δὲ τῆς Ἰταλίας ἐπιβὰς ἐν Κρότωνι ἐγένετο. Die zweyte Handschrift hat ἐπέβη καὶ ἐν Κρότωνι ἐγένετο. — Z. 13. geben beyde mit der ersten Ausgabe richtig τὸ τῶν γερόντων ἀρχεῖον, wie Herr Westermann verbesserte, st. τὸ τ. γ. ἀρχαῖον, welches Kießling Küstern nachschrieb.

Ebendas. Z. 42. ff.: Διόπερ ἔν τι τῶν παρ' αὐτοῖς ἐν τοῖς μαθήμασιν ἀπορρήτων προχειρισάμενοι, γλαφυρὸν ἄλλως τε καὶ πρὸς πολλὰ διατεῖνον φυσικὰ συντελέσματα, τὴν λεγομένην τετρακτύν. Statt des ungereimten in Küsters und Kießlings Ausgaben vorkommenden ἄλλως γὰρ conjicirte Hr. Westermann ἄλλως τε καί. Für die wahre Lesart aber hält Ref. ἄλλως καὶ (vgl. unten S. 99. Z. 49.), welches unsere Handschriften und die Altdorfer Ausgabe bieten. Das in den frühern Ausgaben zwischen τὴν und λεγομένην stehende τε strich der neueste Herausgeber. Z. 49. lesen beyde Codd. ἀμετέρᾳ γενεᾷ (st. ἀμ. ψυχᾷ), wie der von Luk. Holstein benutzte Vaticanische.

S. 92. Z. 4. Ταυρομένιον. So verbesserte schon Rittershausen die in seiner Handschrift gefundene verderbte Lesart Ταυρομένον, welche auch unser erster Cod. hat. Der andere gibt Ταυρομένην, wie der Vaticanische, dem Holstein folgte. — Z. 7. Σίμιχος. Diese Verbesserung des Hrn. Westermann bestätigt der zweyte Cod.; der andere gibt, mit den frühern Ausgaben übereinstimmend, unrichtig Σύμιχος. S. Koen z. Greg. v. Kor. S. 290. ed. Schaef. — Z. 11. Μεσάπιοι. Die erste Münchener Handschrift hat, wie die Ed. pr., Μεσάπιοι, die andere Μεσσάπιοι. Ueber dieses Schwanken in der Schreibung dieses Eigennamens μ. a. zwischen einem Doppel- oder einfachen Sigma s. Ellendt z. Arrian. Anab. Bd. II. S. 460. Doch verdient die Lesart Μεσσάπιοι den Vorzug. — Z. 43. bieten unsere Codd. richtig ὅτι παρὰ θεῶν εἰσὶν ἀγγελίαι τινές, wie bey Jamblichos a. a. O. gelesen wird.

S. 93. Z. 3. f.: καὶ ἑαυτὸν δὲ ἀναμφιλέκτοις τεκμηρίοις ἀπέφηνεν Εὔφορβον τὸν Πάνθου υἱόν. Die zweyte Handschrift, wie die erste Ausgabe hat δ'. Das überflüssige υἱόν, welches vermuthlich Holstein aus Jamblich. S. 30. Z. 13., oder aus der Vaticanischen Handschrift hinzufügte, lassen unsere Codd. und die Altd. Ausgabe mit vollem Rechte weg. — Z. 11. geben die Handschriften δονέουσιν und Z. 14. hat die erste ἐξετάννυσσ' ἐπιτάννυσσ' (sic). Da Rittershausen hierüber nichts bemerkte, so muß man allerdings zweifeln, ob er dieser Handschrift sich bedient habe. — Z. 22. verbesserte Hr. Westermann γεγωνόν τι st. γεγωνός τι aus Jambl. S. 50. Z. 30. Ebenso bald darauf: ἔτι μιᾷ καὶ τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ, wo der gemeine Text bey Porphyrios μιᾷ τε καὶ αὐτ. ἡμ. hat und auch die Handschriften nichts Besseres bieten. — Z. 25. lesen unsere Handschriften und die Ed. pr. ἐν Ταυρομενείῳ, ebenso die zweyte mit der Altd. Ausgabe unten Z. 53—54. Diese von Rittershausen in d. Anm. z. S. 14. Z. 14. gebilligte Lesart wird von Locella z. Xenoph. v. Ephes. S. 272, mit triftigen Gründen verworfen. Bey Diodoros v. Sik. XVI. 7., wo Ταυρομένειον stand, verbesserte L. Dindorf mit Recht ohne handschriftliche Auctorität Ταυρομένιον. Nicht so Gaisford z. Suid. unter d. W. Ταυρομένειον, obgleich dort der Cod. A. die richtige Lesart bietet. Z. 27. fehlt in unsern Handschriften und in der Ed. pr. σαδίων. — Z. 33. Statt τεθρύλληται, welches die Münchener Codd. bey Jamblichos anerkennen, schreiben hier unsere beyden besser τεθρύληται mit Einem λ (s. d. Etymolog. magn. unter d. W. θρυλοῦντες p. 456, 39 ed. Gaisf.), wie anderwärts die ältesten und besten Codd. — Z. 35. haben unsere erste Handschrift und die Ed. pr. ἔξι (f. ἔξαι) τοίνυν ὑμῖν νεκρός.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Diogenis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophthegmatibus libri decem.**

(Schluß.)

S. 94. Z. 31.: *καὶ ᾄδων παιᾶνας ἀρχαίους τινὰς Θάλητος.* Die Partikel *τε*, welche die frühern Ausgaben und die Münchener Handschriften nach *ἀρχαίους* setzen und Luk. Holstein in seiner lateinischen Uebersetzung nicht ausdrückte, hat der neueste Herausgeber, wie uns scheint, mit Unrecht gestrichen. Hätte er die Ed. pr. zur Hand gehabt, so hätte er den von derselben, wie von unsern Handschriften gebotenen Artikel *τῶν* vor *Θάλητος* ergänzen können. Unten lesen beyde Münchener Codd. und die erste Ausgabe *ἐδοκίμαζε* st. *ἐδοκίμασε*. Z. 35. ff., wo Porphyrios erzählt, daß Pythagoras nicht gern mit Vielen, sondern nur von Einem oder dem Andern begleitet in Tempeln oder Hainen umherwandelte, und beyfügt: *ἐπιλεγόμενος τῶν χωρίων τὰ ἡσυχιαίτατά τε καὶ περικαλλέστατα* haben sowohl unsere beyden Handschriften, als die Altd. Ausgabe ganz vortrefflich *τὰ ἡσυχιαίτερα καὶ περικαλλέστατα*. Daß der Comparativ oft mit dem Superlativ verbunden wird, hat Jacobs z. Aelian. de natur. animal. p. 368. (oben) zur Genüge gezeigt. Ebenso findet man nicht selten den Positiv mit dem Superlativ vereint. S. unt. S. 96. Z. 1. Der nämliche Fall hat auch bey Adverbien statt, wie aus Jamblich. Leb. d. Pyth. S. 20 Z. 11 u. S. 30. Z. 9. erhellt.

S. 95. Z. 1. Statt *πλυνθείσης* geben unsere Codd. *πλυθείσης*. Hierauf ganz gut *ἕς τ' ἀν*, wofür in der ersten Ausgabe *ἕς τ' ἂν* steht. Küster schrieb *ἕως τ' ἄν*, welches sodann in Kießlings Ausgabe überging und von Hrn. Westermann in *ἕως γ' ἄν* umgewandelt wurde. — S. 14. setze man st. *ὑγιαίνων*, welches aus Küsters und Kießlings Ausgaben zurückgeblieben ist, *ὑγιαῖνον*, wie die Münchener Codd. und die Ed. pr. lesen. Diese schreiben ferner *οὐδ' αὖ* st. *οὐδὲ αὖ*.

S. 96. Z. 2. ff.: *Δοκεῖν γάρ εἶναι διαφορὰν ἡδονῶν, ὧν τὴν μὲν γαστρὶ καὶ ἀφροδισίοις διὰ πολυτελείας κεχαρισμένην ἀπείχαζε ταῖς ἀνδροφόνοις τῶν Σειρήνων ᾠδαῖς.* Ὧν ist eine Vermuthung des neuesten Herausgebers. Die zweyte Münchener Handschrift dagegen hat *τὴν μὲν γὰρ γαστρὶ* u. s. w. — Z. 39. geben beyde Codd. und Rittershausen *λόγοις τεθηγμένοις* st. *λ. παρατεθηγμ.* — Z. 42. lesen die erste Handschrift und die Ed. pr. *μὴ καρδίας* (st. *καρδίαν*) *ἐσθίειν*, Z. 48 — 49. beyde Handschriften und die Ed. pr. *μηδὲ χελιδόνας ἐν οἰκίᾳ* (st. *οἰκίαις*) *δέχεσθαι*, Z. 50. f. die erste und die Ed. pr. *φορτία* (st. *φορτίον*) *δ' συνανατιθέναι.* — Z. 52. hat der erste Cod. *κατὰ ῥᾳχώνην*, wie die erste Ausgabe. In der folgenden Zeile lassen unsere Handschriften und die Ed. pr. *καὶ πόνους* füglich weg.

S. 97. Z. 3. *μηδ' εἰς πόλλους φέρειν.* Die Münchener Codd. und die erste Ausgabe richtiger *προφέρειν*. Ebenso Z. 6. *δι' ὥτων* f. *διὰ ὥτων*. — Z. 18.: *Ἰσορροῦσι δ' αὐτὸν ἀπαγορεύειν τὸ τοιοῦτο, ὅτι τῆς πρώτης ἀρχῆς καὶ γενέσεως ταραττομένης καὶ πολλῶν ἅμα συννεγμένων κτλ.* Besser die Handschriften *τοιοῦτον*, sodann *τ. πρώτ. τῶν ὅλων ἀρχ.*

Hierauf ebendieselben mit der Altd. Ausgabe *συνηγεγμένων* (sic). — Z. 49. f.: — *τὰ δὲ ἄλλα χωλὰ καὶ τυφλά.* Der zweyte Münchner Cod. *τυφλὰ καὶ κωφά.* Vgl. Jamblich. im Leb. d. Pyth. S. 74. Z. 40. f.; ferner Krusemann. in Epicharmi Fragmenta p. 82. sq. und Creuz. ad Plotin. T. III. p. 122, b. — Z. 51. bestätigen die Münchener Handschriften und die Ed. pr. die Verbesserung des Hrn. Westermann *προσῆγε δὲ ταῦτα* (st. des bey Küster und Kießling vorkommenden *ταυτὰ*, sic).

S. 98. Z. 30.: *λέγοντες εἶναι τρίγωνον Δ τόδε.* Sowohl unsere Handschriften, als die erste Ausgabe lassen *τρίγωνον* weg. — Z. 31. schreibe man *ὑποπῖπτον* st. *ὑποπίπτον.* — Z. 33. geben beyde Handschriften und die Ed. pr. *παρέσησαν* und Z. 35. *παραδιδόναι* st. *παρισᾶσι* und *παραδοῦναι.* Ferner Z. 37. *οὕτως* f. *οὕτω.* Z. 48. ff.: *ἀλλ' ἔξιν ἰδεῖν καὶ τοὺς ἄλλους φιλοσόφους δυνάμεις τινὰς ἀπολιπόντας ἑνοποιοὺς καὶ διακρανητικὰς τῶν ὅλων οὔσας.* Gewöhnlich liest man *ἀλλ' ὅτι. Ἔξιν* ist Vermuthung des Hrn. Westermann, welche der zweyte Cod. bestätigt. Am Ende des Satzes haben beyde Handschriften und die erste Ausgabe *οὐσίας.*

S. 99. Z. 1 — 2. füge man aus den Münchener Handschriften nach *ὁμοίως δὲ* die Partikel *καὶ* hinzu. — Z. 5. schreibe man mit denselben *κατὰ τῆς τοιαύτης φύσεως* (st. *κατὰ τῆς φύσ.*). — Z. 8. streiche man *δὲ* nach dem Vorgang der zweyten Münchener Handschrift. — Z. 25., wo es heißt; *Πῶς οὐ καὶ τέλειος [ὁ δέκα ἀριθμὸς] λέγοιτο αὖτη;* verbessere man nach der nämlichen Handschrift *πῶς οὐκ ἄν.* Die Worte *ὁ δέκα ἀριθμὸς* hat Hr. Westermann mit Recht eingeklammert. — Z. 49. schreibt der zweyte Cod. *χαλεπὸς δ' ἄλλως καὶ βίαιος καὶ τυραννικὸς* st. *ἄλλως καὶ τυραν.* S. Jamblich. S. 80. Z. 17. f. Vgl. oben die Anm. zu Jamblich. S. 82. Z. 52. — Z. 53. hätte *ἀξιώτατον* für *ἀξιότατον*, welches aus der ersten Ausgabe in alle folgenden überging, verbessert werden sollen.

S. 100. Z. 12. *εἰς Δῆλον ἐπεπόρευτο.* Unsere Handschriften und die erste Ausgabe *πεπόρευτο*, wofür Rittershausen (Anm. z. S. 34. Z. 23.) *ἐπεπόρευτο* zu lesen rieth, was die folgenden Herausgeber nicht hätten beachten sollen. Vgl. die Anm. zu Jamblich. S. 53. Z. 4. Im Folgenden setze man nach *νοσοκομήσων* aus der zweyten Münchener Handschrift *τε*, wie bey Jamblich. S. 63. Z. 53. gelesen wird und ebendaselbst S. 81. Z. 15. (S. 492. in Kießl. Ausg.) der Zeizer Cod. gibt, und füge bey den Worten: *περιπεσὼν γενόμενον τῷ ἰσορουμένῳ τῆς φθειριάσεως πάθει* (so der gewöhnliche Text hier und an den eben bezeichneten Stellen des Jamblichos) vor *τῆς φθειρ. πάθ.* den Artikel *τῷ* aus den Münchener Handschriften ein. So Thukydides I. 23. *καὶ ἡ οὐχ ἥκιστα βλάψασα — ἡ λοιμώδης νόσος.* Trefflich erläutern diesen Sprachgebrauch Matthiä in d. griech. Gramm. §. 277. Anm. 3. S. 729. in der 3. Ausg. und Bernhardy in der wissenschaftl. Syntax S. 322. — Z. 17 — 18. heißt es von dem Pythagoreer Lysis, welcher nach dem kläglichen Ende des pythagoreischen Bündes in Italien nach Griechenland geflohen war: *— ἐν Ἑλλάδι ᾤκησεν.* Allein die Münchener Handschriften setzen zu diesen Worten noch *καὶ Θήβας ἐπῴκησεν* und schreiben sodann *Ἐπαμεινώνδᾳ* (st. *Ἐπαμινώνδᾳ.* Vergl. oben Diogenes von Laert. S. 206. Z. 28. f.) *τε συγγέγονεν.*

S. 101. Z. 15. lese man *τεκμαιρόμεθα* st. *τεκμηρόμεθα*, wofür früher *τεκμηραίμεθα* stand. Unterhalb verbessere man mit den Münchener Handschriften *ἀλλὰ καὶ πάνυ* st. des bisherigen *ἀλλὰ πάνυ.*

Dieß über Porphyrios.

Den Schluß des Werkes bildet Marini vita Procli, zum zweyten Male von Hrn. Professor Boissonade in Paris bearbeitet. Hr. Didot glaubte nämlich in dieser Sammlung von Schriftstellern über Geschichte der Philosophie auch dem Marinos eine Stelle einräumen zu müssen, und war gesonnen, die Leipziger Ausgabe des Hrn. Boissonade vom Jahre 1814. zu Grunde zu legen. Er ersuchte demnach den berühmten Herausgeber derselben, den Text zu revidiren. Der ehrwürdige Greis aber unterzog sich höchst ungern dieser Arbeit, nur mit Mühe den dringenden Bitten Didots nachgebend.

Er ließ den Text getreu nach der Leipziger Ausgabe abdrucken, doch so, daß er das verbesserte, was er verbessern zu müssen für gut fand. Ebenso änderte er an einigen Stellen die lateinische Uebersetzung, welche einst Conr. Gesner in Zürich herausgegeben hatte. Der Verfasser derselben ist ein unbekannter junger Gelehrter, der aus Bescheidenheit seinen Namen nicht genannt wissen wollte.

J. G. K.

## Gottfried Hermanns pädagogischer Einfluß. Ein Beytrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten, von Dr. Karl Friedrich Ameis, Prof. und Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen. Jena, Verlag von Carl Hochhausen 1850.

Der als Schulmann wie als Gelehrter rühmlich bekannte Verfasser behandelt in vorliegender Schrift auf 115 Seiten ein Thema, welches nicht bloß für die äußerst zahlreichen Schüler Hermanns, sondern bey dem großen Einfluß und der weiten Verbreitung dieser Schule auch für die Geschichte und die Fortbildung des Gelehrtenschulwesens von hoher Wichtigkeit ist. Als Schüler des gefeyerten Gelehrten ging er an seine Frage mit der innigen Pietät, mit welcher der berühmte Lehrer jedes edlere Gemüth erfüllte, das mit ihm in nähere Berührung kam; als wohlbewanderter Kenner von Hermanns Schriften hatte er in reicher Fülle das Material zur Hand, welches diese an zerstreuten Orten verbergen; als erfahrener Pädagog wußte er die richtigen Gesichtspunkte zu finden, welche bey Betrachtung gerade dieser Seite von Hermanns Wirken zu nehmen sind. Und so hat er denn seine Aufgabe in höchst anziehender, belehrender und zugleich gemüthlich wohlthuender Weise gelöst. Ref., welcher selbst Hermanns Unterricht und wissenschaftlichen Umgang zu genießen das Glück gehabt, fühlte sich von dieser mit eben so liebenswürdiger Bescheidenheit als offener Wahrheitsliebe und gemüthvoller Wärme geschriebenen Abhandlung so angezogen, daß er dem Verfasser im Namen aller Verehrer Hermanns glaubt seinen Dank aussprechen zu dürfen. Besonders angenehm wirkt auf den Leser das beständige Einflechten von Hermanns eigenen Worten, welche die Charakteristik weit sprechender machen, als alle weitläufigen Erörterungen. Auch war des Verfassers Besorgniß in dieser Hinsicht selbst in Betreff derjenigen grundlos, „welche schon im Voraus gegen jedes Neulatein eingenommen sind.“ Hermann schrieb kein verwaschenes, aus Redensarten zusammengesetztes Neulatein, sondern die kraftvolle Römersprache. Wenn irgendwo, so spiegelte sich in seinem unnachahmlichen, eben so klaren als körnigen Style sein wahrhaft antiker Charakter. Sollte wirklich, wie der Verf. sagt (S. 93), mit Hermann der letzte Epoche machende Philolog lateinischer Zunge von der Erde geschieden seyn, so konnte dieses Heroengeschlecht durch keinen würdigern Repräsentanten von uns Abschied nehmen. Gerade die fleißige Sammlung schlagender Stellen aus Hermanns Schriften gibt der A.'schen Arbeit ihren Hauptwerth. — Nachdem der Verf. in der Einleitung Hermann als altklassischen Humanisten und als höchste Vollendung der Leipziger Philologenschule bezeichnet und die richtige Bemerkung gemacht hat, daß sein eigentlicher Einfluß außer der eigentlichen Philologie überall, wenn auch oft ein höchst wesentlicher, doch nur ein mittelbarer gewesen, weist er ein Gleiches nach im Gebiete der Pädagogik. Hermann war kein Schulmann, ja er erklärte sogar selbst, daß ihm die Eigenschaften dazu abgingen. War er nun gleichwohl geeignet Schulmänner zu bilden? Haben die Gegner Recht, welche den Zuhörern Hermanns, wenn sie an Schulen versetzt worden, eine einseitige Vorliebe für die Sprachwissenschaft und Kritik und ein kleinliches Haften an Dingen, die für die Schulzwecke ziemlich gleichgültig sind, zum Vorwurfe machen, und auf die neuern Reformbewegungen in Sachsen hinweisen als auf einen natürlichen Umschlag der öffentlichen Meinung, der sogar in gründlich gelehrten Schulmännern selbst ein vernehmliches Organ fand? Oder ist an jenen nicht abzuläugnenden Auswüchsen der Meister unschuldig und fällt aller Tadel mit Recht auf die etwaige Ungeschicklichkeit einzelner seiner Schüler, welche die Weise akademischen Unterrichts auf die Gymnasien übertrugen und mit ihren Detailuntersuchungen ihre Schüler behelligten? Der Verf. führt Hermanns pädagogischen Einfluß auf folgende Sätze zurück. Er bestand, sagt er, erstens darin, daß Hermann überall Klarheit und Schärfe des Denkens zu befördern suchte. Zu großes Gewicht legt er hiebey auf jene Disputationsübungen (S. 19 — 22), an welchen er selbst Theil genommen. Wahrscheinlich erinnerte er sich nicht mehr, daß diese zwar in Hermanns jüngern Jahren einige Zeit lang üblich waren, aber dann nach langjähriger Unterbrechung später nur einmal auf besondere Veranlassung wieder aufgenommen wurden und bloß zwey Semester lang Bestand hatten. Gemeinsamer Mittelpunkt des Zusammenwirkens für Hermann und den engern Kreis seiner Schü-

ler blieb immer die griechische Gesellschaft. Diese weckte nun allerdings ebenfalls vor allem Klarheit und Schärfe des Denkens, da hier fast ausschließlich Kritik getrieben wurde; aber gerade die rein kritische Richtung, welche einmal zur Herrschaft gelangt war, begünstigte die häufig gerügte Conjecturenjägerey und Kriteley, welche durch unreife Lehrer dann auch beym Schulunterrichte in verkehrter Weise zur Geltung gekommen seyn mag. Wenn irgend, so war hier des berühmten Lehrers indirekter Einfluß ohne dessen Wissen und Willen auf die Pädagogik von Nachtheil; wenigstens so lange das philologische Seminar, gleichfalls unter Hermanns Leitung, noch kein Gegengewicht bildete. Während nämlich in der griechischen Gesellschaft jeder Theilnehmer seinen eigenen Lieblingsschriftsteller kritisch behandelte, lag im Seminar für jedes Semester ein einziger griechischer und ein lateinischer Autor zu gemeinsamer Interpretation vor. Diese Stunden im Seminar waren nun äußerst belehrend und jedenfalls auch für die Erklärung der Schriftsteller auf Gymnasien von sehr glücklichem Einfluß. Der Verf. findet die Einrichtung jenes Seminars darin mangelhaft, daß Hermann alle praktischen Uebungen mit Schülern ausgeschlossen (S. 16). Wohl mit Unrecht. Denn jene Uebungen sollten doch zunächst für künftige Lehrer an höhern Gymnasialklassen bestimmt seyn; hier kommt es aber mehr darauf an, daß der Lehrende für seinen Autor auch in zusammenhängendem Vortrage Interesse bey der Jugend zu wecken wisse, als daß er „nur das erkläre, was die Schüler nicht verstanden haben und was ihnen aus ihrem Standpunkte zu verstehen nöthig ist“ (S. 36). Der Standpunkt der Erklärung für reifere Jünglinge ist der des Autors selbst. Ref. glaubt daher, daß jene Methode, den Schriftsteller nach allen Beziehungen in ununterbrochener Rede zu erklären, für die Seminaristen auch unter Voraussetzung des künftigen Schulzweckes weit ersprießlicher war, als wenn sie in stockenden Sätzen mit verzagten Schülern hätten sokratisiren müssen; um so mehr, da ja an den Vortrag sich Disputirübungen mit den Zuhörern und dem vorsitzenden Lehrer knüpften. — Einen weitern pädagogischen Einfluß Hermanns findet der Verf. in der Beschränkung seiner Schüler auf einen kleinern Studienkreis. Hier kommt derselbe am meisten in Conflict mit den neuern Forderungen des Zeitgeistes, welcher die Elemente alles Wissenswerthen in die Gelehrtenschulen zusammendrängen und ihre Zöglinge zu lebendigen Conversationslexicis bilden möchte, uneingedenk der Erfahrung, „daß der Geist erst dann ein lebendiges Interesse an einem Gegenstande gewinnt, wenn er denselben mit einiger Sicherheit und Gewandtheit beherrschen lernt.“ Es wird eine wahre Lebensfrage für die Gymnasien seyn, ob das Hermann'sche ἓν καὶ πᾶν, oder das encyklopädische in omnibus aliquid den Sieg davon trägt. — Ein dritter Abschnitt beleuchtet Hermanns Methode, wobey der Verf. sein logisches Verfahren, sein Dringen auf Ordnung, sein Streben nach Einfachheit, endlich sein Nachweisen ästhetischer Schönheit in den Schriften des Alterthums hervorhebt. — Hauptsächlichen Nachdruck aber legt er auf Hermanns eigene edle und charaktervolle Persönlichkeit. Seine unbestechliche Wahrheitsliebe, seine sittliche Strenge im Urtheil, seine ächt humane Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes, seine Pietät, seine Begeisterung für seinen Beruf werden unter Anführung vieler Beyspiele mit warmer Anhänglichkeit geschildert. Und dieses Musterbild eigenen Charakters, das der gefeyerte Lehrer seinen Schülern vorhielt, war gewiß eines der wirksamsten Momente für künftige Bildner der Jugend, welches von denen, die Hermann nicht kannten, natürlich leicht unbeachtet gelassen wird. Mit wahrhaft glühender Begeisterung hingen wir an seinem Munde, an seinen Blicken, an seiner ganzen großartig sittlichen Erscheinung; und diese Begeisterung schränkte sich nicht auf seine Zuhörer ein, sie dehnte sich aus über die ganze Studentenschaft; Alle fühlten für den Heros ächter Männertugend im tiefsten Herzen eine Verehrung, wie sie bey aller Schwärmerey der akademischen Jugend gewiß nur selten ist.



Möge diese Schrift als ein redendes Denkmal frommer Dankbarkeit allen Freunden des großen Todten, und als ein gutes Exempelbuch trefflicher pädagogischer Winke allen Schulmännern angelegentlich empfohlen seyn.

Hoffmann.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 33.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Mai.
Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In den monatlichen Sitzungen der philologisch-philosophischen Classe sind im abgelaufenen Semester folgende Gegenstände allgemeinern wissenschaftlichen Interesses zur Sprache gekommen.

In der Sitzung am 9. November 1850 und in der vom 15. März 1851 legte Bibliothekar Schmeller Bruchstücke einer deutschen Uebersetzung der Psalmen vor, die der Notkerischen, welche bisher für die älteste gegolten, leicht ein Jahrhundert vorangegangen ist. Sie bestehen aus drey Stücken Pergament, die einst 1½ und 2 Quartblätter einer stattlichen Handschrift ausgemacht haben, in welcher jeder der schwarzen Zeilen des lateinischen Textes eine rothe mit der Verdeutschung übergeschrieben war, und die erst im sechzehnten Jahrhundert, wenigstens theilweise als Buchbindermaterial verbraucht worden seyn muß. Das eine dieser Pergamentstücke, Theile der Psalmen 107 und 108, 113 und 114 enthaltend, ist nemlich als Einband eines ältern Druckwerkes der Lyceumsbibliothek zu Dilingen, die beyden andern mit Ps. 123 — 124, 128 — 130 sind, eben so verwendet, etwas später auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek gefunden worden.

Das Nähere über das Dilinger Fragment ist, nebst einem Facsimile desselben, in des geehrten Finders, des Hrn. Domcapitulars A. Steichele Beyträgen zur Geschichte des Bisthums Augsburg, 2. Band S. 135 — 142 abgedruckt.

Die in der Sitzung vom 7. December gehaltenen Vorträge sind bereits in Nr. 3 — 7 dieser Anzeigen, wo einer derselben in extenso abgedruckt ist, angegeben.

Am 4. Januar sprach Hr. Prof. Dr. Spengel über die Rhetorik des Aristoteles, wie nemlich dieses Werk und in welcher Folge seiner Theile es auf uns gekommen und auf welche ursprüngliche Gestalt desselben aus des Philosophen eigner Darlegung und aus andern ältern Zeugnissen zu schließen sey.

Am 1. Februar berichtete Hr. Professor Dr. Thomas über seine mit Hrn. Dr. G. J. F. Tafel in Absicht auf die in Wien liegenden, die Geschichte Venedigs betreffenden Urkunden und Quellen im verflossenen Herbste dahin unternommene Reise, indem er als Probe einer von der dortigen kaiserlichen Akademie d. W. beantragten Ausgabe der Fontes rerum Venetarum, den von Hrn. Dr. Tafel und ihm bearbeiteten „Friedens- und Handelsvertrag des griechischen Kaisers Michael Palälogus mit der Republik Venedig vom Jahr 1265“ vorlegte.

Derselbe theilte aus seinen „Studien über Thukydides“ kritische Bemerkungen über einige besonders schwierige Stellen dieses Historikers mit.

Am 15. März hielt Hr. Professor Müller, zunächst auf den Grund einer von den Drusen am Libanon herstammenden arabischen Handschrift der Münchner Bibliothek einen Vortrag über Schiis-

mus im Islam, insonderheit über das System der Duodecimaner.

Am 5. April las Hr. Professor Dr. Prantl über die Entwickelung der aristotelischen Logik aus der platonischen Philosophie.

---

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1851.

Hr. Professor Dr. Vogel jun. erstattet vorläufigen Bericht über eine Reihe von Versuchen: Ueber den Einfluß der Vegetation auf die Atmosphäre.

---

Wohl wenige Punkte der Pflanzenphysiologie und namentlich des chemischen Theiles derselben wurden seit geraumer Zeit mit so viel Theilnahme, ja man darf sagen mit so viel Erbitterung besprochen, als die Frage, ob die Pflanzen auf den Gehalt der Atmosphäre an Sauerstoff und Kohlensäure einen Einfluß überhaupt haben, oder wenn dieß der Fall ist, welcher Art derselbe sey. Betrachtet man den Gegenstand, um den es sich hier handelt, etwas näher, so wird es in vollem Maaße klar, warum die Naturforscher mit so großen Fleiße denselben bearbeitet haben; — es knüpft sich an die Beantwortung dieser bedeutenden Frage die Lösung zweyer großer Probleme, die uns die Natur bietet, die Erklärung der Beständigkeit in der Zusammensetzung der Atmosphäre und die Auffindung der Quelle, aus welcher unsere Pflanzenwelt ihren Kohlenstoff erhält.

Keiner der frühern direkten-Versuche über die Pflanzenrespiration hat dargethan, daß die Blätter wirklich die Kohlensäure der atmosphärischen Luft zerlegen und sich den Kohlenstoff derselben zueignen. Das Verdienst dieses zu beweisen, war Boussingault vorbehalten. Bereits Woodhouse hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Welken der Pflanze alsbald ein falsches Resultat zur Folge habe. Obwohl Woodhouse, ja sogar schon Priestley diese Bemerkung früher machten und auch seine Nachfolger, z. B. Davy und Grischow, ihm beistimmten, so machte doch Boussingault zuerst einen fehlerfreyen Versuch. Ein Ballon von 15 Liter Inhalt war mit 3 Oeffnungen versehen, und eine in voller Frische stehende Weinrebe durch die untere Oeffnung eingeführt, und zwar mit einer Kautschukröhre genau befestigt. Die Weinrebe hatte 20 Blätter. Durch den oberen Röhrenansatz ging eine dünne Röhre, um das Innere des Ballons mit der äußeren Luft in Verbindung zu setzen. Die seitliche Röhre stand mittelst einer eingeführten Röhre mit einem besonderen Apparate in Verbindung, um den Kohlensäuregehalt der Luft mit Genauigkeit zu bestimmen. Die Luft ging, ehe sie in den zuletzt angegebenen Apparat kam, durch den Ballon, in welchem der Zweig enthalten war. Die Schnelligkeit der Luft betrug nach dem Ausfluße eines mit Wasser gefüllten Aspirators bestimmt 15 Liter in einer Stunde. Die Blätter wurden dem Lichte ausgesetzt und der Versuch dauerte von 11 bis 3 Uhr. Bei dem einen Versuche fand sich, nachdem alle Correktionen angebracht waren, daß die atmosphärische Luft nach ihrem Durchtritte durch den Ballon 0,0002 Kohlensäure enthielt, die Luft, welche zu derselben Zeit in der Nähe des Apparates aufgefangen wurde, enthielt 0,00045. Bei einem andern Versuche fand sich der Kohlensäuregehalt der Luft nach dem Austritt aus dem Ballon zu 0,0001, in der Umgebung = 0,0004. Es verlor also die Luft bey dem ersten Versuche durch Einwirkung der dem Sonnenlichte ausgesetzten Blätter $\frac{5}{9}$, bei dem zweyten $\frac{3}{4}$ der Kohlensäure. Die Versuche während der Nacht ergaben die entgegengesetzten Resultate; dann enthielt die Luft bey dem Austritte aus dem Apparate im Allgemeinen noch einmal so viel Kohlensäure als die umgebende Atmosphäre.

Es wird wohl schwerlich bestritten werden können, daß unter allen Versuchen über die Pflanzenrespiration keiner so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, als dieser eben angeführte, denn bey keinem wurde die natürliche Lage der Pflanze so wenig verändert, bey keinem war so vorgesehen, die geringsten Veränderungen in der Atmosphäre bemerken

zu können, als bey diesem. Nur ist zu bedauern, daß das Verhalten der Pflanzen bey verschiedener Witterung, in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, sowie die endlichen Resultate der Ein- und Ausathmungen nicht näher untersucht und im Ganzen quantitativ bestimmt wurden.

Da indeß der Boussingault'sche Versuch nur 3 Stunden bey Tag und ebenso kurz bey Nacht dauerte, so berechtigt er ersichtlich zu keinem Schluße, welches Resultat die Pflanze wohl im Ganzen geliefert haben könnte. Nimmt man aber an, daß dieses Verhalten der Pflanze beständig dasselbe sey, wie Boussingault es gefunden und setzt für die ganze Dauer der Vegetation für den Tag 13 Stunden Besonnung und 11 Stunden Nacht (ein Verhältniß, so günstig, wie es gewiß nicht leicht stattfindet, wenn man bedenkt, welchen Veränderungen die Witterung während der ganzen Vegetationszeit ausgesetzt ist) so ergibt sich durch Rechnung nicht bloß keine Zunahme an Kohlenstoff, sondern sogar eine nicht unbeträchtliche Abnahme. In dem Boussingaultschen Versuche strömen nämlich 13mal 15 Liter = 195 Liter = 195000 Cubikcentimeter durch, welche nach dem ersten Versuche 0,0002 Kohlensäure enthielten, also enthält die Gesammtmenge 39 Cubikcentimeter; die atmosphärische Luft enthielt zu gleicher Zeit 0,00045 Kohlensäure, demnach die in Frage stehenden 195000 Cubikcentimeter Luft 87,75 Kohlensäure. Die Pflanze hatte daher die übrigen 48,75 Cubikcentimeter Kohlensäure aufgenommen. Bey Nacht wurde der Kohlensäuregehalt der Luft von 0,00045 auf 0,0009 gebracht. Die Pflanze gab also Kohlensäure ab, deren Quantitätsbestimmung sich ebenfalls leicht durch Rechnung findet. Es strömten 15mal 11 Liter = 165 Liter = 165000 Cubikcentimeter durch, welche nach dem Durchgange 148,5 Cubikcentimeter Kohlensäure enthielten, während sie vor dem Durchgange nur die Hälfte d. i. 74,25 Cubikcentimeter Kohlensäure enthalten hatten. Die Pflanze hatte also die übrigen 74,25 Cubikcentimeter Kohlensäure geliefert.

Vergleichen wir nun das Tag- und Nachtresultat, so hat die Pflanze 74,25 — 48,75 = 25,5 Cubikcentimeter Kohlensäure mehr abgegeben, als aufgenommen, sie muß daher in ihrem Kohlenstoffgehalte zurückgeschritten seyn. Ein ähnliches Resultat gibt der zweyte Boussingault'sche Versuch.

Von diesen Betrachtungen ausgehend und gleichsam als Fortsetzung der Boussingault'schen Arbeit habe ich gemeinschaftlich mit meinem Freunde Dr. Wittwer eine Reihe von Versuchen angestellt, welche den Gegenstand näher zu untersuchen den Zweck haben. Wir behalten uns vor, über die Arbeiten, die nun seit Ende Februars dieses Jahres im chemischen Laboratorium des königlichen Generalconservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates fortgeführt werden, ausführlich zu berichten, und erlauben uns hier nur vorläufig davon Notiz zu geben, gemäß der gütigen Aufforderung des Herrn Hofraths von Martius, welcher dieser Arbeit nicht nur seine geneigte Aufmerksamkeit zu widmen, sondern uns auch mit Rath und That zu unterstützen die Güte hatte.

Ohne in die nähere Beschreibung der Apparate, die wir zu unsern Versuchen angewendet und auch zum Theil neu construirt haben, hier einzugehen, erwähne ich nur den Plan, welcher der Arbeit zu Grunde gelegt wurde.

Die Hauptfehlerquelle bey allen früheren Versuchen ist die, daß stets mit kranken Pflanzen experimentirt wurde, was natürlich zu ganz von der Wahrheit abweichenden Resultaten führen muß. Ich glaube diese Fehlerquelle gänzlich durch die Anwendung unserer Apparate vermieden zu haben, indem eine und dieselbe Pflanze nun seit dem 4. März verwendet wird, und während dieser Zeit nicht nur nicht verwelkt, sondern sogar frische Blätter treibt, und überdieß nach dem Urtheile des Herrn Hofraths von Martius als ein gesundes Objekt zu betrachten ist.

Die Versuche über diesen Gegenstand bewegen sich vorzugsweise in zwey vgrschiedenen Richtungen.

Erstens wird bezweckt die genaueste Bestimmung der Kohlensäure in der Atmosphäre nach einer Methode, die wir durch eine große Reihe vorläufiger Versuche als die beste für diesen Zweck constatirt haben.

Zweitens, die Bestimmung der Kohlensäure in einer Atmosphäre, welche mit der Pflanze in Berührung war.

Als das Endresultat unserer bisherigen Versuche, welche noch im Gange sind, und auch noch einige Zeit fortgesetzt werden, ist für bewiesen anzunehmen, daß die Pflanze ihren Kohlenstoff aus der Kohlensäure der Atmosphäre beziehe, und daß somit die Priestley'sche Theorie von der Pflanzenernährung, die indeß bisher fast nur als eine Hypothese zu betrachten war, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Ich führe hier Beyspielsweise das Resultat des vorgestrigen Versuches (10. April) an. Am Tage hatte die Pflanze 24 Cubikcentimeter Kohlensäure aufgenommen, bey Nacht 2 abgegeben; es bleiben ihr also 22 Cubikcentimeter Kohlensäure übrig. Wir werden demnächst zu zeigen die Ehre haben, wie diese Versuche sowohl unter sich, als auch mit der Kohlensäurebestimmung in der Atmosphäre genau übereinstimmen.

## Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von den Herren Professoren Tafel und Thomas in München:

Friedens- und Handelsvertrag des griechischen Kaisers Michael Paläologus mit der Republik Venedig v. J. 1265. Wien 1850. 8.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenzblatt. 4. Jahrg. 1850. 8.

Von der Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Vol. IX. P. I. Cambr. 1851. 4.

Von dem Cambridge observatory:

Astronomical Observations. Vol. XVI. for the years 1844 and 1845. Cambridge 1850. 4.

Von der Association Normande in Caen:

Annuaire des cinq départements de l'ancienne Normandie 1851. Dix-septième année. Caen 1851. 8.

Von der Direction générale de l'institut des provinces de France:

Annuaire de l'institut des provinces et des congrès scientifiques 1851. Paris, Caen 1851 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 15. Jahrg. Schwerin 1850. 8.

Graf Heinrich XXIV. Reuß zu Köstritz und Herzog Carl Leopold zu Meklenburg-Schwerin. Ein urkundlicher Beytrag zur Kirchengeschichte Meklenburgs von Dr. Lisch. Schwerin 1849. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXI. No. 24 — 27. Décbr. 1850. T. XXXII. No. 1. Janvier 1851. Paris. 4.

Von der physikalischen Gesellschaft zu Berlin:

Fortschritte der Physik im Jahre 1847. III. Jahrg. II. Abth. Berlin 1850. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch. Erster Jahrgang. No. 2. April, Mai, Juni. Wien. 8.

Von dem würtembergischen Alterthumsverein in Stuttgart:

Jahreshefte. Fünftes Heft. Stuttg. Fol.

Vierter Rechenschaftsbericht für die Jahre 1848. 1849. 4.

Schriften. Erstes Heft. 1850. Stuttg. 8.

Von Hrn. Dr. Joseph v. Würth, k. k. Oberlandesgerichtsrath in Wien:

Die österreichische Strafprozeßordnung vom 17. Januar 1850 erläutert und in Vergleichung mit den Gesetzgebungen des Auslandes dargestellt. Wien 1851. 8.

Das Stadtrecht von Wiener Neustadt aus dem 13. Jahrhundert. Wien 1846. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. V. Bd. I. Heft. 1851. Leipz. 8.

Von der Polichia, naturwissenschaftlicher Verein der bayer. Pfalz in Neustadt a/H.:

Achter Jahresbericht. Neustadt 1850. 8.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Mai.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Handbuch der römischen Epigraphik von Carl Zell, Professor an der Universität zu Heidelberg, großh. bad. geh. Hofrath, Ritter des Zähringer Löwenordens. Erster Theil: Auswahl römischer Inschriften. Heidelberg. Universitätsbuchhandlung von Karl Winter 1850,

mit dem speciellen Titel:

**Delectus inscriptionum romanarum cum monumentis legalibus fere omnibus. Edidit Carolus Zell, professor universitatis Heidelbergensis. Heidelbergae sumtibus Caroli Winter. MDCCCL. XIV. 480.**

---

Vor dreyßig Jahren hat der Herausgeber durch seine Ausgabe der Nikomachischen Ethik gezeigt, was in Aristoteles außer der Zusammenstellung dessen, was Andere bereits gegeben hatten, zu leisten sey; man erkannte einen tüchtigen Schüler Heindorfs, und wie dieser zuerst in die Sprache Platons eingeführt hatte, so schien der Anfang für den Stagiriten gekommen zu seyn, aber dieser hat nicht so ausdauernde Freunde und Liebhaber wie Platon gefunden; gar Mancher hat nach jahrelanger Beschäftigung mit ihm sich unbefriedigt von ihm abgewendet. Wie in seiner Jugend für Aristoteles, so wünscht Zell jetzt durch diese Epigraphik zur weiteren Verbreitung und Würdigung dieser Art von Quellen beyzutragen. Mit den Inschriften Badens hat er sich stets beschäftigt, die Behandlung der Rede des Claudius über die Ertheilung der Civität an die Gallier (1833) zeigt von Kenntniß, der Artikel inscriptiones Romanae in Pauly's Encyclopädie gibt schon die Grundlinien der hiesigen Anordnung. Neues wird übrigens in diesem Werke nicht geliefert, wohl aber ist das Bekannte nach neuem Plan geordnet, um bey Vorträgen über römische Alterthümer zugleich ein Quellenbuch an die Hand zu geben; dadurch sollte die Kenntniß der römischen Inschriften im Allgemeinen mehr popularisirt, dann aber auch die Gesammtheit der römischen Inschriften zu einer Darstellung und zu einem Gesammtbilde des römischen Lebens vornehmlich in der Kaiserzeit benutzt werden. Diesen Zweck des Herausgebers, der damit nicht auf neue Entdeckungen Anspruch macht, können wir nur billigen; es ist wünschenswerth, alle monumentalen Ueberreste von einigem Werthe so geordnet vor sich zu haben, daß eine vergleichende Uebersicht überall das wesentliche erkennen lasse, aber auch Manches, was noch nicht erkannt ist, an die Hand gebe. Die Eintheilung ist folgende: inscriptiones sacrae p. 1 — 134 nach drey Abschnitten: tituli in aedibus locisque sacris, aris, signis, donariis. 2) Tabulae. 3) Tituli sepulcrales. Dann inscriptiones profanae p. 135 — 429, welche in publicae (civiles sowohl als militares, je nachdem sie tituli oder tabulae sind) und privatae geschieden werden. Die in Versen erhaltenen Aufschriften nach ihrer Abtheilung in sacrae und profanae sind nicht jenen beygegeben, sondern bilden einen besondern Anhang p. 430 — 442. Indices beschließen das Ganze.

In 1974 Numern werden ungefähr eben so viele Inschriften mitgetheilt; ist auch eine oder die

andere als unächt zu streichen, oder anzuzweifeln, ist auch die Herstellung des Fragment 1690 durch C. Sigonius nach der erhaltenen griechischen Uebersetzung, welche hier nicht fehlen sollte, mit Unrecht als besondere Inschrift mit 1691 bezeichnet, so sind anderswo, wie 1827, mehrere gleichartige auf Ziegeln befindliche Legionenverzeichnisse zusammengezogen. Jeder Inschrift ist die Quelle, aus welcher sie entnommen ist, beygefügt, bey denen juristischen Inhaltes, Gesetzen, Senatusconsulten, öffentlichen Erlassen der Kaiser, der römischen Magistrate, der Gemeindebehörden in den Municipien und einzelnen Corporationen, bey wichtigen Urkunden von Privatrechtsgeschäften, Verpfändungen, Schenkungen, ist auch die Geschichte der Monumente und deren Bearbeitung angegeben; zu ihrer Erläuterung haben die Juristen unserer Tage das Bedeutendste beygetragen, und es ist genau verzeichnet, was Savigny, Huschke, Dirksen, Puchta, Rudorff u. a. in den verschiedenen juristischen Zeitschriften einzeln näher erörtert haben. Diese Monumente erregen das Interesse, weil sie für so viele Staatsverhältnisse urkundliche Belege geben; mehrere sind einzig in ihrer Art, wie die lex regia Vespasiani 1686, auf welche wie auf vieles andere dieser Art Niebuhr zuerst die Aufmerksamkeit gewendet hatte. Selten ist ein Denkmal, das nicht Neues darböte; will man wissen, welche Vortheile und wie verclausulirt die Römer zeitweilig begünstigten socii und amici gewährt haben, so kann 1680 das plebiscitum de Thermensibus maioribus Pisidis dienen; die eigentliche Wahrheit muß man allerdings oft anders woher, aus den Stellen der Alten, im gegebenen Falle aus Polybius, und zumeist aus der römischen Geschichte überhaupt holen. Darum wird es nothwendig, daß alle vorhandenen Reste dieser Gattung vollständig gesammelt sind. Von den Soldatenabschieden, tabulae honestae missionis, sind nur zwey mitgetheilt 1841 — 42; wir wünschten sie sämmtlich, weil die Vergleichung nicht bloß die Aehnlichkeit, sondern auch die Verschiedenheit lehrt, und über angezweifelte sichern Aufschluß gibt *). Eine folgende Ausgabe, denn die Zweckmäßigkeit dieser Sammlung wird eine solche bald nothwendig machen, hilft sicher diesem Mangel und anderm immer mehr ab. Die Zusammenstellung der Documente, welche sich auf Civiladministration beziehen, — leges et plebiscita, senatus consulta, imperatorum edicta et rescripta, edicta et rescripta magistratuum romanorum, decreta et sententiae magistratuum rom., acta publica municipiorum, collegiorum non sacrorum, tabulae negotiorum solemnium, testamenta, — weit vollständiger und berichtigter als Haubolds monumenta legalia und Spangenbergs tabulae negotiorum solemnium, wird jedem, der Kenntniß und Anschauung des römischen Rechts gewinnen will, willkommen seyn. Dabey zeigt sich auch, was nicht minder erwünscht seyn muß, die antike Sprech- und Schreibweise; wie viel für letztere, die Orthographie, aus diesen alten Denkmälern zu gewinnen ist, hat Lachmann zu Lucretius gezeigt, für Grammatik und Dialekte sind sie noch weniger benutzt.

Auch die Inschriften, welche das Privatleben betreffen, sind nicht ohne mannigfaches Interesse. Wenn wir auf einem Hause in Pompeii geschrieben lesen 1845: hic habitat felicitas, so ist das wohl allen verständlich und bedarf keiner Erklärung; wer sie wünscht, wird sie in Tacitus XIII, 46 finden. Sehr gelungen hat Zell sogleich daneben eine in Salzburg gefundene Inschrift gesetzt, 1846, deren Anfang fehlt . . . . . hic habitat, nihil interet mali. Es ist nicht bloß derselbe Gedanke, auch das nämliche Wort scheint ausgefallen; dadurch gewinnen wir, denn interet ist nur fehlerhafte Schreibart, einen vollständigen Vers:

Felicitas hic habitat, nihil intret mali.

Ein Senarius ist auch 151. in einer Inschrift (die sonst noch manche Schwierigkeit hat) auf Hercules:

hic advenisti, ne quid hic fiat mali;

*) Vergl. Gel. Anz. 1844. Februar Nr. 33 — 36. Der Herausgeber wird, hoffen wir, in einer zweyten Ausgabe von dem Nr. 1763 ausgesprochenen Grundsatze abgehen, daß es genüge, ein paar Beyspiele zu geben, und Vollständigkeit zu weit führen würde.

dadurch wird wahrscheinlich, daß auch die vorausgehenden Worte

Hercules invicte, sancte Silvane, notos

dasselbe Metrum enthalten, es sind lauter Bezeichnungen des Hercules, sein Beyname sanctus ist aus Ovidius bekannt, Silvanus heißt er wie Mars; ungewiß und wohl falsch gelesen ist notos; mit Labus zu erklären, was der Herausgeber anführt: pro notor i. e. cognitor, ist ganz willkührlich und nichts bedeutend. Einen eigenen Gedanken drückt auf einer rothen Stückwand Pompeiis der Vers aus:

Candida me docuit nigras odisse puellas,

wo candida nicht Eigenname ist wie Propert. I, 10, 20 Cynthia me docuit, sondern nur der Gegensatz von nigras; bey Propertius I, 1, 5 wird von Amor gesagt

donec me docuit castas odisse puellas,

Witzig ist dieser Hexameter in Prosa mit folgenden Worten widerlegt:

Oderis set iteras non invitus
amabit
scripsit Venus Fisica Pompeiana.

Das Verbum amabit nach invitus hat Mommsen Rhein. Mus. 1847, 458 und mit ihm Zell gestrichen; er hält es, da es den Sinn nur störend unterbricht, für den Anfang einer nicht ausgeschriebenen Phrase (versus sagt Zell), wozu pompeianische und andere Strassenecken Beyspiele genug bieten. Das wird Niemand, da noch anderes nachfolgt, so leicht glauben, aber bey Avellino, der zuerst diese Inschrift bekannt gemacht hat, steht (was Mommsen mit Stillschweigen übergeht) nicht amabit, sondern amabo, und er erklärt es als ein naives späteres Zugeständniß des Dichters jenes Hexameters. Streicht man dieses Verbum, so ist das Präsens iteras unverträglich mit oderis, es müßte iterabis heißen; aber dieses Wort wäre ganz ungeeignet, man könnte es nur auf odisse beziehen, während wir gerade den Begriff erwarten, der in amabo oder amabit liegt. Iteras scheint gar nicht das Verbum, sondern corrupte Schreibart und Aussprache zu seyn, und der Witzbold, der im Namen der Venus physica antwortet, nur Folgendes gewollt zu haben: oderis, set iterum eas non invitus amabis. Es gibt manche Inschriften der verschütteten Stadt, welche Aufmerksamkeit verdienen, und wir wünschten, der Herausgeber hätte keine von ihnen, wenn sie anders einen vollständigen Gedanken liefert, übergangen. Warum sind z. B. die von Mommsen a. a. O. gegebenen nicht erwähnt? wovon, um die Abweichung von 1974 zu übergehen, Nro. 2, eine gemalte Inschrift unter einem Gladiatoren vorstellenden Bilde, einen trochäischen Tetrameter gibt:

Abeat Venere Pompeiana, iratam qui laeserit.

was dort BOMPEIANAMA und LAESERIT geschrieben ist, woraus man nur lernt, daß die Alten auch viele Schreibfehler gemacht haben, wie 361 undaeque steht, 1625 adquae (atque), 457 posterisquae aeorum u. a. Die sinnige Aufschrift eines Ringes 1919 amo te, ama me, findet sich auch anderswo z. B. in der Sammlung zu Speyer, so daß man sie fast als eine gangbare Bezeichnung auf Ringen von Verliebten und Verlobten annehmen möchte. Der Gedanke der Inschrift 661. Quem Di amaverunt, haec moritur infans. Annorum III. mens. D. XIV. Isiati filiae B. N. M. Antinous et Panthia Par. mag mehr im Sinne christlicher Vorstellung scheinen, es war aber auch antike Anschauung, die in der Jugend dem Leben Entrissenen als Lieblinge der Götter von diesen geholt zu betrachten. Was Plautus sagt, Bacch. IV, 7, 18 quem di diligunt, adolescens moritur, ist selbst nur Uebertragung von Menanders Vers

ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν ἀποθνήσκει νέος.

Die lateinischen Inschriften geben eine Schwierigkeit, welche die griechischen nicht kennen, die vielen Siglen, welche, wenn auch an sich bekannt, leicht vieldeutig werden und verschiedene Erklärung erzeugen, wenn die Buchstaben auf dem Steine unkennbar geworden oder unrichtig abgeschrieben sind. Hier hat der Herausgeber, zu freygebig, bekannte und stets wiederkehrende Zeichen in den Anmerkungen vollständig ausgeschrieben; wie oft ist die Formel Q. D. E. N. F. P. D. E. R. I. C., die den Beschlüssen gewöhnlich vorausgeschickt ist, erklärt, z. B. p. 382 zweymal? Dergleichen muß der Leser im Index notarum suchen, nur Zweifelhaftes sollte berührt und erläutert werden, und solches findet sich allerdings nicht selten. Da diese Monumente so vielfach in die verschiedensten Staatsverhältnisse eingreifen, die verzeichneten Werke aber, in welchen das Einzelne nachgewiesen ist, nicht leicht jedem zur Hand sind, und gar Vieles noch näherer Berichtigung bedarf, so wird es der Herausgeber nicht fehlen lassen, im zweyten Bande, welcher den theoretischen Theil zum Verständniß und zur Erläuterung der römischen Inschriften enthalten soll, die wichtigsten historischen, kritischen und paläographischen Erklärungen nachzuliefern, durch eigene Beyträge dieses Gebiet alter Litteratur zu erweitern, und dadurch sein Werk recht brauchbar und unentbehrlich zu machen.

Ein solches Buch frey von Druckfehlern zu geben, ist schwer; das vorliegende aber enthält dieser zu viele, als daß man nicht darauf aufmerksam machen sollte. Die Grabschrift auf einen Schauspieler 1939 ist förmlich unverständlich:

Fluxa aut sysmata bacchici coturni
Hic Phoebus fuit his superbus euhan.
Plaudi istic populare volgus umbris,
Si sum dignus adhuc favore vestro
Si post praemia rixuviasq. vestras,
Ut tiro ac rudis in quiete viro.



Die Inschrift hat aus dem Franziskanerkloster zu Puzzuoli Mommsen im Rh. M. 1846 bekannt gemacht. Der Schauspieler, dessen Name hier fehlt, hat den Apollo und Bacchus mit Beyfall gespielt, daher muß es heißen:

hic Phoebus fuit, hic superbus Euhan.

His ist nur Druckfehler, ebenso plaudi statt plaude. Ferner hat Mommsen RIXVIASQ. und bemerkt: das Wort rixuviae ist ja neu, andere haben rixulasq. vorgeschlagen; Zell: rixuviae adhuc incognitum vocabulum. Sunt qui coniiciant rixulas. Aber das Wort rixuviae steht gar nicht auf dem Steine, und rixulasq. zu lesen, durch den Gedanken wie durch das Metrum geboten, versteht sich von selbst; wahrscheinlich ist der Buchstabe I auch L gewesen, aber jetzt vielleicht nicht mehr kenntlich. Von dem letzten Worte der Grabschrift ist nur der erste Buchstabe V übrig, was durch Cursivschrift hervorgehoben seyn sollte, das Wort aber richtig von Mommsen ergänzt vivo, nicht viro, wie hier durch Druckversehen gegeben ist; Genauigkeit in solchen Kleinigkeiten ist um so mehr zu beachten, als dadurch oft das Verständniß des Ganzen gehindert und unmöglich wird.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Mai.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Geschichte des Natur- und Völkerrechts oder Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwickelung von Dr. H. F. W. Hinrichs, Prof. der Phil. an der Universität Halle. Leipzig 1848. 1850. 2 Bd. 8.

Daß eine vollständige ins Einzelne gehende Geschichte der Rechtsphilosophie und der Staatswissenschaft, in welcher die Genesis und der Entwicklungsgang dieser Wissenschaften mit Klarheit, Einsicht und einem beständigen Hinblick auf das Endergebniß derselben dargestellt wird, Bedürfniß sey, wird wohl nicht in Abrede gestellt werden. Zwar hat man der kürzeren Werke auch aus der neuesten Zeit viele, ja selbst in dem monströsen Vorwort des Hrn. Prof. Buß zu Hepps von ihm übersetzter Staatslehre eine Geschichte der Staatswissenschaft von 1608 Seiten, in welcher eine massenhafte Anhäufung historischen Stoffes freylich ohne organische Verarbeitung zu finden ist; doch fehlt immer noch ein Werk, in welchem durch eine glückliche Verbindung der Analyse mit der Synthese nachgewiesen wird, wie die philosophische Rechts- und Staatslehre das wurde, was sie nun ist, und welchen Antheil die einzelnen Schriftsteller, die sich auf diesem Gebiete hervorthaten, an der Förderung derselben hatten.

Mit froher Erwartung mußten daher die Lehrer und Freunde dieser Wissenschaft das Werk des Hrn. Prof. Hinrichs begrüßen, das schon auf dem Titel die definitive Befriedigung des bezeichneten literarischen Bedürfnisses ausspricht, und um so mehr zu großen Hoffnungen berechtigt, als dieser, einer der ältesten Schüler Hegels, geeignet schien, gerade auf dem historisch-philosophischen Felde, eines Hauptzweiges der praktischen Philosophie, Ausgezeichnetes zu leisten. Mit solchen Gefühlen der Zuversicht nahm auch Referent das neue Werk zur Hand und würde sich sehr gefreut haben, in demselben die Lösung aller der Probleme zu finden, die ihn als Lehrer der Rechtsphilosophie seit Jahren beschäftigen: allein zu seinem Bedauern mußte er das Buch unbefriedigt zur Seite legen. Der Verf. hat es allerdings an unendlichem Fleiße im Zusammentragen des Stoffes nicht fehlen lassen, die Auszüge aus den Originalwerken sind fast mehr als vollständig, weil überaus Vieles wieder gegeben ist, was wieder zu geben nicht nöthig war, ja mehr störend als fördernd ist; die Ausführlichkeit der Darstellung läßt nichts zu wünschen übrig, wenn man bedenkt, daß der Verf., der mit den Vorläufern des Grotius beginnt, am Ende des zweyten Bandes (nach mehr als 580 Seiten) über Puffendorf und seine Zeitgenossen nicht hinauskömmt; allein wenn man auch nach mehrmaligem Lesen derselben und ernstem Nachdenken über sie, sich fragt: was ist der langen Rede kurzer Sinn — so muß man sich gestehen, daß das Verständniß der Sache durch diese Darstellung eher getrübt als erleichtert worden ist.

Der Grund der Nichtbefriedigung unserer Erwartung ist in der Behandlungsweise des Verfassers zu suchen, der mehr durch den historischen Stoff beherrscht wird, als er ihn beherrscht, der weder in sich selbst klar ist, noch den Kern der zu analysi-

renden Theorien richtig erfaßt, der Nebenpunkte mit gleicher Wichtigkeit bespricht wie die, worauf es ankömmt, der durch ein Vermengen des Subjektiven mit dem Objektiven das Verstehen seiner eigenen Gedanken sehr erschwert, und statt eines organisch gegliederten historischen Gemäldes fast nur ein Aggregat unzähliger Notizen und Behauptungen der zu analysirenden Schriftsteller uns bietet. Die hier und da als Uebergänge eingestreuten Reflexionen über die gegebene Lehre eines Schriftstellers reichen nicht hin, Zusammenhang in seine Darstellung zu bringen und ihr einen pragmatischen Charakter zu geben.

Es wird jeden Leser des Buches schon unangenehm berühren, daß er ganz so wie der Verfasser des monströsen Vorworts zu Hepp sein Geschichtswerk weder in Bücher, noch in Capitel oder auf irgend eine Weise abtheilt. Nicht eine einzige Ueberschrift ist zu lesen, von S. 1 des ersten Bandes bis S. 303 des zweyten geht es in einem Zuge fort, als habe der Verf. nur eine kleine Abhandlung zu schreiben. Von historischer Kunst in der Gruppirung der Mittheilungen ist keine Spur zu finden, ja nicht einmal chronikartig ist diese Geschichte geschrieben, da ein beständiges Vorspringen und Zurückgreifen und der Wechsel einer leider meistens unklaren Kritik mit dem Referiren von Ansichten und Meinungen der Schriftsteller es dem Leser unendlich schwer machen, dem Verfasser zu folgen. Das auf diese Weise ermüdende Buch hört auf Interesse zu erregen, und da die aus den analysirten Werken gegebenen Auszüge auch nicht in einer solchen Ordnung zusammengestellt sind, daß man eine, ich will nicht sagen vollständige, sondern nicht einmal eine deutliche Einsicht in die Grunderscheinungen der Schriftsteller und in die Consequenzen seiner Theorien erhält, so bleibt fast nichts übrig, als die Originalwerke selbst zur Hand zu nehmen, um genau zu erfahren oder zu verstehen, was eigentlich ihr philosophischer Historiograph uns von ihnen zu wissen thun wollte.

Leider findet der Leser auch zuweilen, daß die Reproduction der Urgedanken entweder ungenau oder unbestimmt ist, wie z. B. die Grotische Unterscheidung von jus naturale und voluntarium als die von Natur- und Willensrecht, letzter Ausdruck ist so neu, daß sich jeder mit dem Fache Vertraute wundern wird, wie sich der Verf. dessen bedienen konnte, indem er, falls er etwas sagt, doch das nicht sagt, was Grotius sich dachte.

Doch die eben gemachten Bemerkungen sind nicht die einzigen. Der Kenner der Fächer, deren Geschichte der Verf. die Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien in historisch-philosophischer Entwicklung nennt, muß leider ihm viel größere Vorwürfe machen.

Hätte der Verf., ehe er die zwey ersten Bände schrieb, wie er mußte, sich mit dem Gesammtergebniß des Entwicklungsganges der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis zur Gegenwart vertraut gemacht, so war es für ihn eine unerläßliche Pflicht, bey der Behandlung des Ganzen sowohl als in den Darstellungen der einzelnen Theorien und Ansichten, sich der Momente, worauf es in der ganzen Wissenschaft und in jedem Systeme ankömmt, genau bewußt zu seyn, um sie theils als leitende, den ganzen Entwicklungsgang dieses Theils der Philosophie beherrschende Ideen und Grundzüge jedesmal hervorheben zu können, theils um uns zu sagen, in wie weit in jedem Systeme dieselben erkannt und berücksichtigt und das wissenschaftliche Problem jedesmal von dem betreffenden Schriftsteller gelöst worden sey, endlich um zu zeigen, warum ein System auf das andere folgen, wie es sich zu den vorhergehenden stellen mußte, und welche Theorien gewissermaßen als oppositionelle den herrschenden entgegentreten mußten. Nur durch die einsichtsvolle Darstellung der Action und Reaction der Systeme konnte das Gemälde des Verfassers Leben und Bewegung erhalten und den Leser zu dem erwünschten Ziele führen.

Es ist nun allerdings ersichtlich, daß der Verf. den allgemeinen Gang der Wissenschaft im Auge hatte, obwohl nicht mit der Bestimmtheit, daß er sich selbst immer darüber klar war, worauf es ankam oder ankömmt, aber seine Darstellungen sind nicht mit dem Bewußtseyn dieses Verständnisses und in der Absicht es uns zu geben geschrieben, so daß der Leser eben so von der Masse des nicht gesichteten historischen Stoffes erdrückt wird, wie der Verf. selbst von ihm überwältigt wurde. Und doch konnte

er, um ihrer Meister zu werden und seinen Leser bequem in die Sache einzuführen, einen doppelten Weg einschlagen. Erstens den, aus der Gedankenmasse seiner Schriftsteller die leitenden Grundansichten und wirklichen Principien in der durch den innern Organismus der Wissenschaft selbst geforderten Ordnung zusammenzustellen, also die zu analysirende Theorie der Schriftsteller in ihren Grundzügen mit größtmöglicher Objectivität zu construiren, und dann mit kritischem Blicke anzugeben, warin der Schriftsteller nicht weiter blickt, warum er sich nicht klar war oder täusche und welch bleibenden Gewinn die Wissenschaft ihm verdanke. Der Abdruck der Stellen aus den Werken, worauf es ankommt, war in den Noten zu machen (wie Herr Hinrichs allerdings oft thut) und dann zu zeigen in welchem Verhältniß die analysirte Theorie zu früheren oder zu nachfolgenden steht, in wie weit deren Autor, Schüler oder Meister ist u. s. w. Diese Methode würde dem Herrn Verfasser die jetzige Weitläufigkeit seiner Analysen, und insbesondere die so oft vorkommenden Wiederholungen derselben Gedanken seiner Schriftsteller erspart und doch ein vollkommenes Verstehen derselben bewirkt haben. Oder er konnte den von ihm wie es scheint beabsichtigten Weg betreten und zuerst einen objectiv getreuen Auszug aus dem zu analysirenden Werke nach der Gedankenordnung seines Verfassers geben, dann durch ein kritisches Würdigen desselben das Resultat seines Inhaltes genau charakterisiren theils positiv, theils durch das Zurückführen der Ansichten der Verfasser auf ihr wirkliches System und dann durch eine kritische Beleuchtung des Systems selbst. Auch dieser Methode blieb aber der Verf. nicht treu, sondern verwirrt durch ein beständiges Schwanken zwischen Referiren und Beurtheilen den Leser so, daß dieser, dem er dann doch kein vollständiges System der zu analysirenden Theorie giebt, wenn er die Lectüre einer Parthie vollendet hat, höchstens nur eine dunkle Vorstellung oder Ahnung von dem hat, was er zu erfahren hoffte und wirklich wissen möchte.

Jeder wünscht gewiß in der Darstellung eines rechtsphilosophischen Systems folgende Hauptfragen und deren Behandlung oder Lösung durch ihren Verfasser vom geschichtlichen Referenten beantwortet. Auf welche Quellen stützt der Verfasser seine Ansichten und Behauptungen? Ist er Rationalist, Empirist oder Eklectiker? Nimmt er ein höchstes Rechtsprincip an und welches? Findet er es im Innern des Menschen z. B. in der schöpferischen Macht der Vernunft, oder in der Natur oder der Zweckbestimmung der socialen Verhältnisse, oder nimmt er eine objective und subjective Grundlage des Rechts zugleich an? Ist sein Princip ein im Sollen vorschreibendes Moralgesetz, oder ein in der Aussenwelt genetisch wirkendes, das Recht schaffendes? Welche Consequenz leitet er aus seinem Princip ab, und treffen ihn hier keine Vorwürfe? Wie faßt er den Rechtsbegriff? Stellt er eine Unterscheidung der Zwangs- und Liebespflichten auf und worauf stützt er sie? Wie behandelt er die Eigenthumsfrage? Von welcher Bedeutung sind in seiner Theorie die Verträge? Wie faßt er den Staatszweck auf: wie den Begriff der Souveränität? Welches sind seine Eintheilungen der Verfassungsformen und der Gewalten? Welche Grundanschauung hat er vom Völkerrecht u. s. u. s. w.

Ref. ist nicht der Meinung, daß nothwendig jede dieser Fragen bei der Darstellung einer jeden Rechtstheorie beantwortet werden müsse; aber ohne die Berücksichtigung derselben sollte keine solche Darstellung gemacht werden. Es sind Anhaltspunkte, die bei der Wahl und der Gruppirung der Excerpte aus dem zu analysirenden Werke maaßgebend seyn müssen; weil nur dann der Rechtshistoriker im Stande ist ein getreues Bild desselben zu geben und den Leser in das Verständniß desselben einzuführen. Sonst wird überall Confusion sichtbar seyn, eine unbegreifliche Weitläufigkeit ohne Klarheit und Erfassung. Ref. vermißte diese Berücksichtigung fast überall, ganz besonders in der langen Auseinandersetzung der Rechtsphilosophie Puffendorfs, B. II. S. 13—113. Aber selbst die Darlegung der Ansichten von Grotius hat uns nicht befriedigt. Ein näheres Eingehen auf dieselben wird das von uns im Allgemeinen gefällte Urtheil über den Verfasser bestätigen. Wir finden nemlich nicht, daß er trotz der bey jeder Gelegenheit wiederholten Angabe: Grotius stütze alles Recht auf die Geselligkeit, dessen eigentliche Auffassung des Societäts-

princips richtig wiedergiebt, eben so wenig dessen Eintheilung in jus naturale strictum und laxius. Es ist gewiß unrichtig, wenn Herr Professor Hinrichs glaubt, Grotius verstehe unter dem ersten die erzwingbaren Pflichten im Gegensatz der nicht erzwingbaren. Wir finden nicht, daß untersucht wurde: ob für Grotius das allgemeine Recht, welches das ganze menschliche Geschlecht beherrschen soll, ein Recht im eigentlichen juristischen Sinne wie bey den späteren Naturrechtslehren ist, oder nur der Inbegriff von Normen, deren allgemeine Betrachtung oder Einführung Grotius will? Wie viel genauer ist in dieser sowie in jeder anderen Beziehung der neueste Schriftsteller über Grotius, Herr Prof. Hartenstein in seiner Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius verfahren! Wie scharf wird jene Eintheilung von ihm untersucht, wie gut aus der Vergleichung des ganzen Grotischen Werkes nachgewiesen was alles darin für jus naturale erklärt wird! Mit ächt kritischem Sinne untersucht ferner Hartenstein, welche Auffassung Grotius vom Zwang hatte. Von der Strafe und von den sogenannten angeborenen Rechten überhaupt weist er als gewissenhafter Referent nach, welche Lösung der wichtigsten naturrechtlichen Fragen man bey Grotius findet. Man bekömmt eine klare Ansicht von der eigentlichen Theorie des Vaters des modernen Naturrechts und namentlich die Ueberzeugung, daß das Hineindringen der Rechtsphilosophie in die von unserem Hugo sogenannten Todtschlagsmoral dem großen Philosophen nicht zur Last fällt, sondern daß die verschiedensten Richtungen bey ihm sichtbar sind und daß, wenn er nicht weit und nicht scharf genug sah, er doch nichts falsch sah, selbst was sein Socialitätsprincip betrifft, aus welchem nach Herrn Prof. Hinrichs eine logisch richtige Deduction des Rechts nicht möglich seyn soll.

Wir möchten hier Hugo Grotius gegen letzten in Schutz nehmen, beschränken uns aber nur darauf, den Gedanken als richtig zu vertheidigen, daß durch jede Befriedigung des Naturgesetzes der Geselligkeit, also durch die Herstellung irgend eines Friedens- oder socialen Zustandes nothwendig auch ein Rechtszustand geschaffen werde, in dem, wie Grotius mit Recht sagt, **Nulla est communitas, quae sine jure conservari potest.** Allerdings führt die vollendete Befriedigung jenes Triebes zu mehr als zur Feststellung einer Rechtsgemeinschaft, nämlich auch zu einer umfassenden des Wohls und der Liebe, also zu einer vollständigen ergänzenden Gemeinschaft (wie Herr Prof. Fichte die über die Rechtsordnung hinausgehenden Gemeinschaften nennt; aber ohne eine solche Ordnung ist die Herbeiführung und Dauer irgend eines Geselligkeitsverhältnisses gewiß unmöglich. Freilich ist die Zurückführung des Rechtes auf jene Urquelle nicht ausreichend; aber man hat nur den Geselligkeitstrieb näher zu untersuchen, seine Grundrichtungen, also die des socialen Wollens zu unterscheiden, und wird dann zu weiteren Aufhellungen des mit jenem Triebe gegebenen moralischen Sinnes kommen, welchen die Neuern den Rechtssinn, die Alten justitia nannten, und aus diesem die Grundbedingungen jedes menschlichen Collectivlebens abzuleiten im Stande seyn.

Doch um auf Hrn. Prof. Hinrichs zurückzukommen, welche Ansicht er auch von der Richtigkeit der kritischen Auffassung des Urgrundes alles Rechts haben mochte: er mußte uns vor allem durch ein genaues Zurückführen der vielen und vielfachen Aussprüche des Schriftstellers eine eigentliche Synthese seiner Lehre geben, in welcher das Unwesentliche vom Wesentlichen scharf zu trennen war und mit Anführung der Beweisstellen das hervorzuheben, worauf es ankömmt.

Hiemit müssen wir unserer Anzeige ein Ziel setzen, erlauben uns aber den Wunsch auszusprechen, der Verfasser werde bei der Ausarbeitung der folgenden Bände seines Werkes eine mehr befriedigende Methode befolgen, wozu wir ihm die Berücksichtigung unserer kritischen Bemerkungen zu empfehlen erlauben.

L. A. Warnkönig.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

**Memoir upon the geological action of the tidal and other currents of the Ocean (Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences. New series. Vol. IV. 1849. 4.)**

Hr. Davis, welcher unter der Oberleitung des Professors A. D. Bache 6 Jahre lang Theil an der Küstenuntersuchung der vereinigten Staaten nahm, machte dabey an den vielen Anschwemmungen und Sandbankablagerungen, welche gegen Norden und Nordosten in der Nähe dieser Küsten gefunden werden, Wahrnehmungen, die ihn zu der eigenthümlichen Ansicht von der Bildung solcher Niederschläge führten, von der in seiner Schrift die Rede ist. Er theilt seine Abhandlung in 4 Abschnitte.

Im ersten Abschnitte handelt er von den eigentlichen Sandbänken, welche vom Festlande stets völlig getrennt sind und meistens in großer Anzahl, mit dem Meeresufer fast immer parallel laufend, neben einander liegen. Diese Bänke bestehen immer aus dem in Sand umgewandelten Material der in ihrer Nähe liegenden Küsten und zeigen sich vorzugsweise an solchen Stellen, wo die Ebbe und Fluth beständig und gleichmäßig vor sich geht, ohne zu einer außergewöhnlichen Höhe anzuwachsen, wie an der südöstlichen Küste von Neuengland der Fall ist, namentlich bey der Insel Nantucket, von wo auch der Verfasser dieser Abhandlung die meisten Beobachtungen hergenommen hat. Da diese Sandbänke sich furchenartig über den Meeresgrund erheben, so muß ihre Entstehungsweise verschieden seyn von der, wie sich in einem eingeschlossenen Wasser die darin schwebenden Theile niederschlagen, was in Schichten geschieht, die mit dem Boden des Bassins parallel laufen. Gerade wegen dieses Unterschiedes hat man die Entstehung der Sandbänke den Meereswellen zuschreiben zu müssen geglaubt, mit welcher Ansicht unser Autor aber keineswegs einverstanden ist, hauptsächlich deßwegen, weil die Stellung der Sandbänke sich nicht nach den herrschenden Winden richtet, weil dergleichen Ablagerungen in Seen nie vorkommen, obgleich in diesen oft starke Wellenzüge auftreten, endlich weil die Wellen im Allgemeinen wohl eine aufwühlende, nicht aber eine ansetzende Wirkung äußern.

Die Wahrnehmung, daß das Material, woraus die Sandbänke bestehen, stets mit dem der nahe liegenden Küsten übereinstimmt, und daß die Richtung der Sandbänke fast immer mit der des Ufers in ihrer Nähe gleichlaufend ist, brachte den Verfasser auf den Gedanken, daß diese Bänke einer regelmäßigen und andauernden Fortführung der vom festen Lande abgeschwemmten Theile durch eine am Ufer eingeleitete und längs desselben sich fortziehende Strömung des Wassers ihr Entstehen verdanken, und ein weiteres Verfolgen dieses Gedankens setzte es außer allen Zweifel, daß diese Strömungen eine nothwendige Folge des durch die Ebbe und Fluth bewegten Meeres seyen. Die durch die Fluth bewegten Wassermassen ändern ihre Richtung da, wo sie den Ufern eines Festlandes begegnen, und ziehen sich mit verminderter Geschwindigkeit längs dessen Küsten nach

der Seite hin, nach welcher der Zug der Fluth statt hat. In diesem Zustande der verlangsamten Bewegung nimmt das Wasser in minderm oder höherm Grade das Vermögen an, die von ihm aufgenommenen festen Theile wieder abzusetzen, und wird dieß insbesondere da thun, wo zufällige Unebenheiten am Boden gleichsam einen Kern dazu hergeben, der sich in der Richtung der Strömung stets mehr ausdehnen wird, während das Wasser sich zu beyden Seiten Kanäle bildet, durch die es abströmt. Zur Zeit der Ebbe werden diese Strömungen in gerade entgegengesetzter Richtung erfolgen, und zuweilen, jedoch seltener, können auch solche Ebbströmungen Sandbänke nach sich ziehen. Wenn diese Entstehungsweise der Sandbänke die richtige ist, so müssen sich dieselben langsam bilden und wohl an den meisten Orten noch im Zunehmen begriffen seyn, wozu ohne Zweifel die in Sturmzeiten einstürzenden Anhöhen und weggeschwemmten Ufer das Material dazu hergeben. Die compacte Structur der Sandbänke scheint dem ewigen Aufschlagen des Wassers von oben und von der Seite her zugeschrieben werden zu müssen, wodurch die Theile einander näher gebracht werden und das Ganze mehr Festigkeit erhält. Der Seitendruck des zwischen den Sandbänken sich durchzwängenden und stets in Bewegung seyenden Wassers wird Ursache, daß sich Rinnen quer über die Oberfläche der Sandbänke weg bilden, durch welche sich das Wasser hindurch bewegt, was zur Folge hat, daß die Ebb- und Fluthströmung oft unter einem rechten Winkel gegen die Richtung ihrer wirklichen Bewegung zu geschehen scheint. Dieser erste Abschnitt entwickelt den Grundgedanken, an welchem sich die ganze Schrift aufbaut.

Im zweyten Abschnitt beschäftigt sich diese Abhandlung mit den besondern Arten von Sandablagerungen, welche sich mit dem festen Lande vereinigen und hier oft sehr eigenthümliche Formen annehmen. Wenn die Strömung gegen eine Landspitze gerichtet ist, die sie umfluthet, so wird dieser Vorsprung der Kern eines Sandniederschlages, der sich sichel- oder hakenförmig an die Landspitze in der Richtung der Strömung ansetzt, und von dem Verfasser hook genannt wird. Diese Sandablagerungen treten nach und nach über die Oberfläche des Wassers hervor, was bey den eigentlichen Sandbänken nie der Fall ist, und hier insbesondere durch die Einwirkung der Winde zu Stande kommt. Auf die gleiche Weise wirken in Flüsse hineingebaute Dämme bezüglich der mit ihrem Wasser fortgeführten festen Theile. Diese hooks nehmen mehr oder weniger an Umfang zu, je nachdem sie geschützter liegen oder dem Abspülen durch die Wellen ausgesetzter sind. Da, wo sie großen Schutz finden, ereignet es sich auch wohl, daß sie stets an Umfang zunehmend zuletzt sich wieder an das feste Land, von dem sie ausgegangen sind, anlegen und dann Teiche bilden, deren Wasser sich im Lauf der Zeiten in Süßwasser umwandeln kann.

Dergleichen Ansandungen beobachtet man auch in Buchten und Häfen. Hier fluthen die gegen die Landecken gekehrten Strömungen um sie herum in das Innere des Beckens längs seines Ufers hinein und verlieren in Folge des Widerstandes, den die Bewegung des Wassers an diesem Ufer erleidet, stets mehr von ihrer Geschwindigkeit, wodurch sie zur Absetzung der von ihnen aufgenommenen festen Theile immer geschickter werden und so sehr breite Sandniederschläge erzeugen, welche genau die Umrisse des ursprünglichen Ufers annehmen. Diesen besondern Sandablagerungen giebt der Verfasser den Namen bay deposits; die Strömung des Wassers hält diese oft getrennt von dem Ufer, so daß sie wie die entferntern Sandbänke mit dem festen Lande in keinem Zusammenhange stehen.

Da, wo Strömungen von Flüssen in die Ebb- und Fluthströmungen eingreifen, weichen die Erscheinungen theilweise von den bisher angeführten ab. Durch die Flüsse werden die hooks im Allgemeinen abgehalten sich völlig zu schließen, die Ablagerung in der Bucht aber wird durch die Gegenwirkung der beyden Strömungen vermehrt. Es bilden sich riegelartige Dämme von Sand (bars) quer über die Mündungen hinüber, die jedoch lediglich aus den Ebb- und Fluthströmungen sich niederschlagen, wie die von dem Flußsande sehr verschiedene mineralogische Beschaffenheit des Materials, woraus sie bestehen, außer Zweifel setzt. Zuweilen geschieht es,

daß sich ein solcher Riegel ganz schließt, wenn die Gewalt des Flusses zu gering ist, es zu verhindern, und dabey kann ein solcher Riegel sich auch über das Wasser empor heben, so daß das eingeschlossene Meerwasser einen Teich bildet, in den sich der Fluß ergießt, und dessen Salzwasser sich allmählig in Süßwasser umwandeln kann. Durch dergleichen mit der Zeit sich gestaltende Uebergänge kann an dem gleichen Orte zu verschiedenen Zeiten solchen Thieren eine Heimath bereitet werden, von denen ein Theil in stark salzigem, ein anderer in schwach salzigem und ein dritter in süssem Wasser lebt, deren Ueberbleibsel dann durch einander gemengt gefunden werden, wie gegenwärtig in den tertiären Becken von Paris und London der Fall ist. Wenn sich Becken dieser Art durch den Auswurf des Flusses mit Land anfüllen, das zum Ackerbau geschickt ist, so kann dieses oft tiefer als das Meer liegen.

Bey Anfandungen dieser Art können die Ebb- und Fluthströme wohl auch durch andere beständige Meeresströmungen vertreten werden, wie im mittelländischen Meere bey dem Felsen von Gibraltar und an den Nehrungen im baltischen Meere der Fall zu seyn scheint. Wo die Ebb und Fluth nur wenig thätig ist und breite, schmutzige Ströme sich in das Meer ergießen, da erstreckt sich die Wirkung der letztern über das Meergestade hinaus; solche Flüsse liefern jene Niederschläge von besonderer Form, welche Deltas genannt werden, und die nie ein Erzeugniß der Ebb- und Fluthströme sind. Schon de la Bèche spricht die Unverträglichkeit der Deltas mit starker Ebb und Fluth aus, wenn er die scheinbare Ausnahme beym Ganges aus der Regenzeit erklärt, während welcher der Fluthstrom von dem Flusse in beträchtlichem Maaße überwältigt wird.

Die am häufigsten vorkommenden Anhäufungen sind unter dem Namen Strand (beach) bekannt. Solche Strande sind steten Veränderungen unterworfen in dem Maaße, als mehr verschiebbares und verschwemmbares Material vorhanden ist, welches oft in mächtigen Stücken durch Stürme von den Küsten abgerissen und durch Strömungen weiter geführt wird, immer aber durch die Ebb- und Fluthwellen erst seine jeweilige Gestalt erhält. Wenn der Strand aus leichtem Quarzsand besteht, treten die Erscheinungen der Dünen auf.

Im dritten Abschnitte geht der Hr. Verfasser in raschem Gange die außerhalb der vereinigten Staaten liegenden Küstenländer durch. Insbesondere faßt er die in größern Massen an den europäischen Küsten vorhandenen Sandablagerungen ins Auge, wobey er stets die gleichen Gesetze wiederfindet. Im Allgemeinen sind immer die Fluthströme die Ursache solcher Ansammlungen und nur in seltenen Fällen werden andere Meeresströmungen an Stellen, wo sie in einander greifen, das Veranlassende zu dergleichen Erscheinungen.

Im vierten Abschnitt nimmt unser Autor einen höhern Schwung an, indem er die geologischen Zustände, welche unser Erdball im Lauf der Zeiten durch die Wirkungen der Ebb und Fluth angenommen haben mag, im Geiste vor sich vorüber gehen läßt. Die Ebb- und Fluthwirkungen, so wie überhaupt alle periodisch wiederkehrenden Meeresströmungen, sagt er, müssen sich bald nach den auf unserer Erde vorgefallenen convulsivischen Durchbrüchen geltend gemacht haben, namentlich in der tertiären und den darauf folgenden Anschwemmungsperioden, besonders da, wo die Formationen der vorangegangenen Perioden so beschaffen waren, daß sie die Annahme einer großen Aenderung im Zug der Ebb- und Fluthströme seit dieser Zeit von sich ausschließen. An den Küsten der vereinigten Staaten folgen die Kreidebildung, die tertiäre und die der Geschiebe genau in der Ordnung auf einander, in der sie hier angeführt worden sind; sie scheinen in regelmäßiger Aufeinanderfolge den Gesetzen der Fluthniederschläge gemäß entstanden zu seyn. Die erste dieser Schichten, welche sich an dem nördlichen und östlichen Theile dieses Landes in der Weise ablagerte, wie die Fluthströmungen es mit sich brachten, änderte allmählig die Richtung dieser Strömungen mehr nach Osten hin ab. Long Island und die Inseln an der Südküste von Massachusetts, welche sämmtlich der gleichen Periode angehören, und deren Oerter durch Kerne aus einer frühern Periode gegeben

waren, trugen mächtig zu Richtungsänderungen dieser Art bey. Die Ablagerungen auf Long Island waren Anfangs unterstützt durch die Gegenwirkung der Fluß- und Fluthströme, später begünstigt durch die Verbindung der am Sunde entstehenden Fluthströme mit denen der offenen See, von denen die ersteren damals wie jetzt durch die tiefe und felsige Kluft von Hell-Gate sich hindurch bewegten. Auf ähnliche Weise entstanden die Inseln bey Massachusetts; weil aber hier die östliche Küste am meisten den zerstörenden Einflüssen der vorwaltenden Stürme ausgesetzt war, nahm sie einen steilen Charakter an, und die hierauf an sie sich anlagernden Schichten wurden ihr Schutz. Wenn im Nordosten dieses Continents keine tertiären Niederschläge gefunden werden, so kann dieß daher rühren, daß damals die Ebb und Fluth zu stark war, als daß sich viele feste Theile ablagern konnten, die im Gegentheile weiter fortgeführt wurden und Anlaß zu den vielen, zum Theil sehr großen Bänken bey Nantucket, George, Newfoundland und Nova Scotia gaben. Vorstehende Ablagerungstheorie giebt auch Aufschluß über die geologischen Besonderheiten der großen Ebenen in Nord- und Südamerika, der Prairieen und Pampas, welche man als die in riesenhaften Buchten vor sich gegangenen Niederschläge anzusehen berechtigt ist.

Nachdem noch die Sandablagerungen am europäischen Continent in ihrem Zusammenhange mit den Fluthströmungen durchmustert, und interessante Anknüpfungspunkte an die Beobachtungen anderer Geologen in Bezug auf jene neben einander liegenden Schichten, welche mineralogisch und bezüglich der in ihnen aufgefundenen fossilen Ueberreste gänzlich von einander verschieden sich zeigen, hervorgehoben worden sind, auch darauf hingedeutet worden ist, wie ein Festland oder eine Inselkette, welche sich den Fluthwellen in großer Breite entgegenstellen, wie es bey Afrika der Fall ist, die günstigsten Bedingungen zu immensen Sandablagerungen hergeben müssen, und daß die diesem Welttheile eigenthümlichen so ungeheuern Sandwüsten wohl hierin ihren Grund finden dürften, geht der Herr Verfasser zu dem sehr beachtenswerthen Zusammenhange seiner



Theorie mit der geographischen Vertheilung der Seethiere über.

Bekanntlich hat man das Meer als den Hauptsitz des animalischen Lebens anzusehen, und zwar findet sich die größte Menge und Verschiedenheit davon nicht in den von den Ufern entferntesten Regionen vor, sondern umgekehrt nahe am Festlande. Man wird bey näherer Untersuchung finden, daß die meisten und nützlichsten Seethiere in der Nähe der Sandbankformationen sich aufhalten; hier, wo neben den Raubfischen auch die kleineren Arten, welche jenen zur Nahrung dienen, gefunden werden, haben sich jene großen Fischerstationen angesiedelt. Der Aufenthaltsort dieser Thiere wird jedoch durch die relative Tiefe des Wassers in hohem Grade bedingt. Auf dem Rücken der Sandbänke, der aus feinem und beweglichem Sand besteht, findet man nicht ein einziges Thier; geht man an den Seiten etwas tiefer hinab, so stößt man schon auf Spuren von organischem Leben, man findet nämlich Muschelfragmente, an denen sich jedoch noch keine Polypen angesetzt haben; in größerer Tiefe an den Seiten der Bänke hinab findet man glatte abgerundete Kieselsteine mit anhängenden Polypen und andere Thiere in geringer Zahl. Zwischen zwey Sandbänken oder zwischen dem Ufer und der zunächst daran gelegenen Sandbank auf dem Grunde führt der Schlamm größere und minder abgerundete Kieselsteine mit sich fort, und hier ist der eigentliche Sitz des animalischen Lebens, hier findet man eine große Menge von lebendigen Wesen der verschiedensten Art.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Mai.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden von Jakob Appet, Dietrich von Glatz, dem Freudenleeren, Heinz dem Kellner, Johannes von Freyberg, Hermann Fressant, dem Huffener, Konrad von Würzburg, Niemand, Rafold, Rüdiger dem Hunthover, Rüdiger von Müner, Ruprecht von Würzburg, Sibot, dem Stricker, Volnat, dem Vriolsheimer, Wernher dem Gartener, Herrand von Wildonie, dem Zwingäuer und Andern, meist zum erstenmal gedruckt und herausgegeben von **Friedrich Heinrich von der Hagen.** Mit drei Schrifttafeln. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. Erster Band **CLI** und **581**, zweiter Band **LXXII** und **724**, dritter Band **CLXXXII** und **796** Seiten 8°.

---

Mit Vergnügen heißen wir das endliche Erscheinen eines Werkes willkommen, das, von vielen schon längst mit Sehnsucht erwartet, eine wirkliche Lücke in der ältern deutschen Literatur auszufüllen bestimmt ist. Für den in diesem Gebiete Heimischen dürfte zwar kaum mehr die Hälfte der Stücke, die das Buch in sich schließt, ganz unbekannt und neu seyn. *) Doch ist es ohne Zweifel von besonderm Werthe, das Bedeutsamste und Wichtigste dieser Gattung von Poesie in Eine Sammlung vereinigt zu besitzen, und dieses auf eine dem Gegenstande und den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Weise gethan zu haben, darf als kein geringes Verdienst betrachtet werden.

Es ist die Frucht einer vieljährigen Arbeit, welche der um die altdeutsche Litteratur vielfach verdiente Herausgeber hier der Lesewelt darbietet. Was seine „Minnesinger" für die mittelhochdeutsche Lyrik sind, nämlich eine Sammlung des gesammten Liederschatzes aus der Blüthezeit des Mienesanges, das sollte gewissermaßen das Gesammtabenteuer für die epische Poesie werden: der Novellenschatz des deutschen Volkes im Mittelalter. Ob und wie weit dieß gelungen ist, wollen wir hier einer unbefangenen Prüfung unterwerfen.

Der aus der späten Aufschrift im Koloczaer Codex herübergenommene Titel: „Gesammtabenteuer" ist, wie es scheinen will, weder sehr verständlich, noch sonst glücklich gewählt. Doch dürfte in ersterer Beziehung durch die auf dem Titelblatte gegebene ausführliche Umschreibung für jeden Billigdenkenden mehr als reichlicher Ersatz geboten seyn, und auf den Namen eines Buches kommt ja am Ende wenig an, wenn nur dessen Gehalt ein rechter und tüchtiger ist.

In viel höherem Grade als bei den Liederdichtern, die sich, soweit sie der guten Zeit ange-

*) Zum Belege obiger Behauptung, im Gegensatz zu dem auf dem Titel Gesagten, sey bemerkt, daß im Ganzen bloß 33 Stücke neu, 66 dagegen schon anderwärts gedruckt sind, und zwar Nr. 2. 4. 7 — 18. 21 — 26. 29. 31. 37. 38. 41 — 44. 46 — 51. 54. 56. 57. 61 — 63. 66. 86. 90.

hören, wohl noch in keinen Rahmen zwingen ließen, galt es, bey dem überaus großen Reichthum an kleineren Erzählungen aus dem XIII. — XV. Jahrhundert Maß zu halten, damit nicht der Umfang zu riesiger Größe anschwelle. Der Herausgeber hat sich daher auf das XIII. und XIV. Jahrhundert und auf die runde Zahl von hundert Stücken beschränkt. Ob diese Zahl schon ursprünglich festgesetzt war, oder, wie verschiedene Umstände fast vermuthen lassen, erst während des Druckes nach und nach sich ergeben hat, wollen wir hier dahin gestellt seyn lassen.

Nur wirkliche Erzählungen sind aufgenommen, dagegen Spruchgedichte, Fabeln und allegorische Darstellungen ausgeschlossen worden. Wir können dieses Verfahren nur billigen. Doch hätten wir in Bezug auf die Auswahl noch größere Strenge gewünscht. Die Aufnahme von etwa zehen Stücken aus Enenkels Weltchronik möchten wir, da diesem dickleibigen Werke kaum je eine vollständige Ausgabe zu Theil werden dürfte, weniger tadeln; dagegen kann der Wiederabdruck der im dritten Bande unter Nr. LXXIV — LXXXVI. LXXXVIII. enthaltenen und großen Raum verschlingenden Marienlegenden nicht gut geheißen werden, da diese bereits in einer besondern und vollständigen Ausgabe vorliegen, und überdieß in der Behandlung des Textes eher zwey Schritte rückwärts als einer vorwärts damit geschehen ist. Auch wollen diese Wundergeschichten zu dem übrigen Inhalt des Gesammtabenteuers, ja zum Titel selbst nur wenig passen: die üppigen und ausgelassenen Schwänke klingen wie Hohn auf die frommen Erzählungen von den Wundern Maria's.

Mußten des Gegensatzes wegen, dessen Nothwendigkeit jedoch nicht recht einzusehen ist, durchaus Legenden aufgenommen werden, so hätten sich, um das Hundert voll zu machen, deren gewiß andere finden lassen, mannigfaltiger in der Form und nicht geringer an innerm Werth und Gehalt *). Freylich hatte der Herausgeber die Grille, in der Anordnung der Stücke eine höhere Idee durchführen zu wollen, indem er mit der Urgeschichte der Menschheit, mit Adam und Eva, beginnt, und, den irdischen, sündhaften Lebenslauf der Menschen verfolgend, mit seliger Verzückung im Paradiese, wohin der Mensch wieder zurückkehren soll, schließt. Da durfte allerdings das geistliche Element nicht fehlen. Dem Herausgeber schien es nöthig, diesen seinen Gedankengang in der Einleitung auseinander zu setzen; und er hat wohl daran gethan, denn wir zweifeln, ob ihn sonst Jemand von selbst würde gefunden haben.

Uns will es scheinen, die Sammlung hätte sich auf zweyerley verschiedene Weise viel natürlicher und ungezwungener einrichten und anordnen lassen. Einmal nach Sprache und Gegend, also etwa hoch-, mittel-, niederdeutsch. Diese landschaftliche Gruppirung wäre jedenfalls lehrreich; man könnte da mit Einem Blicke übersehen, welche Gegend Deutschlands sich in der novellistischen Poesie vor andern hervorgethan hat, sey es durch die Menge, oder durch Behandlung und Gehalt der einzelnen Stücke. Freylich wären hiezu genaue und mühsame Untersuchungen über Sprache und Reim erforderlich gewesen, und die mittelhochdeutsche Jacke, in welche hier mit wenigen Ausnahmen fast alle Stücke eingezwängt worden sind, hätte bey vielen wegfallen müssen.

Der andere Weg ist der historische, das heißt Anordnung nach dem Alter der Gedichte. Obgleich bey weitem der schwierigere und mühsamere, würden wir ihm doch jedenfalls den Vorzug gegeben haben. Das Alter eines Gedichtes aus der Zeit des XIII. und XIV. Jahrhunderts auf ein Jahrzehent hin zu bestimmen und festzustellen, ist allerdings eine Unmöglichkeit; doch bieten Sprache, Reim und Versbau so viele sichere Merkmale, daß es bey einiger Uebung in den meisten Fällen wohl gelingen dürfte, dem Gleichzeitigen ungefähr die rechte Stelle anzuweisen.

*) Z. B. um hier nur ein Paar zu nennen: die Legende von den Siebenschläfern; von St. Alexius; die arme Spinnerin, deren kleines Opfer vor Gott höher galt, als das vom König erbaute Münster: Heidelberger Hs. 341. Nr. 33. Altd. Blätter, 1, 49. — König Emanuel und die beyden blinden Bettler: Wiener Hs. 2705. u. s. w. Letztere Erzählung soll in Haupts Zeitschrift gelegentlich mitgetheilt werden.

Vor beyden Wegen hat der Herausgeber mit solcher Vorsicht sich in Acht genommen, daß man nur höchst selten eine Andeutung findet über Heimath und Alter eines Stückes. Bequem mag ein solches Verfahren seyn, wissenschaftlich ist es nicht. Bey Besprechung der einzelnen Stücke werden wir Gelegenheit finden, Allerley in dieser Beziehung anzumerken und damit zugleich den Beweis zu liefern, daß die Anordnung dieser Sammlung in dem angedeuteten Sinne durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit lag.

Das im dritten Bande 752 — 796 gegebene Quellenverzeichniß — um hier die Grundlage, auf welcher das ganze Werk ruht, zuerst zu besprechen — zählt nicht weniger als 109 (eigentlich 110, indem No. 12 doppelt gesetzt ist) Handschriften und Drucke auf, und man müßte staunen, wenn der Herausgeber auch alle für seine Sammlung verglichen und benützt hätte. Bey welchen dieses wirklich geschehen ist und bey welchen nicht, wird nirgends deutlich und ausdrücklich gesagt, so daß ein in derley Dinge Uneingeweihter sehr leicht Gefahr liefe, zu einem falschen Schluße zu gelangen. Man muß sich indeß nicht täuschen lassen. Wir haben uns die Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen, nicht verdießen lassen und wollen das Ergebniß der verwickelten Untersuchung den Lesern nicht vorenthalten.

Von vorn herein sind dreyunddreyßig Handschriften, als mit dem Gesammtabenteuer in gar keinem vernünftigen Zusammenhang stehend, auszuscheiden. Es sind die Numern 13. 14. 17 — 23. 75 — 84. 94 — 96. 98 — 106. 109, welche von den im Gesammtabenteuer aufgenommenen Stücken keines enthalten. Weitere dreyunddreyßig Handschriften, und darunter sehr wichtige, nämlich die Numern 7. 8. 12a. 16. 24. 25. 28. 33. 37. 38. 40. 41. 44. 49. 55. 56. 58. 59. 63. 64. 66. 69. 70. 73. 74. 85. 86. 90 — 93. 107. 108. hat der Herausgeber weder verglichen noch benützt. Aus einigen derselben (so wie aus andern hier übergangenen) werden zwar hie und da zu einem Stücke die Lesarten mitgetheilt. Aber auch da muß man sich nicht täuschen lassen: der Herausgeber hat sie erst hintendrein erhascht und zusammengerafft, nachdem der Text bereits gedruckt war, daher sie demselben in keiner Weise zu Gute gekommen sind. Z. B. die Lesarten zu Nr. VII. XXXII. XXXIII. LIX., so wie zu XCI — XCIX. wurden erst nachträglich von Maßmann aus den Handschriften 53. 54. 12a. 16. 57. 60. 61. 65. 67. u. s. w. mitgetheilt; die zu Nr. IV. L. LXI. LXVII. LXX. zum größten Theile den gedruckten Ausgaben von Halm und Roth entnommen, und für die Lesarten zu Nr. LXXII. LXXIV — LXXXVI. LXXXVIII. aus den Handschriften 69. 85. 86. u. s. w. die Ausgabe der Marienlegenden (Stuttgart 1846) förmlich geplündert, ohne daß auch ein Wort über die Quelle dieses auffallenden Reichthumes irgendwo bemerkt wäre.

Ferner lagen mindestens fünfzehn Handschriften ganz oder theilweise im Drucke vor und sind daher auch nur in so weit benützt, nämlich: 2. 4. 10. 11. — 6. 15. 29. 30. 31. 34. 43. 51. 52. 72. 97., die letzten eilf Numern bloß je für ein oder zwey Stücke.

Die Zahl derjenigen Handschriften, welche der Herausgeber wirklich selbst verglichen und benützt hat, beschränkt sich sonach auf etwa zwanzig Numern [worunter bloß die sechs ersten größere Sammlungen, die übrigen nur einzelne hieher gehörige Stücke enthalten: 1. 5. 9. 62. 68. 71. — 26 (für XXII). 27 (für XX). 30 (für XLIII). 32 (für IV). 35. 36. 39 (für VIII). 45 (für XIV). 46 (für XXII). 47 (für LXIV). 48 (für LXVI). 50 (für L, 1 — 52)], die der für die vorliegende Sammlung überhaupt gebrauchten aber auf einige dreyßig! Wie reimt sich mit diesem Ergebniß sorgfältiger und gewissenhafter Untersuchung die im ersten Bande S. XXXV. aufgestellte Behauptung: der Herausgeber kenne die meisten dieser mehr als 100 Handschriften und alten Drucke aus eigener Ansicht, und es seyen nur wenige darunter, die ihm gar nicht oder nicht ganz zugänglich gewesen seyen!?

Unter den gar nicht oder nur theilweise benützten befinden sich gerade Haupthandschriften, deren Vergleichung um so weniger hätte unterbleiben dürfen, als sie mit leichter Mühe und geringen Kosten erreicht werden konnten. Außer der alten Würzburg-Münchner und der noch ältern Wiener Hs. Nr.

2705 wollen wir hier nur den Coloczaer Coder und die große Wiener Sammelhandschrift Nr. 2885 nennen. Daß der Coloczaer Coder keineswegs, wie III, 759 wiederholt behauptet wird, eine Abschrift der Heidelberger Hf. Nr. 341 ist, sondern vielmehr beyde (zusammen mit einer dritten Cod. Vindob. Nr. 2677) aus Einer gemeinsamen Quelle geflossen sind, haben unter andern Jac. Grimm und Haupt (Lieder und Büchlein von Hartmann von Aue (S. X) mit guten Gründen dargethan. Und es ist auch gar nicht daran zu zweifeln. Wie wäre es sonst, um hier nur Eines zu berühren, möglich, daß der Coloczaer Coder gar nicht zu entbehrende, nothwendige Verse enthält, die in der Heidelberger Hf. ausgelassen sind? Und daß dieß wirklich der Fall ist, soll weiter unten nachgewiesen werden. Beyde Hff. sind also durchaus nicht immer als Eine zu betrachten, und es ist ein Fehler, daß der Herausgeber den Coloczaer Coder nur so weit er gedruckt vorliegt, zu Rathe gezogen hat, und bey folgenden 19 Stücken die Vergleichung unterlassen hat: I. III. IV. XI. XXII. XXIII. XXVIII. XXIX. XXXIV. XXXIX. XLV. XLVI. LVIII. LXI. LXIX. LXXI — LXXIII. XC.

Ein noch größerer Mangel tritt in Bezug auf die wichtige Wiener Hf. Nr. 2885. (die Insbrucker ist nur eine Abschrift davon) zu Tage, indem eine Vergleichung hier viel nöthiger gewesen wäre. Dieselbe fehlt zu Nr. X. XI. XIV. XVIII. XXIII. XXXV. XXXVI. XXXIX. XL. XLVI. XLVIII. XLIX. LIV., lauter Stücke, die nun meist bloß nach Einer Handschrift gedruckt sind, besser oder schlechter, wie es sich eben trifft, zu deren auch nur einigermaßen genügender Herstellung die Beyziehung obiger Hff. nicht zu entbehren ist.

Nach diesem Allen scheint denn doch im Grunde gar zu wenig der Mühe und des Fleißes für eine Arbeit verwendet, welche, nach der Versicherung des Herausgebers, über dreyßig Jahre ihn und Andere beschäftigt haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

## Memoir upon the geological action of the tidal and other currents of the ocean.

(Schluß.)

In Häfen oder rings umschlossenen Wasserbecken, deren Lage geschützter ist, zeigen sich dieselben Thiere schon in geringerer Tiefe als an den Sandbänken, die bis auf eine gewisse Tiefe hinab fortwährenden Veränderungen unterworfen sind. Bey den Nantucketbänken beträgt die Tiefe bis zum Grunde 42 — 120 Fuß; an andern Orten mag der Hauptaufenthalt der Thiere noch tiefer liegen, immer aber wird diese Tiefe noch klein seyn in Vergleich zu den Abgründen des Meeres. Die Fluthströme scheinen sonach für Seethiere die geeignetsten Lagerstätten zu bereiten.

Ein weiterer Zweck dieser Fluthströme, so wie der normalen Meeresströmungen überhaupt, dürfte die Fortführung und ebenmäßige Vertheilung der im Ocean in großer Menge vorhandenen losen Theile seyn; die Ausgleichung und Vermehrung des Festlandes scheint in der Weise zu geschehen, daß die auf dem Grunde des Meeres liegenden sowohl als die von den Höhen am Ufer abgerissenen Theile von dergleichen Strömungen ergriffen und durch Anschwemmung zur Ausfüllung der zwischen zackigen Hervorragungen liegenden Vertiefungen benützt werden, wodurch das feste Land allmählig mehr Form und Körper annimmt. Vielleicht, sagt am Schlusse unser Autor, läßt sich noch ein Zusammenhang auffinden zwischen den genannten Strömungen und der Form und sonstigen Beschaffenheit jener Erdtheile, über welche die Verbreitung des Menschengeschlechts im Lauf der Zeit geschah.

G. Mohs.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

Dr. J. Kremer, Wykland systematyczny filozofii obejmujaczy wszystkie jei czesci w zarysie. T. I. Krakow 1849.

Dr. A. Smetana, Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie. Hamburg 1850.

K. Rosenkranz, System der Wissenschaft. Königsberg 1850.

Dr. J. H. Löwe, Ueber den Begriff der Logik und ihre Stellung zu den anderen philosophischen Disciplinen. Wien 1849.

Fr. C. Zantedeschi, Cenni di alcuni studi sperimentali fatti nell' Agosto e Settembre del 1848 in Firenze. Firenze 1848.

— —, Dell' influenza delle variazioni di pressione nelle indicazioni termometriche. Venet. 1848.

J. J. Hanusch, Handbuch der Logik. 2. umgearb. Aufl. Prag 1850.

A. F. Rio, De la poésie chrétienne dans sa matière et dans ses formes. Par. 1836.

Biblioteca de autores Españoles . . . . por D. B. C. Aribau. Vol. 4. Madrid 1850.

Fr. Martinez de la Rosa, Obras completas. T. 1. 2. Par. 1845.

de Saint-Surin, L'hôtel de Cluny au moyen-âge. Par. 1835.

E. Deschamps, Oeuvres inédites. Vol. 1. 2. Paris 1849.

El. Wärburton, Reginald Hastings. Par. 1850.

F. Halm, Gedichte. Stuttg. 1850.

A. Grün, Pfaff von Kahlenberg. Leipzig 1850.

F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache. Th. 6. Abth. 1, welche die Dichter vom Jahre 1813 bis jetzt umfaßt. Berlin 1850.

J. F. L. Wöste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark nebst einem Glossar. Iserlohn 1849.

Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum. Leipzig 1850.

Frz. Peter, Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1848. Leipzig 1849.

H. Düntzer, Göthe's Prometheus und Pandora. Leipzig 1850.

Al. Vollmer, Daſz Hildebrandslied. Leipzig 1850.

F. W. Hackländer, Bilder aus dem Leben. Stuttgart 1850.

O. F. Gruppe, Der deutsche Dichterwald. Th. 1—3. Berlin 1849.

A. Schosser, Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Wien 1849.

K. G. Helbig, Grundriß der Geschichte der politischen Literatur der Deutschen. 4. verm. Aufl. Leipzig 1850.

H. Conscience, de Loteling. Antwerpen 1850.

Esthnische Volkslieder. Urschrift und Uebersetzung von H. Neus. Abth. 1. Reval 1850.

Fénélon, Lettres et opuscules inédits. Par. 1850.

A. de Chaulieu, Lettres inédites. Par. 1850.

Offene Briefe zwischen Berlin und Erfurt. I. II. Berlin 1850.

C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. Bd. IV. Abth. 1. Düsseldorf 1850.

C. J. Wetzel, Neuestes und vollständiges Handbuch der Glasmalerey. Heilbronn 1850.

P. Scudo, Critique et littérature musicales. Par. 1850.

C. A. Mankell, Blickar i Musikens inre Helgedom. Ett bidrag till Tonkonstens Asthetik. Stockholm 1849.

E. de Valmy, De la force du droit et du droit de la force. Par. 1850.

Dr. C. Th. Groddeck, Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform. Berlin 1850.

I. Trottet, De la question sociale ou des conditions de la paix intérieure. Par 1849.

Vom andern Ufer. A. d. russischen Manuscript. Hamburg 1850.

M. F. Bastiat, Baccalauréat et Socialisme. Par. 1850.

Ad. de Watteville, Du travail dans les prisons et dans les établissements de bienfaisance. Par. 1850.

E. Horn, Aphorismen. Leipzig 1850.

Dr. P. V. Renouard, Lettres philosophiques et historiques sur la médecine au dixneuvième siècle. Par. 1850.

J. Leidy, On the intimate structure and history of the articular cartilages. New-York 1849.

J. Cruveilhier, Traité d'anatomie pathologique générale. T. I. Par. 1849.

R. B. Todd and W. Bowman, The physiological anatomy and physiology of man. Vol. I. London 1845.

D. M. H. Romberg, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 2. verm. Aufl. Berlin 1849.

Dr. J. R. Bischoff von Altenstern, Grundsätze zur Diagnostik und Therapeutik der Fieber und Entzündungen. 2. verm. Aufl. Wien 1850.

Dr. M. Gully, The water cure in chronic disease. Lond. 1850.

F. L. Strumpf, Systematisches Handbuch der Arzneymittellehre. Bd. 1. 2. Berlin 1849 — 50.

Dr. J. Schück, Sammlung auserlesener Abhandlungen und Beobachtungen über den rationellen Gebrauch des kalten Wassers. Bd. 1. Wien 1849.

A. Schnitzer, Praktische Anleitung zur Anwendung des magneto-elektrischen Rotations-Apparates in verschiedenen Krankheiten. 2. verm. Aufl. Berlin 1850.

Th. Marezoll, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. 4. verm. Aufl. Leipzig 1850.

Dr. W. Girtaner, Die Bürgschaft nach gemeinem Civilrechte. I. Historische Abtheilung. 1. Buch: das römische Recht. Jena 1850.

Dr. W. Stieber, Die Gesetzgebung des preuß. Staates seit Einführung der constitutionellen Regierungs-Form. Berlin 1850.

E. Bürmann, Entwurf der neben den Special-Innungs-Statuten zu errichtenden Innungsordnungen. Eilenburg 1850.

H. Wulsten, Die neuen preuß. Agrar-Gesetze mit den Motiven der Regierung und der Kammern. Lief. 1. 2. Frankf. 1850.

Verordnungen und Verfügungen der provisorischen Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Lief. 1 — 5. Kiel 1849.

Das Landbuch von Schwyz. Herausg. v. M. Kothing. Zürich 1850.

L. F. Schmidt, Ergänzungen zum allgemeinen Landrecht. Heft 1. Berlin 1850.

Reichsgesetze für das Kaiserthum Oesterreich. Bd. 1 — 5. Wien 1850.

J. O. v. Molitor, Oesterreich's Militärgesetze und das Militär-Richteramt. Wien 1850.

Raccolta per ordine cronologico di tutti gli atti, decreti, nomine . . . del Governo Prov. della repubblica Veneta. Vol. 1 — 8. Venezia 1848 — 1849.

Dupin et Ed. Laboulaye, Glossaire de l'ancien droit français. Par. 1846.

V. H. Solon, De l'expropriation pour cause d'utilité publique. Commentaire de la loi du 3 Mai 1841. Par. 1850.

O. W. Farrer, Contributories; their rights and liabilities under the Winding-up Acts 1848 and 1849, with the statutes and notes. Lond. 1850.

Dr. H. A. Zachariä, Das mündlich-öffentliche Verfahren mit Geschwornen im Königreich Hannover. Heft 1. Göttingen 1850.

H. v. Feder, Das Staatsverbrechen des Hochverraths nach Rechtsbegriffen der Vorzeit und der Gegenwart. Stuttg. 1850.

Dr. H. Küßner, Das preußische Schwurgericht. Königsberg 1850.

Dr. K. v. Indermann, Handbuch des österreichischen Strafrechtes. Besonderer Theil. Heft 1—3. Innsbruck 1850.

J. P. Brissot, De la suppression de la peine de mort. Ouvrage couronné. Lille 1849.

Dr. J. v. Würth, Die österreichische Strafprozeßordnung am 17. Januar 1850. Lief. 1—8. Wien 1850.

H. Zöpfl, Deutsche Union und deutsches Reich. Erfurt 1850.

Verhandlungen in der Meklenburgischen Verfassungs-Angelegenheit bey der provisorischen Bundes-Central-Commission zu Frankfurt a. M. Schwerin 1850.

Bülow-Cummerow, Die Reaction und ihre Fortschritte. Berlin 1850.

W. A. Schmidt, Preußens deutsche Politik. Die drey Fürstenbünde 1785, 1806, 1849. Berlin 1850.

A. L. v. Rochau und Dr. Oelsner-Monmerqué, Das Erfurter Parlament und der Berliner Fürsten-Congreß. Leipzig 1850.

K. W. Krüger, Vier Oppositions-Schriften. Berlin 1850.

A. Hennequin, Etudes sur l'anarchie contemporaine. Le communisme et la Jeune-Allemagne en Suisse. Par. 1850.

Dr. Ed. Fein, Beyträge zu der Lehre von der Novation und Delegation. Jena 1850.

Testamentum novum. Graece et Lat. Car. Lachmannus recensuit. T. II. Berol. 1850.

Vetus testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum ed. C. Tischendorf. T. 1. 2. Lips. 1850.

Dr. Mart. Luther's Bibelüberſetzung nach der letzten Original-Ausgabe kritiſch bearbeitet von Dr. H. J. Bindſeil und Dr. H. A. Niemeyer. Th. 1 — 4. Halle 1850.

Hans Holbein, Altes Teſtament in 50 Holzſchnitten. Leipzig 1850.

H. Grotius, Annotationes in Novum Testamentum denuo emendatius editae. Vol. 1 — 9. Groningae 1826 — 34.

Dr. E. W. Hengſtenberg, Die Offenbarung des heil. Johannes. Bd. 2. Abth. 1. Berlin 1850.

A. Schaffter, Die ächte Lage des heiligen Grabes. Bern 1849.

R. Stier, Der Brief Judä. Ausgelegt. Berlin 1850.

G. Lieber, Ueber das Wachsthum Jeſu in der Weisheit. Mainz 1850.

J. F. E. Sander, Das Thier in der Offenbarung Johannis. Elberfeld 1849.

E. Roßteuſcher, Die Gabe der Sprachen im apoſtoliſchen Zeitalter. Marburg 1850.

Dr. Martensen, Den christelige Dogmatik. Kjobenhavn 1849.

Dr. L. Schmid, Der Geiſt des Katholicism. Gießen 1850.

J Vescovi della provincia ecclesiastica di Torino. Torino 1849.

C. Ullmann, Anſprache an die Freunde der inneren Miſſion. Darmſtadt 1849.

W. M. L. de Wette, Predigten. 5. Sammlung. Baſel 1850.

A. Tholuck, Predigten über Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens und Lebens. Bd. 6. Halle 1850.

De la littérature des offices divins. Par. 1829.

H. A. Daniel, Thesaurus hymnologicus. T. 1 — 3. Lips. 1846.

Dr. K. Simrock, Lauda Sion. Altchriſtliche Kirchenlieder und geiſtliche Gedichte. Köln 1850.

Fr. C. Anthes, Die Tonkunſt im evangeliſchen Kultus nebſt einer gedrängten Geſchichte der kirchlichen Muſik. Wiesbaden 1846.

B. Pacca, Memorie storiche del ministero de due viaggi in Francia e della prigionia nel Forte di San Carlo in Fenestrelle. Vol. 1. 2. Pesaro 1830.

Henrion, Histoire générale des missions catholiques depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. Livr. 26 — 161. Schluß. Par. 1845 — 47.

A. A. Dupuch, Fastes sacrés de l'Afrique chrétienne. Bordeaux 1849.

Dr. F. A. Scharpff, Vorleſungen über die neueſte Kirchengeſchichte. Heft 1. Freiburg 1850.

Pal. L. Bima, Serie cronologica dei Romani Pontifici e degli arcivescovi e vescovi di tutti gli stati de terraferma . . . del regno di Sardegna. Torino 1842.

Bekehrung Armeniens durch den heil. Gregor Illuminator. Wien 1844.

E. W. Taylor, The history and antiquities of the Abbey church of St. Peter, Westminster. Illustr. by J. P. Neale. Vol. 1. 2. London 1818 — 1823.

A. Kaufmann, Caeſarius von Heiſterbach. Cöln 1850.

Dr. J. H. Hennes, Geſchichte der Stiftung und des Aufblühens des Kloſters der Karmeliterinnen zu Cöln. Mainz 1850.

U. Horn, Die Wiedereinführung der Jeſuiten in Böhmen. Leipzig 1850.

J. Lukaszewicz, Geſchichte der reformirten Kirchen in Litthauen. Bd. 2. Leipzig 1850.

Publications of the Wodrow Society.

Liber Eliensis, ad fidem codicum variorum. Vol. I. Lond. 1848.

C. A. Ferme, A logical analysis of the epistle of Paul to the Romans, transl. from the latin by W. Skae, ed. by Lindsay Alexander. Edinb. 1850.

Dr. A. G. H. Lambeck, Geſchichte der Begründung und des Wachsthums der Reformation in Weſtpreußen. Thorn 1850.

Maistre Wace's St. Nicholas. Ein altfranzöſiſches Gedicht des 12. Jahrhunderts aus Oxforder Handſchriften herausgegeben von Dr. N. Delius. Bonn 1850.

Statuta synodalia dioecesis Monasteriensis ed. C. F. Krabbe. Münster 1850.

H. J. Berthes, Das Concil zu Trient. Mainz 1847.

Ad. Heckert, Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung Preußens. Bd. 1. 2. Berlin 1846.

Der Conflikt der preuß. Regierung mit den katholischen Bischöfen in Betreff des Verfassungseides. Leipzig 1850.

Die Mainzer Bischofswahl und der Informationsprozeß. Mainz 1850.

Beleuchtung der Schrift „der Informationsprozeß," eine kirchenrechtliche Erörterung. Mainz 1850.

Das apostolische Amt. Seine ursprüngliche Gestalt, sein Verfall und seine Wiederherstellung. Berlin 1850.

## Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

### Erstes Quartal. Januar — März.

Dr. J. G. Th. Grässe, Beyträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden 1850.

Th. Dibdin, A descriptive catalogue of the books printed in the 15. century. Lond. 1823.

Th. Powell, The living authors of America. First Series. New-York 1850.

O. A. Roorbach, Supplement to the bibliotheca Americana. New-York 1850.

Talvi, Historical view of the languages and literature of the Slavic nations. Lond. 1850.

Dr. A. W. E. Th. Henschel, Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert. Breslau 1850.

Dr. H. Heppe, Das rechtliche Verhältniß der Universität Marburg zur evangelischen Kirche Hessens aktenmäßig dargelegt. Cassel 1850.

Ch. d'Elvert, Historische Literaturgeschichte von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Brünn 1850.

Ad. J. Arwidson, Förteckning öfver kongl. Bibliothekets i Stockholm Isländska Handskrifter. Stockholm 1848.

Jaarboek van het koninklijk-Nederlandsche Instituut van wettenschappen, letterkunde en schoone kunsten voor 1847, 1848, 1849. Amsterdam 1847 — 1849.

Arsberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för aren 1843 och 1844 af J. E. Wickström. Del 1. 2. Stockholm 1849.

Arsberättelse om framstegen i Kemi under år 1847 afgifven till kongl. Vetenskaps-Akademien af L. F. Svanberg. Stockholm 1849.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1847. Berl. 1849.

Novi commentarii academiae Scientiarum instituti Bononiensis. T. 9. Bononiae 1849.

Mémoires de la société royale des Sciences de l'agriculture et des arts de Lille. Année 1845—1848. Lille 1846—49.

Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 10. Neuchatel 1849.

Mémoires de la société géologique de France T. 1 — 5. Par. 1833 — 1850.

And. Cittadella Vigodarzere, Dei lavori dell' accademia di Padova negli anni 1837 — 1847. Padova 1848.

Fr. List gesammelte Schriften, herausg. von L. Häusser. Th. 1. 2. Stuttgart 1850.

V. Mortillaro, Opere. Vol. 1 — 3. Neapel 1844 — 1846.

Frz. v. Baader, Sämmtliche Werke. Mit literarischen Nachweisungen und Einleitungen herausg. von Dr. F. Hoffmann. Bd. 11. der nachgelassenen Schriften. Bd. 1. Tagebücher aus den Jahren 1786 — 1839, redig. von Dr. A. v. Schaden. Leipzig 1850.

Dr. M. Herczigy, Memoiren aus dem Reisetagebuche eines ungarischen Arztes mit bes. Hinblick auf Oesterreich und Ungarn. Wien 1850.

G. A. Addison, Indian reminiscenses or the Bengal moofussul miscellany. Lond. 1837.

Dr. H. Steinthal, Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Berlin 1850.

Dr. A. Möller, Parallel-Syntax der griechischen und lateinischen Sprache. Th. 1. Jena 1850.

Dr. W. Füsting, Theorie der Modi und Tempora in der griechischen Sprache. Münster 1850.

S. T. Aufrecht und A. Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler. Heft 2. 3. Berlin 1850.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Mai.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1851.

(Fortsetzung).

Nodier (Charles), Correspondance inédite sur la publication du Combat des trente Bretons. — Bulletin du Bibliophile 1851. Janv.

Ozanan (A. F.), Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie, depuis l' huitième siècle jusqu'au treizième, avec des recherches sur le moyen âge italien. — Biblioth. de l'École des chartes. T. II. Livr. 3.

Bazin, Le siècle des Youên, ou tableau historique de la littérature chinoise, depuis l'avénement des empereurs mongols jusqu'à la restauration des Ming. II. P. Langue commune. — Journ. asiat. 1851 Févr. Mars.

Montégut (Émile), De la vie littéraire depuis la fin du XVIII. siècle. — Revue des deux Mondes 1851. T. II. Livr. 7.

Oppert, Mémoire sur les inscriptions achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. — Journ. asiat. 1851 Févr. Mars.

Judson (A.), Grammar and dictionary of the Burmese language. — Calcutta Review 1850 Dec.

Estienne (Henri), De la précellence de langage français, nouvelle éd. par Léon Feugère. Par. 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 11.

Egger, Cours de littérature grecque. 2. art. Des Septante. — Ebendas. No. 4.

— —, Troisième et dernier article. Polybe et Diodore de Sicile. — Ebendas. No. 5.

Pierron (Alexis), Histoire de la littérature grecque. Paris 1850. — Ebendas. No. 7. 10.

Rossignol (J. P.), Des services que peut rendre l'archéologie aux études classiques. — Ebendas. No. 19.

Theonis Smyrnaei platonici liber de astronomia, cum Sereni fragmento. Textum primus edidit etc. Th. H. Martin. Par. 1849. — Ebendas. No. 20.

Récit de la première croisade, extrait de la chronique de Mathieu d'Edesse, et traduit de l'Armenien par Ed. Dulaurier. Paris 1850. — Bibl. de l'École des chart. T. II. Livr. 3.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie, accompagnés de notes critiques. (Fin.) — Journ. asiat. 1851 Févr. — Mars.

Du Caurroy, Législation musulmane sunnite, rite hanéfi. (Suite.) — Ebendas.

Catalogus codicum mss. bibliothecae Palat. Vindobonensis. P. II. Codices hebraici. Digesserunt A. Krafft et S. Deutsch. Vindob. 1847. 4. — Ebendaselbst.

Le Tcheou-li, ou rites des Tcheou, traduit du Chinois par feu Ed. Biot. 2 vol. Paris 1851. (2 et dern. art.) — Journ. des Sav. 1851 Févr.

Baikoff, Voyage en Chine en 1654, trad. du russe par le prince Em. Galitzin. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Janv.

Sédillot, Notice historique sur le Coast Survey des Etats-Unis. — Ebendas.

Galitzin (Emm.), Lettre sur des îles découvertes par les Russes dans le centre de la mer d'Aral. — Ebendaselbst.

Castelnau (Franc. de), Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio-Janeiro

à Lima et de Lima au Para; exécutée par ordre du gouvernement français pend. les ann. 1843 à 1847. Par. 1850 — 51. — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Voyage dans le sud de la Bolivie. Paris 1851. — Ebendaſ. Févr.

La Roquette, Exploration du Rio grande ou Rio grande del Norte, par M. Love, Capitaine dans l'armée des États-Unis d'Amérique. — Ebendaſ.

— —, Explorations de la chaine des monts Ourals par ordre de la Soc. géograph. de St. Pétersbourg. — Ebendaſ.

Expédition scientifique de Morée. (4. art.) — Journ. des Savants 1851 Mars.

Hervey (Alb.), Ten years in India or life of a young officer. 3 vols. Lond. 1850. — Calcutta Review 1850 Dec.

Grégoire, Second rapport sur le vandalisme révolutionnaire. — Bulletin du Bibliophile 1851 Févr.

Wallon (H.), Histoire de l'esclavage dans l'antiquité. 3 vols. Paris 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 22.

Thiersch, Ueber das Erechtheum auf der Acropolis von Athen. (4. et dern. art. de M. Raoul-Rochette.) — Journ. des Savants 1851 Févr.

Guenebault, Souvenirs historiques et archéologiques de l'abbaye de Maubuisson et de ses ruines. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 12.

Rousseau (A.), Sur deux inscriptions trouvées dans les environs de Tunis. — Ebendaſ.

Longpérier (A. de), Observations sur les dinars arabes à légendes latines et les dinars bilingues. — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Sur la médaille des Sotiates d'Aquitaine, avec la légende de leur chef ou roi. — Ebendaſ.

Himly (Auguste), De la décadence carlovingienne. Leçon d'ouverture, faite à la Sorbonne, le Lundi 9. Déc. 1850. — Biblioth. de l'École des chartes 1851 Janv. Févr. (T. II. Livr. 3.)

Gréa (Adrien), Essai historique sur les archidiacres. (2. art.) — Ebendaſ.

Vaublanc, La France au temps des croisades. — Bulletin du Bibliophile 1851 Févr.

Fayet (P.), Observations sur la statistique intellectuelle et morale de la France, pendant la période de vingt ans 1828 — 1847. — Le Correspondant T. XXVII. Livr. 10.

Loi de Beaumont, texte latin inédit, publié par H. Darbois de Jubainville. — Bibl. de l'École des chart. T. II. Livr. 3.

Saint-Priest (Alexis de), Etudes diplomatiques et littéraires. — Le partage de Pologne en 1772, etc. 2 vols. Paris 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 12.

Abich, Hauteurs absolues du système de l'Ararat et des pays environnants. — Bulletin de la Soc. de géogr. 1851 Janv.

Topping (Mich.), Notice sur le pays de Kedah (presqu'île de Malacca); trad. de l'anglais par Alfred Maury. — Ebendaſ. Févr.

Morley (Will. H.), An analytical digest of all the reported cases decided in the supreme courts of Judicature in India. 2 vol. Lond. 1850. — Journ. asiat. 1851 Févr. Mars.

Hough (Will.), A review of the operations of the british force at Cabul, during the out break in November 1841 etc. Calcutta 1850. — Calcutta Review 1850 Dec.

Montgomery (Rob.), Statistical report of the district of Cawnpore. 1849. — Ebendaſ.

Broome (Arthur), History of the rise and progress of the Bengal Army. Vol. I. Calcutta 1850. — Ebendaſelbſt.

Cumming (R. Gordon), A hunters life in South Africa. 2 vols. Lond. 1850. — Ebendaſelbſt.

Bocher (Charles), Le siège de Zaatcha, souvenirs de la campagne des Ziban. — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 7.

La Roquette, Notice sur le territoire du grand Chaco, dans l'Amérique méridionale. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1851 Févr.

Trial by jury in India. — Calcutta Rev. 1850 Dec.

Adêt (Émile), L'empire du Brésil et la société Brésilienne en 1850. — Revue des deux Mondes 1851 T. I. Livr. 6.

Page (Th.), La Paraguay et les Républiques de la Plata. — Ebendaſ. T. II. Livr. 7.

Jussien (Adrien de), Notice sur la vie et les ouvrages de Charles-Sigismond Kunth. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) T. XIV. No. 2.

Joseph de Radowitz. (Suite et fin.) — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1851 Mars.

Le prince Rupert. — Ebendaſ.

Molinari (G. de), Notice sur la vie et les écrits de Frédéric Bastiat. — Journ. des Economistes 1851 Févr.

Dargaud (J. M.), Histoire de Marie Stuart. 2 vols. Paris 1851. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 16.

Lock (Fred.), Notice nécrologique sur Jean Yanoski, professeur d'histoire au lycée Napoléon. — Ebendaſelbſt. No. 23.

The life and correspondence of the late Robert Southey. — Blackwood's Magaz. 1851 March.

Benech, Sur l'inauguration de la statue élevée à Cujas par la ville de Toulouse. — Revue de législation 1851 Févr.

Donkin (W. F.), On the geometrical theory of rotation. — Philos. Mag. 1851 March.

Texier, Construction nouvelle en style ogival. (Eglise de Villefavard.) — Annal. archéol. T. XI. Livr. 1.

Humboldt (A. de), Tableaux de la nature. (Cosmos.) Nouv. éd. trad. par Ch. Galusky. Paris 1850. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 3.

Tyndall (John), Reports on the progress of the physical sciences. — Philos. Mag. 1851 March.

Desains (Ed.), Mémoire sur la polarisation de la lumière reflèchie par le verre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Mars.

Masson (A.), Études de photometrie electrique. — Ebendaſ.

Billet Sélis, Sur les moyens d'observer la constitution des veines liquides. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Note sur les interférences de la lumière polarisée. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Janvier 1851. — Ebendaſ.

Analyse des recherches de MM. Tyndall et Knoblauch sur les propriétés optico-magnétiques de cristaux. — Biblioth. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Mars.

Foucault (L.), Demonstration physique du mouvement de rotation de la terre au moyen du pendule. — Ebendaſ.

Thomson (Will.), On the theory of magnetic induction in crystalline and non-crystalline substances. — Philos. Mag. 1851 March.

Potter, On hydrodynamics. — Ebendaſ.

Rankine (Will. John Macquorn), On Laplace's theory of sound. — Ebendaſ.

Drach (S. M.), Deduction from Mr. Glaisher's meteorological corrections. — Ebendaſ.

Challis (J.), On the principles of hydrodynamics: with a reply to the arguments of Professor Stokes. — Ebendaſ.

Faraday (Mich.), Experimental researches in electricity. 24. Series. On the possible relation of gravity to electricity. — Repertory of Patent inventions 1851 Febr.

Brown and William's improvements in electric and magnetic apparatus for indicating and communicating intelligence. — Ebendaſ. March.

Fremy (E.), Nouvelles observations sur les modifications que la chaleur fait éprouver aux acides tartrique et paratartrique. — Ann. de Chim. et de Phys. 1851 Mars.

Rose (H.), Sur quelques propriétés de l'acide borique et sur son dosage. — Ebendaſ.

Ebelmen, Nouvelles recherches sur la composition des gaz des hauts-fourneaux et sur la théorie de ces appareils. — Annal. des Mines 1851 Livr. 1.

— —, Experience sur la composition des gaz qui se dégagent des fours à coke. — Ebendaſ.

Planta (Ad. v.), and William Wallace, on Apiine. Philos. Mag. 1851 March.

Orbigny (Alc. d'), Mémoire sur les Brachiopodes. (2. P.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) T. XIV. No. 2. (1850 Août.)

Serres (Marcel de) et Jeanjean, Des Brèches osseuses et de cavernes à ossements, réunis auprès de la métairie de Bourgade, dans les environs de Montpellier. — Ebendaſ.

Dareste (C.), Recherches sur la classification des poissons de l'ordre des Plectognathes. — Ebendaſelbſt.

Busk (George), Notices of three undescribed species of Polyzoa. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Feb.

Thomson (Will.), Remarks on the dentition of british Pulmonifera. — Ebendaſ.

Clark (Will.), On the Muricidae. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), Descriptions of some new genera and species of Spatangidae in the British Museum. — Ebendaſelbſt.

Pucheran, Sur les caractères zoologiques des Mammifères aquatiques. — Revue et Mag. de Zool. 1851 Févr. Mars.

Lafresnaye, Sur le Pachycephala macrorhyncha de M. Strickland. — Ebendaſ. Févr.

Guichenot (Al.), Enumération des reptiles provenant du Chili. — Ebendaſ.

Duchassaing (P.), Note sur les moeurs des Crustacés des Antilles. — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise. — Ebendaſ.

Coquerel (Ch.), Coléoptères nouveaux de Madagascar. — Ebendaſ.

Michelin (Hardouin), Description de quelques nouvelles espèces d'Echinides. — Ebendaſ.

— —, Description d'un nouveau genre de la famille des Crinoïdes. — Ebendaſ.

Bonaparte (Ch. L.), Note sur les Tangaras, leurs affinités, et descriptions d'espèces nouvelles. — — Ebendaſ. Mars.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon), Dendrocolaptes (Hermann, Illiger), devenu aujourdhui la sous-famille Dendrocolaptinae (Gray), de la famille Certhiadae de Swains. (Suite.) — Ebendaſ.

Robineau-Desvoidy, Sur les éclosions de dix espèces d'Entomobies obtenues par M. le colonel Goureau. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Mus. Paris. continentur monograph. descript. tent. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.). T. XIV. No. 2.

Desmazières (J. B. H. J.), Dix-huitième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.) and C. E. Broome, Notices of british Fungi. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Febr.

Benson (W. H.), Description of five new species of Helix from the Cape of Good Hope, with remarks on the known South African species, and a notice of several Cape Limaces. — Ebendaſ.

Ebelmen et Salvétat, Recherches sur la composition des matières employées dans la fabrication et dans la décoration de la porcelaine en Chine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Mars.

Delafosse, Mémoire sur une relation importante qui se manifeste en certains cas entre la composition atomique et la forme cristalline; et une nouvelle appréciation du role que joue la silice dans les combinaisons minérales. — Annales des Mines 1851 Livr. 1.

Thirria, Mémoire sur les similitudes qui existent entre les minerais de fer en grains de la Franche-Comté et ceux du Berri etc. — Ebendaſ.

Delesse, Mémoire sur la composition minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Diorites de Fondromé, de Rothau etc. — Ebendaſ.

Crosnier (L.), Description du terrain tertiaire à lignites des environs de Concepcion, sur la côte du Chili. — Ebendaſ.

St. Clair Massiah's improvements in the manufacture of artificial marble and stone, and in treating marble and stone. — Repertory of Patent Inventions 1851 March.

Ford (George Haywood), Improvements in obtaining power. — Ebendaſ. Jan.

Napier (D. and J. M.), Improvements in apparatus for separating fluid from other matters. — Ebendaſelbſt. Febr.

Poole's improvements in machinary for punching metals etc. — Ebendaſ.

Say (Horace), Des primes d'encouragement pour les grandes pêches de la morue, de la baleine et du cachalot. — Journ. des Economistes 1851 Févr.

Egoïsme. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Mars.

Serres, Cours d'Anthropologie. — Revue et Mag. de Zool. 1851 Mars.

Koenigswarter, Études historiques sur les développements de la Société humaine. Paris, 1850. — Bibl. de l'École des chartes T. II. Livr. 3.

Bossuet, Morale. Manuscrit inédit. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 10.

— —, Métaphysique ou traité des causes. Manuscrit inédit. — Ebendaſ. No. 17. 18.

Darcel (Alfred), Serrurerie du moyen age. (Grilles de Conques.) — Annal. archéol. T. XI. Livr. 1.

Deschamps de Pas (Louis), Essai sur le pavage des églises. — Ebendaſ.

Ramé (Alfr.), Les Autels chrétiens. (Autel du XII. siècle à la Cathédrale de Marseille.) — Ebendaſ.

Montaiglon (Anatole de), Martin Cloistre et Benoist Bonberault, sculpteurs du XVI. siècle. (Histoire du tombeau élevé à Guillaume de Montmorency.) — Bibl. de l'École des chartes. T. II. Livr. 3.

Laborde, La renaissance des arts à la cour de France, études sur le XVI. siècle. 4 vol. — Journ. des Savants 1851 Mars.

Jameson, Legends of the monastic orders as represented in the fine arts. Lond. 1850. — Blackwood's Mag. 1851 March.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Gesammtabenteuer.

(Fortsetzung.)

Der Inhalt des Gesammtabenteuers ist eben so manigfaltig als in seinen einzelnen Theilen, je nach Alter, Heimath und Talent der Verfasser, an Werth verschieden. Wenn wir die Legenden (im Ganzen etwa 20 Stücke = Nr. LXXII — XC), die unserer Ansicht nach, wie schon bemerkt, hier hätten wegbleiben sollen, ausnehmen, so sind es meist Anekdoten, einfache, entweder erfundene oder wirklich geschehene Geschichten, von den romanischen Völkern mit dem Namen Novellen bezeichnet, entweder ernsten und tragischen oder heiteren und scherzhaften Charakters, also nach deutscher Ausdrucksweise: Erzählungen und Schwänke.

Die Perle nicht nur der Erzählungen sondern der ganzen Sammlung ist unstreitig der Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartener (Nr. LXVI.), eine meisterhaft und mit erschütternder Wahrheit vorgetragene Dorfgeschichte. Trefflich in Darstellung und Form sind auch die beyden Gedichte von Konrad von Würzburg: „das Herz" (Nr. XI.), die bekannte Geschichte des Kastellans von Coucy und „Otte mit dem Barte" (Nr. IV.), und mit Auszeichnung dürfen noch genannt werden „die Crescentia" (Nr. VII.), ursprünglich einen Theil der Kaiserchronik bildend, „Frauentreue" (Nr. XIII.), „der Schüler von Paris" (Nr. XIV.), so wie ein paar Erzählungen von dem Stricker (Nr. LXIX und LXXI.) und „der Schlegel" von Rüdiger dem Hunthover (Nr. XLIX.). Mehr märchenhaften Inhalts und zwischen Erzählung und Schwank die Mitte haltend, aber anziehend erzählt sind „die drey Wünsche" (Nr. XXXVII.) und das Märe vom „Schratel und dem Wasserbär" (Nr. LXV.).

Den größten Raum in der Sammlung nehmen die Schwänke ein. Dazu gehören die Nummern II. III. V. IX. X. XXI — XXXVI. XXXVIII — XLVII. L — LXIV., also im Ganzen achtundvierzig Stücke. Nur wenige darunter sind harmlos, heiter und unverfänglich — wir rechnen dazu Nr. VII. die Frauenzucht; Nr. V. die alte Mutter und Kaiser Friederich; Nr. LII. der Weltheilige; Nr. L. das Martinsfest von dem Stricker und Nr. LI. die Wiener Meerfahrt von dem Freudenleeren, u. s. w. —; in den meisten übrigen bildet das „Minnespiel", der Betrug der Eltern und Ehmänner und der Weiber List und Schalkheit den Angel, um den sich Alles dreht. Doch ist auch darunter ein gewaltiger Unterschied. Denn während die ältern Stücke, z. B. „der geäffte Pfaffe" von dem Stricker (Nr. LXI.), „des Mönches Noth" von dem Zwickauer (Nr. XXIV.), „das Häselein" (Nr. XXI.), „das Gänslein" (Nr. XXIII.) u. a. m. mit gutem Humor, anmuthig und ergötzlich, oder wie der durch seine mythologischen Beziehungen höchst merkwürdige Schwank: „Irregang und Girregar" von Rüdiger von Munre (Nr. LV.) mit sprudelnder Laune und Uebermuth erzählt sind, waltet in andern, später entstandenen, die ganze Rohheit einer sittlich und politisch gesunkenen Zeit und Welt. Zum Lobe der deutschen Natur muß indeß gesagt werden, daß in vortheilhaftem Gegensatze zu der unverhüllten Gemeinheit und Schamlosigkeit, die häufig in den entsprechen-

den Gedichten der Franzosen und Italiener herrscht, hier auch die bedenklichsten Geschichten fast immer mit einer gewissen Unbefangenheit, Unschuld und Naivetät vorgetragen werden.

Diese kurzen Andeutungen über den Inhalt des Gesammtabenteurs mögen hier genügen, da wir über Einzelnes im Verlaufe noch ausführlicher reden werden.

Die jedem Bande beygegebene „Geschichte der einzelnen Erzählungen“ ist im höchsten Grade verdienstlich und dankenswerth, und wir stehen nicht an, dieses Theiles seiner Arbeit, welchen der Herausgeber mit sichtbarer Vorliebe behandelt hat, mit besonderem Lobe zu gedenken. Mit überraschender Belesenheit und Gelehrsamkeit werden aus den Litteraturen aller Völker und Zeiten die verwandten Darstellungen und Behandlungen nachgewiesen, deren Inhalt meist in gedrängter Form erzählt und die Abweichungen hervorgehoben. Bloß bey 26 Stücken *) hat der Verfasser den Inhalt nicht anderweitig nachzuweisen vermocht, und diese dürfen daher wohl als ausschließlich deutsches Eigenthum gelten. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß Deutschland nicht auch bey Andern, die in französischen und italienischen Bearbeitungen vorhanden sind, das Recht der Priorität in Anspruch nehmen darf. Hier vermißt man aber schmerzlich, daß der Herausgeber es unterlassen hat, das ungefähre Alter der einzelnen deutschen Gedichte zu bestimmen: man könnte damit in den meisten Fällen sogleich erkennen, wer von dem Anderen den Stoff entlehnt habe. So würde sich z. B. herausstellen, daß die italienischen Darstellungen in der Regel jüngeren Ursprungs sind als die deutschen.

Sonst sind die litterar-historischen Nachweisungen so reichhaltig und erschöpfend, daß wir in der That nur wenig beyzufügen wüßten. Einen Nach- oder Beytrag wollen wir indessen doch geben.

Die unter der sonderbaren Aufschrift: „Der Teufels-Pabst“ aus Enenkels Weltchronik II., 549 ff. mitgetheilte Erzählung ist nichts anderes als die bekannte und im Mittelalter viel verbreitete Sage von Gerbert, nachherigem Pabst Silvester II. In der eben erschienenen Oberrheinischen Chronik von F. K. Grieshaber (Rastatt 1850), welcher im Vorworte S. IX. X. auch die lateinische Fassung des Johannes Stella (de vitis pontificum. Basileae 1507. 4.) mittheilt, wird sie S. 9. 10. kurz folgender Maßen erzählt: Silvester II. sas vier jâr, einen manet und drîe tage. Der hies Gilbertus und was ein junger münich in eime clôster ze Florenz und wart abtrünnig. Er leite an mit dem tuifel, daz im alle ding nâch sînem willen giengen. Alsus wart er erzbischof ze Bononien, dar nâch ze Ravennen, ze jungest bâbest. Er fràget den tiufel, wie lange er sülte bâbest sîn? Dô sprach der tiufel: unz doz er gesunge ze Jêrusalem eine messe. Des was er frô, want der weg verne was über mer, daz er niemer dar kême. Dar nâch sang er in der Kirchen ze Laterân, heisset Jêrusalem. Dô hôrte er die tiufel gruiselîchen schrîen in dem lufte und was betrogen. Er suifzet und erschrag, want der tôt nâhet ime. Wie er gar meintétig was, sô hâte er zuoversicht an gots erbermde und verjach vor allem volke sîne sünde und hies alle sîne glide abe sîme lîbe snîden und den corper ûf einen karchen legen; war in zwei tier zügen und wâ si in liessen, daz man in dâ begrüebe. Daz geschah, und wart begraben in der kilchen ze Laterân, als man wil, daz er gots erbermherzigkeit ervolgete, dô man zalte von gots gebürte CDXIX. (eigentlich 1004).

Ein paar andere Punkte übergehen wir hier als zu unbedeutend gegenüber der erschöpfenden Vollständigkeit dieses Theiles seiner Arbeit, womit sich der Verfaßer ein wahres und unläugbares Verdienst erworben hat, das wir freudig und dankbar anerkennen.

Der philologische Theil, d. h. die Bearbeitung und Behandlung des Textes dagegen läßt um so mehr zu wünschen übrig, indem sie weit, weit auch hinter den mäßigsten Anforderungen, die in dieser Beziehung gestellt werden können, zurück geblieben ist. Es thut uns leid es sagen zu müs-

*) Es sind die Numern X. XII. XVII — XXI. XXIX. XXXI. XXXII. XXXIV. XXXVI. XXXVIII. XL. XLII. XLIV. XLVI. L. LII. LVIII. LIX. LX. LXV — LXVII. LXXII.

sen; aber der Herausgeber, dessen mannigfache sonstige Verdienste um die ältere deutsche Litteratur gewiß Niemand verkennen wird, hat mit der Entwicklung der Wissenschaft, die er in seiner Jugend mit begründen half, nicht Schritt gehalten; ja es ist, als seyen alle seit 20 — 25 Jahren von den Brüdern Grimm, von Lachmann, W. Wackernagel und Haupt auf diesem Gebiete gemachten Forschungen und Entdeckungen spurlos an ihm vorübergegangen. Noch immer befindet er sich, wie in einem Zauberkreise sich drehend, auf demselben beschränkten, einseitigen Standpunkte, auf den er schon vor Jahren in seinen Ausgaben des Nibelungenliedes, des Gottfried von Straßburg und der „Minnesinger" sich gestellt und der ihm schon damals wiederholt strengen und gerechten Tadel zugezogen hat. Das Zugrundelegen oder vielmehr das Wiedergeben einer einzelnen Handschrift, und wäre sie noch so gut, mit bloß gelegentlichem, willkürlichem Hinübergreifen zu den Lesarten der übrigen, ist und bleibt eine unseelige Halbheit, und es ist ein eitler Wahn, zu hoffen und zu glauben, auf diesem Wege je eine Arbeit von bleibendem Werthe liefern zu können. Dieses hartnäckige Verharren auf falscher Bahn muß um so mehr Verwunderung erregen, als Lachmann schon längst durch eine Reihe trefflicher, als Muster kritischer Behandlung allgemein anerkannter Werke praktisch gezeigt hat, wie und auf welche Weise die deutschen Dichtungen des Mittelalters herausgegeben und bearbeitet werden müssen.

Von ihm müssen Alle lernen, denen es Ernst ist mit der Wissenschaft. Wer dieß aber nicht kann oder nicht will, und, statt den von ihm aufgestellten, bewährten Grundsätzen, Regeln und Gesetzen zu folgen, es vorzieht, in einem Irrgarten von Lesarten fort und fort ungewiß und unsicher herumzutaumeln, der begibt sich zum Voraus jeder Hoffnung auf ein gedeihliches und erfreuliches Ergebniß seiner Bestrebungen. Das Ignoriren, sey es nun aus affektirter Vornehmheit oder aus verletzter persönlicher Eitelkeit, hilft hier nichts; denn über den Personen steht die Wahrheit, und der alte Satz: vom Feinde sollst Du lernen, hat, wie überall im Leben, so auch hier seine volle Geltung und Bedeutung.

Daß der Herausgeber in Bezug auf die Metrik, Lachmanns auf die umfassendsten und scharfsinnigsten Untersuchungen so wie das sorgfältigste Studium der besten Dichter und Handschriften begründeten Gesetze der mittelhochdeutschen Metrik gar nicht kennt oder doch keiner Beachtung werth gehalten hat, zeigt nicht nur die im ersten Bande S. XII — XXII gegebene, höchst mangelhafte, unklare und confuse Darstellung des Reimes und Versmaßes, sondern fast jede Seite seines Werkes. Ueberall stößt man nämlich entweder auf metrische Unmöglichkeiten oder auf verkehrte Versuche, nicht nur wirklich fehlerhaft gebaute, sondern auch tadellose Verse (wie es eben sich trifft) zu ändern und zu bessern.

Besondern Anstoß hat der Herausgeber an den klingenden Reimpaaren mit vier Hebungen genommen, und er versäumt selten eine Gelegenheit, die nach seiner Meinung überflüssige Hebung durch eckichte Klammern zu entfernen und auf diese Weise den Versen zu ihrem rechten Maße zu verhelfen.

Die früher eine Zeit lang bestandene Ansicht, daß Verse mit klingenden Reimen nur drey Hebungen haben dürfen, ist aber schon längst wieder aufgegeben worden, seitdem man nachgewiesen hat, daß die besten Dichter aus der besten Zeit sich jene Freyheit oder Ausnahme von der Regel, wenn man sie so heißen will, gestattet haben, und daß es nur dann eine Rohheit genannt werden könne, wenn Verse von drey und vier Hebungen mit einander verbunden werden. Dieses Alles hat der Herausgeber nicht gewußt oder wieder vergessen, was im Resultat auf Eines herauskommt. Daher überall das Streben, solche Verse zu kürzen. Da sich weiter unten bey Besprechung der einzelnen Stücke eine bessere Gelegenheit darbieten wird, so dürften aus einer Fülle von Beyspielen einige wenige hier genügen. VII, 371. 372. läz sie hin vliezen, [sie sol] der bôsheit niht geniezen. Durch die Klammern sollen die beyden, schwer zu entbehrenden Worte sie sol ausgeschieden werden. Mit einer leichten, in den mit k bezeichneten Handschriften angedeuteten Aenderung sind beyde Zeilen mit vier Hebungen also zu lesen: lấz síe híne vlíezen, sie sól ir bốsheit níht geniezen. — VII, 905. werfen in [des] wâges ünde; hier darf des ohne

Bedenken stehen bleiben und die folgende Zeile ist zu lesen: sús válten ín sîn sü´nde. — IX, 437. 408. ich wá´nté, ir dés niht pflæ´get, daz ír bî ándern wí´ben læ´get, so muß mit vier Hebungen gelesen werden, während der Herausgeber daz ingetilgt wissen möchte. — XVI, 435, 436. mit gánzen tríwen sôgár (oder bloß sô) veréinet. sí hât víl nâch mír gewéinet; sô gar sollten durch die Klammern ganz entfernt werden. — XLVII, 35. 40. mit zü´bte spréchen únde ní´gen, hlúpfen, rótten únde gí´gen; so lesen alle Handschriften, während der Herausgeber die beyden und, wie er statt unde setzt, in eckichte Klammern einschließt. — LXVIII, 286. 287. únde swæ´rest mir mú´n gemüete? der líebe gót dich mír behü´ete; das bezeichnende mir in der zweyten Zeile soll ebenfalls entfernt werden.

Ein weiterer Gegenstand des Anstoßes waren für den Herausgeber die fehlenden Senkungen. In der Einleitung zum ersten Bande zwar scheint er das Gesetz oder vielmehr die Freyheit, wonach zwischen zwey Hebungen, deren erste dann aber langsylbig seyn und einen betonten Vocal enthalten muß, die Senkung fehlen darf, anzuerkennen, in der Praxis aber nicht. Dieses beweisen die unzähligen Versuche, durch Einschiebung von Flickwörtern; dô, dâ, nû, ie, vil u. s. w. (als wenn an derley unausstehlichen, nichtssagenden Einschiebseln in der Mehrzahl der altdeutschen Dichtungen nicht ohnehin schon des Ueberflußes genug wäre!) die fehlende Senkung zu ersetzen und auf diese Weise warscheinlich die Verse fließender und lesbarer zu machen. Freylich bilden solche fehlende Senkungen für den Vorleser eine Klippe, deren Umgehen Kunst und Uebung erfordert. Aber gerade hierin liegt die Lichtseite der epischen Reimpaare. Dem ächten Dichter nämlich ist durch diese Freyheit der Bewegung die Macht in die Hände gegeben, trotz dem, im Vergleich mit dem Formreichthum der romanischen Völker etwas beschränkten epischen Versmaße, das in den Händen weniger Begabter leicht zum eintönigen Geklapper wird, nach Gutdünken seiner Rede Leben, Kraft und Nachdruck zu verleihen, indem er die Verse so zu lesen zwingt, wie sie ihm vor der Seele geschwebt haben. In dieser Beziehung hat der Herausgeber oft und schwer gefehlt. Dadurch, daß die Einschiebsel durch runde Klammern jedesmal als sein Eigenthum gekennzeichnet werden, ist nichts besser gemacht, jedenfalls die alle Augenblicke bereitete Störung des Genußes nicht gehoben. Auch hier aus vielen Beyspielen nur einige. VII, 370. an des (tiefen) meres grunt: lies án dés méres grúnt. Ebendas. 373 nû tuo (ie) swaz dir gevalle; hier dürfte ir nicht stehen bleiben, selbst wenn es in Handschriften überliefert wäre. Ebend. 628. daz ich des wages (ie) genas; lies: daz ích des wâ´gés genas. — XVIII, 267. wurden (al) zehant bereit; lies: wúrdén ze hánt beréit; ebendas. 749. ouch (vil) rehte sagen mir: lies oúch réhte ságen mir. — Ebend. doch hân ich sie (nû) gesehen: lies dóch hâ´n ich sie geséhen. — Ebendas. 1758. wan der helt dâ (wol) genas: lies wán der hélt dá genas. u. s. w.

Auch in Bezug auf den Auftakt, der nicht nur ein- sondern zwey- sogar dreysylbig seyn darf, kommen vielfache Mißgriffe vor, und daß auf der Hebung zweysylbige Wörter mit langem Wurzelvocal ohne Anstand stehen dürfen, (was Lachmann zwar nirgends ausdrücklich mit Worten, wohl aber in der Praxis stillschweigend zugibt), wurde ebenfalls häufig übersehen, daher in beyden Fällen zu theils unnöthigen, theils unmöglichen Kürzungen Zuflucht genommen.

Ueber die Grundsätze, die den Herausgeber bey seiner Arbeit geleitet haben, gibt er keine nähere Auskunft. Die der Lachmannischen Schule sind es, wie der Augenschein lehrt, nicht. Daß er aber mehr als bloße Textabdrücke, daß er eine Bearbeitung zu geben die Absicht hatte, beweist das Umschreiben von fast sämmtlichen Stücken in die mittelhochdeutsche Sprache des XIII. Jahrhunderts. Dieß berechtigt uns, seine Leistung mit einem höhern Maaßstabe zu messen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juni.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Gesammtabenteuer.

(Fortsetzung.)

Der erste Grundsatz bey kritischer Bearbeitung altdeutscher Dichtungen ist genaue Erforschung nicht nur des Versmaßes sondern namentlich und hauptsächlich des Reimes. Ist dieses schon bey nach Alter und Heimath bekannten Dichtern das erste Erforderniß, um wie viel mehr bey Dichtern, wo man keines von beyden, ja meist auch nicht einmal den Namen kennt? Der Reim ist das einzig sichere und untrügliche Mittel, über Sprache und Mundart, Zeit und Gegend der Entstehung, so wie über die Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Dichters und Gedichtes ins Klare zu kommen, indem er allein der Willkühr und Neigung der Abschreiber, alles was ihnen unter die Hände kam, in ihre Sprachformen umzukleiden, feste Schranken setzte. Wir finden nicht, daß der Herausgeber dem Reime diese nothwendige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Er würde sonst gefunden haben, erstens: daß die hundert Erzählungen, die den Inhalt der Gesammtabenteuer bilden, ihrer Entstehung nach einen Zeitraum von 100 — 130 Jahren umfaßen, und daß zweytens fast die Hälfte derselben in Mitteldeutschland entsprungen ist; woraus sich mit Folgerichtigkeit ergibt, daß, weil die Sprache in einem Zeitraume von 100 und mehr Jahren mächtigen Veränderungen unterworfen ist, und die mitteldeutsche Mundart von der hochdeutschen in wesentlichen Punkten abweicht, jedem Gedichte eine besondere Behandlung und Bearbeitung, je nach Zeit und Ort, zu Theil werden mußte, nach den Grundsätzen echter Kritik, deren Ziel die Wahrheit ist. Statt dessen kleidet der Herausgeber, wie schon oben bemerkt, mit wenigen Ausnahmen fast alle Gedichte der Sammlung in Eine selbsterfundene (nicht einmal nach guten, alten Mustern gemachte) mittelhochdeutsche Uniform, ohne sich um Alter und Heimath viel zu bekümmern oder zu merken und fühlen, wie sehr sie in vielen Fällen einer Zwangsjacke gleicht.

Von der Conjekturalkritik ist der Herausgeber ebenfalls kein Freund. Lieber läßt er häufig Unsinn stehen, ehe er gegen die Handschrift eine leichte und naheliegende Aenderung versucht. Diese Aengstlichkeit ist indessen nicht ganz ohne Grund, da ihm, wie wir gesehen haben und noch weiter sehen werden, hie und da das Unglück passiert, Fehler zu erblicken, wo eigentlich gar keine sind.

Bey Gedichten, wo mehrere Handschriften zu kritischer Textbehandlung nicht bloß aufforderten, sondern nöthigten, macht man hie und da die überraschende Wahrnehmung, daß der Text bloß nach Einer Handschrift abgedruckt, und unzweifelhaft echte Stellen aus den ältern und bessern Handschriften oft nur in den Lesarten mitgetheilt werden, gerade wie es bey den „Minnesingern“ mit der Weingarter und Heidelberger Hs. Nr. 357 u. a. m. geschehen ist. Auf den in letzterer Beziehung erhobenen Vorwurf hat der Herausgeber seiner Zeit damit geantwortet: daß er eigentlich bloß die Pariser Hs. habe wiedergeben wollen, wobey dann die übrigen allerdings nur in den Anmerkungen berücksichtigt werden konnten. Wie nichtig nun diese Entschuldigung auch ist, so kann man sie am Ende sich noch gefallen lassen. Wir waren aber begierig, in Bezug auf das oder die Gesammtabenteuer (man weiß gar

nicht, ob das Wort alt- oder neudeutsch zu betrachten ist), wofür keine Hs. von der Bedeutung der Pariser vorlag (denn die Heidelberger Nr. 341 enthält mehr schlechte und überarbeitete, als gute Texte) die Rechtfertigung des beobachteten Verfahrens zu vernehmen.

Um für die vorstehenden Behauptungen die Beweise nicht schuldig zu bleiben und auch zur Abwehr des etwaigen Einwurfes, daß Tadeln leichter sey als Bessermachen, folgen hier zu einer Anzahl einzelner Erzählungen vielfache, theils auf kritische Grundsätze, theils auf unbenützte Handschriften gestützte Verbesserungen, so wie mancherley Untersuchungen und Bemerkungen über Sprache, Alter und Heimath derselben, wodurch wir den Herausgeber sowohl als die Leser dieser Blätter zu überzeugen hoffen, daß keinerley Animosität und Tadelsucht unser Urtheil geleitet hat, sondern daß wir mit dem wissenschaftlichen Ernst, der nur die Sache, nie die Person im Auge hat, und nicht unvorbereitet diese Recension unternommen haben.

Um gleich mit Nr. I. anzufangen, so hat der Herausgeber auffallender Weise übersehen, daß das Gedicht von Adam und Eva (es hätte eigentlich nach der alten Aufschrift so wie nach Zeile 417 „Adams Klage“ genannt werden sollen), das hier nur nach einer Hs. — der Heidelberger Nr. 341 — mitgetheilt wird, sich außerdem noch in mindestens sechs Hs. erhalten hat. Es ist dieß recht Schade, schon weil dadurch eine prächtige Gelegenheit entgangen ist, das Quellenverzeichniß um eben so viele Numern vermehren zu können. Ob er dieselben auch verglichen und dem Texte zu Nutzen gemacht oder nicht, wäre jedenfalls eine Nebensache gewesen.

Schon im J. 1839 hat Vilmar in seiner trefflichen Abhandlung über die Weltchronik des Rudolf von Ems (Marburg 4.) S. 30 ff. nachgewiesen, daß sich in einigen Hs. (der Fuldaer, Weimarer, Kasseler, einer Stuttgarter, Wolfenbüttler und Heidelberger), welche die echte Rudolfische Chronik mit Zusätzen enthalten, nach der Erzählung des Sündenfalles eine eingeschobene Legende von ziemlicher Ausdehnung (372 Zeilen) finde, die nach dem Sündenfalle von Adam und Eva versuchte, aber von dem Teufel gestörte Buße darstellend. Vilmar theilte einige Zeilen mit, woraus deutlich zu ersehen war, daß diese Legende gerade die „Adamsklage“ sey, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Ein- und Ausgangszeilen fehlen, die allem Anschein nach, schon des ungefügen Versbaues wegen, erst später hinzugedichtet wurden. Auf den Grund dieser Hs. hätte sich ohne Zweifel ein ganz erträglicher Text herstellen, jedenfalls aber Reimungethüme, wie Z. 353. sich: lêch u. s. w., vermeiden lassen. Die Hs. der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek, die einzige, die mir im Augenblicke zu Gebote steht, gehört zwar keineswegs zu den guten; dennoch getrauten wir uns mit ihrer Hilfe eine leidliche Bearbeitung herzustellen. Die etwas abweichenden Schlußzeilen will ich daraus hier mittheilen in der Schreibung, wie sie nach Hs. und Reim dem Verfasser, dessen Heimath, wie schon Vilmar bemerkt hat, Thüringen war, ungefähr gemäß ist.

Got liez Evam erbarmen sich.
zwelf engel hêrlich
sante er ir ze helfe dô.
des wart si von herzen vrô,
dô si die grôzen gnâde vant.
si bereite sich zuhant
zu gebern nâ wîpkeit site,
dâ si vil lutzel kunde mite:
wan siz nie mê hete getân.
Sant Michel wîset si ez an
und sprach mit lêre: ‘alsô tu’,
und half ir mit der hant dar zû,
und ander engel, als got gebôt,
hulfen Even ûz der nôt.
unsers herren gûte wart dô schîn:
ich wêne daz nie keiserîn
sô hêrlich ammen ie gewan.
sant Michel trôste si san,
er sprach: ‘du solt sêlich sîn,
Evâ, von dem wirte dîn.
den hât got sô gût erkant,
daz er uns hât zu dir gesant:
er hât gestillet sînen zorn.’
dô wart ein schônez kint geborn,
daz wart geheizen Câin.
daz stûnt ûf unde lief dâ hin
und brach ein grûnez krûtelîn,
daz brâhte ez der mûter sîn.
nâ Câin wart ouch sâ

geborn ir dochter Calmanâ,
die bî Câin kint genûg
in den selben ziden trûg
und wahsender geslehte vil.
nâch der antreite zil
Evâ noch einen sun gewan,
der hiez Abel. der reine man
der vihes und der schâfe pflag.
daz was sîn fûre und sîn beiag.
Câin der was ein ackerman,
dâ mite er kornes vil gewan,
mit dem er sich betragte
und sine zil bejagte.

Daß diese Legende noch lange im Munde des Volkes gäng und gäbe war und ihre Trümmer auch nach der Reformation noch hervortauchten, hat Vilmar a. a. O. S. 32 nachgewiesen.

Zu Sibots Frauenzucht (Nr. III.) verzeichnet der Herausgeber vier Handschriften, nämlich die Heidelberger, Dresdener, Königsberger und den Koloczaercoder. Von diesen hat er bloß die drey erstern benützt, nicht aber den letztern, der, recht zum Beweise, daß diese Hs. nicht von der Heidelberger abgeschrieben ist, einen ganz abweichenden, mehr mit den Uebrigen stimmenden Text enthält. Von der im Liedersaal Bd. I. Nr. 42 abgedruckten Erzählung verwandten Inhalts: „die zeltende Frau," wird mit Recht bemerkt, daß sie eine ganz andere Darstellung gebe: daß aber Sibots Gedicht im zweyten Bande des Liedersaals unter Nr. 148 und der Aufschrift: Vom Zornbraten" mitgetheilt ist, hat der Herausgeber übersehen. Damit ist jedoch insofern kein Nachtheil verbunden, als er auch mit allen fünf Handschriften dennoch keine Bearbeitung gewagt haben würde. Freilich wäre eine solche bey der auffallenden völligen Verschiedenheit aller Texte untereinander eben so mühsam als schwierig. Trotzdem ist kein Zweifel, daß mit Hilfe eines besonnenen kritischen Verfahrens etwas ganz Anderes und Besseres gewonnen werden könnte, als der Text ist, den der Herausgeber mit geringen Veränderungen aus der Heidelberger Hs., der in diesem Falle vor den andern lediglich kein Vorzug gebührte, hat abdrucken lassen. Als Beyspiel, wie das Gedicht sich unserer Meinung nach ungefähr herstellen ließe (wir sagen ungefähr, denn bey so bedeutenden Abweichungen ist es unmöglich, die verschiedenen Texte aus den Lesarten herauszuklauben), mögen hier ein paar zufällig ausgehobene, auf den Grund aller Hs. bearbeitete Proben stehen, von denen wir hoffen, daß ein Vergleich mit dem gedruckten Texte nicht zu ihrem Nachtheil ausfallen werde. Zeile 30 — 93:

Nu hœret fürbaz ditz mære
und vernemt ez algelîche.
ez was ein ritter rîche,
der het alles des genuoc,
des diu erde ie getruoc
als man von mangem sprichet
dem nihtes gebrichet:
des hete er alles sîn teil.
frou Sælde hete ouch ir heil
sô gar an in gewendet,
daz er was ungepfendet
der êren unt des guotes.
er was ouch senftes muotes,
daz schein an sînem wîbe wol,
als ich iu bescheiden sol.
er hâte daz ergeste wîp,
daz ie gewan deheinen lîp.
sprach er ein wort wider sie,
des versweic sie im nie,
sie spræche zehen oder mêre.
daz muote in dicke sêre.
swaz er wider sie gesprach,
daz was ir zorn und ungemach,
daz sie bal unde schalt.
des ir rucke dicke engalt,
daz nam sie lützel tûre
ir næhsten nâhgebûre
hâten daz an ir erkorn,
sô übelez wære nie geborn.
swie vil heselîner gerten
ir rucke zerberten,
buochin oder eichen,
die erkundens nie geweichen,
daz sie wolte guot sîn.
daz wart an mangen dingen schîn.
swenne nôthafte liute,
als noch beschicht hiute,
bâten der herberge,
die enpfienc sie mit erge.
swenn ers behalden wolde

sô sprach sie, er ensolde;
swen er hiez dannen gân
den hiez sie dâ bestân;
Swes er niht enwolde
daz tet diu unholde,
und swaz er gerne hête gesehen
daz lie sie niemer geschehen.
diz wonte ir alsô lange mite
daz er erkande wol ir site.
Der strît werte, daz ist wâr,
under in wol drîzic jâr.
si bleip von im unbetwungen
unde was ouch mit ir zungen
weizgot vil unversunnen.
in der zît sie gewunnen
bî einander eine tohter.
der vater der enmoht'er
mit allen sînen sinnen
nie niht angewinnen,
daz si die site wolde lân
si wolde nâch der muoter stân.
der übele unt der erge,
der bôsheit unt der kerge,
die der muoter wonten bî,
der het diu tohter mê dan drî.
si was übel unde arc,
dâ bî schœne unde starc,
und was des niht entwildet:
got hete si gebildet
zeiner schœnen juncfrouwen,
swer si mohte schouwen
den dûhte si vil müetlich
und an rede ungüetlich.
Ouch was si zuo ir jâren komen,
daz si wol man möht hân genomen.
swer aber ir erge vernam,
vil ungerne erz ane kam,
daz er immer torste biten
durch ir übellîchen siten.
si bleip bî ir vater, daz ist wâr,
volleclîchen zweinzic jâr,
daz ir nieman gerte,
wan ir kriec ze lange werte.
'Tohter, dîner muoter site
wonent dir ze lange mite',
sprach der vater eines tages. u. s. w.



Zeile 531 — 564:

Dô stuont si ûf und wolde dan.
dô griffen si zwêne knehte an
unde wurfen si dar nider.
an sîn mezzer greif er sider,
daz hâte einen scharfen ort,
dâ mite sneit er ir dort
in ir diech durch daz hemde
(lachen wart ir fremde)
ein wunden tief unde lanc.
daz liet, daz si die wîle sanc,
daz machte ir herze unvrô.
den einen brâten er dô
hâte in sîner huote
und welget in in dem bluote
und warf in für si in ein vaz.
'hie von sît ir alsô laz
gewesen vil manic jâr:
daz ich iu sage, daz ist wâr'.
si lac under im und kar,
si sprach 'daz ist ouch, daz mir war.
desn werte ich an mir selben niet,
swelch tiufel mich ê beriet!
si begonde sêre weinen.
'vrowe, ir habt noch einen
an dem andern beine'.
'nein, here, der ist kleine,
der wirret mich sô sêre niht
sô dirre, den man hie ligen siht.
der hât den schaden getân.
swaz ich noch zornes hân
lât den andern ungesniten:
ich wil haben guote siten.'
Dô sprach diu tohter wolgemuot
'ich sage iu, herre, waz ir tuot.
ich weiz des die wârheit
daz man grôze arbeit
an dem einen verlür.
kæme der ander niht herfür.
snîdet ûz den zornbrâten:
er môhte alsô gerâten
daz er gewünne jungen:
sô wære uns misselungen. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juni.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## Gesammtabenteuer.

(Fortsetzung.)

Zeile 470 ist, vieler anderer Stellen hier zu geschweigen, Isengart zu lesen für Isenhart, was bekanntlich kein weiblicher sondern ein männlicher Name ist.

Die Treue, der häufige Gegenstand des Lobes und Preises bey den deutschen Dichtern, wird verherrlicht in der Erzählung Nr. VI, deren französische oder vielmehr flandrische Herkunft unzweifelhaft, deren unmittelbare Quelle jedoch kaum, wie der Herausgeber anzunehmen scheint, der aus 20,000 Alexandrinern bestehende Ritterromane vom Herzog Herpin von Bruges und seinem Sohne Lyon ist. Dieser gehört allem Anscheine nach in das Ende des XIII. oder Anfang des XIV. Jahrhunderts, während das deutsche Gedicht, in Reim und Vers sehr rein und ausgebildet, früher entstanden seyn muß. Rein können die Reime aber nur dann genannt werden, wenn man die häufigen Abweichungen von der mittelhochdeutschen Sprache und Reimkunst als das nimmt, was sie wirklich sind: als Eigenthümlichkeiten, wie sie der Mundart des Verfassers, der kein Alemanne, Schwabe oder Bayer ist, gemäß waren. Dieses zugestanden sind die Reime aber tadellos. Daß seine Heimath in Thüringen, Meißen oder vielleicht noch nördlicher zu suchen ist, lehren, neben der überaus häufigen Abwerfung des auslautenden — n beym Infinitiv und wohl auch sonst noch (vergl. über diese besonders der thüringischen Mundart früher und jetzt noch anklebende Eigenthümlichkeit Grimm's Grammatik I., 387. 931.) Reime wie 287. 88. 363. 64. hêren (für herren): êren; 75. 76. künden: vründen (f. vriunden); 293. 94. entrûwen (f. ertriuwen): bûwen; 325. 26. bite; mite (f. miete); 111. 112. nân (f. nâhen): stân; 457. 58. nâhte (f. nâhete): drâte; 631. 32. versân (f. versâhen): stân; 234. hie: zie (= zien, bekanntlich die niederdeutsche zusammengezogene Form für ziehen, wonach der Vers so zu lesen ist: du solt zuo einem rîchen zie *); ferner 549. 50. mie (niederdeutsch für mir): hie, und 473. 74. liez: miez (= mieez = mir ez). Aus diesen Beyspielen allen, namentlich den beyden letztern dürfte die nieder- oder doch mitteldeutsche Heimath des Dichters deutlich zu erkennen seyn. Und damit war auch der Weg, d. h. die Art und Weise vorgezeichnet, welche bey der Bearbeitung dieses Gedichtes eingeschlagen und befolgt werden mußte. Denn der frühere Aberglaube, es habe im XIII. Jahrhundert in dem Umfange wie jetzt unter den Gebildeten in Deutschland eine allgemeine hochdeutsche Schriftsprache bestanden, wurde aus Urkunden und andern schriftlichen Denkmälern schon längst siegreich widerlegt. Wo die Mundart aus den Reimen so deutlich sich erkennen läßt, muß sie auch nothwendig außer dem Reime in ihrer vollen Ursprünglichkeit gewaltet haben, und es ist vom Uebel und deutet auf Mangel an Einsicht oder auf Eigensinn, solcher Nöthigung

*) Auf diese Weise ist auch der ungethüme Vers 803 zu bessern: ir liezet mich ûz dem miste zie. Von iu muoz ich in vreuden sîn.

zum Trotz bey Bearbeitung altdeutscher Poesien immer noch im alten Geleise fortzufahren. Das ist wirkliche Sprach- und Textfälschung, über welche diejenigen, welche es freylich über den buchstäblichen Abdruck von allerley alten Schwarten noch nicht hinausgebracht haben und es allem Anscheine nach nie bringen werden, zu schreyen mit Recht Ursache hätten.

Das einzige Zugeständniß, zu welchem sich der Herausgeber hat bewegen lassen, besteht in der Schreibung here für herre. Alle übrigen Fingerzeige hat er keiner Beachtung werth gehalten, und das Gedicht, dessen Sprachformen in der einzigen erhaltenen Handschrift dem Ursprünglichen gewiß viel näher stehen, in das gewöhnliche Mittelhochdeutsche umgeschrieben, ja sogar statt garzun, wie es in der Hs. immer geschrieben ist, regelmäßig die unerhörte Form garzuon gesetzt, die bey allen Dichtern z. B. Hartmann, Wolfram, Gottfried, Wirnt, Nibelungen u. s. w. stäts garzûn lautet. Auch sonst sind in Bezug auf den Text der Verderbniße und metrischen Unmöglichkeiten viele stehen geblieben, die bey einiger Ueberlegung und Aufmerksamkeit leicht zu entfernen und zu verbessern waren. — Hier nur Einiges. — 6. lies: in trûwen und daz zebrechen. — 22. swenn. — 56. Was àn a. s. [ohne dâ). — 62. 163. ir gelîch. — 77. dunket ez si danne guot? — 97. trûgen die brieve. 106. ich wils. — 108. waz ob. — 125. sûfte. — 128. daz ich? — 164. den zehenteil. — 165. ichn w. wiez. — 196. unde hulfe im etswa mite (:rite). — 207. zer sîten. — 211. vor sîner m.? — 222. dehein (die Hs. deheine). — 274. ze schande. — 283. rehtez. 316. sô hân ichz hie gar bœse. — 372. und alsô rehte. — 374. wart her für g. — 380. sô. — 416. der tôte. — 417. 18. gote (:bote). — 482. deheinen. — 487. 88. aleine : gesteine. 501. ich wæne, ir tobet. — 517. tages oder morgens zu tilgen. — 613. hæte. — 648. von ir r.

„Das Auge“ (Nr. XII) hat, ohne sich durch hervorragenden Werth auszuzeichnen, doch den Vorzug einer schlichten, einfachen und gefälligen Darstellung, und gibt sich durch tadellosen Versbau und Reim als ein Gedicht aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts zu erkennen. Ausdrücke, wie wesereht: sommersprossig, ran: schmächtig, hager u. a. m. weisen auf die Schweiz oder das Elsaß. Der Text ist aus den beyden Handschriften ziemlich lesbar hergestellt, bedarf indessen doch noch hie und da der Nachhülfe. — 5. zen besten. — 8. sîn prîs mit volge üb. — 13. ein mit L zu tilgen. 15. schoener. statt der verdorbenen elsäßischen, dem XIV. Jahrh. angehörigen Form -re, ist überall -er herzustellen. — 19. unminneclich. — 27. 28. nach solde ein Komma, nach wolde ein Punkt. — 29. erzöugte. 35. als si imz bot, mit L. — 41. willic. — 45. dekeiner. — 48. wonten Wunsches wunder mite. — 53. und. — 54. dewederez. — 55. geim andern. — 60. vil darf unbedenklich stehen bleiben. — 61. solhen. — 62. müesten mit LSt. — 66. danne. — 69. und. 75. wît ist hier besser zu streichen. — 77. 78. mit L umstellen. — 87. 88. mit einem libe besigelet, unde in ir herze verrigelet. — 98. àn. — 111. leider muß stehen bleiben und als Auftakt gelesen werden. — 116. nach man kein Komma. — 119. zer h. — 122. im. — 136. dinge. — 146. iezuo. — 163. und. — 167. denne. — 176. im. — 182. vrowe. — 188. das eingeschobene dâ ist ganz unnöthig. — verjehen. — 204. halp oder halbe. — 205. als. 229. vrowe-im. — 235. und. — 259. 268. als. — 264. im. — 278. gewilliclîch, en widerstrît.

Eine der schönsten Erzählungen, dem liebewarmen Herzen eines ächten Dichters entsprungen, ist unstreitig „der Schüler von Paris“ No. XIV. Leider hat sie sich nur in drey sehr bedeutend von einander abweichenden Handschriften, in der einen sichtlich, wenn auch nicht ganz ohne Geschick, ausgesponnen und erweitert, in den beyden andern über Gebühr abgekürzt, erhalten *). Wenn irgendwo,

*) Die Wiener Handschrift 2885, und nach ihr auch die Insbrucker, enthalten, der Ueberschrift nach zu urtheilen, unter Nr. 27. ein Gedicht desselben Inhalts, doch ohne Zweifel in anderer Bearbeitung, wie aus den in Hoffmanns Verzeichniß der Wiener Hss. S. 96 mitgetheilten Anfangszeilen zu ersehen ist, was der Herausgeber selbst auch hätte finden können.

so war hier Gelegenheit und Aufforderung gegeben zu einer besonnenen, von richtigem Takt und Gefühl geleiteten kritischen Behandlung, deren Schwierigkeiten allerdings groß genug, doch wie wir glauben, nicht unüberwindlich sind. Jedenfalls wäre dieses Gedicht, das gewiß noch im XIII. Jahrhundert, und zwar nach mancherley, trotz der Ueberarbeitung und sonstigen Verderbniß noch erkennbaren, Spuren in Thüringen entstanden ist, der Mühe eines solchen Versuches werth gewesen. Doch liebt der Herausgeber, wie wir wissen, dergleichen Wagestücke nicht und zieht die breite, zugleich bequeme und ungefährliche Heerstraße jenem mühsamen Wege vor. Deßhalb ist denn auch hier, wie fast immer, der Text nur nach der Einen erweiterten Handschrift abgedruckt (wahrscheinlich nach dem umgekehrten kritischen Grundsatze: je mehr Verse, desto älter und ächter!) und die Lesarten der beyden übrigen werden als unnützer Ballast hinten nachgeschleppt. Eine Bearbeitung und Herstellung hier zu geben, wäre nicht wohl möglich; sie würde einen bedeutenden Aufwand von Mühe und Zeit und überdieß einen größern Raum erfordern, als wir für diese Anzeige in Anspruch nehmen dürfen. Vielleicht findet sich später einmal Gelegenheit, diesem Gedichte diejenige Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden, die der Herausgeber ihm zu widmen für überflüßig gehalten hat.

Der „Gürtel“ oder „Borte“ (Nr. XX), von Dietrich von der Glatz für Wilhelm von Weidenau gedichtet und von dem Punzinger geschrieben (die Schlußzeilen können nur so zu verstehen seyn), ist eine Erzählung von zwar bedenklichem Inhalt und höchst verwerflicher Moral, aber dennoch stellenweise von hoher dichterischer Schönheit. Die Sprache besteht, wie die ungenauen, auch sonst von den mittelhochdeutschen Gesetzen abweichenden, häufig unkünstlichen Reime lehren und des Dichters Geburtsort erwarten läßt, aus einem Gemisch von österreichischer und schlesischer Mundart. Der Verfasser muß, nach Reim und Versbau zu schließen, denen man den Verfall der Kunst schon deutlich anmerkt, gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts gelebt haben. Die vielen französischen Ausdrücke, so wie der nach Brabant verlegte Schauplatz des Gedichtes, lassen auf einen längern Aufenthalt des Dichters in dieser Gegend schließen. Daß er das Original davon auch von dort mitgebracht habe, ist nicht nothwendig, ja nicht einmal wahrscheinlich. Der Held ist ein schwäbischer Ritter, und wie stark im XIII. Jahrhundert der Zug des deutschen Adels nach Flandern und Brabant war, um dort französische Sprache und Sitte zu lernen, ist bekannt genug. Dieser Einfluß macht sich daher auch hier in der ganzen Darstellung geltend, ohne daß man nöthig hat, ein romanisches Vorbild anzunehmen. Der Herausgeber hat sich auch hier wieder vor Anwendung auch der behutsamsten und leisesten Kritik gehütet. Wir gehören zwar keineswegs zu Denjenigen, die bey Bearbeitung von Dichtungen aus späterer Zeit ein allzugewaltsames Verfahren namentlich in Bezug auf die Metrik billig oder gar gutheißen; aber wenn, um nur ein Beyspiel zu geben, Z. 858. kus im Reime auf buoz, für welche Reimbindung im ganzen ziemlich umfangreichen Gedichte kein analoger Fall zu finden ist, stehen bleibt, während eine Aenderung desselben in gruoz gewiß unbedenklich gewagt werden durfte, so ist die Aengstlichkeit oder Nachläßigkeit doch sicher zu weit getrieben. Einer solchen Halbheit wären am Ende bloße Handschriften-Abdrücke noch vorzuziehen, so entschieden dieselben in allen Fällen, wo zwey oder mehr Hss. vorliegen und zur Bearbeitung auffordern, zu verwerfen sind *).

*) Hier eine gelegentliche Bemerkung. Wenn man Denjenigen, die sich auf Lieferung nackter Textabdrücke verlegen und über alle, welche nicht zu ihrer Zunft gehören, als Textmacher und Textverfälscher ein Geschrey erheben, Glauben schenken dürfte, so läge ihrem Verfahren entweder eine unbegränzte, heilige Scheu vor dem überlieferten Buchstaben, oder aber die höchste und strengste und daher nur von wenigen bevorzugten Geistern zu erfüllende Anforderung an die Kritik zu Grunde. Bey näherem Zusehen sind indeß die bestimmenden Ursachen ganz anderer Natur, d. h. entweder Trägheit, oder das Bewußtseyn der Unfähigkeit, oder im günstigsten Falle eine geheime Eitelkeit, die sich nach dem Grundsatze: si tacuisses etc. ängstlich vor jeder Blöße fürchtet, die bey dem Bewegen auf unsicherm Boden etwa zu Tage treten könnte.

Nr. XXI. die Erzählung vom „Häselein“ hat sich nur in einer einzigen Handschrift, der Straßburger, erhalten, wo sie auf Bl. 53 — 59 als Nr. 24. (nicht 5.) steht. Daraus hat sie Chr. Müller in dem seltenen dritten Bande seiner Sammlung S. XXI — XXIII Nr. V. abdrucken lassen. Mit diesem Abdrucke begnügte sich der Herausgeber, nicht bedenkend, wie ungenau und unzuverläßig alle die Texte sind, welche Bodmer, Müller und Andere im vorigen Jahrhundert herausgegeben haben. Es ist kein Zweifel, daß auch hier eine Vergleichung der Hs. manche Verbesserung würde ergeben haben, wozu man jetzt nur mit Mühe oder gar nicht gelangen kann. Das Gedicht hätte solche Sorgfalt wohl verdient, denn es ist anmuthig erzählt und gewiß noch im XIII. entstanden. Die Heimath des Dichters muß, wie mir scheint, im Elsaß gesucht werden. Dahin weist nicht nur die erste wörtlich aus dem Tristan entlehnte Zeile: „Trib ich die zît vergebene hin“ (Maßmanns Ausg. 3, 1), sondern auch Ausdrücke, wie sie sonst nur Gottfried gebraucht, z. B. bickelstein, Würfelstein. Z. 91. (vergl. Tristan: bickelwort 118, 1); inâ Z. 443. 447. (vergl. Tristan: 337, 17) u. a. m., und Reime wie Z. 37. got: gejagôt; 84. iu: siu; 76. sint (: kint), Z. 163. hânt (: gemant) für sît, habet.

Hier einige Vorschläge zu Verbesserungen des Textes, des Versmaßes und der Interpunktion, die sehr verwahrlost ist und häufig ganz fehlgreift. Bey der ersten Zeile sind die Anführungszeichen, wodurch sie unverständlich wird, zu streichen, indem sie offenbar eine Reminiscenz aus Tristan und kein Citat ist. Z. 3. bedarf gewiß der Besserung, die vielleicht die Hs. auch wirklich bietet. — Z. 9. ist entweder disse, oder diser rîme ende zu lesen. — 17. sô wolte ich? — 23. 24. mit milte und ouch mit vrumkeit; reit Dô meneclich sîn korn sneit, so verlangt es das Versmaß. — 27. mit zu streichen. 37. reht, weiz got. — 41. 42. sind mit 4 Hebungen zu lesen. — 42. betrahte. — 44. im. — 50. des wart sîn muot in ein geholt: dieser Vers ist vollkommen richtig und es bedarf keiner Aenderung, am allerwenigsten einer so unverständlichen wie die vorgeschlagene. Der Sinn ist: durch das Häslein, womit er die Gunst seiner spröden Geliebten zu gewinnen gedachte, ward sein Muth, sein Selbstgefühl geweckt und erhöht; vergl. Wigalois 202, 40: hie ist diu âventiure geholt u. öfter. — 52. mit alsolhem dinge? — 53. wol ist ein ganz überflüßiges Einschiebsel.

(Fortsetzung folgt.)

---

Einen Fall gibt es allerdings, wo bloße Abdrücke nicht nur zuläßig, sondern sogar geboten sind, nämlich bey den althochdeutschen Sprachdenkmälern, zum Theil auch bey den mittelhochdeutschen, welche über die Zeit, in welcher die kunstmäßige Ausübung der Poesie nach bestimmten Regeln in Aufnahme gekommen ist, hinaufreichen. Auch bey Bruchstücken schon bekannter oder unbekannter Dichtungen, die man dem Untergange entreißen und für spätern Gebrauch sichern möchte, ist ein buchstäblicher Abdruck entschuldigt, falls er ohne Anmaßung und (wenn nicht etwa der innere Gehalt und tiefere Bezüge dazu auffordern) ohne Raumverschwendung durch unnöthige Anmerkungen geschieht. In allen andern Fällen verlangt und gebietet der heutige Stand der Wissenschaft, welchem mit der Lieferung rohen Stoffes und verderbter Sprachformen nicht mehr gedient ist, bey Herausgabe von Poesien wenigstens kritische Behandlung. Denn darüber herrscht unter den Einsichtsvollen längst kein Zweifel mehr, daß eine besonnene und gewissenhafte Kritik mehr Glauben verdient als ein ungebildeter Schreiber, welcher alte, vor 50, 100 oder 200 Jahren entstandene Gedichte in die Sprache seiner Zeit umgeschrieben und verändert hat. Wer diesen Anforderungen nicht genügen kann oder will, der würde besser thun, die Hand vom Tische zu lassen, indem seine Bemühungen der Wissenschaft weder an und für sich, noch auch dem Publikum gegenüber zum Nutzen und Frommen gereichen können. Texte aber, die der Mühe einer kritischen Bearbeitung nicht werth scheinen (eine hie und da gehörte Beschönigung!), sind in der Regel auch sonst nicht viel werth und würden unter zehn Fällen neunmal besser ungedruckt bleiben.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Gesammtabenteuer.

(Fortsetzung.)

55. lies entweder fürs rîches oder für rîchez l. — 56. sâzehant. — 59. dâ sîn str. — 70. er gruozte; si sprach „herre, saget. Die Kürzung von herre in her ist nur vor Eigennamen ꝛc. (z. B. her Kuonrât, her wirt) erlaubt. — 73. warz. 78. hæt ich. — 80. denne. — 89. in mînen schrîn. — 90. driu pfunt vingerlîn: hier liegt jedenfalls ein Verderbniß, und statt pfunt entweder punt oder bunt zu lesen, indem die Fingerringe kaum je pfundweis gerechnet wurden. — 96. ir. — 98. diu nemet? — 103. weder zu streichen. — 121. zer louben. — 125. schœne (= schœnez). — 134. in sînen himel. — 140. zuo im. — 141. mündel. — 142. nach gebôt ein Punkt. — 143. nach dô ein Fragezeichen. — 161. Si sprach ist einzuklammern oder zu tilgen. — 175. Dannoch wan zeinem m. — 179. im muß bleiben, aber kann getilgt werden. — 195. bübesche zu streichen. — 201. mit ir vil. 204. ir — 214. dazs ir m. w. n. — 215. und. tete: hete. — 223. hæte. — 230. umb. — 247. bete (: tete): — 253. ein maget. — 256. alss êdes was. — 258. megetlîchem. — 261. ir. — 270. hete mê? — 271. dis. — 278. in ir s. — 279. 80. mit vier Hebungen zu lesen; auf dem sin liegt besonderer Nachdruck. — 290. geben genügt vollkommen. — 291. vorteiles: im Voraus. 294. ir. — 306. zem b. 306. 7. nach versehen ein Komma, nach kint ein Punkt. — 316. ist dir. 318. sitzen? — 321. wart] wol? — 328. dazs ein. — 340. alsô wæn ich. — 345. und. — 346. der darf unbedenklich stehen bleiben. — 353. im. — 355. zuo. — 361. und bat die vrouwe ir m. — 376. woltz. — 416. dazs in. — 418. bete. — 419. benamen. — 421. dô werte er sich: ichn tuon sîn n. — 438. siu sprach ist zu streichen. — 440. 41. hæte — enhæte. — 442. grôziu. — 452. ist ein tadelloser Vers und es bedarf des Flickwortes dâ nicht. — 453. iezuo. 465. satte oder satzte. — 482. und ouch umbe ir k. — 486. 87. sa Und. — 500. wider oder heim zu tilgen? — 501. zuo ir k.

Zu dem bekannten Schwanke „der Sperber“ (Nr. XXII.) werden neun Handschriften verzeichnet. Darunter sind drey, nämlich die Wiener 2885 in Gräters Bragur 6, 155 — 167; die Laßbergische im Liedersaal 1, 223 — 232; die Berliner in Mone's Quellen und Forschungen 1, 134 — 145 längst gedruckt. Die Straßburger Hs. enthält vielleicht eine ganz andere Darstellung (er steht darin unter Nr. 5. Bl. 13 — 15: Ich wil üch sagen ein bispel: Graffs Diutiska 1, 314). Diese, sowie die Insbrucker Hs. und den Koloczaer Codex hat der Herausgeber nicht benützt. Der Letztere enthält, abermals zur Bestätigung unserer öftern Behauptung, einen von der Heidelberger Hs. völlig abweichenden Text, der am meisten und fast immer mit der zweyten Wiener Hs. Nr. 2931 (s. Hoffmanns Verzeichniß S. 133) stimmt und vermuthlich auch die sonst nur hier enthaltenen Eingangszeilen bietet. Und diese dürfen dem fast in allen Hss. gleichlautenden und auffallenden Anfang zufolge: Als mir ein mære ist geseit, fast nicht fehlen.

Dieses Stück ist eines der wenigen, wo sich der Herausgeber auf eine Bearbeitung eingelassen hat. Man kann aber nicht sagen, daß sie besonders wohl gelungen sey. Namentlich ist auf die übereinstimmenden Lesarten von Handschriften, deren Texte im Ganzen vielfach auseinander weichen und unter denen keiner von hervorragendem Werthe ist, viel zu wenig Rücksicht genommen. Wir glauben, daß durch sorgfältige Prüfung aller Handschriften ein viel lesbarerer und sauberer Text hergestellt werden könnte. Einige Stellen aus dem ersten Drittel des Gedichtes mögen zeigen, wie wir dieß ungefähr meinen.

Die zît sul wir vertrîben
bî wolgemuoten wîben.
swenne des niht mac gewesen,
dâ sol man singen unde lesen
oder sagen eteswaz
ze kurzewîle umbe daz:
ob ein man ihtes gedenke
daz in kein sorge krenke,
daz er sich trûrens mâze
und die wîle dâ von lâze.
Als ist ein mære mir geseit
für eine ganze wârheit,
niht für ein luge noch für ein spel.
ez ist hübesch unde snel.
ich sag iuz, man seite ouch mirz;
als irz gelernet, sô sagt ouch irz.

Ez was hie vor, als man seit,
ein klôster guot und wol bereit
erbûwen schône unde wol,
als von rehte ein klôster sol.
dâ wâren vrouwen inne,
die dienten gote mit sinne:
die alten und die jungen
lâsen unde sungen
ieslîchiu ir tagezît. *)
si dienten gote wider strît
sô si beste kunden.
si muosten ouch understunden u. s. w.

in wâren ir mündelîn sô rot,
swes si got gebâten,
ob siz mit vlîze tâten,
daz er niht enkunde
sô rôselehtem munde
betelîchiu dinc versagen u. s. w.

lîbes unde muotes:
si was ouch alles guotes
volleclîchen wol gewert,
des man an schoenen vrouwen gert,
wan daz ir eines gebrast u. s. w.

wan si was vil manegen tac
in dem klôster beliben
. . . . . .
und ahte niht umb ein hâr
ûf der werlte üppikeit.
si lebet in einvaltikeit
rehte nâch klôstersite.

Z. 83. lies beidiu lîp unde gewant. — 85. dô er ir kom sô nâhen. — 89. ich wolte. — 96. vogelîn = BHWL. — 97. sô gel = BHWL. — 98. sîn ougen schoene. — 101. sone wære kein gebreste dran. — 104. swelher (im Auftakt zu lesen) vrouwen ir ez br. — 113 ff. vrouwe, er ist mir veile und wirt iu wol ze teile, welt ir mir in gelten? — Z. 360. lies dazz = daz ez, nämlich das fiur.

Eine verwandte, jedoch ausführliche und hinsichtlich des versöhnenden Schlußes mehr mit der Erzählung vom „Häslein" stimmende Darstellung, von welcher in den altd. Blättern Bd. 1, 238 ff. und der Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 5, 426 ff. Bruchstücke abgedruckt sind, hat der Herausgeber unerwähnt gelassen.

Von den zu dem Schwanke vom jungen Mönch und dem Gänslein No. XXIII. bey den Lesarten verzeichneten vier Handschriften ist bloß eine einzige, die Heidelberger Nr. 341., benützt, die übrigen wie so oft bey Seite gelassen worden. Und doch wäre gerade hier eine Vergleichung aller Hss. dringend nothwendig gewesen, indem die äußere Form des Gedichtes, verdorben und vielfach überarbeitet, wie sie in dieser Hs. erscheint, das Alter desselben gar nicht erkennen läßt. Eine fünfte Hs. hat der Her-

*) Oder ze ieslicher tagezît. Was dafür der Herausgeber bietet, ist eine verwerfliche Vermischung beyder Lesarten.

ausgeber seiner Zeit zwar in Händen gehabt, aber nicht erkannt; wir meinen die Würzburg-Münchner Hs., wo das Mähre von dem Gänslein unter Nr. 45. mit der Ueberschrift: „Von einem closter" enthalten ist. Die Anfangs- und Schlußzeilen theilt er Bd. III. 768. 69. daraus mit, meint aber, es stimme mit Nr. XXII. (oben Sperber). Eine stillschweigende Berichtigung dieses Irrthums und zugleich den thatsächlichen Beweis, daß nur in dieser Hs. der ursprüngliche Text sich erhalten hat, wurde vom Unterzeichneten in der Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII, 95 — 105 geführt, wo eine kritische Bearbeitung dieses Schwankes abgedruckt ist. Eine nur oberflächliche Vergleichung beyder Texte wird unschwer erkennen lassen, auf welcher Seite das Aechte und Richtige zu finden ist. Inzwischen sind uns auch die damals vermißten Abschriften aus dem Coloczaer Codex und der Wiener Hs. Nr. 2885 wieder zu Handen gekommen; sie geben jedoch keinen Anlaß zu wesentlichen Berichtigungen. Der Text der letztern, der sehr stark überarbeitet und verändert ist, neigt sich mehr zur Würzburger Hs. Der Coloczaer Codex ebenfalls; ja die 122 ersten Zeilen, die er bloß enthält, weichen (wie die Vergleichung, welche wir hier mittheilen wollen, zeigen wird) so sehr von der Heidelberger Hs. ab, daß sie unmöglich Abschrift von der letztern seyn können und die entgegenstehende Behauptung aufs bündigste widerlegen helfen.

1. J. hort sagen m. — 2. Wie e. Kl. w. — 3. Rich und gesetzet. — 4. noch fehlt. — 6. Die hetten ein solich mal. — 7. In welche zit so der m. — 9. Do was sin spise da b. — 10. Williclich. — 12. Sust suln. — 13. vor n. was v. — 14. Wem ouch d. b. bevolhen w. — 15. Dem verbot man tuwer a. d. l. — 16. Daz da keiner hande w. — 17. Nimmer quam dar in. — 18. Sie kanten alle iren s. — 19. b. daz l. — 20. Zu r. als iz in w. g. — 21. Dennoch hort ich von in s. — 22. wer so undersl. — 23. m. nach ir g. — 24. Nieman vremder sie s. — 25. Dennoch saget man m. — 27. vor daz kl. — 28. Sust w. dar inne ein junch m. — 32. unbekant. — 34. Wen daz er nur ros erk. — 36. Darnach in kurzen z. — 37. Quam iz daz der apt solde. — 38. Risen war er wolde. — 39. Und werben des kl. d. — 40. Do bat in. — 41. daz l. — Durch daz im wurde bek. — 43. Ir gesezze. — 44. Der er ê clein erk. — 45. apt in do g. — 46. Den munich des er wol g. — 47. Wen er in einvaltic sach. — 48. Wider sich selben er do spr. — 49. Wirt disem man b. — 50. unde lant. — 51. bevelhen. — ein man pfl. s. — 52. So wirt er uns ein n. m. — 54. Sust — von dan. — 55. 56. fehlen. — 60. Der m. den apt nit erlie. — 61. vr. in wie daz w. — 62. Der apt sagot im sazeh. — 63. Wie s. — 64. Iz enwere. — 65. Des tet er im ze rehte k. — 66 — 71. Darnach in vil kurzer stunt Quamen sie da sie hin solden Und die nacht bliben solden. Do daz der meyer ersach Er gieng in engegen und sprach: Sit w. lieber h. m. — 72. die hie mit uch sin. — 73. Ir pfert man schon enpf. — 74. Der apt und d. m. — 75. fiwer durch g. — 76. Also schire daz geschach Man zoch in ab sazehant Ir schuhe und ir uber gewant. — 77. ein schonez w. — 80. Die was under zweinzic jare alt Die zwu do her vur giengen Die herren sie wol enpfiengen. — 81. apt der b. — 82. Do retten sie da n. w. — 83. s. nider uf der st. — 84. Der junge m. d. a. b. — 88. Bruder iz sint g. g. — 89. Der munich spr. horet m. — 92. Sie mochten sich doch wol b. — 96. 97. Sie wunderte daz des herren lip Was so lihte minnencl. — 98. entstunt s. — 99. W. die wip weren g. — 103. 104. umgestellt. — 105. Und wo er gewesen w. 110. Zwar ob ichcz. — 111. versuch ie ob sin l. — 112. Erkenne wie. — 113. truten s. — 114. Der munich g. — 115 — 119. Nu wart iz abent spate Der wirt wart ze rate Und liez in betten nach aldem site.

„Der schwangere Mönch" (Nr. XXIV). Der Verfasser hat das Gedicht in den Schlußzeilen 541 selbst: „Des Münches nôt" genannt, und in den Ueberschriften der Heidelberger und der Koloczaer Hs. heißt der Titel: „wie ein münch ein kint truoc;" beyde gewiß besser, als der vom Herausgeber gewählte. Sehr bedeutende Bruchstücke dieser Erzäh-

lung aus Pergamentblättern, die ehmals zur Königsberger Hs. gehörten (s. Quellenverzeichniß Nr. 5.), hat der Unterzeichnete vor sechs Jahren in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 5, 435 — 448 bekannt gemacht. Der Herausgeber hat sie keiner Beachtung werth gehalten. Und doch hätte er neben Anderem daraus lernen können, daß der Name des Dichters, der bey ihm nach der spätern Laßbergischen Hs. Zwingewer heißt, eigentlich Zwickowære lautet. Damit ist auch die Heimath des Verfassers festgestellt, und seine Sprache, deren niederdeutsches Gepräge schon aus den Reimen erhellt (47. 48. gevrâget: læget, d. h. gevrêgit: lègit. 59. 60. pfert: beswêrt f. beswæret. — 141. 42. vert: mêrt f. mêret. — 157. 58. niht: liht f. lieht. — 219. 20. tor: dâ vor f. dâ für. — 231. 32. nà f. nâch: dà. — 335. sun: tuon. — 441. 42. alde: walde. — Ferner Wegfall des auslautenden -n: lieze: genieze 105. 6. — minnen: sinne 173. 74. — wenden: hende 203. 4. — dorfe: verworfen 293. 94. und Anderes mehr), dürfte auch nach Laut und Schreibung ziemlich treu in diesen Bruchstücken vorgezeichnet seyn. Und welcher Gewinn für die Herstellung des Textes, der hier von eckichten und runden Klammern wimmelt und doch nur Unrichtigkeiten und Verderbtes bietet, daraus zu ziehen wäre, wird aus einem Beyspiele deutlich hervorgehen.

Im Gesammtabenteuer lauten die Zeilen 203 — 206: si begund' sich umbe wenden, ûz warf si die hende nâch minne, sô diu natûre tuot, sô si ze schanden hât den muot. Dafür liest das Bruchstück: die vrowe tet nâch irer art: ûz warf sie ir hende, sie begonde sich ümme wenden vor liebe, als die natere tût, wenn sie ze schaden hât den mût; gewiß ein hübsches, poetisches Bild statt der obigen sinnlosen und auch metrisch verwahrlosten Verse.

Aber auch an Stellen, die außerhalb dieser Blätter fallen, ließe sich der Text mit Hülfe der Laßbergischen Hs. vielfach verbessern. Z. 10. ist zu lesen: ze münchen in ein reinez leben, denn mit dem bloßen Weglassen von einem, wie hinten bey den Lesarten vorgeschlagen wird, ist der Vers noch nicht richtig hergestellt. — 13. zeim klôster in einen walt, oder ze einem klôster in eim w. — 15. der schrifte wîsheit? — 19. 20. daz kint nâm baz an lenge zû denn ander lûte vil tû. — 22. der apt ze kamrér in enpfienc. — 23. 24. nâch der mette (:bette). — 36. zeim. — 40. und vrâget, waz m. w. — 41. entweder wâ man si mohte v. oder und wa mans m. v. — 86. biz ein gemach. — 98. kein vr. — 105. zir l. — 115. 116. wellet: der munich ist beschellet. — 119. dar g. — 136. die minne: si ist ir eigen. — 144. alten unde junge, mit apocopiertem -n. — 151. 152. 161. 162. (und wahrscheinlich auch 81. 82.) sind mit L und K zu tilgen. — 163. zû im. — 164. sêre si sich an in smukte; beyde Verse sind mit vier Hebungen zu lesen. — 179. sîns mûzicligens. — Nach des Herausgebers Behauptung fehlen die Z. 161 — 166 in L. In Wahrheit aber fehlen nur die Z. 161. 62, die, wie gesagt, auch zu streichen sind.

Die Nachtigall (Nr. XXV.) gehört noch ins XIII. Jahrhundert. Die Reime sind rein, mit Ausnahme einiger Kürzungen z. B. 37. zalt f. zalte, 62. verspart f. versparte, 104. leit f. leite, die sich indessen vielleicht noch bessern ließen; diese so wie mahte für mohte Z. 58. — sân (:gân) deuten auf das bayerische Franken als Heimath des Dichters. Z. 1. 35. 236. ist statt hübisch: hövesch zu lesen, denn da das Gedicht im Uebrigen mit Recht in die Sprache des XIII. Jahrhunderts umgeschrieben ist, so muß dieses Wort auch in diejenige Form hergestellt werden, die jener Zeit gemäß ist. — 6. Daz doch seltsæne g.? — 10. eteswaz. — 14. embor mit der Hs. — 20. nach bevinde ein Punkt. — 21. Diese Zeile ist zu voll: entweder schoene gestellet, oder wol gestalt. — 24. schoenez (nämL. wîp).

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

## Gesammtabenteuer.

(Fortsetzung.)

28. gar zu streichen. — 31. 32. den zôch er schône unz an die stunde, daz er trahten begunde (mit vier Hebungen zu lesen). — 42. wie er der (d. i. der minne) solt gewinne. — 48. swenne. — 49. Und ez im. — 50. sô (sú die Hs.) was ouch d. megetin Dem knaben etc. — 53. Dâ für hæte g. Der Vers ist vollkommen richtig und das eingeschobene niemer unnöthig. — 54. mohte. — 56. und in ir. — 57. 58. nahte: mahte. — 65. man darinne stên sach; so steht in der Hs. und ist hier nichts zu ändern. stên ändert jedoch der Herausgeber in stehen, eine fast noch im XV. Jahrhundert unerhörte, jedenfalls ganz unrichtige Form, und läßt aus diesem einzigen Worte den Umfang seiner mhd. Sprach- und Vers-Kenntniß erkennen. — 68. schône. — 69. vil zu streichen. — 78. gebûwet ist ganz richtig. — 81. swenne. — 82. in dûhte, diu spise bekæme im baz. — 84. einen darf unbedenklich stehen bleiben. — 89. bereitet gar (für dar). — 93. 94. sind mit vier Hebungen zu lesen und niemer bleibt stehen. — 95. sîne bete (: tete). — 99. des ist überflüßig. — 100. sîner frouwen? — 119. und. 141. 42. mit vier Hebungen zu lesen, wobey wan beyzubehalten. — 145. schoene. — 150. dem hûsgesinde: von gesinde, einem Collectivworte, gibt es bekanntlich keinen Plural. — 153. und ê ez. — 155. unde (mit vier Heb.) — 159. dâ mite? — 165. balde hier zu streichen, und in der folgenden Zeile zu behalten. — 173. 74. beide bleibt stehen und sind diese Zeilen mit vier Hebungen zu lesen. — 180. do. — 189. das eingeschobene dô ist überflüßig. — 190. ir. — 191. vil ist unnöthig; ebenso 199 engez. — 200. wolte er sîne t. — 202. iht in ein r. bleibt und ist dieser und der vorhergehende Vers mit vier Hebungen zu lesen. — 208. dô. — 209. si hete. — 220. und. — 225. [Si sprach] ez ist lihte d. sp. — 232. und die w.? — 255. 56. ebenso 263. 64. bleibt alles stehen der Handschrift gemäß und werden die Zeilen mit vier Hebungen gelesen.

„Frauenbeständigkeit" (Nr. XXVII.) erzählt, wie ein Ritter, welcher durch seinen Knecht die Treue seiner Ehefrau auf diese Probe stellen läßt, von dieser empfindlich gestraft und auf immer von seinem Zweifel geheilt wird. Die Rohheit und Unbeholfenheit in der Darstellung, der unreine, nachläßige Reim, sowie der ungefüge Versbau verrathen ein Gedicht des XIV. Jahrhunderts. Doch scheint der Text in der einzigen Heidelberger Hs., wie so häufig auch in diesem Falle, stark überarbeitet, weßhalb das Gedicht vielleicht doch älter ist, als die Verderbnisse und Entstellungen, deren gründliche Besserung fast unmöglich ist, erkennen lassen. Aus diesem Grunde verzichten wir lieber darauf, die aufgezeichneten Herstellungsversuche hier mitzutheilen.

In Nr. XXIX: „der wahrsagende Baum" (ein Gedicht mit mitteldeutschen Reimanklängen, z. B. 95. 96. umbe: krumbe) werden die Lesarten der Gothaer Handschrift nach dem Abdruck in den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm Bd. III, 160 — 163. zwar mitgetheilt, aber ohne Nutzen für den Text, für welchen sich allerlei Ver-

besserungen daraus ergeben. 5. 6. der nam vor vasenaht ein wîp, diu was im liep als der lîp. 12. k. si pf. — 13. nach tuont ein Punkt. — 14. dô si diu natûre b. — 17. 18. dâhte (mit vier Hebungen). — 19. nach bestân ein Punkt. — 20. ob erz hæte getân, — 24. dem wîbe vil ange (bange, wie in der Heidelberger Hs. steht, ist jedenfalls ein Wort jüngern Ursprungs und wahrscheinlich von ange abgeleitet.) — 25. ir zu streichen. — 27. ir. — 29. dâ — bedaht. — 32. vil zu streichen. — 36. dekeine (mit vier Hebungen zu lesen). — 38. enwart. — 43. entriuwen. — 46. nach boum ein Komma. — 47 — 53. dar solt dû gên ûf der stat, wan mîch grôz nôt betwungen hât. waz dir wider var daz merke: Daz dich got sterke an dînem guoten sinne! Dâ sint heilegen inne, die hoerent aller liute bete (:tete). — 64. kan. — 67. man ich. — 69. wellen. — 73 — 88 fehlen in der Gothaer Hs. und dürften, wie uns scheint, auch füglich wegbleiben, indem sie, im Munde einer jungen Frau, der Ehrbarkeit und auch der Wahrscheinlichkeit widerstreben.

„Ehefrau und Buhlerin“ (Nr. XXXV.), von Hermann Fressant aus Augsburg gedichtet, ist ein in Form und Inhalt rohes Produkt des XIV. Jahrhunderts, aber dennoch nicht unmerkwürdig wegen der darin vorkommenden Anspielungen auf Parzival und Tristan.

Die Bearbeitung läßt, namentlich in Bezug auf das Versmaaß, viel zu wünschen übrig und wäre der Verbesserung sehr bedürftig. Wir können uns aber nicht entschließen, die zum Theil schon aufgezeichneten Vorschläge und Vermuthungen behufs einer Mittheilung zu Ende zu führen, indem es gewiß ein undankbares Geschäft genannt werden muß, Mühe und Zeit an ein Gedicht zu verwenden, das, einer spätern Zeit angehörend, mit Hilfe der nicht verglichenen Wiener Handschrift auf bequemere und sicherere Weise vielleicht ganz erträglich hergestellt werden könnte.

In der Erzählung: „der Ritter und die Nüsse“ (Nr. XXXIX.), deren Inhalt wie bei so vielen von der Weiber List und Betrug handelt, verzeichnet der Herausgeber drey Handschriften, hat aber nur eine Einzige benützt, die Dresdener. Eine vierte ist ihm unbekannt geblieben. Sie befindet sich auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Cod. germ. 717. Papier, XIV. Jahrhundert 4. Das Gedicht steht darin auf Bl. 96 b — 98 c. Jedenfalls ist sie die älteste von Allen und bietet eine beträchtliche Reihe von Verbesserungen, wie aus den nachstehenden Lesarten derselben hervorgehen wird. 1. sprechen. — 3. 4. sumlich frouwen künnent vil. des sage ich iu ein bîspil. — 6. ungelogen. 10. 11. si bestalte ze den stunden Ir vil heimlichez trût. — 13. daz er balde kæme. — 23. dem wirte regen. — 25. dû wirdest n. — 26. kêr heim, dâ ist dir baz. — 28. nu wâren gegangen. — 29. kint, dâ er für reit. — 31. vaste an g. — 32. si heten doch ein teil der nüzze (mit vier Hebungen zu lesen). — 35. 36. dô er in kom hin neben, Er bat im der nüzze geben. — 40. sider. — 41. lufen. — 42. unde kratzten an daz tor. — 45. er hôrte, daz der wirt was k. — 46. diu frouwe het ez ouch v. — 47. in allen g. — 48. keine sorge. — 50. ich râte ez und ist min wille (mit vier Hebungen). — 51. ist sô gel. — 52. iu kan arges niht enw. — 53. iuch hinnân br. — 54. gefuoclîchen. — 59. do er kom zur kemenâten für. — 61. und was gesezzen ûf einen Stein. — 63. hinder. — 65. daz er hin în giene. — 71. als eine. — 75. eine. — 76. und fehlt. — 79. lâ varn, ich hân dir nuzze brâht. — 90. ich bringe iuch hinnân âne wette (mit vier Hebungen.) — 105. an unser beider b. — 106. 107. ich weiz wol, du hâst sîn rât nu ze d. z. — 111. keine sorge. — 113. unde luogen wer. — 114. sider nâhen bî. — 116. daz hât uns kurzwîle b. — 117. Er ist. — 118. 19. 'zwar, dû hâst pülsen (Giftschwämme. vergl. Schmeller 1,173) gezzen; sprach er, 'oder werine (?) 120. Got b. — 121. 22. und helfe, daz du dîne sinne Schiere mûezest wider gewinne (mit vier Hebungen). — 123. des wære dir vil nôt. — 124. wer wære, der ûf. — 126. schlüege und v. — 127. des solt du bedenken d. — 129. des ritters vr. — 130. 'zwâre herre, 's. — 131. 32. daz ich tôreht si? mir wonent guote witze bî. — statt 133. 34. du

bist an der rede betrogen: Ich hân dîr selten ê gelogen. Stânt ûf unde gane dar, unde sihe und nim war, ob ez wâr sî oder gelogen.' 'ich blîbe von dir unbetrogen. — 135. tâlanc. — 136. Daz. — 137. 38. daz ich dar kæme unt dâ niht vernæme. — 141. ûz mir vor allen w. — 142. 43. zwâr, ich wil hie belîben: wan ich getriuwe dir der werke niht. — 144. ist gar enwiht. — 145. getriuwe niht tuot dicke leit. — 147. 48. allez daz ich dir geseit hân. daz solt du wizzen âne wân, — 150. gar fehlt. — 151—58. des lie er dâ von rechte glîch einem guoten knechte wan daz er ir wol getrûte. Jener der des bettes hûte Der beiz der nüzze gar kleine. Er hæte si sanfter alterseine (mit vier Hebungen). Nach 160: Do si im der rede genuoc getete und er ir doch kein ahte hete, Dô tet si als si kûndic was und wolte in begeregen baz. 'Genanne' sprach si, 'gloube mir. — 154. Ich dir. — 165. dir mære. — 166. un fehlt. — 167 hinnân. — 168. gar fehlt. — 169. dem hûse. — 170. keinen schaden von dir næme. — 171. 72. Wie wöltest du denne tuo?' 'Daz sege ich dir iezuo. — 173. 'Dâ næme ich dich zehant.

177. Alsô bedakt si im daz houbet. — 1 — 187. 'herre gast, daz geloubet Daz ich sîn niht enlaze. — nu kêret balde iuwer strâze Und rûmet uns die betstat sân: daz houbet ich im bedecket hân.' Dô si den gast alsô beschiet, Er sûmte sich des weges niet und schreit hin ûz vil lîse. — 190. h. ûf balde. 191. Frœlichen. — 192. hân getân. — 193. daz vertrage durch dîne güete. — 194. Vor ûbeln w. (mit vier Hebungen zu lesen). — 195. künnent. — 196. tôren.

Der Schwank vom Luderer, oder wie der Herausgeber ihn betitelt: „der Weltheilige" (Nr. LII.) hat unstreitig den Stricker zum Verfasser. Er ist ganz in seiner Weise gedichtet, und der Text dießmal von der einzigen Heidelberger Handschrift ziemlich ächt und unverdorben überliefert. Einzelne Stellen bedürfen indessen doch der Besserung. Z. 19. 105. kann werlde unbedenklich stehen bleiben oder dann werlt dafür gesetzt werden. — 42. endûhte oder besser dûhte. — 45. 46. gote: bote. — 47. diu naht dûhte. — 49. enslief. — 69. nach sane ein Punkt. — 79. sine g. — 81. 82. mit vier Hebungen. zu lesen. — 86. solhe. — 110. nach genuoc ein Punkt. — 112. dô. — 149. Hier bedarf es keiner Aenderung: an der fällt in den Auftakt; ebenso 233. und 187. mit der. — 177. von gote (:bote). — 192. geschehen. — 197. das eingeschobene nû ist überflüssig; lies geschehen (:jehen). — 199. 200. künne: gewünne. — 210. ensûmte. — 215. inne. — 217. sine. — 221. sone und öfter. — 222. enmöhte ist hier entbehrlich und zu tilgen. 230. hæt. — 232. soldes immer. — 246. dune bræchest. — 249. duz. — 284. vâren. — 294. dâ ist überflüssig. — 302. sô bleibt stehen und ist diese und die vorhergehende Zeile mit vier Hebungen zu lesen. — 310. wilz. — 329. und mîne. — 337. denn. — 344. næme — næme. — 348. dô gie.

Der „Weltlohn" von Konrad von Würzburg (Nr. LXX.) (eine allegorische Erzählung und hier bereits zum vierten Male gedruckt), enthält unter allen Stücken der Gesammtabenteuer den lesbarsten correctesten Text, was bei der vortrefflichen Ueberlieferung der alten Münchener Hs. und der fleißigen kritischen Bearbeitung von Franz Rott, welche dem Herausgeber vorgelegen und ihm auch, natürlich ungesagt, die Lesarten aus der Wiener- und Koloczaer Hs. geliefert hat, eben keine große Kunst erforderte. Dennoch ist eine, schon im Jahre 1844 von Moriz Haupt in dessen Ausgabe des Engelhard S. 225 vorgeschlagene nothwendige Verbesserung der Zeilen 101. 102. von Grâvenberc der herre Wirent Der erschrac von ir wol zwirent (so muß gelesen werden) nicht beachtet, und auch sonst hie und da ohne Noth von der Münchener Hs. abgegangen worden. Z. B. 13. liest diese Hs. volbrâht. Will man diese Form nicht stehen lassen, so reicht zur Füllung des Verses vollebrâht hin; aber vollenbrâht ist eine schlechte, verwerfliche Form. — 45. ist für ichz, wie im M. steht, ich gesetzt, was füglich unterbleiben konnte. Daß die

Konradische Schreibweise, wie sie in alten und guten Hs. erscheint und auch sonst durch beweisende Reime ihm eigen ist, aufgegeben und dafür die von der Hagensche durchgeführt wurde, versteht sich daneben von selbst.

Eine der lieblichsten Legenden, nicht nur der Gesammtabenteuer, sondern überhaupt, ist gewiß die unter Nr. XC. mitgetheilte vom „Mönch Felix." Es fällt auf, daß der Herausgeber, in Nachweisungen verwandter Darstellungen sonst so vollständig und erschöpfend, gerade hier den Leser leer ausgehen läßt, nachdem Wilhelm Grimm schon vor 35 Jahren bey Gelegenheit des Abdruckes dieser Legende aus der Gothaer Handschrift in den altdeutschen Wäldern 2, 82 allerley darüber beygebracht hat, das man nur ungern vermißt. In Paulis Schimpf und Ernst (1535. fol. Cap. 536.) wird sie auf folgende Art erzählt:

„Es war ein geistlicher Bruder in einem Kloster, las allemal den Vers in dem Psalter (LXXXIX. 4): Quoniam mille anni ante oculos tuos, tanquam dies hesterna, quæ præteriit: Tausend Jahr vor deinem Angesicht sind wie der gestrig Tag. Dieser Bruder konnte das nicht glauben und bat Gott den Herrn, er sollt ihm das zeigen. Nun war er Custos der Kirchen, daß er ordnet zu leuten. Und auch einmal nach der Metten an dem Morgen nach seiner Gewohnheit blieb er in seinem Gebet, da kam ein schöner Vogel singen und flog vor ihm, und meinet, er wollt ihn fahen, und er zog vor ihm so lang, daß er ihn in den Wald bracht; da saß der Vogel auf einen Baum und der Bruder stund und hört ihm zu und hintenach gedacht er: du mußt gehen, heißen zu Prim leuten. Da er an das Kloster kam, hätt' sich das Kloster verändert und kannt keinen mehr und kannt man ihn auch nicht. Der Abt fraget, wer er wär? Er sprach: er wär' nicht mehr denn ein Stund da gestanden und hätt' einem Vogel zugehört singen. Sie giengen über die Bücher und funden, daß der Abt, von dem er sagt, in dreyhundert Jahren nicht gelebt hätt. Die Zeit hätt er da gestanden, und hätt ihn Gott behüt vor Ungewitter und vor Hunger und Durst."



Sehr ähnlich ist das Volkslied von der Tochter des Commandanten zu Großwardein. (Wunderhorn I. 64.) Sie soll sich verheirathen, will aber nur Christi Braut seyn, darum geht sie in der Frühe in den Garten und betet zu ihm. Da erscheint ihr Jesus, gibt ihr einen Ring und führt sie in seines Vaters Garten, wo sie überköstliche Früchte versucht, Musik und Gesang hört, so daß ihr Zeit und Weil nicht lange wird. Als sie zur Stadt zurückkommt, und meint zwey Stunden weggewesen zu seyn, sind es hundertundzwanzig Jahre. Bey dem Essen, das man bringt, wird sie schneeweiß und stirbt, nachdem sie das Sakrament empfangen.

Es soll angedeutet werden, daß irdisches Maß der Zeit vor Gott zu nichte wird, und geradezu drückt die indische Mythe den Satz aus, wenn nach ihr die Tage der Götter Jahrhunderte der Menschen sind (Polier, Mythologie der Inder I, 31. II, 569. 595). Daher sind noch verwandt die vielfachen Mythen und Legenden von den in Gottes Betrachtung versunkenen, den Schläfern, oder denen, welche der Welt entrückt waren, von jenen sieben geistlichen, bis zu den weltlichen Hirten, die sich in wunderbare Höhlen verirrt haben: fast immer waren sie im Zustand unbeschreiblicher Freude. Ueberhaupt, sobald der Oberwelt Schranken überschritten werden, hebt der geistermäßige Flug der Zeit an, und selbst dem armen Mädchen, das den unterirdischen Wichtelmännern ein Kind aus der Taufe hebt, werden die drey Tage, die es in Freude bey ihnen zubringt, oben zu einem Jahre (Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 5. Aufl. Göttingen 1843. Bd. I. Nr. 39. zweytes Märchen).

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juni.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Gesammtabenteuer.

(Schluß.)

Das Gedicht hat sich in drey Handschriften erhalten, nämlich der Heidelberger Nr. 341, der Koloczaer und der oben berührten Gothaer. Wegen der fast durchweg buchstäblichen Uebereinstimmung mit der ersten konnte die zweyte in diesem Falle füglich entbehrt werden. Nicht so die dritte, welche mehrere wesentliche Verbesserungen darbietet. Nichtsdestoweniger wird sie vom Herausgeber, der doch den Druck kennt und Bd. III, 777. ausdrücklich darauf verweist, völlig unbeachtet gelassen. Warum? Ohne Zweifel aus dem einzig denkbaren Grunde, um der Mühe einer kritischen Bearbeitung überhoben zu seyn, wozu die Gothaer Hs. nicht nur aufgefordert, sondern genöthigt hätte. Also nach der Heidelberger Hs. allein wird der Text mitgetheilt, aber bloß der Text, denn die Schreibung ist gegen die Handschrift und trotz dem widerstrebenden Reim abermals höchst willkührlich in des Herausgebers Mittelhochdeutsch umgeändert worden. Aus folgenden, für ein Gedicht von ungefähr 400 Zeilen gewiß sehr zahlreichen, von der hochdeutschen Mundart völlig abweichenden Reimen: 35. 36. 247. 248. engên: vlên (niederdeutsch = vlêhen). — 37. 38. êre: unmêre (f. unmære). — 39. 40. 211. 212. sêre: hêre (f. hêrre). — 61. 62. ûf: geschûf (f. geschuof). — 65. 66. zal: sal (f. sol). 69. 70. nicht: licht (f. lieht). — 75. 76. ôren: hôren (f. hœren). — 105—108. vlô: dô. vrô: hô (f. vlôch und hôch). — 115. 116. kêmis: genêm is (f. kæmest, genæm ist). — 189. 190. patris: is (f. ist.) — 193. 194. responsorium: gevrum (f. gevrumen). — 319. bî: hî (f. hie). — 333. 334. zuhten: lûhten (f. liuhten). — 349. 350. lengen: brengen (f. bringen) geht aber, sollte man meinen, mit Unwidersprechlichkeit hervor, daß der Verfasser, dessen Mundart kein æ, œ, iu, ie, uo u. s. w., sondern dafür nur ê, ô, û, î, û kennt, unmöglich in Hoch-, sondern in Mitteldeutschland (wahrscheinlich am Mittelrhein, vergl. Zeile 184) zu Hause war. Damit übereinstimmend ist auch die Schreibung in der Heidelberger Hs., die deßhalb mit geringen Aenderungen hätte beybehalten werden können und sollen.

Eine Vergleichung der Gothaer Hs. aber, verbunden mit Anwendung einiger Kritik in Bezug auf Sprache und Metrik, ergibt folgende Textverbesserungen: 3. gerûche mir, vrowe, geben. — 5. 6. Alsô beschrîbe, daz ich âne sunde blîbe. — 10. iz enwirt. — 12. dû bist vrowe in h. — 17. die uns kumet ebene. — 20. gote. — 23. Entweder alse oder mit G. als her Jop. — 26. Statt munche besser menschen mit G. — 27. sîn rewe was m. — 31. an sînem lîbe. — 36. Entweder got mit G. oder ze gote vlên. — 46. swaz dhein ander m. tet. — 48. galt. — 52. ze im. Der Herausgeber hat irgendwo in alten Handschriften die volle Form zuozim = zuo ze im gefunden: Grund genug für ihn, überall in allen Texten, seyen sie jung oder alt, statt des gebräuchlicheren zuo im — zuo (z) im zu schreiben. — 55. vor ist richtig, aber niederdeutsch statt für.

— 56. wêrlîch. — sulche G. H. — 62. minniclîche C. G. — 66. der si schowen sal. — 69. volbringen. 72. ff. da ist alle zît sunnetac. Die heilege schrift selber jach, daz nie kein ouge si gesach, noch kein munt vollesprach, noch keines m. ôren u. s. w. — 81. kleine oder kleinez mit G. — 88. di wart sô (di was so gr. H!) — 91. gar ein nicht sîn. — 93. als der snê. — 100—102. die wunderlich im gedâchte der vil heilige man. (d. h. mit englischem Gruße wurde ihm die Freude geoffenbart, die ihm unglaublich (wunderlich) geschienen hatte. souberlich, wie H. liest, ist sinnlos). Manchen dank er gewan. — 104. gegen im begonde er gân (= gähen, laufen). — 109. hâte so H. — 110. hête. — 111. daz frône p. — 112. aller wîs. — 113. vlock H., vloch G: also vlôc niederd. = vlouc. — 115. kèmis (genêm is), vergl. darüber Grammatik I² 932). — 128. zustôret. — 130. hôrte. — 135. wêrlîch oder mit G: ist mir entpfallen. — 137. gebe, niederd. für gibe, C H G. — 147. di betûte mitten m. — 149. rewe C H G. — 150. f. zu dem klôster er gienc und klopfte an die pforte. wie schîre in dâ hôrte dor pfortenêre, dar er lief. — 153. lât. — 158. alte. — 162. hête. — 173. trûwen. — 174. kûme nâch. — 178. was die vreude mîn: so C G. — 179. dazs mich. — 180. und ist mir listiclîch enpfl. — 184. hêtet. 188. ff. weiz got, ir blîbet dâ vor in nomine prioris! dirre herre, der mîn apt is, der weiz daz ich ze metten was und eine letzen vor im las und half singen ein responsorium. — 196. wan ich mit valsche nicht enkan. — 199. und ouch den prîôre. — 203. sprach dô. — 207. in disem klôster ein wort. — 208. hêt ich ûch eines (f. einest: einmal) gehôrt. — 210. dâvon gêt. — 214. dirre brûder wil mich rouben. — 216. iz ist ouch grôz. — 220. noch ûz dem klôster nie entran. — 224. swenne ich ein leczen l. — 227 ff. daz ist nicht unmugelîch: sîn stimme was sô wunneclîch (und ouch sô gar nôtlich?) daz nie kein vreude ir. gelîch mochte in dem himel sîn. — 236. keln erklingen. — 237. hête. — 240. sô des vogelîns gr. — 250. und sîne r. — 251. 52. enlîz: hîz, so C H. — 259. und sprichet daz o. — 2. munich hie. — 262. trûwen, ich gesach in nie; diese Zeile ist als Zwischenrede einzuklammern. — 263. und wolle noch lenger hinne wesen. — 267. wirs. — 268. andern. — 273. hêten. — 275. dô sprach der apt im zû: alsô nû. — 278. enweiz. — 281. sêle: Michahêle. — 284. wizze. — 289 ff. daz ich nie wart ungehôrsam, noch nie bi mînen tagen kam fûr dise klôsterporte, biz daz ich singen hôrte. — 295. her fehlt G. — 299. hête. — 300. nû stân. — 318. ir mich wizzen. — 320. gicht C G H. — 322. „er mac wol haben wâr," sprach der. — 330—336. fehlen in G, und dürfen, wie wir glauben, auch entbehrt werden. Voraus gehen dann drey gleichlautende Reime auf ant (wovon sich schon oben, Z. 227—229: unmugelîch: wunneclîch: gelîch, eine Spur zeigte), wie sie der Verfasser des Passionals liebt, der am Ende auch diese Legende gedichtet hat. Vielleicht sieht Jemand in der Leipziger Hs. vom Leben der Altväter nach, und gibt uns Nachricht, ob sie nicht zugleich mit allen von Karajan herausgegebenen Siebenschläfern, dort zu finden ist. — 339. Statt in, welches keinen Sinn gibt, ist nî = nie zu lesen. — 350. mâle. — 342. und. — 343. sô verlorn G. — 344. 45. hêten — hêt. — 348. gotes dinstes in nî v. — 351. geschriben v. —. 356. wêr ûz g. — 360. im nicht. — 361. schaprûn, so lesen alle drey Hss.; dafür setzt der Herausgeber ohne irgend einen denkbaren Grund schapruon, wie oben garzuon. — 364. vollebringen. — 368. lobent. —

Um den Raum dieser Blätter und die Geduld unserer Leser nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, brechen wir hier ab, um schließlich noch ein paar Punkte zu berühren, zu deren Besprechung sich oben keine schickliche Gelegenheit ergab.

Von Jansen dem Enenkel wird Band III. S. CXXVIII und 783 die alte Fabel wieder aufgewärmt, er sey ein Domherr gewesen und habe zwischen 1190 — 1251 gelebt. Es dürfte an der Zeit seyn, diesen irrigen Behauptungen einmal zu

widersprechen. Oder wie? zu der nämlichen Zeit, als Walther von der Vogelweide in Oesterreich singen lernte, Nithart und Wernher ihre durch Inhalt und Form ausgezeichneten Dorfgeschichten, und der Stricker seine zum Theil trefflichen Fabeln und Erzählungen dichteten, sollten eben daselbst diese innerlich und äußerlich, in Form und Geschmack unsäglich rohen und geschmacklosen Reimchroniken entstanden seyn? Unmöglich. Enenkelsche Verse und Reime können nicht der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehören. Die zwischen 1250 — 1260 fallenden Gedichte des Ulrich von Liechtenstein tragen zwar schon deutlich den Stempel des Kunstverfalles an sich; aber gegen diese Reimereyen sind sie meisterhaft. Trotz der Versicherungen des Gegentheils ist keine der bekannten Hss. vor 1300 geschrieben; Enenkel kann also nach Allem höchstens in den letzten Jahrzehenten des XIII. Jahrhunderts gelebt und gedichtet haben. Obige falsche Zahlen sind von Megiser, Khauz und Hoheneck auf die Bahn gebracht worden, namentlich von Letzterm, der in seiner genealogischen und historischen Beschreibung von Oesterreich ob der Ens 3, 154 zu beweisen gesucht hat, Jans gehöre dem berühmten Rittergeschlechte der Herrn von Enenkl, Freyherrn von Albrechtsburg an. Dagegen hat jedoch schon Smitmer in der bey Rauch, Script. rerum Austriacarum I, 234 — 239 abgedruckten einsichtsvollen und verständigen Abhandlung über diesen Dichter Einsprache erhoben und es sehr wahrscheinlich gemacht, daß derselbe, der sich „Jans, der Jansen enenkel“ nennt und von sich sagt, daß er ein rechter Wiener und dort ansäßig sey, einem im XIII. Jahrhundert angesehenen Wiener Bürgergeschlechte, die „Jansen“ genannt, angehört habe.

Die fernere Behauptung, die ihn zu einem Domherrn bey St. Stephan macht, steht auf keinen festern Füßen, und ist ungefähr eben so wahr, als jene von Haltaus ersonnene und seitdem gläubig nachgebetete: die Klara Hätzlerin, weil sie mit eigener Hand ein Buch voll obscöner Gedichte geschrieben, sey eine Nonne gewesen *). Schon Smitmer hat a. a. O. S. 234. 35 den Irrthum mit den Worten berichtigt: Enenkel könne unmöglich bey der Kathedralkirche zu St. Stephan in Wien Canonicus gewesen seyn, wie Megiser und Hoheneck schreiben, indem die Canonicate daselbst erst im J. 1365 vom Herzog Rudolf IV. gestiftet worden seyen. Es ist unglaublich, wie rasch sich die luftigsten und widersinnigsten Behauptungen und Meinungen verbreiten, aber noch viel unglaublicher, welche Mühe es kostet, die einmal eingenisteten wieder zu vertreiben. Unsere ältere Literaturgeschichte wimmelt von solchen vor 100 und 50 Jahren, ja selbst in neuerer und neuester Zeit aufgebrachten, und seitdem von Buch zu Buch gedankenlos fortgepflanzten Irrthümern, und es wäre wohl, wenn auch eine mühselige und keineswegs lohnende, doch gewiß eine verdienstliche Arbeit, der Berichtigung ein besonderes Buch zu widmen.

Entschiedenen Tadel verdient es, daß der Herausgeber bekannten Dichternamen Gedichte beylegt,

*) Daß es im Mittelalter neben den geistlichen auch weltliche Schreiber gab, ist unbestritten. Warum nicht auch Schreiberinnen, die aus dem Schreiben ein Gewerbe machten? Klara Hätzlerin war eine solche, wie aus folgenden drey weitern Hss., die ich von ihr nachweisen kann, deutlich hervorgehen dürfte: nämlich 1) Cod. palat. nr. 478. pap. XV. J. 4. enth. Doctor Hartliebs Buch gegen den Aberglauben und die Zauberey: Wilkens Verz. 488. — 2) Cod. palat. nr. 677. pap. XV. J. 4. enth. Geschichte der Krönung Friedrichs III. Wilken 519. — 3) Schwabenspiegel pap. XV. J. k. im Kloster Lambach in Oberösterreich: Mone's Anz. 1839, 10. In allen dreyen nennt sie sich am Ende mit ihrem vollen Namen.

welche erwiesenermaßen gar nicht von ihnen herrühren.

Bekanntlich hat Konrad von Würzburg mehr als irgend ein anderer mhd. Dichter in seiner ganzen Darstellung eine so ausgeprägte Manier und sind die unzweifelhaft von ihm herrührenden Werke so zahlreich, daß es bey einer nur oberflächlichen Kenntniß derselben gar nicht schwer hält, mit Sicherheit zu erkennen, was wirklich von ihm gedichtet ist und was nicht. Nun hat schon im Jahre 1820 Lachmann in seiner Auswahl S. X Anmerkung mit gutem Rechte bemerkt, daß die schamlose Erzählung von der Birne (Nr. X) dem Konrad von Würzburg aufgelogen sey; und im Jahre 1836 (zur Klage 816) mit nicht weniger guten Gründen den Schwank vom Würzburger Domprobst Heinrich von Rotenstein (Nr. IX: Alten Weibes List), dessen Verfasser sich am Schluße: „der arme Kuonrât" nennt, für ein Gedicht des XIV. Jahrhunderts erklärt. Beyde Berichtigungen sind von Haupt in seiner Ausgabe des Engelhard (1844) S. VIII wiederholt und mit weitern entscheidenden Beweisen begründet worden. Trotz alledem werden beyde Gedichte im Gesammtabenteuer unter Konrads Namen abgedruckt, und vergebens sucht man auch nur nach einer Andeutung, daß über deren Verfasser abweichende Meinungen bestehen.

Aehnlich ist es mit der Sammlung von Fabeln und Erzählungen, welche unter der Aufschrift: „die Welt" in der Würzburg-Münchner Hs. steht, und ohne hinreichenden Grund lange Zeit für des Strickers Werk gehalten und ausgegeben wurde. Die Unrichtigkeit dieser Meinung ist schon vor zwey Jahren in der Zeitschrift für deutsches Alterthum VII, 219. 220. mit einleuchtenden Gründen dargethan worden, die aber natürlich den Herausgeber des Gesammtabenteuers nicht abhalten konnten, fort und fort (z. B. II, S. XVIII. III. 770 und öfter) von „des Strickers Welt" zu reden. — Für ein solches Verfahren ist auch der strengste Tadel nicht zu hart. Denn was soll aus der Wissenschaft werden, wenn es Männern von Ruf und Namen ungestraft erlaubt wäre, längst siegreich widerlegte Irrthümer aus bloßer persönlicher Abneigung gegen diejenigen, von welchen deren Berichtigung ausgegangen, immer wieder von Neuem aufzuwärmen?



In einem Punkte hat indessen der Herausgeber richtigerer Einsicht Rechnung getragen und sich zu einer Aenderung bequemt, was wir nach den oben angeführten Beyspielen für keine geringe Ueberwindung halten. Wir meinen Bd. III. Nr. LXXIV — LXXXVIII. die dem Passional entnommenen Marienlegenden, welche von ihm ursprünglich dem Konrad von Fussesbrunnen beygelegt waren. Noch vor Ausgabe des Buches eines Bessern belehrt (s. Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII, 158 — 160) wurden die paar (durch ein Versehen des Buchbinders stehen gebliebenen) Blätter durch Kartons ergänzt, und Konrads Name weggelassen. Wer ihn zu dieser Aenderung genöthigt hat, sagt der Herausgeber zwar nirgends, doch wollen wir ihm diese unzeitige Schweigsamkeit nicht hoch anrechnen, obschon wir glauben, daß das offene Geständniß eines Fehlers noch Niemand zur Unehre gereicht hat.

Franz Pfeiffer.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juni.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## Neue Bearbeitungen des Sophokles.

Wir haben in der Anzeige der Ausgabe des Sophokles von Schneidewin am Schluße Nr. 55. auf den neuen Druck des Dindorfischen Sophokles zu Leipzig 1850 und auf die Bearbeitung desselben Dichters von Hartung mit der Bemerkung hingewiesen, daß wir die Beschaffenheit derselben durch Beurtheilung desjenigen zu zeigen suchen würden, was über den zweyten Theil des Ajas nach ihnen zu bemerken kömmt.

Die Titel sind: Σοφοκλέους τραγῳδίαι. Sophoclis tragoediae, graece et latine, ex recensione Guilelmi Dindorfii. Lipsiae 1850. — Sophokles' Ajax, griechisch mit metrischer Uebersetzung und prüfenden und erläuternden Anmerkungen von J. A. Hartung. Leipzig 1850. Der Ajas bildet das dritte Bändchen; im ersten ist Elektra, im zweyten Antigone, im vierten Philoktetes enthalten.

Die Dindorfische Ausgabe, die bey Teubner herauskommt, enthält als zu einer auf den bloßen Text berechneten Folge von griechischen und lateinischen Autoren gehörig den schon früher von Hrn. Dindorf constituirten Text mit lateinischer Uebersetzung gegenüber, die besonders paginirt und so eingerichtet ist, daß sie auch für sich gebunden werden kann. Hr. Dindorf hat also die in neuerer Zeit von Didot für Frankreich angenommene Art, die griechischen Texte durch Gegenüberdruck der lateinischen Uebersetzung lesbarer und gleichsam gangbarer zu machen, auch in Deutschland einführen wollen, nicht eben zum Vortheil gründlicher Studien, da dergleichen Drucke hauptsächlich für Schulen bestimmt sind, in denen das gegenüber stehende Latein für läßige Schüler gemeiniglich zum Faulkissen und zu einer Gelegenheit wird, sich das eigene Nachdenken über den Sinn des Dichters zu ersparen. In so fern möchten dergleichen Ausgaben, wenn sie sich als Schulbücher ankündigen, eher zu verpönen als zu empfehlen seyn. Höchstens könnten die beygegebenen Uebersetzungen Entschuldigung bey den Chorgesängen finden, die wegen größerer Schwierigkeiten einer solchen Nachhülfe zum Verständniß mehr bedürfen, aber auch da ist die Hälfte besser wie das Ganze, das halbe vorläufige Verständniß aus eigner Kraft nämlich besser als das ganze mit fremder.

Die lateinische Uebersetzung von Dindorf ist, wie sich von ihm erwarten läßt, dem griechischen Texte genau entsprechend und nur selten durch Umschreibung oder freyeren Ausdruck sich von dem Original etwas weiter entfernend. Die deutsche von Hartung giebt ebenfalls den Sinn, so wie der Verfasser ihn auffaßt, genau wieder. Dazu ist der Ausdruck im Ganzen ungezwungen und nur im Einzelnen gegen das Edle und Gewählte des Originals zu gemeinerer Redeweise sich verirrend. Die Rhythmen wohl gebaut, nur daß Hiatus und zu leichte Sylben, da wo schwere nöthig sind, nicht selten auftreten. Die Anmerkungen sind größtentheils bestimmt, Aenderungen, die er im Texte vorgenommen hat, zu rechtfertigen, die Kritik meist einschneidend, nicht selten scharf und übermüthig gegen die Vorgänger, und dabey oft ungerecht. Von den Veränderungen, die er selber wagt, nur hie und da einzelne glück-

lich, die Mehrzahl bilden mehr eine Interpolation des Textes als eine Verbesserung.

Wir beginnen die nähere Erwägung mit den Scenen nach dem letzten Abgange des Ajas, welche sich bey Hartung von V. 821 bis V. 929 erstrecken. Es sind ihrer drey: das lyrisch gehaltene Gespräch zwischen den Halbchören, in welchen Hermann zwey Strophen und Gegenstrophen und einen Epodus nachgewiesen hat von V. 821. *πόνος πόνῳ πόνον φέρει* bis V. 830. *κελεύθου ἀνὴρ οὐδαμοῦ δηλοῖ φανείς*, dann kommt ein mesodisches System, dessen strophischer Theil von V. 831. *τίς ἂν δῆτά μοι* bis V. 862. *κεῖται δ δυστράπελος* fünf Strophen enthält, darunter drey rein lyrische V. 831. *τίς ἂν δῆτά μοι*, V. 850. *ὤμοι ἐμῶν νόστων*, V. 858. *ὤμοι ἐμᾶς ἄτας*, und dazwischen zwey dialogisch jambische, in denen Tekmessa und der Chor abwechselnd sprechen. Nach diesem strophischen Theile des Mesodos stehen zehn Jamben der Tekmessa von V. 863. *οὗτοι θεατός*, durch welche das strophische System desselben geschlossen wird. Die einzelnen Theile des sofort beginnenden antistrophischen Systems von V. 873. *ἔμελλες τάλας* bis V. 904. *ξὺν δὲ διπλοῖ βασιλεῖς*, d. i. also drey rein lyrische und zwey dialogisch jambische Antistrophen, folgen sich dann in derselben Ordnung und Gliederung, und werden wieder von einer jambischen Rede der Tekmessa geschlossen V. 905. *οὔδ' οὖν γελώντων*. Sie ist um drey Verse länger als die am Schluße des strophischen Systemes, mit welchem Rechte, werden wir später sehen. Der darauf vernommene Mahnruf des Teukros, V. 918. *ἰώ μοί μοι* beginnt einen neuen lyrisch jambischen Dialog zwischen Teukros und dem Chor, der in meist kurzen und abgebrochenen Sätzen seine lyrisch-strophische Natur zeigt, und zwey Strophen mit ihren Gegenstrophen, so wie zu jedem Paar den Epodos enthält, deren letzter mit der Frage des Teukros nach dem Sohne des Ajas schließt, V. 928. *ποῦ μοι γῆς κυρεῖ τῆς Τρῳάδος*. Darauf geht der Dialog in die gewöhnliche Form des nicht mehr lyrischen Verkehrs über.

Wir haben diese Gliederung der drey Scenen, welche sich sofort als Proodos, Mesodos und Epodos enthaltend, und in dem Mesodos das strophische und antistrophische System getrennt, aber durch die Jamben der Tekmessa verbunden zeigen, und in dieser Structur ein harmonisches in Inhalt und Form tiefberechnetes Ganze bilden, gleich vom Anfange näher bezeichnen wollen, weil eben von dieser Structur Exegese und Kritik einzelner Stellen abhängen. So ist z. B. das Gebrochene der jambischen Gespräche in einzelnen Versheilen der Trimeter in pathetischen Ergießungen ganz unstatthaft und barok, wenn sie eben nur als gesprochen, nicht aber als lyrische Theile und darum als gesungen angenommen werden.

Im proodischen Theile wird von Hrn. Hartung die Annahme von Hermann, der auch Schneidewin folgte, daß die einzelnen Redetheile von einzelnen Choreuten der Halbchöre gesprochen wurden, abgelehnt; ganz entbehren kann man indeß die Scheidung nach einzelnen Personen nicht, wie wir sehen werden. Ganz mit Unrecht aber wird V. 821. an der dreymaligen Setzung des Nomen *πόνος πόνῳ πόνον φέρει* Anstoß genommen, welche durch gute Autoritäten der Grammatiker, wie durch sich selbst geschützt ist. Er bemerkt, und wiederholt das nicht ohne Selbstgefälligkeit zu verschiedenen Malen, man müsse überhaupt nicht durch Citate beweisen wollen, was mit der Vernunft zu entscheiden sey; als ob Männern, wie er sie hier vor sich hat, hätte einfallen können, mit Citaten die Vernunft in die Flucht zu schlagen. Jede Weise hat ihr Gebiet und ihr Recht, die Induction durch Beyspiele, da wo der Sprachgebrauch zu beweisen kommt, und die Erwägung der innern Gründe, um das dem Gebrauche Gemäße als zweckmäßig geltend zu machen, oder es in seinem Zusammenhang mit dem Uebrigen zu zeigen. Das sind Elemente der Kritik und Exegese, mit denen sich Niemand breit machen soll, am wenigsten gegenüber den Notabilitäten des Faches. Der Vernunft nun, wie sie Hrn. Hartung erscheint, entspricht nur: „die Mühe oder Noth des Suchens hat dem Chor nichts als neue Mühe und Verdruß gebracht," indem er den Ajas nicht fand; nicht aber entspricht dieser Vernunft, wenn gesagt werde, „die Mühe bringt zur Mühe nochmalige Mühe," das sey ein Pleonasmus, welcher den Verstand foppe; aber Hr.

Hartung war auf gutem Wege, seinen Verstand nicht foppen zu lassen, indem er die verschiedene Beziehung von πόνος einerseits auf Mühe oder Noth des Suchens, andererseits auf Mühe und Verdruß des Nichtfindens sehr wohl unterscheidet. Was lag nun näher, als in πόνῳ, welches zwischen πόνος und πόνον steht, die Noth selbst anzunehmen, welche Ajas durch seinen Wahnsinn und seine Verzweiflung dem Chore macht. Nur dadurch erst wird der Gedanke völlig: „die Mühe des Suchens hat meiner Noth mit dem Ajas noch den Verdruß des Nichtfindens hinzugefügt.“ Aber nicht zufrieden, πόνῳ ganz zu streichen, nimmt er auch Anstand an dem dreymal gesetzten πᾶ, und liest πᾶ πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ, während dem schwer Lastenden des Vorhergehenden πόνος πόνῳ πόνον φέρει gerade das doppelte πᾶ πᾶ, dem dann das dritte mit der ätiologischen Ergänzung πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγὼ nachtritt, vollkommen entspricht. Weit entfernt also, daß man diejenigen übel-ansehen soll, „welche ein dreymaliges πᾶ sich gefallen lassen, wo schon das zweymalige überflüßig genug war,“ sind diese vielmehr wegen der richtigen Einsicht in die indoles dictionis zu loben, und werden ihn wahrscheinlich fragen, warum, wenn schon das zweymalige πᾶ „überflüßig genug“ gewesen ist, er es nicht lieber gleich auch weggestrichen hat. Wenn er mit einer Art von Hohn beysetzt, „dabey sollte πᾶ πᾶ für sich allein eine Zeile ausmachen,“ was nur bey Interjectionen angehe, im Zusammenhange aber der von Einer Person gesprochenen Rede völlig unstatthaft sey, so ist das ganz aus der Luft gegriffen, und fließt aus derselben Verkennung der hier sehr wohl berechtigten energischen Redeweise, welche nach Wiederholung des Fragwortes dasselbe wie nach einer Pause zum dritten Male mit der Causalpartikel einsetzt. In ähnlicher Weise ist Aeschyl. Prom. 577. πῶ πῶ πῶ. πῇ μ' ἄγουσι τηλέπλαγκτοι πλάνοι, wo die Lesart der Partikeln schwankt, nach Anleitung der Gegenstrophe

ποῖ με ποῖ,
πῇ μ' ἄγουσι τηλέπλαγκτοι πλάνοι

zu lesen.

Nicht besser ergeht es dem folgenden Verse 842, welcher, nachdem der vorhergehende in bezeichneter Art abgestutzt ist, von Hrn. Hartung κοὐδεὶς ἐπίσταταῖ με συμβαλεῖν τόπος statt συμμαθεῖν geschrieben wird. Hr. Hartung hat ganz Recht, μανθάνειν in der Bedeutung von lehren abzulehnen, und was sollte dazu die Präposition in συμμαθεῖν, was von Dindorf seltsam genug condocefacere übersetzt wird? Ebenso wird mit Grund die von Hermann vorgeschlagene Periphrasis οὐδεὶς τόπος ἐπιστάμενος ποιεῖ με συμμαθεῖν, desgleichen die Uebersetzung von Ellendt: cum ipse solus sciat, me conscium arcani expertus non est abgelehnt. Warum aber in gleicher Weise die Supplirung von ὥστε vor συμμαθεῖν für unzulässig erklärt wird, ist bey seinem Scharfsinne selbst unerklärlich. Weiß irgend ein Ort, wo Ajas sich befindet, so war ganz nahe gelegen, daß der Chor, der alle Orte durchsucht hat, es auch erfahren konnte, und nichts anderes liegt in dem κοὐδεὶς ἐπίσταται τόπος με συμμαθεῖν. Was er selber vorschlägt, συμβαλεῖν, welches heißen soll: zusammenführen, begegnen lassen, würde nothwendig die Nennung der Person erfordern, wenn es nicht ganz ohne Beziehung stehen und gleichsam in der Luft schweben soll.

Da die beyden folgenden Verse δοῦπον αὖ κλύω τινὰ ‖ ἐμῶν γε ναὸς κοινόπλουν ὁμιλίαν den vorhergehenden πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ ‖ κοὐδεὶς ἐπίσταταί με συμμαθεῖν τόπος genau entsprechen, so hat Hermann in ihnen selbst die antistrophischen angenommen und den Anfang der Antistrophe für verloren geachtet. Das doppelte ἰδού ist von dem Verlornen allein noch übrig, und daß in ihm die Erwähnung eines Geräusches oder eines Ganges stand, zeigt αὖ in den Worten δοῦπον αὖ κλύω τινά. Ein Geräusch war also schon gehört worden. Dazu ist δοῦπόν τινα bedenklich, weil τις ganz unnöthig und δοῦπον für sich unbestimmt ist; daher wohl das Pronomen als Fragwort zu fassen und dem andern Choreuten beyzulegen ist, worauf dann mit ἡμῶν γε κ. τ. λ. der andere Halbchor auftritt, mit Beantwortung der Frage τίνα; dem Vorhergehenden sich anschließend. Das Ganze wird demnach so zu ordnen seyn:

Ἡμιχόριον Α.
Στροφ. πόνος πόνῳ πόνον φέρει.
πᾶ πᾶ,
πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ,
κοὐδεὶς ἐπίσταταί με συμμαθεῖν τόπος.

χορευτής α.

Ἀντιστρ. ἰδού γ' ἰδοὺ βάσιν κλύω.

χορευτής β.

πᾶ πᾶ;

χορευτής α.

δοῦπον αὖ κλύω,

χορευτής β.

τίνα;

Ἡμιχόριον Β.

ἡμῶν γε ναὸς κοινόπλουν ὁμιλίαν.

Das zweyte Strophenpaar besteht nur aus je einer kurzen Frage V. 825. τί οὖν δή; V. 827. ἔχεις οὖν und dem auf sie antwortenden Trimeter, worauf die beyden Trimeter 829, 830 ἀλλ' οὐδὲ μὲν als Epodos und Schluß dieses Theiles eintreten, letzterer nicht ohne bedeutende Schwierigkeit. Die Vulgata hat: ἀλλ' οὐδ' ἐμοὶ δὴ τὴν ἀφ' ἡλίου βολῶν ‖ κέλευθον ἀνὴρ οὐδαμοῦ δηλοῖ φανείς. An ἀλλ' οὐδ' ἐμοί, das wegen des Gegensatzes unverdächtig scheint, erregt die Lesart guter Handschriften ἀλλ' οὐδὲ μὲν δὴ gerechten Zweifel, durch welche der Gegensatz von den Personen der Halbchöre auf die verschiedenen Richtungen nach Abend und Morgen, in welchen sie gesucht haben, übergetragen wird, und schon Wunder und nach ihm Schneidewin haben sie aufgenommen, welcher dafür El. 901. ἀλλ' οὐδὲ μὲν δὴ μητρὸς οὔθ' ὅ νοῦς φιλεῖ τοιαῦτα πράσσειν und Trach. 1128. ἀλλ' οὐδὲ μὲν δή τοῖς ἐφ' ἡμέραν γ' ἐρεῖς anführt. Ebenso Hr. Hartung. Zur Erläuterung erwähnt Hr. Schneidewin ἦ μὲν δὴ und καὶ μὲν δή, und beruft sich Hr. Hartung auf seine Partikellehre. Indeß ἦ μὲν kommt so wenig vor wie ἦ μὲν δὴ und μὲν in Verbindung mit nachtretendem δὴ oder τοὶ ist ganz unstatthaft; die in solchen Fällen offenbare βεβαίωσις erfordert hier überall μὴν, das aus μὲν der alten Orthographie umzuschreiben war. Doch davon anderwärts. Bedeutender ist die Schwierigkeit von δηλοῖ φανείς an sich und in Verbindung mit τὴν ἀφ' ἡλίου βολῶν κέλευθον. Hartung nimmt an φανῆναι κέλευθον Anstoß, was als Accusativ weiterer, hier örtlicher Beziehung, als ἀνὰ κέλευθον zu verstehen ist wie im homerischen ὁδὸν ἐλθέμεναι, und lehnt auch die Vergleichung mit El. 1273. ἰὼ χρόνῳ μακρῷ φιλτάταν ὁδὸν ἐπαξιώσας ὧδέ μοι φανῆναι ab, auf die nach Wunder Schneidewin sich einläßt,



der hinzusetzt: „nur daß dieser bedeutet φιλτάτην ἄφιξιν ἀφικόμενος, während an unserer Stelle κέλευθος den Pfad, der betreten wird, bezeichnet.“ Das will allerdings nicht viel sagen, und hat wohl Hrn. Hartung Anlaß zu der Erklärung gegeben, die Vergleichung sey erschlichen; denn dort bedeute ὁδὸς die Reise, hier aber (wie so? hier steht κέλευθος) den Weg, auf den man tritt. Ferner bedeute dort φανῆναι so viel wie ἀφικέσθαι oder μολεῖν, sich einfinden, hier aber sichtbar seyn. Das Ueberlieferte könne demnach nicht anders heißen, als: „der Mann offenbart nirgends die östliche Gegend durch sein Erscheinen.“ Das sey Unsinn, und der muß natürlich emendirt werden. Indeß heißt dort ὁδός der Weg, auf dem Orestes zurückkehrt, hier κέλευθος der Pfad, auf dem Ajas geht. Das aber kommt auf dasselbe hinaus, denn daß jener mit Beziehung auf die Heimkehr, oder als Heimkehr selbst gedacht wird, ändert an der eigentlichen Bedeutung nichts, und der Parallelismus von φανῆναι ὁδὸν und φανῆναι κέλευθον ist offenbar. Eher könnte man die Unterscheidung von beyden Redeweisen als erschlichen betrachten; δηλῶ aber mit Beziehung auf die handelnde Person steht ebenso Ant. 20. δηλοῖς γάρ τι καλχαίνουσ' ἔπος und 241. δηλοῖς γὰρ ὥς τι σημανῶν νέον, und δηλοῖ φανείς heißt nicht „er zeigt, daß er erscheine,“ was nach Hrn. Hartungs Redeweise ein „hölzernes Holz“ ist, sondern „noch offenbart, zeiget er sich nur, auf dem östlichen Wege erschienen.“ Man hat also nicht einmal nöthig, auf die bequemere Lesart μολών statt βολῶν Rücksicht zu nehmen, obgleich ἦ ἀφ' ἡλίου κέλευθος durch die von Lobeck beygebrachte Parallele Herod. 7, 10 οἱ ἀφ' ἡλίου Αἰθίοπες empfohlen wird. Gleichwohl reichten die erwähnten Bedenklichkeiten für Hrn. Hartung hin, δηλοῖ aus dem Texte zu stoßen, und sich dem Triklinius in die Arme zu werfen, um mit Hülfe seiner Exegese, die auf μολών ruht, der lautern Rede des Dichters die Interpolation κελευθὸν ἀνὴρ οὐδαμοῦ φάνη μολών unterzuschieben.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Neue Bearbeitungen des Sophokles.

(Fortsetzung.)

In der darauf folgenden Strophe, die der ganze Chor singt, 831. *τίς ἂν δῆτά μοι* bis 840 — *μὴ λεύσσειν ὅπου* hat er bey den Worten *ἤ τίς Ὀλυμπιάδων θεῶν* nicht genug gehabt, zufolge der wohl begründeten Annahme von Lobeck, daß die Dreaden und Dryaden des dort gelegenen Berges Olympos gemeint seyen, *Ὀλυμπιάδων θεᾶν* aufzunehmen, sondern er hat auch das erstere Wort in die Mitleidenheit gezogen und *Ὀλυμπιαδᾶν θεᾶν* drucken lassen, ungewarnt durch die Bemerkung von Lobeck, daß *Ὀλυμπιάδης* nie im Gebrauch gewesen; dann wird zwar, wie es sich gebührt, nach *Βοσπορίων ποταμῶν* das durchaus nöthige *ὕδρις* geschützt, dagegen *λεύσσων* in *λεύσσει* verwandelt, weil er *εἴ ποτε* in dem Sinne „wo nur immer“ an dieser Stelle nicht gelten läßt, sondern ein „wenn“ oder „wofern irgendwo“ begehrt. Sofort nun würde *λεύσσει* und *ἀπύοι* zusammenrücken und einen Hiatus bilden, den er, obwohl mit Unrecht, in dieser strengen Fügung als nichtssagend betrachtet; indeß *ἀπύοι* steht ihm, wie er sagt, so kahl da, dieses fordere ein Objekt, *ἀγγελίαν*, *κήρυγμα* oder wenigstens *αὐδάν*. Den Ausfall, etwa *μοι κήρυγμ'*, bezeuge auch das Metrum, da nämlich im folgenden Verse *σχέτλια γὰρ ἐμέ γε τὸν* oder *τῶν* diese Worte, was auch Heath erkannt habe, offenbar als Lückenbüßer eingeschoben seyen. Weder könne *ἐμὲ* (für *με*), noch die Partikel *γε*, noch der Artikel *τῶν* oder gar *τὸν* hier Platz haben. Seine weitere Kritik übergehen wir, da man an der eben erwähnten schon genug haben wird. Die nach diesen Ansichten interpolirte Stelle lautet nun bey ihm, mit Angabe der von ihm geschlagenen Wunde durch sechs Sternchen nach *λεύσσει*, in folgender Weise: *ἀπύοι.* ‖ *σχέτλια γὰρ μακρῶν ἀλάταν πόνων* ‖ *μ' οὐρίῳ μὴ πελάσαι δρόμῳ,* ‖ *ἀλλὰ μεμηνότ' ἄνδρα μὴ λεύσσειν ὅπου.* Und wie steht es mit den Gründen für diese arge Mißhandlung der Rede des Dichters? *εἴ ποθι* kann eben so gut auf *πλαζόμενον* wie auf *λεύσσων* bezogen werden, und der Sinn „ihn wenn irgend wo irren sehend“ ist doch wohl ganz unverfänglich. Ferner ist *ἐμέ γε* vollkommen berechtiget durch den Gegensatz. Der Chor ruft Hülfe der Anwohner und der Nymphen an, weil er selbst, ungeachtet der Anstrengungen des langen Laufes, den Ajas nicht gefunden habe; *τῶν μακρῶν πόνων*, ebenfalls mit Beziehung auf die schon vorhergegangene Schilderung dieser langen und mühsamen Anstrengung. Weil aber doch der accusativus objecti nicht fehlen kann, wird *πόνων μ' οὐρίῳ* geschrieben, d. i. der offenbar vom Dichter beabsichtigte Gegensatz aufgehoben, und das Pronomen an ungeeigneter Stelle eingezwängt. Wie aber *ἀπύοι* nach *πλαζόμενον* als kahl dastehend bezeichnet werden könne, ist vollends unbegreiflich. Dagegen bleibt auch von Hrn. Hartung das Ungefüge der beyden letzten Sätze *σχέτλια γάρ ἐμέ γε τῶν μακρῶν ἀλάταν πόνων οὐρίῳ μὴ πελάσαι δρόμῳ ἀλλ' ἀμενηνὸν ἄνδρα μὴ λεύσσειν ὅπου* unbeachtet. Er übersetzt zwar „nicht günstiger Fahrt irgend dem Ziele nahe;“ doch läßt sich *μή* von *πελάσαι* nicht trennen: „in günstigem Laufe nicht dem Ziele zu nahen.“ Sofort aber konnte nach *οὐρίῳ μὴ πελάσαι*

δρόμῳ, kein Gegensatz durch ἀλλὰ nachtreten, sondern nur ein explicativer durch δὲ. Offenbar ist der οὔριος δρόμος nur darauf zu beziehen, daß er den langen und mühsamen Lauf zwar ohne Hinderniß und rasch, als ein mit günstigem Winde Segelnder vollendet, d. i. die ganze Gegend ohne Unfall durchforscht hat, dem sich dann der andere, daß er aber den Ajas nicht gefunden, ganz in der Ordnung anschließt. Da diesem innerlich nothwendigen Zusammenhange das erste μὴ nicht entspricht, so ist οὐρίῳ μὲν πελάσαι δρόμῳ, ἀλλ' ἀμενηνὸν ἄνδρα κ. τ. λ. zu lesen.

Hr. Hartung nimmt sich übrigens der Musgravischen Conjektur μεμηνότ' ἄνδρα statt ἀμενηνὸν ἄνδρα gegen das Verdammungsurtheil von Hermann an. Indeß der Chor weiß, daß Ajas von seinem Wahnsinn genesen und daß er bey voller Besinnung ihn verlassen hat; wie also kann er ihn jetzt noch den tollen Mann nennen, wie Hr. Hartung übersetzt? ἀμενηνὸς ist nicht nach der Erklärung von Döderlein als gehaltlos wie ein Traum oder Schatten zu fassen, deren Werth hier auf sich beruhen mag; schon den Alten waren die ἀμενηνὰ κάρηνα des Homer ein Gegenstand zweifelhafter Untersuchung, bereits zur Zeit unseres Dichters, wie die bekannte Frage des Aristophanes: τί λέγει δ' ἀμενηνὰ κάρηνα; zeiget; sicher ist nur, daß der Begriff des Abgeschwächten dem Worte zum Grunde liegt und daß des Ajas Kraft durch den Wahnsinn gebrochen war, wird wohl auch Hr. Hartung nicht in Abrede stellen. Auch entspricht dieser Begriff dem Zusammenhange und der Verwunderung, die der Chor ausdrückt, daß ein also geschwächter Mann ihm habe entgehen oder entweichen oder sich seinen Blicken habe entziehen können.

In V. 869. ποῦ Τεῦκρος; ὡς ἀκμαῖος, εἰ βαίη, μόλοι wird ὡς angestritten, was, wenn es auch für εἴθε, utinam, stehen könne, doch hier in diesem Sinne unbrauchbar sey. Ebensowenig ist ihm ἀκμαῖος recht. Sophokles habe anderwärts, Oed. Col. 1492. ἥκειν πρὸς ἀκμὰς τινός gesagt und darauf hin wird ohne Weiteres ποῦ Τεῦκρος; εἰς ἀκμὰς ἄν, εἰ βαίη, μόλοι geändert. Indeß ὡς heißt hier nicht utinam, sondern quam, wie auch sonst häufig, z. B. bey Aeschylus Agam. 1209 ὡς δ' ἐπωλολύξατο ἡ παντότολμος, und ὡς ἀκμαῖος, quam opportuno tempore, ist hier, wie das allein überlieferte, so allein berechtigte. Selbst ἀκμαῖ' ἄν, was Hermann vorschlug, und Schneidewin verschmäht, ist unnöthig, da gerade beym Ausdruck von Wünschen die hypothetische Partikel in solcher Verbindung entbehrt werden kann. Schneidewin übersetzt übrigens „wie würde Teukros, wenn er sich aufgemacht hätte, gerade recht kommen" und bemerkt, als Wunsch dürfe ὡς μόλοι wegen des sonst unpassenden εἰ βαίη nicht gefaßt werden. Aber der Wunsch liegt im Gedanken, man mag ihn fassen wie man will, und ὡς und ἀκμαῖος sind mit einander zu verbinden: „wie zur rechten Zeit käme er, wenn er käme," nämlich, wenn er jetzo käme; und die Beziehung auf die Gegenwart durch jetzo brauchte wohl nicht ausgedrückt zu werden, da sie in der Sache selbst liegt.

In der nächstfolgenden lyrischen Strophe V. 850. ὤμοι ἐμῶν νόστων, ὤμοι κατέπεφνες ἄναξ τόνδε συνναύταν, ὦ τάλας bemerkt Hr. Hartung mit vollem Rechte, daß vor τόνδε ein καὶ oder ἅμα nöthig sey, ohne welches der Chor bey der schrecklichen Nachricht nur an sich denken und des Ajas ganz vergessen würde; doch schiebt er sehr mit Unrecht ein σύν ein, was über ἄναξ zurück auf κατέπεφνες bezogen werden soll; und da gleich darauf συνναύταν folgt, eine sehr unstatthafte, eine scabram dictionem bilden würde. Wahrscheinlich ist ὤμοι κατέπεφνες ἄναξ κἀμὲ τόνδε συνναύταν zu lesen, dem der antistrophische Vers 893. δισσῶν ἐθρόησας ἄναυδον ἔργον entspricht, wenn ἄναυδον mit der verbalen Form ἀναύδατον vertauscht wird.

V. 855. τίνος ποτ' ἀρ' ἔρξε χειρὶ δύσμορος ist in dem Zustande gelassen, in den ihn Hermann brachte, der die Vulgata ἔπραξε nach der Glosse des Hesychius ἔρξε. ἔπραξε in ἔρξε verwandelte. Doch haben alle jambische Strophen der drey Scenen, abgesehen von den Ausrufungen ἰὼ μοί μοι, ἰὼ τλήμων und den kurzen rhythmischen Bruchtheilen τί δ' ἔστιν und ξυναυδῶ nur reine jambische Trimetri mit sorgfältiger Entfernthaltung aller andern

Rhythmen. Die Corruptel liegt offen in ἄρα; denn aus dem vorhergehenden folgt nicht, daß Ajas durch einen andern gefallen, wohl aber kann darauf eine Frage gerichtet werden. Es ist darum offenbar τίνος ποτ' ἀνδρὸς ἔρξε χειρὶ δύσμορος zu lesen, dem der gegenstrophische Vers 897. ἄγαν ὑπερβριθὲς ἄχθος ἤνυσαν entspricht, wenn, wie schon von Anderen vorgeschlagen, ἄγαν γ' ὑπέρβριθες τόδ' ἄχθος ἤνυσαν aufgenommen wird, wo übrigens Hr. Hartung Unrecht hat, die Lesart ἄγαν δὲ vorzuziehen. Der Vers wird dem vorhergehenden οὐκ ἂν τάδ' ἔσγη τῇδε μὴ θεῶν μέτα nicht als eine Weiterführung des Ausspruches durch δὲ, sondern als eine Bestätigung durch γε und als eine Steigerung beygefügt.

In der ersten lyrischen Gegenstrophe, V. 873. bis V. 882 ἔμελλες τάλας, ἔμελλες χρόνῳ bis ὅπλων ἔκειτ' ἀγὼν πέρι, ist von beiden neuen Herausgebern zur Ausgleichung des dochmischen Rhythmus die epische Form ἐξανύσσειν nach Neu's Vorgang aufgenommen worden. Erfurt und Hermann hatten ὦδ' nach ἄρα zu Hülfe gerufen, was immer noch annehmbarer ist als jene Form. In der schwierigen Stelle V. 877. πάννυχα καὶ φαέθοντ' ἀνεστέναζες ὠμόφρων ἐχθοδόπ' Ἀτρείδαις nimmt Hr. Hartung an der Copulirung von πάννυχα καὶ φαέθοντ' gerechten Anstoß; aber was er vorschlägt πάννυχα καὶ φαέθοντ' ἤματα ist unglückliche Interpolation. Φαέθων kommt nur als Epitheton des Helios bei Homer und Herodot, ebenso bey Sophokles, Antigone 814. φαέθων ἀέλιος, dann als nomen proprium neben Φαέθουσα vor, und zur Bezeichnung des Sternes des Jupiter; als Adjektiv oder vielmehr Particípium nicht. Sophokles konnte neben der Bezeichnung der Nacht durch πάννυχα die des Tages durch φαέθοντ' mit Auslassung des Helios angeben, da ἀέλιος φαέθων stehender Ausdruck und auch ihm gebräuchlich war, nicht aber durch φαέθοντα ἤματα. Die Variante φαέθοντ' ἄρ' ἐστέναζες enthält die Spur des Aechten und es ist πάννυχα καὶ φαέθοντος ὥρᾳ ἐστέναζες zu lesen, dem nun der strophische Vers Βοσπορίων ποταμῶν ὕδρις τὸν ὠμόθυμον entspricht, ohne daß man nöthig hat ὕδρις auszuwerfen.

Im folgenden Verse 878 wird besser ὠμόφρον' ἐχθόδοπ' gelesen und die Lücken des letzten Verses durch οὐλομένων ὅπλων besser ausgefüllt, als durch das weit hergeholte χρυσοδέτων.

V. 884. χωρεῖ πρὸς ἦπαρ τοῦτο μὴ χαίρειν τινὰ wird mit Recht die Bemerkung von Bergk geltend gemacht, γενναία δύη könne nur ein edles, nicht aber, wie die Erklärer vergeblich zu beweisen sich bemühen, ein großes, schweres Leid bezeichnen; dagegen mit Unrecht dessen Aenderung γενναία γύναι aufgenommen, zumal der folgende volle Vers mit demselben Worte schließt: οὐδὲν σ' ἀπιστῶ καὶ δὶς οἰμῶξαι, γύναι. Ist hier etwas zu ändern, so wird mit Beseitigung dieser ungehörigen Interpolation γενναίᾳ, nemlich dir als einer Edlen, zu schreiben seyn.

V. 900. ἦ ῥα κελαινώπαν θυμὸν ἐφυβρίζει πολύτλας ἀνήρ wird an κελαινώπαν θυμὸν Anstoß genommen und mit Benutzung einer corrumpirten Glosse κελαίνωπ' ἔνθυμον geschrieben. Κελαίνωψ ἔνθυμος soll „der zornige verschloßene Mann" heißen, den der „Alldulder" höhne, während ἐφυβρίζειν in der einzigen Stelle, in der es außerdem bey Sophokles steht Ai. 1364 οὐδ' ἔτλης θανόντι τῷδε ζῶν ἐφυβρίσαι μέγα, wie auch sonst nach Gebühr mit dem Dativ verbunden wird. Κελαινώπης ist durch Lobeck vollkommen geschützt und κελανώπης θυμὸς kann ebenso das von Zorn verdunkelte wie das verschloßene und undurchschaubare Gemüth seyn, demnach auf den Odysseus bezogen werden, zumal dem Verschloßenen der Begriff des Boshaften nahe liegt; und der Sinn, daß nemlich Odysseus im dunklen Gemüth Spott treiben und, wie es des Weitern heißt, bey dem durch Wahnsinn erregten Ungemach sammt den Atriden lachen werde, ist vollkommen adäquat.

V. 910. ἐμοὶ πικρὸς τέθνηκεν ἢ κείνοις γλυκύς, wo das so vielfach mißverstandene ἤ den einfachen Gegensatz bildet, mihi tam amarus, quam illis jucundus, hat mit ebensowenig Grund die Veränderung von ἤ in ὡς erfahren.

V. 914. θεοῖς τέθνηκεν οὗτος, οὐ κείνοισιν, οὗ ist ohne Bemerkung vorüber gelassen. Gleich-

wohl ist das doppelte *οὐ* unstatthaft, nicht an sich, sondern als Negation im Allgemeinen, weil nicht abzusehen, warum außer den Göttern nicht auch den Atriden, nemlich ihrem Neid und ihrer Verfolgung, der Ajas zum Opfer gefallen seyn soll. Wahrscheinlich ist am Schluß des Verses *εὖ* zu schreiben. Den Göttern fiel Ajas zur Strafe seines Uebermuthes, und insofern *θεοῖς τέθνηκεν οὗτος εὖ*, nicht aber den Atriden, deren Schlechtigkeit ihn zu Grunde gerichtet hat.

Die drey letzten Verse überschreiten das Maß der strophischen Rede der Tekmessa, der die antistrophische entspricht, und sie haben auch in dem leeren Schluße *ἀλλ' ἐμοὶ λιπὼν ἀνίας καὶ γόους διοίχεται* etwas Anstößiges. Doch reichen beide Gründe kaum hin, sie als spätere Weiterung zu verdammen. Sie können als epodische Klausula auch bey Anordnung des rhythmischen Systems ihren Platz behaupten.

Es folgt dann das dritte oder epodische System, welches, wie wir bemerkten, aus zwey Strophen mit ihrem Epodos, und aus zwey Gegenstrophen, ebenfalls mit ihrem Epodos, und aus lauter vollen Jamben mit Ausnahme des Ausrufes *ἰώ μοί μοι* besteht, der übrigens zur Ergänzung der ersten Gegenstrophe vor V. 920 *ὦ φίλταθ' Αἴας* zu wiederholen ist; wenn nicht hier zum Behuf des Wechsels *ἰὼ τλήμων* gestanden hat. Den lyrischen Charakter bezeuget auch, wie oben bemerkt wurde, das Fortschreiten des Dialoges nach Bruchtheilen von Jamben im zweyten Strophenpaar und seiner Gegenstrophe. Das erste besteht je aus zwey Trimetern mit dem vorangehenden Ausruf. Ebenso der Epodos. Das zweyte von V. 925 *ὡς ᾧδ' ἐχόντων* an bis V. 928 — *ποῦ μοι γῆς κυρεῖ τῆς Τρῳάδος*, in Strophen und Gegenstrophen zwey gleichmäßig gebrochene Versttheile, die einen Trimeter bilden. Der Epodos ebenfalls einen in gleicher Weise gebrochenen Trimeter, dem ein zweyter ungebrochener sich zum Schluß anreiht. Dann geht die Rede mit 929. *μόνος παρὰ σκηναῖσιν* in die gewöhnliche Form des Dialogs über. Indeß gerade dieser Schluß und Uebergang den die Herausgeber unberührt gelassen, erregt mehrfaches Bedenken. Die Stelle lautet: *χορ. ἄγαν γε Τεῦκρε. Τεῦκρ. φεῦ τάλας. τί γὰρ τέκνον* ‖ *τὸ τοῦδε, ποῦ μοι γῆς κυρεῖ τῆς Τρῳάδος;* ‖ *χορ. μόνος παρὰ σκηναῖσιν. Τεῦκρ. οὐχ ὅσον τάχος* ‖ *δῆτ' αὐτὸν ἄξεις δεῦρο κ. τ. λ. Φεῦ τάλας* nach dem früheren *ὦ τάλας ἐγώ, τάλας* und dem unmittelbar vorhergehenden *ἄγαν γε Τεῦκρε* kann nur auf den Teukros selbst gehen und ist eine ganz überschüssige Wiederholung derselben Klage. Dazu ist *γὰρ* in der folgenden Frage: *τί γὰρ τέκνον τὸ τοῦδε;* ganz ohne Veranlassung, da die Frage nach dem Kind des Ajas nicht als Grund für das Unglück von Teukros auftreten kann. Ferner ist *γῆς τῆς Τρῳάδος* nicht nur überflüssig, sondern auch störend. Teukros kann wohl fragen: wo ist das Kind des Ajas? Nicht aber: wo in dem troischen Lande ist es? Dieses setzte voraus, daß der Knabe irgend wohin auf das Land geschickt sey und wie wäre das denkbar in einem ganz feindseligen Gefilde, wo außer dem Bereich des Lagers für das Kind keine Sicherheit war? Auch bestand für den Teuker gar kein Grund einer solchen Annahme, *ποῦ γῆς* reicht zur Bezeichnung der Umgebung vollkommen hin. Endlich ist in den Reden des Teukros keine Hindeutung auf die Tekmessa, die, wie gleich nachher sich zeigen wird, in das Gespräch in dem Augenblick zu verflechten war, wo es aus dem lyrischen Gang in den gewöhnlichen überging. Es scheint demnach hier mehrfache Alterirung der ursprünglichen Fassung vorzuliegen, und diese, wie folgt, gelautet zu haben: *χορ. ἄγαν γε Τεῦκρε. Τεῦκρ. φεῦ τάλαινα καὶ τάλας.* ‖ *Τί γὰρ τέκνον τὸ τοῦδε; ποῦ μοι γῆς κυρεῖ. Τεκμ. μόνος παρὰ σκηναῖσιν. Τεῦκρ. οὐχ ὅσον τάχος κ. τ. λ.* Hier ist nun alles adäquat.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Neue Bearbeitungen des Sophokles.

(Fortsetzung.)

*Τάλαινα* knüpft die Tekmessa in die Erwägung, *τάλας* ist sofort das Kind, und das dann folgende *τί γὰρ τέκνον κ. τ. λ.* giebt den Grund seines Ausrufes. Die Vorstellung seiner Verlassenheit und Gefahr hat sich des Oheims bemächtiget. *Τῆς Τρῳάδος* verschwindet als unnützer Zusatz, den der Ausfall von *τάλαινα καὶ* zur Ergänzung des Verses nöthig gemacht hat; und Tekmessa gibt, wie ihr gebührt, dem Schwager auf diese Frage die Antwort statt des Chores. Es ist dem ganz entsprechend, daß sie sofort mit den Worten *οὐχ ὅσον τάχος τῇδ' αὐτὸν ἄξεις δεῦρο* den Auftrag erhält, den Knaben herbeyzuführen. Auch das stimmt zur ganzen Oekonomie der Anlage, daß sie redend eingeführt wird, wo der lyrische Theil des Gespräches zwischen dem Chor und Teukros mit der letzten Frage zum Schluß gekommen ist.

Hr. Hartung hat das Ungehörige gefühlt, welches darin liegt, daß sie den Auftrag nicht erhält, und wie das folgende zeigt, gleichwohl gegangen ist um den Knaben zu holen, oder doch wenigstens zu begleiten. Er äußert sich darüber bey Gelegenheit der Erklärung von *κενῇ λέαινα*, wie folgt: „die Uebersetzer haben nicht gewußt, wie sie diese von der Bühne wegbringen können, besser als daß sie den folgenden Befehl der Herbeiholung des Knaben an sie gerichtet seyn ließen. Sie hätten bedenken sollen, daß weder der Ton des Befehls noch auch die Worte selbst für die Tekmessa passen, und daß Teukros erstlich sehr fühllos handeln würde, einer so tief betrübten Frau einen derartigen Befehl zu ertheilen, und zweytens sehr rücksichtslos: denn Frauen pflegt man nicht allein im Freien unter den Kriegern herumzujagen. Indessen war es nicht unpassend, daß Tekmessa in Gesellschaft des abgesandten Dieners nach dem Zelte zurückgieng, um den Knaben herzuführen. Und daß dieß geschehen sey, entnehmen wir aus V. 1112."

Wie aber kann Tekmessa, ein schwaches und waffenloses Weib, der Löwin verglichen werden? Der Begriff der Vergleichung ist ein allgemeiner. Eurysakes, nach dem Tode seines Vaters und Beschützers, ist in dem Falle des in der Höhle allein gelassenen jungen Löwen. Ist aber der Befehl des Teukros nicht an sie gerichtet, an wen dann? An den Chor doch gewiß nicht, der nicht abziehen kann um das Kind herbeyzuholen. Also an irgend einen Einzelnen? Aber darauf ist keine Hindeutung, und statt *οὐκ ἄξεις δεῦρο* müßte nothwendig *οὐκ ἄξει τις δεῦρο* oder etwas Aehnliches stehen. Was kann aber in der dringenden Aufforderung *οὐχ ὅσον τάχος τῇδ' αὐτὸν ἄξεις δεῦρο* als gefühllos betrachtet werden, da die Worte nichts als das dringende Verlangen ausdrücken? und wem füglicher als der tiefbetrübten Mutter konnte dieser Auftrag ertheilt werden? Noch schlimmer steht es mit der Rücksichtslosigkeit. Wer hat denn Hrn. Hartung gelehrt, daß die Stelle, wo Ajas in sein Schwert stürzte, so weit von der Scene lag, daß er zu der Erklärung sich berechtigt achtet, die Sendung der Mutter nach ihm sey ein Herumjagen derselben im Freyen und unter Kriegern? und auch gesetzt, die

Entfernung wäre so beträchtlich, wie er sich einbildet, so pflegt die alte Tragödie das, was außer der Scene und der Handlung liegt oder geschieht, nicht mit dieser Aengstlichkeit zu bedenken, wie hier angenommen wird. Ebenso unmotivirt ist es, anzunehmen, daß die Mutter dem von ihm fingirten Diener sich schweigend angeschlossen habe, um mit ihrem Kinde zurückzukehren. Das ist ein eitler Behelf, um, nachdem man das Zweckmäßige nicht wahrgenommen, das Unzweckmäßige zu verdecken oder zu beschönigen.

Auch verdient der Ton ernsten Tadel, in dem er die Ansichten von Hermann behandelt. Dieser „spitzfindelt", wenn er *κενῆς λεαίνας* nicht wie Hr. Hartung deutet, und es gehört nach ihm viel Deutungskünsteley und Leichtgläubigkeit dazu, um, wie auch Hermann gethan, sich und andern einzureden, daß V. 922. *ἐμπόληκας* dort einen Sinn habe. An solchen abschätzigen Aeußerungen ließe sich eine reiche und sehr unerquickliche Anthologie aus diesen übermüthigen Anmerkungen sammeln. Die Alten pflegten dergleichen Uebermuth und Muthwillen jüngerer Männer gegen ehrenwerthe Greise nicht uneben als ein Zupfen derselben an ihrem Barte zu bezeichnen: barbam seniorum vellere; und dieses Verfahren, an sich schon verwerflich, weil es uns in die ohnedem übelberufene, unedle Klopffechterei der Philologen zurückführt, auch ein schlimmes Beyspiel für die Jugend ist, ziemet sich am wenigsten für eine Kritik, die meist auf negativem Standpunkte sich bewegt und gewöhnlich fehlgreift und verdirbt, wo sie positiv und herstellend auftreten will. Und worauf ruht am Ende der Vorwurf der Deutungskünsteley und Leichtgläubigkeit, der hier erhoben wird? V. 822, von dem er ausgeht, lautet: *ἆρ' ἐμπόληκας, ὥσπερ ἡ φάτις κρατεῖ*; *ἐμπολᾶν* ist allerdings ein sehr schwieriges und controverses Wort, und Hr. Hartung hätte besser gethan, sein Herkommen und den Kreis seines Gebrauches festzustellen, als mit andern darüber zu hadern. Ist, wie kaum zu zweifeln, *πέλειν* Grundform, so sind *ἐμπολεῖν* und *ἐμπωλᾶν* gleich berechtigt, letzteres mit intensiver Bedeutung, denn das homerische Od. ο, 455 *βίοτον πολὺν ἐμπολόωντο* kann nur aus *ἐμπωλῶντο* entstanden, d. i. rhythmisch gelöst worden seyn, wie Il. ο, 666 *μηδὲ τροπάασθε φόβονδε* und *τρωπᾶσθε*, obwohl *ἐμπολάω* sich und vielleicht aus jener von den Alten mißverstandene Form bey den Spätern neben *ἐμπολέω* in Gebrauch gebracht hat. Ist aber *πελω* Grundform, so hießen *ἐμπολεῖν* und *ἐμπωλᾶν* ursprünglich sich in einer Sache befinden, sich mit ihr befassen, wo dann die Begriffe von beschäftigen, behandeln nahe liegen und auf Geschäfte, Handel den Uebergang bilden, ohne daß die Erinnerung an das Ursprüngliche ganz erloschen war. Deutlich ist das durch die von Lobeck aus Hippokrates beygebrachte Stelle. Er sagt: „eodem exemplo Hippocrates de Morb. IV. 12. *ἦν μου ἀποπάτου μὴ διαχώρεοντος κρατέῃ μία τῶν ἄλλων ἰχμὰς, κάλλιον ἐμπολήσει ὁ ἄνθρωπος* melius sese habebit, quod alibi dicit *βέλτιον ἀπαλλάσσει* Epid. VI. 716. Neque aliud intelligi videtur, Aeschyl. Eum. 622 *τὰ πλεῖ' ἀμείνον' ἠμπολημκώς*. Das, sollte man denken, wäre vollkommen klar, und Beyspiel einer gesunden Exegese. Die adverbiale Bezeichnung wird durch das folgende *ὥσπερ* an die Hand gegeben, so daß *ἆρ' ἐμπόληκας οὕτως ὥσπερ ἡ φάτη λέγει* zu ergänzen ist, und *ἐμπολᾶν* sich befinden, in einer Lage einen Zustand gerathen seyn, durch zweckmäßige *μείωση* den Begriff des Selbstmordes nur andeutet.

Was aber schlägt Hr. Hartung vor? Er schreibt *ἆρ' ἠμπλάκηκας*, und bemerkt, daß der Selbstmord ein *ἁμάρτημα* oder *ἀμπλάκημα* sey, könne man aus Ant. V. 1244. sehen. Aber in jener ganzen Scene ist zwar von einem doppelten Selbstmord die Rede, keineswegs aber von einer Meinung, die ihn als eine Schuld bezeichnet. Dazu wäre der Ausdruck: „hast du also eine Schuld oder einen Fehler begangen, wie das Gerücht sagt," viel zu allgemein, und zu schwach, um auf jene That der Verzweiflung bezogen werden zu können, oder sie einzuschließen, und welche Gewähr endlich hat Hr. Hartung für die willkührlich erdichtete Form *ἠμπλάκηκα*, mit der er die griechische Grammatik bereichert hat? Aus dem aoristischen *ἀμπλακεῖν* und den dazu Gehörigen ist ebensowenig, wie aus *ἀμπλακητός* und *ἀμπλάκημα* ohne Weiteres auf ein *ἀμπλακέω*, das nirgends vorkommt, zu schließen

oder eine Berechtigung zur Bildung von Zeitformen herzuleiten, die ein solches voraussetzen; und für dergleichen also fordert er in demselben Augenblicke Billigung, wo er diejenigen der Deutungskünsteley beschuldiget, die ἐμπόληκας zu vertheidigen suchen, und der Leichtgläubigkeit die Anderen, die ihnen folgten!

V. 951—954 ἦ ποῦ με Τελαμὼν, σὸς πατὴρ ἐμός ϑ' ἅμα ‖ δέξαιτ' ἂν εὐπρόσωπος ἱλέως τ' ἴσως ‖ χωροῦντ' ἄνευ σοῦ. πῶς γὰρ οὔχ; ὅτῳ πάρα μηδ' εὐτυχοῦντι μηδὲν ἥδιον γελᾶν. Hr. Hartung hat wohlgethan statt ἴσως, was einer Glosse von ἧπου sehr ähnlich sieht, die schöne Verbesserung von Hermann, ἰδὼν, aufzunehmen, was auch Schneidewin gethan, der aber ungehörig dieses ἴσως an die Stelle des vorhergehenden ἅμα gebracht hat. Doch gibt noch πῶς γὰρ οὔχ Anstoß. Man sucht der Stelle durch Annahme von Ironie zu helfen. „Wie sollte er nicht mich freundlich empfangen?“ soll dann so viel seyn, als „freilich wird er mich so empfangen.“ Indeß der tiefe Ernst in Allem, was Teukros hier thut und sagt, schließt ebenso, wie das tragische der Lage, alle ironische Beymischung aus, die vielleicht einem modernen Poeten in den Sinn kommen kann und von einem unserer Kunstrichter belobt werden wird, aber an solcher Stelle der attischen Tragödie ganz ungewöhnlich, ja ihrer unwürdig ist. Es ist πῶς γὰρ οὖν; zu lesen. Der vorhergehenden Frage „wird wohl Telamon mich freundlich empfangen?“ liegt der in dieser Form nur energischer auftretende Gedanke zu Grunde: er wird mich nicht freundlich empfangen, dem sich dann πῶς γὰρ οὖν; dann wie sofort, nemlich, könnte er das, der als Grund des Gegentheils einleitend anschließt, welcher in ὅτῳ πάρα u. s. f. des Weiteren angegeben wird.

V. 970—974. Ἕκτωρ μὲν, ᾧ δὴ τοῦδ' ἐδωρήδη πάρα, ‖ Ζωστῆρι πρισθεὶς ἱππικῶν ἐξ ἀντύγων ‖ ἐκνάπτει' αἰὲν, ἔστ' ἀπέψυχεν βίον. Die Stelle hat mehrere Umgestaltungen erfahren, besonders durch Hermann, weil nach Homers Meldung Hektor erst an den Wagen gebunden wurde, als er den Geist aufgegeben hatte, dieses aber ihm hier begegnet, während er noch athmet; Hermann schrieb darum: ἐκνάπτει' αἰῶν' εὖτ' ἀπέψυξεν βίου und Hr. Hartung hat, wie er sagt, „mit Freuden diese treffliche Emendation aufgenommen.“ Er ist hier in seiner Freude und in seinem Lobe nicht glücklicher, als vorher in seinem Unwillen und in seinem Spott, und was er anführt, es wäre eine etwas seltsame Erfindung, wenn Sophokles den Hektor lebendig an den Wagen des Achilles anbinden und zu Tode schleifen ließe, weil Helden, wie Hektor, so lange sie noch ein Glied regen können, nicht so mit sich umgehen ließen, wird Manchem wohl noch seltsamer vorkommen. Denn lag Hektor zum Tode verwundet aber noch athmend am Boden, wie sollte er sich einer solchen Behandlung in dieser Lage entziehen können, wo die Thatkraft mit dem Leben gebrochen und ihm nur übrig war zu dulden, was der harte Sieger über ihn verhängte? Allerdings erscheint Achilles dann grausamer als bey Homer, wo er an dem Leichnam verübt, was er hier mit dem Sterbenden thut. Indeß auch bey Homer ist seine That rauh und grausam genug und der Dichter tadelt sie entschieden in dem Vers, Il. X. 395. ἦ ῥα καὶ Ἕκτορα δῖον ἀείκεα μήδετο ἔργα, und noch mehr tritt sein schmerzlicher Unwille in der darauf folgenden Schilderung des Ereignisses hervor. Eine Steigerung der Grausamkeit jenes gewaltigen und leidenschaftlichen Charakters kann also auf keinen Fall so weit maaßgebend seyn, daß sie zur Umschmelzung der Stelle den Grund lieferte, zumal Sophokles einer vom Homer abweichenden und in dem nachhomerschen Epos überlieferten Meldung in dieser Sache folgen konnte. Dazu wird der Sinn, der im Zusammenhange der Stelle die größte Energie begehrt und auch hat, durch die Hermannische Aenderung abgeschwächt, und die Phrasis ἀποψύχειν αἰῶνα βίου, ganz abgesehen von dem Ausdruck αἰὼν βίου, ist für das einfache „nach dem er gestorben war oder verathmet hatte“ zu gesucht und pretios, während ἀποψύχειν βίου mit Bezug auf das Geschleiftwerden höchst drastisch und poetisch erscheint, als Umschreibung des Gedankens er wird zu Tode geschleift.

V. 982. κεῖνος τὰ κείνου στεργέτω κἀγὼ τάδε wird von den drey Lesarten τ' ἐκεῖνα, τ' ἐκείνου und τὰ κείνου keine gebilliget und κεῖνος τὰ κεῖνα

geschrieben mit der Bemerkung: „so erhalten wir ein sinniges Wortspiel jener das jenige (wenn man so sagen darf), d. i. die auf jener Seite liegende Ansicht," aber das deutsche das jenige ist so wenig zulässig wie τὰ κεῖνα und die Vulgata τ' ἐκεῖνα führt auf das Rechte: κεῖνος γ' ἐκεῖνα στεργέτω κ. τ. λ.

V. 985 und 986. βλέπω γὰρ ἐχθρὸν φῶτα καὶ τάχ' ἂν κακοῖς ‖ γελῶν ἃ δὴ κακοῦργος ἐξίκοιτ' ἀνήρ. Ohne Grund wird γελᾶν κακοῖς als unsicher betrachtet, da nichts häufiger ist, als die Auslassung der Präposition in solchen Fügungen. Herr Hartung selbst hat es kurz vorher V. 902. γελᾶ δὲ τοῖσδε μαινομένοις ἄχεσιν unangefochten gelassen, und wenn ihm nachträglich noch beykommt τοῖς δ' ἐν zu ändern, so widerstrebt dem der strophische Rhythmus V. 890. ἐγὼ δ' ὁ πάντα κωφὸς ὁ πάντ' ἄϊδρις. Ebenso leichtfertig nimmt er an dem adverbialen ἃ δὴ Anstoß, das an sich unverfänglich ist, und durch das ganz analoge οἷα δὴ (z. B. Eurip. Or. 32. κἀγὼ μετέσχον, οἷα δὴ γυνὴ (φόνου) geschützt wird, nicht weniger durch die von Schneidewin angeführte Stelle des Simonides von Amorgos, I, 3, ἃ δὴ πόδα Ἐφημέριοι ζῶμεν, welche Herr Bergk sehr mit Unrecht geändert hat. Selbst in der Prosa ist es nicht zu behelligen, wie in der von Lobeck angeführten Stelle des Demosthenes Ep. V. 1590. ἃ δὴ ὑπολαμβάνων, wo Schäfer ohne Grund das gewöhnlichere οἷα δὴ vorschlägt. Was soll man aber zu Behauptungen sagen, wie die folgende: „die Sache (nemlich der Gebrauch von ἃ δὴ) ist aber an sich unmöglich; denn da durch δὴ das Suffixum τε nicht überflüssig gemacht wird, so würde ἃ δὴ = ἅτε δὴ seyn, also ἃ allein die Stelle von ἅτε vertreten müssen, was selbst im Lyrischen unerhört ist." Was soll es heißen, das Suffixum τε werde durch δὴ nicht überflüssig gemacht, da ἅτε nur vergleichend ἃ δὴ aber an sich explicativ ist. ἃ δὴ κακοῦργος ist „als ein Schlechter", da er, oder „weil er ein Schlechter ist," ἅτε κακοῦργος, was Hr. Hartung schreibt, wäre nothwendig, „sowie ein Schlechter nemlich zu thun pflegt," was ganz außer der ächten Diktion des Dichters τάχ' ἂν κακοῖς γελῶν ἐξίκοιτο liegt, dem ἃ δὴ κακοῦργος ἀνήρ als Ursache der eben ausgesprochenen Besorgniß beygefügt wird. Ebenso οἷα δὴ bey Eurip. Orest. 32. κἀγὼ μετέσχον οἷα δὴ γυνὴ φόνου, so gut sie nemlich als Frau es vermochte.

In dieser Weise geht es mit dem Texte des Dichters fort, und was dem Verfasser nicht zu Sinn steht, muß sich der Ausmerzung oder Umgestaltung unterwerfen. So soll V. 1014. statt πρὸς ἀνδρὸς ἄνδρα δημότου hergestellt werden: πρὸς ἀνδρὸς ὄντα δημότου, V. 1016. οὐ γάρ ποτ' οὐδ' ἂν sich in οὐ γάρ ποτ' οὐδ' οὖν verwandeln, und gleich darauf V. 1017. οὐδ' ἂν στρατός γε zu οὐδ' ἂν στρατός τις werden, weil γε unnütz sey, während στρατός als prägnanter Begriff, der auf den gegenwärtigen Fall in Beziehung kommt, gerade der Hervorhebung bedarf, die es durch γε bekommt. Was soll am Ende aus den Texten der Dichter werden, wenn in eben so leichtsinniger als hoffärtiger Weise mit ihnen umgesprungen wird? Besonders auf die Wiederholung des ἄν hat er es abgesehen und behandelt gleich darauf 1020. u. 21. ἀλλ' ἄνδρα χρή, κἂν σῶμα γεννήσῃ μέγα, ‖ δοκεῖν πεσεῖν ἂν κἂν ἀπὸ σμικροῦ κακοῦ die doppelte Setzung als zwecklos, ja sogar als Unfug, während an zweyter Stelle κἂν ἀπὸ σμικροῦ κακοῦ die Hypothesis δοκεῖν πεσεῖν ἄν wieder aufgenommen und durch einen Zusatz gestärkt und prägnanter gemacht wird. Daß κἂν statt des einfachen καὶ bey Schriftstellern der klassischen Zeit gebraucht werde, darf man allerdings nicht glauben; das freylich wäre ein Unfug, von dem aber hier nicht die Rede seyn kann; so ist es auch Unfug, daß Hr. Hartung aus Vorurtheil oder in übereilter Hast an einer Redeweise Anstoß nimmt, die vollkommen berechtiget und hier der beabsichtigten Wendung des Gedankens ganz entsprechend ist. Uebrigens ist κἂν σῶμα γεννήσῃ μέγα wohl mit veränderter Orthographie κἢν σῶμα γεννήσῃ μέγα auch der Deutlichkeit wegen zu schreiben, damit die bedingende Partikel an dieser Stelle von der hypothetischen im zweyten Gange leichter unterschieden werde. Berechtigter wäre ein Zweifel an κακοῦ am Ende, der Gedanke fordert offenbar, daß ein Großer auch von einem kleinen Umstande, nicht von einem kleinen Uebel zum Fall gebracht werden könne, und κἂν ἀπὸ σμικροῦ κακῶς würde den Satz mehr abrunden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juni.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Neue Bearbeitungen des Sophokles.

(Fortsetzung.)

V. 1037. εἶθ' ἁμαρτάνει fällt der Herausgeber in seine üble Gewohnheit, gesunde Lesarten zu verdächtigen, zurück, indem er in einem doch ganz positiv ausgesprochenen Satze den Optativ für nothwendig erklärt.

V. 1039. τοιαῦθ' ἁμαρτάνουσιν ἐν λόγοις ἔπη wird „in Wort und That auf solche Weise sich vergehen" falsch übersetzt. Von That ist nicht die Rede, und den Unterschied von λόγοι und ἔπη würde, wenn es nöthig wäre, Thucyd. III, 67, λόγοι ἔπεσι κοσμηθέντες zeigen. Ungenau unterscheidet Erfurt hier λόγοι als das Ganze, ἔπη als die Theile. Ἔπη, wie sonst häufig, sind Sprüche, an sich richtige Sätze der Weisheit und Erfahrung, dergleichen von Menelaus in seiner Rede auf fehlerhafte und ungeschickte Weise gebraucht wurden.

V. 1074. εἰ τοὺς θανόντας οὐκ ἐᾷς θάπτειν παρόν ist nach εἰ τοὺς θανόντας, γε nöthig, weil es den vorhergehenden Satz bekräftiget.

Der folgende Vers τοὺς αὐτὸς αὐτοῦ πολεμίους. οὐ γὰρ καλὸν hat falsche Interpunktion, und οὐ γὰρ καλὸν weicht darum aus dem Gefüge der Rede. Es behauptet gerade das Gegentheil von dem, was Menelaus sagen will, und offenbar ist das Ganze in Einer Folge als Frage zu fassen: τοὺς αὐτὸς αὐτοῦ πολεμίους οὐ γὰρ καλόν; „ist es denn nicht schön, d. i. es ist gebührend, wenn einer seine Feinde unbegraben läßt." Die Ergänzung also ist οὐ γὰρ καλὸν εἴ τις οὐκ ἐᾷ κ. τ. λ. und die Irrung ist durch die weite Zurückstellung des γὰρ veranlaßt worden.

Auch V. 1079. ἐν τοῖς δικασταῖς κοὐκ ἐμοί τοτ' ἐσφάλη ist ἐμοὶ ohne Präposition in dem scharfen Gegensatze zu ἐν τοῖς δικασταῖς unhaltbar und wohl ἐν τοῖς δικασταῖς οὐκ ἐμοῖς zu lesen: „von den Richtern, die nicht die meinen, d. i. nicht unter meiner Leitung waren."

V. 1080. πολλ' ἂν κακῶς λάθρα σὺ κλέψειας κακά deutet des Scholiasten Erklärung καλῶς ἀντὶ τοῦ ἐμπείρως hinlänglich an, daß er πολλ' ἂν καλῶς λάθρα σὺ κλέψειας κακά gelesen habe, was hier als Hohn vollkommen an seiner Stelle ist.

V. 1084. σὺ δ' ἀνταχούσει τοῦτον ὡς τεθάψεται hadert er mit Hermann und Lobeck, welche die Note von Valkenaer zu Phön. 1650. mißverstanden hätten, der σὺ δ' ἀντάκου' ἐν τοῦτο γ', ὡς τεθάψεται ändern wollte. Von den drey großen Männern konnte wohl keinem einfallen, die Formen des Futurums ἀκούσομαι und ἀνταχούσομαι anzweifeln zu wollen, und Hr. Hartung hat nicht nöthig, seine Verwunderung darüber mit einem „wie ist mir denn?" einzuleiten. Aber Valkenaer hatte Unrecht, allein deßhalb, weil in mehrern Stellen der Gegenrede ἀντάκουε oder ἀντάκουσον vorkommt, hier, wo das Futurum geboten ist, dieses zu verschmähen, und Herr Hartung hat ebenso Unrecht, ihm zu folgen, indem er, noch weiter als Valkenaer gehend, ἀντάκουσον τοῦτο γ' ändert. Nach seiner hochfahrenden Manier bemerkt er, „dergleichen

Dinge werden nicht durch Citate abgemacht," als ob ein Kritiker ersten Ranges, wie Hermann, der mehr als irgend ein anderer auf den Grund der Dinge zu dringen pflegte, einer so schulmeisterlichen Erinnerung bedurft hätte. In diesem Tone geht es nun weiter: „darum handelt es sich hier, ob das Futurum, du wirst hören, der leidenschaftlichen Stimmung des Teukros besser angemessen sey, als der sonst übliche Imperativ, und das wird doch wohl Niemand behaupten wollen." Sieht man von diesem ἐνθύμημα auf die wohlberechtigte und sehr naturgemäße Rede des Dichters, so wird das Futurum zu Anfange der Antwort des Teukros σὺ δ' ἀνταχούσει durch das Futurum zu Anfange des Verbotes des Menelaus ἔν σοι φράσω gerade mit Nothwendigkeit herbeygeführt. Daneben aber bleibt ἔν τοῦτο γε an sich sehr annehmbar, weil dadurch erst der volle Gegensatz zwischen beyden Futuren bestimmt hervortritt: Eines werde ich dir erklären, sagt jener, Eines aber wirst du dagegen hören, antwortet dieser. Doch leiten die Varianten R. ἀλλ' ἀνταχούσῃ, J. τοῦτο, O. τοῦθ' auf die Schreibung: ἄλλ' ἀνταχούσει τοῦτο γ'. Ein anderes wirst du hören, „das nämlich," γε mit hervorhebender Kraft, wodurch das Folgende ὡς τεθάψεται eingeleitet wird.

V. 1144. ᾧ φθέγμ' ἂν οὐκ ἂν εὕρες ist die Aenderung οὐκ ἐνεῦρες ohne Grund und nur aus dem Widerwillen des Verfassers gegen das ihm widerwärtige doppelte ἄν hervorgegangen. Denn wie die Worte ᾧ φθέγγμα εὕρες, die in ἐν ᾧ φθέγγμα εὕρες nur eine dem Sinne nach nicht wesentliche nähere Bezeichnung hätten, Hrn. Hartung Bedenken erregen konnten, ist bey der weitgreifenden und gerade in solchen Fällen sehr gewöhnlichen Umgehung der Präpositionen schwer einzusehen.

V. 1163 — 1167. ἔσται μεγάλης ἔριδός τις ἀγών. ‖ ἀλλ' ὡς δύνασαι, Τεῦκρε, ταχύνας ‖ σπεῦσον κοίλην κάπετόν τιν' ἰδεῖν ‖ τῷδ' ἔνθα βροτοῖς τὸν ἀείμνηστον ‖ τάφον εὐρώεντα καθέξει hat Hrn. Hartung zu der Aenderung veranlaßt κάπετόν τιν' ἔλεῖν ‖ τῷδ' ἔνθα βροτοῖς ἀεὶ ἄμνηστον τάφον κ. τ. λ., ganz ohne Grund. Κάπετόν τιν' ἰδεῖν, sich nach einer hohlen Grube umsehen, ist an sich begründet wegen der Raschheit, die hier in der ganzen Aufforderung des Chors vorwaltet und das Nöthige nur andeutet, ebenso durch die von den Herausgebern angeführten Stellen Theocr. XV, h. ὅρη δίφρον Εὐνόα αὐτᾷ, deßgl. Terent. Heaut. 111, 1, 5. Cic. Tusc. 111, 19, wo videre in gleicher Weise steht, vollkommen geschützt. Was soll es heißen, wenn Hr. H. sagt, „aus dem römischen und sicilischen Sprachgebrauch folgt nichts für den der Attiker und der Tragiker," als ob hier von einem speciell römischen oder sicilischen Gebrauche, nicht aber von einer ganz allgemeinen, man kann sagen menschlichen Weise des Ausdruckes die Rede wäre. Er fährt fort: „außerdem sind auch etwas schon Vorhandenes aufzutreiben suchen, und etwas noch nicht Vorhandenes fertig zu machen suchen, zwey verschiedene Dinge." Wer aber sagt ihm, daß Teukros begehre, es solle eine noch nicht vorhandene Grube fertig gemacht werden, da er nur will, daß sie nach einer sich umsehen sollen; κοίλη κάπετος ist ein ganz allgemeiner Ausdruck, der auf jede Höhlung oder Vertiefung des Grundes paßt, wie sie doch wohl auf freyem Felde, wo man sich befindet, leicht zu finden seyn konnte. Es ist eben keine Zeit, ein Grab auszuhöhlen, und man soll nach irgend einer gehöhlten Stelle in der Gegend sich umsehen, um ihn dort unter die Erde zu bringen, ehe die Feinde kommen. Um das noch unglücklichere ἀεὶ ἄμνηστον zu rechtfertigen, wird bemerkt, die Stelle des Grabes mußte den Feinden verborgen bleiben, wenn es vor weiterer Mißhandlung sollte gesichert werden. Wie war das möglich und zu erzielen, ja mit Bestimmtheit zu erwarten in einer Lage, wo die Feinde jeden Augenblick kommen und das Begräbniß stören oder doch sehen können, wo es vollzogen wird? Wenn er fortfährt: „Am Errichtung eines für die Nachwelt dauernden Grabdenkmals oder Grabhügels wäre ja unter den obwaltenden Umständen ohnehin nicht zu denken", so ist daraus nur zu sehen, daß auch er in den Sinn der Stelle nicht eingedrungen ist. Einem Helden wie Ajas hätten allerdings die Ehren feyerlicher Bestattung gebührt. Er, wenn irgend einer, sollte, wie vor ihm Patroklos und Achilles, mit gebührender Ehre verbrannt, seine Gebeine sollten gesammelt,

in einem hoch aufgeschütteten Grabe verborgen werden, das das Andenken desselben auf die Nachwelt gebracht hätte. Das war nicht möglich. Er kann nur verscharrt und der Verwesung überlassen werden. Aber für seinen Ruhm war es auch nicht nöthig. Sein Grab, wenn auch einfach, wenn auch eine Grube voll Vermoderung, wird fürwährend in dem Andenken der Sterblichen bleiben. Sie werden noch spät die Stelle zeigen, wo ein solcher Held verscharrt und der Verwesung übergeben wurde. Das ist der Sinn des Ganzen, dem der des Einzelnen vollkommen entspricht, und die Bedeutung von *εὐρώεις*, das Hr. Hartung gegen Hermann mit Recht vertheidiget, aber durch die Worte „in bemoostem Sand" schlecht übersetzt hat.

Der von V. 1128. an folgende Chorgesang hat mehrere rhythmische und exegetische Schwierigkeiten, von denen wir eine hervorheben. 1131. *μόχθων ἄταν ἐπάγων ‖ ἀν' εὐρώδη* (oder *ἀνὰ τὰν εὐρώδη*( *Τροίαν ‖ δύστατον ὄνειδος Ἑλλάνων*, dem in der Gegenstrophe V. 1136. und 37. *Ἕλλασι κοινὸν Ἄρη ‖ ἰὼ πόνοι πράγονοι πόνων ‖ κεῖνος γὰρ ἔπερσεν ἀνθρώπους* entgegen steht. Es widerstreiten sich rhythmisch in beyden Strophen *ἂν εὐρώδη Τροίαν* und *ἰὼ πόνοι προγόνοι πόνων*, dazu ist *εὐρώδης Τροία* unerklärlich und in guten Handschriften noch ein Zusatz, *ἠνεμόεσσαν*, der nicht als Glosse betrachtet werden kann, am wenigsten von *εὐρώδη*, das von den Scholiasten *σεσηπυῖαν* erklärt wird. In Folge dieser Schwierigkeiten hat Hr. Hartung die beyden letzteren Verse in arger Weise umgestaltet, in der Strophe: *Τροίαν ἀν' ἠνεμόεσ‖σαν, δύστανον ὄνειδος Ἑλλάνων;* in der Gegenstrophe *πόνον πόνων πρόγονον*, wo also *τὰν εὐρώδη* und *ὦ* oder *ἰὼ* ganz in die Brüche gefallen sind. Er geht von der falschen Ansicht aus, daß *εὐρώδης* und *ἠνεμόεσσα* synonyme Adjektiven seyen, und darum eines ohne Zweifel die Interpolation des andern enthalte und wenn, wie er bemerkt, seine Emendation sich nicht gar zu ängstlich an die überlieferte Ordnung der Worte halte, so sey das geschehen, da offenbar die Hand corrigirender Metriker an den beyden Zeilen herumargearbeitet habe. Besser hätte er gethan, der leichten Emendation von Musgrav *εὐρυεδῆ* zu folgen, welche durch die Analogie des homerischen *χθονὸς εὐρυοδείης* (Il. *π*, 635. Od. *γ*, 453. *κ*, 149. *λ*, 52) und durch den von Lobeck nachgewiesenen Gebrauch des Simonides Fragm. (XXXIX. 398 *εὐρυέδους χθονός*) bestens empfohlen wird, und für Lobeck Grund zu der glücklichen Aenderung *τάνδ' ἀν' εὐρυεδῆ Τροίαν* wurde. Diesem entspricht das überlieferte *ὦ πόνοι πρόγονοι πόνων*. Selbst *ἠνεμόεσσαν*, das Hr. Hartung mit richtigem Takte schirmt, war beyzubehalten, da die alsdann in der Gegenstrophe hervortretende Lücken durch ein entsprechendes Adjektiv, wie z. B. *δακρυοέντων* leicht zu ergänzen ist. Wir würden also unbedenklich schreiben: *στρ. τάνδ' ἀν' εὐρυεδῆ Τροίαν ἠνεμόεσσαν. ἀντιστρ. ὦ πόνοι πρόγονοι πόνων δακρυοέντων.*

Aus dem noch übrigen Theile der Tragödie wollen wir nur Einiges mit wenig Worten berühren.

V. 1218. *ὃν οὐδαμοῦ φῆς οὐδὲ συμβῆναι ποδί* stimmt allerdings nicht mit V. 1174. *ποῦ βάντος ἢ ποῦ στάντος οὗπερ οὐκ ἐγώ*, und man hat dem Teukros eine sophistische Verdrehung der Erklärung des Agamemnon beygelegt, die dem Charakter des Helden sehr entgegen ist. Füglicher wird Agamemnon sagen *οὗπερ οὖν ἐγώ*, wo nämlich ich stand. Agamemnon will nur bemerken, daß er seine Großthaten ohne die Hülfe des Ajas ausgeführt habe. Hr. Hartung ändert ohne weiteres: *οὐδὲ συμβαλεῖν πόδα*, „das mußte, meint er, geschrieben werden" und sage mehr als *συμβαλεῖν μάχην*. Die Verdrehung der agamemnonischen Erklärung im Munde des Teukros wird dadurch nur ärger, wenn man mit Hrn. H. seine Conjektur, wie er thut, übersetzt: Fuß an Fuß, d. i. im Zweykampf oder im Vortreffen kämpfen, da gerade eine der Großthaten des Ajas sein Zweykampf mit Hektor war und man dem Teukros eine Unverschämtheit zutraut, wenn man ihn dem Agamemnon eine Aussage machen läßt, die dergleichen Thaten in Abrede stellt. Auch hat er vergessen zu berichten, wer denn in solchem Falle *συμβαλεῖν πόδα* gesagt habe.

V. 1249. (*ἐπεὶ καλόν μοι θανεῖν πρόδηλως μᾶλλον ἢ τῆς σῆς ὑπὲρ*) *γυναικὸς ἢ τοῦ σοῦ θ'*

ὁμαίμονος λέγω. Hr. Hartung, der Hermann so oft mit Unrecht tadelt und selbst verhöhnt, nimmt hier von ihm die ungefüge Aenderung ἦ σοῦ σοῦ θ' ὁμαίμονος und schreibt noch obendrein μέτα, um dem unbequemen θ' zu entgehen. — Τῆς σῆς ὑπὲρ γυναικὸς ist allerdings Helena. Er nennt sie des Agamemnon Weib, wie Kreon in der Antigone 573, nachdem Ismene ausgerufen ὦ φίλταθ' Αἵμον, ὡς σ' ἀτιμάζει πατήρ den Ehebund, worauf sie hindeutet, τὸ σὸν λέχος nennt: ἄγαν γε λυπεῖς καὶ σὺ καὶ τὸ σὸν λέχος, das Ehebett nämlich, wovon du gesprochen. Die dieser ähnliche Beziehung von ἡ σὴ γυνὴ bezeichnet Teukros näher, indem er das Folgende, gleichsam berichtigend, anfügt, so daß der Vers unzweifelhaft zu schreiben ist (τῆς σῆς ὑπὲρ) γυναικὸς ἦ τοῦ σοῦ γ' ὁμαίμονος λέγω.

V. 1260. κλύοντι φλαῦρα συμβαλεῖν ἔπη κακά liefert sein Vorschlag κλύοντι φλαῦρα φλαῦρα συμβαλεῖν ἔπη eine sehr elegante Gegenstellung, doch ist es bedenklich, die an sich tadellose Diction des Dichters zu verschönern.

V. 1275. und 76. ἀλλ' αὐτὸν ἔμπας ὄντ' ἐγώ τοιόνδ' ἐμοὶ || οὐκ ἂν ἀτιμάσαιμ' ἄν ändert er οὔκουν ἀτιμάσαιμ' ἄν. — οὔκουν ist zwar nicht ineptum, wie Wunder sagt, denn es enthält die Folge von αὐτὸν ὄντα τοιόνδε; doch kommt man der Vulgata näher durch οὕτἂν d. i. οὔτοι ἄν.

V. 1285. οὐ γὰρ θανόντι καὶ προσεμβῆναί σε χρή; wird geändert: οὐ γὰρ θανόντι κοιν' ἐπεμβῆναί σε χρὴ, und κοινὰ ἐπεμβῆναι den Todten mit verfolgen übersetzt. Doch ist προσεμβῆναι mit Bezug auf das Uebermaß, mit Bezug auf die Steigerung zu verstehen, die in dem προς vor ἐμβῆναι enthalten ist.

V. 1302. ἔγωγε καὶ γὰρ αὐτὸς ἐνθάδ' ἵξομαι wird ἔνθα κλήζομαι geschrieben, wo also ἔνθα für ἐνθάδε, oder vielmehr für ἐνθένδε stünde und κλήζομαι noch eine nähere Bezeichnung brauchte, und da Odysseus selbst seine Bereitwilligkeit beym Begräbniß zu helfen nachher dem Teukros bezeugt, so ist καὶ γὰρ αὐτὸς ἐνθάδ' ἵξομαι vollkommen begründet. Auch dieser Eifer konnte den Agamemnon zu der folgenden Erklärung veranlassen, da Odysseus durch ihn sattsam zeigte, wie er durch diese Theilnahme für sich sorgte, indem er das Lob der Großmuth anstrebte.

V. 1313. wird καὶ νῦν γε Τεύκρῳ in καὶ νῦν δὲ Τεύκρῳ verändert. Doch ist καὶ als direkte Anerkennung des ihm gespendeten Lobes von Odysseus ungeschickt, und νῦν γε als Hervorhebung des Begriffes vollkommen berechtiget, da Odysseus vorher mit Agamemnon zu thun hatte, und nun sich an den Teukros wendet.

V. 1346. παῖ σὺ δὲ πατρὰς γ' ὅσον ἰσχύεις wird ὦ παῖ σὺ πατρὸς δ' geschrieben, wiederum, weil ihm γε im Wege steht, das er einen unnützen Lückenbüßer nennt. Indeß auch hier hebt es den Begriff hervor. An sich war es auffallend, ein unmündiges Kind zur Beyhülfe bey der Bestattung zu ziehen; aber es ist sein Vater, bey dessen Beerdigung es Hand anlegen soll. Indeß widerstreitet nichts, zufolge einer Variante σὺ δὲ παῖ πατρός γ' zu lesen, wodurch die sich ergänzenden Begriffe zusammengerückt und zugleich durch γε so weit es nöthig auseinander gehalten werden.

Gegen das Ende stehen in den Handschriften nach V. 1353. die Worte Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ, mit denen an dieser Stelle allerdings nichts anzufangen ist. Auch Hermann, mit dem Hr. Hartung, weil er den Vers schirmte, in bitterem Hader liegt, hat ihn schon 1848 in der dritten Edition aufgegeben, indem er sagt: „sed probabilior est Dindorfii sententia, delenda esse Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ. — Indeß φωνῶ kann aus φώτων entstanden seyn, was statt θνητῶν zu schreiben wäre, und ποτε neben πω bestanden haben.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juni.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von Carl Vogt. Braunschw. 1851. 322 S. 8.

II. Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes geschildert von Otto Köstlin. Stuttg. 1851, bis jetzt vier Lieferung. 8.

III. Natur und Geist. Von Dr. Johannes Richers. Erster Theil. Die Grundprincipe der Materie. (Auch unter dem Titel: der Magnetismus, der Galvanismus und die Elektricität). Leipzig 1850. 416 S. 8.

IV. Der Geist in der Natur. Von Hans Christian Oersted. Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers. München 1850. 336 S. 8.

V. The Unity of the Human Races proved to be the Doctrine of Scripture, Reason and Science. With a Review of the present Position and Theory of Professor Agassiz. By the rev. Thomas Smyth D. D. New-York. 1850. XXVI u. 404 S. 8.

---

Wir haben hier mehrere Schriften zusammengefaßt, die zwar nicht alle einen gleichen Umfang ihres Stoffes haben, doch aber, wenigstens theilweise, gemeinschaftliche Angelegenheiten behandeln.

I. Der ehemalige Professor Carl Vogt, bekannt durch gute embryologische Untersuchungen, wie durch seinen Radikalismus auf politischem und religiösem Gebiete, hat uns eine deutsche Uebersetzung vorgelegt von den Vestiges of the natural history of creation, einem Werke, das in England in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß einer englischen Dame die Ehre der Autorschaft gebührt. Dieß erscheint uns um so glaubwürdiger, als im ganzen Buche eine sehr oberflächliche Behandlung des Gegenstandes auftritt, zugleich mit breiter Redseligkeit und einiger Beymischung von Sentimentalität. Wie Vogt dazu kam, von einem solchen Buche eine Uebersetzung zu liefern, läßt sich aus verschiedenen Gründen errathen; er selbst sagt uns hierüber Folgendes:

„Der constitutionellen Parthey Deutschlands, deren Wirksamkeit binnen Kurzem auf das unschuldige Lesen unschuldiger Bücher beschränkt seyn dürfte, empfehle ich dieß Buch aus reinem Wohlwollen. Sie wird darin einen constitutionellen Engländer finden, der einen constitutionellen Gott construirt hat, welcher Anfangs zwar als Autokrat Gesetze gab, dann aber aus freyem Antriebe seine Autokratie aufgab und, ohne direkten Einfluß auf die Regierten, nur das Gesetz an seiner Statt gelten läßt. Ein herrliches Beyspiel für die Fürsten."

Ganz unumwunden gesteht uns also hier Vogt zu, daß nicht sowohl die wissenschaftliche Seite des Buches, als vielmehr dessen religiöse Tendenz ihn zur Uebersetzung bewogen habe, und daß sich aus letzterer unsere Landsleute eine Nutzanwendung

für ihre politischen Verfassungen ableiten möchten. Wir haben daher vor Allem zu prüfen, mit welchem Grade von Verlässigkeit der englische Verfasser seine wissenschaftlichen Deductionen dargethan hat.

Der Verf. beginnt seine Betrachtungen mit der Anordnung und Entstehung der Himmelskörper und der Erde nach den gewöhnlichen vulkanistischen Ansichten, wie sie dermalen in England, wo man von den neptunistischen Einreden auch noch nicht ein Wörtchen gehört hat, allgemein herrschend sind. Alsdann geht er über zur Erörterung der verschiedenen Organismen, wie sie im Laufe der geologischen Perioden auftreten und wieder verschwinden, bis endlich der dermalige Zustand der Dinge eintritt. Das Thatsächliche vorausgeschickt, macht er sich hierauf daran, über den Ursprung und die Entwicklung des Pflanzen- und Thierreichs allgemeine Betrachtungen und Hypothesen aufzustellen, und sucht zu erweisen, daß es eine viel gotteswürdigere Idee sey anzunehmen, daß, nachdem Gott einmal die Grundstoffe erschaffen und die Naturgesetze, von denen sie beherrscht werden, angeordnet, er alsdann den letzteren es überlassen habe, durch verschiedene Entwicklungen den gegenwärtigen Zustand der Dinge herbeyzuführen, anstatt daß nach der andern Annahme bey einer jeden neuen geologischen Zeitperiode es immer wieder eines neuen schöpferischen Fiats bedurft hätte. Vollkommen treffend sagt Vogt, daß der Verf. darauf ausgeht zu zeigen, wie Gott, „nach Erschaffung der Welt und nach Gebung der Naturgesetze, sich pensionirt und in Ruhe setzt."

Um zu einem solchen Resultate zu gelangen, muß der Verf. natürlich von der Entwicklungs- oder richtiger Umwandlungs-Theorie ausgehen, wornach aus einfachen Gebilden im Laufe der Zeiten sich allmählig immer vollkommnere entwickeln. Er will zeigen, „daß das Thierreich (und der Analogie nach auch das Pflanzenreich) aus einer Reihe von Formen besteht, die gewöhnlich im untersten Unterreich ihren Ursprung haben, und später durch höhere, wenn auch nicht durch alle Grade gehen, bis der höchste erreicht ist." Der Verf. sucht eine Menge von Erfahrungen zu Gunsten seiner Umwandlungstheorie aufzubringen, und in England müssen diese auch, wie die wiederholten Auflagen des Buches beweisen, eine große Anerkennung, wenigstens in der Damenwelt, die mit geologischen Angelegenheiten sich sehr eifrig befaßt, gefunden haben. Man sollte nun meinen, daß der deutsche Uebersetzer diesen Argumenten, auf welchen denn doch der wissenschaftliche Gehalt des Buches beruhen muß, nicht nur seinen Beyfall geschenkt, sondern auch noch gewichtige neue hinzugefügt haben wird. Wer dieß erwartet, hat sich gewaltig geirrt. Im Gegentheil, Vogt hat es sich zur ausdrücklichen Aufgabe gemacht, jedes Argument des Verf. in beygesetzten Noten zu nichte zu machen, und seine Widerlegung ist so klar und bündig, deckt so schonungslos die wissenschaftlichen Blößen seines Autors auf, daß die ganze Entwicklungstheorie desselben vollständig und rettungslos über den Haufen geworfen wird. Es versteht sich von selbst, daß hiemit denn auch des englischen Verf. Bemühen, Gott so ziemlich ganz außer Spiel mit der Weltregierung zu bringen und nur die Naturgesetze annoch walten zu lassen, seine Stützpunkte ebenfalls verloren hat, worüber Vogt freylich gar kein Bedauern äußert, da er ohnedieß an keinen persönlichen Gott glaubt, sondern für ihn ist „die Materie so wenig erschaffen als die Naturgesetze gegeben; beyde sind ihm nothwendige, gegenseitig bedingte Dinge, die keinen Dritten zum Urheber haben."

Wir haben nur noch Weniges über den Schluß dieses Buches beyzufügen, der von der früheren Geschichte des Menschengeschlechts, der „Geistesverfassung" der Thiere und vom Zweck und allgemeinen Verhalten der belebten Schöpfung handelt.

Der Verf. scheint es zuvörderst mit seiner Entwicklungstheorie im Einklange zu finden, für die menschlichen Rassen zwey Entstehungsorte als nothwendig anzunehmen, nämlich einen für die asiatische, amerikanische und europäische, und einen andern für die afrikanische Rasse. Die ersteren scheinen ihm mit der großen Entwicklung der Vierhänder im südlichen Asien, die letztere mit derjenigen des westlichen Afrikas in Verbindung zu stehen. Der Verf. deutet nämlich anderwärts (S. 226) an, daß in Betreff der Frage von unserer eigenen Ahnenreihe, wir sogleich an die Affenfamilie zu denken haben, doch

meint er, daß die besondere Species, von der die menschliche Familie abstamme, schwerlich je von Naturforschern in Betracht gezogen worden sey. Nach Analogien zu schließen, bedünkt es ihm, daß eine größere Art, als die bis jetzt beschriebenen, erforderlich sey, um diesen Platz im Wesenstammbaum auszufüllen. Unter den Urhebern der Affen will er den Fröschen und Labyrinthodonten, die ihre handähnlichen Fußstapfen im Sandsteine zurückgelassen haben, die meisten Ansprüche auf diese Stelle vorbehalten wissen, so daß demnach der Mensch als ein potenzirter Frosch zu betrachten ist. Und zur Beschwichtigung derer, denen diese Abstammung nicht geheuer vorkommen will, setzt er hinzu:

„wir fahren nicht umsonst vor dem Bilde jenes seltsamen Abdrucks zurück, wie vor dem Geist antecipirter Menschheit, denn augenscheinlich ist es wirklich so; der oberflächliche Denker wird hierin nur Stoff zum Lachen finden, der großherzige, wahrhaft fromme Mann, der nichts von der Natur von sich weiset, wird dagegen in demselben interessante Fingerzeige der Wege Gottes zu den Menschen finden und tiefer athmen bey der Lehre, daß Alles, was lebt, ihm verwandt ist."

Dem Vorstehenden gemäß, wird man es nun auch begreiflich finden, wenn der Verf. die Erklärung abgiebt: „der Unterschied zwischen Geist in den Menschen und den niedern Thieren ist nur ein Gradunterschied, kein specifischer." Oder wie er an einer andern Stelle sagt:

„es hindert uns in der That nichts, den Menschen, in Uebereinstimmung mit seiner Stellung als Haupt und Herr der Thiere, als mit einem unsterblichen Geiste begabt anzusehen, während wir zur selben Zeit in seiner gewöhnlichen Geistesmanifestation nur einfache, aus seiner Organisation entspringende Phänomene erblicken, und diejenigen der niederen Thiere für Phänomene ansehen, die ihrem Charakter nach dieselben und nur innerhalb engerer Grenzen entwickelt sind."

Nach den früheren Prämissen sind uns diese Schlußfolgerungen nicht unerwartet gekommen; wohl aber hat es uns überrascht, wenn der Verf. behauptet, mit selbigen im Einklange zu stehen mit der Lehre der Kirche und der Bibel. Letztere wissen aber nichts von zwey verschiedenen Entstehungsarten des Menschengeschlechts, sondern nur von einem einzigen, und abermals wieder nur von einem einzigen Urpaare, wodurch es gekommen, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen (Apg. 17, 26). Wie unerläßlich aber das Festhalten an dieser Thatsache für die Allgemeingültigkeit des Erlösungswerkes ist, sollte doch Jeder wissen, der auch nur eine oberflächliche Kenntniß von der kirchlichen Lehre hat. Wenn weiter der Verf. behauptet, daß zwischen dem geistigen Vermögen des Menschen und dem der Thiere bloß eine gradweise Verschiedenheit und nicht eine totale Differenz stattfindet, so möchten wir an der richtigen Verfassung seines eignen Geistesvermögens zweifelhaft werden, und ihn zur bessern Belehrung dieses Fundamentalunterschiedes nur auf die beyden ersten Kapitel der Genesis verweisen, wo derselbe in seiner ganzen Bedeutung scharf ausgesprochen ist.

Daß mit den zuletzt angeführten Behauptungen der Verf. sich weit vom biblischen und kirchlichen Standpunkte entfernt, giebt schon der Umstand zu erkennen, daß dießmal der deutsche Uebersetzer ihm beyfällig zustimmt. Zugleich erlaubt sich aber derselbe aus den Zugeständnissen des Autors weitere Folgerungen zu ziehen, und zwar in nachstehender Weise.

„Wenn dieß wahr ist, was der Verfasser sagt, daß die Geistesphänomene des Menschen nur einfache, aus seiner Organisation entspringende Phänomene seyen (und dieß ist die einzige richtige Ansicht), so weiß ich nicht, wozu dann noch außerdem ein unsterblicher Geist im Menschen vorhanden seyn soll, und welche Aufgabe dieser im Menschen und seinem Leben haben soll? Ist die Unsterblichkeit allein Grund der Existenz eines unsterblichen Geistes und besteht dessen Thätigkeit etwa nur im Unsterblich-Seyn? Oder nimmt der Verfasser nur deßhalb den unsterblichen Geist an, um die Theologen zu beruhigen? Von diesem Gesichtspunkte aus handelt er wenigstens klug, denn wenn er sagt, die gewöhnliche Ansicht von dem Verhältniß zwischen Seele und Körper sey etwas zur Religion Unwesentliches, so irrt er durchaus. Sie ist die einzige Basis, auf welcher Religion und Kirche ruhen, und wenn, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, eine aufrichtige Prüfung der Natur deren Unhaltbarkeit mehr und mehr darthut, so dürfen wir auch hoffen, bald das ganze unsinnige Gebäude stürzen zu sehen, das auf dieser unterwühlten Grundlage errichtet ist."

Wir wissen allerdings nicht, wie der englische Autor, nachdem er einmal den Vordersatz zugegeben hat, sich der daraus gezogenen Consequenzen seines Uebersetzers wird erwehren können. Unsere Aufgabe ist es auch nicht, ihm in dieser Angelegenheit hülfreiche Hand zu leisten, denn indem wir obige Prämisse als einen Grundirrthum zurückweisen, fallen die erwähnten Schlußfolgerungen für uns von selbst hinweg. Für diejenigen unserer Leser, die mit den individuellen Ansichten Vogt's nicht näher bekannt seyn sollten, soll hier bloß noch bemerkt werden, daß seiner Meinung nach die Geistesthätigkeiten nur Functionen der Materie seyen und mit dieser entstünden und vergiengen, daß es eben deßhalb keine Unsterblichkeit der Seele und keinen persönlichen Gott gebe, und daß nur die Materie allein ewig sey. Bekanntlich sind diese saubern Lehren nichts Neues, sondern werden gegenwärtig von allen Hauptdemokraten gepredigt und sind zunächst den französischen Encyclopädisten entlehnt. Den Beweis hiefür hat aber Vogt so wenig als irgend einer seiner Mitgenossen und Vorgänger beygebracht; sie alle sind bis auf diese Stunde uns denselben schuldig geblieben, sind aber dreist genug uns zuzumuthen, daß wir auf ihre Autorität hin unsern christlichen Glauben gegen ihren Köhlerglauben hingeben sollen. Wir sind daher schon vom wissenschaftlichen Standpunkte aus berechtigt, diese heillosen materialistischen und atheistischen Doctrinen mit Indignation aus dem Bereiche wissenschaftlicher Betrachtungen auszuschließen und haben zum bessern Theil unsers Volkes, trotz vieler betrübten Anzeichen, doch immer noch so viel Vertrauen, daß er sich mit Abscheu von Lehren abwenden werde, die nur darauf berechnet sind, die christliche Civilisation in eine mehr als heidnische Barbarey umzustürzen.

(Fortsetzung folgt.)



## Neue Bearbeitungen des Sophokles.

(Schluß.)

Aber woher stammen die Worte *Αἴαντος ὅτ' ἦν*? Hermann meint, *Αἴαντος* komme von einem Erklärer, dem ein anderer *ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ* zur Ausfüllung des Verses beygefügt hätte. Aber eine Ausfüllung ohne Sinn bleibt auch bey diesen Erklärern eine bedenkliche Annahme. Füglicher wechseln die Worte *Αἴαντος ὅτ' ἦν* ihren Platz und kommen nach V. 1400, welche Stelle dann lauten würde: *μία δ' ἐκ κλισίας ‖ ἀνδρῶν ἴλη τὸν ὑπασπίδιον κόσμον φερέτω ‖ Αἴαντος ὅτ' ἦν* d. i. dum vivebat, mit Hindeutung auf den homerischen Ausruf *εἴ ποτ' ἔην γε*.

In der Einleitung hat der durch Geist und Kenntniß ausgezeichnete Herausgeber und Uebersetzer sehr wahre und gesunde Bemerkungen gegen diejenigen Exegeten vorgetragen, welche dem Dichter eine Pädagogen-Moral, die ihm fern lag, und ästhetische Grundsätze und Belange beylegen, die ihm nicht in den Sinn kamen. In diesen Darlegungen und den mit ihnen verbundenen Bemerkungen über den Nutzen vergleichender Betrachtungen, über die Art, wie verschiedene Dichter dieselben oder einander ähnliche Stoffe behandelt haben, eben so wie in dem gesunden Theil seiner Exegese und Kritik zeigt er sich als einen Mann von bedeutendem Werthe. Um so nöthiger war es, auf die Fülle des Unhaltbaren und Verfehlten da hin zu weisen, wo er positiv oder construktiv mit dem Texte verfährt, und das Bittere, Höhnende und Uebermüthige seines Tadels zu ahnden, in dem man oft einen Cornelius Pauw redivivus zu hören glaubt. Der Himmel bewahre uns vor der Wiederkehr oder Verbreitung einer solchen zankfüchtigen Kritik! Wir sagen das nicht, um den Verfasser herabzusetzen, der als Gelehrter und Schulmann aller Achtung würdig ist, wohl aber, um ihm wo möglich das Pindarische Sprüchlein zu Gemüthe zu führen: *γένοι' οἷός ἐσσι μαθών, καλός τις.*

Fr. Thiersch.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Natürliche Geschichte der Schöpfung.
II. Gott in der Natur.
III. Natur und Geist.
IV. Der Geist in der Natur.
V. The Unity of the Human Races.

---

(Fortsetzung.)

II. Eine entgegengesetzte Tendenz von Vogt verfolgt Köstlin in seinem Buche: Gott in der Natur. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die Naturerscheinungen und Naturgesetze nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft in allgemein faßlicher Weise vorzutragen, zugleich aber will er im Sinne der bekannten Bridgewater-Bücher ein höheres Ziel verfolgen, indem er in der Natur vor Allem auf den innern Zusammenhang, auf den Plan und die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen hinweisen und so die Natur als die Schöpfung Gottes, als die Offenbarung des göttlichen Geistes darstellen will. Nach dem Prospektus soll das Werk in 10 Lieferungen erscheinen, von denen bis jetzt uns 4 vorliegen. Den Anfang macht ein allgemeiner Ueberblick der chemischen und physikalischen Gesetze der Natur, woran sich die Grundlehren der Astronomie und die Bildungsgesetze unserer Erde anschließen. Dann soll die Betrachtung der Erdoberfläche, ihrer Höhen und Tiefen, ihrer Festländer und Gewässer folgen, hierauf die Pflanzen- und Thierwelt vorgeführt werden, und mit dem Menschen soll die ganze Untersuchung abschließen.

Köstlin, der als Professor der Naturgeschichte am Gymnasium zu Stuttgart angestellt ist, hat sich bereits durch zwey frühere anatomische Arbeiten einen guten Namen erworben und die vorliegenden Lieferungen zeigen ebenfalls hinlänglich seine wissenschaftliche Befähigung zur befriedigenden Durchführung eines Werkes von allgemeinem naturwissenschaftlichen Umfange an. Was uns aber besonders erfreut, ist, daß er — im Gegensatze von den brutalen materialistischen Tendenzen Vogts und Genossen — dem Leser es zum Bewußtseyn zu bringen sucht, daß wie die Welt von Gott erschaffen, so auch sie fortwährend unter seiner Leitung steht, und daß ein noch nicht staarblindes Auge eben deßhalb in der Natur allenthalben eine Offenbarung Gottes erblickt. Wir hätten freylich gewünscht, daß der Verf. sich nicht bloß auf dem allgemeinen deistischen Standpunkte halten, sondern mit der ganzen Energie des christlichen Gottesbewußtseyns dem in Naturalismus und Materialismus versunkenen Geschlechte gegenüber treten möchte; indeß sind wir ihm schon höchlich dankbar für den Standpunkt, den er einnimmt, und sind überzeugt, daß er bey vielen, von der Lüge des Zeitgeistes noch nicht verstrickten Gemüthern geneigte Ohren und willige Herzen finden wird.

III. Vom entschiedensten christlichen Standpunkte aus ist Richer's Werk: „Natur und Geist“ verfaßt; es ist dieß der volle Gegensatz von dem, den Vogt und Consorten einnehmen. Indem er aufs Nachdrücklichste den Materialismus und Pantheismus bekämpft, macht er es sich vor Allem zur Hauptaufgabe, das Verhältniß zwischen Natur und Geist auseinander zu setzen, wie er sich hierüber folgendermassen äußert.

„Der Mensch steht zwischen zweyen durchaus entgegengesetzten Welten, der der Natur einerseits und der des Geistes andererseits. Er ist weder nur Natur (Materie), noch reiner substantieller Geist, vielmehr die Einheit beyder. Diese wunderbare Eigenthümlichkeit, in welcher des Menschen Glück und Unglück einem großen Theile nach mit begründet liegt, hat zu allen Zeiten tiefere Gemüther wie erleuchtete Denker nicht wenig bewegt und oft in tiefes Sinnen wie ernstes Forschen vergraben. Schon manchem hohen Geiste schien diese Doppelnatur des Menschen das Räthsel aller Räthsel, das Mysterium aller Mysterien zu seyn. In der That ist auch nach des Verfassers Ansicht keine Frage so wichtig als die, woher, weßhalb und wozu ein Daseyn, das zwey so große Gegensätze, als Materie und Geist darstellen, in sich birgt? Diese Frage bildet daher den eigentlichen Kern- und Lebenspunkt oder die alles beseelende Idee des vorliegenden Werkes; es sind darin, nach des Verfassers Ueberzeugung, zugleich alle andern wissenschaftlichen Fragen mit enthalten. Wiederum kann jene Cardinalfrage alles menschlichen Erkennens, die, wenn sie recht beantwortet ist, zeigen muß, ob der Mensch das, was er ist oder als was er erscheint, bleiben soll und darf, oder — wenn nicht — ob er sodann zur Natur zurückkehren darf, oder aber ein ganz anderes Reich des Daseyns, und wo und wie, oder durch wen zu erstreben hat: jene Frage, sagen wir, kann hinwieder nur durch ein gründliches Umkreisen der Natur, d. h. aller bisherigen Naturwissenschaft einerseits, und des Geistes und seiner Doctrinen, namentlich der Theologie, andererseits, beantwortet werden, womit sich denn das vorliegende Werk als ein System der Naturwissenschaften (Naturphilosophie) und der des Geistes darstellt."

Es ist also auf ein umfassendes Werk abgesehen, das, wie der Prospekt besagt, auf 10 bis 12 Bände berechnet ist und in folgender Ordnung erscheinen soll. Der erste Band, der uns bereits vorliegt, behandelt in der Einleitung das Thema, in wie weit die Menschheit überhaupt seit dem Alterthume bis auf unsere Tage sich jenes Gegensatzes ihrer Natur bewußt geworden und die Frage nach dem Wesen desselben beantwortet hat, worauf dann der Verf. zu ihrer Lösung selbst übergeht und als nächste und erste Frage aufwirft, was das Wesen der Materie sey. Die Beantwortung derselben will er nicht durch Metaphysik oder logisch-metaphysische Speculation herbeyführen, sondern lediglich durch die Ergebnisse der Naturforschung, indem einerseits nach seiner Ueberzeugung keine philosophische Speculation a priori das Räthsel jemals zu lösen vermöge, während andererseits in dem erwähnten Gebiete in den letzten 60 Jahren so große Entdeckungen gemacht worden seyen, daß sich hiedurch die obwaltende Frage mit der größten Leichtigkeit beantworten lasse. Da aber die Lösung dieses Räthsels hauptsächlich durch die Erscheinungen des Magnetismus, Galvanismus, und Elektricität bedingt ist, so wendet sich der Verf. im ersten Band diesem Gebiete der Physik zu, und sucht zu zeigen, daß alle bisherigen Hypothesen über diese Phänomene irrig sind, worauf er dann seine eigene Ansicht von dem wahren Wesen derselben darlegt. Auf letzteren Punkt werden wir nachher weiter zu sprechen kommen.

Der zweyte Band, der demnächst erscheinen soll, ist der Chemie gewidmet. Der Verf. macht sich anheischig den Nachweis zu liefern, daß diese Wissenschaft bey allen ihren großartigen Endeckungen und ihren enormen Kenntnissen, doch ohne richtige Erkenntniß einherwandere, daß sie zur Zeit nichts als unhaltbare Hypothesen aufgebracht habe, ja daß es ihr, der Chemie, sogar ganz unmöglich sey, die in ihren Thatsachen und Erscheinungen herrschenden Principe aus sich selbst oder auf ihrem eigenen Boden zu finden, daß sie diese vielmehr von der Physik sich geben lassen müsse, so daß nur jene kleine Anzahl von Chemikern, die wie Schönbein dieser eben ausgesprochenen Ansicht huldigen, auf dem Wege zur wahren Chemie sey.

Der dritte Band soll die Lehre von der Wärme und dem Lichte und die Farbentheorie enthalten. Unter andern will der Verf. in demselben das Irrige der Emanations- und Vibrations-Hypothese zeigen, indem er von der Ansicht ausgeht, daß überall gar kein Himmelskörper sein Licht von einem andern Sterne erhält, auch die Erde nicht von der Sonne, obwohl jene, wie überhaupt die Planeten, nicht ohne die Sonne licht sind. Der Verf. nimmt nämlich an, daß jeder Körper sein eigenes Licht hat, wobey die Sonne in Bezug auf die Planeten die doppelte Aufgabe hat: erstlich, die Finsterniß, die etwas Reelles und keine bloße Abwesenheit des Lichtes sey, zu vertreiben, und zweytens das eigene Licht der Planeten zur Entwicklung

zu bringen. In der Farbenlehre will er die herrschende Theorie, die Neuton'sche, als eine ganz irrige und unhaltbare nachweisen, dagegen darthun, wie durch Göthe das erste Licht über den fraglichen Gegenstand verbreitet wurde, wiewohl seine Theorie ebenfalls an wesentlichen Mängeln leide, wie z. B. an dem, daß der eine Factor der Farbe die Finsterniß bilden soll.

Im vierten Bande wird die Mineralogie und Geologie an die Reihe kommen. Wie der Verf. erklärt, verwirft er den Vulkanismus und die Erhebungstheorie, hält sich vielmehr nach dem Vorgange Werner's zunächst an jene kleinere Schaar von Geologen, die wie Nep. Fuchs, Andr. Wagner u. A. den Neptunismus vertreten, wenn schon auch in dieser Theorie noch große Irrthümer im Schwunge seyen, die aus dem Mangel der Einsicht in das Wesen der Materie und der wahren Chemie entspringen.

Ueber den Inhalt der folgenden Bände giebt uns der Prospekt keine weitern Andeutungen, nur soviel wird berichtet, daß die letzten Theile wesentlich theologischer Art, d. h. Untersuchungen über die heilige Schrift sind, wobey der Verf. offen und frey bekennt, daß die volle Wahrheit aller Dinge allein im Worte Gottes zu finden ist.

Wir haben hiemit eine kurze Uebersicht gegeben, über den Gang, den der Verf. in seinen Untersuchungen einhalten will, und wir haben auch die Tendenzen angedeutet, die derselbe zur Durchführung zu bringen gedenkt. Er hat mit ihrer Ankündigung allerdings eine förmliche Kriegserklärung an die Majoritäten der Stimmführer auf den verschiedenen, vorhin bezeichneten naturwissenschaftlichen Gebieten erlassen, und da er zugleich auch mit der Philosophie vollständig gebrochen hat, so darf er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, von diesen beyden Heerlagern aus theils aufs heftigste angegriffen, theils vollständig ignorirt zu werden. Und an angreifbaren Punkten wird es auch nicht fehlen, da wir selbst nur allzusehr von der Mangelhaftigkeit und dem Lückenhaften unserer naturwissenschaftlichen Erfahrungen überzeugt sind, als daß wir bereits hoffen dürften, durch sie schon jetzt zu einer Einsicht in das Wesen und den innern Zusammenhang der Dinge gelangt zu seyn, die jeden Zweifel als unberechtigt abweisen könnte. So hat z. B. im ersten Bande der Verf. die Behauptung aufgestellt, daß die beyden bildenden und erzeugenden Principe der Materie das Sauerstoff- und Wasserstoffprincip sind, und daß alle Materie ein mehr oder weniger transformirtes oder umgestaltetes Metall ist, und von der unbestreitbaren Richtigkeit dieses Satzes ist er aufs Lebendigste überzeugt. Obwohl nun nicht zu läugnen ist, daß der Verf. mit großer Kunst und Scharfsinn diesen Satz zur Evidenz zu bringen sich bemüht hat, so hat ihn doch bereits ein Philosoph und Theolog, Hanne aufmerksam gemacht, daß zu einer solchen Annahme weder vom speculativen noch vom empirischen Standpunkte aus dermalen eine zwingende Nothwendigkeit vorliege, und wir können in der Hauptsache die Argumente des Letzteren nicht für unbegründet erklären.

Wenn gleich also dem Verf. es nicht immer gelingen wird, seinen Ansichten eine allgemeine Geltung zu gewinnen, so möchten wir doch auf sein Werk die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, da es in höchst geistreicher und frischer lebendiger Weise abgefaßt ist, mit großer Sachkenntniß und scharfer Dialektik das Nichtige und Verkehrte vieler Hypothesen aufdeckt, reich ist an eigenthümlichen und gelungenen Naturanschauungen, den Materialismus und Pantheismus mit schneidenden Waffen bekämpft und von einer entschiedenen glaubensfreudigen christlichen Ueberzeugung ausgeht. Der Verfasser ist jedenfalls ein Mann von großer Begabung und seine Arbeit daher aller Beachtung werth.

IV. Oersted ist ein hochberühmter Name unter den Physikern, und schon deßhalb hat sein letztes, kurz vor seinem Tode erschienenes Werk: „der Geist in der Natur“ sich Eingang in weiten Kreisen verschafft, und verdient daher hier eine Besprechung. Es besteht aus verschiedenen Abhandlungen, die ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, in der sie verfaßt wurden, so zusammengestellt sind, wie sie sich gegenseitig am besten einleiten, beleuchten oder

ergänzen konnten. Eine vorläufige Vorstellung von dem Inhalte dieses Buches wird sich sogleich aus der Angabe der Ueberschriften der Abhandlungen ergeben, die folgendermassen lauten: 1) Das Geistige im Körperlichen, ein Gespräch. 2) Der Springbrunnen, ein Gespräch. 3) Ueber das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft. 4) Aberglaube und Unglaube in ihrem Verhältniß zur Naturwissenschaft. 5) Das ganze Daseyn ein Vernunftreich, und zwar a) die Wesenseinheit des Erkenntnißvermögens durch das ganze Weltall, b) die Grundähnlichkeit der Schönheitsgesetze im ganzen Weltall, c) das gleiche Grundwesen der moralischen Natur in dem ganzen Weltall und d) Erkenntnißgemeinschaft zwischen den Weltkörpern. 6) Die Kultur der Wissenschaft als Religionsübung betrachtet. Wir wollen versuchen im Folgenden die wichtigsten Grundanschauungen des Verf. in der Kürze mitzutheilen.

Der Verf. bemüht sich gleich zu Anfange die beyden Weltanschauungen, deren eine von der Betrachtung des Geistigen, die andere von der des Körperlichen ausgeht, zu versöhnen. Er erklärt, daß das Beständige, welches im Wechsel der Körper sich findet, die Gedankeneinheit ist, welche wir darin antreffen, und zwar ist letztere nicht bloß die unserige, sondern gehört der Natur an, denn die Naturgesetze sind beständig und zugleich Vernunftgesetze, doch nicht von unserer Vernunft herrührend, sondern von der Vernunft, die ihre Gültigkeit im gesammten Weltall hat. Außer den Grundkräften der Natur, den schaffenden Kräften, ist nichts Beständiges in den Dingen als die Naturgesetze, nach denen Alles vor sich geht, und diese Naturgesetze können mit Recht Naturgedanken genannt werden.

Die Grundkräfte selbst finden sich in allen Körpern, ihre Verschiedenheit beruht nur auf den in denselben herrschenden Naturgesetzen. Das, was einem Dinge seine dauernde Eigenthümlichkeit, sein eigentliches Wesen verleiht, ist demnach die Gesammtheit von Naturgesetzen, durch welche es hervorgebracht worden ist und erhalten wird; aber die Naturgesetze sind Naturgedanken, und das Wesen der Dinge beruht demnach auf diesen Gedanken, welche darin ausgedrückt sind.



Insofern etwas ein in sich beschlossenes Wesen seyn soll, müssen alle die Naturgedanken, die darin ausgedrückt sind, in einen wesentlichen Gedanken zusammen fallen, welchen wir die Idee des Dings nennen. Das Wesen eines Dings ist demnach dessen lebendige Idee.

Als lebendig bezeichnet der Verf. diese Idee, um damit die durch Naturkräfte verwirklichte Idee auszudrücken, und zugleich das Mißverständniß zu verhüten, als ob das Wesen des Dings zu einem bloßen Gedanken werde. Hierüber giebt er weitere Erläuterungen.

Alle Dinge sind verwirklichte Ideen, aber so, daß jedes für sich die Idee nur in höchst beschränkter Gestalt ausdrückt, wogegen sämmtliche, unter dieselbe Idee fallende Naturerzeugnisse die Idee in ihrer ganzen Fülle verwirklichen; indessen ist jede in der endlichen Welt auf diese Weise verwirklichte Idee wieder nur ein Glied einer höhern umfassenderen. So ist die Idee einer jeden Thierart nur ein Glied in der Idee des ganzen Thierreichs, diese wiederum ein Theil einer noch umfassenderen Idee, welche beydes, Thier- und Pflanzenreich, in sich begreift; diese ist wiederum ein Glied der ganzen Idee des Erdballs, welche sich uns als eine in sich selbst abgeschlossene kleine Welt darstellt, aber nichts desto weniger abermals nur ein Glied eines noch höhern Systemes ist. — So baut sich in unermeßlicher Ausdehnung ein unendliches Ganze auf, das alle im Daseyn verwirklichten Ideen umfängt; aber diese Unendlichkeit von Ideen ist zugleich beschlossen in einer wirkenden Idee, in einer unendlich lebenden Vernunft. — Das ganze Daseyn ist also Werk und Offenbarung der lebendigen Allvernunft, und die Versöhnung der Gedanken von der Wesengleichheit der Materie und des Geistes liegt darin, daß das Körperliche und Geistige unzertrennlich vereiniget sind in dem schaffenden Gottheitsgedanken.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

I. Natürliche Geschichte der Schöpfung.
II. Gott in der Natur.
III. Natur und Geist.
IV. Der Geist in der Natur.
V. The Unity of the Human Races.

---

(Fortsetzung.)

Dem Einwurfe, als ob nach dieser Anschauung der Mensch nur das vornehmste Thier, kein freies Vernunftwesen zu seyn scheine, begegnet der Verf. mit der Bemerkung, daß sich der Mensch vor allen andern irdischen Geschöpfen dadurch auszeichnet, daß die Vernunft, der diese ohne Bewußtseyn gehorchen, bey ihm zum Selbstbewußtseyn erwacht ist, und daß er dadurch frey ist, in dem Sinne, in welchem ein endliches Wesen es seyn kann. Auf eine andere Einwendung, daß nicht einzusehen wäre, wie bey einer solchen Anschauung die Unsterblichkeit unseres Wesens gesichert sey, bemerkt der Verf., daß man überhaupt kein System finden wird, in welchem die Unsterblichkeit bewiesen wäre, und daß dieß in jedem dem Glauben überlassen bleiben müsse. Uebrigens lasse sich die Verknüpfung dieses Glaubens mit der hier ausgesprochenen Anschauung auf mindestens ebenso, wo nicht befriedigerende Weise thun als in jedem andern Systeme.

Weiter wird obiger Gedanke dahin entwickelt, daß die Naturgesetze in der äußern Welt dasselbe sind wie die Gedanken in uns selbst. Jene sind die ewigen Gedanken, wonach sich die Dinge richten, ohne daß sie ein Bewußtseyn davon haben, welche aber die Wissenschaft aus ihnen entwickelt. Letztere sind dieselben ewigen Gedanken, aber in unserem eignen Selbst hervorgebracht.

Der Verf. warnt dann davor, daß man sich nicht durch ein, dem eigenen Wesen der Naturwissenschaft angehöriges Streben verleiten lassen wolle, einen einseitigen Gedankengang zu verfolgen, der zur Gottesverleugnung führe.

> Indem sie nämlich zeigt, daß alle Wirkungen in der Natur nach Gesetzen geschehen, und daß diese Gesetze nothwendige, unveränderliche, ewige sind, hat sie Viele veranlaßt, sich diese alles durchdringende Nothwendigkeit als eine blinde Nothwendigkeit zu denken, welche gleichsam der Natur selbst angehörend, jeder Vernunft vorausgehen und also unabhängig von ihr seyn sollte. Diese Auffassungsweise setzt als die Grundlage des ganzen Daseyns eine von Ewigkeit gewesene unbeseelte Materie mit gewissen nothwendigen Eigenschaften voraus; von ihrer ebenso nothwendigen Wirkungsweise sollte alles Dasjenige, was wir geistig nennen, hervorgebracht seyn, und selbst unser Denken sollte nur die Folge der Eigenschaften und Bewegungen körperlicher Theile seyn. Jeder fühlt das Trostlose in dieser Auffassungsweise und müßte die Naturwissenschaft fürchten, wenn sie uns nur zu einer solchen führte.

Schon aus letzterer Aeußerung ergiebt es sich, daß der Verf. eine solche Ansicht entschieden von sich abweist; er tritt aber auch noch besonders zu ihrer Widerlegung auf. Er beruft sich zuvörderst darauf, daß der größte Theil der Naturforscher einem entgegengesetzten Grundsatze gehuldigt und Zweck und Plan in der Natur nachgewiesen habe, so daß man daraus einen Beweis ihres Ursprungs

von einer allmächtigen Vernunft zu entlehnen pflege. In der That zeige uns auch die Naturwissenschaft die ganze Welt als ein Werk der Gottheit, und wenn die Nothwendigkeit die freye Weisheit auszuschließen scheine, so sey dieß doch nicht der Fall, indem beyde in der ewigen Vernunft unauflöslich vereiniget sind. Bey dieser Gelegenheit kommt der Verf. auch nochmals auf das Wesen der Materie zu sprechen.

Wir haben durchaus keine Kenntniß des Stoffes, außer durch seine Thätigkeit und durch die Naturgesetze, vermöge welcher er wirkt. Geht die Untersuchung zu den Eigenthümlichkeiten über, unter denen jeder Stoff in jedem besondern Körper wirkt, so ergiebt es sich, daß diese Eigenthümlichkeiten auf den Naturgesetzen beruhen, nach denen die Wirkungen geschehen. — Kurz der Stoff ist kein für sich bestehendes todtes Seyn, sondern eine Thätigkeitsäußerung durch die Alles durchdringenden Naturgesetze bestimmt und begrenzt. Das Grundthätige und das Ordnende des Daseyns sind demnach nicht zwey abgesonderte Dinge, sondern ein lebendiges, unaufhörlich sowohl schaffendes als ordnendes Vernunftganze, eine unendlich lebendige Vernunft, Gott!

Daß das ganze Daseyn ein unendliches, unaufhörlich thätiges Werk der ewigen lebendigen Vernunft sey, welche wir, wenn wir sie in ihrer Selbstbewußtheit, ihrer Persönlichkeit betrachten, Gott nennen, oder kurzweg, daß „das ganze Daseyn ein Vernunftreich“ sey, sucht der Verf. zuvörderst aus der „Weseneinheit des Erkenntnißvermögens durch das ganze Weltall“ zu erweisen, und zwar folgert er die letztere Annahme aus der allgemeinen Gültigkeit der durch die Vernunft erkannten Gesetze. Er zeigt insbesondere, daß die Bewegungsgesetze in der Vernunft begründet sind und daher allgemeine Gültigkeit haben; als solche Vernunftgesetze entwickelt er ferner die Gesetze des Lichtes, der Electricität, des Galvanismus, Magnetismus u. s. w.; er sucht es also zur Ueberzeugung zu bringen, „daß Alles in dem ganzen körperlichen Daseyn aus derselben Materie, durch dieselben Kräfte und nach denselben Gesetzen hervorgebracht wird.“ Wir dürfen daher auch bey den andern Planeten eine ähnliche Entwicklung wie bey der Erde annehmen.

Auf vielen derselben mag sie noch nicht zu einer so hohen Stufe gelangt seyn wie auf unserm Erdball, auf andern mögen sich weit höhere Wesen entwickelt haben; allenthalben aber sind die vernünftigen Wesen in demselben Sinne Naturerzeugnisse wie wir es sind, d. i. ihr ganzes Erkennen ist an die Organe des Körpers gebunden; die Art ihrer Erkenntniß kann demnach nicht von der unserigen grundverschieden seyn, sondern muß denselben Gesetzen gehorchen.

Der Verf. will hiebey sich nicht auf Untersuchungen über die Art, wie das Geistige mit dem Körperlichen zusammenhängt, einlassen.

Nur um jeden Schein des Materialismus abzuwenden, weise ich auf den versöhnenden Gegensatz hin, daß dieselbe Natur, deren Produkt der Mensch unläugbar ist, als ein Produkt des ewigschaffenden Geistes anerkannt werden muß, und daß demnach der göttliche Ursprung unseres Geistes auf keine Weise durch die Einräumung der Rechte der Natur verneint wird. Mit andern Worten: der Begriff vom Weltall ist unvollständig, wenn dieses nicht als ein beständig fortgesetztes Werk des ewig schaffenden Geistes aufgefaßt wird. Das Schaffende darin ist das Geistige; das Körperliche ist das Produkt des Schaffenden, und würde aufhören, wenn das hervorbringende Wirken aufhören könnte. Als Naturerzeugniß in diesem Sinne muß das Geistige im Menschen die Naturgesetze enthalten, doch nur so, daß diese durch die Einwirkung der Natur ins Bewußtseyn gerufen werden, während die umgebende Natur ohne Zuthun von Seiten des Menschen übereinstimmend mit seinem Erkenntnißvermögen wirken muß, obgleich dieses Erkenntnißvermögen größtentheils erst nach Jahrtausenden zur Einsicht jener Harmonie zu gelangen vermag. Man sieht leicht, daß die Gründe, welche uns zu dieser Ueberzeugung bestimmen, auch für das ganze Weltall gelten.

Nachdem dann der Verf. bemüht ist, auch die Grundähnlichkeit der Schönheitsgesetze im ganzen Weltall darzuthun, kommt er zuletzt darauf: „das gleiche Grundwesen der moralischen Natur in dem ganzen Weltall“ anzuerkennen. Er fängt wieder mit den Erdbewohnern an, um an ihnen zu zeigen, auf welche Weise der Wille freyer Wesen unter den ewigen Naturgesetzen steht, und was von dem Menschen gilt, wird dann in den grundwesentlichsten Beziehungen auf alle Vernunftwesen im ganzen Weltall anzuwenden seyn.

Wie der Verf. meint, beginnt das Menschengeschlecht, wie der einzelne Mensch, mit bloßen Anlagen, welche in der Wechselwirkung mit der übrigen Welt sich entwickeln sollen.

So lange das Menschengeschlecht auf dem ersten Standpunkt der Geistesentwicklung steht, wo sich das untersuchende Denken noch nicht geltend gemacht hat, ist es dem Geiste natürlich in den äußern Dingen etwas ihm selbst Verwandtes anzunehmen, so werden dann für das kindliche Menschengeschlecht Himmel und Erde mit denkenden, fühlenden, wollenden Wesen erfüllt. Schon dadurch fängt der im Menschenwesen liegende Keim der Gottesbewußtheit zu treiben an, aber es ist nur ein Keim, welcher unter Mitwirkung der andern Weltkräfte sich entwickeln muß; ohne diese würde er von dem Unkraute erstickt werden, welches mit ihm aufwächst.

Die Wechselwirkung des Menschen mit seines Gleichen gehört mit zu seiner Natur, und indem jene höher entwickelt wird, führt sie zu den Sittlichkeitsbegriffen.

Lange Zeit erleidet das Wachsthum der Liebe unaufhörliche Unterbrechungen durch die gegenseitige Furcht des einen vor den Begierden des andern und der daraus folgenden gewaltsamen Eingriffe; inzwischen fügen sich die Menschen gegenseitig bald Böses, bald Gutes zu, und dadurch werden einige Vorstellungen von gutem und bösem Willen, von Recht und Unrecht erweckt. Mögen diese Vorstellungen noch so dunkel seyn, so sind sie doch Ausgangspunkte einer unübersehbaren Reihe von Fortschritten aufeinander folgender Geschlechter. Nach dem wilden Daseyn langer Zeiträume, während welcher die gesellschaftlichen Gefühle im Kampfe mit den vielfältigen Forderungen der Selbstsucht nur wenig Spielraum erhielten, gelangen sie in einer oder der andern Gegend so weit, daß die Menschen sich zu gegenseitiger Hülfe und Vertheidigung vereinigen; auf diesem Standpunkte wird bey ihnen der Gedanke einer ihrem Vereine wichtigen Gesetzlichkeit und Ordnung hervorgerufen, die zum gemeinschaftlichen Besten gehandhabt werden müssen. Beym Fortschreiten jedes Vereins entwickelt sich dieses Bewußtseyn noch mehr; der Gedanke an Pflicht und Tugend tritt mehr und mehr hervor.

Zu dieser Entwicklung des Menschengeschlechts trägt freylich nicht Jeder gleichviel bey. Es giebt einzelne Höherbegabte, bey denen diese Begriffe am frühesten zu einiger Klarheit gelangen, die auch sonst in anderer Rücksicht einen großen Vorsprung vor den Uebrigen haben, indem sie z. B. die künftigen Stellungen der Himmelskörper und den Gang der Jahreszeiten kennen.

Sie werden daher, als mit den Geistern vertraut betrachtet, welche man sich in den Naturgegenständen vorhanden denkt, das ist: als Vertraute der Götter; sie werden bewundert und man gehorcht ihnen. Diese Männer aber werden selbst ein tiefes Gefühl davon haben, daß das, was sie wissen und mittheilen, weit entfernt ist, ausschließend ihr eigenes Werk zu seyn, denn die Gedanken bey ihnen sind von Außen her durch die Natur, welche sie beobachtet, und worüber sie nachgedacht, erweckt worden, und selbst die innere Fähigkeit, mit welcher sie das Empfangene bearbeitet haben, müssen sie als eine Naturgabe, eine Gabe der Götter empfinden. Sie fühlen sich wie von den Göttern begeistigt und können sich ohne Betrug als die Auserwählten der Götter äußern. In diesem unschuldigen Glauben ist ohne Zweifel eine Wahrheit vorhanden, welche in späteren Zeitaltern oft übersehen wird.

Bey diesem geistigen Wachsen des Menschengeschlechts entwickelt sich zugleich der Gottheitsbegriff. Wie die übrige Entwicklung geht auch diese anfangs sehr langsam von statten. Der Naturdienst war lange das mächtig Ueberwiegende; aber allmählig, in dem Maaße als die Menschen ihre eigenen moralischen Begriffe entwickelten, trugen sie dieselben auch auf ihre Götter über. Da die Mythen uranfänglich in einem Zeitalter gebildet wurden, in welchem die moralischen Begriffe noch sehr roh waren, so mußten sich die Götter auch so gestalten, wie die Menschen waren. Endlich aber tritt ein Zeitalter ein, wo man solche Götter mit der erlangten Bildung: sowohl mit dem naturauffassenden als mit dem moralischen Bewußtseyn, durchaus im Widerstreit findet. Zuerst werden die alten Götter von den Aufgeklärten, später von der Mehrheit verworfen.

In Uebereinstimmung mit den allermeisten andern Moralsystemen stellt es dann der Verf. als Aufgabe hin, daß das menschliche Leben und unser ganzes inneres Wesen nach der ewigen Vernunft

eingerichtet und gleichsam darin aufgehen soll. Alles was Sünde ist im Sinne der Religion, ist Unvernunft in dem der wahren Weltanschauung.

Der Mensch muß fühlen, daß er in der Aneignung der ewigen Vernunft seine rechte Lebensquelle habe, sonst bleibt sein ganzes Leben nur ein zerrissenes, vernunftwidriges, unglückliches Daseyn. Alles, was uns zum Recht und zur Tugend auffordert, fordert uns, wohlverstanden, auch zu einem Leben in Gott, zur Religion auf.

Gegen die bisherige Darstellung des Daseyns als eines Reiches der Vernunft, könnte aber die Einwendung geltend gemacht werden, daß solches nicht wohl mit der menschlichen Willensfreyheit zu vereinbaren sey, da diese Mißbrauch, folglich auch Unvernunft gestatte, und diese ja Einfluß auf den Gang der Welt haben müsse. Der Verf. sucht umständlich diesen Vorwurf zu widerlegen, indem er darauf hinweist, daß das Vernunftwidrige am Ende sich selbst vernichten werde und überdieß der Mißbrauch der menschlichen Freyheit sich als eine unendlich kleine Wirkung in Beziehung zum Ganzen darstelle, so daß von dieser nicht zu befürchten stehe, daß sie die Ordnung der ewigen Vernunft zu stören vermöge, ihre Einwirkung auf den Lauf der Natur augenscheinlich gering sey.

Ich habe wohl Theologen gehört, welche durch eine buchstäbliche Auffassung einiger Bibelworte sich zu der Behauptung haben verleiten lassen, es sey der körperliche Tod durch den Sündenfall in die Welt gekommen; aber daß sie sich in einem Mißverständnisse befinden, davon zeugt die Natur klar, indem sie uns Untergang, Tod und unzweifelhafte Spuren von Schmerzen zeigt, ehe das Menschengeschlecht auf die Erde kam, und zugleich zeigen alle Untersuchungen über den menschlichen Körper, daß seine Grundeinrichtung Sterblichkeit mit sich führe.

Daß übrigens der Glaube an die Fortdauer des Lebens über das Erdenleben hinaus seiner Auffassung ebenfalls nicht widerspreche, sondern ihr sogar natürlich sey, hebt der Verf. ausdrücklich hervor.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen folgert er, daß das Menschengeschlecht in einer wirklichen fortschreitenden Entwicklung begriffen sey, daß die menschliche Vernunft sich unaufhörlich zu einem immer größern Reichthum an Kenntnissen und Klarheit der Einsichten entwickle und durch diese zu einer größeren Macht gegen die Verirrungen. Er glaubt sich der erfreulichen Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß alle uns im menschlichen Geschlechte begegnende Verwirrungen, welche zum Theil in den gegenwärtigen Zeiten drohend erscheinen, uns nicht verhindern es vorauszusehen, daß sich das Menschengeschlecht mehr und mehr der Verwirklichung eines Vernunftreiches auf der Erde nähere, natürlich unter allen Beschränkungen, welche die Endlichkeit mit sich führe.

Endlich hofft der Verf., daß unsere Kenntnisse von dem, was auf andern Weltkörpern geschieht, sich immer mehr erweitern werden, und daß auch der umgekehrte Fall eintreten werde, so daß in dem endlichen Daseyn eine Anlage dazu vorhanden ist, daß das eine Weltglied vermöge geistiger Kräfte das andere erfassen soll, daß demnach jedes wesentliche Mitglied zu einem Bewußtseyn vom Ganzen gelangen solle, daß selbst in dem einen ein Wissen seyn werde von dem Wissen, dem Glauben, der Gotteserkenntniß, die sich bey dem andern finden; daß also das ganze Daseyn nicht nur vermöge seines Ursprungs und seiner Lenkung von der ewigen allmächtigen Vernunft ein wahres Vernunftreich ist, sondern daß eine Anlage da ist zu einer Vernunftgemeinschaft zwischen den endlichen denkenden Wesen selbst.

Wir können hier unser Referat über den Inhalt von Oerstedt's Buch schließen, indem die hauptsächlichsten leitenden Grundgedanken desselben im Bisherigen mitgetheilt sind; wir erlauben uns nur noch zu ihrer Beurtheilung einige Bemerkungen beyzufügen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


I. Natürliche Geschichte der Schöpfung.
II. Gott in der Natur.
III. Natur und Geist.
IV. Der Geist in der Natur.
V. The Unity of the Human Races.

(Schluß.)

Wir müssen es dem Verf. zugestehen, daß er mit Geist, Scharfsinn und Gewandtheit die Lösung seiner Aufgabe unternommen und eine Reihe höchst interessanter Betrachtungen uns vorgeführt hat. Nichts desto weniger können wir die Grundlage seiner Weltanschauung weder nach der religiösen, noch auch, wenigstens nicht durchgängig, nach der naturwissenschaftlichen Seite hin, für richtig anerkennen.

Daß seine religiöse Anschauung mit der christlichen nicht in Uebereinstimmung steht, daß sie vielmehr mit dieser mehrmals in Widerspruch tritt, braucht für Den, der nur einige genauere Kenntniß vom Christenthume hat, keiner ausführlichen Erörterung. Zwar weist der Verf. den Materialismus in der entschiedensten Weise ab, postulirt ausdrücklich die Fortdauer nach dem Tode, läßt ferner die „lebendige Allvernunft" keineswegs im Weltbereiche aufgehen, bezeichnet sie vielmehr in ihrer Selbstbewußtheit als Gott und gesteht ihr Persönlichkeit zu, verlangt auch, daß „wir mit ganzer Kraft das Bild Gottes in uns erhalten und seinen Willen verwirklichen sollen." Aber indem er dieses Gottesbewußtseyn nicht aus der Selbstoffenbarung Gottes an uns ableitet, sondern aus dem Menschen im Laufe der Zeiten aus sich selbst entwickeln läßt, ist sein Gott doch nichts anders als ein Abstractum der Verstandesreflexion, ein bloßes Produkt der menschlichen Speculation. Da nun aber die menschliche Vernunft in ihrer Beschränktheit aus sich selbst heraus nimmermehr das Wesen Gottes in seiner unendlichen Fülle construiren kann, da alle Versuche dazu — wie die ungeheuere Verschiedenartigkeit der auf diesem Wege herbeygeführten Ergebnisse zur Evidenz erweist — lediglich von subjectiven Grundannahmen ausgehen und deßhalb in ihrer Fortentwicklung zu keinem objectiv gültigen Resultate gelangen können, so hat ein solcher Gott doch keine Bürgschaft für seine Realität, er ist ein Gedankenphantom, das grundverschieden ist von dem Gotte, der sich im Christenthume durch seine Selbstoffenbarung zu erkennen gibt.

Daß überhaupt die Ansicht des Verf. über die Entstehung und Fortbildung des Gottesbegriffes und der Religion auf einem wesentlichen Grundirrthume beruht, läßt sich ihm schon aus der Geschichte nachweisen. Alle Kulturvölker des Alterthums treten bereits mit ausgebildeten Religionsformen in die Geschichte ein, aber nirgends hat diese zu berichten, daß irgend eines derselben aus sich selber heraus die Grundzüge seiner Religion im Wesentlichen umgestaltet oder höher entwickelt hätte. Wo solche Veränderungen vor sich giengen, sind sie immer durch Einwirkung von Außen, sey es durch Gewalt oder durch Belehrung, erfolgt. Gleichwohl haben sich mitunter solche Völker — man denke an die Grie-

chen und Römer — nach andern geistigen Richtungen bedeutend fortentwickelt, ohne daß dadurch ihre Religion zu einem höhern Grade fortgeschritten wäre; ein Beweis, daß eben die Religion keine Vernunftentwicklung, sondern eine unmittelbare Offenbarung Gottes ist. Freylich ist diese bey den meisten Völkern bald getrübt worden, bey vielen ist sie sogar ganz aus dem Bewußtseyn verschwunden, und sie sind in Folge davon in eine Barbarey verfallen, aus der noch kein einziges von ihnen sich selbst herausgeholfen hat, noch sich selbst heraushelfen kann.

In Uebereinstimmung mit dem Vorigen können wir auch nicht des Verf. Behauptung, daß nämlich das Menschengeschlecht, wie der einzelne Mensch, mit bloßen Anlagen beginne, welche erst in der Wechselwirkung mit der übrigen Welt sich entwickeln sollen, unbeanstandet lassen. Das neugeborne Kind bringt allerdings nichts als die Anlagen zu seiner Bildung mit auf die Welt; aber die Bildung, welche seine Aeltern, Lehrer und sein ganzes Volk bereits erworben haben, wird ihm von diesen als ein Geschenk mitgetheilt; das Kind verhält sich hiebey nur receptiv. Ohne diese Anregung, diese Mittheilung von Außen her, würden seine geistigen Anlagen aus ihrem Schlummer gar nicht erwachen, und was noch jetzt von jedem Kinde gilt, hätte seine Anwendung auch auf die ersten Menschen gehabt, wenn sich ihnen nicht Gott selbst geoffenbart und sie, sein Ebenbild, hiemit nicht das höchste Vorbild im unmittelbaren Schauen vor sich gehabt hätten. Lasse man doch einmal die triviale Ansicht von dem wilden Urzustande des Menschen fahren; mit ihr wird man niemals zu einem richtigen Verständniß der Aufgabe und der Geschichte unsers Geschlechtes gelangen.

Noch haben wir einige Bemerkungen über die Behauptung des Verf. beyzufügen, daß die Naturgesetze unabänderlich und von allgemeiner Gültigkeit durch das ganze Weltall sind.

Von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze ausgehend, erklärt er es für ein Mißverständniß von Theologen, wenn sie in der Bibel die Behauptung, daß der Tod durch den Sündenfall in die Welt gekommen sey, finden wollen. Er führt dagegen zwey Argumente an; gegen das Thatsächliche derselben ist zwar nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Anwendung, die der Verf. von ihnen macht.

Allerdings zeigt die in den Gebirgen begrabene Thierwelt, daß der Tod über sie Gewalt hatte, ihre Lagerstätten sind große Friedhöfe, in denen sie ihr Grab gefunden haben; aber ihr Untergang fällt in Epochen, die mit der des Menschengeschlechtes in keinem Zusammenhange stehen. Das Auftreten des letzteren war von einer ganz neuen Ordnung der Dinge begleitet, in der dem Tode seine Macht genommen war. Erst mit dem Sündenfall hat er diese wieder erlangt, und da mit ihm zugleich nicht bloß die geistige, sondern auch die körperliche Natur des Menschen und das ganze Grundwesen der organischen Welt alterirt wurde, so müssen jetzt freylich alle Untersuchungen über den menschlichen Körper es zeigen, daß seine Grundeinrichtung Sterblichkeit mit sich führe. Aber dem Verf. steht kein Recht zu, aus der Beschaffenheit des gegenwärtigen Zustandes den Schluß zu ziehen, daß sie im Urzustande die nämliche war. Eine Berechtigung könnte eine solche Behauptung nur dann haben, wenn der Verf. uns durch Untersuchungen des Körperzustandes der ersten Menschen bey ihrer Erschaffung hätte den Beweis geliefert, daß sie von ihrem Entstehungsmomente an bereits den Keim der Sterblichkeit in sich getragen hätten. Da ein solcher Nachweis nicht beyzubringen ist, so kann auch die Naturwissenschaft von ihrem Gebiete aus die Behauptung der Bibel von dem späteren Eintritte des Todes nicht bestreiten. Der Verf. hat sich hier über die Grenzen seiner Wissenschaft verirrt.

Daß übrigens das Postulat von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze eben nicht aus einer absoluten Denknothwendigkeit hervorgeht, zeigt schon das Beyspiel eines großen Denkers, Leibnitz, der behauptet, daß Gott nach seiner freyen Wahl auch die Naturgesetze abändern könne, wenn er es seinen Zwecken dienlich fände.

Auch gegen die Allgemeingültigkeit der Gesetze unsers Sonnensystems durch das ganze Weltall lassen

sich einige Bedenken aufwerfen. Wir wollen hier nur an die Erklärung des berühmten Astronomen Mädler erinnern, der, nachdem er gesteht, daß die Beobachtungen über die Fixsternenwelt auf neue eigenthümliche Verhältnisse, auf die keine aus unserem Sonnensysteme hergenommene Analogie hätte leiten können, hinweisen, folgende Mahnung beyfügt:

> Sollte uns dieß kein Fingerzeig seyn, der uns Behutsamkeit in unsern kühnen Schlüssen anempfiehlt? Sollte die Natur weniger mannichfaltig in ihren großen kosmischen Gestaltungen seyn als in denen, welche wir auf Erden erblicken? Was berechtigt uns zu den Erwartungen, die Gesetze und Kategorien, die wir in unserm kleinen Sonnensystem erblicken, überall wiederkehren zu sehen? Reicher als unsere kühnste Phantasie ist die Schöpfung Gottes, viel reicher, als daß es ihr Noth thäte, sich selbst zu copiren. Geben wir daher die Uniformität der Schöpfung auf und gewöhnen uns, von der Natur zu lernen, nicht aber ihr vorschreiben zu wollen, wie sie beschaffen seyn müsse.

Mit den eben angeführten Bemerkungen möchten wir übrigens unsere Leser keineswegs von dem Lesen des Oerstedt'schen Buches abschrecken, im Gegentheil wollen wir ihnen dasselbe bestens empfehlen. Es wird ihnen durch seine klare und geistreiche Darstellung zu einer interessanten Lectüre werden und überdieß mannigfache Belehrung gewähren; zugleich wird es durch sein Bestreben, das Geistige in der Natur als deren wesentlichen und determinirenden Faktor nachzuweisen, einen heilsamen Widerstand dem Materialismus entgegensetzen und dem Unpartheyischen zur Evidenz es zeigen, daß die Behauptung, als ob das Endziel der Naturforschung zur Gottesläugnung und Emancipation des Fleisches führen müsse, eine freche Lüge sey.

V. Wir gehen endlich über zur Betrachtung von Thomas Smyth's Buch über die Einheit der Menschenrassen. Der Verf., ein nordamerikanischer Geistlicher, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, diese Einheit zu erweisen und zwar in einer umständlichen Beleuchtung des fraglichen Gegenstandes nach folgenden Beziehungen: 1) historische und doctrinäre Evidenz der h. Schrift, 2) die frühere Civilisation der schwarzen Menschenrassen, 3) Ursprung der Varietäten der menschlichen Art, 4) präsumptive Argumente zu Gunsten der Einheit der Menschenrassen, 5) zweyfacher Charakter der Frage, 6) Natur und Begriff der Art, 7) die Einheit der Rassen erwiesen durch die Einheit der Art, durch ihre Fruchtbarkeit und die Unfruchtbarkeit der Bastarde, durch die Universalität, Beschaffenheit und Verwandtschaft der Sprachen, durch das Zeugniß der Geschichte und Tradition, durch den religiösen Charakter aller Menschen, die Befähigung aller Rassen zum Christenthume und die Wahrheit des mosaischen Berichts, durch Kenntniß von Veränderungen, welche bey den verschiedenen Menschenrassen erfolgt sind, endlich durch die unmerklichen Abstufungen ihrer Varietäten und der Analogie mit dem, was bey Thieren stattfindet; 8) die Annahme einer Mehrheit des Ursprungs der Menschenrassen unphilosophisch, lieblos, unchristlich und der nothwendigen Forderung auf Glaubwürdigkeit der h. Schrift widersprechend.

Es wird nicht nöthig seyn, in die Einzelheiten der Darstellung des Verf. einzugehen, da er selbst keine neuen, ihm eigenthümlichen Argumente beygebracht, wohl aber in sehr zweckmäßiger und klarer Weise die, welche er zu Gunsten der Einheit des Menschengeschlechtes in der englischen und nordamerikanischen Literatur vorfand, zusammengestellt hat. Die deutschen Arbeiten hierüber sind ihm ganz unbekannt geblieben oder er hat doch wenigstens nur aus zweyter Hand von ihnen Notiz erhalten. Dagegen ersieht man aus seinen vielen Citaten, daß in Nordamerika dermalen diese Frage sehr lebhaft

besprochen und von den allermeisten Schriftstellern in bejahendem Sinne beantwortet wird.

Im letzten Kapitel bemüht sich der Verf. die neuesten, mit obiger Frage zusammenhängenden Ansichten von Agassiz zu widerlegen. Letzterer hatte nämlich in einer öffentlichen Vorlesung und nachher im Christian Examiner (March 1850), einem in Boston erscheinenden unitarischen Blatte, es versucht, die Unmöglichkeit nachzuweisen, daß sich alle Thiere von einem gemeinschaftlichen Schöpfungs-Mittelpunkte oder jede Art von einem einzigen Paare aus über ihre jetzigen Wohnbezirke verbreitet hätten. Er meinte, daß man zu einer solchen Ansicht nur durch ein Mißverständniß des mosaischen Schöpfungsberichtes gekommen sey, denn Moses habe weder behauptet, daß Adam und Eva die ersten Menschen überhaupt gewesen seyen, noch daß von irgend einem Punkte Asiens aus die Verbreitung der Thiere erfolgt sey. Der Bericht von Moses beziehe sich nicht auf das ganze Menschengeschlecht, sondern lediglich auf die von Adam und Eva ausgegangene Rasse. Die Bibel bestätige diese Ansicht selbst, denn sie berichte, daß Kain zu fremden Völkern gewandert sey, dort ein Weib genommen und eine Stadt gebaut habe. Wenn also auch gleich das Menschengeschlecht nur eine Art ausmache, so seyen doch seine Rassen von verschiedenen Stämmen abzuleiten.

Eine solche Behauptung, wie die eben vorgelegte, konnte natürlich der Verf. nicht passiren lassen.



Er gesteht Agassiz zu, daß die Bibel nicht berichte, daß jede Thierart nur in einem einzigen Paare erschaffen worden und alle Thiere von einem gemeinschaftlichen Schöpfungs-Mittelpunkte ausgegangen wären; dagegen sey es unbegreiflich, wie derselbe das Mährchen habe glaublich finden können, als ob der mosaische Bericht selbst die Mehrheit der ersten Menschenpaare zugestehe. In der That setzt es auch uns in Verwunderung, wie Agassiz, der sonst auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Forschungen als ein besonnener und umsichtiger Forscher bekannt ist, sich durch die Autorität eines gewissen Dr. Nott, der jenes Voltaire'sche Argument neuerdings in Nordamerika wieder aufgewärmt hatte, zu einem solchen Mißgriff verleiten lassen konnte. Hätte er den Bericht von Moses gründlich studirt, so würde er sich bald überzeugt haben, daß bey der Länge der Lebensdauer und der Fruchtbarkeit der ersten Menschen und ihrer Nachkömmlinge bereits im Beginne des zweyten Jahrhunderts, in welchem wohl die Auswanderung von Kain erfolgte, eine ansehnliche Nachkommenschaft von Adam und Eva vorhanden war, die schon zur Deckung ihrer Subsistenz sich immer weiter von der ursprünglichen Heimath entfernen mußte, und daß also Kain nicht zu fremden Rassen, sondern zu seinen nächsten Blutsverwandten kam.

Die rein zoologischen Deductionen von Agassiz gedenken wir bey einer andern Gelegenheit besonders zu beleuchten.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.


## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung).

M. P. Poitevin, Dictionnaire de la langue française. Livr. 1. 2. Par. 1850.

A. Peri, Vocabolario Cremonese italiano. Puntata 1 — 4. Cremona 1848.

F. Pinheiro de Sousa, Grammatik der portugiesischen Sprache. Leipzig 1851.

E. Zettersam, Het bestuer en de natie. Antwerpen 1850.

Dr. L. Lewis, Vollständiges Hand- und Lehrbuch der Jacotot'schen Methode zur Erlernung der englischen Sprache. Wien 1850.

J. Gaugengigl, Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache, erhalten in Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Th. 2. Passau 1849.

P. A. Munch, Forn-Svenskans (Svänsku och Gözku) och Forn-Norskans (Norroenu) Språkbyggnad, jemte ett Bihang om den Äldsta Runskriften. Stockholm 1849.

P. A. Munch og C. R. Unger, Det oldnorske Sprogs eller Norroena Sprogets Grammatik. Stockholm 1847.

G. H. F. Nesselmann, Wörterbuch der littauischen Sprache. Lief. 1. Königsberg 1850.

F. Miklosich, Lautlehre der altslovenischen Sprache. Wien 1850.

J. N. Koncsny, Vollständiges Wörterbuch der cechoslavischen und deutschen Sprache. 2. verm. Aufl. Cecho-slavisch-deutscher Theil. Wien 1850.

F. G. Welcker, Kleine Schriften. Th. 3. Bonn 1850.

G. Bernhardy, Grundriß der römischen Literatur. 2. Bearbeitung. Halle 1850.

M. T. Ciceronis opera omnia, ed. Ch. Fr. Aug. Nobbe. Vol. 1 — 3. Leipz. 1850.

C. J. Tornberg, Codices arabici, persici et turcici bibliothecae Reg. Univ. Upsaliensis. Stockholm 1849.

Narrative of travels in Europe, Asia and Africa in the seventeenth century by Euliya Efendi. Translated from the Turkish by J. v. Hammer. Vol. II. Lond. 1850.

Ahmed Khan, Asar-us-Sandid. T. 1—4. s. l. 1847. (Hindost.)

Abbas Ali, Kulasah Saulet-us zeigum ala 'adâi-ibn Maryam. s. l. 1842. (Hindost.)

Angoravi, Minhâdsch ul fokarâ. Bulak. 1841. (Turc.)

Asi zafer. Constant. 1828. (Turc.)

Bedajet ul kodamâ we hidâjet ul hhokamâ. Bulak. 1838. (Arab.)

C. Ritter, Ueber räumliche Anordnungen auf der Außenseite des Erdballs. Berlin 1850.

C. Cotta, Geognostische Karten unseres Jahrhunderts. Freiberg 1850.

M. Schuber, Meine Pilgerreise über Rom, Griechenland und Egypten durch die Wüste nach Jerusalem und zurück. Wien 1850.

J. Rae, Narrative of an expedition to the shores of the arctic sea in 1846 and 1847. Lond. 1850.

R. A. Goodsir, An arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound in search of Friends with Sir John Franklin. Lond. 1850.

W. F. Lynch, Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten

Meere. Nach der 2. Auflage deutsch bearbeitet von Dr. R. W. Meißner. Leipzig 1850.

A. Ebeling, Bruchstücke aus der Beschreibung meiner Reise nach Brasilien. Hamb. 1850.

Dr. L. Frati, Di un Calendario runico della Pontificia universitá di Bologna. Bologna 1849.

G. Wyß, Beyträge zur Geschichte der Familie Maneß. Zürich 1850.

Codex diplomaticus historiae comitum Schauenburgensium. Gesammelt und herausgegeben von Dr. F. A. von Aspern. Bd. 2. vom Jahre 1204 — 1300. Hamburg 1850.

B. G. Niebuhr, Griechische Heroengeschichten, an seinen Sohn erzählt. 2. Aufl. Hamb. 1850.

Dr. F. W. Rückert, Das römische Kriegswesen. Berl. 1850.

Will. Roy, The military antiquities of the Romans in Britain. London 1793.

E. Gerhard, Ueber den Gott Eros. Berlin 1850.

M. Spineto, The elements of hieroglyphics and egyptian antiquities. Lond. 1845.

Ed. Dodwell, Views and descriptions of Cyclopian or pelasgic remains in Greece and Italy. Lond. 1834.

Gius. Fiorelli, Giornale degli scavi di Pompei. Documenti originali. Vol. I. Disp. I. Napoli 1850.

Ant. Delgado, Memoria historico-critica sobre el gran disco de Theodosio. Madrid 1849.

Fr. M. Avellino, Dilucidazione di un antico Bassorilievo di marmo, scoverto in Pompei negli Scavi. Napoli 1850.

Al. Du Mège, Recueil de quelques inscriptions Romaines. Toulouse 1850.

F. L. Buckman and C. H. Newmarch, Illustrations of the romains of roman art in Cirencester, the site of ancient Corinium. Lond. 1850.

E. Braun, Die Ficoronische Cista des Collegio Romano. Leipzig 1850.

G. Fiorelli, Annali di Numismatica. Vol. I. Roma 1846.

P. Savelieff, Lettre à M. de Koehne sur quelques médailles et monnaies modernes de l'Asie. Petersb. 1849.

Dr. J. Friedländer und K. Müllenhoff, Der Silberfund von Farve. Kiel 1850.

H. P. Cappe, Die Münzen der deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters. Abth. 2. Berlin 1850.

W. Brunet de Presle, Examen critique de la succession des dynasties égyptiennes. P. 1. Par. 1850.

Ch. Rahl, Les Belges en Bohème ou campagnes et négociations du Comte de Bucquoy, grand bailli du Hainaut. Bruxelles 1850.

Vic. de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrés de Vienne. T. V. Etats Italiens. Par. 1850.

Dr. W. Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des 15., 16. u. 17. Jahrhunderts. Göttingen 1850.

Storia della campagna di Novara nel 1849. Torino 1850.

H. G. Knight, Saracenic and Norman remains. London 1848.

Ultimi casi della rivoluzione Siciliana. Torino 1850.

G. Pepe, Histoire des révolutions et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849. Par. 1850.

G. C. Alessi, Storia critica di Sicilia. T. I. II. p. 1. 2. Catani 1836.

A. P. Filippini, Istoria di Corsica. 2. Ediz. Vol. 1 — 5. Pisa 1832.

Capecelatro, Diario, continente la storia delle cose avvenute nel reame di Napoli negli anni 1647 — 1650. Vol. I. Napoli 1850.

Dr. E. Carrière, Le climat de l'Italie, sous le rapport Hygiénique et médical. Par. 1849.

C. de Tocqueville, Coup. d'oeil sur le règne de Louis XVI. depuis son avénement à la couronne jusqu'à la séance royale du 23 Juin 1789. Par. 1850.

Hénault, Abrégé chronologique de l'histoire de France depuis Clovis jusqu'à la mort de Louis XIV. Continué jusqu'aux événements de 1830 par Michaud. 3. édit. Par. 1842.

A. Cl. Grandcour, Des causes de la situation actuelle de la France. Par. 1850.

Th. Grancoin, Des subsistances et des moyens de les mettre en équilibre avec la population. Par. 1850.

J. Froissart, Les chroniques de France, d'Angleterre etc. revues et augmentées d'après les manuscrits avec notes et glossaire par J. A. Buchon. Vol. 1 — 3. Par. 1835 — 50.

C. Moreau, Bibliographie des Mazarinades. T. I. Par. 1850.

Guinodie Raymond, Histoire de Libourne et des autres villes et bourgs de son arrondissement. T. 1 — 3. Bordeaux 1845.

T. W. Redhead, The French revolutions from 1789 to 1849. Vol. 1 — 3. Edinb. 1848 — 49.

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Ge-

genwart zur Begründung der Zukunft. Bd. 1. Annalen der deutschen Geschichte von H. Rückert. Th. 1. Leipzig 1850.

Fr. Panzer, Beytrag zur deutschen Mythologie. München 1848.

Dr. G. Höfken, Deutsche Auswanderung und Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn. Wien 1850.

J. Ficker, De Henrici VI. imperatoris conatu electiciam regum in imperio romano-germanico successionem in hereditariam mutandi. Köln 1850.

Correspondence of the emperor Charles V. and his ambassadors at the courts of England and France. Ed. by Will. Bradford. Lond. 1850.

J. G. Drovsen, Beyträge zur neuesten deutschen Geschichte. Braunschweig 1850.

K. W. Wippermann, Kurhessen seit dem Freyheitskriege. Kassel 1850.

F. Raveaux, Mittheilungen über die badische Revolution. Frankf. 1850.

Der Führer durch Cassel und seine Umgebung. Cassel 1850.

Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. Erster Jahrgang 1848. Osnabrück 1848.

Dr. J. v. Hefner und Dr. J. W. Wolf, Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Frankf. 1850.

A. H. A. Hatham, Schloß und Dorf Elgersburg am Fuße des Thüringer Waldes. Arnstadt 1841.

F. A. Frenzel, Der Führer durch das historische Museum zu Dresden. Leipzig 1850.

E. v. Berg, Lauterberg am Harz und seine Umgebungen. Clausthal 1841.

M. Belli, Leben in Frankfurt. Bd. 1 — 3. Vom J. 1722 — 1731. Frankf. 1850.

H. v. Andlaw, Der Aufruhr und Umsturz in Baden als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung. Abth. 1. Freiburg 1850.

Dr. Fr. Nebenius, Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage. Karlsruhe 1850.

A. v. Monthé, Der Maiaufstand in Dresden. Dresden 1850.

E. F. J. Koch, Geschichte der Dynastie, des Amtes, der Stadt, Burg und Festung Peina in Niedersachsen. Peina 1850.

W. R. Weitenweber, Die Medizinal-Anstalten, die naturwissensch. und Humanitäts-Institute zu Prag. 2. verb. Aufl. Prag 1850.

M. V. Süß, Das städtische Museum in Salzburg. Salzburg 1841.

Ch. d'Elvert, Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Bergstadt Iglau in Mähren. Brünn 1850.

Ohm-Januschowsky, Chronik der k. Hauptstadt Olmütz. Olmütz 1850.

Fr. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Bd. 1. Schaffhausen 1850.

Genesis der Revolution in Oesterreich im Jahre 1848. 3. mit vielen Zusätzen verm. Auflage. Leipzig 1851.

v. Barbaczy, Bekenntnisse eines Soldaten. Wien 1850.

Dr. E. V. Dietrich, Das Schloß Ambras in Tyrol. Innsbruck 1850.

F. Martin, Guerre de Hongrie en 1848 et 1849. Nantes 1850.

L. W. Schrader, Quellen und Vorarbeiten für die Geschichte der Stadt Aschersleben. Heft 1. Aschersleben 1850.

H. A. Pröhle, Chronik von Hornhausen. Aschersleben 1850.

J. v. Minutoli, Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1846 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850.

Dr. J. v. Minutoli, Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg und Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg. Berlin 1850.

Offizielle Sammlung der das schweizerische Staatsrecht betreffenden Aktenstücke, Bundesgesetze, Verträge und Verordnungen seit der Einführung der neuen Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848. Bern 1849.

M. Ulrich, Die Seitenthäler des Wallis und der Monterosa. Zürich 1850.

A. Naef, Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen. Lief. 1 — 3. Zürich 1850.

Dr. K. Monnard, Geschichte der helvetischen Revolution. Bd. 2. Die Jahre 1800 — 1803. Zürich 1851.

A. M. C. van Asch van Wijck, Archief voor kerkelijke en wereldlijke geschiedenis van Nederland, meer bepaaldelijk van Utrecht. Deel I. Utrecht 1850.

M. J. Wolters, Codex diplomaticus Lossensis ou recueil et analyse de chartes servant de preuves à l'histoire de l'ancien comté de Looz. Gand 1849.

M. Lagarde, Histoire du duché de Luxembourg. Vol. 1. 2. Bruxelles 1850.

Geschiedenis van Antwerpen, uitgegeven door Rederykkammer de Olyftak, bewerkt door J. H. Mertens en K. L. Torfs. T. 1 — 6. Antwerpen 1845 — 49.

F. W. Engelhardt, Geschichte der Stadt und Festung Luxemburg. Mainz 1850.

R. P. M. Delewarde, Histoire générale du Hainaut. T. I — VI. Mons 1718 — 1722.

Statistique de la Belgique. Population. Mouvement de de l'état civil pendant l'année 1847 — 49. Bruxelles 1848 — 49.

Bulletin de la commission centrale de statistique. T. III. Bruxelles 1847.

J. J. Abbink, Het leven van Koning Willem II. Amsterd. 1849.

Dr. E. J. Diest Lorgion, Geschiedkundige beschrijving der stad Groningen. Aflev. 1 — 3. Groningen 1849.

Th. Juste, Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß. Bd. 1. Brüssel 1850.

Publications of the Camden Society.

J. O. Warkworth, A chronicle of the first thirteen years of the reign of King Edward the fourth. Ed. by J. Orch. Halliwell. Lond. 1839.

Fr. Egerton, The Egerton Papers. A collection of public and private documents chiefly illustrative of the times of Elizabeth and James I. Ed. by Payne Collier. Lond. 1840.

Letters from James Earl of Perth, Lord Chancellor of Scotland, to his sister the countess of Erroll. Ed. by Will. Jerdan. Lond. 1845.

A. Pichot, L'Irlande et le pays de Galles. T. I. II. Par. 1850.

J. H. Merle d'Aubigné, Trois siècles de luttes en Ecosse ou deux rois et deux royaumes. Par. 1850.

Al. Low, The history of Scotland. Edinb. 1826.

T. Erskine-May, A treatise upon the Law, Privileges, Proceedings and usage of Parliament. London 1844.

J. Dunstan, A treatise on the Poor law of England. Lond. 1850.

J. J. A. Worsaae, Om Danebrog. Kjobenhavn 1849.

Statistische Nachrichten über Handel und Schifffahrt der Herzogthümer Schleswig-Holstein im Jahre 1848. Altona 1850.

P. A. Munch, Scandinavismen nærmere undersögt med Hensyn til Nordens aldre nationale og literaire Forhold. Christiania 1849.

S. Ristic, Kurze Charakteristik des geistlichen und sittlichen Zustandes von Serbien. Heidelberg 1850.

J. L. Merrick, The life and religion of Mohammed as contained in the sheeâh traditions of the Hyât-Ul-Kuloob. Translat. from the Persian. Boston 1850.

Mittheilungen über Jerusalem. Königsberg 1850.

Fr. A. v. Bülow, Der Freystaat Costa Rica in Mittelamerika. Berlin 1850.

British India analyzed. P. I — III. Lond. 1793.

H. Ferry, Description de la nouvelle Californie. Par. 1850.

O. A. Wernich, Der Livländer Joh. Reinh. von Patkul und seine Zeitgenossen. Bd. 1. Berlin 1849.

Dr. A. Wildenhahn, Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild. Th. 1. 2. Leipz. 1851.

J. Stülz, Historische Abhandlung. Wien 1849.

R. Schultheß, Friedrich und Voltaire in ihren persönlichen und literar. Wechselverhältnissen. Nordhausen 1850.

Saint-Rémy (des Cayes, Haïti), Vie de Toussaint-L'Ouverture. Par. 1850.

N. A. Polewoi, Geschichte des Fürsten Italiiski Grafen Suworoff-Rimnikski, Generalissimus der Russischen Armeen. In freier deutscher Uebersetzung herausg. v. F. de la Croix. Mitau 1850.

A. Oehlenschläger, Meine Lebenserinnerungen. Ein Nachlaß. Bd. 1. Leipz. 1850.

Lebensbeschreibung sämmtlicher Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Summytaun 1842.

C. L. Hilgenfeldt, Johann Sebastian Bach's Leben, Wirken und Werke. Ein Beytrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipz. 1850.

D. de Haldat, Examen critique de l'histoire de Jeanne d' Arc. Par. 1850.

Zum Gedächtniß August Neanders, Berl. 1850.

R. Rolt, Memoirs of the life of John Lindesay, Earl of Craufurd and Lindesay. Lond. 1753.

Dr. F. E. Pipitz, Mirabeau. Eine Lebensgeschichte Bd. 1. 2. Leipz. 1850.

G. H. Pertz. Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. Bd. 2. 1807 — 1812. Berl. 1850.

J. Benedict, Sketch of the life and works of the late Felix Mendelsohn Bartholdy. Lond. 1850.

W. Hahn, Hans Joachim von Zieten, K. Preuß. General der Kavallerie. Berl. 1850.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

## K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Feßler, Rückblicke auf seine 70jährige Pilgerschaft. 2te Aufl. Herausg. von Fr. Bülau. Leipz. 1851.

And. Bisset, Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary to the Court of Prussia from 1756 — 1771. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

M. Baldacchini, Vita di Tom. Campanella. Napoli 1847.

J. Fürst, Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Berl. 1850.

F. J. Delecluze, L' Italia letteraria ed artistica galleria... con cenni storici di Gius. Zirardini. Parigi 1850.

H. A. Boardman, a Discourse commemorative of the character and life of the late Rev. Samuel Miller. Philadelphia 1850.

Abbé Maynard, Pascal, sa vie et son caractère, ses écrits et son génie. V. 1. 2. Par. 1850.

Historische Bibliothek interessanter Memoiren und politischer Denkschriften des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausg. von Dr. Ph. Philippi. Bd. 1 — 12. Grimma 1850.

G. Fr. v. Vega, Vorlesungen über die Mathematik. 7te Aufl. von Dr. W. Matzka. Bd. 1. Wien 1850.

Dr. C. J. Schnuse, Die Theorie und Auflösung der höheren algebraischen und der transcendenten Gleichungen. Braunschweig 1850.

J. Riedl von Leuenstern, Ueber die Summen der Körperwinkel an Pyramiden. Wien 1849.

— —, Ueber das vergleichende Maß der Körperwinkel. Wien 1848.

F. Rummer, Die Verwandlung und Theilung der Flächen in einer Reihe von Constructions- und Berechnungsaufgaben. Heidelb. 1850.

Dr. D. E. L. Lehmus, Grenzbestimmungen bey Vergleichungen von Kreisen, welche von demselben Dreyeck abhängig sind, sowohl unter sich als auch mit dem Dreyeck selbst. Leipz. 1851.

F. Kerz, die allg. Umkehrung der Reihen nebst Anwendung derselben auf die vollst. Lösung numerischer Gleichungen. Gießen 1850.

M. Bland, Die Elemente der ebenen Trigonometrie; übers. von Dr. A. Wiegand. Halle 1850.

H. Bibo, Erfindung und Bearbeitung einer neuen durch die 2 gleichmäßig ohne Brüche theilbaren Dezimal-Rechnung. Berlin 1850.

Dr. A. Müller, Die Fundamentalgesetze der höheren Geometrie. Abth. 1. Stuttg. 1850.

J. Weisbach, Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinen-Mechanik. 2. verm. Aufl. Th. 1. Braunschweig 1850.

Dupuis-Delcourt, Nouveau manuel complet d'aërostation. Par. 1850.

J. A. Schubert, Beytrag zur Berichtigung der Theorie der Turbinen. Dessau 1850.

B. Winkles, French Cathedrals. From drawings by Garland. Lond. 1837.

J. Britton, The cathedral antiquities. Historical and descriptive of English Cathedrals. Vol. 1 — 5. Lond. 1836.

C. W. Roesling, die Lehre der Säulenordnungen. Ulm 1850.

A. L. Hedemann, Handbuch der Landbaukunde. Abth. 1. Berl. 1850.

G. F. Berti, Cenni storico-artistici per servire di guida ed illustrazione alla insigne basilica di S. Miniato al Monte. Firenze 1850.

B. Fr. v. Forgatsch, Die schiffbare Donau von Ulm bis in das schwarze Meer. Wien 1849.

Dr. J. G. Böhm, Beschreibung des Uranoscop's und Anleitung zu dessen vollst. Gebrauche. Leipz. 1850.

The nautical Almanac and astronomical Ephemeris. For the year 1852. Lond. 1848.

A. Quetelet, Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. T. VII. Bruxelles 1849.

Th. Henderson, Astronomical Observations made at the royal Observatory Edinburgh. Vol. 7. 8. for 1841 and 1842. Edinb. 1848—49.

M. J. Johnson, Astronomical Observations made at the Radcliffe observatory, Oxford, in the year 1841. Vol. IX. Oxford 1850.

Dr. A. Baumgartner, Anfangsgründe der Naturlehre. 2. umgearb. Aufl. Wien 1850.

Arsberättelse om technologiens framsteg till kongl. Vetenskaps-Academien af gifven den 31. Mars 1844, af G. E. Pasch. Stokholm 1849.

Dr. G. Karsten, Lehrgang der mechanischen Naturlehre. Abth. 1. Allgemeine Physik. Kiel 1851.

W. Struve, Sur la dilatation de la glace. Petersb. 1848.

Alex. Perrey, Documents sur les tremblements de terre au Mexique et dans l'Amerique centrale. Epinal 1847.

Zu Humboldt's Kosmos. Einige Zugaben zum historischen Theile. Lpz. 1849.

R. Paura, Correnti elettro-chemiche. Napoli 1849.

M. Melloni, La thermochrôse ou la coloration calorifique. P. 1. Naples 1850.

A. Fusinieri, Memorie di meteorologia. Padova 1847.

— —, Memorie sopra la luce, il calorico, la elettricita, il magnetismo, l'elettro-magnetisimo, di altri oggetti. Padova 1846.

— —, Memorie di meteorologia. Padova 1847.

Dr. G. Suckow, Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Abth. 1. Jena 1850.

Dr. G. Werther, Die unorganische Chemie. Abth. 1. Berl. 1850.

Dr. J. A. Stoeckhardt, Die Schule der Chemie. 5. verb. Aufl. Braunsch. 1850.

Dr. H. Kopp, Ueber das specifische Gewicht der chemischen Verbindungen. Frankf. 1841.

O. L. Erdmann, Lehrbuch der Chemie. 4. verb. Aufl. Lief. 1. Leipz. 1850.

J. Müller, Ueber die Larven und die Metamorphose der Echinodermen. 2. Abhandl. Berlin 1849.

S. Lovén, Index molluscorum litora Scandinaviae occidentalia habitantium. Holmiae 1846.

B. Gerhard, Versuch einer Monographie der Lycaenen als Beytrag zur Schmetterlingskunde. Heft 1. 2. Leipz. 1850.

C. L. Bonaparte, Catalogo metodico dei pesci Europei. Napoli 1846.

F. A. Rickerl, Synopsis der Lepidopteren-Fauna Böhmens. Abth. 1. Prag 1850.

Dr. J. Hyrtl, Beyträge zur Morphologie der Urogenital-Organe der Fische. Wien 1849.

— —, Beyträge zur vergleichenden Angiologie. Wien 1849.

C. L. Bonaparte, Conspectus generum avium. Sectio I. Lugd. Bat. 1850.

A. A. Berthold, Ueber den Aufenthalt lebender Amphibien im Menschen. Göttingen 1850.

Dr. J. Ch. Albers, Die Heliceen nach natürl. Verwandtschaft systematisch geordnet. Berl. 1850.

Dr. J. G. H. Kinberg, Monographiae zootomicae. I. Tragulus javanicus. Lips. 1850.

Dr. A. Wigand, Intercellularsubstanz und Cuticula. Eine Untersuchung über das Wachsthum und die Metamorphose der vegetabilischen Zellenmembran. Braunschweig 1850.

Dr. M. J. Schleiden, Die Pflanze und ihr Leben. 2. verm. Aufl. Leipz. 1850.

Dr. J. Hegetschweiler, Die Flora der Schweiz fortgesetzt von O. Heer. Zürich 1840.

F. X. Britzger, Indroductio ad artem botanicam. Ulm. 1850.

C. Bogenhard und Dr. M. J. Schleiden, Taschenbuch der Flora von Jena. Leipz. 1850.

Asa Gray, Plantae Fendlerianae Novi-Mexicanae. Boston 1848.

G. Fresenius, Beyträge zur Mykologie. Heft 1. Frankf. 1850.

A. Brongniart, Chronologische Uebersicht der Vegetationsperioden und der verschiedenen Floren. A. d. Franz. von K. Müller. Halle 1850.

H. und A. Schlagintweit, Hypsometrische Bestimmungen in den östlichen Alpen. Leipz. 1850.

Dr. A. Schlagintweit, Untersuchungen über die Thalbildung und die Formen der Gebirgszüge in den Alpen. Leipz. 1850.

F. Rolle. Der Taunus in der näheren Umgebung von Bad Homburg geognostisch dargestellt. Frankf. 1850.

F. A. Quenstedt, Die Mastodonsaurier im grünen Keupersandsteine Württembergs sind Batrachier. Tübing. 1850.

Dr. C. Fr. Naumann, Elemente der Mineralogie. 2. verm. Aufl. Leipz. 1850.

F. J. Pictet, Description des mollusques fossiles qui se trouvent dans les grès verts des environs de Genève. 2. livr. Gastéropodes. Genève 1849.

Dr. C. G. Carus, Das Kopfskelet des Zeuglodon Hydrarchos. Breslau 1849.

L. Pilla, Trattato di Geologia diretto specialmente a fare un confronto tra la struttura fisica del settentrione e del mezzogiorno di Europa. Vol. I. Pisa 1847.

Dr. Kner, Versteinerungen des Kreidemergels von Lemberg und seiner Umgebung. Wien 1849.

Dr. E. Stolle, Studien über die Hebung der Landeskultur im Königreich Belgien. Berl. 1850.

U. Schwarzwäller, Lehrbuch der Spiritusfabrikation. Leipz. 1850.

L. R. Scheibler, Das englische und schottische System der Drains (Wasserzüge). Berlin 1850.

E. G. Kuhnt, Anweisung der vortheilhaften Betreibung der Bienenzucht. Görlitz 1850.

J. Ph. E. L. Jäger, Das Forstkulturwesen nach Theorie und Erfahrung. Marburg 1850.

Léon d'Hervais-Saint-Denys, Recherches sur l'agriculture et l'horticulture des Chinois. Par. 1850.

Dr. W. Hamm, Die Grundzüge der Landwirthschaft. Lief. 1. 2. Braunschweig 1850.

L. Graf und Fr. Müller, Bericht über eine Bereisung der vorzügl. ungarischen Gestüte, Schäfereien und landwirthschaftlichen Anstalten in den Monaten Juli und August 1848. Wien 1850.

Dr. H. K. Geubel, Die Anwendung des Gypses in der Landwirthschaft und dessen Wirksamkeit auf die pflanzl. Organismen. Frankf. 1850.

Ueber die Drainage, ein Beytrag zur wissenschaftlichen Begründung und zur praktischen Ausführung dieses Systemes andauernder Bodenverbesserung und vermehrten Pflanzenbaues. Haag 1850.

Dr. W. Dünkelberg, Die Ackerbauschule. Frankf. 1850.

M. Beyer und W. Protz, Der Landwirth der Gegenwart. Bd. 1. Nordhausen 1850.

Dr. J. Dosch, Deutschlands Flachs- und Hanfbau. Freyburg 1850.

L. Dieterich, Die Kartoffelkrankheit. Nordhausen 1850.

Bergmann, Düngerlehre. Leipz. 1850.

K. H. E. v. Berg, Die Staatsforstwirthschaftslehre. Leipz. 1850.

C. Büchner, Der Wiesenbau in seiner höchsten Benützung. Leipz. 1850.

Brandenburger, Das Ganze der Getreide- und Kartoffel-Branntweinbrennerey. Quedlinb. 1850.

É. Bonnemère, Histoire de l'association agricole et solution pratique. Ouvrage couronné. Par. 1850.

C. Beythan, Anleitung zur Abschätzung der natürlichen Triften. Rudolstadt 1850.

Dr. C. Fr. E. Fries, Lehrbuch des Wiesenbaues. Braunschweig 1850.

C. v. Plotho, Die neueste und gewinnreichste Cultur-Methode auf leichten Bodenarten. Magdeb. 1850.

v. Möllendorf, Die Bewirthschaftung des Ackers ohne Waldstreu und Waldweide. Görlitz 1850.

Fr. Alfr. Maury, Histoire des grandes forêts de la Gaule et de l'ancienne France. Par. 1850.

A. Marchand, Ueber die Entwaldung der Gebirge. Bern 1850.

E. Lucas, Der Obstbau auf dem Lande. Stuttg. 1850.

C. Löffler, Die Verbesserung des Kartoffelbaues. Carlsruhe 1850.

Dr. A. v. Lengerke, Der Ackerbau in dem Landgebiete der Städte. Berl. 1850.

C. G. Krause, die Holztaration. Löbau 1850.

E. O. Schmid, Das Ganze der Glasfabrikation. 1846.

H. A. Berlepsch, Chronik der Gewerbe. Bd. 1. 2. 3. St. Gallen 1850.

K. Karmarsch, Handbuch der mechanischen Technologie. 2. verm. Aufl. Bd. 1. Hannover 1851.

E. O. Fromberg, Die Darstellung des Goldpurpurs. Quedlinb. 1850.

J. Marryat, Collections towards a history of Pottery and Porcelain. Lond. 1850.

O. Voigt, Fortschritte im Bohrwesen, namentlich bey den Unter- und Mittelstücken, vom Anfang bis auf unsere Zeit. Eisleben 1850.

Dr. C. F. Rammelsberg, Lehrbuch der chemischen Metallurgie. Berl. 1850.

C. Hartmann, Die neuesten Fortschritte des Steinkohlen-Bergbaues. Leipz. 1850.

Entwurf des neuen Berggesetzes nebst Bemerkungen über die Entstehung und die Prinzipien desselben. Berl. 1850.

Entwurf eines neuen Berggesetzes für das Kaiserthum Oesterreich. Wien 1849.

C. J. N. Balling, Die Eisenerzeugung in Böhmen. Prag 1849.

Dr. J. Wildner-Maithstein, Theoret. prakt. Commentar des ungarischen Wechselrechts und Wechselprozesses. Bd. 1. 2. Wien 1850.

M. Postlethwayte, The universal dictionary of trade and commerce. Vol. 1. 2. Lond. 1774.

Die Eisenzölle. Berlin 1850.

Beleuchtung des österreich. Tabakmonopols in seiner Ausdehnung auf die Länder der ungarischen Krone. Leipz. 1850.

Dr. Fr. Ed. Kaleſſa, Lehrbuch der österreich. und gesammten deutschen Wechselrechtes. 3. verb. Aufl. Wien 1850.

H. H. Escher, Die Gesetze des Verkehrs und ihre Consequenzen auf die Geldverhältnisse der Schweiz. Zürich 1850.

W. Ditmar, Handbuch über die Ein- Aus- und Durchgangsabgaben des Zoll- und Handelsvereines. Th. 2. Köln 1850.

Schweizerisches Bundesgesetz über das Zollwesen. Schaffhausen 1850.

Fr. Deym, Das Bank- und Notenwesen mit Bezug auf die Geld- und Finanzverhältnisse in Oesterreich. Wien 1850.

Dr. J. N. Berger, Die österreichische Wechselordnung vom 25. Januar. 1850 in ihrem Unterschiede von dem früheren österreich. Wechselrechte. Wien 1850.

C. W. Asher, Ueber die deutschen Handelsverhältnisse zu den Ländern des westlichen Amerika. Berlin 1850.

M. W. Drobisch, Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie. Leipz. 1850.

Dr. C. Mayrhofer, Die Einheit des Wissens und Glaubens im Lichte des Somnambulismus und Hellsehens. Wien 1850.

Dr. G. Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 7. 8. Leipz. 1849—1850.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Bd. 5. Die Mythologie der Perser. Frankf. 1850.

J. B. Bouché de Cluny, Druides et Celtes ou histoire de l'origine des societés et des sciences. Par. 1848.

H. Klencke, Naturbilder aus dem Leben der Menschheit, in Briefen an Alex. von Humboldt. Leipz. 1850.



D. Buffa, Delle origini sociali. Frenze 1847.

Dr. A. Leubuscher, Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Nach dem Französ. des Calmeil. Halle 1848.

Dr. C. Schaarschmidt, Des Cartes und Spinoza. Urkundliche Darstellung der Philosophie beyder. Bonn 1850.

Dr. F. Hoffmann, Franz von Baader in seinem Verhältniß zu Hegel und Schelling, Leipz. 1850.

B. Haureau, De la philosophie scolastique. Mémoire couronné. T. I. II. Par. 1850.

Dr. W. Werkmeister, Philosophische Entwickelung der Raumbestimmung. Berl. 1850.

Dr. G. Weissenborn, Logik und Metaphysik. Abth. 1. Halle 1850.

Dr. F. L. Fülleborn, Das Uebereinstimmende und Abweichende der Grundregeln der Chemie und Logik. Berl. 1850.

H. M. Chalybäus, System der spekulativen Ethik. Bd. 1. 2. Leipz. 1850.

H. Ahrens, Die Philosophie des Rechts. Th. 2. Die organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage. Bd. 1. Wien 1850.

E. Burnouf, Des principes de l'art d'après la méthode et les doctrines de Platon. Par. 1850.

Gilleberti, carmina ex codice sec. XII Biblioth. reg. Burgundicae nunc primum edidit Lud. Tross. Hamm. 1849.

Don Jos. Zorilla, Don Juan Tenorio. A. d. Span. durch G. H. de Wilde. Leipz. 1850.

Dr. L. Herrig, Handbuch der englischen National-Literatur von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit. Braunschweig 1850.

K. Simrock, Deutsche Volkslieder. Frankf. 1851.

A. Rudolph, Thassilo, Herzog der Bayern. Gotha 1850.

J. V. Zingerle, König Laurin oder der Rosengarten in Tyrol. Innsbruck 1850.

W. Künstler, Theodor Körner. Erfurt 1850.

Th. Opitz, Nikolaus Lenau. Leipz. 1850.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.


## Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1851.

(Schluß.)

Adry, Notice sur les manuscrits de Brienne et sur cette collection. — Bulletin du Bibliophile 1851 Mars.

Transactions from the Majellis Ache. — Journ. of the Ind. Archipel 1821 Jan.

Voysey's private journal, when attached to the trigonometrical survey in Southern and Central India. No. III. — Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. 1850 No. IV.

Hay (W. C.), Report on the valley of Spiti. — Ebendaselbst. No. VI.

Merivale (Charl.), A history of the Romans under the empire. 2 vols. 1850. — Quarterly Review (No. 176.) 1851 March.

Rajendralal Mittra, Note on an inscription from Oujein. — Journ. of the as. Soc. of Bengal 1850 No. VI.

On the advantage of the study of antiquity, and on excellence in art. — Museum of classical antiquities. 1851 Jan.

Giocondo (Fra Giovanni), On the rapid destruction of ancient monuments. — Ebendaf.

Donaldson (J. L.), Description of one of the city gates of Paestum. — Ebendaf.

Schönborn, Communication relative to an important monument recently discovered in Lycia. — Ebendaselbst.

Lloyd (W. Watkiss), On the paintings by Polygnotus in the Lesche at Delphi. Part I. — Ebendaf.

On the plan and disposition of the greek Lesche. — Ebendaf.

Falkener (Edward), On some Egyptian-Doric columns at Thebes. — Ebendaf.

Lynch (Thom. N.), Discoveries at Nimrood. — Ebendaselbst.

Meynaerts, Médaillons d'Arsinoé, reine d'Égypte. — Revue de la Numismatique belge. II. Sér. T. I. Livr. 1.

Piot (Ch.), Monnaies royales frappées à Amiens et à St.-Quentin par Philippe le Bon, duc de Bourgogne. — Ebendaf.

Serrure (C. P.), Jeton d'Edmond, baron de Bocholt et Oreye, grand commandeur des Vieux-Joncs. — Ebendaf.

Vanderstraeten (Edmond), Recherches sur les méreaux d'Audenarde et d'Eyne. — Ebendaf.

Thomsen, Lettre sur des monnaies de Baudouin IV, comte de Flandre. — Ebendaf.

„Mummeries of superstition" in the early church. (The sign of the cross.) — Dublin Review 1851 March.

Modern historians of the thirty years' war. (Gfroerer's Gustavus Adolphus.) — Dublin Review 1851 March.

Amari (M.), History of the war of the Sicilian Vespers. Edited with introduction and notes by the Earl of Ellesmere. 3 vols. Lond. 1850. — English Review 1851 March.

Document sur les massacres de Septembre 1792 à la Salpetrière. — Bulletin du Bibliophile 1851 Mars.

Tirel (Louis), La République dans les carrosses du roi. Scenes de la Révolution de 1848. Par. 1850. — Quarterly Review (No. 176.) 1851 March.

Cunningham (Peter), Handbook of London, past

and present. Lond. 1850. — Dublin Review 1851 March.

Williams (John), The ecclesiastical antiquities of the Cymry. — English Review 1851 March.

Simon (J.), Report on the sanitary condition of the city of London for the year 1849 — 50. — Quarterly Review (No. 176.) 1851 March.

Notices of Pinang. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 Jan.

Braddel (J.), On the history of Acheen. — Ebendaſelbſt.

Hodgson (B. H.), Aborigines of the North East Frontier. — Journal of the asiatic Soc. of Bengal 1850 No. IV.

— —, Aborigines of the South. — Ebendaſ. No. VI.

— —, On the Shou or Tibetan Stag. — Ebendaſ.

Sprenger (A.), On the Ghassanite Kings. — Ebendaſelbſt.

Kavanagh (Julia), Woman in France during the eighteenth century. 2 vols. 1850. (Noailles' life of mad. de Maintenon.) — Quarterly Review 1851 March. (No. 176.)

Pinchart (Alexandre), Biographies de Henri Van Eycke, de Pierre Vander Calster et de Quentin Massys. — Revue de la Numismat. belge. II. Sér. T. I. Livr. 1.

Phillips (Charl.), Curran and his contemporaries. 1850. — Blackwood's. Mag. 1851 Febr.

Lord Holland's foreign reminiscences. — Ebendaſ.

The life and correspondence of the late Robert Southey. In six volumes. Edited by his son, the rev. Charles Cuthbert Southey. Lond. 1849—50. — English Review 1851 March.

Lord Holland's foreign reminiscences. Lond. 1850. — Quarterly Review. (No. 176.) 1851 March.

Lives of Calvin, by Henry Audin and Dyer. — Ebendaſ.

Lord John Russell. Lond. 1851. — Ebendaſ.

Ruskin (John), The seven lamps of architecture. — English Review 1851 March.

Piddington (H.), A nineteenth memoir on the law of storms in the Indian and China seas etc. — Journal of the asiatic Soc. of Bengal 1850 No. V.

Baddeley (P.), On the dust-storms of India. — Ebendaſ.

Hannyngton (J. C.), Tables for determining heights by the barometer. — Ebendaſ.

Campbell (A.), An vers to Piddington's query about winds, storms etc. in Thibet. — Ebendaſ. No. VI.

Dareste (C.), Recherches sur la classification des poissons de l'ordre des Plectognathes. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) T. XIV. No. 3.

Examen de la place que doit occuper dans la classification le poisson fossile décrit par Volta, sous le nom de Blochius logirostris. — Ebendaſ.

Udekem (D.), Note sur le système respiratoire de la Lacinulaire sociale. — Ebendaſ.

Perris (Éd.), Mémoire sur le siège de l'odorat dans les articulés. — Ebendaſ.

Dufour (Léon), Quelques mots sur l'organe de l'odorat et sur celui de l'ouïe dans les insectes. — Ebendaſ.

Gratiolet (P.), Mémoire sur les plis cérébraux de l'homme et des Primates. — Ebendaſ.

— (—), Études sur le système vasculaire de la Sangsue médicinale et de l'Aulostome vorace, pour servir à l'histoire des mouvements du sang dans les Hirundinées bdelliennes. — Ebendaſ.

Blyth (E.), Conspectus of the ornithology of India. Journ. of the asiatic Soc. of Bengal 1850 No. IV.

Poultry literature. — Quarterly Review 1851 March. (No. 176.)

Naudin (C.), Melastomacearum quae in Mus. Par. contin. monogr. descript. tent. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) T. XIV. No. 3.

Weddell (H. A.), Considérations sur l'organe reproducteur femelle des Balanophorées et des Rafflésiacés. — Ebendaſ.

Geleznoff (N.), Mémoire sur l'embryogénie de Mélèze. — Ebendaſ.

Vriese (Guil. H. de), Analecta Goodenoviearum. — Nederlandsch kruidkundig Archief. Deel II. St. 2.

— —, Angiopteris Teysmanniana, nova filicum species. — Ebendaſ.

— —, Over eene periodieke verkorting van plantendeelen. — Ebendaſ.

— —, Polygonum cuspidatum Sieb. et Zucc. — Ebendaſ.

Teysman (J. E.), Over eene verhoogde temperatuur bij den mannelijken bloei van Cycas circinalis. — — Ebendaſ.

— —, Over eene zijdelingsche bloem-ontwikkeling aan den stam van Fourcroya tuberosa Ait. — Ebendaſ.

Van den Bosch (R. B.), Tweede bijdrage tot de algologische Flora van Nederland. — Ebendaſ.

Lumsdaine, Cultivation of Nutmeg and Cloves in Bencoolen. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 Jan.

Buist (George), On the general vibration or descent and upheaval, which seems, at a recent geological period, to have occurred all over the Northern Hemisphere. — Journ. of the asiatic Soc. of Bengal 1850 No. IV.

Piddington (H.), Examination of the new mineral Haughtonite (a compound of carbonate of lead and sulphate of barytes). — Ebendaſ. No. VI.

DuBoys (Alb.), Histoire du droit criminel des peuples modernes, considérée dans ses rapports avec les progrès de la civilisation. (De la paix chez les Germains. De l'amende. Du wergeld.) — Univ. cathol. 1851 Févr. Mars.

Michelet, Sur les rapports du Bouddhisme et du Christianisme. — Ebendaſelbſt.

Ozanam (A. F.), Les poëtes franciscains en Italie aux XIII. et aux XIV. siècles. (3. art.) — Correspondant T. XXVII. Livr. 11. (4. art.) T. XXVIII. Livr. 1.

Farces et moralités françaises du XVI. siècle. — Bulletin du Bibliophile 1851 Févr.

Shakespeare, jugé par les critiques français et allemands. (2. art.) — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1851 No. 14. 15. 23.

Lenormant (Ch.), Orsel et Overbeck. — Corresp. T. XXVII. Livr. 12.

The arts in Portugal. — Blackwood's Magaz. 1851 March.

Hittorff (M. J. J.), On the polychromy of greek architecture. — Mus. of class. antiquities 1851 Jan.

Falkener (Edw.), On the application of polychromy to modern architecture, as exemplified in the decoration of the exhibition building in Hyde Park. — Ebendaſ.

Langlois (V.), Tapisseries de l'époque de Louis XII, exposées au Musée de Cluny. — Revue archéol. Année VII. Livr. 12.

Teisserenc (Edm.), La crise des chemins de fer, son origine, ses conséquences, les remèdes qu'il convient de lui appliquer. — Journal des Économistes 1851 Mars.

Simmons (G.), The working classes; their moral, social and intellectual condition; with practical suggestions for their improvement. Lond. 1849. — English Review 1851 March.

## Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

Stearns (Will. A.), Education and supply of ministers in different ages and countries. — Biblioth. sacra 1851 April.

Ozanam, Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie. — Journ. des Savants 1851 Avril.

Fragmenta historicorum graecorum collegit etc. C. Müller. Vol. 3. Par. 1849. — Journ. des Savants 1851 Avril.

Johnston (Will.), England as it is, political, social and industrial. Lond. 1851. — Christian Remembrancer 1851 April.

The monasteries of Athos. — Ebendaſ.

Edwardes (Herbert), A year on the Punjaub frontier in 1848 — 49. 2 vols. London. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1851 April. (Vol. LV. No. 1.

Thackwell (E. J.), The second Sikh war. Lond. — — Ebendaſ.

Adams (George M.), Life and character of Dr. Neander. — Bibloth. sacra 1851 April.

The life and correspondence of Robert Southey. P. II. — Blackwood's Mag. 1851 April.

English mathematical literature. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1851 April.

Wertheim (G.), Mémoire sur les vibrations sonores de l'air. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Avril.

— —, Description d'un appareil pour la détermination de la vîtesse du son dans les gaz. — Ebendaſ.

Verdet (E.), Sur l'intensité des images lumineuses formées au foyer des lentilles et des miroirs. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Février 1851. — Ebendaſelbſt.

Wright (Thom.), Narratives of sorcery and magic, from the most authentic sources. 2 vols. Lond. 1851. — Blackwood's Mag 1851 April.

Fremy (E.), Recherches chimiques sur l'or. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Avril.

Hoefer, Histoire de la Chimie. T. II. (4. et dern. art. p. Chevreul.) — Journ. des Sav. 1851 Avril.

Fontainemoreau's improvements in the manufacture of soda, muriatic and nitric acids. — Repertory of Patent Inventions 1851 April.

Reeve (Lovell), On the geographical distribution of the Bulimi, a genus of terrestrial mollusca, and on the modification of their shell to the local physical conditions in which the species occur. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 April.

Blackwall (John), A catalogue of british Spiders, including remarks on their structure, functions, oeconomy and systematic arrangement. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Descriptions of new land shells from St. Helena, Ceylon and China. — Ebendaſ.

Richardson (John), Notices of australian fish. — Ebendaſelbſt.

Clark (Will.), On the Chemnitzia opalina and C. diaphana. — Ebendaſ.

Spence Bate (C.), Notes on Crustacea. (Contin.) — Ebendaſ.

— —, On a new genus and several new species of british Crustacea. — Ebendaſ.

Huxley (H.), Zoological notes and observations made on board H. M. S. Rattlesnake during the years 1846 — 1850. — On the auditory organs in the Crustacea. — Ebendaſ.

Walton (John), Notes on the british species of Curculionidae belonging to the genera Dorytomus and Elleschus. — Ebendaſ.

Ducrotay de Blainville, Ostéographie etc. (5. art. de M. Flourens.) — Journal des Savants 1851 Avril.

Voelcker (A.), On the composition of the ash of Armeria maritima growing in different localities, with remarks on the geographical distribution of that plant. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 April.

Moore (Thom.), On Lastrea uliginosa, Newm. — Ebendaſ.

Senarmont (H. de), Note sur l'antimoine oxydé natural de forme octaédrique. — Ebendaſ.

Wright (Thom.), Contributions to the palaeontology of Gloucestershire: — On the Strombidae of the Oolites. With the description of a new and remarkable Pteroceras. — Ebendaſ.

Monro (E.), Agricultural colleges and their working. Lond. 1850. — Christian Remembrancer 1851 April.

Atkinson (H. G.) and H. Martineau, Letters on the laws of man's nature and development. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1851 April (Vol. LV. No. 1.)

Turnbull (Rob.), Speculative philosophy. (Concluded.) — Bibl. sacra 1851 April.

Hickok's rational psychology. — Ebendaſ.

The minor poets of the day. (Rob. and Eliz. Browning, Bailey, Westwood, Currer, Ellis, Acton Bell.) — Christ. Remembr. 1851 April.

Modern ballad writers. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1850 April. (Vol. LV. No. 1.)

Rapet, Des conditions du bien-être pour les classes laborieuses et de l'influence qu'il exerce sur la moralité. — Journ. des Économistes 1851 April.

(Fortſetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß für den Band XXXII. folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

# Inhalts-Verzeichniß

## der Gelehrten Anzeigen von 1851, Band XXXII.

Die arabische Ziffer verweist auf die Seite des Bandes.


Ameis, Karl Friedrich Dr., Gottfried Hermanns pädagogischer Einfluß. Ein Beytrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten. Jena, 1850. 637.

Borgnet, Ad., Philippe II. et la Belgique. Bruxelles 1850. 569.

Burmeister, H. Dr., Die Labyrinthodonten aus dem bunten Sandstein von Bernburg zoologisch geschildert. Berlin 1849. 337.

Candolle, Alph. de, sur les causes qui limitent les *espèces végétales* du côté du Nord en Europe et dans les régions analogues. Annales des sciences naturelles. 3. Série. Botanique. T. IX. (1848.) 193.

— —, du mode d'action de la chaleur sur les plantes et en particulier de l'effet des rayons solaires. Bibliothèque universelle de Genève. Mars 1850. Genève. 193.

Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi. Ed. Jo. Carol. Theod. *Otto.* Vol. I — V. Jenae 1847 — 1850. 321.

Diemer, Joseph, *Deutsche Gedichte* des XI. u. XII. Jahrhunderts. Wien 1849. 73.

Diogenis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophthegmatibus libri decem. Ex Italicis codicibus nunc primum excussis recensuit *C. Gabr. Cobet.* Paris. MDCCCL. 609.

Fritsche, E., Resultate aus den Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen. Wien 1850. 329.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen herausgeg. von Joseph Chmel. I. Bd. Wien 1849. 577.

Grieshaber, Franz Karl, Oberrheinische Chronik. Rastatt. 1850. 129.

Hagen, Friedr. Heinr. von der, Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeschichten ꝛc. Stuttg. u. Tüb. Bd. I. II. u. III. 673.

Hinrichs, H. F. W. Dr., Geschichte des Natur- und Völkerrechts oder Geschichte der Rechts- u. Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwicklung. Leipz. 1848. 1850. 2 Bd. 657.

Huc, prêtre-missionaire, souvenirs d'un voyage dans la *Tartarie*, le *Thibet* et la *Chine* pendant les années 1844, 1845 et 1846. Paris 1850. 585.

Humboldt, Alex. von, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. III. Abth. 1. Stuttg. u. Tüb. 1850. 81.

Isokrates, ausgewählte Reden, Panegyricus und Areopagiticus, erklärt von Dr. R. Rauchenstein. Leipzig 1849. 185.

Kaiser, der, und der kunige buoch, oder die Kaiserchronik, herausg. von Hans Ferd. *Massmann*. Quedl. u. Leipz. 1849. 305.

Kaiserchronik, die, nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau. Herausg. von Jos. *Diemer*. Wien, 1849. 305.

Köstlin, Otto, Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher u. s. w. Stuttg. 1851. 777.

Lamprecht, Alexander, Gedicht des zwölften Jahrhunderts, von Dr. Hinrich Weismann. Frankf. a. M. 1850. 305.

Meiller, Dr. Andr. von, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs ꝛc. Wien 1850. 587.

Memoir upon the geological action of the tidal and other currents of the Ocean (Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences. New series. Vol. IV. 1849. 4.) 565.

Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen. Aus dem Englischen von Dr. Carl Vogt. Braunschw. 1851. 777.

Oersted, Hans Christian, der Geist in der Natur. München 1850. 787.

Pelouze et E. Fremy, *Cours* de *Chimie* générale. T. III. Paris 1850. 105.

Quenstedt, F. A., die Mastodonsaurier im grünen Keupersandsteine Würtembergs sind Batrachier. Tüb. 1850. 337.

Recueil de Chartes, Statuts et documents concernant l'ancien évêché de Lausanne, par MM. Fréd. de *Gingins-La-Sarra* et François *Forel*. Lausanne 1846. 1848. 65.

Richers, Johannes Dr., Natur und Geist. Die Grundprincipe der Materie. Leipz. 1850. 777.

Smyth, Thom. D. D., the *Unity* of the *Human Races* proved to be the Doctrine of Scripture, Reason and Science. With a Review of the present Position and Theory of Professor Agassiz. New-York. 1850. 777.

Sophokles, neue Bearbeitungen des S. 745.

Sophoclis tragoediae graece et latine, ex rec. Guil. *Dindorfii*. Lips. 1850. 745.

Sophokles Ajax, griech. mit metr. Uebers. u. s. w. von J. A. Hartung. Leipz. 1850. 745.

Sophokles, erklärt von F. W. Schneidemin. 1. Bändchen: Ajax, Philoctetes. Leipz. 1849. 249. 421.

Thurmann, Jules, essai de *Phytostatique* appliqué à la chaine de Jura etc. Berne 1849. Tom. II. 193.

Voyage d'Abd-allah ben Abd-el-Kader de Singapore à Kalantan, sur la côte orientale de la peninsule de Malaka, entrepris en l'année 1838. Traduit du Malay avec des notes et des éclaircissements par M. Ed. *Dulaurier*. Paris 1850. 598.

Zell, Carl Prof., Handbuch der römischen Epigraphik. Heidelb. 1850. 649.

Zumptii, Augusti Wilhelmi, commentationum epigraphicarum ad *antiquitates Romanas* pertinentium volumen. Berol. 1950. 257.

# Bulletin (Intelligenzblatt).

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1851.

Rede des Vorstandes der k. Akademie, Hrn. Hofraths von Thiersch, zur Feyer des 92jährigen Stiftungstags. 449.

Martius, von, Denkrede auf Heinrich Friedrich Link. 474.

### Sitzungen der Klassen;

#### Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 9. December 1850:

Wagner, A., Bemerkungen über einen neu aufgefundenen Mystriosaurus. 9.

Vogel, jun., Ueber das chemische Laboratorium des k. General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates. 13.

Sitzung am 11. Januar 1851:

Buchner, jun., Ueber einige neue Gährungs- und Verwesungs-Erscheinungen. 154.

Roth, Dr. Johannes, Ueber fossile Spinnen des lithographischen Schiefers. 164.

Lamont, Ueber die zur magnetisch-meteorologischen Erforschung des Königreichs Bayern im Jahre 1850 unternommenen Excursionen. 169.

Sitzung am 8. Februar 1851:

Sendtner, Dr. Otto, Bemerkungen über die Methode, die periodischen Erscheinungen an den Pflanzen zu beobachten. 356.

Sitzung am 11. April 1851:

Vogel, jun., Bericht über eine Reihe von Versuchen: Ueber den Einfluß der Vegetation auf die Atmosphäre. 643.

#### Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 7. December 1850:

Uebersicht des Inhalts dieser Sitzung. 30.

Halm, Vortrag über mehrere in seiner Ausgabe des Tacitus verbesserte Stellen. 31.

Uebersicht der Thätigkeit der Classe im Winterhalbjahr 1850/51. 641.

#### Historische Classe;

Sitzung am 23. November 1850:

Koch-Sternfeld, von, Die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betreffend. 27.

Sitzung vom 18. Januar 1851:

Wittmann, Ueber das Lebensende des Cherusker-Fürsten Armin. 345.

Sitzung am 15. März 1851:

Höfler, Ueber die politische Stellung der deutschen Reichsstädte im XV. und XVI. Jahrhunderte. 555.

Verzeichniß der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1850 bis März 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

47, 55, 159, 391, 647.

## Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1850,

137, 265, 401, 537, 687, 809.

Uebersicht der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek 1850,

145, 273, 409, 545, 689, 817.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS , Akademie der Wissenschaften,
182 Munich
M82 Gelehrte Anzeigen
Bd.31-32

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY